Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben von

SAMUEL LUDVIGH.

Sechszehnter Jahrgang.

16-17

ST. PAUL, Minn., 1864.

Für die Fackel.

Reise durch das Weltall.

Von Lehrer Funke.

Die Kometen.

Das Schrecklichste, was die Erde treffen könnte, wäre Das, wenn ein Weltkörper auf sie herabstürzte. In einem Augenblicke wäre dann nicht nur das ganze Menschengeschlecht, sondern auch alles andere Lebende auf ihr vernichtet.

Es wäre Dasselbe, als wenn wir mit einer 77 Mal größeren Geschwindigkeit als eine Kanonenkugel hat, also 3 2/3 Meilen in der Sekunde, gegen die Erde geschleudert würden. Von Monden haben wir das nicht zu fürchten; diese sind sämmtlich an ihre Planeten mit unsichtbaren aber unauflöslichen Banden gefesselt; aber daß die Kometen der Erde sehr nahe kommen, daß wohl gar ein solcher mit der Erde zusammenstoßen könnte, davon ist schon mehr als einmal gesprochen worden.

Auf unserer Reise durch das Weltall kommen wir jetzt auch zu den Kometen, lernen sie hier näher kennen und werden unter Anderm auch erfahren wie groß die Gefahr ist, mit der sie die Erde bedrohen.

Um die Sonne bekümmern sich die Menschen in der Regel nur wenig. Alle Jahre prangt der Abendstern geraume Zeit am Himmel: wer sieht nach ihm? Eben so lange und fast eben so schön zeigen sich Jupiter, Mars und Saturn. Die Wenigsten, selbst Gebildete, selbst Gelehrte, wissen, daß dies die berühmten Planeten sind, von denen sie tausendmal gehört, gelesen, geschrieben haben. Kommt aber ein bärtiger oder geschwänzter Komet, so läuft Alles; der Komet ist das Abendgespräch, so lange er sich zeigt und man vernimmt die abentheuerlichsten Meinungen über die Kometen.

Ich will, was über sie zu sagen ist, in fünf Abschnitte eintheilen und im

1. Die Meinungen der Naturforscher von den Kometen vortragen,
2. Kern, Dunstkreis und Schweif beschreiben,
3. Von den Bahnen,
4. Von der Größe und Menge der Kometen sprechen,
5. Wird untersuchen, ob auch die Kometen bewohnt sein können.

1. Meinungen der Naturforscher von den Kometen.

Belustigend ist es zu lesen, was die Menschen von jeher von den Kometen gedacht haben und was sie noch denken.

Die alten Griechen und Römer hielten sie für glänzende Meteore, welche aus den Dünsten unserer Erde entstehen, dort wohnen, reifen und vergehen. Nur Einer, der Philosoph Seneca ahnte die Wahrheit.

„Ich stimme," sagt er, „in Ansehung der Kometen unsern Naturforschern nicht bei; denn ich glaube nicht, daß sie ein vergängliches Feuer sind, sondern daß sie zu den ewigen Werken der Natur gehören." – „Es wird einst eine Zeit kommen, wo die Wissenschaft und der Fleiß vieler Jahrhunderte an den Tag bringen wird, was uns verborgen ist; zur Erforschung so wichtiger Dinge reicht ein Menschenalter nicht hin." — „Wenn einst die Naturforschung wird nachgewiesen haben, in welchen Himmelsräumen die Kometen umherschweifen, wie groß, von welcher Beschaffenheit sie sind, dann wird man sich wundern, daß wir so bekannte Dinge nicht gewußt haben."

Was Seneca geweissagt, ist eingetroffen; aber erst nach beinahe zweitausend Jahren. Nach seiner Zeit wurde es finster in der Welt, weil die allein Klugen, Priester und Mönche, es in ihrem Interesse fanden, die Völker dumm zu machen, und jedes Licht, wo es auftaucht, wieder auszublasen.

Wie man noch im 17. Jahrhundert über die Kometen urtheilte, zeigt Happels Cosmographie, ein tiefgelahrtes, 1787 zu Ulm erschienenes Werk in drei Quartbänden.

„Von der Bedeutung der Kometen," sagt Happel, der Professor, „ist schwerlich etwas Grundmäßiges zu setzen und wir überlassen diese Materie billig denen, die Profession davon machen: doch soll, nach Vieler Meinung, das Zeichen, darin ein Komet stehet, die Länder bemerken, so unter solchem Zeichen gelegen: Kommt er von Aufgang, so soll er einen fremden Feind bedeuten, stehet er still, so wird das Land, so darunter liegt, mit ihm selber uneinig werden, wohin sich der Schwanz wendet, dahin wendet sich auch das Unglück; kommt er bei anbrechendem Tage, so bedeutet er den Tod eines vornehmen Hauptes; so viel Tage er stehet, so viel Jahre wirkt er."

„Auf Kometen mit langen Schwänzen sind immer sehr ungemein rare Sachen erfolgt, so Anno 1363, worauf der Türk Amurat zum ersten in Europa geschiffet, 1444, worauf 's Jahr hernach Constantinopel von den Türken eingenommen wurde, 1491, worauf 9 Jahre hernach der große österreichische Kaiser Karolus 5. geboren wurde; so, daß man so viel sichet, daß:

Komet=Gestirn mit langen Schwänzen
Bedeuten große Consequenzen."

„Ich finde keinen Ast o'ogun, der es in seinem Prognostico über den Kometen von 1860 richtiger getroffen, als der königl. schwedische Mathematikus zu Stade, Herr Johann Heinrich Voigt, dessen Abbildung des Kometen und Prognosticum allhier zum Exempel einzuführen, ich kein Bedenken trage; er spricht aber unter Anderm in seinem Urtheil über besagten Kometen also:

„„Die Farbe des Kometen war nicht nur saturnisch, bleich, trüb und dunkel anzusehen, woraus nach astronomischen Regeln gemuthmaßt wird, daß es Unfruchtbarkeit der Erden, darauf Theuerung, Hungersnoth, ungesunde Luft, Pestilenz, langweilige vieltägige Fieber und viele andere ankiebende Krankheiten bedeuten soll: sondern er war in und an seinem Kern auch martialisch, wie ein verdecktes, unter der Asche glimmendes Feuer, und ist viel zu besorgen, daß er martialische, hitzige Köpfe, unruhige Kriegs=Consilia, Kriegs=Begierden, und allerhand Verwüstungs=Greuel moviren und bedeuten dürfte. Absonderlich kommen mir fast grausam für die an den Kometen dann und wann nicht ohne besondern Schrecken erblickten auf schießenden und wieder zurückziehenden feurigen Spitzen, als gültene spitzige Nägel: Ich sorge, und sorge sehr, es dürfte so feurige, stachlichte und spitzige Kriegs- und Verwüstungshändel geben, da ganz Deutschland und dessen Grenzen in eitel Jammer und Kummer, in Plagen und Zagen stehen dürfte.""

„Hört's Ihr Naturalisten! Vernehmt's, Ihr Atheisten!"

Unter den Atheisten und Naturalisten sind zu verstehen: Galiläi, Copernicus, Tycho Brahe, Keppler, Cassini, unsterbliche Namen, welche man nach Jahrhunderten noch mit Ehrerbietung nennen wird; denn alle diese großen Männer hatten zu Happels Zeit schon gelebt und gewirkt, oder waren seine Zeitgenossen, obgleich sie zu der von der Hierarchie und ihrem Anhange verfolgten, Happel aber zur gut gesinnten Presse gehörten.

Tycho Brahe hatte schon 1577 die unwiedersprechliche Entdeckung gemacht, daß die Kometen Himmelskörper seien; Cassini hatte 1664 dem damaligen Kometen seinen Lauf am Himmel auf einer Himmelskugel genau vorgezeichnet.

Ich schweige von dem Unsinn, welcher bei Erscheinung eines Kometen unter dem Pöbel laut wird, da ihn ein großer Polyhistor, der es besser hätte wissen können, ausführlich vor uns ausgebreitet hat und gedenke nur noch der Hypothese, welche der berühmte Superintendent Wagner zu Potsdam in seinem, nun freilich auch schon vergessenen Werke: „das Leben des Erdballs und aller Welten" vorträgt.

Alle Weltkörper, Sonnen, Kometen Planeten und Monde sind nach Wagner lebende Wesen. Sie besitzen ein Herz, Adern, Blut, Knochen, Muskeln, Nerven, Haut und Haare. Sie athmen, wodurch bei der Erde Ebbe und Fluth entsteht und nehmen Nahrung zu sich. Daß die Nahrung, das Blut und der Körperbau bei Weltkörpern von ganz anderer Art und Beschaffenheit sein müsse, als bei uns Menschen, versteht sich von selbst. Ihre Nahrung saugen sie aus dem Weltraume an sich; in den Adern der Erde fließen statt des Blutes geschmolzene Metalle. — Uebrigens wäre es die größte Thorheit, bei der Größe und Wichtigkeit dieser lebenden Geschöpfe zu glauben, daß sie von der Milbe, Mensch genannt, an geistigen Kräften übertroffen werden; gewiß überwiegt ihre Vernunft die unsrige eben so weit, als wir an körperlichem Umfange ihnen nachstehen.

Die Sonne ist die Mutter Säugerin und Ernährerin aller sie umkreisenden Weltkörper. Ihre ganze Oberfläche ist zeugungsfähig und entwickelt ohne Unterlaß neue Embryonen. Wenn diese reif sind, so kommt der Fötus als junger Komet hervor, welcher durch den heftigen Umschwung der Achse von ihr geschleudert wird und auf solche Weise seine Bahn und Bewegung erhält. Noch oft kehrt das Sonnenkind zurück an die Mutterbrust, um Wärme und Nahrung von ihr einzusaugen; allmälig aber wird es selbstständig, seine längliche Bahn gestaltet sich kreisförmiger, der Komet tritt in das männliche Alter und reihet als jüngster Planet sich seinen älteren Brüdern an. Er fängt nun an, selbst Kinder zu gebären, nämlich Monde. Während dessen wird er alt, sein Lauf wird immer schneller, seine Bahn kürzer, sein Kreis enger, bis er endlich, von wo er ausgegangen ist, entkräftet und lebenssatt in den Schoos der Sonne zurücksinkt.

2. Kern, Dunstkreis und Schweif der Kometen.

Mit inniger Bewunderung betrachten wir die unendliche Mannigfaltigkeit, wel-

che die Natur entwickelt. Wonne durchdringt uns, wenn wir di se Mannigfaltigkeit sich ordnen, wenn wir sie zur Einheit zusammenfließen sehen.

Oken hat nachgewiesen, daß die einzelnen Theile, aus denen der Mensch besteht, als selbstständige Thiere leben; manche von ihnen sind ein bloßer Darm, noch andere sind weiter nichts als Schleim. Auch von dem Baume sehen wir einzelne Theile als selbstständige Pflanzen; es giebt deren, welche blos eine Wurzel, ein Blatt, ein Stengel sind.

So auch am Himmel. Die vollkommensten Weltkörper sind die Sonnen, sie sind eine Vereinigung der alten vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Alle einzelnen Theile derselben bewegen sich im Weltraume: Lichtnebel, nackte Kerne ohne Atmosphäre, Atmosphären ohne einen Kern.

Die nackten Kerne sind die Monde; als bloße Atmosphären erscheinen die Kometen.

Zusammengesetzt aus schon mehren Elementen sind die Planeten, welche von den vier Elementen blos des eigenen Lichts entbehren.

Die Sonne kommt mir vor wie der Mensch des Weltraums; mit ihrem Flammenauge blickt sie nach allen Richtungen hin und Alles muß ihr dienen. Gefährten und Diener der Sonne sind die Planeten, welche an Stoff ihr gleichen, wie die andern Säugethiere den Menschen, nur daß sie (wie die Thiere des Lichtes der Vernunft) des materiellen Lichtes entbehren.

Die Monde, festgewachsen an ihre Planeten, entsprechen in dieser Beziehung dem Pflanzenreiche.

Die Kometen endlich sind die Vögel oder die geflügelten Insekten des Weltalls. Eine andere Gestalt hat der sitzende, eine andere der laufende oder fliegende Vogel. In der Regel hat auch der Komet seine Flügel zusammengeschlagen und bedeckt damit seinen Körper; bemerkt er aber, daß er in Gefahr schwebt, auf die Sonne oder einen Planeten zu stürzen so entfaltet er seine Fittige und seinen Schweif und fliegt eiligst wieder von dannen.

In der Regel scheint ein Komet aus drei Theilen zu bestehen, dem Kerne, dem Dunstkreise und dem Schweife. Aber nur der Dunstkreis ist das Wesentliche an ihm. Bei vielen Kometen bemerkt man gar keinen Kern, mehre noch haben durchaus keinen Schweif. Der Kern sieht aus wie eine haarige, verwaschene Dunstmasse, es läßt sich meistens nicht bestimmen, wo seine Grenze ist, indem er mit dem Dunstkreise zusammenfließt. Wo er schärfer begrenzt erscheint, ist er außerordentlich klein. Der Kern des Kometen von 1811 hatte nach Herschel, 550 Meilen, der von 1807 hundert und zehn Meilen, der von 1805 blos sechs Meilen und der von 1798 gar nur fünf Meilen im Durchmesser.

Der Dunst- oder Lichtkreis der Kometen scheint weniger aus groben, wässerigen Dünsten, als aus einer Anhäufung des feinsten Lichtstoffes zu bestehen. Er bedarf keiner Erleuchtung durch die Sonnenstrahlen; denn er ist auf der nach der Sonne gerichteten Seite nicht heller als auf der abgewandten, und sein Glanz nimmt in der Nähe der Sonne nicht zu und in der Sonnenferne nicht ab. Bei dem Kometen von 1444 erreichte er eine Höhe von 800, bei dem von 1796 von 21,000 Meilen und war viele tausendmal größer als der Komet selbst, welcher als ein kleines helles Pünktchen darin zu schwimmen scheint und läßt die hinter ihm stehenden Fixsterne deutlich erkennen.

Der Kern schwebt gewöhnlich nicht in der Mitte der Dunstmasse, sondern näher nach der Sonne zu, auch umgiebt den Kern der Dunstkreis nicht unmittelbar, sondern in einiger Entfernung, so daß er mehre Ringe bildet, deren Mittelpunkt der Kern ist.

Wer denkt nicht hierbei an Saturn mit seinen fünf Ringen? Wären am Ende doch wohl die Planeten aus Kometen entstanden? Oder waltete nur bei der Bildung beider Art von Ringen das gleiche Naturgesetz? Welche Räthsel giebt doch die Naturkunde dem menschlichen Scharfsinn auf! Und hat er endlich eins davon durchschaut, so stehen hinter demselben sogleich zehn neue.

Es lebt und regt sich in den Dunstkreisen unaufhörlich, sie dehnen sich aus und ziehen sich zusammen, so daß sie bisweilen während einer Nacht viermal kleiner und größer werden.

Der Schweif entsteht augenscheinlich, wenn der Komet in seine Sonnennähe kommt. Wird ein Komet dem bloßen Auge sichtbar, so hat er auch einen Schweif, die aber bloß durch Fernröhren gesehen werden, haben in der Regel keinen. Bei der Rückreise von der Sonne ist der Schweif allemal größer als bei der Herreise zu derselben. Er befindet sich allemal auf der von der Sonne abgewendeten Seite, und besteht also aus Stoffen, welche Schwere gegen den Kometen haben, von der Sonne aber abgestoßen werden. Gemeiniglich ist er etwas gekrümmt, was von der schnellen Bewegung herrührt und oft breitet er sich aus wie ein Fächer, so daß der Komet zwei oder drei Schweife zeigt. An dem Kometen von 1810 bemerkte man sogar einen schwachen, dem Hauptschweif entgegengesetzten, nach der Sonne gerichteten Gegenschweif.

Kometen, die mehrmals wiedergekehrt sind, zeigten sich jedesmal in einem andern Gewande. Einmal war ihr Schweif unbedeutend, das anderemal fehlte er ganz und bei der dritten Erscheinung strahlte er über das ganze Himmelsgewölbe.

Die verschiedene Gestalt der Kometenschweife erlaubt sie einzutheilen in Bart-, Schwanz- und Haarkometen. Die Bartkometen gehen vor der Sonne auf, welche ihnen also zu folgen scheint; aus ihrem Schweife hat die Einbildungskraft, weil sie ihn vor sich breiten, einen Bart gemacht. Die Schwanzkometen folgen scheinbar der Sonne, gehen nach ihr

unter und schleppen den Schweif als einen Schwanz hinter sich her. Die Schwanzkometen sind folglich Abendsterne, die Bartkometen Morgensterne. Haarkometen sind solche, deren Schweif, von der Erde aus gesehen, hinter den Kern fällt, oder auch, die statt des Schweifes blos einen Dunstkreis haben, so daß der Komet wie ein haariger Kopf aussieht.

Noch bleibt eine Frage. Da man weiß, wie schwer jeder Planet ist und da die Kometen uns nahe genug kommen, um von unsern astronomischen Gewichtsetzern ergriffen zu werden: was wiegt denn ein solcher Komet? Zur Antwort dient: Auf die Wage, mit der man die Planeten gewogen hat, hat man auch die Kometen gelegt, und siehe — sie wogen gar nichts.

Die Schwere der Planeten ergiebt sich aus der Kraft, mit der sie ihre Monde anziehen, mit der sie ihre Nachbarn von ihrer Bahn ablenken. Das Reich der Planeten erstreckt sich über viele Millionen Meilen, vom Jupiter bis zu den Asteroiden, von der Erde bis zum Neptun. — Kleinere Körper, wie die Monde, werden von ihnen unterjocht und müssen ihnen in alle Ewigkeit dienen, bei größeren entsteht ein Ringen, der kräftigere zieht stärker als der schwächere; doch muß auch er im Verhältniß nachgeben, bis endlich ihre Flugkraft sie wieder auseinander reißt.

In das Bereich des Saturn, und noch mehr des Jupiter sind schon viele Kometen gekommen und durch sie von ihren Bahnen abgelenkt worden; sie selbst aber haben die Bahn der Planeten auch nicht um einen Zoll verrücken können.

Aus Allem geht hervor, daß die Masse der Kometen unbegreiflich leicht und locker ist. Viele Sternkundige (namentlich auch Littrow) vermuthen daß sie aus bloßer Luft, oder aus einem noch leichteren Stoffe bestehen; ja, Letzterer meint, es möge wohl aus einer einzigen unserer Wolken ein ganz ansehnlicher Komet sich bilden lassen.

Wenn man einen Flocken Wolle in die Luft wirft, so fliegt er nie so weit als eine Bleikugel. Die Weltkörper bewegen sich in einer Luft, welche viele tausendmal leichter und dünner ist als die Erdluft, nämlich in der Himmelsluft oder dem Aether. Die dichten, schweren Planeten werden vom Aether so wenig in ihrem Laufe gehemmt, daß sie nach Jahrtausenden auch nicht um eine Secunde langsamer gehen. Aber den lockern, leichten Kometen setzt der Aether einen sehr merkbaren Widerstand entgegen. So weiß man, z. B. vom Halley'schen Kometen den ganzen Weg, welchen er durchläuft und kennt genau die Geschwindigkeit, welche er auf jedem Punkte seiner Bahn haben muß. Eben so wie Sonnen- und Mondfinsternisse auf die Secunde berechnet werden und pünktlich eintreffen, müßte auch der Komet zu der berechneten Secunde in seinem Sonnennähepunkte stehen. Aber nein! Er kommt oft zwei Jahre zu spät. Wie den Wanderer ein heftiger Wind, wenn er gegen ihn gehen soll, so ermüdet ein Komrun und verzögert seine Ankunft der Widerstand des Aethers.

Wollen wir daher die Kometen mit etwas Irdischem vergleichen, so schwimmen sie in der Himmelsluft, wie in unserer Atmosphäre die Dunst- und Nebelbläschen.

3. Bahnen der Kometen

Alle Weltkörper bewegen sich in länglichrunden Bahnen — in Ellipsen — um einen größeren Körper. Alle Planeten und Kometen bewegen sich in Ellipsen in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, um diesen Centralkörper.

Wir auf der Erde sind im Sommer zwanzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt im Winter 21 Millionen Meilen Diese Ellipse ist dem Kreise sehr ähnlich; ganz anders sehen die Ellipsen aus, welche die Kometen beschreiben. Sie sind zwei bis sechs mal länger als breit.

. ...

Wir begleiten einen Kometen auf seinem Wege um die Sonne, und da wir auf unserer Reise durch das Weltall beim Uranus 400 Meilen von der Sonne stehen, so schwingen wir uns auf einen solchen, welcher gerade in seiner Sonnenferne weit, weit hinter dem Uranus sich befindet. Es ist der merkwürdige Komet von 1680, den wir bestiegen haben.

Aufmerksam auf Alles, was um uns her vorgeht, entdecken wir auf dieser Reise ein merkwürdiges Naturgesetz.

Wir gehören zur Sonne. Was die Sonne hat, das läßt sie nicht los. Was auf ihr liegt, das hält sie fest mit unsichtbaren, aber ehernen Banden. Was um sie fliegt, muß desto schneller fliegen, je näher es ist, je näher es ihr kommt. Wir sehen das an den Körpern, an denen wir vorbeischiffen und deren giebt es Millionen und Billionen, große, wie die Planeten, kleine, wie die Monde und Asteroiden die man auf der Erde bei Weitem noch nicht alle kennt, winzige, gleichsam mikroskopische, Weltenstaub könnte man sie nennen von denen man auf der Erde blos Spuren hat, und sie Meteorsteine nennt.

Alle diese Körper möchte die Sonne an sich reißen, sie wollen aber selbstständig bleiben und schießen deshalb mit rasender Geschwindigkeit um sie herum. Wo Uranus wohnt, beträgt die Geschwindigkeit aller Körper eine Meile in der Secunde, bei Saturn 1 3/10 Meilen, in der Nähe des Jupiter 1 7/10 Meilen, in der Gegend der Asteroiden 1 1/10 Meilen, bei Mars 3½ Meilen, im Erdgebiet 4 Meilen, bei Venus 5, bei Merkur acht Meilen

Unser Komet ist wohl dreißigmal weiter entfernt von der Sonne als Uranus. Er legt in einer Secunde kaum eine Achtelmeile zurück; uns scheint er still zu stehen. Grauenhaft ist unser Aufenthalt in dieser Einsamkeit! Schon längst sind alle Planeten verloschen und selbst die Sonne zeichnet sich vor den andern Ster-

nen zwar durch ihren Glanz, aber nicht durch scheinbare Größe aus.

Da plötzlich zeigt unser Führer (natürlich ein Astronom) uns an: „Die Sterne bewegen sich wieder, die Sonne wird größer und heller.“ Alles deutet darauf hin, wir nähern uns aufs Neue dem Lichtquell. Immer schneller wird unsere Bewegung. Schon legen wir, das zeigen uns unsere Instrumente, eine Meile in der Secunde zurück, schon ziehen wir an Uranus vorüber; dort kommt auch Saturn uns zu Gesicht.

Ha, was ist das? Ein Mond entsteht dort am Himmel und ist bereits so groß wie der schrinbare Erdmond, vier kleine Monde umschwirren ihn, er nimmt endlich das halbe Firmament ein! — Wir streichen am Jupiter hin und durchschneiden sein Mondsystem. Er lenkt unsern Kometen ab von seiner Bahn; aber zurückhalten kann er ihn doch nicht; mit beschleunigter Eile stürzen wir hin zur Sonne. Immer schneller wird nun die Bewegung unsers Kometen. Wir nähern uns der Erde, und da, wie schon erinnert, die Entfernung für das geistige Auge kein Hinderniß ist, blicken wir aufmerksam nach unseren Brüdern, den Menschen hin. Mit aufgehobenen Armen und mit gerungenen Händen sehen sie nach uns hin. Ihre Astronomen haben berechnet, daß unser Komet bis auf 4000 Meilen der Erde nahe kommen wird.

Welche Springfluthen wird er über die Erde schütten! Welche Orkane wird er erregen! Und, ach! wenn sich die Astronomen um ein Milliontheilchen verrechnet, wenn der Aether unsern Kometen aufgehalten, wenn Jupiter seine Bahn verändert hat, so stürzt der Komet herab auf die Erde, es geschieht, was ich im Anfang erwähnte, und alles Lebende wird vernichtet.

Daß Jupiter uns abgelenkt hat, ist richtig; aber zum Glück für die Erde, wir streichen an ihr hin in der Entfernung des Mondes und schaden ihr nicht. Immer größer wird mit jedem Augenblicke die Sonne. Schon längst, schon als wir in der Nähe der Asteroiden waren, gerieth unser Komet in Gährung die ungewöhnliche Wärme dehnte die Gase und Dünste, aus denen er besteht, aus, er schwoll an wie ein Luftballon, wenn er beginnt sich zu füllen; jetzt reißen sich auf allen Seiten Theile von ihm los und suchen der Sonne zu entfliehen, indem sie sich hinter dem Komet n sammeln und einen Schweif bilden, der von der Sonne bis zur Erde reichen würde, wenn seine Richtung dahin ginge. Der Komet stürzt in gerader Linie, so scheint es uns wenigstens, nach der Sonne hin, er senkt sich sogar in seine Atmosphäre hinein. Aber zu schnell ist seine Bewegung geworden, als daß selbst die mächtige Anziehungskraft der Sonne sie hemmen könnte. Er schwingt sich um sie herum und eilt beflügelten Laufes wieder zurück in die Heimath, weit jenseits der Uranusbahn. In seine Heimath, sage ich, denn dort in der Sonnenferne, wo er Jahrtausende sich aufhält, und nicht in der Sonnennähe, wo er nur wenige Tage weilt, ist er zu Hause.

Die Bahnen der Kometen unterscheiden sich von denen der Planeten auch noch durch einen andern Umstand.

Man denke sich eine Ebene, welche den Weltraum, wenn das möglich, in zwei Theile spaltet. In dieser Ebene liegt die Sonnenbahn, die Erdbahn, die Bahnen aller andern Planeten und die der meisten Monde. Diese Ebene, welche in der Astronomie so wichtig ist, heißt die Ebene der Sonnenbahn (Ekliptik). Die Kometen kehren sich nicht an die Sonnenbahn. Sie kommen an jedem Punkte des Himmels zum Vorschein und durchkreuzen den Himmelsraum nach allen Richtungen.

Deshalb auch erkennt man einen schon dagewesenen Kometen nicht an seiner Gestalt; denn sie sehen allemal anders aus, sondern an den Elementen, nämlich ihrer Bahn.

4. Größe und Menge der Kometen.

Nicht leicht findet man in der Sprache einen schwankendern Begriff als den der Größe. Abgesehen davon, daß er relativ ist, bezeichnet er auch keinen Inhalt. Die größten Körper sind oft leer, ja, das Größte, was es giebt, der Raum, ist eigentlich ein Nichts.

Auf die Kometen paßt dieser elastische Begriff vorzugsweise, weshalb wir sie zu den größten Weltkörpern zählen dürfen.— Der Komet von 1798, der kleinste unter allen bekannten, hatte einen Kern von 8 Meilen im Durchmesser; aber seine Dunsthülle stand an Umfang dem Jupiter nicht nach. Man hat Kometen gesehen, welche mit Inbegriff der Dunstkugel im Durchmesser 200,000 Meilen hatten und folglich so groß waren wie die Sonne. Und wenn wir nun gar erst ihre Schweife ansehen; hier reicht der kleinste von der Erde bis zum Monde, die größeren von der Erde bis zur Sonne. Mit Recht kann man daher sagen, daß die Kometen unter den Weltkörpern, die wir kennen, die größten, daß sie selbst größer als die Sonne sind.

Noch wichtiger erscheinen uns die Kometen, wenn wir auf ihre Zahl sehen. — Aber wie zählen wir sie? Seht hin an den Himmel, während ich dies schreibe, sieht gar keiner, und jetzt wieder keiner dort! Dennoch läßt sich wenigstens eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen.

Gezeigt haben sich, seitdem man es aufgeschrieben hat, wohl 1000 Kometen und 125 davon sind uns genauer bekannt und ihre Bahnen sind aufgezeichnet worden. Von diesen 125 durchschnitten den Raum

zwischen Sonne und Merkur	25
„ Merkur und Venus	48
„ Venus und Erde	27
„ Erde und Mars	20
jenseits des Mars	5

Demnach scheinen die Kometen sich in der Nähe der Sonne zusammen zu drän-

gen, und je weiter von dieser wir uns entfernen, desto weniger Kometen finden wir; aber ganz das Gegentheil ist wahr. Hier ist nämlich nur von den Kometen die Rede, deren Bahn berechnet ist; weit größer ist die Anzahl derjenigen, welche man blos sieht, ohne ihre Laufbahn bestimmen zu können. Finden wir aber zwischen Sonne und Mars 125 Kometen, so können dem Raume nach zwischen Mars und Saturn 1250 sein. Bedenken wir, daß zur Beobachtung und Aufsuchung der Kometen unter zehn Nächten kaum eine taugt, so erhalten wir 12,500. Da aber die eigentliche Heimath der Kometen erst da anfängt, wo die Planeten aufhören, und da der Raum bis wohin in die Sonne wirkt, mehr als tausendmal größer ist als das Planetgebiet, so kann man die Menge der Kometen auf mindestens 12 Millionen schätzen. Ja, die meisten Astronomen halten sie für noch weit größer und namentlich Wurm veranschlagt sie auf wenigstens 64,000 Millionen.

Ein unerwartetes, blendendes Licht über den Bau des Weltalls strömt uns hier entgegen. Wir sehen augenscheinlich, die Kometen sind an Ausdehnung größer, als alle andern Weltkörper.

Nun mögen sie leicht sein; aber — finden wir die meiste Kraft auch allemal bei den schwersten Körpern? Welche Gewalt enthält schon ein Loth Pulver! Ist nicht der Dampf, dieser Rauch, der sich kaum wägen läßt, ein wahrer Herkules an körperlicher Kraft? Halten wir an diese Betrachtungen auch noch die Menge der Kometen, so befängt uns der Gedanke, die Kometen seien der wichtigste Theil des Sonnensystems, hauptsächlich um ihretwillen sei die Sonne, seien die Planeten da.

5. Können die Planeten bewohnt sein?

Mit unseren Sinnen, selbst mit den bewaffneten, werden wir nie dahin gelangen, die Bewohner fremder Weltkörper zu erblicken. Höchstens könnte das beim Monde gelingen; aber die Planeten und Kometen stehen zu hoch.

Wohlan denn, wenn die Sinne nicht so hoch steigen, so haben wir noch ein anderes Vermögen, welches wohl noch höher als bis zu den Kometen hinanklimmt, nämlich die Vernunft. Laßt uns eine Leiter bauen aus Schlüssen! Mit ihrer Hülfe wollen wir, hoffe ich, auch in das unbekannte Land der Kometen blicken. Sollte uns aber an der Leiter eine Sprosse fehlen, so nehmen wir unsere Zuflucht zu den Flügeln der Phantasie.

Cartesius lehrte: die Natur dulde keinen leeren Raum — und in der That läßt sich ein solcher auch nirgends nachweisen. Nach unsern Wahrnehmungen dürften wir den Satz daneben stellen: Die Natur duldet keinen unbelebten Raum. Wir sehen auf der Erde das Wasser wimmeln von Fischen, Conchylien und andern Thieren, die Luft ertönt von dem Geschwirr der Vögel und Insekten. Wer zweifelt noch, daß die übrigen Planeten ebenfalls bewohnt seien? Von einigen, namentlich vom Mars, wissen wir, daß er Wolken, Schnee und Regen hat, daß das Wasser im Winter friert, im Frühling schmilzt, daß es dort so warm und so kalt als bei uns sein mag. Die wässerigen Meteore erzeugen Quellen, Bäche, Flüsse, Seen und Meere. Fruchtigkeit und die belebenden Strahlen der Sonne entlocken der Oberfläche des Mars unzählige Pflanzengattungen, in seinen Wäldern hausen Vögel und Wildpret aller Art, auf seinen Wiesen weiden die Hausthiere der Menschen! Wir sehen im Geiste, wie der Ackersmann die Felder mit dem Pfluge durchschneidet, wie er Wagen, beladen mit dem Segen seiner Ernte, nach volkreichen Städten hinführt.

Die tiefsten Stellen auf der Oberfläche der Erde nehmen die Meere, die tiefsten Stellen im Sonnengebiete nehmen die Planeten ein. Hätten die Fische, Corallen, die Perlenmuscheln, welche auf dem Boden des Meeres leben, Vernunft, sie würden es dennoch nicht glauben, daß außer dem Wasser auch noch Geschöpfe leben können.

Ihre Schlüsse, wir wir wissen, wären falsch; und so auch würden wir auf unrichtige Ergebnisse stoßen, wenn wir von unsern Wahrnehmungen, von unsern Bedürfnissen auf die Bewohner der Kometen schließen und sie hinwegläugnen wollten. Die Fische mögen wohl glauben, das Wasser sei die Welt, wo es aufhört beginne das Nichts. Wir glauben, die Erde ist die Welt, wer kann leben auf den Kometen, wo für die Füße kein Grund, sondern blos etwas dichtere Luft ist? Welche Speise kann dort wachsen? Wo sind die Weiden für Rinder und Schafe? — Wohl! daß wir dort nicht leben können, leuchtet ein; darf es darum keine Wesen geben, welche eines feineren Elementes bedürfen?

Das Sonnengebiet, der abgegrenzte Raum im Weltall, in welchem die Sonne herrscht, den sie erleuchtet, bis wohin ihre Anziehungskraft reicht, hat die Gestalt einer Kugel. Das Planetensystem, einer Scheibe gleich, durchschneidet und halbirt diese Kugel. Die Uranusbahn ist der Aequator derselben.

Wie auf der Erde so ist im Sonnengebiet der Aequator und die heiße Zone am stärksten belebt, bewohnt, bevölkert. Aber gehen darum die andern Zonen leer aus? Wie auf der Erde das Land und Meer, so mag im Sonnengebiet die unmittelbare Oberfläche die meisten, wenigstens die massenhaftesten Bewohner haben, aber darum ist auf der Erde die Luft, darum ist der das Sonnengebiet begrenzende Aether nicht leer von Geschöpfen.

Nicht nur die Bewohner des Meeres und die der Festländer, auch die geflügelten Bürger der Luft beherbergen auf ihrem Rücken wiederum Bewohner. So werden denn auch die Kometen, die Vögel des Weltalls, nicht ohne lebende Wesen sein.

Nun, ich dachte es wohl, daß wir auf den Kometen Bewohner finden würden. Aber wie fang ich's an, um euch da unten, die ihr uns nicht gefolgt seid, die neu entdeckte Gattung von Wesen zu beschreiben? Aehnliches, womit ich die Kometen vergleichen könnte, giebt es nicht auf eurer Erde. Wie eure Leiber geworden sind aus lustigen, wässerigen und erdigen Stoffen, so die Erzeugnisse der Kometen aus Licht; denn beide sind verschieden. In geringem Maße erregt das Sonnenlicht in den Leibern der Kometenbewohner unnennbares Wonnegefühl; im Uebermaße, wenn sich der Komet der Sonne nähert, wird es ihnen so lästig wie uns die Sonne der Sahara. Sie fliehen daher so weit sie können von ihrem Kometen hinweg, um sich im kühlen Aether zu baden und was ihr den Kometenschweif nennt, sind die leuchtenden Körper seiner unzählbaren Bewohner.

Auf der Erde ist der todte Stoff: Stein, Metall, Thon das Ueberwiegende, auf den Kometen besteht fast der ganze Körper aus lebenden Wesen, welche sich in der Sonnenferne an einander drängen, um sich gegenseitig zu erwärmen, in der Sonnennähe aber auseinander schießen.

Nun aber fragt mich nichts mehr! — Gewohnt mit einem Fuße der Vernunft auf dem Obersatze, mit dem andern auf dem Untersatze des logischen Schlusses zu stehen, schwindet euch jetzt schon bei dem kühnen Fluge, den ihr mich wagen seht.

Briefe an Gräfin Justine Csaky Skerlets.

Von F. Ludwigh.

Melnik, 18. Mai 1834.

In der Regel findet man sich am meisten in der Erwartung getäuscht, wenn man sich zu hohe Vorstellungen von einer Sache gemacht, und es ist stets angenehmer mehr zu finden, als man erwartet hat: so ging es mir mit dem Bade von Bunzlau, das ich nach dem Maßstabe der Schützeninsel zu Brandeis gemessen hatte. Rechts von der Marien-Kirche zu Bunzlau, einer Reihe Landhäusern vorüber, bezeichnete man mir den Weg in das Bad. Bald trat ich, von süßen Melodien des Gefieders gewiegt, in eine große Allee, wo folgende Inschrift zu lesen:

Freund! Du bist hier herzlich willkommen
Betracht', es bleibt dir unbenommen
Hier jede Schönheit der Natur.
Ruh aus von jedem Drang und Leide,
Betracht, du findest da mit Freude
Auf jedem Schritt der Gottheit Spur.
Doch hör auch freundlich meine Bitte,
Verschone, Freund, mit Hand und Tritte,
Die liebe, kleine Pflanzung hier.
Sie wird — dies sei von dir erwogen —
Zu Kaiser Franzens Lust erzogen,
Und zu des Vaterlandes Zier —
Hier giebts so manchen Sitz der Freuden,
Und Plätzchen auch für stille Leiden,
Für ächte Freundschaft ein Altar.
Drum ehr' des Vaterlands Gesetze,
Eifeeu dich hier; doch Nichts verletze:
Sei unter Pflanzen kein Barbar!

Gegenüber an einem Baume liest man:

Jeder der dies stille, holde Thal
Der Natur mit Freundlichkeit betreten,
Sei willkommen tausendmal!
Er erfreue sich in diesen Beeten,
Philomele singe ihm ein Lied,
Nichts bewölke seines Herzens Frieden,
Einsamkeit erquick hier sein Gemüth,
Freude sei ihm überall beschieden, —
Man befördert, o wie gerne, sein Vergnügen;
Aber eine Bitt! — er trink' mit vollen Zügen
Honig nur aus Blumen, nach der Biene Art,
Nicht das Gift, das sei für Spinnen aufbewahrt.

Aus dieser Allee trat ich in eine gartenähnliche Partie, in welcher sich die Bauten des Bades mit ihren rothen Dächern gruppiren. Dieses Bad gehört zu den alkalisch-salinischen Stahlwassern. Das Wasser soll sich in allen Krankheiten aus Schwäche wirksam erweisen und nicht nur stärkend, sondern auch gelinde auflösend sein. Die Bestandtheile sind: schwefelsaures Kali, Natrum, salzsaures Kali, Litheon, Eisenprotoryd, Mangan und kohlensaurer Kalk.

In einem freundlichen Zimmer neben den Bädern sind verschiedene Inschriften, z. B.: „Die Krone der Lehre ist Weisheit, die Krone der Weisheit ist Demuth, die Krone der Demuth ist Glaube, die Krone des Glaubens ist Tugend, die Krone der Tugend ist emsiges Ausüben derselben." Auch sind hier das Portrait des Kaisers Franz und die Bildnisse gesammter Erzherzoge vom Hause Oesterreich.

Nachdem ich mich gebadet, folgte ich den Verzweigungen des Parks in allen Richtungen. Auf einer hohen Linde überrascht zuerst die Büste des Kaisers mit der Inschrift des früher erwähnten Satzes: Die Krone der Lehre ist Weisheit u. s. w. mit dem Zusatze: „Gott erhöre wahrer Herzen innigstes Bitten, segne unsere besorgte Landesmutter, Kaiserin Caroline, erhalte uns ihre Liebe." Hier in diesem Haine vermag gewiß ein reines Gemüth doppelt den Frieden des Innern zu genießen und die sturmbewegte, geräuschte Brust mag gewiß auch Labung finden.

Von jener mit Blattlaub umrankten Linde führt der Weg in einem großen Halbzirkel zu einer niedlichen Kapelle. In stiller Einfachheit steht sie da von Eichen und Buchen umgeben. Am Dache erhebt sich ein anderes Dächlein aus Kupfer mit einem Glöckchen am Frontispice, ein vergoldet Crucifir und unter diesem in einem triangulären grünen Felde lies't man: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen, die eines guten Willens sind." Unten weiter auf einer weißen, goldgeranderten Platte: „O Gott, erhöre unser inniges Bitten, segne, erhalte unsern allergnädigsten Vater Kaiser Franz und unsere hochgeliebte, besorgte Mutter Kaiserin Caroline, verherrliche sein ganzes Kaiserhaus. Ja, schütze uns in treuer Einigkeit zu verharren. 1823.*)

*) Und dennoch revoltirte später dieses gemüthliche Oesterreich. L.

Ferner lies't man in einem triangulären Felde: „Drei helle Gestirne glänzen am Firmament des Lebens, sanft und mild erhellend jeden dunkeln Pfad, sicher leiten sie selbst durch die verschlungenen Labyrinte und wohl dem, der sich ihrer Leitung ganz überläßt; sie heißen: Glaube, Liebe, Hoffnung.*)

Von dieser Kapelle kömmt man wieder auf die offene Wiesenfläche des Bades hinaus, wo zuerst eine Pyramide anzieht. Hier lies't man: „Eintracht überwindet Alles; Gerechtigkeit, Weisheit, Tugend, Einigkeit beglücken die Menschheit, darum erhalt uns Gott den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz, unser Glück ist seine Wonne, seine Weisheit unser Glanz."

Ferner: „Jahrestag ewiger Erinnerung. Die weise Allmacht Gottes hat Fürsten vereinigt. 18. Oktober 1813 †)"

„1813 rufen laut wahre, treue Unterthanen: es lebe der von Gott geweihte Fürstenbund.‡) es leben die wackern Krieger!"

Auch sind in diesem Parke von 10250 qur. Klaftern noch andere Inschriften, aus denen zu ersehen, daß diese Anlagen zu jener Zeit als der Kaiser Brandeis besuchte, angelegt, daß durch den k. k. Forstmeister Joseph Neumann 1818 diese unerschöpflichen Mineralquellen aufgefunden, durch den Professor Peischl analysirt und durch Professoren der medicinischen Fakultät als ein heilsames Asyl für die leidende Menschheit erklärt worden sind.

Um nach Sachsen auf der Poststraße zu fahren, hätte ich wieder nach Prag müssen; das aber wollte ich nicht, nahm also mein Ränzchen und ging über Owtschar nach Melnik. Interessantes bietet diese Gegend nichts dar und das Merkwürdigste für gute Hausfrauen in Böhmen ist, daß bei Nedowitz und Seta vortreffliche Zwiebel wachsen

Bei Tilsitz beginnt die Gegend reizender zu werden. Gegen Osten sind freundliche Weinberge, südlich Saatenflächen mit vielen Dörfern, nordwestlich erheben sich die Hochspitzen der Mittelgebirge: der Milleschauer, der Gelsch, der Bösig und der schöne Georgenberg bei Raudnitz, der in seiner isolirten Majestät wie ein großer Altar im Purpur der sinkenden Abendsonne schwamm, als ich die Thürme von dem romantisch isolirten Melnik erblickte. Die Weine dieses Gebirges, das sich an der Elbe gegen Leitmeritz erstrecket, sind vortrefflich. Melnik ist ein heiteres Städtchen dicht an der Elbe, mit 1400 Einwohnern.

Von hier werde ich über Leitmeritz nach Teplitz mich wenden und von dort über Kulm in die sächsische Schweiz.

O, wie freue ich mich, jene herrlichen Gegenden zu durchstreifen, wie selig werde ich da sein an den liebevollen Brüsten der geliebten Natur! Ja, reisen heißt leben! Da schwinden die Gewölke des Trübsinns, leicht wogen die Pulse und Wonne athmet das Herz. Eine Schönheit folgt der andern, Reize lösen Reize ab; frei athmet der Busen, frei von jener Beklemmung vergebener Sehnsucht, die im engen Raum der Mauern bis zur Schlaffheit herabsinkt Die Leidenschaften schweigen, wo um die rege Phantasie die Zauberin Natur ihren Wonnegürtel schlingt. Heiter umarmt Wirklichkeit, und wie in verklärter Ferne schwebt der der süße Traum des Ideals.

—

Teplitz 23. Mai, 1834.

Nur im Fluge der Begeisterung, liebe Gräfin, ist es mir nun wieder vergönnt, die Reize der Natur zu genießen; aber eben diese Meteorerscheinungen des Genusses sind ja des armen Lebens reinste und höchste Lust. Das Bittere der Vergangenheit deckt ein Sphärenschleier und das Weh der Zukunft hüllt die Rosenhand der seligen Gegenwart. Armer Thron! und dennoch glücklicher Thron! welcher Wirbel von höchster Lust und tiefster Qual dein Dasein!

Es ist Nacht — kein Wölkchen trübt den Himmel, tausend Gestirne glänzen am hehren Dom, zwei Sterne, jene der Freundschaft und Liebe wiegen sich sanft im Gefühl; eine Flammenkugel schwebt der Mond über dem Paradiese von Leitmeritz; vor dem „blauen Stern" meines Gasthof-Fensters säuseln hohe Pappeln und in einer gelb-blauen Seidenfahne über den schönen Zinnen eines fürstl. Clary'schen Palastes spielen die Geister der Nacht.

Was sind alle unsere vaterländischen Bäder verglichen mit dieser Nymphe von Teplitz! Welch reine, heitere Stadt, welch herrliche Gegend, welches Leben in ihr! Selbst jetzt, wo kaum noch Badegäste da sind, reten sich zu Tausenden in den Sommermonden versammeln. Auch die Reise hieher von Melnik ist sehr angenehm. Wenn man sich an jenem Städtchen über die Elbe schiffen läßt, öffnet sich bei Broszanek freundliche Gegend Auf einer weiten Saatenfläche überraschen den Weinländer viele Hopfenpflanzungen, östlich zieht sich die Hügelreihe des Bachus den Strom hin, nordwestlich schmückt eine Anhöhe das Schloß Peskowicz, neben dem König der Mittelgebirge, dem Berge St. Georg. Wenn man vor dem Dorfe Kostomlak eine Höhe hinankömmt, übersieht man das herrlichste Landschaftsgemälde einer großen fruchtbaren Ebene, bekränzt von den Ketten der Erzgebirge, des Böhmerwaldes und des Riesengebirges. Auch bei Raudniez im Rakon'zer Kreise ist herrliche Gegend. Das Städtchen hat schönes Acker- und Wiesenland. In der Ferne thürmen sich die Hochgebirge. In Raudnitz bezeichnete man mir einen Feldweg nach Doran, wo gewöhnlich der nach Teplitz gehende Eilwagen Halt macht. So sehr ich auch

*) Ja, sie erhellen wohl zuweilen den dunkeln Pfad; täuschen aber eben so oft und stürzen in finstere Nacht.

†) Was die Weisheit nicht Alles thut! Sie vereinigt Fürsten, stürzt Könige vom Throne und was noch Alles.

‡) Die Weihe hat nicht lange gedauert; das beweist jetzt Frankfurt.

im lieblichen Thale am Flüßchen Zeppa dahineilte, um den Eilwagen zu treffen, hatte ich ihn dennoch versäumt, worüber ich, durch ein gutes Mahl gestärkt, um so weniger mich ärgern konnte, da bei Dotan — ein freundlicher Ort mit einem Kloster — die Gegend wirklich paradiesisch zu werden beginnt.

Hier empfängt das Gemüth des Wanderers gleichsam die Weihe durch den imposanten Charakter der böhmisch-sächsischen Schweiz. In dem schönen Thale von Hroli ist üppige Vegetation. Hier ergötzen das Auge der kegelförmige Hasenberg, mit einem Felsschloß, und der Milleschauer, der seinem Namen entsprechend, gleichsam über tausend Berge dahinschaut.

In der Gegend des Hasenberges entwickelte mein Gefährte Almora ein ganz fremdartiges Talent; er jagte heiter über die Felder hin und fing in einem Gebüsch ein Häschen, das uns beiden in Leitmeriez einen wahren Leckerbissen gab.

Die Festung Theresienstadt ist großartig; doch scheint es mir, daß auf diesem Grenzplatze solcher Aufwand wenig den Zwecken der Defensive, am wenigsten aber der Staatsökonomie entspreche.

Am Thore, durch das ich kam, begleitete mich ein Mann zur Hauptwache; von hier ein Anderer zum Platz-Lieutenant, der die Güte hatte, einen Corporalen zu beordern, um mir das Innere der Festung zu zeigen. Das Zeughaus hatte für mich Nichtsoldaten wenig Interesse. Gegenwärtig war da ein Regiment Wellington Infanterie, einige Bataillons Lavoar und Artilleristen. Die Kasernen sind solide Gebäude, der Paradeplatz ist mit Alleen bepflanzt. Privathäuser sind mehre hier, auch hübsche Kaufmannsläden; doch geht es im Ganzen mit Bebauung der leeren Plätze sehr langsam vorwärts. Kanonen und Kugeln sind in Menge aufgegräbert. Ach, liebe Gräfin, wie lange wird man den noch für einen Utopisten halten, der behauptet: Cultur und Sitten werden in Europa einst, bei allgemein einfachen Gesetzen, Festungsmauern verfallen und Kanonen verrosten machen!? Aus der großen Festung ging ich durch zwei Tranchements durch das Ober-Wasserthor hinaus auf die herrliche mit bedeutenden Schleusen versehene Elbbrücke, welche die große Festung von der kleinen trennt. Hier sind zwei Casernen, auch Magazine und Gefängnisse. Zurück kehrte ich durch das untere Wasserthor. Vor der Hauptwache saß eben der Festungs-Commandant und ein Ober-Lieutenant von Wellington Infanterie, mit dem ich mich eine Weile recht angenehm unterhielt, um so mehr, da er vor Kurzem auch selbst eine Reise in der sächsischen Schweiz machte und mir vorläufig nützliche Weisung dahin gab.

Theresienstadt wird durch dreifache Gräben umrungen, die Werke sind sehr stark, doch zu niedrig, indem man von außen die Dachungen emporragen sieht. Thore sind da vier: das obere und untere Wasserthor, wo man symetrisch in ferner Richtung von dem Einen zum Andern sehen kann. Die Lage von Leitmeritz von der Seite des Sachsenthores ist malerisch am Saume majestätischer Hochgebirge situirt, aus denen der Donnersberg oder Milleschauer und der Gelsch riesig ihre Häupter erheben. Zwischen Theresienstadt und Leitmeritz ist ein großes freies Feld, der Exercierplatz, auch schönes Ackerland, durch welches die mit der Moldau und Eger vereinigten Fluthen der Elbe ernst dahinziehen. Auf der Mitte der Brücke, welche ihre Gerüste in einer Länge von dreihundert Schritten über den Strom ziehet, ist Militärwache. Der Platz von Leitmeritz ist groß und hübsch. Das Rathhaus ist eine gothische Baute. Die Privatgebäude, an denen meist Bogengänge führen, sind auch hier nach dem alten Style der Czechen. Die Buchhandlung des Herrn Medau, in einem ansehnlichen Gebäude, ist durch ihre großen Auslagen eine Zierde des Platzes. Medau scheint in seiner Art ein unternehmender Mann zu sein, er vereinigt vier Geschäfte: Buchdruckerei, Buchbinderei, Buchhandlung und Lithographie. Das Königreich **U n g a r n**, das reich an unrichtigen Thaten ist, so wie das Königreich **B ö h m e n**, beide in genealogisch-statistisch- und geographischer Hinsicht auf einem Blatte mit hübschen Emblemen dargestellt, sind Produkte des Medauischen Instituts. Wenn auch jene Blätter nicht nach den besten Quellen bearbeitet, so haben sie doch den Nutzen, daß sie dem denkenden Leser mit kurzem Ueberblicke **d a r s t e l l e n**, was diese beiden **R e i c h e** sind und sein können. Bei Medau erschienen unter Arnold's Redaktion die „**E r i n n e r u n g e n.**" Was übrigens im Ganzen da geliefert wird, ist eine andere Frage.

Leitmeritz hat eine Schützeninsel mit hübschen Alleen, einem neu errichteten Saale und einer Schießstätte.

In der Eger ist eine kleine Badeanstalt, wo man sich für 12 Kreuzer erfrischen kann.

Der Stellwagen von Leitmeritz fährt pünktlich nach Teplicz ab. Es sind vier Meilen dahin.

Nun folgen Sie mir im Geiste vom „rothen Krebsen" aus Leitmeritz über Berg und Thal nach Teplitz zum „blauen Stern." Ach, der Stern — wo wird der schönste aller Kometen nun schweben?! — Doch Seufzer bei Seite! es ist die Natur so herrlich, so schön, bezaubernd ihre Reize, an **i h r e n** Brüsten mag das arme Herz nun wieder in vollen Zügen saugen.

Der erste Ort von Leitmeritz, am Fuße eines hohen Berges Lavosch genannt. Ich glaube es ist selbes Lovositz, wo im Beginn des siebenjährigen Krieges das österreichische Heer unter Feldmarschall Brown, der zum Entsatze von Pirna herbeigeeilt war, geschlagen wurde und worauf König Friedrich der Große nach förmlicher Disarmirung des sächsischen Heeres durch eludirte Capitulation den ersten Versuch im Bruch des Völkerrechts gemacht hat.

Rasch fuhren wir auf der festen Straße im romantischen Wechsel der Gegen-

stänce dahin. Die kenischen Berghöhen entschwinden dem Auge, durch Tannenwälder kömmt man über eine stille Bergstraße hinab nach Borostau, wo Steinkohlen gegraben werden. Thäler wechseln hier mit majestätischen Hochflächen, bepflanzt mit Obstbäumen und Getreide aller Art. Süß ist es, von der schönen Lage eines zum erstenmale gesehenen Ortes überrascht zu werden. Das fühlte ich besonders auch in der herrlichen Berggegend vor und bei Teplitz. Lange verbirgt sich die bescheidene Nymphe in ihrem tiefen Bergschooße. Es öffnet sich eine lange Reihe hoher Bäume und endlich begrüßen hier niedliche Gebäude der Vorstadt. Schon hier gefiel es mir und wurde noch mehr mit Teplitz, als Stadt, befriedigt, als wir über einen schönen Platz, zwischen hohen, freundlichen Häusern hinab fuhren zum „Stern." Einiges, was mich hier am meisten ansprach, sei Ihnen in den nächsten Blättchen mitgetheilt. Es graut der Morgen. Aus dem Schooße der Berge sendet der erhabenen Freundin seinen Gruß Ihr

Theon.

—

Kulm, 24. Mai 1834.

Des Wonnemondes Morgenstrahl zittert an den Spitzen der Monumente, süße Blumendüfte wehen durch die üppigen Fluren; hier, wo einst des Krieges eiserne Hand den Gau in Blut und Flammen tauchte. Tief bewegt überschaue ich das schöne Bild der blühenden Landschaft vom offenen Fenster eines großen Posthauses, vor welchem vier Straßen sich vereinen, dort wo einst eben so viele Heere Rache und Vernichtung des Einen schwörend, Alle nach der Siegespalme lechzend, sich feindlich gegenüber standen. Hier am Fuße der Nollendorfer Höhe von tausend kriegerischen Ideen bestürmt, zwinge ich mich, das Gemüth in einen ruhigen Normalzustand zu bringen und Ihnen noch einige Blättchen aus Teplitz zu senden.

Am Abend als ich nach Teplitz kam wurde im Theater die „Falsche Prima Donna" gegeben. Mehr als diese zog mich der große, herrliche Park am Fürst Claryschen Palaie, in seine melancholischen Laubgänge. Hier in diesem Haine von Teichen durchschnitten, geschmückt mit freundlichen Bauten, wandelte ich bis spät Abends und schwärmte in der majestätischen Feier der sinkenden Sonne hinüber zu den Sternen der fernen Freundschaft und Liebe.

Das Schloß ist ein Geschoß hoch, mit einem Thurm und einer gothischen Kirche. Geschmackvolle Auslagen der Buchbinder wetteifern auf diesem Platz dem Schloß gegenüber, ja verdunkeln die wenig bedeutende Buchhandlung des Herrn Spengler. Der Schloßkirche vorüber kömmt man hinab zu den Bädern, deren hier in der Stadt vier sind: das Fürstliche, das Herren, das Güttler und das städtische Bad. In diesem ist die Hauptquelle, welche alle übrigen mit Wasser versieht. Neben den fürstlichen Herrenhausbädern ist ein schöner, großer Wirthschaftsgarten.

Von hier gieng ich dem deutschen Hause und dem Gasthofe zum König von Preußen vorüber in die fürstlichen Steinbäder Schönau. Es sind da drei Quellen. Eine tempelförmige in triangulärer Form, mit sechs Kabineten ist besonders schön. In eben so freundlichem Style sind auch die übrigen Bauten des Militär-, Schlangen- Stein- und Schwefelbades. Dem Schlangenbade gegenüber war man eben mit Wegräumung eines Felses beschäftigt, um an die Stelle ein Haus hinzubauen.

Schönau entspricht ganz seinem Namen; es ist eine sehr liebliche Landschaft, wo man so ganz den stillen Freuden der Natur leben kann.

Von Schönau schlängelt der Weg zwischen Saaten auf den Schloßberg hinauf. Dieser öde hie und da mit Linden bewachsene Berg ragt aus der Mitte eines herrlichen Gebirgsaales empor, wo rings herum die saat- und walddurchschnittenen Hochflächen mit vielen Dörfern und Flecken geschmückt sind. Mehr interessirte mich die schöne Natur, als die Sage der Schloßtrümmer dieses Berges. Gegen Südwest ist das Häusercomplex von Teplitz mit dem weltausgebreiteten grünen Haine des Fürsten Clary. In selber Richtung hinauf schlängelt zwischen Äckern die Straße nach Offeg, in grüner Ferne lehnt sich an den Rücken eines Berges das Schloß Eisenberg, nahe über Teplitz auf einer Anhöhe beschäftigt den trunkenen Blick die pittoreske Schlackenburg. Südöstlich links hinüber sind Hochflächen mit einer bedeutenden Fasanerie, in der Ferne durch den Belliner Fels geschlossen. Unten im Thale erstreckt sich die Prager Straße durch die Allee nach Teplitz hinein. Auch westlich gewähren saatengeschmückte Hochflächen mit waldigen Höhen begrenzt, einen wahrhaft interessanten Anblick.

Von Schönau sieht man die Straße nach Turn zwischen Gärten hinziehen. Nordwestlich am Saum des Gebirges sieht man Kulm, Arbesau und viele andere Dörfer. Die schönste Ansicht ist gegen Aussig, eine Felsschlucht mit dem Spiegel des Elbstroms. Das große Thal ist auch in dieser Richtung reich an Wiesen und Äckern und freundlichen Dörfern. Südöstlich thürmen sich rauhe Berghäupter mit dem Milleschauer. Westlich ist Mariaschein und zwischen Wäldern die Bergstadt Graupen. Rechts von Mariaschein sieht man die Ruine Geiersberg. Fernerhin der Lustort Probstau, oberhalb nahe zu Weiskirchen der Leichenfeld. An allen Straßen ziehen Alleen hin und die meisten Bergrücken sind mit Obstbäumen bepflanzt. Auch viele Malerhöfe sieht man. Ich war entzückt am Anblick dieses imposanten Landschaftsgemäldes, machte einigemal die Tour um die moosichen Mauerüberreste, erfrischte mich dann mit süßer Milch und folgte in südlicher Richtung, über den Schloßberg hinab, den Weg eines halben Stündchens, über die Prager Straße, hinauf zur Schlackenburg. Beschwerlich ist es wohl über Stein und Hügel dieser Richtung zu folgen; doch die schönsten Punkte der Landschaft lohnen im mannigfaltigen Wechsel hinlänglich den Freund der Natur.

Die sogenannte Schlackenburg entstand durch die geniale Grille eines Maurermeisters, der diese aus Stein und rohen Schlackenziegeln eine Burg aufführte, in deren Innerem man die niedlichen Speisezimmer trifft, die häufig von Gästen besucht werden. Auch eine camera obscura ist hier.

Unter dieser pittoresken Afterburg ist der Platz des Vogelschießens, eine Lieblingsunterhaltung der Böhmen.

Von hier kehrte ich wieder, nachdem ich einige niedliche Gläser als Andenken an Teplitz gekauft, zu dem „blauen Stern" zurück, ordnete mein Ränzchen und zog einer Meteorerscheinung gleich heiter und froh den Genüssen der sächsischen Schweiz entgegen.

Zwei Stunden pilgerte ich über Turn und Pristen nach dem merkwürdigen Kulm. Von diesem anmuthig situirten Dörfchen führt die Heerstraße einen Berg hinan, an dessen Scheitel die Monumente den Wanderer überraschen. Das eine bevor man zum Posthause kommt, ist ein bescheidener Obelisk durch Friedrich Wilhelm den 3. von Preußen den gefallenen Kriegern geweiht. Der Obelisk wurde in Berlin 1817 gegossen, ist von 18 Fuß Höhe, ruht auf einem drei Fuß hohen Fußgestelle und ist auf seiner Spitze sehr sinnig mit dem eisernen Kreuz geschmückt, jenem Orden, welchen der König von Preußen, so wie der Kaiser von Oesterreich das Kanonenkreuz gestiftet hat. An der Vorderseite lies't man: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Sie ruhen in Friede."

Wenige Schritte vom Posthause an der Straße erhebt sich ein majestätischer Obelisk von Seiten Oesterreichs gesetzt. Oben an der Spitze ist ein Adler, der mit seinem Doppelhaupte einen Lorberkranz aufrecht erhält. Adler und Kranz wiegen 32 Centner. An der Vorderseite ist Colloredo's Büste, mit zwei österreichischen, einem preußischen und zwei russischen Orden geschmückt. Inschrift: „Hieronymus Graf Colloredo Mansfeld, k. k. General Feldzeugmeister." Unter der Büste ein schlummernder Löwe. Inschrift am Postament: „Dem Feinde furchbar, den Seinen theuer." An der westlichen Seite des Obelisk sind Insignien, mit der Inschrift: Geboren den 30. März 1775. Am Postament: Das österreichische Heer Einem seiner Führer, auf dem Feld seines Ruhmes. An der Nollendorfer Seite ist eine Schlange mit Lorbern. Inschrift: Gestorben den 23. Juli 1822. Am Postament: Dem Vaterlande und seinen Freunden zu früh entrissen. An der Rückseite: Das Familien-Wappen. Unterhalb: Gegossen in dem Carl Egon Fürst zu Fürstenbergischen Gußwerke zu Neu Joachimsthal, Rakonitzer Kreis in Böhmen. Am Postament: Arbesau den 17. September 1813. Der Obelisk ist mit Pflöcken aus Eisen und mit Ketten eingeschlossen. Das Gebäude aus Holz, womit das Ganze umgeben ist, öffnet nach Verlangen ein hiezu bestimmter Invalide. Der Obelisk soll 2400 Centner wiegen.

Des Morgens sammelten sich viele Reisewagen vor dem Posthause. Die meisten der Anwesenden gaben ihren Beifall der kleinen Pyramide Preußens, ihrer Bescheidenheit wegen. Meine Meinung ist: Bescheidenheit ziemt und ehrt allerdings das individuelle Ich dessen, der Verdienste hat; doch für die Nachwelt giebt es keinen Aufwand, der zu groß wäre, das Verdienst als solches durch Denkmäler zu ehren.

Uebrigens ist hinsichtlich des Verdienstes bei Monumenten mehr der geistige Sinn, als die materielle Form in Rücksicht zu nehmen. Preußen ehrt durch ein kleines Monument seine tapfern Helden — Oesterreich verherrlicht durch ein großes den Ruhm eines Einzelnen! Hierin liegt der mächtige Unterschied.

Standpunkt der Monumente: gegen Westen Teplitz mit dem Schloßberg und der Belliner Fels; südlich der Donnersberg; über Kulm eine Kapelle mit anmuthigen Reben-Partien; gegen Norden die Nollendorfer Höhe, welche Vandamme's Ungestüm ewig denkwürdig macht!

Erlauben Sie mir, liebe Gräfin, Ihnen noch kürzlich die historischen Züge jener blutigen Zeit ins Gedächtniß zu rufen und dann fort in östlicher Richtung Böhmens schöner Grenze zu.

Napoleon befand sich nach dem Wiener Frieden, wo Oestreich mehr als 2000 Quadratmeilen und fast vierthalb Millionen Menschen an den Generalen Toulon verlor, im Zenith seiner eisernen Herrschaft, so daß ein Kaiser von Oestreich dem verhaßten Feinde, dem Sohne des Advokaten, seine Tochter zum Weibe zu geben, für gut befand, um dadurch den Frieden zu verbürgen und etwa die alte Größe wiederherzustellen. So mächtig vermag des Schicksals Hand durch einen Auserkornen einzugreifen in die mächtige Größe der Menschen; doch Keinem, der sich unersättlich fortreißen läßt durch Egoismus und Ruhmsucht steht bis zu seines Lebens letzter Stunde unwandelbar das Glück zur Seite. So Napoleon. — Nie hatte die Welt ein Heer gesehen das jenem gleicht das Napoleon nach Rußland führte. Siegreich zog er in den Kreml ein; doch keine Huldigungen erfreuten sein stolzes Heldenherz, vielmehr verkündete Todtenstille der alten Metropole und einzelne Rauchsäulen den nahen Fall. Zu spät entschloß sich der Stolze, trotz des hereinbrechenden Winters, zum Rückzug, er hoffte zu demüthigen und ward vernichtet. Wie Hann bai einst, der stolze Sieger, in einem Kahn entfloh, so glitt Napoleon an der blutriefenden Beresina schmählich auf einem Schlitten dahin, Heil suchend in der Flucht. Noch einmal rüttelte der Löwe die Mähnen, noch einmal traf sein Heldengeist mit rühmlichem Schlage den überlegenen Feind bei Dresden, wo auch Moreau gefallen; doch es war des Glückes letztes Lächeln; seine Ungunst hat künftig die Geißel über den Zuchtmeister selbst geschwungen. Schon der Sieg bei Dresden ward durch Blücher in Schlesien ent-

kräftet und bald darauf traf Vandamme's in Böhmen eingedrungene Heermassen bei Kulm das Verderben.

Von der Hauptarmee getrennt, überschritt Ostermann zuerst die Grenze Böhmens und erreichte Peterswalde; doch voll Ungestüm stürzte Vandamme ihm nach, wo er die kleine Schaar der Russen von 8000 Mann bis Kulm zurückdrängte. — Hier begann ein blutiger Kampf, 4000 Garden lagen auf dem Schlachtfeld, dem tapfern Ostermann riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg. Nach ihm behauptete Miloradovicz die Stellung bei Arbessau und als es dunkel wurde brach Vandamme das Gefecht ab, ein Lager bei Kulm beziehend, wo er Verstärkungen zu erwarten gedachte; doch Napoleons Massen waren nach Dresden zurückgezogen, indeß sich eine preußische Heerabtheilung unter Kleist auf Seitenwegen in's Gebirge zog, um Vandamme im Rücken anzufallen.

Schwarzenberg verstärkte die Russen bei Arbessau, zog die österreichische Division Colloredo und Bianchi näher an das Schlachtfeld und mit nächstem Tagesanbruch griff Barclay den Oberfeldherrn an. Noch stand die Schlacht (30. Aug. 1813) und Vandamme behauptete die Straße zum Abzuge nach Peterswalden, als gegen Mittag Kleist von den Nollendorfer Höhen, wo Vandamme Hülfe erwartete, in den Thal fiel hinabstürzte. So war denn der französische Heerführer von allen Seiten umzingelt und mußte sich, nach einem fruchtlosen Versuch sich durchzuschlagen, mit vielen Generälen und 10,000 Mann gefangen geben. Diese Schlacht war das verhängnißvolle Vorspiel zu Napoleons Sturz, das Embryo, welches Europa bald eine ganz neue Gestalt gab, indeß der besiegte Löwe nach wiederholten, doch vergebenen Versuchen seiner Kraft auf Helena's Felsen endete!

Dies, liebe Gräfin, sind meine flüchtigen Blicke in die Vergangenheit. Verwischt sei nun das Andenken jener blutigen Zeit in Herz und Phantasie; fort nun von den Monumenten blutiger Größe, zu den Schönheiten der heitern Natur. — Freude athmet Alles rings in dem herrlichen Gau, Freude, die süßer zum Herzen spricht, als Klio's blutgetränkte Züge des Ruhmes. Der Pilger stimmt sein Lied in den Sang des Gefieders und ziehet fort am leichten Stabe vom Grabe tapferer Krieger in die stillen Thäler des Friedens.

—

Kirnisfretschen, 25. Mai '34.

Eine äußerst liebliche Wanderung eines Tages, theils zu Land, theils zu Wasser, ist von den Monumenten bei Kulm, über Aussig, wo gleichsam die Pforte zur böhmisch-sächsischen Schweiz sich öffnet, durch die reiche und höchst anmuthige, gräflich Thunische Herrschaft Tetschen, hieher an den pittoresken Saum des böhmischen Grenzfleckchens, Kirniskretschen. Dieser Ort dient denen als Ruhepunkt, die das obere Hochland sehen wollen. Mir dient es als interessanter Punkt, das Blättchen des Tages zu schreiben.

Beim Steinkohlen-Gruben vorüber kam ich meist an der Elbe wandelnd binnen zwei Stunden nach Aussig. Je näher man diesem Städtchen kömmt, desto enger, desto romantischer wird das Thal, geschmückt mit Feldern und Gärten, von sanften Hügeln umkränzt. Aussig hat einen hübschen Platz mit zwei großen Gasthöfen, einem Posthause und zwei ansehnlichen Kirchen. Hier öffnet sich überraschend eines der schönsten Thäler, durch das die Elbe dahinzieht, rings mit Bergen umschlossen, deren einige mit Tannen bewachsen, andere bis an den höchsten Scheitel urbar gemacht sind. Rechts vor dem Städtchen hebt den Reiz der Landschaft eine Thalschlucht mit den Ruinen Schreckenstein; links an dem Elbstrom thürmt sich ein malerischer Fels, an dessen Saume Reben grünen. Ein ähnlicher Fels öffnet die Pforte dieses Thales gegen Osten, wo sich das romantisch situirte Dorf Schön Preisnitz an die Berge schmiegt. Auch an diesem Fels sind Weinpflanzungen, jenseits des Flusses ist das Dörfchen Schwaden, mit einem ausgebrannten stockhohen Gebäude, das der Landschaft einen pittoresken Charakter beut. Hier schlängelt der Fußweg immer am linken Gestade der Elbe in eine Thalschlucht hinein, bis sich bald wieder ein Rundsaal aufschließt, von hübschen Bergpartien umkränzt. Die Elbe entschwindet hier; man wandelt zwischen üppigen Feldern und Obstbaumreihen ein Viertelstündchen nach Wald-Birschitz. Die Nachtigall schlug, die Lerche sang und der Kukuk tönte sein monotones Krächzen dazu.

Wenig Schritte zieht man in diesem Thale hin, begleitet durch den melodischen Sang der Töchter der Luft, als bei dem Dorfe Mosern alles Anmuthige sich verliert, Felsgruppen sich emporthürmen, kühle Lüfte wehen und der Rabe sein frostiges Trauerlied krächzt. Am Ziegenberg windet sich die Elbe links in östlicher Richtung hinein.

Durch abwechselnde Thäler über Rungstock, Tichelwitz, wo der sogenannte Sperlingstein sich hübsch gruppirt, und Neschwitz kam ich nach Teschen, das vier Meilen von Teplitz und zwei Meilen von Aussig entfernt ist.

Viele Dinge gewinnen in der Ferne: Tetschen aber schien mir anmuthig aus der Ferne und je näher ich kam, desto mehr entzückten mich ihre Reize. Ein prächtiges Schloß des Grafen Thurn prangt auf einem Felspostament; unten erstreckt sich ein großer Hain mit freundlichen Häuschen. An einer Seite des Schlosses führt eine Kettenbrücke an das grüne Gestade hinüber? Die Elbe fließt dicht am Schloße hin. Das diesseitige hohe Ufer gewährt durch eine Reihe bunter Fischerwohnungen einen seltsamen, pittoresken Anblick. Die Berge bilden ringsherum hübsche Gruppirungen. Ein Viertelstündchen vor dem Städtchen ist Rosawitz mit einer großen Kirche, woran die einfachen Worte zu lesen: deo omnipotenti, welche allerdings mehr sagen als

eine Legende von Heiligen. Hier folgt man eine Strecke zwischen Obstbaumalleen einer Fahrstraße, welche man aber nahe von der Stadt verlassen muß, sich links feldeinwärts wendend, um nicht bedeutend umzugehen.

Der Gasthof der Frau Hittlin, mit einem großen, hochgewölbten Billiardsaale, ist wirklich erwähnenswerth. Hier accordirte ich schon 3 Gulden W. W. für die Wasserfahrt nach Schandau, als ich erfuhr, daß es zweckmäßiger sei auf der Elbe nur bis Kirniskretschen zu fahren, von hier über das interessante Prebischthor, den Winterberg, den Kuhstall und durch das Kirnitzschthal nach Schandau zu gehen. Erwünscht kamen eben vier elegante Wanderer, die dieselbe Tour noch Dresden zu machen sagten. Ich äußerte den Wunsch, mich ihnen anzuschließen, in den sie freundlich stimmten.

Es wurde ein Kahn für 1 Thlr. 8 Gr. bis Kirniskretschen gemiethet. Indeß die noch unbekannten Gefährten aßen, verließ ich die Mauern, wandelte voraus eine Strecke an der Elbe hin und erwartete die Ankunft des Kahnes im Schatten eines duftigen Gesträuches, einem pittoresken Fels gegenüber, wo mich eine herrliche Täuschung beschäftigte; ich sah nemlich, so beiläufig wie man den bekannten „Fels-Doktor" und den „Bürgermeister" sieht an jenem Fels eine Madonna, d. i. ein weibliches Wesen mit einem Kind am Arm, eine jugendliche, geharnischte Frauenbüste und einen Ritterkopf. Stundenlang hätte ich diese Täuschung mit Vergnügen betrachtet, wäre nicht bald das Lustschiff einhergeschwommen. Ich setzte mich ein. Die Fremden spielten Karten und ich betrachtete die Gegend, die hier zwar anmuthig, doch etwas monoton ist.

Am Fuße einer ungeheuren Felswand, dicht an diese angebaut, überrascht der große Gasthof von Kirniskretschen, der mehr einer Residenz als einem Hotel gleicht; ferner sind da das Grenz-, Zoll- und Mauth-Amt und das Hauptquartier der böhmischen Grenzsoldaten. Herr von Kirniskretschen ist Fürst Clary, dem auch Teplitz, Biensdorf und Graupen gehören.

Dies, liebe Gräfin, ist die kleine Wanderung von Kulm nach Kretschen. Nun folge ein Bildchen, treu skizzirt, von der sächsischen Schweiz, welche man hier in den Schluchten des Bielgrundes zuerst betritt.

—

Am großen Winterberg.

Bevor ich Ihnen, gute Gräfin, die Wanderung von dem herrlichen Kretschen hierher skizzire, mögen einige Bemerkungen im Allgemeinen über die sächsische Schweiz, welche man bescheidener auch Elb-Hochland nennen könnte, vorangehen.

Jener Gebirgsstrich, welcher sich an beiden Seiten der Elbe von der Grundmühle unter Liebethal bis an die böhmische Grenze bei Hinterhermsdorf, fünf Meilen in die Länge, und von Falkenberg bis in den Bielgrund erstreckt, wird gewöhnlich unter dem Namen sächsische Schweiz gefeiert. Jene himmelanragenden Gletscher, auf deren Spitzen die Firne blüht, in deren Felsriffen die Gemse haust, an deren Fuße Heerden weiden, wo über die Häupter der Riesen des ewigen Winters eisige Hand waltet, indeß in den lieblichsten Thälern Alles Lust und Leben athmet, jene Gletscher sucht man wohl vergebens im Hochland der Elbe; doch trägt hier Alles, Berg und Thal, einen so eigenthümlichen, bald sanften, bald imposanten Charakter, daß die entzückte Phantasie wider die bildliche Benennung Schweiz gewiß nichts einzuwenden hat.

Die Elbe, welche die kleinen Sudetten, die sich südöstlich an das Erzgebirg bei Gießhübel anschließen, in der Gegend von Schandau durchbrochen hat, bildet viele romantische Seitenthäler, wo sie alle kleinern Bergwässer, die Kirnitsch, die Polenz, Sebritz, die Wesnitz, die Biela und andere Bäche empfängt.

Das Elbthal ist das vorzüglichste Thal dieser Gegend. Furchtbare Katastrophen müssen geschehen sein, um dieses Land zu bilden. Die romantischen Thäler sind rings mit Hochgebirgen umkränzt. Im Westen macht der Borsberg die Pforte, nördlich ist der Falkenberg mit dem Hochwald, im Osten der Buchberg und Weifberg, im Südost der große Winterberg, im Süden der Zschirnstein die majestätische Grenze dieses Hochlandes. Die höchste Bergkuppe dieser Gebirge ist der Schureberg, 2150 Par. Fuß über der Meeresfläche, die niederste die Bastei bei Rathen 972 Fuß.

Nun denn, liebe Gräfin, verlassen Sie mit mir im Geiste der Erinnerung Kirniskretschen und folgen Sie mir den steilen Weg von 2½ Stunde auf den großen Winterberg herauf.

Dicht am Gasthofe von Kirniskretschen zog ich mit meinen vier Gefährten aus Teischen, einigen Schneidemühlen vorüber, in den schauerlichen Bielgrund hinein, dort wo sich das Bielbächlein mit den Wellen der Kamnitz vereinigt.

Wohl über tausend Stufen, welche man zur Erleichterung der Wanderer in dieser düstern Schlucht theils in Felsen gehauen, theils aus Holzstämmen angelegt hat, kommen wir zu einem der interessantesten Punkte der böhmisch-sächsischen Schweiz, zum sogenannten Prebischthor. Saitentöne empfingen uns hier und Erfrischungen, Speisen und Getränke, standen dem müden Körper zu Gebot. Noch mehr aber nimmt hier der imposante Anblick der Natur die Seele des Menschen in Anspruch, als jeder andre materielle Genuß. Die Aussicht von diesem herrlichen Felsportale, auf dessen oberster Decke frei ein schlankes Bäumchen sich erhebt, ist etwas beschränkt; aber eben dies erhebt noch die gleichsam heilige Stimmung des Gemüths, ja, Staunen und Begeisterung ergreift das tiefste Herz, wenn man diesem Felsbogen gegenüber einem Felsprecipice sich naht, an dessen äußersten Rand ein Kreuz sich erhebt, das jenem Punkte den Namen Kreuzberg gab. Ueber einem

mächtigen Felsriß ist hier ein hölzerner Steg gespannt, den man, obwohl er fest gebaut und geländert ist, nicht leicht ohne Grauen überschreiten kann. Wie von der Spitze eines Thurmes sieht man hinab in die Schauertiefe — der Tod schien mir zu winken — es nebelte vor den Blicken — ich eilte zurück über den Steg und fühlte, daß das Leben mir noch theuer ist.

Entzückt verließen wir Alle das Prebisch-Thor, ohne die Legion der Namen in den Felsen vermehrt zu haben und kamen unter traulichen Gesprächen, durch angenehme Waldpartien, dem Prebischhorn — einem hervorragenden Felsen — gegenüber, über den Strand — eine Fläche — bald auf böhmischem, bald auf sächsischen Grund gehend, endlich auf die Kuppe des großen Winterberges. — 1,528 Fuß über dem Elbspiegel tönte uns auch hier heitere Musik entgegen. Ein auf nördlicher Basaltkoppe errichtete Wirthschaft begrüßt hier freundlich den Wanderer. Hier bivouakirten wir bei Scherz und Frohsinn. Ein reizendes Gemälde sehen wir vor unsern trunkenen Blicken: hier die Elbe und hier die pittoreske Gegend von Schandau; dort nordwestlich hinüber umfaßt das entzückte Auge den schönsten Theil von Sachsen, das ganze Meißner Hochland, die Gebirge der Lausitz, die Höhen des Erzgebirges, das zauberische Elbthal mit Pirna und Dresden; im Schleier der Ferne, wie mit dem Himmel verschmolzen, ziehen unübersehbare Ketten von Bergen hin. Die Sonne sank — wie eine Secunde entschlüpften die Stunden des Abends — eine Feuerkugel schwebte der volle Mond am melancholischen Dome, der gleich des entzückten Wanders Seele durch kein Wölkchen getrübt war. Für solches Bild ist jedes Wort zu schwach. Es giebt keine Farbe, womit die Hand des Menschen jenen Feuerschmelz wiedergeben könnte. Herrlich!!! riefen wir, plötzlich durch die Königin der Nacht überrascht und schwiegen, Jeder schwelgend nach dem Maße des Gefühls.

Bastei, 26. Mai, 1834.

Unaussprechlichen Genuß beut das Füllhorn der Natur, reichen Ersatz für die Wonne, welche mir Liebe versagt. Meine Gefährten ließ ich zurück. Ich sehne mich wenig, am wenigsten auf Reisen, nach dem Verkehr mit Menschen; ich liebe die Natur mehr als die Menschen, ich fliehe diese nicht; aber noch weniger suche ich sie; aber ich suche die Natur, ich erforsche und genieße ihre Reize — sie ist so herrlich, so tröstend die Natur! Ach, Arcadine, wo das Band der Liebe und wahrer Freundschaft Seelen umschlingt, dort ist der Verkehr mit Menschen wohl süß — doch wie selten finden sich, bei höherem Denken, reinem Wollen, edlerem Handeln, gleichgesinnte Menschen! Die Menschen suchen sich meist und leben in Gesellschaft zusammen aus Instinkt, so wie auch Raaben in Gesellschaft fliegen, Wölfe in Heerden sich folgen, denen sie auch so ganz im Innern gleichen; aber auch Schaafe leben zusammen, es sind dies gute Thiere; auch Menschen giebt es gute, ich liebe Schaafe noch mehr als Raaben und Wölfe; doch will ich mit Diesen und Jenen, mit Jenen und Diesen nicht gerne verkehren; nach einem Herz sehnt sich das bessere Herz der Geist nach gleichgesinntem Geiste — ach, wie selten findet sich Das im Weltgewühl! Doch welch' menschenfeindliche Ideen bemächtigen sich meiner so plötzlich; nun, wo das Innere so süß gewiegt in Harmonie und Lust?! Folge manch bitterer Erfahrung ist es, — umfluthe sie Lethe jetzt diese bittern Ideen! Es gibt auch edle, vortreffliche Menschen, herrliche Menschen, doch ich sehne mich nun auch nach ihnen nicht, herrlicher ist die Natur, das Bild meines Gottes, die Natur, sie täuschte mich nie!

Vom großen Winterberg gingen wir zwischen Nadeln, Linden und Buchen, hinab auf die östliche Seite des kleinen Winterberges, wo in Folge einer Jagdscene Churfürst August's ein aus Steinmaterial aufgeführter Pavillon überrascht, das Winterhäuschen genannt, dessen lateinische Aufschrift, von Prof. Böttger verfaßt, jene Scene verherrlicht.

Sie erlassen mir die Copie davon und erlauben mir blos zu bemerken, daß auch ein Hirsch beitragen kann zur Unsterblichkeit eines Fürsten. Der Schuß eines Fürsten vermag es sogar, einen Hirschen zu verewigen! Kyselak hat sich hier in dieser Jägerhalle nicht verewigt, welchen Namen man doch in halb Europa an Felsen und Mauern findet. — Wie mannigfaltig doch die Wege sind, den Namen unsterblich zu machen! Jedem ist sein Name das Höchste und der Dorfschulze so gut wie der Präsident von Rattershain, glaubt, um die Achse seines Ichs drehe sich die Welt — und beide mögen Recht haben; denn beide sind ein Theil, wenn gleich ein winziger Theil der Welt; also der Schluß ist leicht gemacht.

Auch ein „Kuhstall" ist in der sächsischen Schweiz — zu diesem kamen wir nach einer Stunde Auf- und Niedersteigens.

Was ist am Namen gelegen! ruft der Philosoph — Alles! antwortet der gewöhnliche Mensch und schreibt ihn überall für die Nachwelt hin, und wär' es auch im Kuhstall! Ich halte es mit den Philosophen und habe weder wider die Kuh, noch wider den Stall, also auch Nichts wider den Kuhstall einzuwenden, welche Augias'sche Benennung schon Vielen mißfallen hat. Nun, Diese mögen ihn Wildenstein nennen, so wird Name und Benennung sich edler verschmelzen; denn ein Wild ist doch edler als ein Vieh, so wie ein Kammerherr weit edler ist als ein Kammerdiener, obwohl beide Menschen sind; doch die Parallelisirung würde mich in ein unendliches Labyrinth von menschlichen Schwächen führen, welche am Korporal-Stock des Cadeten so gut kleben als am Stabe des heldenmüthigen Marschalls. Also zum Kuhstall! So heißt eine Felsenhöle — wohin einst im 30jährigen Kriege die Landleute Lichtensteins mit ihren Heerden flüchteten — welche ein offenes großes Portal bildet und durch welche man die Felsenreihen eines waldigen Thales malerisch wie hingehaucht sieht. Das Portal ist 21 Fuß breit, 20 Fuß hoch und erhebt sich aus dem sogenannten Habichts-

g und auf dem Gipfel eines 85 Fuß hohen Felsens.

„Der Wegweiser durch die böhmisch-sächsische Schweiz, von Einem der diese Gegend seit mehren Jahren besucht," mag allerdings Recht haben, indem er sagt: Im Innern dieser Felshalle ist eine Restauration angebracht; die Tische und Bänke stören vielleicht die Illusion (wo füglich auch eine Allusion auf die Zoten im Fremdenbuch hätte gemacht werden können), desto mehr aber erheben sich Geist und Herz, wenn wir unsere Augen auf den Fels selbst und seine Aussicht wenden. Uebrigens Bänke — Tische — Leiter zur Verewigung der Namen — und Ausdrücke Benennung abstrahirt, verläßt doch gewiß Jeder mehr prosaisch als poetisch gestimmt diese Felshöhe, der vom Prebischthor, oder von der Bastei kommt. Es ist doch fatal, daß dieser Kuhstall nicht lieber in der böhmischen — und das Prebischthor in der sächsischen Schweiz ist — sagte der olims Zeiten hier ein Rezensent — so weit kann sich e nse tiger Patriotismus verlieren! Ist ja die Bastei in der sächsischen Schweiz, und sie ist doch wahrhaftig das non plus ultra einer quasi Schweiz! Warum also so gallsüchtigen Wunsch äußern? und noch dazu ein Rezensent, bei dem außer der Federspitze wohl noch Manches spitz und schneidend, aber Nichts einseitig und gallig sein sollt.

Vom Kuhstall führt ein bequemer Weg eines halben Stündchens hinab zum Wasserfall. Der Weg schlängelt durch anmuthige Bosketts und Waldpartien; die grotesken Felsen verlieren sich, die Gegend wird sanfter.

Am Wasserfalle des Lichtenhainer Baches — welcher durch eine Schleuse gesperrt und von spekulativen Esseträgern — die hier in den Lenz und Sommermonaten stationiren — gegen eine kleine Belohnung — in Brausen gesetzt wird — verließ ich meine heiteren Reisegefährten, die sich da wieder begeisterungsvoll zum Kartenspiele setzten.

Allein wandelte ich nun die zwei Stunden Weges, bald durch wildromantische Thäler, bald zwischen hohen Felsen, mehren Mühlen vorüber, nach Schandau. — Besonders lieblich ist jenes Thal, durchschlängelt vom Kirnitzschbach, dessen schönster Punkt dem Andenken König Friedrich August gewidmet ist.

Von hier kam ich zu den Bädern von Schandau (Dzandau, d. h. Gebirgsau). Natur und Kunst wetteifern, den Aufenthalt der Gäste zu versüßen, deren sich im Sommer sehr viele versammeln. Besonders verherrlichten dieses Mineralbad auch öfter die Könige von Preußen und Sachsen. Im innern Raum der Bäder liest man über den Kabineten — deren ich, scheint mir, nur zehn gezählt —: Balnea, vina, venus, corrumpunt corpora nostra.

Conservant eadem balnea, vina, venus.*)

Der Speise- und Tanzsaal — in dem oft glänzende Bälle gegeben werden, — so wie das Billiardzimmer sind elegant und der Eleganz entspricht auch, was selten, prompte und billige Bedienung. Aus dem ersten Sandkorn, heißt es, bildet sich der Berg; so ist es auch mit Bädern. — Nicolai und Götzinger rühmten zuerst die Nymphe zu Schandau, und sie, die einst einsam im wilden Thale gehaust, wohnt nun, von zahlreichen Gästen umschwärmt, in einem lieblichen Hain.

Nachdem ich eine Weile in dem Garten mit seinen Felsterassen, und in dem Park, dem stillen Carlsruhe, lustwandelte, verließ ich die Bäder und ging durch das heitere Städtchen, über einen fruchtbaren Kiesengrund, am rechten Ufer der Elbe, nach Preßn. Hier ließ ich mir am Fuße eines hohen Gebirges eine Strecke hin, Steinbrüchen vorüber, die Weisung geben, um den Lilienstein zu erklimmen. Am Saume der Steinbrüche bemerkte ich einen Fußweg bergan schlängeln; diesem folgte ich und kam endlich, mitunter die Richtung verlierend, auf allen Vieren kriechend, hinauf zur herrlichen Felskoppe der Lilie. Kaum war ich da im Anschauen der reizenden Umgegend entzückt als finstere Wetterwolken einherzogen und bald herabstürzten in schweren Güssen; Blitze durchkreuzten sich, und erhaben dröhnte der Donner durch das Gebirg. Ich fand Schutz unter einem Felsabhange, wo eben festlich gekleidete Bauernmädchen und Jungen — die mehre Stunden weit her kamen, um den Sonntag zu genießen — sich malerisch gruppirt hatten. Welcher Unterschied der Culturstufe dieser sächsischen Landleute und jener eines Magyaren an der Theiß! Es sei genug hier zu erwähnen, daß der eine Junge — der ein Perspektiv bei sich hatte — sagte: „In Ungarn muß der Geist des Volkes noch in der Wiege liegen." Ja wohl, dachte ich, der liebe Geist ist zwar im Allgemeinen noch immer in den Kinderschuhen; aber bei uns, da ist freilich der Geist noch sehr, sehr in Falten gelegt. — Das Wetter zog vorüber und ich konnte nun in dem idyllischen Kreise die großartige Mischung der Landschaftsgemälde mit doppelter Würze genießen, indem auch die Gewölke noch hie und da in schweren Massen an die Gebirge sich lehnend, den Anblick um so imposanter machten. Auf der äußersten Felskoppe an einer natürlichen Pyramide überschaute ich entzückt nach Süd und West einen Theil des böhmisch-sächsischen Erzgebirges. Dem Lilienstein gegenüber weilte der Blick an der majestätischen, gleichsam unbezwingbaren Festung auf der äußersten Koppe eines hohen Felsberges, Königstein. Ueber viele, theils in Stein gehauene, theils gelegte Stufen ging ich im tändelnden Gefolge auf den nördlichen Abhang des Berges, wo ein aufgepflanztes Fähnlein, weht und den Waghals verkündet, der es gesetzt.

Von Schandau nach Altrathen findet man, die Karte in der Hand, mit etwas Orientirungsgabe, auch ohne Führer den Weg; doch von hier die Wege zur Bastei zu finden, möchte mir wohl, ohne Zusammentreffen der jungen Landleute, kaum gelungen sein.

*) Bäder, Wein und Venus verderben den Körper; dieselben, Bäder, Wein und Venus erhalten ihn auch.

In westlicher Richtung von Lilienstein sieht man in einem tiefen Thale, dicht am Ufer der Elbe ein großes, ziegelgedecktes Gebäude: es ist der Gasthof zu Rathen. In dieser Richtung führt jeder Fußweg — deren mehre über Berg und Thal, durch Moos und Heidelbeer-Gestrüppe hin ziehen — sicher zur Bastei. Rathen mit seinem großen Gasthofe ist am Fuße jener Felsberge, deren am meisten hervorragender Theil, der Aehnlichkeit wegen, so er mit Schanzen hat, Bastei genannt wird.

In Rathen verließ ich meine jungen Führer und zog gestärkt, durch die herrlichsten Gruppirungen der Felsen hinauf zur äußersten Koppe derselben. Wer würde nicht hier in Staunen und Begeisterung gesetzt, in wessen Brust, die zu fühlen vermag, könnte je die Erinnerung solch großen, unaussprechlichen Naturgemäldes erlöschen!! Bei solchen Scenen sieht man wohl die Wahrheit dessen, daß es vergebene Mühe, trockner Erfolg sei, Gegenden, solche Gegenden zu beschreiben Dem minder Schönen u. Erhabenen vermag wohl die Feder oder der Pinsel, in Begeisterung getaucht, höhere Reize zu verleihen; doch das in solchem Maaßstabe Schöne, Erhabene, Rührende, Schaurige und Furchtbare der Natur, wie es in hoher Mischung auf den Felsen der Bastei sich zeigt, schildern, nachahmen wollen in Worten und Farben, vermag der größte Künstler nicht; schweigend entfällt der schwachen Hand der Griffel, es bewundert der Geist und schweigend betet das Herz

Die Gottes-Idee.

Von Dr. Louis Büchner.

> Gott ist eine leere Tafel, auf der Nichts weiter steht, als was du selbst darauf geschrieben. Luther.

> In seinen Göttern malt sich der Mensch. Schiller.

Wenn es richtig ist, daß es keine angeborne Anschauungen gibt, so muß auch die Behauptung Derjenigen unrichtig sein, welche annehmen, daß die s. g. Gottesidee oder der Begriff eines höchsten Wesens, welches die Welt erschaffen hat, regiert und erhält, etwas dem menschlichen Geiste von Natur Eingeborenes, Nothwendiges und darum durch alle Vernunftgründe Unwiderlegliches sei. Es behaupten die Anhänger dieser Ansicht, es werde durch die Erfahrung gelehrt, daß es keine noch so rohen oder ungebildeten Völker oder Individuen gebe, bei denen die Gottesidee oder der Glaube an ein höchstes persönliches Wesen nicht vorgefunden werde. In der That aber lehrt uns eine genaue Kenntniß und unbefangene Beobachtung der Einzelnen wie der Völker in rohen und unentwickelten Bildungszuständen gerade das Gegentheil. Gewiß nur eine bereits befangene Meinung wird im Stande sein, in den s. g. Thierreligionen alter und neuer Völker etwas dem eigentlichen Gottesglauben Analoges zu erkennen. Es entspricht keineswegs dem Begriffe einer Gottesidee, wenn wir die Menschen solchen Thieren eine besondere Verehrung erweisen sehen, welche ihnen erfahrungsmäßig Nutzen oder Schaden bringen; wenn der Aegypter die Kuh oder das Krokodil, wenn der Indianer die Klapperschlange, der Afrikaner die Congoschlange anbetet u. s. w. Den Negern aus Guinea ist ein Stein, ein Klotz, ein Alligator, ein Bündel Lumpen, eine Schlange göttliches Idol. Es drückt sich in solcher Verehrung nicht die Idee an ein über Natur und Menschen herrschendes allmächtiges und allweises Wesen, welches die Weltregierung leitet, aus, sondern nur eine blinde Angst vor Naturmächten, welche dem ungebildeten Menschen furchtbar oder überirdisch scheinen, weil er nicht im Stande ist, den inneren natürlichen Zusammenhang der Dinge zu erkennen. Wäre wirklich die Idee eines persönlichen höchsten Wesens der menschlichen Natur durch überirdische Weisheit eingeprägt worden, so könnte es nicht möglich sein, daß dieser Begeiff alsdann in so unklarer, unvollkommener, roher und unnatürlicher Weise, wie in diesen Thierreligionen, zu Tage träte. — Das Thier ist seinem ganzen Wesen nach dem Menschen unter-, nicht übergeordnet, und ein Gott in Gestalt eines Thieres ist kein Gott, sondern eine Fratze. Englische Reisende in Nordamerika (London Athenäum, Juli 1840) erzählen, „daß die religiösen Ansichten der Indianer des Oregongebiets einem ganz niederen Ideenkreise angehören. Es ist zweifelhaft, ob sie überhaupt von einem höchsten Wesen eine Vorstellung haben. Das Wort Gott suchte man natürlich bald zu übersetzen, allein in keinem der Oregon'schen Dialekte war selbst mit Hülfe der Missionäre und geschickter Dolmetscher ein passender Ausdruck aufzufinden. Ihre größte Gottheit heißt der Wolf und scheint, ihren Beschreibungen zufolge, eine Art Zwittergeschöpf zwischen Gottheit und Thier zu sein."

Die s. g. Kaloschen, ein indianischer Stamm, haben gar keinen äußeren Cultus und stellen sich das höchste Wesen unter dem Bilde eines Raben vor. Von den Tusken, einer zur mongolischen Rasse gehörigen Völkerschaft an der nordöstlichen Spitze des asiatischen Continents von sehr guten Charaktereigenthümlichkeiten, erzählt der britische Lieutenant Hooper: „Ob bei ihnen die Ahnung einer göttlichen Vorsehung, einer höheren s. g. Weltregierung dämmert, ob sie einen wohlwollenden Geist neben den Dämonen verehren, dies war nicht zu ermitteln, oder vielmehr davon ergab sich keine Spur."

Von den Corrados, den ehemaligen Souverainen in der Provinz Rio de Janeiro erzählt Burmeister, daß das Bedürfniß nach Religion bei ihnen nicht vorhanden scheine. Sie drücken sich an den Kirchenthüren vorbei, ohne den Kopf zu wenden oder den Hut zu ziehen. Der südamerikanische Wilde oder Urmensch hat keinerlei religiöse Anschauungen; er läßt sich die Taufe gefallen, weiß aber nicht, was sie bedeutet. Aehnliche oder gleichlautende Facta bei verschiedenen Naturvölkern kann man fast in jeder Reisebeschreibung lesen.

Die ursprüngliche Religion des Buddh endlich weiß Nichts weder von Gott noch

von Unsterblichkeit. Ebenso atheistisch wie der Buddhismus sind die beiden Religionssysteme der Chinesen, so daß nach Schopenhauer (Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, zweite Auflage 1847) die chinesische Sprache für Gott und Schaffen gar keine Ausdrücke besitzt. Nach demselben Schriftsteller kommt die Offenbarung und die Idee eines persönlichen Gottes ursprünglich nur einem einzigen Volke, den Juden, zu und pflanzt sich fort in den beiden aus dem Judenthum hervorgegangenen Religions-Systemen, dem Christenthum und Mohamedanismus.

Derselben Erscheinung begegnen wir in unserer eignen Mitte bei solchen Individuen, bei denen Erziehung, Lehre oder Mittheilung keine Gelegenheit hatte, die Idee eines höchsten Wesens wach zu rufen. Häufig genug kann man lesen, wie vor den Zuchtpolizeigerichten großer Städte fortwährend Menschen erscheinen, welche von den Begriffen, die man mit den Worten Gott, Unsterblichkeit, Religion u. dgl. verbindet, auch nicht die leiseste Ahnung besitzen. Der letzte Census in England hat nachgewiesen, daß daselbst sechs Millionen Menschen leben, die nie die Schwelle einer Kirche betreten haben und die nicht wissen, welcher Secte oder welchem Glaubensbekenntniß sie angehören. Der Taubstumme Meystre hatte, wie früher erwähnt wurde, keine Idee von Gott, und konnte ihm eine solche trotz aller Anstrengung nicht beigebracht werden. Ebendaselbst wurde auf die durchaus thierische und vernunftlose Natur solcher menschlichen Geschöpfe hingewiesen, welche ohne Umgang mit Ihresgleichen geblieben sind und jedes höheren geistigen Interesses ganz entbehrten.

Wenn die Natur nicht im Stande ist, mit größerer Gewalt ihr Recht auch ohne Lehre und Erziehung geltend zu machen, so muß geschlossen werden, daß dieselbe von solchen ursprünglichen Begriffen überhaupt gar nichts weiß. Wollte man die Gottes-Idee eine angeborene nennen, so könnte man am Ende nicht anders, als auch der Idee eines bösen, mit höherer Macht ausgerüsteten Wesens, eines Teufels, Satans, eines oder mehrer Dämonen, dasselbe Prädikat beizulegen. Der Glaube an böse, den Menschen feindliche Mächte hat nachweisbar dieselbe, ja unter Naturvölkern oft eine noch weit größere Ausbreitung und Bedeutung gewonnen, als der Glaube an einen wohlwollenden Gott. Alle diese Begriffe sind anerzogene, aus eigenem oder Anderer Nachdenken hervorgegangene, geschlossene, nicht angeborene.

Niemand hat den rein menschlichen Ursprung der Gottesidee besser erklärt und nachgewiesen als Ludwig Feuerbach. Derselbe nennt alle Vorstellungen von Gott und göttlichem Wesen Anthropomorphismen, d. h. Erzeugnisse menschlicher Phantasie und menschlicher Anschauungsweise, gebildet nach dem Muster der eignen menschlichen Individualität. Den Ursprung dieses Anthropomorphismus sucht Feuerbach in dem Abhängigkeitsgefühl und sclavischen Sinn welcher der menschliche Natur innewohnt. „Der außer- und übermenschliche Gott," sagt Feuerbach, „ist nichts Anderes, als das außer- und übernatürliche Selbst, das seinen Schranken entrückte, über sein objectives Wesen gestellte subjective Wesen des Menschen." In der That ist die Geschichte aller Religionen ein fortlaufender Beweis für diese Behauptung, und wie könnte es auch anders sein? Ohne Kenntniß oder Begriff vom Absoluten, ohne eine unmittelbare Offenbarung, deren Dasein zwar fast von allen religiösen Secten behauptet aber nicht bewiesen wird — können alle Vorstellungen von Gott, einerlei welcher Religion sie angehören, keine andern als menschliche sein, und da der Mensch in der belebten Natur kein höher stehendes geistig begabtes Wesen als sich selbst kennt, so können auch seine Vorstellungen eines höchsten Wesens nicht anders, als von seinem eigenen Selbst abstrahirt sein, sie müssen eine Selbstidealisirung darstellen. Daher spiegeln sich denn auch in den religiösen Vorstellungen aller Völker die jedesmaligen Zustände, Wünsche, Hoffnungen, ja die geistige Bildungsstufe und besondere geistige Richtung eines jeden Volkes jedesmal aufs Treueste und Charakteristischste ab, und wir sind gewohnt, aus dem Götterdienste eines Volkes auf seine geistige Individualität und den Grad seiner Bildung zu schließen.

Man denke an den poetischen, von idealen Kunstgestalten bevölkerten Himmel der Griechen, in welchem die in ewiger Jugend und Schönheit blühenden Götter menschlich genießen, lachen, kämpfen, Intriguen spielen und den eigentlichen Reiz ihres Daseins in dem persönlichen Eingreifen in menschliche Schicksale finden — jenen Himmel, welcher Schiller zu seinem schönen Gedichte an die Götter Griechenlands begeisterte.

Man denke an den zürnenden, finstern Jehova der Juden, welcher bis in's dritte und vierte Glied straft; an den christlichen Himmel, in welchem Gott seine unendliche Allmacht mit seinem Sohne theilt, und die himmlische Rangordnung der Seligen ganz nach menschlichen Begriffen bestimmt; an den Himmel der Katholiken, in welchem die im Schooße des Heilands liegende Jungfrau Maria ihre sanfte weibliche Ueberredungskunst zu Gunsten der Straffälligen bei dem himmlischen Richter geltend macht; an den Himmel der Orientalen, welcher blühende Houri's in Menge, rauschende Cascaden, ewige Kühle und ewigen sinnlichen Genuß verspricht: an den Himmel des Grönländers, in welchem dessen höchster Wunsch in dem reichsten Ueberfluß an Thran und Fischen sich ausspricht; an den Himmel des jagenden Indianers, in welchem eine ewige reiche Jagd den Seligen lohnt; an den Himmel des Germanen, welcher in Wallhalla den Meth aus den Schädeln der erschlagenen Feinde zu trinken gedenkt &c. &c.

Auch in der Art des religiösen Cultus, der äußeren Form der Gottesverehrung wies Feuerbach die rein menschliche Vorstellungsweise von Gott überall mit Ent-

renz nach. Der Grieche opfert seinen Göttern Fleisch und Wein, der Nezer speit die zerkauten Speisen seinen Götzen als Opfer in's Gesicht; der Ostiake beschmiert seine Götzen mit Blut und Fett und stopft ihnen die Nase mit Schnupftabak voll; der Christ und Mohamedaner glauben ihren Gott durch persönliches Zureden, durch Gebete zu versöhnen. — Ueberall menschliche Schwächen, menschliche Leidenschaften, menschliche Genußsucht! Alle Völker und Religionen theilen die Gewohnheit, hervorragende Menschen unter die Götter oder die Heiligen zu versetzen — ein auffallender Beweis für das menschliche Wesen der göttlichen Idee! Wie fein und richtig ist die Bemerkung Feuerbach's, daß der gebildete Mensch ein unendlich höheres Wesen als der Gott der Wilden ist, der Gott, dessen geistige und körperliche Beschaffenheit natürlich in gradem Verhältniß zu dem Bildungsgrade seiner Verehrer stehen muß. Dieser nothwendige Zusammenhang des Menschlichen mit dem Göttlichen und die Abhängigkeit des Letzteren von dem Ersteren muß sich selbst Luther als unabweisbar aufgedrängt haben, da er sagt: Wenn Gott für sich allein im Himmel säße, wie ein Klotz, so wäre er kein Gott.

Ist der einfache Menschenverstand nicht im Stande gewesen, eine reine und abgezogene Idee vom Absoluten zu gewinnen, so ist der Verstand der Philosophen in diesen Versuchen wo möglich noch unglücklicher gewesen. Wollte sich Jemand die Mühe nehmen, alle die philosophischen Definitionen, welche von Gott, vom Absoluten oder von der s. g. Weltseele der Naturphilosophen gemacht worden sind, zusammenstellen, so müßte ein höchst wunderlicher Mischmasch herauskommen, in welchem von Anbeginn der historischen Zeit an bis heute trotz des angeblichen Fortschritts der philosophischen Wissenschaften nichts wesentlich Neues oder Besser's zu Tage gebracht wurde. An schönen Worten und klingenden Phrasen würde es freilich nicht fehlen, aber solche können kein Ersatz für den Mangel innerer Wahrheit sein. „Ist man, sagt Czolbe, mit der Erkenntniß des noch heute angenommenen Uebersinnlichen auch nur um einen Schritt weiter, als vor Jahrtausenden? Was ist es denn was man mehr davon besitzt, als leere Worte, inhaltslose Namen?" Daraus folgt, sagt Virchow, daß der Mensch außer sich nichts zu begreifen hat und daß Alles außer ihm für ihn transcendent ist.

Hören wir z. B. wie sich der philosophische Naturforscher Fechner erst vor Kurzem in seinem Zendavesta über jenen Begriff äußerte: „Gott als Totalität des Seins und Wirkens hat keine Außenwelt mehr außer sich, kein Wesen sich äußerlich gegenüber; er ist der Einzige und Alleinige; alle Geister regen sich in der Innenwelt seines Leibes; rein kreist er in sich selbst, wird durch Nichts von Außen mehr bestimmt, bestimmt sich rein aus sich in sich, indem er aller Existenz Bestimmungsgründe einschließt." Welcher denkende Mensch ist im Stande, sich aus solchen Phrasen eine klare Vorstellung von der Meinung des Definitors zu machen! Ein Gott, in dessen leiblichem und geistigem Innern sich alle Geister und Körper regen sollen und der dabei nur in sich selbst kreist und durch nichts von Außen mehr bestimmt wird! Wenn sich alle Geister in dem Geist, alle Leiber in dem Leibe Gottes regen, wenn er keine Außenwelt mehr außer sich hat, wie kann er da noch persönlicher Gott sein? persönlicher Gott, als welchen ihn Fechner an andern Stellen ausdrücklich auftreten läßt! Ist er dann nicht vielmehr Inbegriff alles körperlichen oder geistigen Daseins, oder die Gesammtsumme der Welt selbst, welche sich der Definitor in Gestalt einer Person gedacht hat, während doch gerade die Welt in ihrer unendlichen Vielheit und Mannigfaltigkeit die Verneinung jeder Personification ist! Jene Vorstellung einer durch die ganze Welt verbreiteten und in deren Aeußerungen unmittelbar sich manifestirenden Göttlichkeit hat man mit einem philosophischen Kunstausdruck „pantheistisch" schon zu einer Zeit genannt, da man von dem heutigen Standpunkt der Naturwissenschaften noch keine Ahnung hatte. Aber unsere modernen Philosophen lieben es, altes Gemüse mit neuen Redensarten aufzuwärmen und als letzte Erfindung der philosophischen Küche aufzutischen!

Briefe an eine fromme Frau.

Für die Fackel aus dem Englischen übersetzt.

Geehrte Frau!

In Folge der falschen und widersprechenden Ideen, welche uns alle Offenbarungs-Religionen über die Gottheit geben haben die Priester eine Menge unvernünftiger Gebräuche ersonnen, welche jedoch diesen irrthümlichen Begriffen die sie uns über Gott geben, ganz angemessen sind. — Der Gott der Priester wird stets als ein leidenschaftlicher Mensch betrachtet, der sich durch Geschenke, durch Schmeicheleien und Speisen in Submission bringen läßt, oder vielmehr als fanatischer, launischer Souverain, der erzürnt, wenn wir ihm diesen Respekt und die Ergebung verweigern, welche die Eitelkeit irdischer Potentaten von ihren Unterthanen fordert. — Durch solche unwürdige Begriffe, sonderbare Erdichtungen und oft grausame Gebräuche sollen wir uns die Gnade Gottes verdienen, oder den Zorn des Herrn der Schöpfung von uns abwenden. Nach Einigen besteht Alles in Gebeten und Opfern, von denen man glaubt, daß Gott einen Wohlgefallen an ihnen habe. Sie vergessen, daß ein guter Gott, der Alles weiß, nicht ermahnt zu werden braucht; daß ein Gott, der Alles erschaffen haben soll, keiner Opfer bedarf; daß ein Gott, der seine Macht kennt, weder der Submission noch der Huldigungen bedarf, um ihn an seine Macht, seine Größe und seine Rechte zu erinnern; daß ein Gott, der Herr über Alles ist, keiner Opfer bedarf, die ihm selbst angehören; daß ein Gott der von seinen Geschöpfen Nichts bedarf, nicht durch Geschenke bewogen werden kann, die sie durch seine eigene Güte erhalten haben.

Die Priester, die sich stets für die Minister, die Günstlinge und die Dolmetscher des göttlichen Willens ausgegeben haben, fanden es bald aus, wie sie am leichtesten von den Irrthümern und Opfern der Menschen Nutzen ziehen könnten. Sie finden es denn in ihrem Interesse, diese falschen Begriffe zu hegen und zu pflegen. — Sie haben das Mittel erfunden, ein unbekanntes mächtiges Wesen zu beänstigen, das über ihr Schicksal entscheidet; die Andacht des Volkes und seine Ehrfurcht vor einem unsichtbaren Wesen anzuregen, das nur sie als ein wirkliches Wesen hinstellen. Die Priester haben es ausgefunden, daß sie durch ihren Dunst für Gott Schätze für sich selbst aufhäufen können. Von den Geschenken und Opfern so die Gläubigen ihrem Gott darbringen haben sie stets den besten Theil für sich selbst behalten.

Sie sehen denn, wie die Priester mit der Gottheit gemeinschaftliche Sache machen. Ihre Politik erheischt es denn, die menschlichen Irrthümer zu pflegen und zu nähren. Sie sprechen von diesem Wesen wie von einem eifersüchtigen, eifrigen und edlen Monarchen, der giebt, damit ihm wieder gegeben werde, der ohne Aufhören mehr verlangt und der sich stets durch Gaben gewinnen läßt, von denen er direct oder indirect sie selbst stets den besten Antheil empfangen.

Es ist leicht zu ersehen, daß die Priester alle ihre Begriffe von Gott von irdischen Wesen, von Herrschern und ihrem Hofstaat entlehnt haben; so auch alle ihre Gebräuche, ihren Ritus und ihre Ceremonien. Jede Sekte läßt es sich angelegen sein, ihren Gott als den größten, den mächtigsten, den einzig wahren hinzustellen. Das Volk, unwissend und erniedrigt, nimmt ohne Prüfung diese Begriffe über Gott an und fügt sich den Erfindungen der Priester, durch welche es Gott zu gewinnen und ihn in seinem Zorn zu versöhnen glaubt. Unwissenheit und Blödsinn lassen sich blindlings von diesen Führern leiten. Die Gewohnheit fesselt die Menschen an Dinge, denen sich die Vernunft nie unterwirft und so geht der Irrthum von Vater auf Sohn, von Generation zu Generation, ohne den Betrug in Frage zu stellen.

Das Kind, sobald es anfängt Etwas zu verstehen, wird mechanisch gelehrt seine Hände zum Gebete zu falten. Seine Zunge muß Formeln hersagen, die es nicht versteht, muß sie an Gott richten, den es noch weniger begreifen kann. — In den Armen seiner Wärterin wird es in den Tempel oder zur Kirche getragen, wo sich sein Auge an Erscheinungen, Ceremonien und präsentirte Geheimnisse gewöhnt, von denen es im Alter eben so wenig verstehen wird, als es in der Kindheit davon verstanden hat. Frägt man die Wärterin warum sie das Kind zur Kirche trage, oder die Eltern, warum sie es hinschicken, so werden sie antworten, daß es aus Ehrfurcht vor heiligen Dingen geschehe und daß das Kind sich früh daran gewöhnen müsse, die Pflichten gegen Gott zu erfüllen; dennoch sind diese Pflichten ihnen gänzlich unbegreiflich. — Solltest du es versuchen, sie über diesen Thorheit zu enttäuschen, so werden sie dir kein Gehör geben, oder dich mit Leidenschaftlichkeit fragen, ob du gesonnen selbst dem Hülflosen die Hoffnung zu rauben und die Welt dem Mord der Rebellion und dem Laster zu überliefern. Dies sind ihre Argumente. Jeder, der sich mit Vernunftgründen bewaffnet und gegen diese ewigen Widersprüche ankämpft, erscheint dem weisen Christen lächerlich, oder als Thor; — oder man schimpft ihn einen Gottlosen und Ungläubigen; denn es sind diese Namen, mit denen man Jene benennt, die nicht dieselbe Bahn verfolgen und die an Dinge nicht glauben, welche das Scrutinium der Vernunft nicht bestehen.

Welches Entsetzen überfällt nicht den Christen, wenn Du ihm sagst, daß seine Priester nutzlose Geschöpfe sind! Wie würde er sich wundern, wenn Du ihm sagtest, daß seine Gebete, selbst nach den Grundsätzen seiner Religion, welche er in der Kindheit gelernt, seines Gottes unwürdig und überflüssig sind; denn wenn Gott Alles weiß, was frommt es, ihn an die Bedürfnisse seiner Geschöpfe zu erinnern, die er liebt? Ist Gott ein Vater voll der Liebe und Güte ist es dann nothwendig, ihn täglich um unser Brod zu bitten? Ist dieser Gott unveränderlich und weise, wie können seine Geschöpfe die firen Beschlüsse Gottes abändern? Ist dieser Gott gerecht und gut, wie kann er uns Böses zufügen, oder uns in die Lage versetzen, wo ein Gebet nothwendig wäre **uns nicht in Versuchung zu führen**?!

Sie sehen hieraus, Geehrte, daß von Dem was die Christen für unbedingt nothwendig halten, nur sehr wenig vorhanden ist, das mit Dem übereinstimmt, was von Gott selbst gesagt worden sein soll. Sie sehen, daß selbst das Vater unser viele Absurditäten enthält und Begriffe, so jenen gänzlich entgegen sind, welche jeder Christ von seinem Gott haben sollte. Fragen Sie einen Christen warum er die Formel worüber er nie nachdenkt, fortwährend hersagt, so kann er Ihnen keinen andern Grund angeben, als daß er in seiner Kindheit gelernt habe die Hände zu falten und Worte herzusagen, welche zu verstehen nicht er, sondern sein Priester verpflichtet sei. Er mag noch hinzufügen, daß das Gebet unbedingt nothwendig sei, um die Gunst des Himmels zu verdienen. Wenn aber die Rathschläge Gottes unbegreiflich und nicht zu ändern sind, was sollen da alle unsere Gebete nutzen? Findet sich Gott durch den Menschen beleidigt, wird er da nicht unsere Bitten verwerfen müssen, die eine Beleidigung sind seiner Güte, seiner Gerechtigkeit und unendlichen Weisheit? Welchen Beweggrund haben demnach unsere Priester, uns die **Nothwendigkeit** des Gebetes einzuflößen? Einzig und allein nur den, die Meinungen der Menschen zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten. Sie stellen uns Gott als einen Herrscher vor, der schwer zugänglich ist, der sich schwer versöhnen läßt, von dem sie jedoch die Gesandten, die Günstlinge, die Diener sind. Sie machen sich

zu Vermittlern, zwischen diesem unsichtbaren Souverain und seinen Unterthanen auf Erden. Sie verkaufen den Unwissenden diese ihre Vermittlung bei dem Allmächtigen; sie beten für das Volk; und der Staat belohnt sie dafür mit reellem Nutzen, mit **Wohlstand, Ansehen und Gemüthlichkeit.**

Unsere Priester, Mönche und alle Diener der Religion ernähren und mästen sich in ihrem Nichtsthun; sie versprechen ihren Zahlmeistern und Anhängern einen Platz dafür im Himmel und sagen, daß man ohne ihre Vermittlung die Gnade Gottes nicht erlangen kann, und die Strafen und Calamitäten, wodurch die Welt so oft heimgesucht wird, nicht abgewendet werden könnten.

Das Gebet der Priester ist eine Quacksalber-Medicin für alle Uebel. Alles Unglück der Völker wird von diesen geistlichen Führern gelegt, die aus dem allgemeinen Elend ihren Nutzen ziehen, da sie für ihre „Dienste des Herrn“ bezahlt werden. Sie lehren das Volk nie, daß solche Calamitäten von dem Gang der Natur herrühren und von Gesetzen, über welche sie keine Controlle haben. O, nein! sie machen die Welt glauben, daß das Unglück eine Strafe des zürnenden Gottes sei. Uebel, für welche sie kein Heilmittel besitzen, werden als Gerichte Gottes ausgesprochen, sie sind übernatürlich und so muß man denn Zuflucht zum Priester nehmen. Gott, den sie als so gut preisen, scheint oft ganz taub für ihre Bitten zu sein. Sie sagen uns, die Menschen haben Gott beleidigt; man habe seiner vergessen und daß man demnach der Gebete und der Opfer bedürfe. Auch brüsten sie sich damit, Gott sei durch ihre Gebete versöhnt worden. Ohne ihre Dazwischenkunft, predigen sie dem Pöbel, schlägt die Erndte fehl; werden die Felder überschwemmt; wird Pest, Hungersnoth und Krieg die Erde heimsuchen; und treten diese Calamitäten dennoch ein, so sagen sie, daß sie durch Gebete beseitigt werden können.*)

Würden Furcht und Schrecken dem geistigen Pöbel erlauben zu denken, so würde er bald ausfinden, daß alles Uebel, das die Menschen, oder ein Volk betrifft, eben so wie alle gute Dinge, die er im Leben genießt, die nothwendige Folge der Ordnung der Natur sind. Man würde leicht finden, daß ein weiser Gott, unabänderlich in seinem Verfahren, Nichts gegen jene Gesetze geschehen lassen kann, die mit ihm selbst Eins und Dasselbe sind. Man würde sich überzeugen, daß die Calamitäten, Unfruchtbarkeit, Pestilenz, Krieg und der Tod selbst Folgen sind gewisser natürlicher Ursachen, eben so wie Glück, Ueberfluß, Gesundheit und Leben. Würde der Mensch vernünftig denken, so müßte er bald einsehen, daß Kriege, Hungersnoth und andere Uebel sehr oft die Folgen sind von Unwissenheit, Vergehungen und Thorheiten.

Uebeln, die wir nicht abwenden können, haben wir uns zu fügen und sollen das unvorhergesehene Unglück mit derselben Geistesstärke tragen, als wir uns des Glückes freuen, das uns begegnet. Unsophistische, mit der Natur übereinstimmende Meinungen bedürfen keiner Heilmittel außerhalb dem Bereiche unserer selbst. — Liegen Uebel außerhalb unserem irdischen Bereiche, so reicht kein Mittel hin, sie zu heilen. Erfahrung lehrt, daß Bewegung und Thätigkeit des Körpers und des Geistes dem Menschen mehr nützen als alle Versiegelungen des Pfaffenthums und Verehrung unbegreiflicher Mummereien. Wären doch alle Menschen ihrer religiösen Vorurtheile bar, um die Frage in diesem Lichte zu sehen!

Das Volk sollte schon auch aus folgenden Rücksichten in die Gebete der Priester keinen Werth setzen. — Wir sehen unzähligemale die Unwirksamkeit ihres Betens; die Nichtigkeit ihrer Ceremonien, die auf ihr eigenes Leben so wenig Einfluß haben — und doch sind es diese Leute, die das Knie des Menschen beugen machen. Sie veranlassen sehr häufig ihre Anhänger, Jene herunterzumachen, die sich ihren Anmaßungen nicht fügen. Sie schrecken den Schwachen an Verstand mit fürchterlichen Bildern, welche sie ihm über die Gottheit vorhalten. Sie verbieten dem Menschen das Denken, damit er sich den unsinnigsten Verordnungen füge. Sie verwandeln die gleichgültigsten Dinge in wichtige Pflichten, die sie als heilig hinstellen. Sie wissen, daß der gewöhnliche Mensch im Verhältniß zu seinen Leiden denkt. Daher sie ihrer Beute, wenn den Gläubigen wirkliche Uebel befallen, am nächsten sind; ist er glücklich, so drohen sie ihm, sie schaffen eingebildete Leiden und Furcht.

Wenn Sie schließlich, geehrte Frau, mit Ihren eigenen Augen sehen, nicht durch die Brille pfäffischer Satzungen, werden Sie erkennen müssen, daß diese Dinge blos den Priestern nützen, nicht aber der Gottheit und daß sie der Gesellschaft oft sogar sehr schädlich sind. Von welchem Nutzen kann es z. B. für eine Familie sein, wenn die Mutter eine Frömmlerin ist? Um so mehr, wenn sie über das Beten und Kirchengehen andere Pflichten versäumt. Können ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Freunde aus den Gebeten und Andachtsübungen einen Nutzen ziehen, die sie blos mürrisch, melancholisch und unglücklich machen? Ist es nicht besser für einen Vater, für eine Mutter, sich mit häuslichen Angelegenheiten zu befassen, als ihre Zeit in Messen und bei Predigten zu vergeuden, wo unverständliche Dogmen herabgeleiert werden, oder wobei man sich einer oft nur scheinbaren Pietät hingiebt, die keinen Werth hat?

Madame, finden Sie dort, wo Sie wohnen nicht viele Gläubige in Schulden versunken, die Tausende an Priester und für die Kirche verschwendet haben? Zufrieden, ihr Gewissen mit ihrem seligmachenden Glauben in Einklang zu bringen, küm-

*) Und dieser elende Pfaffentrug hat das Volk so sehr inficirt, daß selbst Staatsmänner in diese Dummheit verfallen und öffentlich Bet- und Fasttage zur Versöhnung Gottes anordnen. Ja, wir sind ein erleuchtetes Volk. L.

mert sie die Erziehung ihrer Kinder eben so wenig wie die Bezahlung ihrer Schulden. Leute, die es für eine große Sünde halten eine Messe zu versäumen, halten es der Beachtung nicht werth, ihre Gläubiger zu befriedigen, die durch deren Nachläßigkeit sowohl, wie durch deren religiösen Wahn ruinirt worden sind. In der That, man möge diese Religion von irgend einer Seite betrachten, so findet man wenig Gutes an ihr.

Was sollen wir von den vielen Feiertagen sagen die man eingeführt hat? Sind sie nicht sichtbar der Gesellschaft nachtheilig? Ist dem Ewigen nicht Ein Tag wie der Andere? Giebt es im Himmel auch Festtage? Sie sind nothwendig, sagen die Priester, damit das Volk von der Arbeit ausruhen kann. Wann arbeiten die Priester? Ist nicht ihr ganzes Leben ein „langer Tag" der Ruhe? Betrinken sich nicht Viele am Sonntag, die es für Sünde halten, am Tag des Herrn etwas Nützliches zu verrichten? Es ist blos im Interesse der Pfaffen, daß alle Läden am Sonntag geschlossen sein sollen, ausgenommen die ihrigen. Wir sehen denn deutlich, warum Feiertage nothwendig sind.

Ist es nicht gegen Begriffe, welche wir über eine weise Gottheit hegen können, daß die Religion Enthaltsamkeit von gewissen Dingen zur Pflicht macht, oder daß Pönitenz und Andacht die einzige Probe der Tugend sein sollen? Kann man vernünftigerweise annehmen, daß Gott unschuldige Vergnügungen als Sünde betrachte, oder die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen an gewissen Tagen für Tugend halte? Die meisten Religionen der Welt haben Gott zu einem launischen und eifersüchtigen Herrscher gemacht, dem es Vergnügen macht, seine Sklaven zu reizen und in Versuchung zu führen, ohne ihnen den schuldlosen Genuß ihrer Sinne zu erlauben. Wir finden Menschen, die gegen ihre Natur ankämpfen, sich kasteien und martern, um den Himmel zu verdienen und sich bei ihrem Gott angenehm zu machen. Wir finden diese fanatischen, grausamen Begriffe in der christlichen Religion, die ihren Gott für so grausam hält, um über Menschen Leiden zu verhängen und den Tod für seinen eigenen Sohn. Wenn ein Gott, der frei von jeder Sünde, auch zugleich selbst für die Sünden aller Menschen leidet, wie Jene sagen, die an die Erlösung glauben, ist es dann nicht sonderbar, daß Menschen, die Sünder sind, es sich zur Pflicht machen, sich in Kirchen zu versammeln, um sich elend zu machen?

Diese traurigen Begriffe haben Menschen in die Wüste getrieben; sie haben der Gesellschaft und den Freuden des Lebens fanatisch entsagt, um lebendig begraben zu werden, indem sie durch elende Ceremonien, die ihrer Gesundheit eben so nachtheilig sind wie der Gesellschaft, den Himmel zu verdienen glauben. Das Klosterleben, soll es vollkommen sein, besteht in der Kunst sich zu quälen und zu foltern. Strenge Mönche rühmen sich barbarischer Regeln, deren Beobachtung den Respekt der Gläubigen für sich hat, die sich einbilden, daß Menschen, die sich so sehr kasteien, unbedingt die Lieblinge des Himmels sein müssen. Doch diese Mönche sind Fanatiker, die sich dem Hochmuth des Clerus opfern, der in Luxus und Fülle lebt, obschon ihre dupirten und hirnlosen Brüder eine Ehre darein setzen, zu hungern und elend zu sein. Unglückliche junge Mädchen entsagen oder müssen entsagen ihrem Rang in der Gesellschaft, den unschuldigen Freuden der Jugend, dem Vergnügen ihres Geschlechtes, um lebenslang unter einem Despotismus zu schmachten, an welchen sie übereilte oder abgedrungene Gelübde gefesselt haben. Klöster sind eine Satyre auf die Vernunft; sonderbar ist es, daß man den Himmel verdienen will, indem man sich selbst die Erde zur Hölle macht. Doch, es ist so und die Vernunft vermag nur wenig über die Thorheit.

Je mehr wir die Religion einer Prüfung unterziehen, desto mehr können wir uns überzeugen, daß sie blos den Priestern von wesentlichem Nutzen ist. Alles in dieser Religion zielt dahin ab, uns den Phantasien unserer Seelsorger unterthänig zu machen, für ihr Heil zu arbeiten und für ihre Reichthümer beizutragen. Für Geld waschen sie jeden Sünder frei und für Geld, für viel Geld, würden die Meisten Gott und den Himmel verkaufen.

Achtungsvoll der

Ihrige.

—

Geehrte Frau!

Wenn wir den Priestern glauben, so geben wir es Ihnen zu, daß die christliche Religion durch ihre Moral die Philosophie und alle anderen Religions-Systeme der Welt weit übertrifft. Nach ihrer Behauptung hätte die menschliche Vernunft nie bessere Doctrinen der Moral, heroischere Tugenden und für die Gesellschaft nützlichere Verordnungen ersinnen können. Doch das ist nicht Alles; die Tugenden, welche den Heiden bekannt sind, und von ihnen geübt werden, betrachten diese geistlichen Herren als **falsche Tugenden**; so weder unsere Achtung noch die Gunst des Allmächtigen verdienen, ja, sie erklären sie sogar für eine Sünde vor Gott.

Kurz, die Priester suchen uns zu überzeugen, daß die christliche Sittenlehre rein göttlich sei und ihre Lehren so erhaben, daß sie blos der Gottheit entsprießen konnten.

Wenn wir, in der That, Das als göttlich annehmen, was ein Sterblicher weder begreifen, noch thun kann; wenn wir unter göttlichen Tugenden solche Tugenden verstehen, die nicht von dem geringsten Nutzen sind; wenn man unter göttlicher Vollkommenheit jene Eigenschaft versteht, so nicht nur mit der menschlichen Natur unverträglich, sondern ihr sogar ganz entgegengesetzt ist — dann müssen wir freilich zugeben, daß die christliche Moral eine göttliche ist, oder wenigstens versichert sein, daß sie mit jenem System der Moral Nichts gemein hat, die aus der Natur des

Menschen und seinen Beziehungen zur Gesellschaft entwickelt, sondern vielmehr die besten Begriffe von Tugend, welche wir hegen können, zu Nichte mache.

Durch die Vernunft geleitet, verstehen wir unter dem Namen der Tugend jene Dispositionen des Gemüthes, welche unser Glück und das wahre Wohl Jener fördern, mit denen wir zusammen leben und durch deren Ausübung unsere Mitmenschen bestimmt werden, an unserem Glücke Antheil zu nehmen. Nach dem christlichen Systeme beruht der Name von Tugend auf Dispositionen, welche man ohne die Gnade Gottes nicht besitzen kann, und welche, wenn man sie besitzt, uns selbst und Andern schädlich sind. Die Moral des Christenthums ist eigentlich eine Moral für eine andere Welt. Gleich dem Philosophen der Vorzeit heften die Christen ihre Blicke so lang auf die Sterne, bis sie in den Brunnen fallen, den sie zu ihren Füßen nicht bemerkt hatten *) Das einzige Ziel, das sich die christliche Moral setzt, ist die Verachtung der Welt, um sich ganz dem Himmel zu weihen, von dem sie auch nicht das Geringste wissen; ihr irdisches Glück bildet keinen Theil ihrer Betrachtungen; dieses Leben ist, nach der Ansicht eines Christen, blos eine Pilgerreise, die zu einem andern Leben führt, für seine Hoffnungen weit wichtiger, da es außerhalb seiner Fassungskraft liegt. Man sagt uns, wir müssen in dieser Welt, die wir kennen, elend sein, und glücklich in jener, die wir nicht kennen. Um aber jene Seligkeit in einer andern zu erreichen, ist es nothwendig, vor Allem unserer Vernunft zu entsagen, das heißt, wir sollen unsere Augen verschließen und uns der Führung der Priester überlassen. Dies sind die Principien, auf welche die Fabrikation der christlichen Ethik, oder Sittenlehre, basirt ist.

Lassen Sie uns nun, Madame, in eine nähere Prüfung der Tugenden eingehen, auf welchen die christliche Moral beruht. Jene Tugenden sind Evangelische Tugenden — fehlen uns diese, so versichert man uns, daß wir uns vergebens bestreben, die Gnade Gottes zu erlangen.

Die erste dieser Tugenden ist der Glaube. Nach der Lehre der Kirche ist der Glaube eine Gabe Gottes, eine übernatürliche Tugend, durch welche wir durch einen festen Glauben an Gott beseelt werden und an Alles, was er den Menschen geoffenbaret hat, wenn gleich der Verstand es nicht fassen kann. Der Glaube, lehrt die Kirche, beruht auf dem Worte Gottes, der weder täuschen noch getäuscht werden kann. So setzt denn der Glaube voraus, daß Gott mit dem Menschen gesprochen habe; doch welchen Beweis haben wir dafür, daß Gott mit dem Menschen sprach? Die heilige Schrift. Wer ist es, der uns sagt, daß die Bibel das Wort Gottes enthalte? Es ist die Kirche. Doch wer sagt uns daß uns die Kirche nicht täuscht und nicht getäuscht werden kann? Die heilige Schrift. So beweis't denn die Bibel die Unfehlbarkeit der Kirche und diese beweis't die Unfehlbarkeit der Bibel. Aus dieser Behauptung können Sie denn sehen, daß der Glaube nichts Anderes ist als ein Fürwahrhalten Dessen, was die Priester uns sagen, denen ihre eigenen Begriffe unverständlich sind. Freilich verweis't man uns auf Wunder, um die Wahrheit der Bibel zu beweisen; aber es ist wieder eben diese Bibel, die uns jene Wunder erzählt und bezeugt.

Von der absoluten Unmöglichkeit irgend eines Wunders, schmeichle ich mir, Sie, geehrte Frau, bereits überzeugt zu haben.

Auch müssen Sie bereits die Behauptung der Absurdität einsehen, daß der Verstand von irgend Etwas überzeugt sein könne, das er nicht begreift. Die Blicke, die ich Sie in das Buch machen ließ, das die Christen heilig nennen, müssen Ihnen die Versicherung geben, daß es nicht das Wort eines weisen, guten, allwissenden, gerechten und allmächtigen Gottes sein kann. Wenn wir also demselben einen wahren Glauben schenken können, so kann auch Das, was wir Glaube nennen, nicht Anderes sein, als ein unveranlaßtes Festhalten an Das, was uns Priester aufdringen, die unsere junge Denkkraft zu Gunsten ihres Systemes bestimmen. Ja, können die Priester selbst Das glauben, was sie lehren? Es ist nicht möglich. Sie sind Menschen wie wir selbst, und was der gewöhnliche Verstand nicht begreifen kann, das begreifen auch sie nicht. Besitzen sie aber dennoch diesen Glauben, so ist es nichts Anderes als ein blindes Fürwahrhalten Dessen, was ihnen, ohne Prüfung, von Andern aufgedrungen wurde; besitzen sie den Glauben nicht, den kein Vernünftiger besitzen kann, der denkt, so sind sie Heuchler.

Man wird sagen, daß der Glaube an unbegreifliche Dinge eine Gabe Gottes sei und nur Jenen eigen sein kann, die seine Gnade besitzen. Hierauf erwiedere ich, daß wir in diesem Fall keine andere Alternative haben als zu warten, bis die Gnade Gottes auf uns herabströmt — und daß es uns einstweilen erlaubt sei, zu zweifeln, daß Glaube, Dummheit und Unvernunft als Gnade von einem vernünftigen Gott ausgehen kann, der uns mit Denkfähigkeit begabt hat. Ist Gott unendlich weise, wie kann er dann an Stumpfsinn und Thorheit Wohlgefallen haben? Gäbe es solch ein Ding als Glaube, der von der Gnade Gottes kommt, so hätte man Recht, Dinge in einem andern Lichte zu sehen, als dieser Gott sie gemacht hat. Kein Mensch kann die Bibel für Gottes Werk halten, ohne den Begriff zu schänden, den man sich von einer Gottheit machen kann. Kein Mensch kann glauben, daß Ein Gott drei Götter sind und drei Götter Ein Gott, ohne allen Forderungen des gesunden Menschenverstandes zu entsagen und zu behaupten, daß es in der Mathematik keine Gewißheit gäbe.

*) Oder wie es mir mit einem anglikanischen Prediger in Sicilien selbst ging, mit dem ich auf einem Spaziergang in religiöses Gespräch kam, worüber wir im Eifer unsere Esel vergaßen, die einstweilen zwischen Cactussen grasten und — unbemerkt uns wegliefen. L.

Demnach, geehrte Frau, haben wir anzunehmen, daß Jenes, was die Kirche eine Gabe von Oben nennt, eine übernatürliche Gnade, in der That nichts Anderes ist, als eine totale Blindheit, eine unvernünftige Leichtgläubigkeit, eine erbärmliche Unterwerfung, eine schwankende Ungewißheit, eine krasse Dummheit, wodurch wir uns fügen sollen an jedes Dogma zu glauben, das uns unsere Priester aufbürden.

Obschon die Priester lehren, der Glaube sei eine Gnade Gottes, so verdammen sie doch alle Jene, denen diese Gnade nicht zu Theil ward und Nichts kann diese ihre Wuth besänftigen, als Ausrottung der Ketzer, wenn sie dazu anders die Kraft besitzen. Ungläubige wären denn für die Gnade Gottes verantwortlich, obschon sie dieselbe nie erhalten haben. Nach der Meinung der Pfaffen und Gläubigen ist der Mangel an Glaube die unverzeihlichste aller Sünden. Wir wissen es, daß in Ländern, wo die Priester herrschen, die Flammen ihrer christlichen Barmherzigkeit Alles verschlingen, was des durch sie vorgeschriebenen Glaubens ermangelt.

Doch ich schließe diesen Brief und hoffe Ihnen später noch mehre Gründe zu geben, um Sie vollkommen von Ihrem in der Kindheit eingesogenen Glauben zu heilen.

Achtungsvoll der

Ihrige.

Aus den Memoiren von Lola Montez.

In München.

Ich und meine Gegner.

Nachdem ich Madrid verlassen hatte, bereiste ich Spanien noch einige Monate in der Kreuz und der Quer. Ich sah meine Geburtsstadt Sevilla. Ich sah das Haus, in welchem ich geboren worden war, und welche Gefühle ergriffen mich! — Welch' ein Leben voller Wechselfälle, voller Ereignisse, voller Erfahrungen lagen zwischen diesen beiden Momenten, da ich Sevilla als Kind verließ und jetzt wiederkehrte! Wie ein Traum ging mein vergangenes Leben an meiner Erinnerung vorüber und welche Zukunft erwartete mich noch! — Sagte nicht Solon: Niemand ist vor seinem Tode glücklich? — Und ich war noch so jung, so viel ich auch erfahren hatte.

Ich gestehe, daß ich mit etwas erleichtertem Herzen Spanien verließ. Ich kam durch Gegenden und Städte, welche die Spuren der Bürgerkriege an sich trugen, welche Spanien in einer Reihe von Jahren verwüstet hatten. Dieser Anblick berührte mich schmerzhaft, es erfüllte mich mit Trauer, ein Land, welches von der Natur so reich begabt ist, in so tiefem Elend zu sehen. Ich athmete, wie gesagt, freier auf, als ich endlich wieder die französische Grenze erreichte, als ich wieder auf französischem Boden stand, auf dem Boden eines Landes, welchem drei Revolutionen von so zerstörenden Folgen dennoch nichts von seiner Macht, seinem Einflusse, — von seinem klassischen Leichtsinne rauben konnten.

Bis Paris reis'te ich fast ohne Aufenthalt, nur in Bordeaux verweilte ich mich, denn ich konnte nicht umhin in dieser Stadt des Tanzes die Bühne zu betreten. Diese Stadt hat bekanntlich eines der prächtigsten Theater der Welt. Der Herzog von Richelieu verausgabte mehr als drei Millionen für seinen Bau, welcher drei Jahre währte. Das Ballet von Bordeaux genießt seit langer Zeit einen außerordentlichen Ruf und es fehlt fast bei keiner Vorstellung. Ich hatte alle Ursache, mit meinem Empfang zufrieden zu sein und der Beifall welcher mir daselbst in so reichem Maße zu Theil wurde, wird noch lange in meinem Gedächtnisse leben.

In Paris hielt ich mich diesmal nur vierzehn Tage auf. Ich fand die alten Menschen, aber sehr viele neue Dinge. Denn in Paris ändert sich mit jedem Tage etwas. Wie könnten sonst die Pariser leben? — Wenn sich nichts Neues mehr machen will, dann wird ein wenig Revolution gemacht, ein Attentat auf die Regierung, auf das Ministerium, welche zuweilen mit dem Sturze der Dynastie endet und ganz Europa erschüttert.

So verließ ich Paris, um zum zweiten Male Deutschland zu betreten, welches in Bezug auf seine Loyalität den besten Ruf von der Welt hat.

In Baden machte ich sehr traurige Erfahrungen, welche im grellsten Contraste zu den Prophezeihungen meines Nasenpropheten standen und endlich nach vielen und manchen angenehmen Erlebnissen kam ich gegen Ende September 1846 in München an.

Wenn ich mich daran erinnere, da ich zum ersten Male durch die Straßen dieser schönen, imposanten Stadt fuhr, welche ein poetischer, geistreicher und kunstsinniger König mit so herrlichen Baudenkmälern geziert hat, da ich eine Fremde, Unbekannte, eine arme Balletttänzerin zum Theater-Intendanten ging, an seine Thür pochte und kalt empfangen wurde, da mir auf meine Bitte, mir ein Debüt zu gestatten, mit einem höflichen, aber kalten Nein geantwortet wurde; und wenn ich mich daran erinnere, wie bald nachher ich der Gegenstand einer allgemeinen aber bittern Aufmerksamkeit wurde, dann erscheint mir diese ganze wunderbare Epoche meines Lebens wie ein toller Fastnachtsspuck.

Die Leser mögen nur bei Darstellung dieser Ereignisse, welche ihren Privatcharakter verlieren und der Geschichte angehören, nicht vergessen, daß ich selbst eigentlich Nichts gethan habe, um einem Verhältnisse, welches mich so sehr beglückte, einen öffentlichen Charakter zu geben, daß ich von einer Partei gewaltsam in den Strudel von Ereignissen hineingezogen wurde, die zu veranlassen durchaus außer meinem Willen lag.

Ohne Gewissensbisse gebe ich an die Enthüllung eines so wichtigen Abschnittes meines Lebens, das nur guten Ideen, guten Absichten gewidmet ist.

Ich stehe vor mir selbst vollkommen gerechtfertigt da. Zu einer Macht gelangt, welche fast die einer Königin war, habe ich mich rein von allen Intriguen gehalten, zu denen so oft diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche eine erlangte hohe Stellung um jeden Preis behaupten wollen. Ich habe nichts gethan, was dem Volke zum Unheil, zum Unglücke gereichen konnte, dessen König mich mit seiner großmüthigen Huld beglückte.

Ich habe meinen Einfluß, wenn ich solchen jemals im geringen Maße ausübte, nur dazu benutzt, Gutes zu thun, den Bösen zu verzeihen, und dem üblen Leumund, welcher mich auf jegliche Weise zu schmähen und in den Augen des Volkes herabzuwürdigen suchte, mit Verachtung zu begegnen.

Die zwei Jahre eines Lebens an der Seite eines Königs sind ohne allen Vorwurf für mich und den königlichen Herrn, der so innig für sein Volk fühlte und es mit einer Liebe umfaßte, die leider nur zu oft von denjenigen falsch gedeutet wurde, welche Liebe zum Könige heuchelten, und denen dennoch nichts mehr am Herzen lag, als die königliche Gewalt in den Augen des Volkes herabzusetzen, zu begeifern, und diese Herabwürdigung für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten.

Ich werde dies Alles darstellen sine ira et studio, denn ich bin weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ich will nur gerecht gegen mich und den königlichen Gebieter sein, der so gute, edle und erhabene Absichten hatte und gleichwohl so schlechten Dank erhielt.

Wahrlich, die Könige sind zu bedauern. Scheint es nicht, als glaubten gewisse Leute das Recht zu besitzen, ihre Neigungen, ihre Liebe, ihren Haß auf diejenigen Gegenstände zu lenken, die sie in ihrer frevelhaften Eigensucht lieben oder hassen? Als dürfe ein König kein eigenes Herz haben, keine Neigungen, die seiner Individualität, entspringen, als müßte ein König aufhören, ein Mensch zu sein und unter allen Umständen sich von den Augen, Ohren, Empfindungen, Wünschen und Absichten, und kämen sie aus der getrübtesten Quelle, abhängig machen.

Wie man an der Seite eines Königs empfinden muß, ich werde es Euch lehren, ja, ich werde es Euch zeigen, die Ihr, — die Ihr Euch mit so vieler Heuchelei die Stützen des Thrones nennt, — mit so nichtswürdiger Insinuation beleidigt habt, die Ihr vor den Augen Deutschlands, Europa's als ein verworfenes Wesen dargestellt habt — welches um die Liebe eines Königs buhlte, um nichts aus ihr zu machen, als eine reiche Quelle zur Befriedigung thörichter Eitelkeit.

Ich werde mich auch in diesem Verhältniß zeigen, wie immer, so wie ich bin, nicht schlechter, nicht besser.

Ihr sollt nicht den Triumph haben, Ihr Männer der Verschwörung, die Ihr Liebe für Das heuchelt, was Ihr zu verderben oder doch wenigstens ohnmächtig zu machen trachtet, Ihr sollt nicht den Triumph haben, sage ich, daß ich mich wie einen Engel hinzustellen strebe, der eitler Dinge nicht fähig wäre, die jedem Menschenherzen anhaften, bis er in finsterm Grabe ruht.

Aber ich werde zeigen, daß ich unendlich viel besser bin, als diejenigen, welche mit dem Rufe das Volk zu entflammen suchten: Steinigt sie.

Möchte der hochherzige König wenn er von diesen Zeilen Kunde erhält, sich erinnern:

Wie Lola Montez zu jeder Zeit die wahre Größe, die Erhabenheit des Gemüths und Charakters, den wahren Mannesstolz und Muth höher geachtet hat, als alle Schätze, mit denen sich nichtige, neidische Eitelkeit brüstet und ein Stück zu erkaufen und zu erkünsteln sucht, welches, da ihm die innere Befriedigung, der innere Werth gebricht, zum Unheile derjenigen ausschlägt, die sich mit solchem Glücke zu täuschen und einzulullen suchen.

Die öffentlichen Zustände Baierns bei meinem Erscheinen.

Bevor ich näher auf meine Münchener Erlebnisse eingehe, welche ich dem Urtheile des billig denkenden und edleren Theil des Publikums anheimgebe, erlaube ich mir eine geschichtliche Skizze der bairischen öffentlichen Zustände zu geben, von denen ich freilich damals, als ich dieses Land zum ersten Male betrat, keine Ahnung hatte und die mich überhaupt nur nach und nach ein glücklicher Takt herausfühlen ließ.

Ich bediene mich zu diesem Zwecke der geistreichen Feder des Dr. Erdmann, der, wenn auch keineswegs als mein Freund so doch als ein erklärter Feind derjenigen Partei erscheint, die an meinem Sturze arbeitete und deren Sturz nicht ich veranlaßte, wie das Land glaubte und die Presse verbreitete, sondern die ohne mein Hinzuthun in die Grube stürzte, welche sie für mich gegraben hatte.

Werfen wir einen Blick auf die Rolle, welche Baiern in den früheren religiösen Kämpfen gespielt hat, so sehen wir es auf der Seite des Papstthums, alliirt mit den Interessen der katholischen Kirche, wenn auch theilweise hierin seinem eigenen Interesse dienend. Baiern war von jeher bis nach der Reformation gueifisch-katholisch und die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Ligue. — Der von Seite der Kirche 1773 aufgehobne und 1814 wieder sanctionirte Orden der Jesuiten hatte hier seine Wirksamkeit und seinen Einfluß nie ganz aufgegeben war 1777 bereits wieder in schönster Blühe und machte sich besonders bemerkbar im Prozesse gegen den von Weishaupt gestifteten Illuminatenorden, auf den wir später nochmals kommen werden. Die Anklage, derselbe sei politisch gefährlich gewesen, hat sich nicht begründen lassen, und erschien auch seine Aufhebung gesetzlich und rechtmäßig, weil dieser Orden einen geheimen Staat im Staate bildete, so konnte man doch die Art nicht billi-

gen, mit der man verfuhr — aber so viel ist gewiß: durch seine Tendenz der Veredlung und Aufklärung der Menschheit, welche über die kirchliche Zerrissenheit gehoben werden sollte, war er der gefährlichste Feind des Jesuitismus, dessen Form er annahm, um ihn selbst zu überwinden, das heißt: den materiellen Teufel durch den formellen auszutreiben. Solch ein Plan jedoch mußte in jener Zeit scheitern, wo der Jesuitismus noch zu mächtige Arme hatte und neben großen inneren Kämpfen unter der traurigsten Beengung der Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit eine totale Verfinsterung hereinzubrechen drohte.

Zum Glück für Baiern ging aber ein Stern auf, der edle König Maximilian Joseph (1799 bis 1825), dessen Milde, Herablassung und Menschenfreundlichkeit noch immer in herzlicher Erinnerung fortlebt. Er war es, der zuerst den Funken der Humanität und Intelligenz zur Flamme anzufachen suchte in jener kalten Wintersnacht. Er war es, der die Toleranz eines Friedrich und Joseph auch auf baierischen Boden verpflanzen wollte, gegenüber gräulicher Intoleranz. Den heftigsten Widerstand fand er da, wo ihn Joseph 2. zu finden fürchtete, wenn er in Toleranzedicte sagt:

„Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meisten von denen herkommen, die sich deine Priester nennen.“

Diesen heftigen Widerstand fand er an den Jesuiten, an den von ihnen beeinflußten Corporationen und Personen, sowie überhaupt an der katholischen Kirche. Hören wir, was ein damals lebender katholischer Schriftsteller, Dr. Brendel, Professor der Rechte in Würzburg in seinem Kirchenrecht S. 305 sagt:

„Baiern war ein rein katholisches Land, und die Grundsätze der Duldung, früherhin von Friedrich dem Großen und andern weisen Regenten zur offenbaren Beförderung des öffentlichen Wohlstandes aufgestellt, und von Kaiser Joseph, wiewohl unter ungünstigen Umständen und unerwarteten Schwierigkeiten, in Oesterreich nachgeahmt, hatten in Baiern nicht Wurzel geschlagen; schon seine bei der Reformation angenommene Stellung und gespielte Rolle, seine landständische Verfassung, die Denkungsart seiner Bewohner und eine mächtige Geistlichkeit, die unter fremden Bischöfen stand, schienen sich entgegenzusetzen. Noch im Jahre 1801 gab es Protestationen gegen die bürgerliche Aufnahme von Protestanten in die Hauptstadt.“

Dieses Letztere bezieht sich auf die Weigerung des Münchner Magistrates und der baierischen Landstände, den Kaufmann Koch und Weinwirth Michel, Beide reformirter Confession, als Bürger aufzunehmen, obwohl Maximilian Joseph in einem Edict vom 10. Januar 1800 erklärt hatte, es solle die Ansässigmachung nicht mehr vom katholischen Bekenntniß abhängig gemacht werden. Nur die energischsten Maßregeln und ernstesten Drohungen von Seiten der Landesdirektion konnten den widerspenstigen und fanatischen Sinn jener Korporationen beugen. Es ist dies hinlänglich um einen Geschmack von dem Geiste zu geben, der damals herrschend war, aber noch heutzutage hört man hin und wieder sich klagend äußern: „Wäre nur damals der Magistrat beharrlicher gewesen, München erfreute sich einer blos katholischen Bevölkerung (es sind deren nun mehre Tausende,)“ obwohl der gebildete Theil der Münchner Bürgerschaft tolerant und friedliebend ist.

Maximilian Joseph lebte also im Kampfe mit einer verketzernden Geistlichkeit, wenn er Volksbildung zu heben, den Obscurantismus und die Intoleranz zu verbannen suchte. Indem er einen neuen Geist einleitete, hat er für Baiern viel gethan; ihm verdankt es seine Verfassung oder Constitution, wodurch für Person und Eigenthum Sicherheit, für Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit freiere Normen, für die drei christlichen Confessionen ungehärmte Religionsübung und gleiche Berechtigung im Staatsbürgerthum zugesichert wurden. Die katholische Kirchenverfassung wurde durch das 1817 mit Pius 7. geschlossene Concordat organisirt. Für die Protestanten wurde eine Consistorialverfassung gegründet. Die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten wurden verbessert und geregelt. In allen Zweigen der Verwaltung machte er seinen wohlthätigen Einfluß geltend, und so hat er das unbestrittene Verdienst, Baiern aus dem Rohen herausgearbeitet und den Grundsätzen der Toleranz, Humanität und Intelligenz Raum zur weiteren Entwickelung gegeben zu haben. — Das ist's, was ihn in der Erinnerung eines jeden humanen Baiern unvergeßlich macht: denn schwer ist jeder Grundbau, wo so harter Boden und ungünstiges Terrain vorhanden ist.

Das war im Ganzen die Lage der Dinge bis zum Concordat. Schon seit der Wiedereinsetzung (1813 — 1814) des in Savona von Napoleon gefangen gehaltenen Papst Pius 8., des bekannten Wiederherstellers des Jesuitenordens, hatte zwar die römische Curie angefangen, ihr verlornes hierarchisches Gebiet wieder zu erobern, aber in Baiern wurden die dazu geeigneten Anknüpfungspunkte hauptsächlich mit dem Concordate gegeben. Die in der Verfassung ausgesprochene gleiche Berechtigung der Protestanten war ein Gegenstand, der Papst Pius 7. zu jenen prinzipiellen Beschwerden im Jahre 1819 Veranlassung gab, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben, und worin die Parität der protestantischen und katholischen Confession als Verführerin zum religiösen Indifferentismus, zur Verletzung der Wahrheit und Sanctionirung des Irrthumes hingestellt wird. Es wird sich im Laufe dieser Darstellung klar erweisen, worin der Kampf des Katholicismus und Protestantismus auf dem politischen und kirchlichen Gebiete in Baiern seine Basis habe. Der alte Streit ist es zwischen Kirche und Staat, der sich dieses Mal unter der Form eines Streites zwi-

schen Concordat und Verfassung darstellt. Die Geschichte hat erwiesen, daß Tractate des Staates mit der römischen Curie den Staat von jeher in Verlegenheit gebracht haben, indem die Curie nur dann und so pactirte, wenn sie im Hintergrunde ihren Vortheil sah. Diesen Hintergrund hatte man bei Schließung des Concordates von Seite des Staates entweder nicht erkannt oder in verhängnißvoller Nachgiebigkeit gering geachtet, oder man war wirklich überlistet worden. Offenbar aber ist jenes Concordat schon an sich ein Vorzug, den man der katholischen Kirche bewilligt hat, man erkannte die katholische Kirche als dem Staate ebenbürtige Macht an, mit der man einen Vertrag schließen m u ß, um nicht gefährlich zu sein, während die protestantische Kirche, weder als Macht anerkannt noch gefürchtet, solch einen Vorzug nicht genoß. So war denn das Concordat der Stein, welchen die katholische Kirche in die Verfassung warf, es war der Stein, der den constitutionellen Fortschritt hemmte, es war der Stein des Anstoßes zwischen Katholiken und Protestanten, der Eckstein, auf den bis in die neuesten Zeiten herein, die ultramontane Partei und das mit ihr verwachsene Abel'sche Ministerium ihr Gebäude gegründet haben. Ob Constitution, ob Concordat — das sind die principiellen Fragen, welche die politisch kirchliche Geschichte Baiern's zu lösen suchte. Ob das Concordat der Verfassung zu weichen habe, oder umgekehrt — darin ruht der Kampf der katholischen und protestantischen Kirche in Baiern. Gelöi't ist diese Frage noch nicht: Abel's Verwaltung hat entschieden dem Concordat gehuldigt. Der Landtag von 1846 hat noch nichts abgeschlossen, doch wird und muß dieser Gegenstand auf dem nächsten Landtage zur ernstesten Berathung kommen müssen, ob zur Entscheidung, das heißt, zu einer Entscheidung, die allgemein versöhnt, das ist zweifelhaft, so lange einzelnen Kirchen Prärogative zuerkannt werden.

Man sieht hieraus, daß es schon ein Fehler war, überhaupt nur ein Concordat zu schließen; es mehren sich aber die Bedenklichkeiten, wenn wir den Inhalt des baierischen Kirchenvertrages kritisch mustern. Schon im ersten Artikel heißt es:

„Die römisch katholisch-apostolische Religion wird in dem ganzen Umfange des Königreichs Baiern und in den dazu gehörigen Gebieten unversehrt mit jenen Rechten und P r ä r o g a t i v e n erhalten werden, welche sie nach göttlicher Anordnung und den kanonischen Satzungen zu genießen hat."

Dieser Artikel spricht also von Vorrechten, welche die römische Curie sich ausbedungen, und welche nach göttlicher Anordnung und obendrein nach den kanonischen Satzungen zu genießen sind, und der kanonischen Satzungen sind doch viele, sehr viele, aus den ältesten und finstersten Zeiten des Christenthums, Satzungen, die hier hauptsächlich gegen die Ketzer gerichtet sind. So hat man denn mit wenigen Federzügen eine Welt voll Ansprüchen zugegeben und, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, die Katze im Sacke gekauft. Daß diese Prärogative mit der in der Verfassung ausgesprochenen Parität nicht übereinstimmten sahen die Protestanten natürlich ein, und es erfolgten sofort von ihrer Seite Adressen und Bitten an den Thron um Aufrechthaltung und Sicherstellung des Rechtszustandes der protestantischen Kirche und ihrer in der Constitution erworbenen Rechte. — Maximilian Joseph, dem es mit jener Parität in jedem Falle Ernst war, gab folgende beruhigende Erklärung in einem Rescript vom 12. März 1818:

„Daß Allerhöchstdieselben nicht nur alle in Beziehung auf die kirchlichen Verhältnisse der protestantischen Gemeinde erlassenen früheren Edicte und Verordnungen aufrecht erhalten, sondern auch denselben gegen jeden Einfluß der katholischen Geistlichkeit volle Sicherheit verschaffen werden, und daß daher Se. Königl. Majestät nunmehr auch erwarten, daß im Vertrauen auf die bekannten hierdurch bestätigten Grundsätze Ihrer Regierung in Religionsangelegenheiten keinen weiteren Besorgnissen werde Raum gegeben werden."

Die römische Curie blieb jedoch auch nicht unthätig, um sich aller Concessionen im Concordate so viel als möglich zu versichern, und so erschien denn am 15. September 1821 eine Verordnung, den Vollzug des Concordates betreffend, worin nicht nur, ohne alle Bezugnahme auf die Staatsverfassung, wie der Criminalist und Staatsrath von Feuerbach bemerkte, uneingeschränkt befohlen wurde, daß dieses als Staatsgesetz geltende Concordat in allen seinen Theilen in volle Ausübung gebracht werden solle, und allen Behörden obliege, sich genau nach seinen Bestimmungen zu achten, sondern auch hinsichtlich des auf die Verfassung abzulegenden Eides Folgendes verordnet ist:

„Zugleich fügen wir zur Beseitigung aller Mißverständnisse über den Gegenstand und die Beschaffenheit des von unseren katholischen Unterthanen auf die Constitution abzulegenden Eides die Erklärung bei, daß, indem wir unseren getreuen Unterthanen die Constitution gegeben haben, unsere Absicht nicht gewesen sei, dem Gewissen derselben im Geringsten einen Zwang anzuthun; daß daher nach den Bestimmungen der Constitution selbst der von unseren katholischen Unterthanen auf dieselbe abzulegende Eid lediglich sich auf die bürgerlichen Verhältnisse beziehe, und daß sie dadurch zu Nichts werden verbindlich gemacht werden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre."

Wer sieht hier nicht die Machination der römischen Curie, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die constitutionelle Gleichstellung umgangen oder aus dem Wege geräumt werden könne? Wer erkennt in dem Concordat und der darauf folgenden Vollzugsverordnung, worin die Staatspflichten auf das Gewissen reducirt werden, nicht eine stets vorräthige Angriffs- und Vertheidigungswaffe der

katholischen Kirche, dem Staate und der protestantischen Kirche gegenüber? O, das Gewissen! es giebt ein gutes, ein böses, ein enges, ein weites, ein strenges, ein zartes, ein leichtsinniges, ein schlafendes, ein wachendes und auferwecktes, sogar ein protestantisches und katholisches Gewissen. Die Geschichte der Religion lehrt, daß oft der größte Fanatismus, die entschiedenste Intoleranz zur Gewissenssache wurde: die Ketzer auszurotten erschien als heilige Pflicht. Das Gewissen in letzter Instanz ist der Papst, in erster der Beichtvater. Auf solch breiter Basis kann das Concordat über die Verfassung gestellt werden, und diese letztere gilt überhaupt nur insoweit, als sie dem Concordat conform ist. So wird die Parität zur offenbaren Ungleichheit, und die katholische Kirche könnte, wenn sie die Macht besäße laut Vertrag einen kirchlichen Absolutismus üben.

Erst aber seit den Kölner Ereignissen zeigte die katholische Kirche eine kühnere Stirne in ihren hierarchischen Ansprüchen, welche unter den früheren Ministerien und von den jeder Intoleranz abgeneigten Regenten Maximilian und Ludwig stets gemißbilligt worden waren und auch in dem größten Theile der Bevölkerung keine Sympathien für sich gehabt hatten. Zwar sind auch früher einzelne Tribulationen hin und wieder vorgekommen, wie in Ingolstadt, wo man einer protestantischen Kirchengemeinde keine Kirche einräumen wollte, oder in der alten Universitätsstadt Landshut, wo der Magistrat die Errichtung eines bleibenden protestantischen Gottesdienstes zu verhindern suchte und in einer an die höchste Stelle gerichteten Eingabe die merkwürdigen Worte geäußert haben soll: „die Stadt habe in der letzten Zeit Unglück gehabt und wünsche mit diesem neuen verschont zu werden,“ oder in Amberg, wo man den Protestanten ohne Gotteshaus eine von den dreizehn Kirchen im nächsten Umkreis nicht überließ. — aber im Ganzen herrschte doch der Geist der Toleranz und Friedfertigkeit zwischen den beiden Confessionen, gehegt, gepflegt und bewacht von oben und selbst in der Geistlichkeit lodert im Ganzen nicht jenes ultramontane Begehr oder der göttliche vom heiligen Geiste geleitet Instinkt des Görres.

Der eigentliche Wendepunkt der Lage der Dinge in Baiern trat mit dem Kölner Ereigniß ein, oder, wie die Ultramontanen sagen, mit der Erhebung der katholischen Kirche gegen das büreaukratische System in Deutschland, mit dem Erwachen jenes katholischen Geistes und göttlichen Instinkts, in welchem die historisch-politischen Blätter die Gegenwart Gottes sehen. In jene Zeit fällt auch der Wechsel des baierischen Ministeriums, bei welchem Herr von Abel statt des Fürsten von Wallerstein die Leitung des Landes übernahm. Das von nun an bestehende Verhältniß der Lage der Dinge zu der früheren bezeichneten die historisch-politischen Blätter treffend mit den Worten: „Der Fürst Wallerstein sei der letzte Minister der alten Ordnung gewesen, mit dem jetzigen Minister habe eine neue, mit der Veränderung des katholischen Bewußtseins in der Weltlage verknüpfte Ordnung begonnen, gegen welche von Seite der alten nun rückgewirkt werden sollte.“

Von dieser Zeit an ist der latente Krankheitsstoff, welcher bisher nur durch Palliativmittel niedergehalten worden war, offen zum Ausbruche gekommen und hat die Lebensprincipe des baierischen Staates angegriffen. Die im Keime vorhandenen inneren Zerwürfnisse entwickelten sich indem die katholische Kirche durch ihre Siege am Rhein sich mächtig genug fühlte, an der Isar einen Kampf zu wagen. Das Abel'sche Ministerium diente der ultramontanen Partei zur Stütze, wie denn dieselbe offen sagt, Abel habe gleich von vornherein in kirchlichen Dingen auf feste principienhafte Weise zu verfahren, die büreaukratischen Fesseln zu lösen und die werthesten politischen und moralischen Principien zu vertreten. Das Wesen des Kampfes bestand lediglich darin, die ganze seit Maximilian hervorgerufene Ordnung der Dinge von Baiern in kirchlich-politischer Beziehung anzutasten und in Zweifel zu ziehen. Die Verfassung, oder, um im Abel'schen Sinne zu sprechen, der Geist der Verfassung sollte unter das Concordat gebeugt werden. Das, was man büreaukratische Willkühr nannte, war demnach nur ein Euphemismus, wesentlich aber nichts Anderes, als der Streit der katholischen Kirche gegen die Rechte des Staates auf kirchlichem Boden, der Streit zwischen Concordat und Constitution.

Die protestantische Bevölkerung konnte in dem von nun an befolgten Systeme nur einen Feind des heiligen Princips der Parität erkennen und trat vor den Thron mit ihren Beschwerden über Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der protestantischen Kirche. Dahin gehören die Beschwerden über die Kniebeugungsordre, über die Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der Generalsynoden, über Connivenz gegen katholische Geistliche bei Conversionen und Unterricht der theilweise an Minderjährige. Es entstand Bitterkeit in den Gemüthern bei administrativen Abweisungen wegen Bildung neuer Gemeinden, wegen Beschränkung des Gottesdienstes zerstreut lebender Protestanten und ähnlicher Plackereien, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben. Unter den Protestanten war es einmal zur Rede zu Tage geworden, der Minister fördere nur katholische Interessen und beeinträchtige die protestantischen und staatlichen.

Die Kniebeugungsordre, das protestantische Bewußtsein verletzend, erschien als Demüthigung des Protestantismus, als erlassen zur Erhebung des Glanzes des katholischen Cultus; gegen die dogmatischen Bedenken war der militärische Gesichtspunkt nicht stichhaltig. So veranlaßte diese Ordre bittere Polemik im In- und Auslande, in Journalen und Broschüren. Sie veranlaßte Petitionen und heftige Kammerdiscussionen. Die Beanstandung der Competenz der Synoden rief ein schwer zu beseitigendes Mißtrau-

en hervor. Die Verweigerung der Bestrafung eines katholischen Geistlichen, auf die Beschwerde bezüglich des Uebertritts und der Unterrichtsertheilung an Minderjährige, begründet auf der Basis der Gewissensfreiheit erschien als Convenienz gegen die katholischen Geistlichen, als einseitige Förderung der katholischen Kirche. Die gelegentlichen anderen Verfügungen bei Organisationen von neuen protestantischen Gemeinden wurden nur als kränkende Beschränkungen des Protestantismus, als ultramontane Bosheit angesehen. So erkannte man denn auch das Verbot des Gustav-Adolph-Vereins nicht als aus politischen Gründen hervorgegangen, sondern, so wenig auch dieser Verein dem Fortschritte der Zeit entsprechen mochte, als dahin abzweckend, die baierische protestantische Kirche von dem Gesammtstamme des deutschen Protestantismus loszureißen, ihr den Saft aus jener gemeinschaftlichen Wurzel zu entziehen oder sie in ihrer Isolirung leichter mit dem katholischen Fluidum elektrisiren zu können. Rechnet man nun ferner hin und wieder vorkommende Gehäßigkeiten der katholischen Geistlichkeit hierher, wie bei der Beisetzung der verstorbenen Königin Caroline, wo die protestantische Geistlichkeit, obwohl die Königinwittwe der protestantischen Religion angehört hat, in der Theatinerkirche als das fünfte Rad am Wagen erschien und überhaupt mit Zurücksetzung behandelt wurde; wie bei der protestantischen Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taris, deren Leib in die Fürstengruft von Sanct Emmeran aufzunehmen, dem zarten Gewissen der Regensburger Geistlichkeit suspect erschienen sein soll; ruft man sich ferner die kriegerischen Kanzelvorträge des Predigers Eberhard zu München ins Gedächtniß, womit vielleicht ein weiter zu spinnender Streit über die gemischten Ehen eingeleitet werden sollte; bringt man endlich die durch den Görres'schen Anasthasius insinuirte Journal- und Aschaffenburgerzeitung, die historisch-politischen Blätter, die Augsburger Postzeitung, den reinsten Ultramontanismus predigend, theils über die Siege des Katholicismus frohlockten, die oberste Verwaltung encouragirten, theils mit hämisch-giftiger Polemik die protestantische Opposition der Widerspänstigkeit gegen die Staatsgewalt und des politischen Radicalismus beschuldigten, ähnlich dem Abel'schen Verfahren bei den Kammerverhandlungen, — so bekommt man einen Begriff von der gegenseitigen Stellung der katholischen und protestantischen Confession, sowohl in den Kreisen der höheren Gesellschaft als im gewöhnlich bürgerlichen Leben, sowohl von Seite des Ministeriums als von Seite der leitenden Behörden der katholischen und protestantischen Kirche.

So war denn alles Vertrauen auf das Abel'sche Ministerium in den protestantischen Gemüthern gewichen; es erschien als ein guelfisches, als Träger des Ultramontanismus, verhaßt dem Zeitgeist, streitend mit der Natur und Aufgabe des baierischen Staates. So kam Baiern beim Auslande in den Ruf und den Vorwurf des pfäffischen Obscurantismus; durch die Presse wurde das, was blos Korporationen, Behörden, Parteien und ihre Leiter verschuldeten, auf's ganze Land übergetragen, und es erging dem armen Baiern, der ohnedem schon genug geschlagen war, wie dem Böotier, von dem der Dichter sagt:

Vervecum ex patira craesoque sub aere natus

—

Meine erste Unterredung mit dem Könige.

So waren die Verhältnisse, als ich, eine völlig Uneingeweihte in alle diese Controversen, in München auftrat. Ich war nichts als eine Tänzerin und wollte auch in München nichts Anderes sein.— Einer meiner ersten Gänge war also zum Theater-Intendanten der Münchner Hofbühne, aber es gelang mir nicht, diesen Herren für meine Bedingungen, die gewiß nicht zu hoch geschraubt waren, zu gewinnen. Nach einer Unterhaltung, die wohl eine gute halbe Stunde gewährt haben mochte, verließ ich ihn ohne Hoffnung, in der bairischen Residenz meinen Zweck zu erreichen.

Aber ich gehöre nicht zu denjenigen Frauen, welche von ihrem Eifer für einen Vorsatz ablassen, so bald sich ihnen ein ernstliches Hinderniß in den Weg stellt. Gänzlich unbekannt, vom deutschen Journalismus fast ganz ignorirt, ohne irgend einen mächtigen Schutz, dessen ich mich doch mehr oder weniger in allen Ländern, welche ich bisher besucht, zu erfreuen hatte, kam mir die unter solchen Umständen gewiß natürliche Idee, — mich direct an den König zu wenden

Ich schrieb also an Sr. Majestät und bat um eine Audienz und sie wurde mir zu Theil.

Obwohl ich mich noch genau der Unterredung erinnere, welche ich von Sr. Majestät gewürdigt zu werden das Glück hatte, so will ich doch nur im Allgemeinen sagen, daß diese erste Audienz eine Quelle der glücklichsten Empfindungen für mich war. Sr. Majestät sprachen mit mir mit der größten Leutseligkeit und fragten nach meiner Herkunft und ich nahm keinen Anstand zu versetzen:

Sire, ich bin von spanischem Geblüt, und an meiner Wiege wurde es mir nicht vorgesungen, daß ich dereinst als Ballettänzerin fast ganz Europa durchirren sollte, ich würde lügen, wollte ich sagen, durchtanzen. Denn, obwohl dem Tanze bis zur Leidenschaft ergeben, habe ich dennoch erfahren, daß das Leben einer Tänzerin mehr über Dornen als über Rosen führt. Mein Leben — und ich bin, wie Sie sehen, noch weit entfernt, von der Jugend als von einer Vergangenheit reden zu müssen — ist reich an Wechselfällen des Geschickes, durch welches der Himmel oft diejenigen, welche er liebt, und wohl auch oft diejenigen, welche er haßt, zu führen pflegt. Aber ich beklage mich nicht, denn in welche Verhältnisse die Vorsehung mich auch immer bringen mag, niemals wird mir das Vertrauen auf ih-

ren Beistand schwinden, und ich weiß, daß es Menschen, daß es Herzen giebt, welche am so mehr das Unglück schützen, als sie der Allgütige glücklich gemacht.

Nachdem ich diese Worte gesprochen hatte, blickte mich der König wohlwollend an und sagte:

Was mich betrifft, meine liebe Donna, gehöre ich zwar nicht zu den Glücklichen, denn noch Vieles fehlt, daß mein Herz befriedigt sei, aber ich bin doch so glücklich, Ihnen Ihren Wunsch gewähren zu können. Nachdem Sr. Majestät ein paar Zeilen niedergeschrieben hatten, fuhren sie fort: Sie sind also Spanierin?

Ich bin Andalusierin, Sire, Sevilla ist meine Geburtsstadt, aber ich habe meine Vaterstadt fast nicht gekannt, da ich sie als ein Kind verlassen mußte. Als ich sie vor einigen Monaten wieder sah, waren wir uns Beide gegenseitig sehr fremd, ich mußte meiner Erinnerung Gewalt anthun, um selbst die Gegenstände wieder zu erkennen, welche mit meinen ersten Tagen in einiger Beziehung standen und von denen meine Eltern mir zuweilen erzählt hatten.

Ich beklage Ihre Landsleute, sagte nach einer Weile der König, sie können aus der Revolution gar nicht heraus kommen, was soll bei diesen Zuständen aus dem armen Lande werden?—

Sire, versetzte ich, meine Landsleute sind brav und loyal, und mein Vaterland würde glücklich sein, hätte es Kraft und Energie genug, sich von zwei Uebeln zu befreien.

Und die wären? fragte der König.

Nach meiner Ansicht, Sire, müßte Spanien weniger bigott und mehr wahrhaft fromm, weniger liberal und mehr verständig sein.

Ach ja, sagte der König ein wenig bitter lächelnd, da mögen Sie Recht haben, meine liebe Donna, aber Sie haben da ein Uebel genannt, welches nicht allein in Spanien die Quelle vielen Unglücks ist.

Wir waren unwillkührlich auf das politische Terrain gekommen, aber wir verließen auch sofort dieses Thema wieder und nachdem der König noch einige huldvolle Fragen an mich gerichtet hatte, entließ er mich unter den gnädigsten Ausdrücken.

Ich traf auf manchen spöttischen, auf manchen neugierigen Blick, als ich aus den Gemächern Sr. Majestät kam. Die Unterredung war nicht ganz kurz, und ich bemerkte wohl, daß mir diese Audienz sehr rasch Freunde und Feinde geschaffen hatte und doch war es nichts als das allerdings erhabene Bewußtsein, an einem gütigen, milden Könige einen Beschützer gefunden zu haben, welches ich von dieser Audienz mit hinfort nahm.

Bald darauf erhielt ich ein sehr höfliches Schreiben vom Theater-Intendanten. Meinem Gesuch an ihn wurde vollständig nachgegeben, ja, es wurde mir nicht nur undeutlich zu verstehen gegeben, daß mir, selbst bei höher gesteigerten Forderungen, nichts entgegen stehe.

So war denn diese Angelegenheit bald zu meiner Zufriedenheit beigelegt und ich hatte einige Tage darauf das Vergnügen, vor dem Münchener Publikum aufzutreten. Die Hindernisse, welche mir entgegen traten, die Art und Weise ihrer Beseitigung durch die Güte des Königs waren, ich weiß nicht wie, dem Publikum schnell bekannt geworden; war eine Veranlassung, mir mit einer Kälte zu begegnen, die ich allerdings nicht erwartet hatte? Ist es, daß man eine Ausländerin, eine Fremde wollte fühlen lassen, daß sie vor den Augen des Königs Gnade gefunden hatte? Oder waren schon jetzt gewisse Einflüsse thätig gewesen, mich in der Meinung des Publikums herabzusetzen?

Trotzdem trat ich zum zweiten und dritten Male auf, aber ich wurde immer mit derselben Kälte empfangen, obwohl es schon an Stimmen nicht fehlte, die mich gegen geheime Intrigue und Verläumdungen in Schutz nahmen.

Doch was that es mir? Ich konnte mir die Gunst des Publikums nicht erwerben, aber es gab doch Einen in Baiern, welcher mich mit Wohlgefallen überschüttete und dieser Eine galt mir mehr als das Publikum.

Nach dem dritten Male trat ich nicht wieder auf, aber bald wußte es ganz Baiern, daß ich unter dem persönlichen Schutze seines Königs stand.

Vielleicht hätte sich das Volk sehr wenig mit meiner Person beschäftigt, hätte es nicht im Interesse einer Partei gelegen, mich dem Volke gewissermaßen aufzudrängen. Man haßte nicht die Künstlerin, aber man haßte die Person, welche ein persönliches Verhältniß für politische Zwecke nicht ausbeuten wollte.

Da man sich umsonst bemüht, mich zu benutzen, wollte man mich verderben. — Ich kann wohl sagen, daß ich von allen Seiten mit ungünstigen Augen betrachtet wurde. Die jesuitische ultramontane Partei haßte mich, die liberale Partei liebte mich eben so wenig. Es ist dies gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für meine Stellung dem König gegenüber. Ich wollte ein edles Herz nicht zum Spielball der Parteien machen, und erst als man mich reizte, fühlte auch ich, — daß ich ein Weib sei.

Die Journale, welche mich früher ignorirten, fingen plötzlich an, sich ungemein viel mit meiner Person zu befassen, die deutsche Presse, welche mich bisher nicht kennen wollte, erging sich nun in allerlei Hypothesen über meine Herkunft und meine Person überhaupt.

Ich bin nicht mehr eitel als andere Frauen, vielleicht etwas weniger, aber ich muß gestehen, daß meiner Eitelkeit sehr wenig geschmeichelt wurde. Das Günstigste, was die deutsche Presse über mich schrieb, und was keinen kleinen Beisatz von Ironie hat, ist ungefähr in den folgenden Worten enthalten:

„Wer Lola Montez eigentlich sei, woher sie stamme u. s. w., darüber zerbrechen sich alle in- und ausländischen Journale den Kopf. Es dünkt uns dies sehr gleich-

gültig zu sein, denn wozu sollen Taufscheine, polizeiliche Aufenthaltskarten, Genealogien denn eigentlich dienen? — Sie können den Werth einer Person weder schmälern noch erhöhen, und gerade dieses ekelhafte Forschen nach dem Ursprung und das hienach geformte Urtheil beurkundet den lächerlichen Zopf, der unserem Zeitalter, obwohl es ihn sorgfältig zu verbergen sucht, anhängt. — Ob sie als Lola Montez in Spanien das Licht der Welt erblickt, oder als Betsey James in Irland, ob sie eine Landsmännin Cid's, oder O'Connell's sei, ob sie die Kunst des Balletanzes, oder des Rossebändigers geübt, das kann im Grunde in ihrer Beurtheilung nichts wiegen. Wenn sie unstet und flüchtig in Madrid, Paris, London, Berlin, Kalisch, Warschau, Petersburg, Leipzig, Baden-Baden, Homburg, München auftaucht so ist dies Künstlerleben und Künstlerneigung. Wenn sie, ein weiblicher Ulysses, oft sonderbare Fata besteht, mit Notabilitäten in Berührung kommt, zuweilen der polizeilichen Zartheit, wie in Berlin, Warschau, Baden-Baden aus dem Wege geht, wenn einer ihrer Verehrer das Unglück hat, ihretwegen erschossen zu werden, wenn sie mit ächt spanischer Herzhaftigkeit über einem polnischen Gensd'armen die Reitgerte schwingt, so zeigt dies Alles nur, daß ihr romantischer Charakter die Grenzen des gewöhnlichen Philisterlebens und der mit Unrecht zugemutheten engen weiblichen Sphäre zuweilen überschritt.

Lola Montez bleibt bei dem Allem eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Leib und Seele hat ihr die Natur herrlich ausgestattet. Man denke sich eine schlanke und zartgliedrige Figur, mit reizenden, interessanten Gesichtszügen, tiefblauen Augen und blendend schwarzen Haaren, zartrothem Teint, mit edler, gebietender Stirn, Augenbraunen, welche Muth und Entschlossenheit verrathen, mit sprechendem, liebefreundlichem Munde, in welchem Zähne stehen, wie eine Perlenreih' am Faden hängt. Die zierlichste Hand, der niedlichste Fuß setzt dieses holde Frauenwesen in Bewegung. Es ist der Mühe werth, zu sehen, mit welcher Grazie und kriegerischen Muskulosität sie den Wagen besteigt und verläßt, welcher sie von ihrer jetzigen Wohnung in der Theresienstraße in das ihr vom Könige zugedachte, vom Grund aus neu erbaut werdende Palais in der Barrerstraße täglich fährt. Dort leitet sie den Feinbau, denn sie weiß, was Geschmack und Pracht sei. Haltung und Bewegung ist würdevoll. Nichts gleicht dem Feuer ihrer Beredtsamkeit, das sie auf die holdseligste Weise zu mildern weiß. Auch ihre Feinde müssen gestehen, daß man sich in ihrer Nähe von ihrer Persönlichkeit gefangen fühle, ihren Reizen kann Niemand widerstehen und selbst dann, wenn sie, äußerst reizbarer Natur, in Leidenschaft und Zorn geräth, in welchem sie häufig thätlich wird, ist sie eine liebenswürdige Amazone. Sie ist Liebhaberin eines regen Lebens; in ihren Zimmern duften die ausgesuchtesten und herrlichsten Blumen; Sing- und Schauvögel beleben die Räume, Katzen und Hunde haben Bürgerrecht in ihrem Hause. Sie selbst weiß sich auf das Geschmackvollste zu kleiden, ihre Toilette ist reizend, und wenn es gilt, ist ihr nichts prächtig genug.

Wie ihr Leib, so hat auch ihre Seele herrliche Vorzüge. Sie ist voll Geist und Witz, ihre Conversation ist lebhaft, anregend und frisch. Keine Hofdame vermag es Ihr im Scharfsinn zuvorzuthun. Ahnend weiß sie, wer ihr Feind ist, auch wenn er sich hinter einer Larve zu verbergen sucht. Sie durchschaut die Pläne ihrer Gegner, noch ehe sie denken entdeckt zu sein, und weiß dann mit solcher Gewandtheit Minen und Gegenminen zu graben, daß sie in ihren Netzen sich verstricken und in ihre eigenen Gruben fallen. Man sieht, daß die Natur Vorsorge getroffen, ein Wesen zu schützen, welches einem Charakter und Temperamente gemäß in mancherlei Difficultäten sich begeben muß. Es ist die Nothwehr des gedrückten, verfolgten, überall beschränkten weiblichen Geschlechts. Wer mag es Lola verargen, wenn sie ihre Vorzüge dazu benutzt, um auf ihre Art glücklich zu sein?"

So lautet die sonderbare Vertheidigung die manches unrichtige Factum enthält, ich will aber genau acceptiren, was sie Schmeichelhaftes für mich sagt.

Ich nehme Complimente an, wenn sie auch nicht aufrichtig gemeint sind, in einer Welt, die sich so oft an der Wahrheit versündigt ist es gut, sie aus jedem Gefäße entgegen zu nehmen.

Aber lustig ist es fürwahr, daß dieselbe geistreiche Feder, welche ich schon einmal für mich habe schreiben lassen, das deutsche Publikum neben dem tiefen Ernst seiner historischen Darstellung und den wichtigsten Fragen mit einer Ohrfeigenhistorie unterhält, als wäre diese gleichsam das erläuternde Portrait zu der obigen Beschreibung.

Ich aber frage die Männer, womit wir Frauen es denn eigentlich verschuldet haben, daß wir ihnen gegenüber dazu sollten verdammt sein, stets die Lämmer zu sein, welche sich niemals daran erinnern dürfen, daß die Wange eines Mannes für die Frauen nicht immer zum Küssen da ist? —

Wenn der Zorn der Brutalität begegnet, so glaube ich, hat er ein Recht dazu. Und ich glaube, es gehört nicht zu den Staatsactionen, Jemandem eine Ohrfeige zu geben. Ist das etwas, worüber sich das starke Geschlecht beklagen kann, was auch nur der Mittheilung werth wäre, wenn eine Frau die man eben deßhalb, weil sie nur eine Frau ist, beleidigen zu können glaubt, diese Beleidigung mit einer Ohrfeige zurückweist?

Darüber nun sollte das Münchener Publikum empört sein. Lächerliche Faccel! Welche Meinung man auch immer von einem Volke haben mag, so ist es, denke ich, dennoch absurd, zu glauben, daß das Münchener Volk um ein Paar Ohrfeigen willen eine Revolution zu machen im Stande sei, oder daß diese nur den ge-

ringsten Beweggrund zu einer solchen hätten abgeben können. Ich denke von einem Volke besser. Doch ich will die possirliche Geschichte, wie sich der Herr Verfasser ausdrückt, hier folgen lassen:

Wir glauben unseren Lesern nicht lästig zu werden, wenn wir in den Kreis unserer Berichte auch solche Thatsachen aufnehmen, welche spaßiger und possirlicher Natur sind. Zumal bieten diese Facta, was man kaum denken sollte, einen Hauptgrund, warum Münchens edle Bevölkerung so herzlich erbos't über unsere Heldin war. Diese Facta sind die so hart berüchtigten und bezüchtigten Ohrfeigen-Geschichten. Wir erzählen dieselben so, wie sie uns am Meisten authentisch erscheinen und wollen dem Leser recht gerne seine Kritik und sein Urtheil darüber belassen. So lächerlich nun aber diese Geschichten scheinen mögen, so haben sie doch auch eine ernste Seite, denn wenigstens eine derselbe griff in ihren Folgen etwas tiefer in das Practische ein, indem die Versetzung eines Beamten dadurch bedingt war.

Eine Ohrfeige erhielt von Lola ein Praktikant aus der Veterinärschule in München, der ihren erkrankten Hund in Behandlung hatte. Nachdem letzterer eine Zeit lang in des Thierarztes Spital gewesen, und, wie es überhaupt Spitalkranken ergeht, nicht gesund geworden war, kam Lola in Person und erkundigte sich nach dem Schicksale ihres Lieblings. Etwas brüsque und diktatorisch erklärte der Arzt, das Thier sei keineswegs schon hergestellt, vielmehr sei die Krankheit etwas heftiger geworden. Entrüstet über diesen Gleichmuth und vielleicht auch über die schwache Heilkunst, welche sich als starke preist, vielleicht auch aus Mitleiden mit den vermehrten Schmerzen des Thieres gab sie dem Arzte eine Ohrfeige und nahm unverzüglich ihren Hund zu sich. Daß derselbe durch häusliche Pflege wieder hergestellt wurde, erhellt aus einem späteren Factum, bei welchem jener Hund nochmals seine Rolle spielt. Als der Practicant polizeiliche Ahndung wegen dieser Realinjurie ansprechen wollte, soll der König ein Handbillet an den Direktor der Veterinärschule geschrieben haben und befreite auf diese Weise Lola von der Hand ihres drohenden Peinigers.

Eine zweite Ohrfeige bekam der Packknecht des Ingolstädter Boten, der eben mit Aufladen von Gütern beschäftigt war und einen großen, starken Hund zur Seite hatte. Zufällig passirte Lola, von zwei Herren begleitet, diese Straße. Ihr Hund, eine schöne schwarze Dogge, mochte Miene machen, den Hund des Packknechts anzufallen. Der Packknecht schlug deshalb ohne Weiteres mit einer Latart nach dem Hunde Lola's, worauf Letztere blitzschnell auf den Packnecht eindrang und ihm eine derbe Ohrfeige versetzte. Derselbe war ganz consternirt, eine solche heroische Dame zu sehen und verhielt sich ruhig. Nicht so das Publikum, welches sich während dieses Schauspieles in Masse versammelt hatte. Des Auflaufs halber begab sich Lola in einen Silberladen und mußte dort geduldig verharren, bis die lächerlich=tobend sich geberdende Menge nach Dazwischenkunft von einer Anzahl Gensd'armen und selbst des Polizeicommissärs auseinanderging. Der Packnecht verklagte nun Lola bei der Polizeibehörde wegen der erlittenen Injurie, in Ansehung aber, daß der Schlag ihn electro-magnetisch durchzuckt und gerade keine eigentlich großen Schmerzen verursacht habe, begnügte er sich mit einigen Reichsthalern Schmerzensgeld und stand von der weiteren Verfolgung der Sache ab. So endete auch dieser Spaß ohne fernere Folgen für Lola und der König soll sogar über diese Geschichte herzlich gelacht und die Heldin wegen ihres Muthes belobt haben. Anders sprachen die gekränkten Einwohner München's. Mit Pathos hörte man Männer und Frauen in die Worte des Unmuths ausbrechen: „So weit ist es gekommen, daß diese Fremde baierische Bürger ungestraft schlagen kann!" Fürwahr, der Casus macht mich lachen!

Die dritte Ohrfeigengeschichte ereignete sich auf folgende Art. Während der diesjährigen Fasnachtstage wollte Lola's Kammerdiener als Maske bei einem Privatball im Gasthof zum goldenen Hirschen in München hospitiren. Havard, der Gastgeber, bemerkte ihm, daß die Gesellschaft eine geschlossene sei und letztere selbst wies die Maske auf eine wenig freundliche Art hinaus. Hierauf verfügte sich Lola, welche, was hier bemerkt werden muß, im goldenen Hirschen, wenigstens in dem dazu gehörigen gegenüberliegenden Gebäude wohnte, in Person zum Gastgeber und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er die übliche Maskenfreiheit während der Faschingszeit so wenig respektire, zumal sie ja eine Mitbewohnerin des Hauses und sogar als Fremde zu betrachten sei. Im Wortwechsel erhielt endlich Havard eine Ohrfeige; eine zweite erhielt endlich der Kleidermacher Riehle, welcher sich unberufen in die Streitsache mischte. Während Havard die Injurie nicht erwiderte, suchte sich jedoch Riehle durch Repressalien zu entschädigen, versetzte der schönen Dame mehrere Streiche auf die Wange und suchte seine männliche Kraft durch Hinauswerfen zu zeigen. Die Sache, welche polizeilich anhängig wurde, endete damit, daß über Lola und den Schneider Arreststrafe ausgesprochen wurde, über Lola wegen Realinjurie, über den Schnider wegen unberufener Einmischung. Beide wurden jedoch durch die Gnade des Königs von der Arreststrafe entbunden. Havard soll diesen Handel nicht weiter verfolgt haben. Lola verließ gleich anderen Tages ihre Wohnung und zog in die Theresienstraße.

Eine folgenreichere Ohrfeige erhielt endlich ein Postpacker, welcher ihr, als sie in ein Postlokal eintreten wollte, um sich über Etwas ihr sehr Wichtiges zu erkundigen, den Eingang etwas brüsque versagte. Der Postpacker verklagte Lola bei der Polizei wegen beleidigter Amtsehre. Sie wurde mittelst Schreibens von letzterer citirt. Im Zorne und Aerger, daß sie sich persönlich stellen und überhaupt so viel mit der Polizei zu schaffen haben solle, zerriß sie das Citationsschreiben,

durch welchen neuen Act der Selbstäußerung die Sache noch schlimmer angesehen wurde. Der Handel wurde nämlich, wie man zu sagen pflegt, criminell und erschien als Widersetzlichkeit und Verachtung gegen die staatliche Behörde. Wir lassen es dahingestellt, ob es absolut nothwendig war, dieses Begeben als criminell und als dolus anzusehen, oder vielmehr als etwas im augenblicklichen Aufwallen des Zornes Geschehenes, da, wie schon bemerkt, Lola sehr reizbaren Temperamentes ist. Wir berichten blos, daß diese allerdings scharfe Auffassung der Sache dem damaligen Polizeidirector, Freiherrn von Pechmann, von hoher Stelle sehr übel ausgelegt wurde. Derselbe war bekanntlich nach dem Ableben des Freiherrn v. Karg-Bebenburg erst kurz an seine Stelle berufen worden und war früher Landrichter in Landshut. Man sagt, der König habe, bei jener Ueberweisung der Sache zum Stadtgerichte, den Freiherrn v. Pechmann vor sich kommen lassen, um ein Referat zu vernehmen oder sie günstiger zu gestalten. Im Laufe des Gespräches habe er ihn unter Anderem gefragt, was denn eigentlich das Volk dazu sage, Freiherr v. Pechmann habe sich auf diese Frage zuerst zurückhaltend benommen, dann aber, aufgefordert, unverholen zu sein, geantwortet: „Majestät, Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!" Darauf habe der König schnell erwidert: „Fort, fort! in Landshut ist auch eine gute Luft!" Somit hatte Freiherr von Pechmann aufgehört, Polizeidirector in München zu sein und wurde wieder an seine Stelle als Landrichter in Landshut zurückversetzt, die Polizeidirection aber erhielt der Polizeicommissär Mark. Weitere unangenehme Folgen hatte auch dieser Handel für Lola nicht. Ihre Zurechnungsfähigkeit erschien aus mehren Gründen für eine zu verhängende Strafe nicht hinlänglich, dieweil, wie aus einem angeblichen Gutachachten des königlichen Leibarztes unwiderleglich hervorgehen soll, sie damals sich in temporären interessanten Umständen befindend, äußerst gereizt gewesen ist. So wich auch diese Trübsal und Lola ist ein aus der Asche hervorgehender Phönix.

Was soll man nun zu allen diesen Vorfällen sagen? Soll man sie mit dem strengen Ernste einer Jury beaugapfeln? Ich fürchte, man ahme dann Don Quixote nach, der Windmühlen für Riesen hält.— Jedes Ding hat zwei Seiten die strenge und die milde. Das Alterthum hat zwei Philosophen gehabt, von denen der eine über Alles lachte, der andere über Alles weinte. Man kann in einer Laterna Magica die freundlichsten Figuren zu entsetzlichen Schreckbildern umgestalten. Man kann durch verschiedene Schlüsse in dem kleinsten moralischen Fehler eine Sünde gegen Gott erkennen. Offenbar spielen in dergleichen Urtheile gar oft fremde Strahlen hinein und es ist ein alter Satz: Wer liebt, verzeiht. Wer demnach haßt, sieht gerne Alles schwarz; kleine Fehler werden zu großen, kleine Vergehen zu Verbrechen, Uebereilungen zu Bosheiten, Eigensinn zur Empörung. Lola ist, wie schon erwähnt, von reizbarem, leicht in Zorn aufwallendem Temperament, einer Gemüthsverfassung, die leicht zur Reibung mit andern Personen, zur Selbsthülfe und somit zur polizeilichen Sphäre führt. Ihr Charakter ist chevaleresque, hat einen Anflug von Romantik; sie hat Muth und Entschlossenheit. Bei all diesen Eigenschaften sind Collisionen leicht möglich. Würde Lola ein Liebling des Volkes sein, so würde man sich solche Dinge mit heiterem Scherze erzählen. So aber ist das Publikum gegen sie eingenommen, und die lustigen Tagesereignisse werden zu blutigen Thaten, zu tief traurigen Vorfällen zu heillosen Gewaltthätigkeiten. Ja, man läßt sich in kindisch-lächerlichem Pathos so weit treiben, daß man das baierische Bürgerthum als von einer Fremden hart und arg verletzt sich vor die Augen führt.

Difficile est, satyram non scribere.

Lola ist nicht in Allem zu rechtfertigen, wie denn leidenschaftlicher Zorn Niemand, am wenigsten einer Dame, zu rathen ist, aber bekennen müssen wir zur Steuer der Wahrheit daß Einem von der wenig gebildeten Klasse in München oft mit eclatanter Grobheit begegnet wird. So hat vielleicht jener Packknecht des Ingolstädter Boten sein Schicksal verdient.— Man hat für ein so rohes Betragen in München selbst ein Wort, das Wort „protzenhaft." Unter Protz aber versteht man eine Kröte und im figürlichen Sinne einen Menschen, der mit großer Wohlhabenheit eine bedeutende Genährtheit des Körpers, Ungenährtheit des Geistes und erstaunliche Grobheit verbindet, und diese Eigenschaften finden sich fast in allen Ständen; leider wird man selbst auf Aemtern nicht immer mit der gebührenden und so wohl anstehenden Feinheit behandelt, was hier nicht das erste Mal, sondern bekanntlich schon öfter gerügt worden ist. Strenge Amtstreue ist lobenswerth, aber sie paare sich mit Höflichkeit! Hiernach wird ein Theil jener obigen Facta zu entscheiden sein.

Nur ein Wort müssen wir über Freiherrn von Pechmann's Versetzung vernehmen lassen. Verdienten seine Worte: „Majestät! Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!" eine solche Strafe? Lesen wir in der Seele des Königs richtig, so fand dieselbe in dieser Aeußerung keinen amtlichen, sondern einen persönlichen Charakter, eine Parteiergreifung gegen des Königs Benehmen. Ich schweige, denn die Sache ist fein und grobe Hände dürfen sie nicht fassen

Die Leser werden die Frage an mich richten, ob diese possirlichen Geschichten wahr seien und ich werde darauf antworten: Ich habe allerdings so manche Ohrfeige in meinem Leben ausgetheilt,— aber ich habe niemals ein Tagebuch darüber geführt, auch habe ich es versäumt, mir Quittungen über den Empfang geben zu lassen, man wird es also erklärlich finden, wenn ich nicht mehr genau weiß, ob ich mit den oben genannten Personen wirklich in die oben beschriebene Collision gerathen bin.

Diesen oder jenen Umstand aber, welcher mir zufällig erinnerlich ist, zu berichten, halte ich wie gesagt nicht der Mühe werth. Ich habe mich jetzt mit ernsteren Gegenständen zu beschäftigen. — Führen wir den Griffel weiter.

—

Sittlichkeits-Theorie meiner Vertheidiger.

Es ist wohl selten über das Verhältniß einer Frau zu einem Könige so viel Gerede gewesen, wie über das, in welchem zu dem Könige von Baiern zu stehn ich einige Jahre lang das Glück hatte. Man sehe die Zeitgeschichte aller Jahrhunderte, man sehe sich um auf allen Thronen der Erde und gebe sich darüber Antwort, ob es so Unerhörtes sei, daß ein König liebe und daß eine Frau von ihm geliebt werde, welche nicht wie er auf einem Throne geboren ist. Ich wenigstens glaube mich vollkommen über die Scrupel hinwegsetzen zu können, welche zwar auch das bürgerliche Gesetzbuch hat, welche aber sicherlich nicht der natürlichen Moral entnommen sind.

Als mir der König zum ersten Male erklärte, daß er mich lieb gewonnen, daß er es gern sehen würde, wenn ich länger in seiner Residenz verweilte, daß ich nicht nöthig haben sollte, von den Almosen des wetterwendischen Volks-Beifalls zu leben, daß ich immerdar rechnen könte auf seinen Schutz, auf sein Herz, — da dachte ich nur Eins: der, welcher so mit Dir spricht, **ist ein König.**

Ich kümmerte mich wirklich in diesem Augenblicke um nichts, was außerhalb dieses wohlthuenden Gedankens lag, ich fragte nicht: haben Ew. Majestät nicht schon eine Gemahlin, und soll ich etwa die Ehre haben, Ihre Maitresse zu sein? Sind Ew. Majestät nicht etwa schon zu alt für ein solches Verhältniß? Und erlaubt es auch das Volk, Sire, Ihre Gunst einem fremden, unbekannten Wesen zu schenken, welches Ihnen Interesse einflößt? Alle diese Gedanken blieben mir vollkommen fremd und was ich dem Könige auf seine mich so beglückenden Worte erwiderte, lautete einfach:

Sire, ich habe den schönsten Augenblick meines Lebens erreicht in dem Momente, wo zu mir ein König sagte: ich schütze Dich, Verlassene; ich danke Ew. Majestät für das kostbare Asyl, welches Sie mir darbieten und wenn die Dankbarkeit nicht gänzlich auf Erden entschwunden ist, so rechnen Sie darauf, daß mein Leben, meine Gedanken, mein Herz, mit einem Wort, daß Lola Montez Ihnen angehören wird, so lange sie unter den Lebenden sein wird.

Wie gern glaube ich Ihnen, meine liebe Lola, sagte der König mit wehmüthigem Lächeln, ich glaube an die Wahrheit Ihrer Empfindungen und an die Worte, welche Sie ihnen leihen, ich möchte auch wohl einmal erfahren, wie sich die wahre, aufrichtige Dankbarkeit gegen einen König ausspricht, o, glauben Sie, meine liebe Lola, wir Könige haben das wenig beneidenswerthe Schicksal, oft für das Unrecht, was wir unwissentlich thun, getobt, für das Gute aber, was wir mit Bewußtsein ausführen, getadelt zu werden. Dankbarkeit, den Königen gezollt, ist eine seltene Herzensgabe. O, es ist wohl schwer, ein König zu sein, so sehr er auch um den Glanz des Thrones beneidet wird.

Sire, versetzte ich, Niemand weiß das besser zu würdigen, als ich; ich habe die Diplomatie der Heuchler und Schmeichler kennen gelernt, ich habe die Höflinge kennen gelernt, welche den Thron in Beschlag nehmen, arm an Werken der Liebe und der Menschlichkeit, durch welche sie dem Throne und sich zugleich nützlich sein könnten, und das Volk, Sire, das Volk hat sich ja deshalb Königen unterworfen, weil es weiß, wie vielleichter es ist, daß Alle von Einem Gerechtigkeit erhalten, als Einer von Allen.

Es ist nur Eines, meine liebe Lola, um s wir in der That zu beneiden sind, das ist die glückliche Lage, welche uns gestattet, denen rücksichtslos Gutes zu thun, welche wir lieben, und denen zu verzeihen, welche uns hassen.

Sire, gab ich bewegt von diesem Edelmuth zur Antwort, das sind die Ideen, welche ich mir stets von einem Könige gemacht habe und — von einer Königin. Sire, mein Loos hat mich schon mehr als einmal an die Stufen eines Thrones geführt, ich konnte greifen nach dem Diadem, aber es war in einem Welttheile, in einem Lande, wo die Frauen Sklavinnen sind.

Nach diesen Worten forderte mich der König auf ihm die Geschichte meines Lebens in Indien mitzutheilen, ich that dies mit der größten Bereitwilligkeit und der König verließ mich, indem er mir in Bezug auf meine Zukunft die huldvollsten Zusicherungen gab

Das war der Anfang eines Verhältnisses, das für mich die Quelle so großer Leiden und Freuden wurde.

Ich habe nie geglaubt, daß die Schritte eines Königs mit so mißtrauischen Augen betrachtet würden; daß man den Einfluß eines weiblichen Wesens mehr als den aller Männer fürchte, und es ist komisch genug, wie viele Mühe sich die Leute gaben, das Verhältniß des Königs mit mir zu tadeln. Selbst diejenigen, welche mit unbefangenen Augen sahen und dieses Verhältniß offen vor dem Lande vertheidigten, mischten in ihre Mittheilungen so viel Ironie, daß sich nichts lustiger lesen läßt als diese so genannten Apologien. Ich will einige des Spaßes halber hier anführen:

Es giebt eine rohe und gemeine Welt, welche, wo es einigermaßen thunlich ist, nur eine schmutzige Seite zu finden und hervorzukehren weiß. Man braucht jedoch kein Libertin zu sein, um gewisse galante Abenteuer nicht auf der Wagschale der Kritik zu wiegen. Wird es ja als eine christliche Tugend hingestellt, von Andern das Beste zu glauben und in der Beur-

theilung mild und leidenschaftslos zu sein. Zudem sind gerade oft die strengsten Mückenseiper die größten Kameelverschlucker, indem sie in gewissen Sachen den Zügel der sogenannten Sittlichkeit sehr straff ziehen, für andere Zwecke aber ihn sehr lax halten. Es kommt dabei die alte Frage aufs Tapet, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Ich will den Begriff derselben, wie er in mir zur Ueberzeugung geworden ist, nun keineswegs der Welt aufdringen, auch hier nicht einmal soll er die Basis einer Apologie des Königs bilden, aber mit vollem Rechte glaube ich, verlangen zu können, daß man die mildere Auffassung nicht kalt und ungläubig von sich abweise und so sich unter die Reihen der gemeinen und rohen Kritiker mische.

Hochgestellte Personen sind der Kritik am Meisten ausgesetzt und wem ein wichtiges Amt übertragen ist, über den werden die verschiedensten Stimmen je nach dem politischen oder kirchlichen Systeme laut werden. Unbestritten, lobenswerth und von jedem Vernünftigen wohl anerkannt ist des Königs Sinn für antike Schönheit, und hier hat sich derselbe gewiß ein Denkmal erbaut, dauernder als Erz. Haben andere Fürsten auf Militär und Kasernen ungeheure Summen vergendet, so war es eine liebe theure Privatneigung des baierischen Fürsten, die Kunst zu beschützen und ihre Schätze der gewiß einst dankbaren Nachwelt aufzubewahren. Es ist überflüssig, aller der Bauten und Kunstsammlungen Erwähnung zu thun, welche durch ihn an's Licht kamen.

Sinn für Schönheit und Geschmack für Kunst adeln in der That das Herz des Königs, sie stehen aber auch in einem gewissen Contrast mit den Eigenschaften eines christlichen Fürsten. Um offen zu sprechen: das strenge Christenthum schließt eigentlich die Kunst aus. Man lasse sich nicht beirren mit dem Einwurf, die christliche Religion habe ja die Kunst gefördert, und noch heute heiligen sie dieselbe durch die Ausschmückung ihrer Tempel. Illusion ist es! ein täuschendes quiproquo. Nicht die Kunst will die Kirche fördern, sondern sie will **sich** fördern durch die Kunst; nicht die Kunst will sie heiligen, sondern **sich** will sie schmücken durch die Kunst. Diese Andeutungen mögen hier genügen und haben nur den Zweck, auf ein Phänomen hinzuweisen, welches zu erklären ein interessanter Gegenstand wäre. Ein Contrast ist es, zugleich der Kunst und Kirche in Wahrheit anzugehören. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der König aufrichtig den Grazien opfert. Seine Liebe zu ihnen ist ungeheuchelt, und der Beweis davon könnte von hundert Seiten, sowie von seinen Gedichten geliefert werden. Der König hat also Individualität, wo Welt, Menschenthum, Kunstschönheit hineinragt. — Das ist wichtig, es ist ein Schlüssel zu seinem Privatleben. Schönheit weiß er zu schätzen, Schönheit weiß er anzubeten, für Schönheit lebt er, in ihr webt er. Wo aber die Grazien ihren Wohnsitz aufgeschlagen da darf auch Aphrodite nahen. Tretet, ihr Schwergläubigen, in die Residenz, durchschreitet die sinnig ausgeschmückten Gemächer! Dort werdet ihr auch einen Saal finden, welcher der Schönheitssaal heißt. Abgebildet von Meisterhand sind dort die herrlichsten Frauengestalten und ihr holdes Antlitz leuchtet euch gleich der Sonne am Frühlingsmorgen entgegen. Dort prangt auch Lola's Bildniß in Lebensgröße. Keiner zulieb, und Keiner zuleid, aber sie ist die Perle unter den Perlen, die Blume unter den Blumen. Von Stieler's Hand ist dieses Meisterwerk der Schöpfung. Zwar soll das Gemälde des Königs Kunstgefühl nicht ganz befriedigt und er soll Stieler sogar, auf der Straße mit ihm zusammentreffend, gesagt haben: „Stieler, Euer Pinsel wird alt!“ Aber wo das Leben spricht, muß ja die Kunst zurückstehen.

Noch kaum je für ein schönes Frauenzimmer war der König so enthusiastisch gestimmt, wie für Lola und mit Hinweisung auf den Eingang in diesem Kapitel kann mit voller Wahrheit behauptet werden, es umschlinge Beide ein seelisches Band. Ihre Zuneigung ist zugleich Freundschaft. Daher schreibt es sich, daß Lola mehr Einfluß auf den König hat, als ein gewöhnliches Verhältniß zu thun pflegt. Dadurch erklären sich die gewaltigen Veränderungen, welche in jüngster Zeit stattfanden. Es spricht der Geist zum Geiste, die Seele zur Seele, und ich denke, vor der Heiligkeit eines solchen Verhältnisses müßte jedes falsche Licht, boshafterweise hinübergespielt, verschwinden. Wenigstens ändert es nichts in der wahren Sachlage.

Daß ein König durch solche Huldigungen die schönste Perle aus seiner Krone verliere, wie Freiherr von Pechmann dem Volke in den Mund legt, wäre eine sehr abenteuerliche Sache. Ueberhaupt ist ja in gewissen Dingen die Person des Fürsten von seiner Würde zu trennen. Der König ist auch Privatmann und Cavalier.— Wie lächerlich müßte ein Buch ausfallen, welches zum Zweck hätte, darzuthun wie Alles und Jedes, was der Fürst treibe, eigentlich Staatssache sei. Wahrscheinlich müßte er dann essen und trinken, um sich dem Staate zu erhalten; spazierengehen, um sich für Staatsgeschäfte neu zu stärken; heirathen, um einen Thronerben zu haben u. s. w. Da wäre ja der König gar nichts Anderes, als der Knecht der Knechte, zugleich Triebrad und getriebenes Rad. Und was nicht streng in die Staatsmaschine paßte, das müßte er bleiben lassen. Lieblingsneigungen, Privatvergnügen wären unzulässig. Wer aber in aller Welt möchte da noch König sein! Das große Publikum urtheilt in diesen Dingen, wie bekannt, engherzig; es weiß nicht, was es fordern darf und soll. Es glaubt, der Fürst müsse ebenso bürgerlich zurückgezogen leben, als der schlichte Handwerksmann. Es murrt über ein schönes Gespann, über eine fürstliche Tafel, über ein prächtiges Palais und nennt es überschwänglichen Luxus. Und hat ein Fürst nun gar Sinn für weibliche Schönheit, sucht er außer dem häuslichen Kreise Nahrung für seinen Geist, Labung für sein Herz, Befrie-

digung des Freundschaftstriebes, da ist es aus, da ist Feuer im Dach, da wankt des Staates Säule, da sinkt des Reiches Grundbau, Alles ist verloren, selbst die schönste Perle der Krone, des Volkes Liebe. Aber nur eine Nacht Geduld, und zauberisch hat sich Alles wieder eingestellt. Als nach den tumultuarischen Auftritten am 1. März der König zum ersten Male wieder im Theater erschien, wurde er mit jauchzendem Vivat empfangen und begrüßt. Hat das Publikum gemurrt über das Verhältniß des Königs zu Lola, so vergesse man nicht, daß es eben so unzufrieden ist mit seinen herrlichen Kunstbauten und wie es sich auszudrücken pflegt, mit seiner Geldverschwendung auf Kunstschätze, daß es sich aufhält über seine Reisen, die er der Gesundheit wegen unternimmt. Hier zeigt sich das Publikum tyrannisch und seine Unzufriedenheit ist unrecht.

Die Welt ist noch keineswegs darüber im Reinen, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Man frage einen christlichen Priester, und er wird den Bescheid geben: Kreuzige dein Fleisch, d. h. unterdrücke deine natürlichen Neigungen, befriedige nicht deine natürlichen Bedürfnisse! — Gottlob, daß dieser Zuruf von den Wenigsten beobachtet wird, denn im Punkte solcher Sittlichkeit irren Alle mannigfaltig von dem christlichen Pfade ab. Auch würde die Welt, wäre solcher Grundsatz streng durchgeführt, gar bald, wenn nicht ein Leichenacker, doch wenigstens ein Kloster sein, und man würde jenen erdfahlen, häßlichen, lebendigen Menschengerippen begegnen, wie sie uns Holzschnitte aus dem Mittelalter zeigen.

Anderes ist das, was ein sogenannter ehrsamer christlicher Bürger Sittlichkeit nennt. Er hielte es für Sünde, Sonntags eine Messe oder Predigt zu versäumen. Neben der Sättigung seiner Seele vergißt er jedoch Essen und Trinken nicht und weiß sich für Fasten und Kasteiungen mit seiner Frau und Kindern, die er in dem Herrn erzeugt, weidlich zu entschädigen. Auch decket ja ein solcher frommer Kirchengang der Sünden Menge. Zu kleines Brod, zu leichtes Gewicht will Sühnung haben, und ist eine große von Nöthen, so läßt er sich's angelegen sein, Mitglied eines Pietistenconventikels oder einer Rosenkranzbrüderschaft zu sein. — Man erzählt wenigstens, daß ein Bäcker in Nürnberg, der bei den Brüdern in Christo einen ziemlich heiligen Geruch hatte, öfters wegen zu kleinen Brodes polizeilich abgewandelt worden sei.

Anders definirt ein Frauenherz die Sittlichkeit. Ein kleines Rendez vous vor, noch lieber nach der Messe oder Predigt vergiebt sich das Gewissen leicht, und gar oft zaubert die Phantasie an die Stelle der hölzernen Augen des Heiligenbildes schöne, frische, blaue, braune oder schwarze lebendige Augen des Geliebten. Relata refero.

In Burner's Reisebeschreibung wird erzählt, daß nicht allein die italienischen Maler ihre Geliebten in Gestalt der heiligen Jungfrau Maria vorgestellt, sondern auch die Mönche und Nonnen ihre Liebeshändel also fortzusetzen suchten, daß sich zum Exempel der Mönch in Gestalt des heiligen Dominikus, die Nonne in Gestalt der heiligen Catharina von Siena malen ließen und diese Bilder unter einander auswechselten, damit ein Jeder in seinem Kloster unter der Maske seines Heiligen seinen Liebsten anbeten könne.

Es giebt aber auch eine junge Generation, welche sich sittlich und practisch von strengchristlichen Principien lossagt, dieweil sie bei strenger Durchführung derselben würden aufhören müssen, leibliche Wesen, Familienglieder, Staatsbürger — Menschen zu sein. Denn was bliebe auch den wahren, specifischen Christen, die Halbchristen und humanisirten Christen schließe ich aus, was bliebe, sage ich, jenen Christen, wenn sie das sein wollen, was ächte christliche Priester ihnen sagen, übrig, als sich zu kasteien, zu kreuzigen, sich zu geißeln — sich zu verstümmeln, ja zum religiösen Selbstmorde zu schreiten. Das Christenthum empfiehlt Gewaltthätigkeit gegen die angeborne Natur. — Diese junge Generation mag noch über die wahren und ewigen Gesetze der Sittlichkeit im Unklaren sein, mag die Grenze überspringen, welche die Natureinfalt, das Naturmaß gesetzt, aber sie ist sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Wenn der heilige Augustin sich nicht gescheut hat zu sagen, „daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien, so möchte man im gekränkten natürlichen Gefühle bei der näheren Beschauung der christlichen Tugend sagen, daß man „offenbare Laster der Christen als verborgene Tugenden anzusehen habe."

Wozu denn nun aber dies Alles? fragst du, lieber Leser. Wie kommt es, daß die durch Lola Montez in jüngster Zeit zu München herbeigeführten Ereignisse einen Sittlichkeits-Prolog nöthig haben? Sehr natürlich! denn auch hier sprach vornehmlich die christliche Sittlichkeitstheorie bald in ganzer, bald in halber Gestalt ihr Verdammungsurtheil und was man bei einer jeden anderen Hofdame stillschweigend übergangen hätte, das wurde bei ihr als schwarze Schattenseite grell hervorgezogen und mit bitterer Schwächung belegt. Die Schönheit hat das Unglück, beneidet zu werden, natürliche Reize trifft Verfolgung, und eine alte Dame, die ihr Gutes genossen hat in diesem Leben, predigt einer jungen, von weniger anziehendem Aeußeren, gar zu gerne Zurückgezogenheit. Das große Publikum schrie und lobte wild durcheinander, motivirte seinen Unwillen durch kleine Nebeninteressen, beneidete Lola's irdisches Glück, und war — das Organ kirchlicher und aristokratischer Umtriebe.

Ein geheimnißvoller Mann.

Große Räder werden gar häufig durch kleinere getrieben. Dies ist ein Satz, welcher in der Pragmatik der Geschichte nicht außer Acht zu lassen ist, es ist ein Schlüssel, welcher die geheimen

Laboratorien aufschließt. Von vielen wichtigen geschichtlichen Ereignissen wissen wie, daß sie oft durch scheinbar kleine Momente herbeigeführt werden sind. Es haben besonders die Frauen eine viel wichtigere Rolle gespielt, als gewöhnlich angenommen wird. In der Kirche und im Staat, in der Dogmatik und Politik läßt sich allerwärts und zu allen Zeiten ihr Einfluß nachweisen.

Auch in den jüngsten Münchener Ereignissen, welche der Gegenstand dieser unserer Betrachtungen sind, spielt eine Dame. Durch sie werden Veränderungen vermittelt in kirchlicher und staatlicher Beziehung, welche man nicht für möglich gehalten hätte, und zwar so schnell und unerwartet, daß die Partei, welche der Schlag traf, rein den Kopf verlor und sich für den Augenblick weder zu rathen, noch zu helfen wußte. Sonst immer schlau und vorsichtig, hinterlistig und umsichtig, ist sie dieses Mal zu plump aufgetreten und hat durch allzu ungestümes Sichgebärden die Schlinge nur noch fester zugezogen in welche sie gerathen war.

Warum aber, fragt man mit Recht ist vorzüglich die Kirche auf die Kampfarena herabgestiegen und hat den Handschuh aufgehoben, den ihr ein holdes Kind von Eva's Geschlecht hingeworfen? Es wäre vielleicht besser gewesen für ihre Sache, zu schweigen und zu dulden, abzuwarten, bis eine bessere Aussicht zum Siege käme und eine günstigere Wendung der Umstände einträte. Die Vorsehung wollte es anders. Ihr Gott hat sie mit Blindheit geschlagen: ihre pharaonische Verhärtung hat sie verstrickt in ihre eigenen Fäden. Wem's wohl geht, der überschreitet das Maß. Wer fest zu stehen glaubt, der wagt. Es ist ja doch nichts Anderes, um was es sich hier handelt, als um den alten Erisapfel, um den Streit zwischen Krone und Ring, Scepter und Bischofsstab. Beide spielen wie Katz und Maus, und mag die Einigkeit noch so gegründet scheinen, so bricht das Feuer der Zwietracht doch immer aus seiner Latenz hervor. Es bedarf nur einer kleinen Zugluft, und der offene Ausbruch ist da.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, etwaige galante Abenteuer hätten den wahren Anstoß zum Kampfe gegeben. Wie könnte die Kirche so engherzig sein sie, die in Christi Verdienst einen so reichen Schatz zur Absolution besitzt, sie, welche die Macht hat, zu binden und zu lösen, und möchte solche Galanterien so ernst und streng nehmen, wie sie sie wirklich genommen hat. Die Geschichte beweist, daß sie oft gräulichen Sachen durch die Finger gesehen und Indulgenz hat angetrieben lassen. Offenbar muß die Basis der Feindschaft und des Hasses tiefer liegen. Es giebt nämlich eine Todsünde, welche die Kirche nie verzeihen kann, sie ist die Sünde wider den heiligen Geist der Kirche. Diese aber besteht darin, daß man sich nicht als Organ, Mittel und Werkzeug für jesuitische Zwecke und Machinationen brauchen läßt. Da ist's aus mit dem Frieden, da versiegt der Schatz des Verdienstes Christi, da giebt es keine Indulgenzen und Absolutionen. Hier beginnt vielmehr der geheime und der offene Krieg und hundert Arme sind geschäftig, das Kreuz aufzurichten, hundert Stimmen in Bereitschaft, das „Kreuzige" ertönen zu lassen.

Mit diesen Worten leitet mein Freund die Indignatsgeschichte ein, eine Angelegenheit, welche, obwohl sie nur meine unbedeutende Person betrifft, ganz Baiern, ja ich kann wohl sagen, ganz Deutschland in Feuer und Flammen versetzte.

Es liegt in diesen Worten dieselbe Ironie, aber es liegt in ihnen auch dieselbe Wahrheit — ich verzeihe die Eine der andern wegen.

Kaum hatten diejenigen, welche dem Könige sehr nahe standen, erfahren, welcher Art der Schutz war, dessen ich mich zu erfreuen hatte, so wurde von Vielen dieser Herrn der Calcul gemacht, welchen die Staatsmänner Frankreichs zu einer Zeit machten, als eine Dübarry, Maintenon die Zügel der Regierung in der Hand hielten. Man wollte durch das Weib den Herrn beherrschen. Ich war mit der Politik Baierns völlig unvertraut und hielt es durchaus nicht für nothwendig, mich ex officio mit ihr zu beschäftigen. Sie beschäftigte mich in dem Grade, in welchem ein gebildetes Herz sich überall und immer um die gesellschaftlichen Zustände einer Nation bekümmert. Mehr nicht. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als eines Tages ein Herr zu mir ins Zimmer trat, welcher nach der Art, in welcher er sich bewegte, ein Herr von hoher Stellung sein mußte. Er that so ungezwungen, so vertraulich, und dennoch so überaus fein und höflich mit mir, daß ich, ehe ich mich dessen versah, mit ihm in ein tiefes Gespräch gerieth.

Der Inhalt dieses Gesprächs war Baiern. — Im Anfange wurde mir der Zweck des Besuches dieses unbekannten Mannes nicht recht klar, ja, wir geriethen so in Dispút, daß ich es vergaß, daß ich ihn heute zum ersten Male sah. Wir sprachen anfänglich von gar vielen Dingen, aber der Fremde wußte das Gespräch mit großer Geschicklichkeit auf die Jesuiten zu lenken und bei diesem Gegenstande festzuhalten.

Ich sprach, wie immer, meine Meinung unverholen aus. Ich lobte die Jesuiten nicht und wußte nicht viel Gutes von ihnen. Ich bekannte mich mit Leib und Seele zu der Kirche, in welcher ich erzogen war, aber ich zeigte keine Liebe für die starren Fesseln des Ultramontanismus. Ich zeigte mich mit einem Worte als eine protestantische Katholikin. Ich bin religiös, aber nicht bigott, ich bin fromm, aber nicht abergläubisch, ich verabscheue die Menschen, welche aus Rosenkränzen Fesseln, welche den unbedingten Gehorsam zur Aufgabe einer Menschenseele machen, den Glauben an Gott in einen Glauben an die Dummheit verkehren. — Ich liebe also die Jesuiten nicht und mache, wie gesagt kein Hehl daraus.

Der fremde Herr war aber anderer Meinung und sagte mir ganz dreist:

Wenn Sie, Donna, die Jesuiten nicht lieben, obwohl Sie eine gute Katholikin

sind, so ist bei dem Grade Ihres Verstandes anzunehmen, daß Sie die Jesuiten nicht kennen, oder — erlauben Sie mir diesen Ausdruck, daß Sie solche nur aus dem Geschwätze ihrer Feinde kennen, welche die Jesuiten niemals mit einem historischen Auge betrachtet haben.

Wenn dieses historische Auge, mein Herr, versetzte ich lächelnd, nur nicht die Brille eines blöden Alten ist.

Der Fremde schien sich über diese Antwort nicht wenig zu ärgern, aber er hatte Feinheit genug, seine Empfindlichkeit nicht merken zu lassen, und er bat mich, ihm aufzuzählen, was die Jesuiten eigentlich Schlechtes begangen hätten.

Ich sagte ihm sehr Vieles. Und der Herr versetzte mir auf alle meine Beschuldigungen sehr ruhig: Das beweisen Sie mir.

Soll ich Ihnen beweisen, fragte ich, daß sie die entsetzliche Bartholomäusnacht veranlaßt haben? Soll ich Ihnen beweisen, daß sie es verschuldet haben, daß mein armes Vaterland, einst das mächtigste Land der Erde, durch sie in den tiefsten Verfall gerathen ist? Soll ich Ihnen auch beweisen, daß sie es sind, welchen wir das fürchterliche Geschenk der Inquisition zu verdanken haben? Die Inquisition, mein Herr, es bedarf nicht mehr, als dieses entsetzliche Wort auszusprechen, um dem Jesuitismus für alle Zeit den Fluch der Menschheit aufzubürden und ihn verabscheuungswürdig zu machen.

Der Jesuitismus und die Religion überhaupt, versetzte der Fremde, sind so unschuldig an der Bartholomäusnacht, als die Freiheit an der großen Reihe der Morde zur Zeit der Republik während eines Zeitraums von drittehalb Jahren. Weder die Freiheit, noch der Glaube brauchen sich einen Thron auf Leichen zu errichten, um ihre Macht zu befestigen. Der Hof von Frankreich hatte nur seinen Feind schlagen wollen; der große Haufe benutzte diese Gelegenheit und machte es der Hof. Die Jesuiten haben allerdings den in der Geschichte unvergänglichen Ruhm erworben, in schlimmer Zeit, wo die Religion und die menschliche Gesellschaft, wo Thron und Glaube in der größten Gefahr schwebten, dieser Gefahr glücklich entgegengearbeitet und sie gewissermassen für alle Zeiten beseitigt zu haben. Der Jesuitismus hat seine Märtyrer aufzuweisen, würdige Nachahmer Christi, Märtyrer, die einen Huß und andere unglückliche Ketzer bei Weitem überstrahlen. Aber niemals hat er zu so scheußlichen Mitteln, wie die Inquisition, gegriffen, die Inquisition ist keine religiöse, sondern eine rein politische Institution. — Als die verderbliche Irrlehre von England, Deutschland und Frankreich aus sich auch über Spanien ergoß und in Sevilla and Valladolid Boden gewann, traten allerdings als ihre ersten und ernstesten Gegner nur Jesuiten auf. Mit aller Macht ihrer Beredtsamkeit bekämpften und entlarvten sie solche. Als die Sektirer sahen, daß sie den Jesuiten nicht beikommen konnten, beschuldigten sie solche der Vorliebe für das Lutherthum, welches zu bekämpfen gerade die Aufgabe ihres Lebens war.

Diese Beschuldigung half ihnen nichts, man konnte die Jesuiten nicht mit dem San Venito bekleidet sehen, und der Erzbischof von Sevilla, der damalige Großinquisitor erklärte in einer offiziellen Urkunde seines Tribunals die Orthodoxie der Söhne Loyola's für unantastbar und berief sogar den Jesuiten Don Baiz zur Mitübernahme seines furchtbaren Amtes.

Aber der Jesuit schlug es aus.

Die Jesuiten, damals noch im Anfange ihres Werkes, hätten durch die Hülfe der Inquisition schnell zur Herrschaft gelangen können, aber sie wollten lieber dieses Amt nicht übernehmen, dessen furchtbare Strenge ihre sprüchwörtlich gewordene Güte gemildert haben würde.

Der Irrlehre hatte man sie nicht überführen können. Die Ketzerei verzweifelte, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, und sprengte nunmehr das Gerücht aus, die Jesuiten seien Diener der Inquisition. Alle Grausamkeiten derselben wurden von nun an ihnen aufgebürdet. Die Sektirer hatten es nicht dahin bringen können, die Jesuiten auf den Scheiterhaufen zu bringen, jetzt erklären sie solche für Errichter des Holzstoßes. Der Orden hielt diese Verläumdung so abgeschmackt, daß er dagegen sich zu verwahren für unnöthig hielt. Daran that er Unrecht. Ist die Bosheit erregt, so darf man sie niemals durch Stillschweigen, welches sie mißbraucht, noch mehr Raum gewinnen lassen. Der Orden aber schwieg, und so schloß man, wenn auch in diesen Beschuldigungen Lüge und Uebertreibung nicht zu läugnen sei, so erweise dieses Stillschweigen, daß irgend etwas Wahres zum Grunde liegen müsse. So blieben die Jesuiten in dem Gerede, daß sie sich der Inquisition zur Durchführung ihrer Zwecke bedienten. Aber alle Beschuldigungen, welche man gegen diesen unvergleichlichen Orden geschleudert hat, sind aus der Luft gegriffen. Dieser Orden theilt das Schicksal aller derjenigen, welche in aufgeregten, gesetzlosen Zeiten, in denen alles Bestehende zu verfallen droht, sich diesem zerstörenden Geiste feindselig und furchtbar gezeigt haben, — er wird gehaßt.

Nachdem der Fremde so gesprochen hatte, begann er zu den Zuständen der Gegenwart überzugehen. Er suchte mir zu beweisen, welch eine große Aehnlichkeit zwischen den Epochen des Ausbruchs der Reformationskriege und der Gegenwart bestehe, und sagte mir, daß sich diejenigen Sterblichen, welche sich dem Geiste der Jetztzeit entgegenstemmten und ihn niederzuhalten strebten, eben so verdient machten um die Ordnung und um die menschliche Gesellschaft, als die Jesuiten sich damals verdient gemacht hätten.

Man darf nicht vergessen, daß man, als ich diese Unterredung hatte, das Jahr 1847 schrieb. Ich hatte noch keine Zeit, wie die von 1848 erlebt. Die Revolution von 1830 hatte ich als ein Kind erlebt, ich wußte damals noch nicht wie

heute, was in der That großartige Prinzipien, wie die der Jesuiten, in Zeiten wie die unseren bedeuten. Alles, was ich damals bald begriff, war, daß es in Baiern zwei Parteien gab, von denen die eine am Ruder war, die andere aber mancherlei Zurücksetzungen erfahren hatte; daß die regierende Partei die kleinere und allgemein verhaßt war, das wurde mir sehr bald begreiflich, denn wenn sie eine wirklich reelle Macht gewesen wäre, hätte sie nöthig gehabt, sich um mich zu bewerben, da ich mich um sie nicht kümmerte? Aber man ging recht schlau zu Werke.

Man sandte mir also jenen fremden Herrn, den ich nicht nennen will, weil ich es nicht liebe, diejenigen, welche unglücklich sind, noch mehr bloß zu stellen, um meine Gesinnung zu sondiren.

Man sprach mit mir von Politik, vom Katholizismus, von den Ultramontanen, vom Jesuitismus. Ich zeigte mich als gute Katholikin und als schlechte Jesuitin. Man versuchte mich zu bessern. Ich fragte, wie ich besser werden könnte? — Sie müssen in unsere Lehre gehen.

In Ihre Lehre, meine Herren? wohlan ich will den Versuch machen, ich möchte doch wissen, wohin es führen wird. Sie sagen also, die Jesuiten waren gute Menschen. Sie haben das arme Amerika vom Untergange gerettet, sie haben das Loos der Indier erträglich gemacht sie haben vor drei Jahrhunderten verhindert, was heute kaum mehr ohne ein Wunder, welches nur die Jesuiten verrichten können, zu verhindern ist. Sie haben für die Sache der Religion, die doch auch die Sache der Könige ist, für die Sache der gesetzlichen Ordnung, welche doch ebenfalls die Sache der Könige ist, unzählige Märtyrer gehabt, ich will Ihnen das Alles glauben, da Sie es, wie ich nicht zweifle, schwarz auf weiß besitzen — nun was soll ich mehr thun? Geht mich etwas über den Glauben?

Ja wohl, es wäre auch gut, wenn Sie es Andere ebenfalls glauben machten.

Andere? Was kümmert mich der Glaube Anderer? Es ist lächerlich, sich darum zu quälen. Und ich tauge vollends nicht dazu, ich habe in meinem Leben mehr Heiren als Gläubige gemacht.

Spotten Sie nicht, meine Schöne, wurde mir zur Antwort, es handelt sich hier um nichts Geringes, bedenken Sie Ihre Stellung — —

Meine Stellung? —

Sie sind die Geliebte eines Königs.

Was thut das hier zur Sache?

Sie gehen mit uns oder Sie gehen —

Warten Sie meine Herren, einen Augenblick verziehen Sie, meine Antwort währt nicht länger —

Ich gehe nicht mit Ihnen — und Sie gehen.

So wurden mir denn die Augen aufgerissen und ich erkannte bald, was es hieß, einem Könige nahe stehen.

Ja, ich gestehe es, ich war mir kaum klar über dieses Verhältniß, ich war noch geneigt, Alles für einen Traum zu halten, als sich schon Menschen zu mir herandrängten, Männer, welche, wie man zu sagen pflegt, von Stande und von Stellung waren, um dieses Verhältniß nach besten Kräften für sich auszubeuten. Ich habe es nur zu sehr erkannt, von welchen Egoisten ein König umlagert ist. Ich habe es erkannt, wie viele Herren verlangen, daß ein König erst an sie, an ihre armselige Person denke, bevor er an sein Volk denken kann, — und dennoch sagen diese Herren gern: Alles für das Volk!

Ja, Alles für das Volk, sagten auch die Herren Minister zu München, für das Volk wollten sie gemeinschaftliche Sache mit mir machen, für das Volk wollten sie gegen mich sein.

Ich sagte lachend zu seiner Majestät: Sire, haben Sie keine Krone für mich? Ich möchte wohl eine Krone haben.

Und was wollen Sie damit beginnen? fragte der König huldvoll lächelnd.

Ich möchte Ihre Minister daran probiren.

Meine Minister?

Ihre Minister lieben mich nicht, Sire vielleicht gewinnen Sie mehr Neigung zu mir, wenn ich eine Krone trage.

Meine Lola, versetzte der König, Sie sollen eine Krone haben, ich gebe Ihnen mein königliches Wort darauf.

Es waren nur ein paar Worte, welche mir der König da an jenem Abende gesagt hatte. Es war ein Scherz von mir, ein närrischer Einfall, die Laune eines Kindes. Ich forderte eine Krone und der König sagte: Sie sollen eine Krone haben. — Wie verhängnißvoll sind diese Worte geworden! Damals zwar hatte ich noch keine Ahnung von der Tragweite meines sonderbaren Einfalls und ich schlief am Abende ruhig ein und träumte von nichts als von Kronen. Aber leider schliefen meine Feinde eben so unruhig und träumten von nichts, als der Tänzerin. Wie konnte eine Tänzerin so frech sein — das Herz eines Königs zu gewinnen! Wie konnte eine Tänzerin sich so vergessen — eine Krone zu fordern! — Wie konnte eine Tänzerin es wagen, andere Gesinnung zu hegen, als die constitutionellen Minister eines Königs, — der sie liebte. Diesen Herren war die Liebe zu viel, sie verstehen nur den Haß. Sie konnten nicht sehen, daß ein König liebte und noch weniger, daß er geliebt wurde.

Ja — Sire. Ich habe nicht gelogen mit meinen Empfindungen, ich habe Sie geliebt, geliebt mit ganzer Seele, weil Sie ein ganzer König waren. Ich habe Sie geliebt in der Fülle Ihrer Macht, in der Fülle Ihres edlen, poetischen Herzens; was vermag ein Herz wie das Ihre, wenn es unter dem Purpur schlägt.

O, diese gemeinen Naturen, welche sich selbst brandmarken, indem sie meine Ideen mit frivoler Satyre darstellten, sie haben nie daran gedacht, welch einen heiligen Zauber das Wort König auf ein weibliches Herz ausüben kann, welches geschaffen zu beglücken, durch die gesellschaftli-

che Stellung zu allen Zeiten verdammt war — unglücklich zu sein. — Warum sollte es mich nicht beglücken, als ein König mir eine Krone versprochen hatte? Wahrlich, es mußte wohl ein großes Unglück für Baiern sein, daß sich so große Herren bemüheten, mir diese Krone zu entziehen.

Eine Gräfin mehr in Baiern! meine Herren Minister.

Eine Gräfin mehr; — wird deshalb das Volk unglücklich werden? Und diese Gräfin, das sage ich Ihnen, wird nicht die allerschlechteste sein. Sehen Sie sich um unter ihren Gräfinnen, sehen Sie, wie viel Liebe sie für ihren königlichen Herrn, wie viel Dankbarkeit sie für empfangene Wohltaten hegen und sagen Sie mir, wie viel edleres Blut in ihren Adern rollt, als in den meinen, um mich einer gräflichen Krone unwürdig zu erklären.—

Aber das Volk wollte nicht, daß Sie eine Krone seines Landes tragen.

Ah — das Volk! — Seht nur! — Wenn Etwas nicht nach den Plänen und Wünschen dieser Herren geschieht, — gleich kommen sie mit dem Volke. Wie wenig denken sie bei anderen Gelegenheiten an dieses arme Volk.

Ja wahrlich, ein armes, bedauernswürdiges Volk! Und ein armer, bedauernswürdiger König!

Wenn sich solche Herren zwischen Volk und König stellen, — dann muß wohl Beiden Unrecht geschehen.

Von allen Seiten ist man unzufrieden mit diesen Ministern, natürlich diese hüten sich wohl, es dem Könige zu sagen: Entlasse uns, Herr, das Volk will nicht mit uns gehen und wir nicht mit ihm. Wir wollen also weichen; — die Liebe deines Volkes ist das Höchste.

Wenn aber der König eine Neigung faßt, die so menschlich, so natürlich ist, von der man auch nicht das geringste Aufsehen machen sollte; wenn der König eine Tänzerin zur Gräfin machen will — dann schreit man Zeter, dann geschieht Alles im Interesse des Volkes, dann ist diese Liebe die schönste Perle am königlichen Diadem.

Und Ihr wollt, daß ich schweigen soll?

Ich werde mit meinem königlichen Freunde reden, wie ich mit Euch rede.

Diese Minister sind falsch!

Diese Minister — — —

O, Ihr wißt, daß ich Euch rasch durchschaute.

Geht nur Euern Gang, — ich werde den meinigen gehen.

—

Eine Krone.

So lange der König von Baiern, unbewegt von irgend einer Form, ganz nach nach dem Ermessen seines Herzens handeln konnte, gewahrte er den Widerstand wenig, welcher ihm, in Bezug auf meine Person, in den Weg trat; hätte ich damals das constitutionelle Gewebe Baierns verstanden, ich würde dem Könige gesagt haben: Sire — lassen Sie mich ohne Krone glücklich sein.

Aber ich wußte, wie gesagt, noch nicht, daß die Constitution die Könige von Baiern bei Adelsverleihungen von ihren Unterthanen abhängig macht; hätte es mir der König gesagt, ich würde ihn, hätte er dabei beharren wollen, jedenfalls auf den Sturm aufmerksam gemacht haben, der sich bei dieser Gelegenheit gegen ihn erhob, denn ich kannte bereits meine Leute. Es war übrigens gut daß es so und nicht anders kam, denn ich, die man beim Volke durch Ausstreuung der absurdesten Gerüchte verhaßt zu machen suchte, wurde seine Wohltäterin, indem ich es von einer Regierung befreite, die sein Interesse sehr wenig beachtete, obwohl die Herren Minister den König glauben machten, — die Stimmung des Volkes sei vortrefflich.

Ja wohl, das Volk liebte seinen König. Aber einen v. Abel und Consorten?

Ja wahrlich, niemals hat ein König wahrer seine Stimmung ausgesprochen, als in dem schönen Sonnet:

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert;
Doch macht ihr mich nicht hassen statt zu lieben.

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben;
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich seid, giebt's kein Gleichniß.
Die eig'nen Thaten hal en euch gerichtet,
Des Undanks, der Verläumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet.
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Bevor ich erzähle, wie die bekannte Indigenatsgeschichte von Seiten der feindlichen Partei aufgefaßt wurde, will ich aus Freundesmund einen Bericht über diese Angelegenheit bringen, welcher wieder ganz erbaulich klingt:

Um Lola einen Beweis seiner Huld zu geben, hatte der König beschlossen, ihr das Baierische Indigenat zuzuwenden. Daß er auf einen so heftigen Widerstand von Seite des Staatsraths stoße, durch welchen die Indigenatsverleihung begutachtet werden sollte, wie er wirklich gestoßen ist hatte der König in der That nicht geahnt oder vermuthet. In der Ansicht, daß man einer Sache nicht so große Wichtigkeit und Bedeutsamkeit beimesse, die doch mehr ein Herzenswunsch und Beweis seiner Huld war, hatte der König dem Staatsrathe seine Willensmeinung zur Begutachtung vorgelegt, wie es die constitutionellen Normen verlangten. Welch' ein unerhörtes Schauspiel aber wird nun der Welt zum Besten gegeben! Der einfache Gnadenakt dünkt den Männern, welchen die oberste Berathung der Staatsangelegenheiten übergeben ist, ein dem Volke in die Hand gereichtes Messer, die Stränge der Staatsmaschine abzuschneiden; er dünkt ihnen eine der gefährlichsten Concessionen, welche die Ruhe

des Reichs gefährden; er dünkt ihnen eine Calamität, das heißt ein unheilschwangerer Akt der Willkühr; er dünkt ihnen als etwas, was alle constitutionellen Bande löse, Gesetz, Recht und Ordnung unter die Füße trete. Bei solcher Wichtigkeit der Sache, die man voraussetzte oder sich imaginirte, glaubte der Staatsrath seine Gewissenhaftigkeit dem Könige oder vielmehr dem Volke gegenüber zeigen zu müssen und in seiner Sitzung vom 8. Januar begutachtete er die Indigenatsverleihung an Lola verneinend.

Es schwanden die falschen Lichter, es fiel die Verkleidung, es ward heller Tag. Lassen wir es vorläufig dahingestellt, ob der Staatsrath seine Richtentsprechung auf einen gültigen Grund basiren konnte, und nehmen wir an, er habe dem Volke gegenüber Gewissenhaftigkeit zeigen wollen — Beides aber wird durch eine juristische Erörterung, die wir beibringen, sogleich näher beleuchtet werden — so kann uns andrerseits auch nicht entgehen, daß man eine Sache, welche offenbar die Wichtigkeit nicht hatte, unter das Vergrößerungsglas setzte.

In seiner Sitzung vom 8. Februar soll blos der Staatsrath Georg von Maurer, protest. Confession, und derselbe, welcher nach dem Memorandum die Indigenatssache als die größte Calamität hinstellte, sich für dieselbe entschieden haben. — Man will dies mit seiner späteren Ernennung zum Justizminister in Verbindung bringen.

Ueber das verneinende Gutachten des Staatsrathes war der König, wie sich leicht denken läßt, äußerst verwundert. — Als Staatsmann mußte er jedenfalls erkennen, daß, wie sich sogleich herausstellen wird, dasselbe einer gültigen Basis ermangle, indem durch diese Verleihung kein Landesgesetz und kein Recht verletzt wurde; aber als König fühlte er um so tiefer diese Niederlage seiner Willensneigung und, was noch mehr ist, er sah in dieser ganzen Begutachtung eine dürftig überkleidete Demonstration, eine Demonstration gegen sein Verhältniß mit Lola. Hier schaute der König gewiß ganz klar.

Es war diese verneinende Begutachtung des Staatsrathes jedoch nicht der einzige Widerstand, den der König erfuhr; bald sollte er auch auf einen zweiten stoßen. Da die Verleihung des Indigenats durch königliches Decret constitutionell sanctionirt ist, so kann es der König für gut, auch gegen das Gutachten seines Staatsrathes Lola das Indigenat zu verleihen. Im Geiste der constitutionellen Normen mußte aber das Decret von einem der Minister contrasignirt sein. Da trat nun wiederum eine Weigerung ein, die um so fataler war, als sie gleichfalls den Schein der Popularität hatte. Es war eine zweite Demonstration, ebenso demüthigend für die königliche Würde als die erstere, ebenso wenig gültig basirt als sie, indem ja bei dieser Contrasignatur keine Verantwortlichkeit zu fürchten war. Der König befand sich in einiger Verantwortlichkeit. Wahrung der Popularität und der königlichen Würde stand sich gegenüber. Der König fühlte sich allein und hier beginnt vielleicht die Wirksamkeit Lola's, obwohl wir damit nicht sagen wollen, der König sei blos eine passive, eine geleitete Person gewesen, wie die gestürzte Partei die Leute so gerne glauben machen möchte. Die ganze Welt kennt die Unbeugsamkeit des Königs, wenn er einmal zum Entschluß gekommen; seinen Scharfsinn hat er bei den jüngsten Ereignissen bewiesen, wo seine Hand stets den Rechten erfaßte und noch erfaßt. Unbeschadet alles dessen aber war doch Lola ein Haltpunkt, eine Stütze für ihn, wenn sie gleich in einzelnen Fällen weichherziger als ihr Ludwig war, und wie die Fama berichtet, um die Nichtentlassung des Universitäts-Professors von Lasaulx, wiewohl vergebens, beim König, als er bei ihr war, fußfällig gebeten haben soll.

Des Königs Entschluß war von da an zur Reise gekommen. Schon verbreitete sich im Publikum das Gerücht, das Ministerium werde entlassen. Man sagt, was ich jedoch nicht vertreten will, der König habe nach jener Verweigerung der Consignatur an den Minister des Innern von Abel, an den Finanzminister Grafen von Seinsheim, an den Justizminister von Schrenk und an den Kriegsminister Grumpenberg ein Handbillet ergehen lassen, worinnen er ihnen nochmals die Sache zu bedenken gab. Der Minister des Aeußeren, Graf von Berg, hatte vom Könige Urlaub bekommen und es ist nicht bekannt, wie er in dieser Sache der Contrasignatur gestimmt war.

Betrachten wir diesen Schritt als einen Versuch der Ausgleichung, so ließ sich voraussehen, daß dieser zu keinem genügenden Resultate führen würde. Die Störung war einmal an einem Stadium angelangt, wo Alles in der Klemme war und Niemand mehr rückwärts schreiten konnte. Die Minister hatten *einmal* eine factische Demonstration gegeben und den Nimbus der Popularität um ihre Häupter geschwungen; ein Krebsgang wäre lächerlich gewesen; das Dilemma hätte zu der alten Verwicklung nur noch neue hinzugefügt. Zudem war der Riß ja tiefer, der faule Fleck lag noch wo anders, als in der politischen Sphäre.

Es fragt sich nun, in welchem Verhältniß das Benehmen des Staatsraths und des Ministeriums, das heißt, die Begutachtung des Indigenats und die Verweigerung der Contrasignatur, zu den constitutionellen Normen in Baiern stand. In der Voraussetzung, daß die Leser die hier einschlägigen Verordnungen in der Verfassungsurkunde nicht kennen, möchten folgende Notizen nicht unerwünscht sein, indem durch sie mehr Licht und Einsicht in die Sache gebracht wird. Es diene demnach Folgendes zur Unterweisung:

Der volle Genuß aller bürgerlichen, öffentlichen und Privatrechte in Baiern ist durch das Indigenat bedingt, welches entweder durch Geburt, oder durch Naturalisation erworben wird.

Durch Naturalisation erhält das Eingebornenrecht neben anderen Fällen auch derjenige, dem es „durch ein besonderes, nach erfolgter Vernehmung des Staatsrathes ausgefertigtes königliches Decret“ beigelegt wird. Der Staatsrath aber hat hierbei keine entscheidende Stimme und der König kann gegen das von der Majorität abgegebene, ja selbst einstimmige Gutachten dieser Behörde das Indigenat ertheilen.

Dieser schon früher vorgekommene Fall trat nun neuerdings bei Anlaß des Indigenatsgesuchs der Sennora Lola Montez ein. Der Staatsrath sprach sich, wie man sagt, mit Ausnahme einer einzigen Stimme für die Nichtentsprechung aus; der König dagegen fand für gut, gegen das Gutachten seines Staatsraths der gedachten Sennora das Indigenat zu verleihen. Als er jedoch das betreffende Decret dem Ministerium zur Contrasignatur vorlegte, verweigerte Letzteres dieselbe. Es fragt sich nun, ob diese Verweigerung einen gültigen Grund hatte und hierüber ist Folgendes zu erörtern:

In dem Wesen einer constitutionellen Monarchie liegt es, daß die Minister nicht blos der Person des Königs, sondern auch den Stellvertretern des Volkes, den Kammern, verantwortlich sind. Diese auch in der Baierischen Verfassung ausdrücklich anerkannte Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten bezieht sich auf die Gesetzmäßigkeit oder Uebereinstimmung der Regierungshandlungen mit der Verfassung und den Gesetzen des Staates. Damit aber für alle Regierungsacte die grundgesetzliche, ministerielle Verantwortlichkeit bestehe, bedürfen alle vom Monarchen ausgehenden Verfügungen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines der höchsten Staatsbeamten. Hieraus ergiebt sich von selbst das Recht des Letzteren, einer allerhöchsten Verfügung, die eine Verletzung der Verfassung oder der Gesetze des Staates enthielte, die Contrasignatur zu verweigern.

Betrachten wir nun die königliche Verleihung des Indigenats an Sennora Lola Montez, so liegt in dieser allerhöchsten Verfügung weder hinsichtlich der Form, noch hinsichtlich des Inhalts eine solche Verletzung. In ersterer Beziehung nicht, weil der Staatsrath hierüber vernommen wurde, und in letzterer Beziehung nicht, weil dadurch kein Recht verletzt wurde. — Keiner der Minister hatte daher zu befürchten, für die Contrasignirung des königlichen Decrets von den Ständen verantwortlich gemacht zu werden; somit entbehrt ihre Verweigerung jedes gültigen Grundes und stellt sich als rein willführlich dar.

Aus dieser kurzen Erörterung kann man ersehen, daß die Begutachtung des Staatsraths und die Verweigerung der Contrasignatur nicht so unbedingt den Anspruch auf Popularität machen konnten, den sie wirklich machten. Es war, wie gesagt, eine Demonstration, deren Wurzel wo anders lag: Popularität hatte nur den Schein für sich, und war, wie sich später noch klarer herausstellen wird, nur eine Appellation an das Volk. Bei solcher Sachlage war natürlich eine friedliche Ausgleichung ganz und gar nicht möglich. Auch war der Weg der Friedfertigkeit keineswegs der der feindseligen Partei. Man hatte einmal angefangen, energischer zu verfahren und wollte erst abwarten, wie die gewählten Mittel anschlügen. Eine Krankheit, dachte man, weicht nicht auf die erste Medicin, und wer einen Schritt gethan hat, muß auch den zweiten thun. So konnten die Minister keinen andern Weg einschlagen als sich an den König zu wenden, und, im Falle der Nichtsinnesänderung, ihn um ihre Entlassung zu bitten, somit von der Bühne abzutreten. Es war dieses der richtige Weg, den sie gehen konnten. Wäre ihr Entlassungsgesuch, was sich freilich nicht erwarten ließ, da der König bereits klar und entschlossen war, nicht angenommen worden, so hätte die Gegenpartei ein gewisses Feld gewonnen, von welchem aus sie hätte weiter agiren und neue Vortheile erringen können. Das Entlassungsgesuch aber mußte erfolgen, weil man wohl einsah, daß man ohne die Sinnesänderung des Königs sich nicht mehr halten konnte. Entscheidung, Gewißheit war absolut nothwendig.

So entstand nun das höchst merkwürdige Memorandum, ein ministerielles Aktenstück, das in neuerer Zeit wohl nicht seines Gleichen hat. Es wird darin die ministerielle Lage, herbeigeführt durch die Indigenatsfrage, geschildert, und das Entlassungsgesuch auf eine Art motivirt, welche die ernstesten Betrachtungen veranlaßt. Es wird auf eine imaginirte Stimmung des Landes hingewiesen, das Familienleben herbeigezogen, das Nationalgefühl in die Waagschale gelegt, der Gegenstand der Neigung des Königs herabgewürdigt, das Bischofthum in die Schranken gerufen, die Kirche als Institution vorgeführt, die Polizei als kraftlos hingestellt, die feindselige Journalistik gebilligt, die allgemeine Verbreitung der Unzufriedenheit mit Eifer erwähnt, das Königthum als bedroht und geächtet erklärt, das Selbstlob nicht gespart, die bewaffnete Macht zu bedenken gegeben, die Zukunft umdüstert, der Landtag hereingezogen, und das Alles mit einer Loyalität, einem Schmerzgefühle, einer Ergebenheit, einer Pflichttreue, daß man nicht weiß, worüber man mehr staunen soll, ob über die Materie oder über die Form. — Wir werden in dieses Actenstück später noch besonders die Sonde der Kritik senken und wollen sehen, ob die Ansicht der Dinge, wie wir sie genommen haben, dadurch nicht auf das Bestimmteste, Klarste und Schneidendste bewiesen wird. Deshalb glauben wir, dieses Memorandum in keinem Fall unsern Lesern vorenthalten zu wollen, und es wird dies nach getreuem Texte geschehen.

Das Memorandum.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das baierische Indigenat durch Königliches Decret zu verleihen, sich versetzt, und sie Alle sind eines Verrathes an den Euerer Königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathssitzung vom 8. d. M. vom Königlichen Staatsrathe v. Maurer „als die größte Calamität, die über Baiern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet."

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrathe getheilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnung aller treuen Unterthanen Eurer Königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsrathssitzung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten nur zu unerschüttert zu begründen.

Seit dem Monat Oktober v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet und es haben sich in allen Theilen Baierns über das, was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Inneren der Familien, wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgesetzt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Baiern von einer Fremden, deren Ruf in den öffentlichen Blättern gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen und die treugehorsamst unterzeichneten Minister des Inneren und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß entschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierher erließ mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Bestimmteste als unwahr zu erklären und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein und welches ist die Wirkung? Die auswärtigen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anecdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Euere Königliche Majestät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Ulmer Chronic enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung solcher Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit Gier verschlungen. Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zweifelhaft sein, er erneut sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr erlöscht werden können. Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden nach Passau bis Aschaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen.

Es ist nicht blos der Ruhm und das Glück Euerer Königlichen Majestät, es ist die Sache des Königthums, die auf dem Spiele steht. Daher das Frohlocken Derer, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten, und die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller derer, die Euerer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhangen, und die über den Gefahren, denen das Königthum vielleicht in kurzer Zeit in größerem Maßstabe ausgesetzt gewesen ist, die Augen zu verschließen. Daher liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkungen dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergehen und wo soll eine Hülfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheure Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen haben, besteht nicht auf Gespensterseherei es ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welches sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflogen werden. Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Euere

Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelt heilige Pflicht, Euerer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen und Allerhöchstdieselben zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erhören und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, der nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Baier untergraben sieht, was ihm vor Allem am Herzen liegt: den Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs. Die treugehorsamst Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblicks allein sie vermocht hat, nach allen Richtungen gar wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß, wenn Euere Königliche Majestät ihr heißes Flehen nicht zu erhören geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen übrig bleibt, die Pflicht, Euere Königliche Majestät um die Entbebung von der Führung der ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefstem Schmerzgefühle, ehrfurchtsvoll zu bitten.

In allertiefster Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit

v. Abel,
v. Gumppenberg,
Graf Seinsheim,
v. Schrenk.

—

Glossen zum Memorandum von mir und Andern.

Das Memorandum, welches wir so eben mitgetheilt haben, soll aus der Feder des Ministers von Abel geflossen sein, worauf wir jedoch keinen besondern Werth legen wollen, insofern dieses Actenstück, wenn es nicht gemeinsam berathen und entworfen wurde, durch Unterschrift das Eigenthum jedes einzelnen der vier Minister wird. Ferner müssen wir erwähnen, daß dasselbe ungemein schnell und in vielen Abschriften unter dem Publikum sich verbreitete, daß man demnach, wie doch sonst zu geschehen pflegt, kein besonderes Geheimniß daraus machte. Man appellirte offenbar an die Sympathie des Volkes und wollte auf indirekte Weise in ihm Stütze und Hülfe haben.

Betrachtet man dieses Actenstück leicht und oberflächlich, so möchte man sich allerdings von dem Scheine der Gutmüthigkeit, Pflichttreue und Loyalität berücken lassen. Allein es kommt mir dasselbe vor wie die Zunge eines Löwen, welche im Lecken blutig verwundet. Es hat Aehnlichkeit mit einem spielenden Tigerthier, dessen Krallen sich in's Fleisch einschlagen. Da, wo die schwächste Seite ist, werden die schärfsten und schneidendsten Worte gewählt, was mit den sonstigen Aeußerungen der Ehrfurcht ganz sonderbar contrastirt. Gleich von vorn herein wird die Verleihung des Indigenats an Lola Montez ein Verrath genannt. Von der Gewandtheit einer ministeriellen Feder ließe sich denn doch erwarten, daß sie den nämlichen Gedanken auf mildere und und nicht minder entschiedene Weise hätte ausdrücken können, wenn man so gewollt hätte. Aber man wollte das nicht, es lag in der Absicht, Indignat und Verrath auf Eine Linie zu stellen.

Sapienti sat.

Daß gerade des königlichen Staatsraths von Maurer Aeußerung, diese Indigenatsverleihung sei die größte Calamität, die über Baiern kommen könne, hervorgehoben wurde, scheint mehr als zufällig zu sein. Man erinnere sich, daß Herr von Maurer Protestant und, wenn die Sage begründet, derjenige gewesen sei, welcher allein für dieselbe gestimmt habe. Um Jemanden wehe zu thun, muß man ihm jede Stütze rauben.

Im Verlaufe heißt es, daß im ganzen Lande, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen sich eine Stimmung offenbare, die zu den bedenklichsten gehöre. Hier wird sichtlich übertrieben. Die Feder ergeht sich hier in Floskeln, der Geschichtschreiber wird Novellist. Wie kann er wissen, was in ganz Baiern, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen gesprochen wird? Da müßte Jeder Jeden verrathen haben. Im Gegentheit ist bekannt, daß man lieber den Gegenstand im Gespräche vermied. Allein der Verfasser will einmal die bedenklichste Stimmung. Und was heißt denn bedenklichst? Eine Stimmung, die revolutionärer Natur ist? Eine solche hat in der That nur ein Gespensterseher entdecken können. Denn, haben die Vorfälle in München auch Unmuth erregt, so war doch derselbe keineswegs ein so bedenklicher. Man sucht Niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesteckt, sagt ein Sprichwort.

Ferner ward gesagt, daß die Ehrfurcht vor dem Monarchen immer mehr in den Gemüthern ausgetilgt werde, daß der bitterste Tadel, die lauteste Mißbilligung, die tiefste Verletzung des Nationalgefühls obwalte, daß jene Fremde, in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sei. So dem Könige gegenüber, vor dem man Ehrfurcht zu hegen vorgiebt, von dem Gegenstand seiner Verehrung zu sprechen ist — frech und unverschämt. Hier ist alle Decenz verschwunden, alle Rücksicht vor der Majestät. Die grellsten Tinten sind gewählt.

Von der härtesten Schmähung wird zu der weinerlichsten Rührung übergegangen und gesagt, daß der Bischof von Augsburg (Herr Dr. Richarz) und der Fürstbischof von Breslau (Herr von Diepenbrok) jener in heiße Thränen, dieser in entschiedene Mißbilligung sich ergossen hätte, daß das Schreiben des Letzteren bald dem ganzen Lande kein Geheimniß mehr sein werde. Das mag sein, aber eine gewisse kirchliche Partei hat eine Rolle gespielt und spielt sie noch, welche keineswegs Ver-

trauen erwecken konnte. Wir kennen jene geistlichen Persönlichkeiten nicht und wollen uns deshalb eines Urtheils enthalten, doch will uns jene allgemeine Verbreitung des fürstbischöflichen Schreibens nicht recht gefallen.

Noch weniger aber will uns munden, daß die Minister ihrem Memorandum eine Nummer der Ulmer Chronik beilegen, von der sie sagen, daß sie die herabwürdigendsten Angriffe gegen die Königliche Majestät enthielte. Das ist viel, sehr viel: Man sagt es nicht allein, sondern legt das Blatt auch bei. Manchmal werden Artikel dieser Art von Händen geschrieben, die man in der Nähe suchen muß.

Weiter vernimmt man, daß die polizeiliche Aufsicht nicht mehr genüge. —

Risum teneatis amici.

Censur, Preßbeschränkung, Beschlagnahme waren unter dem Ministerium Herrn Abel's in der größten Blüthe und nun will sie abfallen.

Ferner heißt es: die Sache des Königthums steht auf dem Spiele. Dieses wird mit dem Frohlocken derer in Verbindung gesetzt, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten. Es wird von einer Verzweiflung gesprochen, die sich der treuesten Anhänger des Königthums bemächtige. Es sind dies die alten Theatercoups, die sich durch das ganze Memorandum hindurchziehen, es sind die bekannten Uebertreibungen. Nur ein Passus, der von einer Rückwirkung dessen, was vorgeht, auf die bewaffnete Macht spricht, fällt wieder grell herein, eine leise Drohung läßt sich kaum darin verkennen; es wird sogar gefragt, wo Hülfe gefunden werden solle, wenn auch dieses ungeheure Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte. Der erste März hat dieses Bedenken nicht bestätigt.

Man sieht, daß die Minister den Vorwurf der Gespensterseherei recht wohl tieffe, den sie gegen das Ende des Memorandums von sich abzuweisen suchten und was den nächsten Landtag betrifft, so sieht jeder Baier, dem Fortschritt zu Licht und gesetzlicher Freiheit am Herzen liegt, demselben mit fröhlicheren Hoffnungen entgegen, als er seit den letzten Jahren zu thun vermochte.

So ist denn, wie Jedem leicht ersichtlich ist, der nur einigermaßen hinter die Larve zu blicken vermag, das Memorandum ein Ausfluß der bittersten Galle, die sich in der letzten Zeit angehäuft. Mit Unredlichkeit wird ein revolutionärer Zustand Baiern's imaginirt und die Unzufriedenheit des Volkes bis zur Fratze verkehrt. Offenbar vergrößerte man auf rednerische Weise die Störungen, um dieselben entweder wirklich auf diese Höhe zu treiben, da man das Memorandum so schnell und weit als möglich im Volke verbreitete, oder um den König durch einen Popanz zu schrecken. Dies Alles ist unwürdig für Männer, die mit Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Biederkeit Hand in Hand gehen wollen. — Das Memorandum ist in der That nichts Anderes, als eine herausfordernde Demonstration, welche das Schwert in die Waagschale legt und mit drohender Geberde den König zur Unterwürfigkeit zwingen will. In ihr ist ein Trotz, ein diabolischer Geist, der sagen will: „Hüte Dich anzutasten, was Du antasten willst. Es wäre aus mit Dir, denn Dein Feind hat Waffen in der Hand, gegen welche es keine giebt." Das Alles wird nun mit heuchlerischen Worten überkleidet, mit den Versicherungen der Ehrfurcht, der Ergebenheit und liebevollsten Theilnahme. — Aber diese Worte sind Trug und Schein und werden durch die Maßlosigkeit des innern Grimmes, der aus seiner Verhüllung hervortritt, Lügen gestraft.

Oben haben wir das Verhältniß des Königs zu Lola auseinandergesetzt, inwieweit und inwiefern das Publikum damit unzufrieden war. Tiefer eingreifende Störungen waren nicht vorhanden, sie kamen erst, als die ultramontane Partei sich nicht mehr in ihrer scheinbaren Geduld erhalten konnte und sofort ihrem Grimme freien Lauf ließ. Es hat sich das Volk nie von Lola regiert geglaubt, wie das Memorandum in gehässiger Weise und boshafter Absicht sagt. Es sind für eine solche Behauptung keine genügenden Anknüpfungspunkte vorhanden; wohl aber mögen wir der Vorsehung danken, daß durch Lola eine Aenderung der Dinge eingeleitet worden ist. Die feindselige Partei hat sich selbst gestürzt, indem sie in Siegesgewohnheit das Feld nicht räumen wollte und in der Sucht, neue Vortheile zu erringen, ganz aus seiner Stellung verdrängt wurde. Das ist das Wahre an der Sache.

Gehört das etwa mit zum constitutionellen System, daß ein König nicht mehr die Freiheit haben darf, seinen Herzensneigungen folgen zu dürfen? Oder hielten die Herren Minister und ihr geistiger Anhang, die Herren Bischöfe und wie sie noch heißen mögen, eine andere Freundin in petto, etwa eine liebe fromme Schwester, welche es besser verstand, wie man das Herz eines Königs im Interesse einer Partei lenke?

Hatte der König nicht Recht, über eine Vorstellung böse zu sein, welche in der Geschichte unerhört ist?

Hatte es je das Papstthum, hatten es je die Päpste, frage ich, in der Zeit ihrer größten Gewalt gewagt, so mit Königen zu sprechen?

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich 8. zu reden?

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich 4. zu reden, als er seine geliebte Gabriele besuchte?

Hatte man gewagt, so mit einem Friedrich Wilhelm 2. von Preußen zu reden?

Das war allerdings ein Protestant, aber hatten sich etwa seine Minister herausgenommen, ihm seine Neigungen vorzuwerfen und ihm deshalb mit dem Abfall des Volkes und des Heeres zu drohen?

Wahrlich! — das ist unerhört in der Geschichte.

Was that die Kirche, als Könige, —

und wenn es schlechte Könige gab, so ist daran noch nicht das Königthum schuld — ihre Frauen hinrichten ließen oder selbst hinrichteten?

Sie that nichts.

Es giebt Sünder, die nur Gott bestrafen kann.

Es giebt auch Sünder, die zu bestrafen Gott allein das Recht und die Macht hat. Zu solchen Sündern gehören auch schlechte Könige. Aber einem Monarchen mit dem Abfall seines Volkes, seines Heeres zu drohen, weil er seine Neigung einer fremden Dame zugewandt, — das ist wahrlich tragi-komisch.

Als ich die Mittheilung des merkwürdigen Actenstückes vernahm, da konnte ich nichts anders thun — als entsetzlich lachen. Wahrlich, ich mußte die Mäßigung eines so tief gekränkten Königs bewundern, welcher nichts that, als sagen: Wir wollen sehen, ob ich es bin, oder die Minister, welche mein Heer und mein Volk mehr liebt. Sie mögen gehen.

Bald nach diesen ministeriellen Krisen und Vorfällen im Staatsrathe las man im amtlichen Blatte, Regierungsblatt, folgende königliche Verfügungen:

1) Se. Majestät der König haben unterm 16. Februar l. J. geruht, dem bisherigen Minister des Innern, Staatsrath Carl v. Abel, die von ihm nachgesuchte Enthebung von der Leitung Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern, unter dem Ausdrucke Allerhöchst Ihrer vollen Anerkennung der von ihm während seiner langjährigen treuen und anhänglichen Dienstesleistung erworbenen Verdienste, allergnädigst zu ertheilen, ihn zugleich als Staatsrath im ordentlichen Dienste in zeitliche Quiescenz zu versetzen und denselben zu Allerhöchst Ihrem Staatsrathe im außerordentlichen Dienste zu ernennen.

2) Se. Majestät der König haben unterm 18. Februar den bisherigen Präsidenten der Regierung von Niederbaiern, J. B. v. Zenetti, mit 1. März zu Allerhöchst Ihrem Staatsrath im ordentlichen Dienst in provisorischer Eigenschaft zu befördern und denselben zugleich mit besagtem Tage, nach §. 3 der 9. Verfassungsbeilage, zum Verweser Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern zu ernennen geruht.

3) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Finanzministers, Grafen Carl v. Seinsheim allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Finanzministers zu entheben und ihn ferner in seiner Diensteseigenschaft als Staatsrath im eigentlichen Dienste zu belassen. Reg.-Bl. Nr 9. S. 177.

4) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Justizministers Freiherrn v. Schrenk, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Justizministers und Ministers des Innern für die kirchlichen Angelegenheiten, sowie von der provisorisch bekleideten Stelle eines Staatsraths zu entheben. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

5) Unterm 24. Februar wurde der bisherige Präsident der Regierung der Oberpfalz und Regensburg, Friedrich Freiherr von Zu-Rhein, mit dem 1. März zum Staatsrath im ordentlichen Dienste in provisorischer Eigenschaft befördert und zugleich mit dem besagten Tage nach §. 3 der 9. Verfassungsbeilage zum Verweser des Finanzministeriums ernannt, demselben auch, auf so lange der König nicht anders verfügt, die Führung des Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

6) Unterm 24. Februar wurde dem Staatsrath im ordentlichen Dienste, Georg v. Maurer, vom 1. März angefangen, die Verwesung des Justizministeriums nach §. 3. der 9. Verfassungsbeilage übertragen. Reg.-Bl Nr. 9. S. 178.

7) Unterm 24. Februar wurde das Gesuch des Kriegsministers Anton Freiherr von Gumppenberg genehmigt, denselben von der Stelle eines Kriegsministers zu entsetzen. Reg.-Bl. N. 10. S. 221.

8) Unterm 24. Febenar wurde der General-Major und Brigadier, Bernhard Freiherr von Hohenlohe, zum Verweser des Kriegsministeriums ernannt. Reg.-Bl. Nr. 10. S. 222.

9) Unterm 24. Februar wurde der Staatsrath im ordentlichen Dienst und Präsident der Regierung von Oberbaiern, v. Hörmann, in beiden Eigenschaften in Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. Nr. 10. S. 221. Derselbe wurde unterm 1. März wieder in die Klasse der Staatsräthe im außerordentlichen Dienste eingereiht.

So war denn endlich Entscheidung eingetreten, sagt mein Freund. Mit rücksichtsloser Hand zerschnitt der König das Gewebe, in welches man ihn hatte hüllen wollte. Nicht angebissen hatte er an den Köder, unter dem der Köder verborgen war. Der Coup der ultramontanen Partei hatte das erwünschte Resultat nicht. Der König hatte sich keinen Schrecken einjagen lassen, und das Altweibergeschwätz mit loser, giftiger Zunge verhallte spurlos in der Luft. Das Verhältniß mit Lola blieb das alte, ja es blieb noch fester und enger, je gewaltiger man sich anstrengte, an demselben zu zerren, es zu zerreißen. Man sagt, der König, durch die vielen Aergernisse und widerlichen Feindseligkeiten von Unpäßlichkeiten heimgesucht, habe einen großen Theil des Morgens allein gearbeitet und fast Niemanden vor sich gelassen, als Lola, welcher er sogar den Schlüssel zum geheimen Gang, in sein Kabinet führend, anvertraute. — Den kranken König besuchte sie alle Tage und verweilte bei ihm oft stundenlang. Von dort aus ergingen die königlichen Verordnungen über die Entlassung der alten Minister und von der Ernennung der neuen. Von dort an scheint dem König ein klares Licht aufgegangen zu sein über die ganze Lage des Reiches. Er erkannte nun die Fangnetze und hinterlistigen Machinationen der ultramontanen Partei und es reifte in ihm der feste

Entschluß, mit energischer Hand dieses Bühnenwerk zu zertrümmern und, koste es was es wolle, ihrem finsteren Wirken ein Ende zu machen.

Es ist starker Verdacht vorhanden, daß das Abel'sche Ministerium schon früher im Credite des Königs gesunken war, wodurch die hin und wieder auftauchenden Gerüchte von ministeriellen Veränderungen Licht erhielten. So viel ist gewiß: dem Könige fing vor Abel zu grauen an, indem eine innere Stimme ihm sagte, er habe durch seine Politik ihm die Sympathie des Volkes entrissen und durch eine diabolische Sophistik die Constitution untergraben. Fühlte er sich auf diese Weise gebunden, so mußte eine von den Ultramontanen selbst herbeigeführte Krisis ihm willkommen sein, denn, indem er hier Entschiedenheit zeigte, konnte er den Kreis verlassen, in den er gebannt war.

Daß das Auge des Königs weiter sah, als auf seine ministerielle Umgebung, bezeugt die Quiescirung des Staatsraths und Regierungspräsidenten von Oberbaiern (München) v. Hörmann. Bei der Indigenatsgeschichte betheiligt stand er zudem auf der ultramontanen Seite. — Zum ersten Male taucht diese Persönlichkeit vor uns auf, die bei den politischen Untersuchungen, welche 1833 über Studirende ergangen war, mit wahrer Lust sich lieber für das „Schuldig" als für das „Unschuldig aussprach. Mehr Thränen sind über ihn geweint, mehr Seufzer ausgehaucht worden, in Familienwohnungen und in Kirchen, als der Bischof von Augsburg über den König gewint hat. O! das Schicksal ist gerecht und seine Werkzeuge werden oft geschmiedet da, wo man es nicht erwartet.

Ob das neue Ministerium seine Aufgabe kenne und den Anforderungen einer neuen Aera in Baiern gewachsen sein werde, das wird die Zukunft lehren. — Sehen wir in der Sache klar, so reicht ein Juste-milieu nicht hin. Wollte er dieses System ergreifen, so wäre es nur ein interimistisches. Mit gespannter Erwartung sieht Alles der ferneren Entwickelung der Ereignisse entgegen, denn das, was von nun an geschieht, ist nicht allein das Eigenthum Baiern's, sondern von ganz Deutschland.

Ja, in der That, es hat sich nach der Entlassung der Herren Minister weder ein rebellisches Heer, noch ein rebellisches Volk zeigen wollen, so viele Mühe man sich auch von gewissen Seiten her gegeben hat. — Der Tumult vom 1. März war ein künstlich erregter, und es war einer der lächerlichsten Auftritte, der lächerlichsten Krawalle, welche es je gegeben hat.

Davon später.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

November, 1863.

Fünf Wochen zu Hause! Eine sehr kurze Zeit, um der Erziehung der Kinder einige Aufmerksamkeit zu widmen; doch lange genug, um zu sehen, wie schwer es ist Kinder zu erziehen. Liebe allein und zärtliche Worte führen eben so wenig zu einem guten Resultat, wie allzugroße Strenge: durch Erstere wachsen Kinder den Eltern über den Kopf und durch Letztere erregt man Furcht, Tücke und verwirkt man deren Liebe. Wenn es schwer ist, im kleinen Staat der Familie, wo nur das menschliche Prinzip zu empfehlen, Harmonie und Frieden zu erzielen, um wie viel schwerer muß es nicht sein, diesen Zweck im großen Staate der Gesellschaft zu erreichen, wo Unmündigkeit die Monarchie bedingt und eure Mündigkeit zur Republik führt! Es lieben Kinder nicht zu gehorchen und Ungehorsam muß bestraft werden; erst mit Worten und Vorstellungen und reichen diese nicht hin, mit körperlicher Strafe. Wer nicht hört, heißt es, der muß fühlen. Ich leide stets selbst, wenn ich meine Kinder schlagen muß; aber ich bin auch, leider, zur Ueberzeugung gekommen, daß bei jungen Menschen wiederholte Schläge nicht hinreichen für ein und dasselbe Vergehen, indeß der Hund auf die erste Züchtigung gehorcht. Auch ist der Hund für den Bissen dankbar, der vom Tische ihm zufällt; indeß es Kinder giebt, die den Werth der Gabe nicht einsehen, welche Eltern viel Müh und Sorge kostet. Der Stolz des Menschen maßt sich überhaupt viel an und erniedrigt das Thier zu sehr. Meine eigene Unvollkommenheit fühlend, weiß ich, daß mir bei meinen Kindern viel zu wünschen übrig bleibt, und werden sie, wenn erwachsen, gute, vernünftige Menschen, so habe ich den höchsten Wunsch erreicht. Unter Erziehung verstehe ich die moralische Entwickelung, die auf einer vernünftigen Basis der Liebe zum Guten, zum Wahren, zum Schönen bedingt; die dem jungen Herz die Richtung giebt das eigene Glück im Glücke Anderer zu suchen, und den Verstand, auf der consequenten Bahn des Denkens, das Unmögliche wahrzunehmen und nicht zu wollen lehrt. Die Dressur überlasse ich der Schule, wo in der Regel, und ganz besonders in Amerika, das Herz gar nicht berücksichtigt, die Denkkraft nicht geübt, sondern blos das Gedächtniß in Anspruch genommen wird. Nach einer klassischen Universitätsbildung meiner Söhne würde ich mich in Europa sehnen; doch hier zu Lande macht mir der Mangel einer solchen, wahrhaftig, keinen Kummer. A la Turpue lesen, schreiben, rechnen — das ist Alles, was hier ein Knabe bedarf, um — ein reicher, also auch ein angesehener Mann zu werden. Aemter, selbst die höchsten, bedingen keine klassische Bildung, sondern Smartheit und praktische Routine, die nicht selten an Principienlosigkeit und politische Schurkerei grenzt. Das Wort selfmade man — ein Mensch, der sich selbst gemacht (erzogen) hat, kann man nur im amerikanischen Lexikon finden; hier, wo Alles praktisch betrieben wird. Dem Studium der Medicin fehlt hier eben so sehr das System, wie der Jurisprudenz und den Staatswissenschaften. Es wird hier Alles einseitig und handwerksmäßig betrieben; ja

selbst der Handwerker ist in der Regel kein Künstler in seinem Fach, sondern blos ein belebtes Maschinen-Werkzeug dieser oder jener Branche desselben. — Will der smarte Jüngling Advokat werden, so geht er zu einem Advokaten und mit etwas Fleiß und Routine ist er mit seinem Studium in einem Jahr fertig.— Will er Arzt werden, so kann das ebenfalls per Dampf geschehen und der gewöhnliche Homöopath bedarf weiter gar Nichts als einer homöopathischen Apotheke, ein Paar Bücher zum „Maaßnehmen," eine Dosis Unverschämtheit, eine Dosis (quantum satis) Gewissenlosigkeit, eine Portion Vertrauen auf die Wirkung der Natur, um Carriere zu machen. Um das Fortkommen meiner Söhne ist es mir also in Amerika gar nicht bange, und, wie gesagt, ich wünsche blos, daß sie gute und vernünftige Menschen werden.

Für das Mädchen ist hier wie überall erste Bedingung, um unter die Haube zu kommen: ein hübsches Gesicht. Häusliche Tugenden: Arbeitsamkeit, Fleiß, Einfachheit im Kleiden, Zärtlichkeit gegen den Gatten und Pflege der Kinder sind dem Amerikaner, in der Regel, Nebensache, oder gar nicht zu berücksichtigen. Eine Lady, durch Schneider und Putzmacherin qualifizirt, im Anstrich äußerer Bildung, um sich in Society (Gesellschaft) zu bewegen, das ist das Höchste, nach dem der Amerikaner sich sehnt, der auch für den äußeren Schein, to keep up appearance, Alles thut, was er thun kann und sollte er das Geld dazu auf die ungerechteste Weise erlangen müssen. Ich sehne mich nach keinen amerikanischen, am wenigsten Mucker-Schwiegersöhnen, und so wenig ich meinen Söhnen eine deutsche Universitätsbildung für Amerika wünsche, so lieb wäre es mir doch, wenigstens Eine meiner Töchter an einen wissenschaftlich gebildeten Mann verheirathet zu sehen.

Nach diesem kleinen geistigen Ausflug lassen Sie uns denn wieder die Streifzüge fortsetzen und hinab nach der Levee gehen. Das Boot ist noch nicht da, hieß es, wird erst um 11 Uhr des Nachts kommen. Also fünf Stunden laviren! Es war der dritte November, der Tag der Wahl im Staate Minnesota, die sehr ruhig vorüberzing. Selbst am Abend zeigte sich keine Spur von Rowdyismus, wie er sich in den meisten Städten an solchen feierlichen Tagen geltend zu machen pflegt. Ich ging denn in die nächste mir bekannte Restauration des Herrn Lahr, die zu den besten der Stadt gehört. Hier gab es Stoff genug, nicht nur für den Gaumen, sondern auch für den Verstand, um psychologische Betrachtungen über den Menschen anzustellen. In einer der „Boxen" saßen zwei Irländer vor dem demokratischen bon and sinew (Mark und Bein). Ein Eisenbahn-Beamter, eine gutmüthige und joviale Seele, mit einem Haarbeutel, der sich ganz possirlich ausnahm und ein Doctor, ohne Zopf, waren die Gäste als ich eintrat. Diese Erscheinung und das tolle Lachen über Witze und Possen haben alsbald meiner gedrückten Stimmung eine etwas heitere Richtung gegeben. Eine delicate Austernsuppe und ein Glas Ungarwein, womit mich Herr Lahr „getreated," entschädigten einigermaßen für das Laviren. Come, boys, let us have a drink (kommt, Jungen, lasset uns Eins trinken), scholl es durch den Raum des Salons und erinnerte mich an das Horazische nunc bibendum est (jetzt müssen wir trinken). Damals mag man wohl bei Falerner geschwelgt haben; jetzt begnügt man sich mit Lager, Brandy und Bourbon; doch fängt auch bereits der Amerikaner an a" Wein Geschmack zu finden. Auch der Haarbeutel-Beamte gab dem Rheinwein den Vorzug. *One Cent's worth of wine, the best wine and large glasses* (für einen Cent Wein, vom besten Wein und große Gläser) rief er exaltirt u. lachend. *Come, Gentlemen, come one and all* (kommen Sie, meine Herren, kommen Sie, Einer und Alle). Es klirrten die Gläser; sie wurden gefüllt, man stieß an und trank.

Im Wein ist Wahrheit. Doctor und Beamter und Irländer umschlang alsbald Ein Band, das Band der Politik und der Freundschaft. Ich acceptirte einen doppelten „Treat," ohne selbst einen anzubieten, da ein solcher absolute Unmöglichkeit gewesen wäre, ohne auf Puff zu trinken, was nicht in mein Bereich gehört. War ich ja in der Abreise begriffen; also: blank wie ein ausgeleckter Zinnteller. Zinnteller sind außer Mode gekommen; doch blank sein wird Mode bleiben, so lange es civilisirte Menschen giebt. Auch ich gehöre zur Civilisation, bin also häufig blank und stets so, wenn ich eine große Reise antrete, wozu gewöhnliche Reisende volle Taschen haben müssen. Bei mir ist es umgekehrt; wie überhaupt mein ganzes Leben aus sehr vielen Umkehrungen, Wiederkehrungen, Verkehrungen und allerlei Abnormitäten besteht.

Ein guter Salon ist wie ein Taubenschlag: Einer kömmt, der Andere geht. — So war es auch bei Lahr. Ich zog mich bald, solch Treibens überdrüssig, in eine Box zurück wo ich, hinter den Vorhängen, ungestört mit Lahr mich unterhalten konnte. Früher Musiklehrer, jetzt Wirth, nimmt er das Leben wie es ist und — versteht zu leben. Die nächste Tour nach dem Osten gedenkt derselbe mit mir zu machen, um die Restaurations-Prosa für eine Weile mit streizüglichen Varietäten und poetischen Variationen zu vertauschen und sich geistig zu restauriren. Das ist auch nothwendig, um nicht total zu verludern: denn um in Amerika Wirth zu sein, muß man aufhören Mensch zu sein, im edlern Begriffe des species homo. — Habe es in New-York einst selbst erfahren. O, selige Erinnerung der Vergangenheit! Zum Glück für mich dauerte sie nicht lange jene Wirthsperiode; denn hätte sie länger gedauert, so lebte ich nicht mehr. Und das Leben auf Erden ist doch immer das beste, trotz der Schattenseiten, die es beut.

Um Mitternacht verließen wir St. Paul an Bord der Jeanette Robert. Ich sandte einen Gruß im Geiste hinauf zu den Meinigen unter den „entlaubten Eichen" und streckte mich auf das harte Lager, das eben Decken genug hatte, um

einer außergewöhnlich milden Minnesota Novembernacht nicht zu frieren. So reich die Tafel auf den Mississippi-Dampfbooten besetzt ist, so armselig sind die Betten. Uebrigens ist ja ein spartanisches Strohlager weit gesünder als erhitzende Federbetten.

Um vier Uhr des Morgens stieg ich zu Hastings aus. Des Morgens, als ich „ans Geschäft" gieng, hörte ich, daß die Unionspartei in der Stadt eine Mehrheit habe. So wird es auch wohl im Staate sein. Die Jackson demokratische Partei löste sich in eine Douglas und Breckinridge Partei auf, um nach langer Herrschaft durch Vallandigham und Genossen begraben zu werden. Vernünftiger Weise kann es jetzt blos eine Unions Partei geben, die für Reconstruction ist, ohne Sklaverei, und eine Andere, die noch immer von einer Union träumt, wie sie war.

Hastings erfreut sich eines sichtbaren Aufschwunges, wozu das herrliche Farmland in der Nähe das Meiste beiträgt. Das deutsche Element ist hier stark vertreten und so fehlt es denn auch nicht an Lagerbier, das Herr Stahlmann im Großen von St. Paul importirt und das Seinige beiträgt, den Schnaps zu verdrängen.

An Bord der Key City, von der Dunleith Linie, fuhr ich nach Reeds Landing, um da zu colleetiren und mein Versprechen einen deutschen und einen englischen Vortrag zu halten, zu erfüllen. Die Vorträge, der deutsche und der englische, in dem nahe gelegenen Städtchen Wabashaw waren nicht zahlreich, doch von einem meist freisinnigen deutschen Publicum besucht.

Nach einem fünfstündigen Aufenthalt zu Fountain City, einem romantisch situirten Plätzchen, meist von Deutschen bewohnt, ging ich, von Herrn Guillmin an Bord begleitet, mit dem Boot Milwaukee nach La Crosse, Wisc. Mein Aufenthalt hier fiel abermal auf einen Sonntag, was mir sehr lieb war; denn im Hause des Herrn Ewe wohnt und ißt man sehr gut — was mir stets, aber besonders an einem amerikanischen Sabbath sehr angenehm — und eine heitere Piece, unter Dardenne's Direction, ist ganz gewiß einem geistigen Feinschmecker weit mehr zusagend, als eine christliche Armenpredigt, wohin man in den meisten Städten Amerika's seine Zuflucht nehmen muß, will man am „Schabbes" in Gesellschaft sein. Ich selbst bin kein besonderer Freund von Gesellschaft im Allgemeinen und werde denn auch nie in die Nothwendigkeit versetzt, eine heilige Assemblee von Schafen und Füchsen, von Gänsen und Pfauen zu besuchen, um eine Lücke auszufüllen, welche die meisten Menschen, wenn sie allein sind, in sich selbst fühlen.

„Das Fest der Handwerker" — war das Stück, das gegeben wurde. Sollte füglicher „die Keilerei der Handwerker" heißen. Eine geistlose Farçe, die in der Absicht geschrieben worden zu sein scheint, den Handwerker herabzuwürdigen und der preußischen Haut Vole Gelegenheit zu geben, sich über Gemeinheit und Dummheit derselben lustig zu machen. Haut Vole gab es hier keine und so Mancher lachte, ohne zu ahnen, daß er sich selbst auslacht. Ueber das Lachen hinaus hat es die deutsche Bühne in Amerika im Allgemeinen noch nicht gebracht und es ist gewiß schon viel, wenn man bei einer Posse, von Dilettanten gegeben, nicht weinen muß. Dieses unfestliche Stück hat einige pikante Pointe und wurde recht brav gespielt. Besonders hat Herr R. in der Rolle des „Tischlers" Hänchen sich als gewandter Comiker gezeigt. Doch Lorchen hat ihrer gewandten Mutter „Mirzel" wenig Ehre gemacht; denn neben einigen Anlagen für die Bühne versagte ihr Natur „Figur und Stimme," ohne welche höchst wesentliche Attribute eine Dame nie die Bühne betreten sollte. Nichtsdestoweniger hat auch Lorchen gefallen und so wird sie wohl im seligen Glauben, eine gute Schauspielerin und Sängerin zu sein, noch ferner auftreten und meinen aufrichtigen Rath, falls er ihr zu Ohren kommen sollte, als eine Malice unberücksichtigt lassen. Herr, führe uns nicht in Versuchung, sollte man beten, um nicht, aus Liebe für die Kunst hingerissen, irgend einen Dilettanten zu tadeln; denn gefährlich ist's, den Leu zu wecken. Auch bei Eröffnung des Kränzchens nach dem Fest hätte ich selbst wieder beten sollen: „führe uns nicht in Versuchung; denn die Raserei ist — auch abgesehen von Cicero's Wahlspruch: „jeder Tanzende rast", — vor dem weisen Richterstuhle der ernsten Kritik um so toller, wenn ein Sechziger tanzt und tanzte er auch so leicht wie ein Jüngling. Und dieser Raserei habe ich mich schon wieder zu La Crosse schuldig gemacht, ohne mich um Critik zu kümmern — auch Lorchen mag mich denn füglich dafür züchtigen. Doch vergebens — ich habe das Vaterunser vergessen und werde „aus Grundsatz" tanzen, so lange ein Funke Lebensgeist und Elasticität in mir vorhanden ist.

Aus Grundsatz tanzen — hat die Welt je so Etwas gehört?! Aus Grundsatz sündigen, aus Grundsatz rasen. Nun, essenische Frömmler und unfromme Prüden mögen mich tadeln; ich bin einig mit mir selbst — ich folge stets dem Drang des Gefühls und handle nach Grundsätzen, die mich vor Verlust der Selbstachtung bewahren.

Jeder und Jede hat so sein eigenes Wissen und Gewissen, also auch ich, und in dem trivialen Satz: „Es kehre Jeder vor seiner eigenen Thür" liegt eine weise Lehre, die von Jenen am wenigsten berücksichtigt wird, vor deren Thür der meiste Mist liegt und die ihren Mist im besten Falle in eine Ecke fegen, wo er nicht gesehen wird. *Is it not so?*

Dienstag den 16. November werden, laut Zetteln, in der Turnhalle „zur Ehre von Schiller's Geburtstag" *Grand tableaux and dance* stattfinden. Herkules und Priamus, schlanke heidnische Wassernixen und mollige christliche Nymphen werden da in bester Ordnung sich

produciren. Und nächsten Sonntag folgt in der Sängerhalle: „Stadt und Land.“ So sieht man denn, daß es zu La Crosse an Vergnügungen nicht fehlt. Auch fehlt es hier nicht an Greenbacks; denn La Crosse ist in geschäftlicher Hinsicht ein recht rühriges Plätzchen.

Herr und Frau Dardenne gedenken in Bälde einen Streifzug nach Dubuque zu machen, um dort vier Vorstellungen zu geben. „So streift man hin, so streift man her; bald spielt man hier, bald spielt man dort, bis wir endlich anlangen im sichern Port, wo kein Rollenwechsel mehr stattfindet.“

Des Nachts an Bord des War Eagle nach Lansing gefahren. Zu den Unannehmlichkeiten des Reisens gehört das Warten und Lauern auf Boote, bei denen man bei niedrigem Wasserstand auf keine Regelmäßigkeit rechnen kann. Meine Fahrlässigkeit zu Lansing etwas weit ab von der Landung in Farmer's Home übernachtet zu haben, mußte ich mit einem Tage büßen, da ich das vorüberziehende Boot des Nachts verpaßt hatte. Ich übersiedelte denn nach dem Nicolas House; welches, gute deutsche Küche mit amerikanischem Comfort vereinigend, Reisenden besonders zu empfehlen ist.

Daß Lansing ein Emporium für Weizen, den Jowa-Farmer, meist Norweger, per Achse nach der Stadt bringen, habe ich schon früher gesagt. Die Kaufleute machen hier große Geschäfte und die blühendste Firma ist da wohl die der Gebrüder Kerndt. Das Geschäft mit fertigen Kleidern ist auch hier, wie in den meisten amerikanischen Städten, vorzugsweise in Händen von deutschen Israeliten.

Da der Himmel heiter und die Sonne mild war, besuchte ich meinen Lieblingsbluff auch dieses Mal und irrte einsam und allein einige Stunden in den stillen Thälern und entlaubten Wäldern herum. Nirgends fühle ich die Individuelle Nichtigkeit des Menschen tiefer, als wenn ich in fremden Gegenden einsam durch Wälder gehe. Der Mensch erhält blos im Verhältniß zu Andern, durch deren Umgang und Verkehr einige Bedeutung, und je größer, je ausgebreiteter dieses Verhältniß, desto mehr erweitert sich der Nimbus der Individualität und der sogenannten „menschlichen Größe.“ Ob Alexander oder Humboldt — ob Eroberer durch physische oder durch geistige Kraft, ist der Mensch doch immer nur ein belebtes Atom im unendlichen Schooße der Myriaden Welten.

Lansing rivalisirt mit McGregor, wird aber von diesem in geschäftlicher Hinsicht übertroffen, doch nicht an Solidität. Die Lage von Lansing in einem Thale ist geeignet für Vergrößerung und wird auch keine der Städte am obern Mississippi (etwa St. Paul ausgenommen) eine Grosstadt, so kann doch in Zukunft Lansing eine bedeutende Landstadt von zehn bis zwölf tausend Einwohnern werden. Soll sich McGregor in ähnlichem Maßstabe vergrößern, so müßte man erst einige an hundert Fuß hohe Berge abgraben, zwischen denen diese aus Einer schmalen und krummen Straße bestehende Stadt hineingezwängt ist. Ein witziger Amerikaner schrieb über diese Stadt, daß sie blos vier Eckhäuser habe, zwei am Anfang der Straße und zwei am Ende derselben; daß die Reifröcke der Frauenzimmer hier die Form eines Kleinkindersarges haben, indem man mit den runden Crinolinen unmöglich passiren könne, und will man im Sommer die Stadt bespritzen, so bedarf es blos eines krummen Schlauches und eines einzigen Druckes, um nicht nur allen Staub zu dämpfen, sondern auch die Menschen zu erfrischen. Doch durch diese Eine Straße ziehen oft an Einem Tage achthundert bis tausend Wagen mit ihren Weizensäcken nach der Landung am Mississippi, um theils zu Wasser, theils auf der *vis-a-vis* auslaufenden Prairie du Chien Bahn nach verschiedenen Richtungen hin versendet zu werden. Also „durch diese enge Gasse muß er kommen“ und McGregor wird wohl nie aus mehr als Einer Straße bestehen.

Außer einigen soliden Privathäusern ist zu Lansing soeben auch ein solides und großes Schulhaus im Bau. Zwei große Kreuze auf zwei kleinen Kirchlein deuten auch hier auf die großen Dimensionen des Catholizismus hin, welche er besonders seit den letzten zwanzig Jahren im Lande der Freiheit angenommen hat. Nur immer vorwärts! In der Zerrissenheit des Christenthums durch so viele Secten liegt sichtbar der Keim der Verwesung und eine wiederholte Herrschaft der römischen Kirche ist zur Unmöglichkeit geworden. Wirklich? Ach — hat Mexico nicht die beste Aussicht auf einen katholischen Kaiser? Ist es unmöglich, daß der Papst aus Italien vertrieben, im Mississippi-Thal seinen Thron aufschlagen wird? Wo Erzbischöfe und Mönche sich unter der Aegide der Religionsfreiheit die hülfreiche Hand reichen, dort ist wohl auch noch Raum für den heiligen Vater. Vernünftig wollt Ihr ja doch nicht werden! Der Mensch muß doch Religion haben, rauut man den wenigen Naturalisten und Materialisten überall in die Ohren — der Mensch muß doch an einen Gott glauben, und sei es auch nur der philosophische Gott — der da ist der Reflex einer großen Idee des kleinen sich als Philosoph gebahrenden Menschen.

Nun aber *posito*, es sei so — ist dann der Glaube an einen fleischlichen Gott nicht eben so gut wie der an einen geistigen? Ist der papierne Papst in seinem Harlekinskleide des Protestantismus besser, als der fleischliche, der sichtbare Stellvertreter Christi auf einem der modernen Civilisation unserer Zeit angemessenen Throne, von Glanz und Macht umgeben? Wie lange wird es noch dauern, bis in den Normalschulen die Anfangsgründe der Naturwissenschaften den Katechismus verdrängt haben? Ist denn der protestantische Katechismus vernünftiger als der katholische? Ist nicht jeder Katechismus eine dogmatische Dummheit? Sind Rabbiner, Priester, Bonzen und Prediger nicht alle Pfaffen? Hat man mich weiland 1845, als ich gegen Gehalt Rationalismus predigte, nicht ebenfalls

in denselben Sack von Pfaffen geworfen? Und fühlte ich es nicht selbst, daß man Recht hatte? Das Predigeramt muß sich in ein Lehramt verwandeln auf dem positiven Feld der Naturwissenschaften, um endlich die Menschheit von Göttern und von Teufeln, von Priestern und Predigern und sonstigen Trabanten derselben zu befreien. Den äußersten Ring der Allerweltspredigeramts-Kette bildet der Rationalismus und Humanismus der freien Gemeinden. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich recht viele freie Gemeinden organisirten, um „die großen Kinder" aus der Kirche in die Halle zu führen, wo sie im Denken geübt und an den Scheideweg gebracht werden, der von Glaube und Zweifel nach dem Tempel des Wissens hinführt, welcher ist: die Natur. — Doch die Natur will nicht geglaubt, sondern studirt und begriffen werden. So lange der Jugend dieser Bern verschlossen bleibt, ist wenig Hoffnung für geistige Freiheit und solide Selbstständigkeit. Den Glauben Jemandem nehmen, ist nicht ganz schwer; das Wissen zu geben und zu empfangen ist eine weit schwierigere Aufgabe. „Es liebt der Mensch zu spielen, die Arbeit wird ihm sauer" — Glauben ist Spielwerk; Denken und Lernen ist Arbeit: der Schluß hievon ist leicht gemacht und das Resultat ist — nicht sehr erfreulich. Es hat mir bei meinen *ex tempore* Vorträgen noch nie an Beifall gefehlt, wenn — sie Effect machten; doch versuchte ich es zuweilen, durch trockene und positive Wissenschaften belehren zu wollen, so hatte ich stets ein kleines Häuflein, das kam um zu hören und — sich zu langweilen. Ihr, die Ihr Universitäten besucht, solltet doch wissen, wie wenige Auscultanten mit Liebe lernen und wesentlich Etwas wissen und behalten von dem was sie gelernt. Und wir sollten von dem Arbeiter, der sechs Tage in der Werkstätte oder am Pfluge sich abmüht, erwarten, daß er am Siebenten mit Wohlgefallen und mit Erfolg Vorträge anhöre über Geologie, Astronomie, Chemie u. s. w.? Versucht es und nach einem Cyclus von Vorlesungen sprechen wir uns wieder. — Erfahrung ist Evidenz. Eine Schwalbe macht den Sommer nicht. Ein tanzend Paar macht keinen Ball — und einige Dutzend intelligente und wißbegierige Arbeiter sind keine Repräsentanten der Massen.

Von Lansing, dem anmuthigen Städtchen, fuhr ich den Mississippi weiter hinab nach McGregor. Ich habe dieses Mal keine demokratischen Schuhmacher gefunden, die mich nun wieder so entsetzlich vernäht hätten, wie vormals; traf aber einen alten Bekannten da, Herrn Peik, der zur Zeit der deutschen alten Bestrebungen in einer Piano Fabrik zu Baltimore arbeitete und eifriger Communist war. Nach allerlei socialistischen Versuchen und getäuschten Verheißungen im Osten wurde er Mitglied der Colonie Communia im Staate Jowa und da auch dieses Weitling'sche Experiment Fiasko gemacht, trat er in die Reihe der gewöhnlichen Leute ein und ist gegenwärtig daselbst *Storekeeper**) auf den Trümmern der Colonie Communia, die in der Praxis umgeschlagenen und niedergeschlagenen Theorie von „Freiheit und Gleichheit und der Doktrine: Eigenthum ist Diebstahl."

Wer die letzten zwanzig Jahre in dieser Republik gelebt und ein aufmerksamer Beobachter der geistigen und materiellen Bestrebungen war, besonders der Deutschen, der hat alle Phasen erlebt vom Atheismus bis zum Mönchsglauben, vom Communismus und Socialismus bis zur Bestialität der Sklavenherrschaft und zum Krieg, der jetzt geführt wird, um die politische Freiheit mit der Republik zu retten. Von Utopischen Bestrebungen ist jetzt keine Spur vorhanden; ja selbst für das Mögliche im Gebiete des Geistes geschieht sehr wenig und erreichen wir in Folge des Krieges auch nur Das, was uns die deutsche Convention zu Cleveland principiell geboten hat, so können wir zufrieden sein und uns des Fortschritts freuen. Und dieses Principielle, wie wenig ist es doch im großen Haushalt der geistigen und staatlichen Bedürfnisse! Es ist blos das *A* auf der Bahn nach dem *Z*. Und dennoch wie bellen die Kläffer! Wie tummeln sich Ratten und Mäuse um den Brei herum und finden ihn zu heiß! O, dumm, dumm, dumm — Philisterthum, Demagogenthum, Demokratenthum — dumm — Geldprotzenthum; dumm — Bureaukratenthum; dumm — Pfaffenthum, und auf Gerechtigkeit und auf Vernunft reimt sich Nichts von dieser noblen Zunft.

Nun aber verlassen wir zu Prairie du Chien den Vater der Ströme und schreiten weiter fort in unsern Streif-, Greif-, Reif-, Schweif- und sonstigen Zügen und streifen durch das schöne Wisconsin-Flußthal auf der Milwaukee und Prairie du Chien Bahn nach Mazomanie hin*) wo gewisse Leute bedeutend an Pazzomanie leiten. Hier wollen wir eine Austernsuppe zu uns nehmen, hübsch früh zu Bette gehen und des Morgens am 13. November mit zwei leichtfüßigen Eisenschimmeln nach Sauk City fahren.

Es regnete. Der Weg war schlecht und auf diesem Wege begegneten uns mehre Farmer, mit Weizen beladenen Wagen. Warum associren sich die Farmer nicht, um durch vereinzelte Fuhren nicht sich und ihre Pferde zu schinden und durch gemeinschaftliche Lieferungen an Zeit und Auslagen zu gewinnen? Doch was geht das mich an bei diesem dem Egoismus verfallenen Geschlecht, wo Einem an jedem Meilenzeiger des Lebens, zu Wasser und zu Land, im Schnee und im Morast das kalte „Hilf dir selbst!" entgegengrinst! Wohl leben wir in Gesellschaft, wo es auch gemeinschaftliche Interessen giebt und wo man sich auch gegenseitig hilft; aber die edle uneigennützige Hülfe ist eine seltene Erscheinung und das Ich, das liebe Ich und abermal das liebe Ich guckt zu allen Fenstern heraus und ruft den Vorübergehenden zu: Seht, das bin ich! Also helfen wir uns

*) Kleinhändler.

*) Sprich Mäsomänie u. Pazzomanie.

selbst!" Fahren wir unsern Weizen hübsch geduldig nach dem Markte; arbeiten und schachern, dichten und trachten wir, damit es uns wohl gehe und wir der Hülfe Anderer so wenig wie möglich bedürfen und blüht so ein Blümchen der Freude und des Genusses am Wege, so lasset es uns mit zarter Hand pflücken und sprechen: Nicht immer sind die Wege holperig, die Luft nicht immer kalt und rauh; es giebt auch hie und da schöne Wege mit Blumen geschmückt, deren Ambraduft des Menschen Herz und Geist erquickt.

Der freisinnige Mensch sollte sich zu Sauk schon darum wohl fühlen, weil es hier der Freisinnigen Viele giebt. Und ich muß bekennen, daß ich mich da stets wohl fühle, es möge nun regnen oder schneien. Der Himmel mit seinem blauen Auge hat mir hier noch nie freundlich zugelächelt, als wisse er, daß es hier Menschen giebt, die der Fackler ehrt und die ihm geneigt sind. Uebrigens kann ich wohl merken, daß Freisinnigkeit nicht immer Gemüthlichkeit und allgemeine Harmonie bedingt. Der Mensch kann aber mit seinen Leidenschaften und Schwächen nicht aus dem Menschen hinaus und die nothwendigen Gegensätze der Harmonie sind — Dissonanzen. Harmonie ist die Tochter der Liebe, der Sympathie und des gegenseitigen Wohlwollens; Haß, Mißgunst, Neid, Bosheit und andere feindliche Atribute des menschlichen Geistes sind Dissonanzen, die mich verscheuchen, wo immer ich ihnen begegne. Der Mensch liebt und will geliebt sein und glücklich; aber Liebe in Liebe ist ein seltenes Gut, und Glückseligkeit — liegt blos im Moment. Mit wie wenig Menschen ist man bekannt; mit wie viel wenigern noch ist man vertraut und wen liebt man im wahren Sinne des Wortes rein, ohne sonstiges Interesse und von wem wird man so rein wieder geliebt? Selbst Sympathie und Geistesverwandtschaft sind seltene Erscheinungen. Die Menschen sind Gesellschaftsthiere; doch fremd sind sich die Meisten und Liebe und Wohlwollen sind mehr geahnt und genannt, als gefühlt und gekannt. Der Mensch sucht die Bruderliebe in Logen und abgeschlossenen Gesellschaften; er sucht die Liebe in der Ehe; er sucht sie bei seinen Kindern und die Meisten suchen ihr Lebenlang vergebens. Und wenn die schöne Welt so manchem Herz weder Liebe noch Glück beut, und die Menschen es kalt von sich stoßen, so sucht das getäuschte Herz Liebe bei einem geliebten Thiere oder es flieht die Welt, schließt sich in Klostermauern und schwelgt in der Liebe zum Heiland und seiner Mutter Maria. Es sollte freilich anders sein; doch es ist einmal so. Liebe läßt sich so wenig gebieten wie Haß: beide sind durch die Wesenheit des Menschen bedingt. Ich liebe das Schöne, das Wahre, das Gute; ich hasse das moralisch Häßliche, die Lüge, das Böse: den Lasterhaften, den Bornirten, den Lügner, den Bösen kann ich blos bedauern. Andere mögen anders disponirt sein: für Haß und Liebe giebt es keine Norm und für sie ist Gebot ein leerer Schall. Ich habe viel geliebt und wenig gehaßt; auch wurde ich geliebt, aber noch weit, weit mehr gehaßt: das liegt in meiner Wesenheit, meinem Gefühle, meiner Denkweise und in der Wesenheit Anderer, die mir mit ihren Ansichten so schroff entgegenstehen wie Süd- und Nordpol. Von einem Verdienst der Liebe kann eben so wenig die Rede sein, wie von einem Verdienst des Hasses: beide bedingen sich wie die entgegengesetzten Pole. Doch was moralisire ich da so lange? Das geschieht wohl weil die Statuten der freien Gemeinden von Sauk und Umgebung ihrem Prediger Moral und Geschichte als Basis seines Wirkens vorschreiben und ich selbst ein Ex-Redner eines vormaligen Nationalisten-Vereins bin. Also Sympathie; doch ohne Vorschrift.

Ich habe in Sauk City wieder Saamen bekommen und dieser Saamen wird sich in Blumen verwandeln — ich liebe die Blumen so sehr.

Die freie sociale Gemeinde zu Merimac hat im Laufe des letzten Sommers eine Halle gebaut, wozu in kurzer Zeit sechshundert Dollars gezeichnet und bezahlt worden sind. Ein sicheres Zeichen des Eifers. Eifert immerhin für das Wahre.; denn nur Wahrheit macht Euch frei.

Ich war in Rom und habe den Papst gesehen; ich war in Sauk City und habe dieses Mal Herrn Schröter, den Redner der freien Gemeinde, nicht gesehen. Der kurze Aufenthalt, besonders aber Regen und Straßenkoth mögen die Vernachläßigung des Besuches entschuldigen. Indifferentismus war es gewiß nicht!

Im Madison-Depot dinirt und auf dem Wege des verlornen Paradieses, das heißt *via* Milton Junction, nach Chicago gefahren.

Was die November-Sonne für Blumen, das ist ein Zimmer im November ohne geheizten Ofen für den Menschen. Wärme dehnt aus, Kälte zieht zusammen: nicht nur Blumen, auch Gefühle und Gedanken erstarren durch Frost. — Frieren ist immer eine unangenehme Empfindung und es ist gewiß sehr gnädig und weise, daß der liebe Gott seinem nackten Ebenbild den Verstand gab, um nicht nur Thiere zu tödten damit er sie esse, ja, daß er sie bei höherem Verstande gebraten esse, sondern auch, daß er ihre Pelze gegen die Kälte des Winters zu gebrauchen wisse. Auch giebt es ja Holz genug, um sich im Winter zu wärmen. Uebrigens wäre es doch noch gnädiger und weiser vom lieben Gott gewesen, wenn er seinem Lieblinge dem Menschen, so wie vielen andern Thieren, einen Pelz statt einer kalten, dünnen Haut gegeben hätte; da es so viele Menschen giebt, die sich keinen Pelz kaufen können, und wäre es auch nur einer von gemeinen Schaffellen oder Muschratten. Und dann der Mangel an Holz auf den Prairien und der hohe Preis des Brennmaterials in den Städten! Ach! — Doch ich will nicht vermessen in die weise Ordnung Gottes eingreifen und mich ihr fügen wie der Thon unter der Hand des Töpfers, der

aus demselben nach Belieben einen Blumen- oder einen Nachttopf fabrizirt. — Ach, wie viele Menschen frieren an der Berezina und am obern Mississippi! — Ja, Manche erfrieren sogar. Doch das gehört eben zur Naturnothwendigkeit, an deren verschiedene Gesetze Mensch und Vieh, Stein und Pflanze, ja selbst Gott und Teufel gebunden sind. Da ich selbst vor der Hand nicht in die Nothwendigkeit versetzt bin frieren zu müssen und ich mich an einem heiligen Sonntag ganz besonders nach einem warmen Zimmer sehne, so verließ ich mein früheres Absteigequartier mit seinen gemüthlichen Menschen — ohne Ofen — und zog nach einem andern Hause hin, wo ich, wenn auch keine warmen Herzen, doch einen warmen Ofen fand. Und da saß ich denn im Central House wieder ferne von der Heimath und Familie allein und ruhig und schrieb und schrieb bis in die Nacht hinein.

Wäre gerne in das Theater gegangen; denn es spielte die gefeierte Frau Kinkel.

„Zu dir bin i ganga, bei dir hat's mi g'freut;
Zu dir geh i nimmer, der Weg is mer z'weit."

So dacht' ich mit dem österreichischen Bauernjungen, nachdem sein Liebesrausch abgekühlt war und ging trotz momentanen Verlangens nicht in's Theater; denn es regnete und der Weg war auch weit. In den Prosaminuten des Lebens legt man den Genuß in Eine Waagschale und das Opfer so er erheischt in die Andere. Schnellt das Opfer den Genuß weit in die Höhe, so läßt man ihn fahren und bleibt ruhig und normal dabei. Wie ganz anders ist es in den Flügel- und Flegeljahren des Lebens! Da ist kein Wetter zu schlecht, kein Weg zu weit: man wünscht das Haus der Geliebten in Brand zu sehen, um sie als rettender Engel durch die Flammen tragen zu können. „O, schöne Zeit der jungen Liebe, — wenn die himmlische Thorheit nur immer bliebe!"

Und was der liebe Gott am Sonntag durch Comfort im Zimmer bescheert, das hat er am Mittwoch durch einen neuen Segen vermehrt; denn mein Landsmann, Kürschner Ignaz Herzog, ließ meinen im Weltschmerz der Zerrissenheit anheimfallenden Muskrattenpelz so meisterhaft renoviren, daß er wieder wie neu aussieht und nur den Kenner zu täuschen vermag. O, was täuscht im Leben nicht Alles! Nicht Alles was glänzt ist Gold und der böhmische Stein ist noch lange kein Diamant. An einem Pelz ist wesentlich wohl gar nichts daran gelegen, ob er echt oder unecht, ob Katze oder Zobel; doch unwesentliche Damen denken freilich anders in Hinsicht der „Rauchwaaren"-Civilisation; ihr Motto ist: entweder einen echten Pelz oder gar keinen; lieber in einem modernen Mäntelchen frieren, als mit einem Katzenfell auf die Straße gehen. Es hat so Jeder und Jede seinen und ihren eigenen Geschmack und zwischen Löwe und Katze giebt es der Species gar viele, obschon sie alle zu einem Genus gehören.

Wenn es ein modernes Weltwunder giebt, so ist es Chicago; dieses vor etwa dreißig Jahren aus einer Prairie hervorgewachsene, aus Holzbaracken bestehende Dorf, diese seit ein Paar Jahren zu einer Großstadt emporgeschraubte Stadt, die an Rührigkeit New-York, der Weltstadt, an der Seite steht. Welches Jagen! Welches Treiben! Aber weiter auch gar Nichts als ein Karrenlabyrinth, eine colossale Geschäftsstadt. Die Lage ist öde und moneton und der Mensch kennt nur Ein Ziel: „Geldmachen." — Alles schmeckt, Alles riecht hier nach Geld, und der mit allerlei Fahrzeugen besäete Chicago-Fluß stinkt sogar durch den Abfall der vielen Schlachterhäuser so sehr nach Geld, daß Nervenschwache keine der Brücken passiren sollten, ohne ein Fläschchen *Eau de Cologne* bei sich zu haben. Der Fluß ist so schmierig, daß man ihn, der Tausende von Schweineseelen nach den wilden Fluthen des Michigan Sees hinträgt, füglich den amerikanischen Styx nennen könnte. Aber nicht nur Schweineseelen befördert er, auch Menschenseelen befördert er nach dem Elysium; denn vor kaum drei Wochen stürzte eine Brücke ein und Mensch und Vieh, gleich an das Gesetz der Nothwendigkeit gebunden, fanden ihren Tod in diesem stinkenden Styx. Es ist am Ende gleich, wann, wie und wo man stirbt: der Todte riecht nichts, auch wenn er in einer Pfütze stirbt; aber — überall stinkt er selbst ganz bedeutend. Gestank ist übrigens blos potenzirter Geruch und aus dem Aase der Natur entwickelt sich Hebe's Anmuth und die Schönheit der Venus. Alles zu seiner Zeit und Alles — unter gewissen Beziehungen.

Es reitet mich der Teufel, um hier eine englische Vorlesung von Stappel zu lassen. Doch wie es anfangen? Kein Name, der bekannt ist und zieht; keine Zeitung die pufft. Ich wandte mich denn an die Herausgeber der Illinois Staatszeitung und an Herrn G. Schneider, die hier großen Einfluß haben. Wenden Sie sich an Colonel Eastman, den Präsidenten der UnionLigue, hieß es, und so that ich denn auch. Ich traf den Colonel, einen intelligenten und freundlichen jungen Mann, in einem der Wholesale-Geschäfte in der Lake Straße, als er gerade Revue hielt über weißen und braunen Zucker in Fässern. Nachdem er einige Seiten meines ihm überreichten Manuscriptes durchgelesen, und mit der Tendenz zufriedengestellt zu sein schien, wurde bestimmt, die Vorlesung in Chicago zu halten, wenn ich hierher von einem Ausfluge nach Green Bay nach etwa zehn Tagen wieder zurückgekehrt sein werde.

Mittwoch am 18. November sah ich im Stadttheater Adrienne Le Couvreur; doch, leider, nur zwei Akte des piquanten Stückes. Ich fühlte ganz miserabel.

„Der Kopf schwer, wie mit Blei gefüllt,
Das Herz beklommen und gedrückt,
Ein böser Husten noch dazu;
Keine Freude, keine Ruh —
Was hätte mich da wohl entzückt?
So meisterlich man auch gespielt!"

Und in solcher Stimmung, in solchem Misere verließ ich am 19. Chicago und fuhr nach Milwaukee. Und wen treffe ich da? Das Original eines Menschen, den Doctor Müller und seine gegenwärtige amerikanische Frau, die ich zuletzt in Buffalo sah. Uebrigens habe ich jetzt den reisenden Doctor von seiner praktischen Seite ganz vortheilhaft kennen gelernt, indem ich im deutschen Hause einer Augenoperation beiwohnte, welche er an einem deutschen Manne so eben vollzogen hatte. Da mich das Unglück der Blindheit und Augenkrankheiten in meiner eigenen Familie betroffen, so wirkte die Operation um so tiefer auf mein Herz. Armes Herz! es ist vergebene Mühe, dich Philosophie lehren zu wollen, um deine Schläge in stoischer Balance zu erhalten. Die Empfänglichkeit für Liebe, Freude und für Schmerz ist es ja eben, was dich geheimnißvolles Ding zum Herzen macht. Also leide und dulde, wo du leiden mußt und freue dich, wo die Freude dir winkt!

Nun hast du wieder für eine Weile um so mehr der Freude zu entbehren und des Entzückens, da die Maschine, die dich birgt, durch climatischen Wechsel und durch Strapazen ziemlich zerrüttet ist und eine Tour in dieser Saison nach den Landstädten vom nordwestlichen Wisconsin, wahrhaftig, keine Tour des Vergnügens sein kann. *Go ahead!* schlepp dich fort, so lang es geht! So rufe ich mir denn selbst zu, wie der Maulthiertreiber seinem dämpfigen Esel, der keuchend vor jedem Hügelchen Halt macht. Und da fällt mir denn auch wieder mein drolliger Eselstreiber wailand in Sicilien ein mit seinem: *pungile, Signore, pungile!* Was meinem Esel das spitzige Eisen bedeuten sollte, das bedeutet der Sporn der Vernunft, wenn der Prinzipien-Esel, der Mensch, unter der Bürde zuweilen seufzt, die er zu tragen hat. Also *pungile, pungile!* Nur klage nicht! Klagen macht Bürden schwerer und die g e f ü h l v o l l e, t h e i l n e h m e n d e Menschheit lacht, oder freut sich im Stillen blos über das Klagen seines Ebenbildes, des Esels mit kurzen Ohren.]

Man klopft. Herein! Eine Einladung in ungarischer Sprache nach Spangenberg's Salon von — H o f e r aus Preßburg. Die humoristische Citation schloß mit: *stante pene, Spangenbergerus.* Ich ging nicht; so sehr ich das V a t e r l a n d liebe — ich zog eben die Einsamkeit am Schreibtisch dem Jubel am Weintisch vor und — *„pennam peni."* Beide, *penis* und *penna* sind bedeutende Potenzen; wenn J e n e r erschlafft, dann wird auch D i e s e stumpf.

„Nur in den frischen, straffen Sehnen
Liegt des Gottes schaffende Kraft."

Von Milwaukee nach Milton Junction gefahren — hier übernachtet und den nächsten Tag, einem heiligen Sabbath, auf den Schienen zugebracht. Des Abends in Oskosch angekommen und im Wisconsin House Quartier genommen. Im Hause der Gebrüder Mierswa mit Krüger und Sarau einen recht vergnügten Abend zugebracht. Schlichte, vernünftige, gemüthliche Menschen, wo man sich wohl fühlt.

Daß in Oskosh die monatlichen Volksblätter erscheinen, habe ich schon bei früheren Gelegenheiten erwähnt. Daß sie aber seit Kurzem per Dampf gedruckt werden, ist noch etwas Neues. Die Fackel wird schon seit lange her mit Dampf gedruckt, aber — stets mit fremdem Dampf. Nun, was hilft das Alles, man ist eben kein Geschäftsmann, man kritisirt, man reformirt und — bleibt sein Lebelang ein principienfester Esel.

Von Oskosh fuhr ich über Neenah und Menasha, zwei recht freundliche Städtchen, nach Green Bay.

An der sogenannten Chicago u. Northwestern Bahn liegen auch die Städte Fond du Lac und Watertown, die ich auf dem Rückweg besuchen werde. Durch Ausdehnung der Bahn von der Minnesota Junction bis nach Green Bay wurde dem früher Alles verschlingenden Chicago ein wesentlicher Theil des Geschäftes entzogen, das seinen Weg jetzt auch nach Milwaukee und hinauf nach Green Bay findet.

Nördlich von Fond du Lac wird fast aller Weizen und alles Mehl nach dem fernen großen Winkel des Michigan Sees verschifft, von wo es durchaus per Wasser nach Oswego, Detroit u. s. w. transportirt wird. So ist denn der alte Militär-Posten Fort Howard aus seinem hundertjährigen Schlafe erwacht und Green Bay, gegenüber dem Fort, am breiten Foxriver gelegen, zeigt bereits durch Elevatoren und eine große Brücke über den Strom erfreuliche Spuren eines regen Verkehrs. Wohl kann sich Green Bay's Handel noch lange nicht mit Milwaukee messen; dennoch werden in diesem Jahr sehr wahrscheinlich über 600,000 Buschel Weizen und über 200,000 Fässer Mehl verschifft werden. Das Doppelte vom Export des vorigen Jahres.

In pittoresker Hinsicht findet der Reisende in diesem nordwestlichen Theil von Wisconsin keine Befriedigung: Alles flach und öde. Vom Centrum des Staats bis hinauf nach dem Lake Superior ist die unermeßliche Fichten-Region. Tausende von kleinen Bächen, durch zahllose Quellen genährt, finden ihren Weg aus den großen Wäldern nach den bedeutenden Flüssen und schleppen jährlich Millionen von Baumstämmen der Schiffahrt zu. Den größten Handel mit Bauholz treibt Oskosh, an der Mündung des Fox River, wo er sich in den Winnebago See ergießt.

Fond du Lac nimmt einen interessanten Standpunkt ein in der amerikanischen Geschichte. Einer der ältesten *Trading Posts* ist es stets von Bedeutung gewesen. Die Bevölkerung beträgt an 6000. Der Handel besteht vorzüglich aus Getreide und andern Produkten, welche von den herrlichen Farmen in der Umgebung zugeführt werden. Die Lage, am Saume des Winnebago Sees, ist sehr anmuthig. Wer Coopers Schriften las, für den haben diese Gegenden einen noch besonderen Reiz. Ich habe sie nicht gelesen und bin kein sonderlicher Verehrer der Indianer und ihrer Geschichte.

Als ich zu Green Bay war, ging eben die Ziehung vor sich. Man hörte kaum ein anderes Wort, als: *he is drafted*, und das Ende vom Ziehen ist: fast jeder Gezogene zahlt der Regierung, laut der berüchtigten Klausel, die $300 und jubelt über seinen Patriotismus.

In Fond du Lac feierte ich den durch den Präsidenten anberaumten Danksagungstag, den 26. November, bei einer Tasse Kaffe im Hause des Herrn Brauers Ch. Frey. Ja, wir sind ein großes Volk! Wir sind, gewiß, auch gute Christen. — Daher auch des „Himmels Segen" mit jedem Bulletin sich über uns ergießt. So ist die Potomac Armee bereits in Bewegung; Grant errang einen Sieg über Bragg, den Rebellen Generalen, und wir haben durch die gewonnene Position des *Lookout Mountain*, in Ost-Tennessee, wieder Vorschub erhalten. *Morgan* aber ist dem Zuchthaus zu Columbus glücklich entsprungen.

In Watertown traf ich mit Herrn Rothe zusammen, der bei der letzten Wahl für das Staats-Secretärs-Amt lief; doch im allgemeinen Gährungsprozeß der öffentlichen Meinung durchlief — wenn ich so sagen darf statt durchfiel. Rothe ist noch immer der alte theoretisch-conservative Demokrat. „Wenn auch nur Ein Bürger in einem Rebellenstaate loyal wäre, so wäre das Grund genug, die Theorie zu rechtfertigen: daß es „Bürger in Rebellion," doch keine „Staaten in Rebellion" geben könne; also treten solche Staaten wieder in die alten Rechte des Bundes ein, sobald sie die Waffen niederlegen." *Credat Judeus Apella*, erwiedere ich hierauf, mein lieber Herr Rothe, und der Teufel hole jeden Rebellenstaat und mache Uncle Sam ein Geschenk damit oder — ein Territorium.

Am 30. November sitze ich wieder in Chicago auf Nr. 11 Central Haus und — schreibe. Doch von Haus hat man mir nicht geschrieben und das macht mich traurig. Wenn man Weib und sechs Kinder hat, so hat man mit seinem eigenen ein achtkammeriges Herz und ins Achtfache steigen auch die Sorgen und die Bekümmernisse und in dieser achtfächerigen Herzenskammer giebt es blos Ein kleines Kämmerchen, wo Liebe und Harmonie sich concentriren von Allem dem, was man im Leben an Liebe je besessen. Auch geheime Fächer hat dieses Kämmerlein des menschlichen Herzens; denn: *odi profanum* — um Nichts beneidet der Mensch den Menschen mehr, als um Liebe; da Liebe weit höher im Werthe steht als Geld.

—

December, 1863.

Ich verließ am 1. December Chicago, ohne den gefaßten Plan, hier einen englischen Vortrag zu halten, realisirt zu haben. Und wie ging Das zu? Ganz ominös und schaurig; wenn auch gerade nicht traurig. Als ich von der nordwestlichen Tour zurückgekehrt war, ging ich sogleich zu dem Colonel, um zu sehen, was man im Reich der „Unionsgötter" für Vorkehrungen getroffen habe, betreff eines passenden Locales. Der Herr Oberst waren eben im Comptoir beschäftigt und gaben mir den lakonischen Bescheid, des Abends in Warner's Hall zu gehen, wo eben eine Versammlung stattfinden werde. Dort solle ich mich an die „prominenten Mitglieder" wenden, um meinen Zweck zu erreichen. Ich ging denn in Warner's Hall, in der Meinung, dort eine öffentliche Versammlung zu treffen. Doch es war anders. Ich klopfte und es ward aufgethan. Der Präsident der Union League hat mich hierher beschieden, sagte ich dem Thürsteher. Er ist nicht hier, war die Erwiderung, ich werde Sie anmelden. Der Cerberus der äußeren Thür klopfte dann an der innern Thür und es erschien alsbald ein anderer Cerberus mit einer Scherpe, Roth, Weiß und Blau decorirt, dessen erste Frage an mich war: *Are you a member?* (Sind Sie ein Mitglied?) *No, but perhaps I might yet become one.* (Nein, aber ich könnte etwa noch Eins werden.) Ich werde Sie anmelden — und — der decorirte Herr kehrte in das Sanctum zurück. Ich setzte mich denn an den warmen Ofen und stellte Betrachtungen an über die allerlei Mitgliedschaften in welche die Menschen durch religiöse, politische und wohlthätige Zwecke geleitet und verleitet zerfallen und wie bei dieser verkehrten Civilisation das Menschenthum überall in Sectenthum und Kliquentbum aufgeht. „Er ist keiner von unsern Leuten — er ist kein Mitglied unserer Loge, unseres Vereins, unserer Gemeinde, unserer Partei, unserer Organisation — ", Das genügt, um als Fremder unter Fremden zu erscheinen und jener Sympathie zu ermangeln, so einem Bruder, einem Mitgliede zu Theil wird, blos durch Händedruck und sonstige äußere Zeichen. Ich saß da wohl eine Stunde bis die Versammlung geschlossen und die Thür geöffnet ward. — Der Portier winkte mir einzutreten. Ich sagte Einigen, die im Saale zurückgeblieben waren, daß ich hierher beschieden sei einer Vorlesung wegen, die ich zu halten beabsichtige. Einer der Herren, der vor einigen Jahren Lehrer einer Commercial Academie zu St. Paul war, kannte mich und erbot sich sehr freundlich, mir so viel er vermag, bei meinem Unternehmen beizustehen. Daß man mir als „Nichtmitgliede" keine Halle zur freien Verfügung stellen wolle, das war mir bereits aus dem Tacte der Fühlhörner klar genug geworden; ich wollte denn das Risiko auf mich selbst nehmen. Doch der erste Gang, von dem gefälligen Herrn Davis begleitet, zu Herrn Bryan, hat alle ferneren Schritte überflüssig gemacht; denn Bryan's Hall war schon für einige Wochen engagirt und auch die Metropolitan Hall war nicht zu haben. In einer kleinen Halle wollte ich nicht sprechen.

So lebt denn wohl Ihr Herren von der League, denen für jetzt ein Vortrag zu Gunsten einer „freien Union" kein Bedürfniß ist! Vielleicht sehen wir uns unter günstigeren Verhältnissen wieder; denn — die Todten reiten schnell und Klio schreitet in Siebenhundertmeilenstiefeln rasch voran. Euch sind Siebenmei-

tensteufel noch zu groß; wir können also jetzt gleichen Schrittes nicht wohl zusammengehen. Alle unsere neuesten *Quick steps* in diesem Bajaderentanze von Roth, Weiß und Blau sind noch immer viel zu langsam, um — die Republik zu retten. Herr Lincoln hat in diesem verhängnißvollen Tanz schon ziemliche Fortschritte gemacht und wenn nur erst Halleck etwas schneller zu tanzen gelernt haben wird, dann wird es wohl besser gehen. — Einstweilen lassen wir die Potomac Armee die Winterquartiere beziehen, indeß wir uns zur nächsten politischen Campagne vorbereiten, die entweder Herr Lincoln weiter fortführen, oder einem Andern wird übermachen müssen, der mit etwas schnelleren Beinen begabt ist, bei diesem blutigen *National Quick Step* von hoher Wichtigkeit. Nun, die Herren Leaguisten werden wohl sorgen, daß der Conservatismus nicht des letzten Ankergrundes beraubt werde und wir Radikale, innerhalb und außerhalb der Cleveland-Organisation, mögen uns Jener als Hilfscorps anschließen, die uns am nächsten steht. Kaum hat sich die Cleveland Convention vertagt, nachdem sie ganz vernünftige Beschlüsse gefaßt, so fällt es den Herren Professoren in New-York ein, vor der Präsidenten-Nomination abermal eine Convention zu halten, um — die noch kaum trockene Platform von Cleveland zu revidiren. Was man doch im Lager der deutschen Radikalen nicht Alles erleben muß! Wie wäre es, wenn wir Lincoln *Dei gratia* für einen zweiten Termin nominirten und Herrn Pastor Dülon als Vicepräsidenten an seiner Seite? Gäbe Das nicht ein herrliches Gespann? — Vorwärts, immer vorwärts; aber nur nicht zu rasch, damit man das Kind nicht mit dem Bad ausschütte — so sprechen unsere conservativ-republikanischen Politiker, so sprechen unsere „freisinnigen" Theologen; doch ehe sie sich auf ihrem langsamen Marsch nach Vorwärts umsehen, hat sie der Zeitgeist schon übereilt und — sie verfallen der Rumpelkammer einer Antiquitätensammlung als Rokoko, für das die Nachwelt zuweilen hohe Preise bezahlt, obschon es an und für sich keinen wahren Werth hat.

Verlassen wir nun Chicago mit seinem duftenden Fluß und reisen per Michigan Central Eisenbahn *via* Ann Arbor nach Detroit.

Ann Arbor, das allerliebste Städtchen, hat sich seit einem Jahre wieder durch mehre neue Gebäude verschönert. Professor Tappan hat an der Universität einem andern Reverend weichen müssen und genießt gegenwärtig seinen Reichthum in Europa.

Am 3. December in Detroit angekommen, im Hotel Mauch Quartier genommen und des Abends sogleich das Theater besucht. Das Theater-Gebäude, aus Backsteinen, ist eine geräumige und geschmackvolle Baute und gehört wohl neben Schneider's Hall zu Oskosh, Wisc., zu den besten Bühnenlokalen im Westen.

Die Gesellschaft unter Direction des Herrn C. Beierle und Regie des Herrn Eduard Fürst, ist fähig, Etwas Gutes zu leisten und bietet auch Alles auf, um den Anforderungen des Publikums Genüge zu leisten. Für den 8. December ist Narziß angezeigt, als Benefiz-Vorstellung der Frau Babette Fürst. Montag den 7. gab ich mir selbst eine Benefiz-Vorstellung in Merrill's Hall, in englischer und deutscher Sprache, zum Besten, bei welcher die Auslagen für Lokal, Anzeigen und Karten sich auf $21.50 beliefen. Das Entree für einen Herren war 25 Cents, Damen frei. Herr Kopp, Redakteur des Michigan Journals, hat es an Püffen nicht fehlen lassen und das Publikum scharf bei dem Ehrgefühl angefaßt, damit man den Amerikanern zeigen möge, daß die Deutschen Sinn haben für freie Vorträge. Auch stellte mich Hr. Kopp einem Redakteur des Blattes „Advertiser und Tribune" vor, der sich herabließ, auf die „englische Vorlesung" des *Dutchman* kurz, doch gnädigst hinzuweisen. Die Anzeige hatte ich in diesem sowohl wie in dem demokrat. Blatt: *The Free Press*. Außer diesen erscheint auch ein Wochenblatt: *The Free Union*. Ich habe die Redaktionen dieser drei Zeitungen persönlich eingeladen und ihnen Freikarten gegeben; doch — von allen Redakteuren und Reportern waren von der Presse blos Herr Kopp, vom Journal, und Herr Porter, von der *Free Union*, anwesend. Der *Advertiser*, ein Union Leagueist, fand es eben so wenig der Mühe werth, über den Vortrag eines Deutschen zu reportiren, wie die *Free Press*, der Kupfer-Demokrat. Nur die *Free Union*, die ihrem Namen auch dem Principe nach entspricht und radikal ist, machte eine Ausnahme von den andern nativistisch-republikanisch-demokratischen Flegeln und sagte: „die Addresse war gut (*able*) und interessant." Herr Kopp aber sagte im Journal: „meine Vorlesung habe eine intelligente Zuhörerschaft nach der Merrill Hall gezogen, doch war dieselbe leider, nicht so zahlreich, wie es zu wünschen gewesen wäre u. s. w." Ja, leider, waren trotz allen Puffes, trotz des interessanten Thema's: „Alles Das wegen Mangel an Logik," trotz der großen deutschen Bevölkerung, trotz Turn- und Gesang-Vereine blos sechzig männliche Repräsentanten der Intelligenz und etwa dreißig Damen erschienen, um des vielgekannten und vielgepufften Fackler's englischen und deutschen Vortrag zu hören. Da möchte Einem freilich der Verstand stille stehen; doch — fünfundzwanzig Cents für einen Vortrag ist viel Geld — und — der Radikalen giebt es gar Viele, die fünf Glas Bier einer geistigen Unterhaltung vorziehen, indeß Andere, besonders Gymnasien-Gelehrte, sich selbst überschätzen und reinem Egoismus total verfallen sind — und so muß man denn die Menschen, radikale und nichtradikale, nehmen wie sie sind, um sich nicht getäuscht zu fühlen und nicht zu ermüden, vor Ekel auf der rauhen Bahn des Radikalismus.

Herr Wm. Kopp sagte auch, daß beide Vorträge fleißig durchgearbeitet waren. Nun, die englische Vorlesung war allerdings fleißig durchdacht und hat sich vor keiner vernünftigen und ge

rechten Kritik zu fürchten; doch die deutsche Rede, aus dem Stegreif, war ein Produkt der momentanen Begeisterung, bei dem von einem „fleißigen Durcharbeiten" keine Rede sein konnte.

Ich sagte früher, daß mich der Teufel geritten habe, eine englische Vorlesung zu halten. Ich habe mich nun überzeugt, daß es wirklich ein teuflischer Versuch war; denn ich konnte es sehen, daß mein deutscher Name bei den Amerikanern nicht zieht. Anders war es mit dem Reverend Dr. Richards, der zur selben Zeit in Detroit Vorlesungen hielt über die „Philosophie und Chemie der Luft" und der neben vielen interessanten Experimenten das „Dasein Gottes" aus der Luft bewiesen hat. — Der Cours dieses geistlichen Herrn war sehr zahlreich besucht, erfreute sich einer langen Lobpreisung des *Advertiser* und — brachte viel Geld ein.

Nun, an Geldmachen habe ich wohl bei meinem jungfräulichen Versuche nicht gedacht; doch sehr angenehm wäre es mir, wenn es mir möglich sein würde, die orthodoxen Amerikaner mit dem deutschen Radikalismus in Politik und Philosophie vertraut zu machen. Noch habe ich nicht alle Hoffnung für die Zukunft aufgegeben; denn „Mangel an einem zahlreichen Auditorium ist noch immer kein Fiasko." Uebrigens macht der Radicalismus in Folge der südlichen Hartnäckigkeit und der nördlichen militärischen Nothwendigkeit ganz erstaunliche Fortschritte. Davon konnte ich mich auch in Detroit wieder überzeugen; nicht durch das Herbeiströmen der Radikalen zu meinem radikalen Vortrag, sondern durch ein herrliches Negerregiment, das — von weißen Offizieren commandirt — durch die Jefferson Avenue nach dem Michigan Central Depot marschirte, um einigen Nachbarstädten einen Besuch abzustatten und ihnen schweigend das Geständniß abzugewinnen, daß der Zeitgeist gewaltig voranschreite und das Vorurtheil der Farbe der Vernunft, oder vielmehr der Nothwendigkeit und der Gewohnheit weichen müsse. Wer hätte vor einem Jahre noch geglaubt, daß der weiße demokratisch-republikanische Adel von „Pfeffersack und Nadel" den Farbigen es erlauben werde, sich an der Seite von kaukasischen Rittern todtschießen zu lassen, um die bedrohte Republik zu retten?! Seht, auch Das ist so ein Stück Humor aus der Pandora's Büchse der göttlichen Vorsehung, welche als Potenz „nothwendiger Combinationen" über den Plänen der Menschen herrscht und sie fortreißt im Strom der Verhältnisse, so sehr sie sich auch sträuben mögen.

Am 2. December wurde die colossale Göttin der Freiheit, deren ich bei meinem letzten Besuche in Washington Erwähnung gethan, auf die Kuppel des Capitols gesetzt. Das ist ein gutes Omen. Die Rebellion liegt in den letzten Zügen; der Stern Louis Napoleon's ist im Sinken begriffen; seine Diplomatie hat ein Leipzig und ein Waterloo gefunden; die Völker Europa's beginnen wieder zu hoffen und diese Republik wird wie der Phönix verjüngt und veredelt aus der Asche des Bürgerkrieges erstehen. Mag man auch noch so sehr oft mit dem Kopfe an Dummheiten, Halbheiten und Schlechtigkeiten stoßen, so ist der Fortschritt im großen Tableau des Völkerlebens doch nicht zu verkennen. Die Wissenschaft verzweifelt am Fortschritt nicht und ist der Organismus auch krank, so ist die Heilung doch möglich, so lange in der großen Gemeinschaft wirkungsfähige, gesunde Theile am Leben erhalten bleiben. Der Süden hat als Einzelglied der Union eine paralitische Existenz begonnen; die Beziehungen der Einzelglieder und das Wohlsein des Ganzen sind für eine Weile gestört; das Leben des freien Staates ist paralysirt; doch die kranke junge Republik hat der gesunden Zellen noch genug, um zu genesen und gewaltig zu erstarken. So lange sämmtliche Errungenschaften der Wissenschaft und der Erfahrung nicht durch eine große Erdrevolution verloren gehen, kann der Rückschritt im Leben der Völker blos ein illusorischer, blos ein scheinbarer sein.

Auch mein Organismus war wieder einige Wochen hindurch in Folge störender Einwirkungen krankhaft; die Glieder waren ermattet, das Athmen schwer, das Gehirn beengt, das Herz beklommen. — Nun ist es wieder anders; die unfreiwilligen Zellen, welche Leben, Gesundheit und Krankheit bedingen, versagen mir den Dienst nicht mehr; jedes Glied ist wieder in voller Thätigkeit und das Leben hat seine Frische wieder und seinen Reiz. Wer nie krank war, kennt den Werth der Gesundheit nicht; so wie Der den Werth des täglichen Brodes nicht kennt, der nie gehungert.

Man hat mich wieder mit einigen Geschenken erfreut. Es giebt Geschenke, deren Geber man fürchten muß und es ist eben so schwer Geschenke zu geben, wie Geschenke zu nehmen, wenn sie den Geber ehren und den Nehmer erfreuen sollen. Hüte dich von dem ein Geschenk zu nehmen, den du nicht achten kannst. Die hier erwähnten Geber genießen meine volle Achtung und ihre kleine Gabe ist mir von hohem Werthe.

Herr J. M. Müller übersandte mir ein Exemplar seines patentirten *American Puzzle*, das in einer Anzahl von Triangeln besteht, mit welchen sich durch Combination die schönsten Formen construiren lassen. Für Knaben und junge Mädchen ist dieses Spiel der Triangulation besonders zu empfehlen, da es den Verstand schärft und den Geschmack für schöne Formen bildet.

Herr Wilhelm Kopp überreichte mir ein Exemplar seines Gesanges: „Freiheit für Alle!" der ebenfalls ein geistiges Puzzle ist, über das sich gar mancher geistlose Mensch den leeren Kopf zerbricht. — Das Lied wurde durch Ferdinand Barth in Musik gesetzt und durch Mary L. Booth in's Englische übertragen. Das Gedicht schrieb Herr Kopp, nachdem General-Major Fremont in Missouri abgesetzt worden war. Ich hatte Gelegenheit, das Lied vom Gesangverein in der Turnhalle vortragen zu hören. Es lautet:

An der Freiheit Baume lohend
Flammt empor die Rebellion,
Und es nah'n die Gluten drohend
Sich dem stolzen Gipfel schon;
Aber bleich und feige zagen,
Die das Volk gewählt als Hort,
Und nicht auszusprechen wagen
Sie das einz'ge Rettungswort.

Da, von des Mississippi Strande
Tönt es mächtig: Freiheit, Freiheit dem Knecht!
Fallen müssen die Sklavenbande
In dem Kampfe für Wahrheit und Recht,
Wollen wir wahrhaft der Freiheit genießen,
Uns ihrer köstlichen Früchte erfreu'n,
Muß sie für Alle dem Boden entsprießen,
Ewig verflucht das Sklaventhum sein.

Zündend fuhr durch des Aufruhrs Wetter
Dein Wort, o Fremont, ein leuchtender Strahl;
Jubelnd begrüßte das Volk dich, dich als Retter,
Als Befreier von Schande und Qual,
Morgenröthe war angebrochen,
Hinter uns lag die schmachvolle Nacht;
Denn das begeisternde Wort war gesprochen:
Freiheit, Freiheit für Alle, Freiheit sei Losung der Schlacht!

Doch es zitterten die Feigen
Vor des Adlers stolzem Flug.
Wahrheit durfte nie sich zeigen,
Wo am Ruder Lug und Trug;
Weil mit tödtlich scharfen Krallen
Du gefaßt der Feinde Schaar,
Mußtest du als Opfer fallen
Vor der Sklaverei Altar.
Aber dein Wort soll nimmer verhallen
Und ob dein eigenes Volk dich verräth,
Deutschlands Söhne stehen und fallen,
Wo dein Banner, wo dein Banner der Freiheit weht.
Deutschlands Söhne sie stehen und fallen,
Wo dein Banner, wo dein Banner der Freiheit weht.

Kommen muß endlich der Tag,
Wo die Lüge sinkt in den Staub
Vor der Wahrheit Macht;
Dann wird dein Ruf uns führen zum Siege, zum Siege,
Freiheit für Alle, Freiheit wird Loosung, Loosung der Schlacht.
Kommen muß, kommen muß endlich der Tag,
Wo die Lüge sinkt in den Staub
Vor der Wahrheit Macht.
Dann wird dein Ruf uns führen zum Siege, zum Siege,
Freiheit für Alle, Freiheit wird Loosung, Loosung der Schlacht.

Als historischer Nachklepper füge ich Kopp's Liede noch folgende Strophen *ex tempore* hinzu:

Schwer die Freiheit einst bedrohend
Krümmet sich die Rebellion.
Und der Freiheit Flammen lohend
Lecken der Verräther Thron.
Nicht mehr bleich und feige zagen,
Die das freie Volk gewählt,
Um den großen Wurf zu wagen,
So der Knechtschaft Tage zählt.

Hört ihr dort am Mississippi Strande
Das mächt'ge Wort: Freiheit und Recht!
Zerbrochen sei'n die Sklavenbande;
Frei sei der Sklave, frei sei der Knecht!
Missouri soll künftig der Freiheit genießen,
Den Boden wollen der Freiheit wir weih'n!

Fremont fiel durch der Wahrheit Krone;
Aber sein Ruf der Freiheit lebt fort.
Sein ist der Honig; — doch es frißt ihn die Drohne,
Sein ist das erste, das kühne Wort.
Schon ist der Tag uns angebrochen,
Hinter uns liegt die schmachvolle Nacht,
Und das Wort, das Fremont gesprochen:
Freiheit für Alle, Freiheit ist nun die Loosung der Schlacht.

Nimmer erzittern nun die Feigen,
Vor des Adlers lahmem Flug.
Wahrheit darf sich dort auch zeigen,
Wo lang herrschte Lug und Trug.
Endlich hat er mit scharfen Krallen
Jetzt erfaßt der Feinde Schaar,
Dem als Opfer du gefallen,
An der Sklaverei Altar.
Aber der falsche Ruhm muß verhallen;
Denn gerecht wird die Nachwelt sein.
Rebellion und Sklaverei wird fallen,
Und der Freiheit wird das Volk sich weih'n.
Aber der falsche Ruhm muß verhallen;
Denn gerecht, denn gerecht wird die Nachwelt sein.

Gekommen ist endlich der Tag,
Wo die Lüge sank in den Staub
Vor der Wahrheit Macht.
Dein Ruf, er führt uns endlich zum Siege, zum Siege,
Freiheit für Alle, Freiheit ist Loosung der Schlacht.
Gekommen, gekommen ist endlich der Tag,
Wo die Lüge sank in den Staub
Vor der Wahrheit Macht.
Und dein Ruf, er führt uns zum Siege, zum Siege,
Freiheit für Alle ist Loosung der Schlacht,
Freiheit für Alle ist Loosung, Loosung der Schlacht.

Ich habe fünf Tage in Detroit zugebracht und einige recht angenehme Momente genossen. Das Wetter war bis jetzt mehr herbstlich als winterlich und noch fiel kein Schnee für J. Reichle's prachtvolle Schlitten, die in seiner Fabrik auf Erlösung harren.

Schon seit einigen Jahren wollte ich von Detroit einen Abstecher nach dem Saginaw-Thal machen und immer wurde es aufgeschoben. Nun aber gab es keinen Aufschub mehr; ich mußte das gelobte Land sehen, „wo Salz in Strömen fließt." Ich nahm denn am 9. December Passage auf der Milwaukee und Detroit Eisenbahn, fuhr da 51 Meilen bis nach Fentonville, nahm hier die Stage, sechzehn Meilen nach Flint, und kam von da auf der Flint und Pere Marquette Bahn, 31 Meilen, nach East-Saginaw. Der Omnibus setzte mich mit vielen andern Passagieren im Bancroft House an's Trockene und Warme. Ein großes Hotel erster Klasse, das seit vorigem Juni so sehr frequentirt wird, daß sich Reisende zuweilen mit Betten auf dem Flur aufgeschlagen begnügen müssen. Mir gelang es ein Zimmer mit einem andern Schlafcollegen zu erhalten. Es sind hier zwei deutsche Gasthäuser, das des Herrn Stauber und

das des Herrn Lange, die aber stets mit Localboardern so überfüllt sind, daß ea ein Reisender nur ausnahmsweise ein Zimmer finden kann.

Ich war hier fremd in Israel und hatte keinen andern Haltpunkt als eine Empfehlung an den Lehrer Herrn Matz. Ich trottirte denn am nächsten Morgen nach der Schule und traf da den freundlichen Schulmann im Kreise seiner zahlreichen Schüler, die er nicht verlassen konnte, um mich mit andern Prominenzen bekannt zu machen. Der Zufall — wie man zu sagen pflegt — führte mich in der Nähe des Schulhauses mit dem Schauspieler Herrn Klipfel zusammen und mit ihm kam ich nach verschiedenen Besuchen zu Herrn Jakob Schön, der mich sogleich mit Beschlag belegt hat, da er die „Alte und neue Welt," die ich Anno 1837 — 1840 in Philadelphia redigirte, schon zu Prst in Ungarn im Casino gelesen, meine Reden nebrn Paine's Schriften in seiner Bibliothek stehen hat, da ich wenigstens dreißig Abonnenten für die Fackel erhalten müsse und ohne einen Vortrag von East-Saginaw nicht wegkommen könne. Die Anzeige wurde denn sogleich *stante pede* geschrieben und Herr Schön ließ es sich nicht nehmen, den Druck der Zettel zu besorgen und dafür zu bezahlen. Auch erbot er sich, meine Auslagen im Gasthause bei Lange zu bezahlen, wo ich mit Herrn Marrhausen vom Michigan Journal zusammen ein Zimmer bezog. Dagegen jedoch protestirend freute mich die freundliche Theilnahme an meinen Bestrebungen.

Am Tag meiner Ankunft wurde soben die Brücke eröffnet, welche über den Saginaw-Fluß gebaut, die Verbindung mit Saginaw City am jenseitigen Ufer erleichtert. Zwischen beiden Städten verkehrt regelmäßig jede halbe Stunde ein kleines Dampfboot und ein Anderes macht täglich die Fahrt nach Bay City, sechs Meilen von Ersi-Saginaw. In Gesellschaft des Reisenden von Gerhard's Reporter, Herrn Dänecke, eines sehr soliden jungen Mannes, fuhr ich nach Bay City. Die Fahrt wurde stellenweise durch Treibeis erschwert; doch der Regen, der anstatt Schnee sich eingestellt, ließ uns kein „Einfeiren" über Nacht besorgen. Bay City ist etwas höher gelegen als East-Saginaw und hat vor diesem, wenn auch keinen geschäftlichen, doch klimatischen Vorzug. — Das Städtchen hat an 2000 Einwohner, unter denen viele deutsche Geschäftsleute. Ihre Lage nahe der Mündung des Flusses, der Seecommunication am nächsten, gewährt ihr manche Vorzüge. Es sind hier mehre große Sägmühlen und der Handel mit Bauholz ist der Haupterwerbszweig des Platzes.

Ich kann wohl kaum nach einer Stadt in Amerika kommen, und wäre es am merikanischen Golf oder am Ober-See, am Tennessee oder an dem Potomac, wo ich nicht einen Deutschen träfe, der mich selbst oder die Fackel kennt. So traf ich denn auch zu Bay City einen Bekannten aus Boston, Herrn Babo. „Wo ist des Deutschen Vaterland?"

Das Saginaw Thal erstreckt sich in einer südwestlichen Richtung innerhalb vom Huron See, der Saginaw Bay und dem Saginaw Flusse, mit einem Area von 10,000 Quadratmeilen. Im engeren Sinne versteht man unter dem Saginaw-Thale blos jene Region, deren Geschäfte sich am Saginaw Flusse und an seinen größeren Tributarien concentriren. Das Land ist flach, reich an Holz und an manchen Stellen für Weizenbau geeignet. Die eigentliche Wichtigkeit erhielt dieses Thal von den Salzquellen. Der Geologist Dr. Houghton war der erste, der im Jahr 1838 über die Auffindung von Salzquellen an dem Tittabawasser, Cass und Flint Flüssen der Gesetzgebung von Michigan Bericht erstattet hat Erst im Jahre 1859, nachdem die Salzproduction durch ein Staaten-Bounty von 10 Procent encouragirt worden war, trat die „*East-Saginaw Salt Manufacturing Company*" mit einem Capital von $50,000 ins Leben. Die ersten Operationen wurden am 1. Mai 1859 begonnen und der erste Brunnen, 670 Fuß tief, ward zehn Monate später vollendet. Gegenwärtig sind 53 Salzwerke (*Blocks*) in Operation, welche zu 45 Faß per Tag, täglich die Totalsumme von 2,385 Faß (*Barrels*) produciren. Ja, die Operationen haben bereits solche Dimensionen angenommen, daß man die jährliche Production zu ein und einer viertel Millien Faß angiebt.

Bei solchem Reichthum eines der nützlichsten Produkte des Lebens ist es die natürliche Folge, daß East-Saginaw, das Centrum von Salz- und Bauholzoperationen, am östlichen Ufer des Saginaw Flusses gelegen, in dem kurzen Zeitraum von elf Jahren zu einer Stadt herangewachsen ist, welche — die Sägemühlen, Salzwerke, Ofenfabriken u. s. w. in ihrer Nähe mitgerechnet — 5000 Einwohner zählt. Der dritte Theil davon mag wohl aus Deutschen bestehen, unter denen mehre solide und wohlhabende Geschäftsleute. Das hervorragendste Contingent liefern auch hier die Wirthe. Da giebt es der Salons und Kneipen gar viele und einige recht hübsche. Ein deutscher Ungar, Namens Schmidt, war der Erste, der in seinem Salon dem deutschen Publikum Concerte zum Besten gab. Und wen traf ich da eints Abends am Piano „engagirt?" den Apotheker Schmidt, einen Wiener. Wie die Rollen des Menschen in diesem Lande wechseln! Wir hatten ea bei Rheinwein und Austern, Musik und Gesang, einen recht vergnügten Abend. Herr Heßler, Direktor des deutschen Musikcorps, sang die steiermärkischen Heimathsklänge auf der Violine vor und Klipfel sang einige komische Lieder.

East-Saginaw hat drei deutsche Bühnen; aber kein permanentes Schauspielerpersonal. Die Säle der Herren W. Straßburg, August Straßburg, Riezel und Bruske sind geräumig und dienen für Concerte und Bälle.

Sonntag am 13. December des Nachmittags sprach ich in Riegel's Halle vor einem zahlreichen Auditorium über das Thema: „Freiheit, oder: Unsere Zeit." Der Vortrag wurde mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen und Schön's Versprechen von dreißig Abonnenten hat sich in der That mehr als bewährt.

Des Abends bei Brucke Comödie, schauderhafte Comödie: die beiden Corsitaner Brüder, oder: die Blutrache! Und Ball bei W. Straßburg. Am heiligen Sonntag Comödie und Ball! Nu, das ist eben wieder ein Beweis, daß die Deutschen keine Verehrer der Sonntagsgesetze sind und daß auch hier zu East-Saginaw die *balance of power* in den Händen der Deutschen liege, um zu bösem deutschen Spiel gute Yankee-Miene zu machen. Ja, das war wieder einmal ein recht gemüthlicher deutscher Ball *a la Teuto Americain!* Ein echt demokratischer Ball, ohne Steifheit, das heißt ohne gesellige Steifheit, bunt, lustig und jovial. Ein reiches Feld für Studien auf dem Felde der Physiologie, Pathologie und Zotologie. Physiologisch interessant war die Erscheinung eines recht hübschen Mädchens, von dem man vor dem Tribunal des Michigen Journals, des Reporters und der Fackel mit wiederholtem Eide die Versicherung gab, daß — es ein Zwitter sei. Was, dieses Feuer in den Augen, diese Tanzlust sollte in einem Hermaphroditen wohnen? Nein, nein, es ist nicht möglich, sagten wir, bei Ermangelung einer Oculata, die zwar, wenn Alles wahr, was wir da gehört, eben nicht unmöglich gewesen wäre. Wenn ferner z. B. ein deutscher Arzt nicht gelogen hat, so steht es mit der Pathologie der hiesigen Amerikanerinnen ganz entsetzlich und ist die Hälfte von Dem wahr, was uns von den deutschen Frauen gesagt wurde, so ist zu besorgen, daß sich auf diesem sodomitischen Wege das sämmtliche weibliche Geschlecht im Zorne Gottes zu Salzquellen werde verwandeln müssen. Doch nein, ich nehme auch hier die Frauen in Schutz und tadle die Männer, die solche Sprache führen, die sich mit Siegen rühmen, die sie entweder wirklich gefeiert haben, oder unter deren falschen Flagge sie blos ihre schmähliche Niederlage zu verbergen suchen. Mag man das Prinzip der freien Liebe vertheidigen; mag man Mann und Weib ein volles Recht auf geschlechtliche Selbstständigkeit und freie Wahl einräumen, so verabscheue ich doch das Profane, das Gemeine, das Zotige im Punkt des Genusses, der nach allen Regeln der Vernunft vernünftigerweise veredelt werden soll und dessen Geheimnisse, als heilige Mysterien der Venus, verschwiegen bleiben müssen. Also nicht das Weib, das sich, im Moment der Leidenschaft hingerissen, einem Manne, etwa einem sehr unwürdigen Manne hingiebt, tadle ich, sondern den Mann, der sich mit Dem brüstet, was geheim sein soll, und nur ihn würde ich in eine Salzquelle verwandeln, wäre ich Gott, dem solche Metamorphosen *a la* Loth's Weib möglich sind. *Odi profanum!*

In Gesellschaft von Freunden und guten Bekannten mag an der Spitze der aufgeregten Heiterkeit die Zotologie ihre Pyramide haben und ihre Witze nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar um so angenehmer sein, je geistreicher sie sind; doch von Unbekannten umgeben, an öffentlichen Orten in Anwesenheit von Frauen und Mädchen den dicksten Schwengel die Sauglocke ziehen, das verträgt sich weder mit der Aesthetik des Schönen und Zarten, noch mit einer auf Vernunft basirten Moral. Gegen Das protestire ich ganz feierlich, auch wenn der Protest mißfallen oder künftig unbeachtet bleiben sollte. Obschon es Stellen in der Bibel giebt, bei denen die Unschuld schamroth werden muß, obschon auch Luther sehr viel geschweinigelt hat, und ich, nach Umständen selbst die feine Zote liebe; so würde ich doch Das nicht im Drucke geben, was ich im Ballsaal zu East-Saginaw gehört habe. Nur Einen Witz kann ich meinen freien Lesern und Leserinnen nicht vorenthalten, der mich wirklich frappirt hat. Wir saßen „in der Küche" um den Kaffeetisch, einige Männer und Frauen; da trat eine hübsche, noch lebensfrohe Vierzigerin herbei und Einer aus der Gesellschaft sprach zu ihr: „Vermag denn der kleine Zeiger den großen noch in Bewegung zu setzen?" Sie lächelte und ich stutzte; denn ich wußte, was zur Lösung des Sphynxes nothwendig war, daß — sie einen alten Mann hat.

Die Gesellschaft des Lehrers Watz auf dem Balle habe ich sehr vermißt. Wir, nämlich das erwähnte Triumvirat, versprachen ihn des Abends abzuholen; doch es war so finster, so schmutzig so regnerisch, daß wir nur eine Strecke des Weges, so lange das Bretter Trottoir unter den Füßen dauerte, zurücklegen konnten und ohne ihn den Weg aus der Kothlache nach der Blutlache und nach dem Balle machen mußten. So hat man oft bei wichtigen und weniger wichtigen Dingen in Bezug auf Worthalten die Meinung Anderer und den Schein gegen sich. Wer thut was er kann, thut Alles, was er soll, mag auch uns bei Watz entschuldigen.

Am 4. Januar 1863 wurde zu East-Saginaw ein deutscher Verein, Germania, gegründet und incorporirt. Die Tendenz ist körperliche und geistige Ausbildung, mit Ausschließung Alles dessen, was auf Religion Bezug hat. Der Verein eignet einen ganzen Block und ist schuldenfrei. Die Schulsection hat ein Schulhaus errichtet, 30 zu 80 Fuß. In zwei Zimmern ist Raum für 150 Schüler. Die Theilnahme der Deutschen bei Gründung der Schule ist anerkennenswerth. Ein Picnic zum Besten der Schule brachte einen Reinertrag von $6.00 und eine Ausstellung (*Fair*) $4.75. Die Turnsection eignet auf demselben Block eine Halle mit allen nöthigen Geräthschaften. Die Gesangsection gedeiht erfreulich unter Leitung des Lehrers Watz. Die Bibliotheksection hat eine Bibliothek von 500 Bänden.

Außer der Schule des Vereins bestehen noch andere deutsche Schulen mit streng

ausgesprochener biblischer Tendenz. Neben dem Elemente des "Unglaubens" wuchert üppig wie überall der orthodoxe Glaube, der in sieben Kirchen verschiedener Denominationen als das einzige Heil zur Seligwerdung gegen gebührende Stola gepredigt wird.

Auch in Saginaw besteht ein deutscher Verein mit freisinnigen Tendenzen, genannt Teutonia. Man hat eine noch kleine, doch gewählte Bibliothek. Die Schule wird gegenwärtig von Herrn Trackat geführt, dessen Kenntnisse und Moralität ihn zum Lehrer vollkommen qualificiren. Ich war hier einem Herrn Schulz empfohlen. Durch ihn und Herrn Trackat wurde der Fackel auch hier ein Feld eröffnet.

Saginaw City ist älter als East-Saginaw, zählt jedoch blos noch etwas über 2000 Einwohner. Es wohnen hier mehre solide deutsche Geschäftsleute und gebildete Männer. Die Lage ist sehr anmuthig. Salzwerke und Sägemühlen sind die Hauptzweige der Industrie.

Niegends fand ich das Nützliche im Geschäft mit dem Angenehmen so erfreulich gepaart wie in East-Saginaw; so daß hier Alles meine Erwartung übertroffen hat.

„Auch Hugel's mit der Harfe sei
zum Schlusse noch gedacht,
Und Weay's Meteorou,
Wo Paphia am Thron
In frivolen Liedern „macht."

Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen verließ ich East-Saginaw und fuhr per Eisenbahn nach Flint, wo ich Halt machte, um Herrn Ihm, einen alten Bekannten aus früherer Zeit zu besuchen. Flint ist eine sehr hübsche Stadt mit nahe 4000 Einwohnern, unter denen blos zehn deutsche Familien. Herr Ihm eignet da eine Brauerei, Hr. Riegler (aus Preßburg in Ungarn) eine Lichter- und Seifenfabrik und Herr Ryburg versieht den amerikanischen Gaumen mit Candies und Craakers. Flint hat Kirchen, Schulen, Zeitungen und Alles, was zum geistigen Leben einer christlich-amerikanischen Stadt nothwendig ist. Besonders erwähnungswerth ist hier das Taubstummen-Institut.

Nach Detroit zurückgekehrt, konnte ich wieder einige angenehme Momente genießen, besonders im englischen Opernhause, wo ich Miß Caroline Richings als „Diaresta" sah. Gesang und Spiel gut; das Orchester sehr schwach besetzt.

Am 17. December, durch den freundlichen Beamten der *Michigan Southern* und *Indiana Northern*, Herrn Knight, mit einem Paß versehen, fuhr ich, 63 Meilen, nach Toledo. Mein altes Absteigequartier, das Collin's Haus, wurde in McKenster Haus umgetauft und hat durch die Taufe Nichts verloren. Toledo hat der Deutschen sehr viele, doch kein Hotel erster Klasse! Die Fackel hat da warme Freunde; doch an angenehmen Momenten hat mir Toledo noch sehr wenig gespendet und zu dem Wenigen gehört wohl Hansen's, des radikalen Denkers, Treibhaus mit seinen schuldlosen Kindern der Natur, in einheimischem und erotischem Schmucke.

Zu den hervorragendsten deutschen Firmen gehören: Peter Lenk, Wilhelm Kraus, Brand u. Co., Henry Philipps und Wöhler. Zolleinnehmer ist gegenwärtig ein Deutscher: Bierbrauer Stephan und County Schatzmeister ist Dr. Braun.

Mein Reiseplan hat eine andere Richtung bekommen; anstatt von Toledo nach Peoria u. s. w. zu gehen, habe ich mich für Louisville und St. Louis bestimmt. So traf es sich denn, daß ich Fort Wayne, im Staate Indiana, berühren mußte, das ich seit etwa zehn Jahren nicht passirt hatte. Welche Ueberraschung! das frühere Städtchen mit seinen Bretterhäusern in eine compacte Stadt verwandelt zu finden. — In Europa baut man Häuser; hier werden Städte gebaut. Es ist wirklich fabelhaft, welche Dimensionen dieser junge republikanische Riese annimmt und es ist höchst interessant, während zwanzigjähriger Reisen, Städte, blühende Farmen und sonstige innere Verbesserungen in ihrem Embryo gesehen zu haben und einen Vergleich anzustellen zwischen der kurzen Periode von zwei Decaden und Jetzt. — Welch ein Coloß wird diese Republik nach fünfzig Jahren sein, wenn sie so glücklich ist, die Hydra der Sklaverei zu vernichten und aus dem gefährlichen Kampfe siegreich als Einheit hervorzugehen!!

Fort Wayne hat 23,000 Einwohner, unter denen 8000 Deutsche sein sollen. Das plattdeutsche Element ist vorherrschend und die Extreme des Katholicismus und des Altlutherthums berühren sich da, neben allerlei andern Abtegern der himmlischen Seligkeit, auf recht frappante Weise. Unter den vielen Kirchen „mit Menschenhänden gemacht," die wie Meilenzeiger den Menschen nach dem blauen Dunst des Himmels hinweisen, ragt stolz in ihrer Backsteinherrlichkeit die Kathedrale hervor. Die Geschäfte sind wohl niegends mehr durch die Kirche bedingt, als zu Fort Wayne. Alles gehört und Alles geht zur Kirche und mag es etwa ein Paar Dutzend geben, die frei und selbstständig genug sind keiner Kirche anzugehören, so sind ihre Kinder doch durch Taufe und Schule an dieselben gefesselt. Es war da, so schien es mir, keine Möglichkeit einen Menschen zu finden, der sich herbeiließe, für die Fackel Abonnenten zu sammeln; obschon es der geistig Freien Viele geben muß, da es mir sehr leicht war, in zwei Tagen *en passant* einige zwanzig Abonnenten zu finden. Die „Wohlhabenden und Gebildeten" sind meistens Kirchenvorsteher und bilden den „Verstand" der Gemeinde. Krethi und Plethi aber ist fanatisch und intolerant wie überall und würde Scheiterhaufen bauen, wenn die Kirche noch ihre frühere Macht besäße.

In einer Apotheke traf ich mit einem katholischen Priester zusammen, einem Oesterreicher. Er war eines jener Prachtexemplare von wissenschaftlicher Bildung und Jovialität, das im Ellbogen mehr Verstand besitzt, als der große gläubige Lümmel, das Volk, im Hirnkasten.—

Der Lümmel **will** betrogen sein; und man darf sich nicht wundern, daß sich Leute finden, die gegen guten Gehalt zu betrügen geneigt sind und die an Lügen sich gewöhnen, als wären sie unentbehrlich, um Andern den Weg nach dem Himmel zu zeigen. — Haßt mich denn dieses gläubige Heer unwissender Schaafe nicht wie den Teufel, weil ich die „Thorheit des blinden Glaubens" bekämpfe, indeß sie den Priester ehren und seine systematischen Lügen honoriren! Es wage es Einer von der Kanzel herab zu sagen: Christus sei nicht Gott und Maria keine Jungfrau und er wird gewiß die Kanzel nicht wieder betreten. Also: „Laßt die Narren Narren bleiben und sie Hokus Pokus treiben," sagte **Blumauer**.

Da ich aber Blumauer's Rath noch immer nicht selbst praktisch befolge, so wollte ich denn auch hier wieder in dieser bischöflichen Stadt einen Vortrag halten und zwar über das A B C der politischen und religiösen Freiheit. Doch es ist beim Wollen geblieben; denn als ich nach der durch einen Andern für mich bestellten Halle kam, da war weder Ofen noch Feuer da. Eine Stunde bei solcher Kälte in einem ungeheizten Raume sprechen, wäre Thierquälerei für den Sprecher und für die Zuhörer. Also Rechtsum, Marsch! und fort zog ich mit der Schaar, die da gekommen war. — Nur der **Polizei-Capitain** blieb zurück, um die zehn Minuten lang umsonst leuchtenden Gasflammen abzudrehen und das gefährliche Licht in sichere Finsterniß zu verwandeln. „Es werde Nacht!" — Und dennoch ist der Tag schon angebrochen.. Die Zeit ist vorüber, wo man die Kirche zur Richterin über das Wissen setzte. Und vorwärts, rastlos vorwärts drängt die Wissenschaft, deren Errungenschaften weder durch Heuchelei der Priester, noch durch die hartnäckige Dummheit des Volkes vernichtet werden können.

Ich habe zu Fort Wayne zwei alte Bekannte getroffen: Schreiner Eickhoff, ein vormaliges Mitglied meines Nationalisten-Vereins in New-York und Dr. Schmitz aus Philadelphia. Da tauchten denn der Erinnerungen gar viele auf und der Strom der Zeit in seinem Lauf wäscht eine nach der andern weg und über ein Kleines werden seine Wogen auch uns verschlingen und so fort, und immer fort, bis die Menschheit ihren Lauf vollbracht.

Fort Wayne, am Wabasch und Erie Canal gelegen, ist eine sehr rührige Geschäftsstadt, die Indianapolis beinahe zu überflügeln scheint.

Ich wohnte da in einem amerikanischen Haus mit deutschem Namen, im *Mayer House*, das sehr gut geführt wird. Auch die *Exchange* des Herrn Leßman kann Reisenden empfohlen werden.

Des Sonntags Nachmittag machte ich einen Spaziergang nach der Gartenwirthschaft des Herrn Nietsche, neben Beck's Brauerei. Das Sonntagsgesetz wird in Fort Wayne sehr streng gehalten, obschon das städtische Regiment **demokratisch** und man gewohnt ist, der republikanischen Partei alles Temperenzwesen und Muckerei in die Schuhe zu schieben. Das macht wohl zu Fort Wayne das finstere Lutherthum; denn der Katholicismus hat den Arbeiter noch in keinem Lande seiner Herrschaft um den Genuß des Sonntags betrogen.

Bei Nietsche wurde an einigen Tischen bei offener Thüre Karten gespielt, indeß man sich in der Stadt wie der Dieb bei Hinterpförtchen einschleicht, um seinen Ramsch zu spielen. Nur der „ungläubige" **Fischer** macht eine Ausnahme: er hält sein Lokal offen, läßt sich anklagen und — bezahlt die Strafe. Welcher Heroismus! Uebrigens sollte man sich dem Gesetze fügen: ist es ungerecht, oder unvernünftig, so agitire man dagegen, damit es aufgehoben werde.

Von Fort Wayne fuhr ich nach Logansport Ind. Hier wurde mir von Seiten meiner Abonnenten eine sehr, sehr freundliche Aufnahme zu Theil und trotz des Einen — den wir im Hof Dicke nennen — trotz des Demokraten mit dem Kreuze auf dem Rücken und dem Bein an der Schwelle des Zuchthauses, trotz dieses Einen, der vor Kurzem einen sehr impertinenten Brief an mich nach St. Paul abgehen ließ, um die Fackel abzubestellen, hat sich die Zahl meiner Freunde auch hier wieder vermehrt.

Als ich im Laden des Herrn Joseph Seiter bei einem Glas *Cider* saß, da öffnete sich die Thür und es überschattete mich ein dicker, zellenreicher Körper, und ohne noch das Gesicht gesehen zu haben, rief ich aus: ach, das ist ja Müller's Schatten! Und in der That, er war es, **Francis Müller**, der gemüthliche Sänger und Citherspieler. Da gab es denn ein Gaudium und alsbald kam es zum Beschluß, den Abend im Kreise von Bekannten bei Seiter zu feiern. Es war ein vergnügter, ein genußreicher Abend, wo ich glücklich war in allerlei Gefühlen und Erinnerungen gewiegt, die da auftauchten durch den Zauber der melancholischen Zither und ihrer Heimathsklänge, mich bald zum steyerischen Walzer hinreißend, bald in tiefe momentane Schwermuth versetzend, in deren Wogen ein „verlorenes Vaterland" auf und nieder tauchte. Auch der Catawba aus dem Laden des Herrn Rudolph, vormals Photograph zu Monroe, Mich., war ausgezeichnet. Sollte er das nicht gewesen sein? Er ist ja zu Put in Bay gewachsen! Etwa gar im Weingarten meines Freundes Rinckleff?

In Logansport ist das deutsche Element stark vertreten. Herr Borger hat da eine große Apotheke; Herr Branning eine gute Brauerei, Herr Kinzley gerbt Häute, Seiter macht Crackers für die Gesunden und Dr. Wedekind sorgt für die Kranken. Die Stadt am Wabash und Erie Canal gelegen, hat zwischen 5 und 6000 Einwohner. Es ist da ein Turn- und ein deutscher Unterstützungs-Verein, und ein sehr gutes Blechinstrumenten-Corps. Ich logirte im Barnet Haus, das sehr gut geführt wird. Es ist hier auch ein sehr gutes deutsches Haus, dessen Wirth jedoch, ein Gläubiger, so sehr den Fackler haßt, daß man verzweifeln möchte am Verstand

der Gläubigen die blos für sich selbst die Freiheit beanspruchen und für uns Ketzer Scheiterhaufen bauen würden, wenn sie die Macht hätten. Nur ein vernünftiger und dabei guter Mensch kann den Segen der gleichen Rechte würdigen; die Menschenrechte sind noch mehr geahnt als gekannt und am allerwenigsten noch geübt.

In Peru, Ind., angekommen, wurde eben Einer meiner Abonnenten, Herr Braunschweiger, begraben. Im Leben frei, konnte er es im Tode doch nicht verhindern, daß ein presbyterianischer Prediger für seine arme Seele bete. Die Menschen können eben ohne Pfaffen nicht sein: kaum geboren, wird die Taufe vollzogen, dann kommt die Trauung, dann die Leichenpredigt. Am Anfang, in der Mitte und am Ende überschlingt der Polypenarm des Pfaffenthums das arme Volk. — Das Volk aber will es so haben; also: es lebe das Pfaffenthum! *Pereat* die Vernunft!

Via Indianapolis nach Columbus, Ind., gefahren. Auch hier hat man mich sehr freundlich empfangen und ich bedauerte, nicht länger als einige Stunden verweilen zu können. Seit Kurzem besteht hier eine freideutsche Schule, unter tüchtiger Leitung. Uebernachtet zu Columbus am heiligen Christtag, heiter und froh; frühstückte mit amerikanischen Proletariern und dachte an den König der Proletarier, der nicht hatte wohin sein Haupt zu legen. Aber jener asketische Fabelkönig hatte ein gutes Herz; denn er schwärmte von Liebe, indeß unsere Proletarier der Faust meist rauh, anmaßend und stupid sind; so, daß sich der gebildete Mensch mit Liebe im Herzen sehr unbehaglich fühlt in ihrer Mitte. Ja, der Heiland, der Heiland, der da gesagt haben soll: „ich bin nicht gekommen um Frieden zu bringen, sondern das Schwert," hat auf den Trümmern der griechischen und römischen Civilisation wenig Erfreuliches aufgebaut und von seinen Prophezeihungen ist nur Eine eingetroffen: die vom Schwert.

„Reißt die Kreuze aus den Erden.
Alle sollen Schwerter werden!"

Nach dieser Melodie singt man seit der Kreuzigung des allmächtigen Gottes, der da kam, um — zu erlösen und dieses Lied wird man noch lange singen, ehe „das Reich einer vernünftigen Freiheit" zur Wahrheit wird.

Ich werde über dieses Thema zu Louisville, Ky., Sonntags den 27. December sprechen und gedenke das Neue Jahr in St. Louis zu beginnen. Also: Prost Neujahr! Einen freundlichen Gruß allen meinen Freunden, diesseits und jenseits des Oceans, zum Beginn des Jahres 1864, in der Hoffnung baldigen Wiedersehens!

Veränderung ist die Devise unseres Planeten — und wer heute da und morgen dort, fast jeden Tag an einem andern Ort, bei dem ist auch Nichts so sehr beständig wie der Wechsel. Bald Monotonie, bald Romantik der Außenwelt; bald Aufregung, bald Abspannung im Innern; bald Comfort und gute Küche; bald Strapazen und elendes Essen; bald gemüthliche, zuweilen sogar geistreiche Gesellschaft und meist stupide und rohe Umgebung — Das ist so das Caleidoscop, welches sich im steten Formenwechsel vor dem Auge des Reisenden herumwälzt, im bunten Mycrokosmos des Lebens. Und aus dem beständigen Wechsel, aus diesem Verkehr mit Menschen verschiedener Bildungsstufen und Charaktere sammelt man sich einen Ideenreichthum, Erfahrung und Weltkenntniß, so zu einer innern Ruhe führt, die einzig nur aus der richtigen Schätzung [illegible] Menschen, wie sie eben sind und aus dem unaufhaltsamen Lauf der Dinge entstehen kann. Liebe und edle Charaktere, geistige Bildung und Freisinn findet man in der großen Masse, der man auf Reisen begegnet, freilich nur sehr selten; aber man hat doch Muße genug sich selbst zu prüfen, seine eigenen Irrthümer und Thorheiten zu berücksichtigen, den Gang seiner eigenen geistigen Entwickelung in Anschlag zu bringen, um mit der menschlichen Natur nachsichtsvoll zu werden, um Fehler zu verzeihen und alles Böse und Rohe im Menschen mit deren Organisation und Verhältnissen in Rechnung zu bringen. Je mehr man sich mit der menschlichen Natur, ihren Tugenden und Verirrungen vertraut gemacht hat, desto mehr sinkt pharisäischer Stolz und Selbstüberschätzung, desto weniger baut man seinen Urtheilsspruch auf „Zurechnungsfähigkeit," womit Theologen und christliche Moralphilosophen so viel Aufwand machen. Ich denke so, weil ich so denken muß und nicht anders denken kann und Du denkst und handelst so, wie Du denken und handeln mußt," und in diesem Gesetz der Nothwendigkeit kann von Verdienst kaum die Rede sein, wenn nicht etwa Das der höheren, der edleren und glücklicheren Identität, an die sich gleichgestimmte, geistig ähnliche Wesen freudig hingeben.

In Louisville war ich wieder ausnahmsweise so glücklich, mit gleichgestimmten Menschen in Berührung zu kommen und von ihnen gleichsam auf den Händen getragen zu werden. Ja, es kann nicht geläugnet werden, man fühlt sich nur im Kreise solcher Menschen wohl, an die uns Liebe und Freundschaft oder Gesinnungsgleichheit binden — ihnen gegenüber erscheint das übrige Menschengeschlecht wie eine Ziffer, kalt und ohne inneren Werth, so sehr man auch für das Wohl der Menschheit glühen und ihr Opfer zu bringen, disponirt sein mag.

Bei meinem Vortrag waren über 200 Personen anwesend; doch nur wenige Frauenzimmer, woran wohl das Regenwetter Schuld war. In der vordersten Reihe des Auditoriums saß ein Greis von neunzig Jahren, Herr Ehrmann, Vater von fünf Söhnen, von denen der älteste fünfzig Jahre alt und Jeder dem glücklichen Vater an Freisinnigkeit und Tugend gleich ist. Es giebt keine größere Ungerechtigkeit als die der Gläubigen im Allgemeinen, die da behaupten, ein Mensch, der keine Religion habe, könne kein guter Mensch sein. Ach, die armen verblendeten Leute vergessen in ihrem Wahn, daß man neben Religion und Kir-

che den Galgen und das Gefängniß nicht entbehren kann, um die Gesellschaft gegen die Verbrechen von Gläubigen zu schützen. Religion und Moral sind so verschieden wie Himmel und Erde und der Glaube ist der schwächste Hemmschuh gegen Laster und Verbrechen; er war vielmehr die ergiebigste Quelle derselben, wie die Geschichte es hinlänglich beweis't. Ich habe ja selbst einst geglaubt und gebetet und war weder besser noch so glücklich wie ich jetzt bin, da ich, des theologischen Glaubens bar, nicht mehr bete. Wie könnte denn auch das Gebet eines armen schwachen Geschöpfes den Willen, die Allmacht und Weisheit eines Schöpfers beeinflußen, zugegeben es gäbe einen solchen persönlichen Gott, den der Mensch sich nach seinem eigenen Bilde schafft und mit der Superlative menschlicher Eigenschaften ausschmückt!?

Mit meiner Ansicht über den Heiland schien die Versammlung wie einstimmig zufrieden zu sein; doch meine „Gleichberechtigung der Menschenrassen," welche das Schwert unseres gegenwärtigen Kampfes, ohne das Verdienst derer, die es aus der Scheide zogen, unbedingt zur endlichen Folge haben muß, hat auf mehrseitige Opposition gestoßen. Auch diese wird verstummen in des Verhängnisses mächtigem Strom, welcher Politiker und Staatsmänner als Cadavera an's Ufer wirft, falls sie sich seinem Laufe frevelnd widersetzen.

Die alte Garde ist dem „Fackel" treu geblieben und ihre Zahl hat sich um einige zwanzig Rekruten vermehrt. Ein Zeichen, wie ich mich bei dieser Tour an manchen Orten überzeugen konnte, daß die geistlichen Herren trotz aller Kirchen und Traktätchen uns nicht alles Terrain entzogen haben und auch nicht im Stande sind, trotz aller Anstrengungen es dem Volke zu entziehen. Der Saame, der gesäet wird, der geht auch auf und wird Früchte tragen. Um das auszurotten, was theologischer Wahn und Trug in Jahrhunderten gesäet haben, dazu gehört freilich mehr als einige Dekaden. Doch Wissenschaft und Negation haben in neuester Zeit bedeutende Kräfte hervorgerufen, die am alten Gebäude des orthodoxen Glaubens rütteln und seine Existenz ist blos eine Frage der Zeit — keine Macht vermag es, ihn für die nächsten Jahrhunderte zu retten.

Gefälligkeiten erheischen stets Dank und so kann ich denn nicht versäumen, den Herren Sauermann, Apotheker Stein, Stephan Schmidt und meinem braven Agenten, dem jovialen Wiener, Herrn Steiner, für ihre Theilnahme an der Fackel laut zu danken.

Von Louisville — durch Herrn Stein nach Jeffersonville begleitet — fuhr ich *via* Seymour nach Evansville, um zu sehen, ob nicht auch in dieser alten demokratischen Burg endlich „durch den Drang militärischer Nothwendigkeit" einige freisinnige Lichtfunken die Nacht der Orthodoxie durchdrungen haben. Und, in der That, sie haben sie durchdrungen. Ich machte die Reise nach Evansville auch darum, um zu sehen, ob die letzten zwei Stützen der Fackel, die ich seit zwei Jahren nicht besucht hatte, noch unter den Lebenden sind. Sie waren es; der freisinnige Abt (App) noch immer in Stiefeln und Schuhen machend, und der nicht minder freisinnige Bischof, soeben im Begriff eine neue deutsche Zeitung zu etabliren. Die Zahl der Stützen hat sich namhaft vermehrt. Ich habe hier das Jahr 1863 geschlossen; habe in einem comfortablen Zimmer am Sylvesterabend, einsam und allein, ferne von den Meinigen, allerlei Betrachtungen angestellt und indeß es draußen stürmte und tobte, als wollte der Demon des Winters alle Genien des organischen Lebens für immer vernichten, war es still und ruhig in meinem innern Hafen und ich fühlte mich mit namenloser Dankbarkeit beseelt; denn ich hatte ja Ursache, mich glücklich zu preisen und hatte blos Einen Wunsch, daß es noch lange so bleiben möge. Vollkommenes Glück giebt es auf Erden nicht; wer innern Frieden genießt, gesund, unabhängig und frei von Nahrungssorgen ist, den nenne ich reich und wen der äußere Druck der Verhältnisse, über die man nicht gebieten kann, nicht innerlich elend macht, wen unabänderliche Leiden, die mit Weh sein Herz erfüllen, nicht gänzlich zu Boden drücken, der mag wohl Anspruch machen auf Weisheit.

—

Januar, 1864.

Eintausend—achthundert—und—eins von Eintausend—achthundert—vierundsechzig subtrahirt, giebt das Facit der Jahre, so ich durchlebt und durchschlafen, durchweint udn durchlacht, durchlitten und durchschwelgt habe an sinnlichen u. geistigen Genüssen. Eine hohe Zahl für den individuellen Menschen und doch nur ein kaum merkbares Theilchen der Ewigkeit, welche sich zu Jahren verhält wie die Gattung zum Individuum. Als Individuum habe ich bereits lange gelebt; denn man nennt mich ja alt, so ungerne ich es auch hören mag; ich habe viele Reisen gemacht, und so habe ich denn auch darüber Andern Vieles erzählt; ich habe Vieles gelesen und weiß endlich, daß ich wenig weiß; ich habe viel geschrieben und Einiges, das noch nach einem Jahrhundert gelesen werden wird; ich habe auch viel geliebt und bin auch von so Manchem und so Mancher geliebt worden; ich gehöre also nicht gerade zu den ganz gewöhnlichen und alltäglichen Individualitäten, die in den „großen Menschenzügen" wie an der Oberfläche des Meeres hinschwimmende Quallen eine Weile zappeln und —verschwinden, ohne eine andere Spur zurückzulassen, als daß sie — wenn eben auch keine Eier legten wie eine Musquite — doch ihr Geschlecht fortpflanzten, sei es nun auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege, was für den Naturforscher und Philosophen von keinem Belange des Vorzugs sein kann. Aber ein Individuum bleibt doch immer nur ein Individuum und selbst eine Million von Pflanzen, Thier- oder Menschen-Individuen sind im All fast für Nichts in Anschlag zu bringen. Mögen auch einzelne Menschen wie der Elephant an der Spitze von kleinen Thiergattungen einherschreiten, oder

wie der Hay keine Fische verschlingen, so sind sie doch immer nur Individuen, wie der Elephant und der Hay, oder das Eichhorn und die Ratte, der Löwe und die Katze.

Das **Neue Jahr**, das um Mitternacht auf den Schwingen der Unendlichkeit heranzieht, in deren ewigem Schooße der Begriff von Raum und Zeit verschwindet, das Neue Jahr, oder vielmehr der **erste Tag** eines neuen Jahres ist für den Menschen, der als Endliches mehr oder weniger an das Endliche gefesselt, ein wichtigerer Tag als jeder andere, an dem er sich mehr als sonst allerlei Erinnerungen, Reflexionen Wünschen und Besorgnissen hingiebt.

Mir ist der Moment des Neuen Jahres 1864 im Schlafe vorübergezogen und ohne Andern Etwas zu wünschen oder Wünsche von Andern zu empfangen, vernahm ich kein **Prosit Neujahr** — wie es in freundlichen Kreisen in Millionen Stimmen alljährlich zu erschallen pflegt.

Ahasveros geht mit vereinzelt und allein durch's Leben hin. Anstatt im Kreise meiner Familie zu erwachen, anstatt Freundschafts- und Etiquette-Besuche zu machen, fuhr ich des Morgens in einer Droschke, *alias Hack* — da der Omnibustreiber den alten Rauch von gestern noch nicht ausgeschlafen hatte — aus dem *American Hotel* zu Evansville nach dem Depot, löste da meine Karte nach Terre Haute und nahm Platz in einem Waggon der ersten Klasse, was sich wohl hier zu Lande von selbst versteht, da es nur äußerst wenige (Weiße) giebt, die aus Armuth gezwungen sind, im Waggon zweiter Klasse zu reisen. Ja, Rauchwaggons, Schlafwaggons und Waggon **zweiter Klasse** gehören bei uns blos zur Ausnahme auf einzelnen Bahnen, die große Städte verbinden. Das **Warum?** ist leicht gefunden. Das Reisepublikum, welches sich im Waggon zu Evansville gesammelt hatte, gehörte der Bildung und dem Benehmen nach nicht nur nicht zur ersten Klasse, sondern zur letzten Klasse die es in der Stufenleiter der Gemeinheit und der Rohheit bei einem civilisirten Volke geben mag. Da an der Locomotive Etwas auszubessern war, hatten wir drei Stunden im Depot zu sitzen. Da mag man sich wohl mit Recht in die innersten Schächte seines Selbst zurückziehen, um in den Petrefacten der Erinnerung Schätze zu graben, oder zu einem Buche Zuflucht nehmen, das dem Geist den Mangel an geistigem Verkehr mit einem lebenden Wesen ersetzt. Ein solcher Ersatz war mir hier weit mehr als je sonst wo nothwendig. Da gab es kein schönes Weib an dessen Zügen man sich hätte laben können; da gab es nicht nur keine *Ladies* in diesem Waggon, wo ich Platz nahm, sondern auch nicht Einen *Gentleman*, dem Rocke oder dem Benehmen nach. Grobe Fäuste und grobe Manieren; junge Bengel und *Loafers*, bei deren Anblick man unwillkührlich an die Tasche greift um zu sehen, ob die Brieftasche noch fest stickt; Individuen der *bone and sinew* Klasse, uniformirte Soldaten und Rekruten — das war meine Reisegesellschaft am ersten Tage des Neuen Jahres. Da wurde gesungen und gepfiffen und mit den Füßen getrommelt; der Eine gefiel sich im Boxen, der Andere im Schwingen der Whiskey-Flasche, und der Dritte im Schaukeln an den Lehnen der Sitze. Da hörte man kein vernünftiges Wort; desto mehr Flüche von *God damn* und *By Jesus*. Man konnte den Raum, in welchen diese civilisirten Bestien eingeschlossen waren, füglich eine „Synagoge der Rohheit" nennen, wo die dummen Gespräche, das Singen und Pfeifen zuweilen mit einem gellenden Jauchzen durchbrochen wurde, ähnlich dem Kriegsgeschrei der Indianer. Es war dies keine sarmatische Rohheit mit französischer Schminke; es war dies keine Rohheit, die sich ihrer Produktionen in Anwesenheit von Fremden oder Gebildeten schämt; es war der reinste Abguß, oder vielmehr der schmutzigste Abguß der echten **amerikanischen Rohheit**. Eine Gesellschaft, wo Jene, die ruhig saßen und Zuschauer waren, durch Lachen und Lächeln der Flegelei und Gemeinheit ihren stillen Beifall zollten. Und Das sind **souveraine Bürger**, dachte ich, dies sind Freiheitskämpfer die mit drei bis vierhundert Dollars Bounty gekauft in's Feld ziehen, um die Union zu retten. Da hätte freilich mein alter Freund **Diezel**, der nicht mehr unter den Lebenden wandelt, mit Entrüstung ausgerufen: „Die Knute für diese Kerle; sie sind der Freiheit nicht werth!" Ja, man wird in der That oft versucht, in diesen Ruf der Entrüstung einzustimmen; doch — **Ein** Geistesmord, **Eine** politische Einkerkerung, oder Verbannung des geistigen Verdienstes, der socialen Tugenden wegen, ist hinreichend, um mich mit dem **republikanischen** Pöbel zu versöhnen, der glaubt, die Freiheit sei das Reich der Willkühr, der Effecte und Leidenschaften. Die Personalität ist das Resultat der Einschränkung, es ist überhaupt das Ungöttliche an dem Menschen und die Entrüstung über individuelle Rohheit, der Ekel vor Gemeinheit giebt dem Gebildeten, dem sittlich Guten noch immer kein Recht, sich an seiner eigenen Individualität zu ergötzen; welch' Ergötzen man füglich eine Art von geistiger Onanie nennen darf. Der Mensch ist, was er in Folge seiner Organisation, seiner Entwickelung, seines Umganges, seiner politischen und socialen Stellung nach **sein muß**. Also schonend hat man sogar **amerikanische** Rohheit zu beurtheilen; doch ihre nähere Berührung ist mir ein Greuel, eine Pest, so mich tief und schmerzlich afficirt. Die Welt ist eben eine vielrädrige Maschine, die so gehen muß, und nicht anders getrieben werden kann, als sie getrieben werden **muß**. Der Theolog, oder ein in die **Schwere** und **Größe** seines Ich verliebter radikaler Schriftsteller möge sich gegen dieses **Muß** auflehnen, dem tief denkenden Naturforscher ist es der Schlußstein der Erkenntniß; daher auch Theologen, hochmüthige Egoisten und Gläubige am unduldsamsten und am meisten bereit sind zu verdammen.

Endlich verließen wir das Depot und erreichten bald Vincennes „eine arme Landstadt, die viele Deutsche hat." Mich

fahen die dortigen Deutschen nicht; denn sie sind mir weiter Nordpol dem Südpol entgegengesetzt.

In der erwähnten „schlechten Gesellschaft" fand ich einen guten Gesellschafter an Jac. Moleschott über Georg Forster, den Naturforscher des Volkes, ein Werk, das mich ein guter Geist in Louisville kaufen hieß. Der geistreiche, der bescheidene Georg Forster, der Weltumsegler, der Naturforscher und ein souverainer amerikanischer Bürger der *God damn* Klasse — welch ein Unterschied! Und doch war es eben auch Forster, dessen Forschergeist ihn gelehrt hat, den Menschen als Das hinzunehmen, was er ist, weil er eben Das ist, was er sein muß. Ich empfehle dieses Werk meinen Lesern: es ist ein Schatz und ich werde, für meine Pflicht es haltend, aus diesem Schatze Diamanten entlehnen und sie gelegentlich der Fackel einreihen. Denn, wie Constantin Hering sagt: „Jeder lese, alt und jung, so viel sein Beruf ihm gestattet — doch Jeder soll auch Rechenschaft ablegen an die Hausgenossen über Das, was er gelesen; besprochen muß es werden." Ja, der Mensch bildet sich im Verkehr mit gebildeten Menschen und was man gelesen und richtig verdaut hat, das wird zum geistigen Eigenthum, das für sich selbst und Andere reiche Zinsen trägt.

Als wir vor Vincennes hielten, verlangte die Magenlampe, in welcher das Frühstück von Evansville bereits verbrannt war neuen Aufguß und, siehe da, ein deutscher Wirth vom Prairie Hause erbot sich, gegen 25 Cents ein Stück Huhn und Brod an Bord zu bringen. Himmel, welch' ein Huhn! Das Fleisch wie Gummielastikum, die Haut wie Juchten. Vergebens versuchten sich meine Zähne an diesem Fleisch; ich aß das Brod und warf das Huhn über Bord; mit dem Wunsche, daß es einem Hunde mit scharfen Zähnen als Leckerbissen am Neujahrstag dienen möge.

Als wir, das wilde Chor von Rekruten und *Loafers* an's Land speiend, einige Meilen von Vincennes abgefahren waren, wurde Halt gemacht und das: *what is the matter?* wurde alsbald durch eine langsame Rückfahrt beantwortet, wo wir, abermal am fatalen Prairie House anhaltend, die gute Botschaft vernahmen, daß die Locomotive außer Ordnung und wir bis morgen früh um acht Uhr liegen bleiben müssen. Welche Lust gewährt das Reisen! Fahrenheit stand 24 Grad unter Null. Der glühende Ofen vermochte es nicht, den Waggon zu durchwärmen. Welche Wohlthat war es da einen Pelz zu haben! Die Felder waren in des Winters Leichentuch gehüllt und die Wälder standen da ihres grünen Blüthenschmuckes beraubt, gleich schwarzen Leidtragern mit gepuderten Perücken. Alles Leben nach Außen hin lag in starrem Todeskrampf und bald vernahmen wir die Kunde von erfrornen Händen und Füßen; ja, selbst von erfrorenen Menschen. Wir aber konnten uns glücklich preisen, im Prairie Haus Obdach zu finden, ohne über den schauderhaften Fraß zu murren, den uns der edle Wirth für 35 Cents per Mahlzeit aufgetischt hat. „Der Mensch leidet und ist blos vergleichungsweise unglücklich." Mir ist dieses Axiom eine tröstende Lehre, mit der sich jedoch meine Sarah durchaus nicht begnügen will, die mir ihr eigenes Ich als höchsteigene Identität vorhält, die selbst glücklich sein will, ohne Trost bei größeren Leiden Anderer zu finden. Ich ist eben nicht Du und Du nicht Ich und jeder Mann und jede Frau ist ein für sich abgeschlossenes, naturwüchsiges Ganze. — Wenn der Zwiespalt zwischen Ich und Du nur nicht zu groß ist, so mag die Harmonie zwischen Beiden noch immerhin bestehen — und da dieser Zwiespalt auch zwischen Samuel Ich und Sarah Du eben kein besonders großer und streng markirter ist so preise ich denn auch unsere Ehe für eine glückliche in deren Paradies nicht immerwährend Zephyre mit Blumen kosten, aber auch kein verheerender Sturm tobte, der zarten Blüthen des Gemüt es vernichtet. Doch was geht Das den Leser an? Sehr viel; der denkende Mensch interessirt sich für den Menschen und im Individuum spiegelt sich die Menschheit.

Festgerannt auf den Schienen entschwand uns endlich der erste Tag des Jahres, und ein gutes Bett war allerrings eine „gute Gabe Gottes" im Prairie Haus.

Entsetzlich! der Wirth vernahm, daß ich ein „Zeitungsschreiber" sei und da Wirthe Ursache haben, Zeitungsschreiber der Kritik wegen zu respektiren, so sann er auf einen Plan, sich zu rächen und dieser Rache mußten seine jüngsten Hühner zum Opfer fallen, damit der Abendfraß durch ein gutes Frühstück gesühnt werde. Ja, sogar für Pfannkuchen sorgte die Hausfrau, obschon das Dutzend Eier eben 50 Cents kostet.

Zeitungsschreiber sollten auf Reisen ihren Namen stets mit dem Prädikate ihres Domains in das Fremdenbuch eintragen. Das Meinige ist „von der Fackel," "*of the Torch*," von dem ich auch in der That, theils aus Laune, theils aus obigem Grunde wirklichen Respektes, schon mehrmal Gebrauch gemacht habe. Guter Rath ist nie zu verachten und Lebensklugheit stets zu empfehlen.

Nicht um 8 Uhr des Morgens, doch endlich um 1 Uhr *P. M.* erschien der Zug von Evansville und wir fuhren ungehindert nach Terre Haute. Auch hier stand es seit zwei Jahren mit der Fackel so schlecht wie in Evansville. Auch hier setzte ich 12 Dollars auf zehn, um zu sehen, ob meine drei alten Abonnenten, Lange, der gegenwärtige Mayor, Bäcker Frey und Metzger Seeburger noch leben. Sie leben — und ihr Leben für die Fackel hat sich mit dem Leben Anderer vermählt. Ob diese erfreuliche Zunahme der Abonnenten Folge des geistigen Fortschritts im Volke, oder Folge der Fluth von Greenbacks, das wage ich eben nicht zu entscheiden. Vielleicht ist Beides der Fall; denn der Krieg hat das Dunkelthum gebrochen und so manchen

Ring der Sklaverei des Geistes zersprengt; indeß der finanzielle Zauberer Chase das antediluvianische Klagen über schlechte Zeiten gänzlich zum Schweigen gebracht hat. Die Soldaten verdienen viel Geld; doch wie Fische aus den Händen von Knaben entschlüpft das Geld den Händen der Soldaten und wird, wie das Blut nach Harvey's Lehre, zum Kreislauf im Gesammtkörper des Volkes.

Ich habe oftmal gesagt: wären die Menschen vernünftiger und besser, so müßten auch die Zeiten besser sein. — Nun aber sind diese meine Worte zu Schanden geworden; denn man wird uns doch nicht beweisen wollen, daß der Kriegszustand ein vernünftiger Zustand *in abstracto* sei, oder daß der Krieg den Menschen in der Soldatenjacke besser mache? Nun das Leben ist eben geschwängert mit Paradoxen der Natur. Paradox ist es wohl auch, wenn nicht etwa sogar absurd, daß Generäle und Gemeine gleich souveraine Bürger, daß sie für die Freiheit und Einheit der Republik zu kämpfen moralisch verpflichtet, daß sie dem gleichen Loose der Verstümmelung und des Todes auf dem Schlachtfelde ausgesetzt sind und dennoch in pecuniärer Hinsicht höchst ungleich honorirt werden. Doch wir sind ja keine Spartaner und so mag denn diese, etwa nur wie scheinbare Absurdität vor dem Tribunale einer modernen Republik, welche eben in ihrer ersten Häutung begriffen ist, als eine ganz vernünftige Maaßregel und politische Nothwendigkeit erscheinen. Ueber Paradoxa soll man sich nicht lange streiten und hat z. B. Herr Lincoln auch nie als Soldat gedient, so ist er doch *Commander in Chief* und befugt, aus einem Scheck Politikern u. Advokaten ein Schock General-Majore zu machen. Wie in gewissen Fällen heterogener Connexionen der Appetit beim Essen kömmt, was gewiß auch paradox, so macht auch zuweilen das Glück des Advokaten auf dem Schlachtfelde ihn zum Helden. „Es fasse, wer es fassen kann."

Ich habe seit einigen Wochen mehr Soldaten in den Waggons gesehen, als vor dem Kriege in zwanzig Jahren auf allen meinen Reisen. Was war das trojanische Roß im Vergleich mit diesen dampfgezogenen, bajonetbespickten modernen Archen des Fortschrittes!? *A mere fizzle.*

Wo man hinblickt und wo man hintritt, stoßt man auf einen Blauangetaufenen. Dieser Fluth von Bounty-Patriotismus kann der rebellische Süden trotz seiner heroischen, fast wahnsinnigen Aufopferung unmöglich noch viel länger widerstehen. Dixie soll und wird fallen; aber seinen Fall, obschon für eine schlechte Sache, wird die spätere Geschichte einem Heldenthum von Thermopylä gleichstellen. „Der Wille des Menschen ist oft besser als die That und wer im Glauben für sein Recht Hab und Gut, sein Leben, sein Alles in die Schanze schlägt, der stirbt des Helden Tod, gleichviel ob sein Glaube auf Vernunft oder Irrthum basirt war." Jedem das Seine. Von moralischer Größe für ein höheres Prinzip kann da freilich eben so wenig die Rede sein, als von einem Verdienste Lincoln's, daß der Sklave frei wird.

Auf dem geistigen Gebiete habe ich über Terre Haute zu berichten, daß Herr Kenneke der deutsch-amerikanischen Göttin Thalia einen recht hübschen Tempel erbaut hat, mit dem allerdings bescheidenen Namen: Concert Hall. Im Gebiete des guten Geschmackes im Reiche der Gourmandie hat der Deutsche von Terre Haut noch keinen Tempel gebaut, genannt: Deutsches Hotel; doch bietet Herr Grobe — der seinem Namen nicht im Mindesten entspricht — dem Feinschmecker ganz vorzüglichen Rheinwein in einem recht gemüthlichen Locale. Und die Aufwärterinnen in *Buntin's House?* Nun, die setzen den Gästen gute Gerichte vor, liebäugeln mit den Jungen und vernachlässigen die Alten. Ja, Eine dieser ignoranten Drahtpuppen sagte mir sogar, als ich eines Mittags an einem unbesetzten Tisch Platz nehmen wollte: *This seat is engaged.* "*If you engage seats for others, you have to turn the chair over*, erwiederte ich und setzte mich. Sie warf einen Basiliskenblick auf mich und als sie mir die Speisen vorsetzte, verlangte ich barsch und ohne *please* ein Glas Wasser, um ihr begreiflich zu machen, daß sie, wenn gleich *Lady*, dem amerikanischen Sprachgebrauch nach, dennoch Aufwärterin ist. Gebt mir eine östreichische Kellnerin mit ihrer Naivetät und Liebenswürdigkeit zur Bedienung! Die arroganten und steifen Gänse, die meisten dieser *Ladies-waiters* in amerikanischen Hotels, sind mir zum Eckel wie zähes *Beefsteak* und Kaffee-Surrogat.

„Willst Du um gutes Weißbier Dich umseh'n,
Mußt Du zu Steinmehl und Meyer gehen."

Und das ist Alles, was ich über den materiellen Fortschritt von Terre Haute dieses Mal zu sagen habe.

Von Terre Haute fuhr ich nach St. Louis. Auch auf dieser Fahrt hat der Fortschritt in der Kriegswissenschaft die letzte Spur von socialer Etiquette verwischt. Es wurde im Waggon erster Klasse geraucht, gekaut und gespuckt, daß es eine Freude war sich halb geräuchert an der Tabaksbrühe zu ergötzen. Ein Glück für Ladies, daß für sie ein eigener Harem reservirt ist, in welchen sich ein *Gentleman without a Lady* nur durch Ueberlistung des Cerberus einschmuggeln kann. Unser Waggon entsprach ganz dem Rauch- und Spuckpersonale. Die Sitze eng und schmutzig; der Plaffond zerrissen, so daß die Tapetenfetzen im Schornsteindunkel wie geflügelte Engelchen sich präsentirten, die sich da anklammerten, um nicht zu ersticken. Das *odi profanum* hat sich mir auch auf dieser Fahrt recht tief in die Seele eingeprägt. Forster stand mir auch hier als tröstender Gesellschafter zur Seite, und die gefrornen Fenster unterhielten mich mit ihren grotesken Gebilden, ihren Bergen und Schluchten, ihren Pflanzen und Physiogno-

mien, indem sie mich zugleich belehrten, daß weder Gebirgen, noch Pflanzen und Physiognomien der Form nach eine „höhere Absicht" zu Grunde liege und daß sie blos der willkührliche Abdruck des Nothwendigkeitsgesetzes verschiedener Combinationen der Natur sind. Sollen darum die Gebirge weniger erhaben, die Pflanzen und Blumen weniger schön und die verschiedenen Formen der Thiere und der Menschen von geringerem Interesse für das Auge des Beschauers sein? Soll der Reichthum der Phantasie im Gebiete der Realität zur Armuth werden, wenn man aufhört das Erhabene, das Schöne, das Wahre, das Reale durch die Brille des Transcendenten, des Ueberirdischen, des Illusorischen zu betrachten? Nimmermehr. Es wäre Thorheit so Etwas anzunehmen oder sogar zuzugeben.

Indem wir den Mississippi des Nachts hätten passiren müssen, um nach St. Louis zu kommen, und der Eisbrücke noch nicht ganz zu trauen war, befolgte ich den Rath eines deutschen alten Herrn, dessen Bekanntschaft ich auf der Fahrt gemacht habe, und blieb mit ihm über Nacht zu Alton; um so mehr, da wir schon am nächsten Morgen um 9 Uhr Gelegenheit hatten, mit einem Zuge nach East St. Louis zu gehen.

St. Louis, mit seinen schneebedeckten Dächern, die lange Reihe von Dampfbooten fest eingefroren, die Eisdecke des breiten Stromes, auf dessen temporären Brücke Hunderte von Menschen sich bewegen, und wo trotz der intensiven Kälte in Zelten und Buden Erfrischungen verkauft werden, diese hier ganz ungewohnten Raritäten und Seltenheiten bieten eine imposante Winterlandschaft dar, deren Gleiches uns im Nordwesten jedes Jahr vier bis fünf Monate hindurch zu Theil wird. Es scheint, als solle sich der Süden auch climatisch überzeugen, daß der Norden sein Herr geworden; denn die Macht des Sturmes und der Kälte, so sich in den Felsengebirgen erhob und den ganzen Nordwesten mit Schauder durchzog, ha sich vibrirend bis nach dem merikanische Golf erstreckt und selbst von der Insel Nr. 10 wird uns das Erfrieren einiger Menschen berichtet. In Wisconsin, Iowa, Missouri und andern westlichen Staaten varirte das Thermometer von 15 und 35 Grad, indeß in Minnesota das Quecksilber auf 38 bis 45 Fahrenheit sank. Wohl Allen, die bei solcher Kälte sich eines warmen Obdaches erfreuen! Aber, ach, wie viele Tausend Arme leiden Mangel an Holz und frieren! Und so wie die Menschen leiden auch die Hausthiere, für die in den westlichen Staaten im Allgemeinen schlecht oder gar nicht durch Ställe gesorgt wird. Es ist kein Wunder, daß sich die Gläubigen, durch Entbehrungen und Leiden gedrückt, nach den Freuden des Himmels sehnen; doch wo ist der Himmel? Dort oben, wo der Kälte wegen keine Vegetation, kein Leben möglich ist? Dem Glauben aber ist Alles möglich und die Empfindung sagt es den Gläubigen, daß das Seelenleben im Himmel ein ganz verschiedenes von dem Erdenleben ist und daß die Seele des Todten, den das Meer verschlingt, selbst aus dem Rachen des Hayfisches ihren Ausgang und Weg nach dem Himmel findet. O, des kindlichen Glaubens! Er mag eine angenehme Täuschung sein; doch wir sollen nicht immer Kinder bleiben und uns männlich vertraut machen mit dem Tode, den nur die Vernunft ganz von seinem Stachel zu befreien vermag.

Wir spazierten über die Eisbrücke nahmen jenseits einen Omnibus und quartirten uns, nämlich der anonyme alte Herr und ich, in Herrn Leinberger's „Rheinischer Weinhalle" ein, wo wir zusammen ein *chambre garni* bezogen. Es geschieht sehr selten, daß ich mich auf der Reise an einen Menschen näher anschließe und das Zusammenwohnen mit dem alten Herrn gehört zur Ausnahme. Der arme, alte Herr! Ach, er könnte eine Geschichte schreiben, welche durch des Lebens Wechselfälle sehr interessant wäre. In Deutschland zum Kaufmann erzogen, später dort Offizier kam er nach Amerika, wurde hier Clerk in einer Bank, später Kaufmann *en gros* — und fallirte. Nachdem sein Waarenlager und eine große Farm, nahe der Stadt wo er wohnte, durch den Sheriff verkauft worden war, zog er nach Iowa, um dort eine andere Farm als Heimstätte zu beziehen. Seine Frau wurde wahnsinnig und starb. Er wohnte mit drei seiner erwachsenen Töchter in einem Blockhaus auf seiner Farm und ernährte sich eine Zeitlang als Traper. Eines Tages von der Jagd zurückkehrend, fand er die Hütte niedergebrannt und die Töchter durch Indianer ermordet. Nun aber, reich an Erfahrung und arm an Geld sucht er eine Stelle als Buchhalter. Mit der Ruhe eines gereiften Verstandes trägt er sein hartes unverschuldetes Loos und der vormals reiche Kaufmann würde sich nicht schämen, Hausirer zu werden, um als ehrlicher Mann sein Leben zu fristen; indeß ein Anderer, der sich selbst vergöttert, und der den Beruf von seinen falschen Begriffen von Ehre und Schande abhängig macht, zum Schurken oder Selbstmörder würde.

Herr Steitz, jr., hatte die Güte, mir eine Karte zu einem deutschen Concert zu geben, das in der That großartig war. — Auch hatte ich dieses Mal Gelegenheit, einige interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen und kann nicht umhin, besonders *Dr* Rösch's zu erwähnen, Verfassers einer Flugschrift: „Unser Kampf," herausgegeben vom deutsch-amerikanischen Freiheitsbund.

„Auch den Hammer sah ich da wieder,
Der mich so hart verhämmert hat,
Als ich einst in dieser Stadt
Ertönen ließ die freien Lieder
Von der Sklaverei und ihrem Falle
Und der Freiheit für Alle,
Wenn wir uns den Rebellen
Mit Waffengewalt entgegenstellen."

Nun, das ist Alles anders geworden — der Strom läßt sich durch conservative Hände nicht zurückhalten; was einzelne

consequente Denker vorhergesehen, verkündet und angestrebt hatten, das ist nun großen Theils in Erfüllung gegangen: Emancipationisten, farbige Soldaten und sogar einen Präsidenten haben wir, der zum Glücke des Fortschrittes im Sturmlauf der Zeit mit seinem früheren hirnlosen Conservatismus Fiasko gemacht hat! Noch ist der Gährungsprozeß nicht ganz vorüber; noch sind Krisen zu überwinden und trotz aller Blamagen und Halbheiten, trotz so manchen Esels in der Löwenhaut vertraue ich, wie beim Ausbruche des Krieges, noch jetzt auf den reißenden Strom, der das barbarische Institut der Sklaverei mit seinem letzten Ueberreste hinwegschwemmen wird von dem freien Gestade dieses Continentes

Auch die „Fliegenden Vögel“ sah ich wieder
Und hörte mit Lust ihre freien Lieder“

En avant! —

Dr. Rösch präsentirte mir Nr. 4 der „Fliegenden Blätter“, verfaßt von Theodor Kaufmann, und Nr. 2 von: Unser Kampf. Der Inhalt dieser Nummer ist: Wie kann und soll die Union wieder hergestellt werden? Folgender Auszug diene dem Leser als maßgebend in Hinsicht der Tendenz der Flugschrift:

Was die Befürchtung der Amalgamation, das heißt, geschlechtlichen Vermischung der Schwarzen mit den Weißen, als Folge der Freilassung der Neger, betrifft, welche die conservativen Weißen (oder Weisen?) mit so großer Entrüstung und Ekel erfüllt, so ist sie eine reine Lächerlichkeit. Jedermann weiß, daß die Vermischung der Weißen und der Schwarzen in der Sklaverei viel leichter, und viel häufiger stattfindet, als in der Freiheit, und die Gründe davon sind so einleuchtend, daß ich gar nicht nöthig habe, weiter davon zu sprechen. Was aber die Erzeugten der geschlechtlichen Verbindung Weißer und Schwarzer unter einander angeht, so ist der Abscheu vor denselben keineswegs gerechtfertigt. Solche Mischlinge stellen durchschnittlich einen Mittelschlag kräftiger, gesunder und wohlgestalteter Menschen dar, die wieder mit Weißen Kinder zeugen, welche diesen viel ähnlicher sind, als den Negern und sofort bis die Negereigenthümlichkeit verschwunden und kein Unterschied mehr bemerkbar ist zwischen dem Mischling und dem reinen Weißen. Die weisse Rasse, wenn sie der Zahl nach vorwiegt, vermag also in der That die schwarze, wie jede niedriger stehende Rasse, durch Vermischung mit ihr nicht nur in geistiger, sondern auch in leiblicher Hinsicht zu sich emporzuheben, zu veredeln, ja ganz in sich aufzunehmen, und eine Entartung ist in keinem Falle zu befürchten. Die zahlreichen Mulatten, Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen u. s. w. beweisen dieses auf das Augenscheinlichste. Die Quinteronen gleichen den Europäern schon vollkommen. Die 28 Millionen Weißen, welche jetzt in der Union leben, wären im Stande, die vier Millionen Schwarzen, wenn sie sich fortwährend mit ihnen vermischten, im Laufe von zwei Jahrhunderten spurlos und gewiß nicht zu ihrem Nachtheil in sich aufzunehmen. Doch dies wird nicht geschehen und es ist eitle Thorheit, von dem Zusammenleben der freien Schwarzen mit den Weißen in der Union eine häufigere Vermischung, überhaupt irgend einen Einfluß der schwarzen auf die weiße Rasse anzunehmen.

Aber, sagen die Conservativen weiter, indem sie die Maske der Humanität, der Menschenliebe vor das Gesicht nehmen, um die höhnischen Grimassen, die sie dabei schneiden zu verbergen: die unmittelbare und unvermittelte Befreiung der Neger wäre für diese selbst der größte Nachtheil; sie würden, nachdem sie so lange die Ketten der Sklaverei getragen, die uneingeschränkte Freiheit, die ihnen augenblicklich zu Theil würde, ebensowenig ertragen, wie eine plötzlich aus dem finstern Keller an die Sonne gebrachte Pflanze; es muß ein Uebergang von dem Zustande der Sklaverei in denjenigen der Freiheit stattfinden: der für frei erklärte Sklave muß deshalb noch eine lange Reihe von Jahren unter der Zucht seines Meisters verbleiben, ehe er wirklich frei gegeben wird. Sie nennen dieses Lehrlingschaft (*apprenticeship*). Und was ist diese sogenannte Lehrlingschaft? Die berüchtigte graduelle Missouri Conventions-Emancipationsordinanz sagt es klar und deutlich: Der nach Ablauf von sieben Jahren für frei erklärte Neger bleibt von da an noch sechs Jahre unter der absoluten Herrschaft seines Meisters, gerade so wie vorher und in seinem Verhältniß zu demselben ändert sich gar Nichts. Das ist die ganze Bestimmung der berüchtigten Ordinanz über die Lehrlingszeit. Ist das nicht Hohn? Heißt das nicht einem Hungrigen anstatt Brot einen Stein bieten? Was soll, was kann der „Lehrling“ in dieser Lehrlingszeit lernen? Ebensowenig als man Feigen von Disteln ernten kann, ebensowenig kann man erwarten, daß im Garten der Sklaverei die Freiheit wachse und blühe; sowenig als ein Bauer seinen Sohn selbst zum Gelehrten bilden kann, ebensowenig ist von dem Sklavenhalter zu erwarten, daß er seine Sklaven, so lange sie unter seiner unbedingten Herrschaft stehen, mögen sie auch Lehrlinge genannt werden, zur Freiheit erziehen wird. Nein, ihr edlen Menschenfreunde, wenn ihr den Sklaven zur Freiheit erziehen wollt, so ist das Erste, daß Ihr ihn der Herrschaft seines Herrn entzieht und ihn unter den Schutz der Freien und des Freistaates stellt, daß ihr ihm Arbeit verschafft, ihm eine Heimstätte gebt, Schulen für seine Kinder errichtet, Unterstützungs- und Versorgungsanstalten für die Kranken und Gebrechlichen, die nicht arbeiten können, gründet, und den Freigelassenen in allen Stücken als einen freien Menschen achtet und behandelt.

Die Amerikaner haben durch Einführung der Negersclaverei in die Kolonien und durch Duldung derselben bis auf diesen Tag eine große Schuld gegen ein Volk, welches das gleiche Recht auf Leben, Freiheit und Glückseligkeit hat wie alle andern Menschen, und damit gegen die ganze Menschheit auf sich geladen und die Schuld hat sich gerächt wie jede andere

Schuld auf Erden. Aber sie können wenigstens einen Theil dieser Schuld abtragen und den Arm der Rache aufhalten, indem sie den jetzt lebenden Negersclaven ohne Verzug die Freiheit geben und sie an den Segnungen dieser großen Republik Theil nehmen lassen. Und haben die Neger, trotzdem daß sie seither in entwürdigender und entsittlichender Sklaverei gelebt haben, nicht bereits in diesem Kriege als Soldaten und Arbeiter im Dienste der Union und der Freiheit bewiesen, daß sie der Freiheit werth sind? Und mögen immerhin Viele unter ihnen durch die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Knechtschaft verwahrlost sein, wir haben kein Recht, weder an ihrem guten Willen, noch an ihrer Fähigkeit zu zweifeln. Gleichwohl bin ich nicht der Meinung, daß dem freigelassenen Neger sogleich alle Rechte eines Bürgers der Union, insbesondere das Recht zu wählen und gewählt zu werden eingeräumt werde. Ich stimme aber dafür, daß ihm auch dieses Recht, wie dem Fremdgebornen, nach einer gewissen Reihe von Jahren zuerkannt werde. Einem Republikaner, einem Demokraten im wahren Sinne des Worts, einer demokratischen Republik ziemt es nicht, die Ausübung des vollen Bürgerrechts von der Hautfarbe abhängig zu machen."

Abschaffung der Sklaverei hält der Verfasser für den ersten und nothwendigsten Schritt zum Wiederaufbau der Union und für die erste und nothwendigste Aufgabe des Congresses. Auch sollen Kriegsdienstpflichtigkeit eines jeden Bürgers der Union und die Aufstellung einer Wehrverfassung bestimmt und die Minister, die das Cabinet des Präsidenten bilden, dem Congreß verantwortlich gemacht werden.

Aus den Liedern der „Fliegenden Vögel" möge man in folgendem kurzen Auszug den Geist des St. Louiser Freiheitsbundes erkennen und sich freuen über seine Bestrebungen.

„Die Realität der Union desavouirt nur in so fern unsere principielle Auffassung des demokratischen Staatslebens, als sie selber inconsequent und unklar ist oder war, welche Inconsequenz und Unklarheit sich aber heut zu Tage vor Aller Auge selbst als das Auszurottende und Falsche denunzirt, dadurch daß es diesen blutigen Krieg veranlaßt hat. Durch diesen Krieg beweist die Union vor aller Welt, daß sie Unrecht hatte in dem, daß sie ihren Neubau nicht auch rein und ausschließlich auf demselben großen Grundsatz errichtete, auf dessen Grund und Kraft sie ihren alten Rechtsverband mit England löste. Daß sie Unrecht hatte in dem, daß sie sich durch Rücksichtnehmen auf die Anbeter des goldenen Kalbes beirren ließ und lieber „praktisch" als „principiell" sein wollte.

Wie immer auch die Würfel noch fallen mögen — wie glänzend vielleicht noch das Schwert Amerika's am leeren Himmel des Waffenruhms strahlen möge, oder wie groß auch vielleicht nie geahnte Reichthümer sich sammeln werden — die politische Verwirrung wird doch tiefer, tiefer und tiefer sinken, bis das um Silberlinge verkaufte Princip gesühnt, in seiner Reinheit hergestellt und jede Spur von Despotie ausgemerzt sein wird.

Was immer auch kommen möge, die Union muß, um sich aus der unermeßlichen Verwirrung ihrer politischen Agentien zu retten, die mit der Niederwerfung des Südens oder mit dem Frieden, oder auch mit und nach der nächsten Präsidentenwahl an den Tag kommen wird, die Union muß den alten Irrthum ausmerzen, auf der Bahn der Entwicklung fortschreiten und von der Constitution zurückfallen auf den Grundsatz der Unabhängigkeitserklärung.

Von diesem Grundsatz aus sind allein alle Fragen zu lösen, alle Gegensätze zu schlichten.

Es giebt nur einen Stern, der durch das Dunkel jener Verwirrung leuchtend den Weg zeigt für Amerika's Zukunft — der Blitz des Schwertes erhellt und das Blinken des Dollars zeigt diesen Weg nicht — das ist der Spruch:

All men are born free, with equal rights.

Dieser Spruch und nicht die Constitution ist die Mutter aller Rechte und deßhalb müssen vor diesem Spruch und nicht vor der Constitution alle Kräfte, Gesetze und Formeln sich rechtfertigen und alle Institutionen sich legitimiren, um fernerhin als Mächte, Rechte und Institutionen gelten zu können.

Die Constitution — die constitutionelle Republik — hat ausgelebt und die Herrschaft des Princips — die principielle Republik, getauft in Blut — beginnt!"

Ich sage hiezu Amen, so geschehe es!

Am 8. Januar fuhr ich nach Springfield, Ills., wo ich das unendliche Vergnügen hatte, Lincoln zum ersten und letzten Mal in der Capacität eines Präsidentschafts-Candidaten zu sehen und jetzt machte ich durch Herrn Sommer die Bekanntschaft mit Fischer, dem Herausgeber des „Illinois Staatsanzeigers" und seinem reisenden Agenten, A. Koch, der in seinem Fache nur an Herrn Kohlmann von den „Volksblättern," einen ebenbürtigen Collegen findet. Beide sind Heroen in dem edlen Berufe des Abonnentensammelns; beide sind auch joviale und ausgezeichnete Gesellschafter, was in *puncto puncti* sehr zu empfehlen ist. — So wie ein tüchtiger Redacteur die Seele eines Journals, so ist der eilende Agent, (versteht sich der ehrliche) das *Agens*, das den Körper des Journals am Leben erhält; wo diese beiden Factoren fehlen, dort kann blos ein journalistisches Vegetieren stattfinden, das kümmerlich zwischen Leben und Tod sich windet und krümmt.

Da ich eben von einem Herausgeber und seinem Reisenden spreche, erwähne ich auch der neuen Erscheinung von Nr. 1 der „Deutsch-amerikanischen Monatshefte," herausgegeben von Caspar Butz, in Chicago. Ich kaufte das Heft in St.

Louis und las es im Waggon ganz durch, eine Ehre, (bitte um Verzeihung) welche ich noch keinem Magazin, keiner Zeitung erwiesen habe; ich las es ganz durch, denn der erste Aufsatz: Missouri, von Emil Prätorius, interessirte mich; der zweite: Abraham Lincoln, von C. Butz, war mir, obschon er in das Heft nicht hineinpaßte, wie aus dem Gehirn gerissen; der dritte: Die englische Sprache, von J. C. Stallo, ist eine pickante Revue dieses Mischmaschs eines stolzen Volkes, seiner Sprache; selbst den vierten: der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, von Friedrich Kapp, las ich, so widrig mir auch Fürstenschacher und Leute sind, die für Kost und Logis ihre Haut zum Markte tragen; der fünfte: Moos und Muskiten, von Constantin Hering, belehrte, die Gedichte von Dorsch und: ein Goldgräber, von Adolph Donai, amusirten mich.

Nun, Das ist doch Alles, was ein Herausgeber von einem Leser erwarten kann. Was er von streng gerechten, oder galligen Recensenten hinnehmen muß, das mag ihn selbst mehr kümmern als mich.

Die Monatshefte, von fünfzehn Gevattern unter dem Wiegentuch deutsch-amerikanischer, theils bekannter, theils erst bekannt werdender literarischer Größen zur Taufe getragen, wurden — um des Herausgebers höchsten Ehrgeiz zu befriedigen — zu einem internationalen Journale geweiht, das Beiträge erhalten soll von namhaften deutschen Schriftstellern. Nun, das ist der geschäftliche Kern des Pudels; das aber kümmert mich gar nicht und da ein internationales Journal auch keine Censur noch Confiscation zu befürchten hat, so werden die Monatshefte der censurwidrigen Fackel auch keinen Schaden zufügen, daher ich die Monatshefte ihrer Gediegenheit wegen auch dann meinen Lesern empfehlen würde, wenn selbst noch Ein Funke von Böswilligkeit gegen Andere oder von Neid an meiner alten Seele klebten.

In Springfield hatte ich auch Gelegenheit, einige Prachtexemplare göttlicher Consequenz und menschlicher Größe in den Individualitäten von General Tom Thum und seiner Gattin, und von Commodore Nutt mit seiner Geliebten, Miß Warrer, zu sehen. Der kleine Commodore ist ein joviales Kerlchen und Tom Thum giebt sich ein Ansehen *en miniature* wie ein General von sechs Fuß in *full lenght*. Das ganze Zwergpersonal ist gut proportionirt; die Frau Generalin ist stark genug, um das Weib eines ganzen Menschen zu sein. — Wenn Sperlinge der Geschlechtsliebe fröhnen, warum sollte ein Tom Thum und ähnliche Abnormitäts-Geschöpfe nicht ebenfalls heirathen? Ich frug den Generalen, ob er eifersüchtig sei und ob er es einem alten Editor erlauben wolle, seine Frau zu küssen. Da er es nicht verweigerte, küßte ich denn die liebenswürdige Puppe, ohne daß sie sich gesträubt hat. Aus solcher Tiefe habe ich noch keinen Kuß von Frauenlippen geholt.

Die vier Natur-Raritäten reisen in Begleitung von sechzehn Personen und machen überall gute Geschäfte. Wir sind ein großes Volk, und Barnum ist ein großer Mann. Ich beuge mich vor der Größe und ihrer Berühmtheit.

Am 9. nach Decatur. Ein sehr anmuthiges Städtchen mit vielen Deutschen, die, wie man mich versicherte, in Einigkeit zusammenleben. Ist es möglich? Rübame, der schöne Jüngling, dessen ich schon in früheren Streifzügen Erwähnung gethan hatte, ist von hier aus Patriotismus als Gemeiner fortgezogen und avancirte bereits zum Capitain; die interessanten Mädchen, in deren Gesellschaft wir bei Gesang und Musik selig waren, sind verheirathet und so ist denn die Poesie für mich zu Decatur verschollen. — Harpstreit und Schlademann brauen noch immer gutes Bier und Das ist neben deutscher Einigkeit doch Hauptsache.

Ich soupirte im Franklin Haus und quartirte mich im Central House am Depot ein, da ich den Sonntag über laviren mußte und hier mit den Musen mit Comfort verkehren wollte.

Es war herrliches Wetter und ein angenehmer Tag, mit geschäftlichen Correspondenzen und Streifzügen ausgefüllt. Ich saß des Morgens am offenen Fenster, ergötzte mich am Photograph der Natur in ihrem Winterschmuck und am Gesang eines Spottvogels, der unten im Speisesaal seine heiteren Lieder erschallen ließ. Ich sah die Sonne aufgehen, die freilich noch keine Frühlingssonne war und obschon von keinen Zephyren umgaukelt, that doch nach strenger Kälte die mildere Luft den Lungen wohl. Ja, die Natur ist eine Tausendkünstlerin: rein wie Lilienschmelz ihr Kleid im Winter, mit Myriaden Diamantfunken geschmückt durch die Strahlen der Sonne; zart ist ihr blumengeschmücktes Lenzkleid; des Sommers Beeren und Früchte erquicken den Gaumen des Menschen, der im herbstlichen Verwelken der Fluren seine eigene Vergänglichkeit sieht.

Von Bloomington habe ich dieses Mal nichts Erheblicheres zu sagen, als daß De Rehker's Rehe und Hunde in Harmonie zusammen leben, indeß die Mitglieder des Schul- und Turnvereins in rügenswerther Disharmonie sich gegenseitig befehden; ferner — daß ich Herrn Grünewalt für seine Theilnahme an der Fackel Dank schulde.

Ich sehne mich wieder, die Meinigen zu sehen und eile so viel als möglich. — Die Eile wird aber jetzt durch die Unregelmäßigkeit der Züge ganz besonders gehemmt; denn man hat zuweilen bei „Bahnverbindungen" nicht nur Stunden lang, sondern Tag und Nacht lang zu laviren. So hatten wir zu Chenoa auf dem Wege nach Peoria 29 Stunden lang zu bleiben. Die Gesellschaft war klein, doch ziemlich interessant: Ein junger Oberst, ein Sergeant, ein Judge (Richter), ein Doctor nebst Gattin, eine hübsche junge Frau aus Arkansas, mit einem kleinen Neger-Contreband, und ein interessantes Mädchen, eine Engländerin.

Die Herren schlugen die Zeit mit Karten todt und jückerten von Morgen bis Abend; ich unterhielt mich mit Erdmann's psychologischen Briefen und den Damen. 180 Meilen von St. Louis und 101½ Meilen von Chicago las ich des Morgens am Depot, als wir Chenoa verließen.

In Peoria habe ich eines patriotischen Lehrers an der deutschen Schule zu erwähnen, dem eine Spitzkugel die linke Wange gestreift und ein Stückchen vom Ohr weggerissen hat. Auch der Lauf der Kugel ist oft keine höhere Absicht der Vorsehung gebunden; denn sie trifft, wo sie treffen m u ß. Ist es nicht so, Herr Professor Aggassiz?

In Peru traf ich nach mehren Jahren Heren A n k e r wieder, dem *Anno* 1844 ein Blatt der Fackel, das nach Tyrol verschleppt wurde und in seine Hände fiel; so wie die Kugel in das Ohr des Lehrers. *Post tot tantaque fata* ist nun, der wissenschaftlich gebildete Theolog, dessen Geist die Theologie nicht genügen wollte, Docent an der freien deutschen Schule zu Peru.

Die Juden feiern den „langen Tag;" in Peru hatte ich die „lange Nacht" zu feiern. Die Zeit des Abganges des Rock Island Nachtzuges von Peru nach Chicago ist 12 Uhr. Wie und wo den Abend zubringen? Ich war müde und durch Husten eben zu sehr angegriffen, um mich nach Gesellschaft zu sehnen. Ich saß eine Stunde in Seeve's Apollo Hall, wo Gesellschaft erwartet wurde; doch ich sehnte mich nach Ruhe und da ich diese im Depot auf einer harten Bank zu finden hoffte, begab ich mich dahin, noch ehe es spät war, um weniger zu riskiren geplündert oder niedergeschlagen zu werden, was hier und besonders im nahen La Salle eben sehr leicht geschehen kann. Welche Täuschung! Wie erwünscht, wie angenehm wäre mir eine harte Bank gewesen! An fünfzig Soldaten hatten im Zimmer ihr Lager aufgeschlagen und lagen in malerischen Gruppen, in ihre blauen Mäntel gehüllt, auf dem Boden. *Cosa fare!* Was ist da zu thun? Was Andere thun, die eben so wie ich selbst Anspruch auf den Boden haben auf dem sie stehen oder liegen und zu weichen Betten berechtigt sind. Ohne zu murren setzte ich mich denn in einer noch vakanten Ecke auf meine Reisetasche und stillte, so viel es Husten und Müdigkeit erlaubten, Betrachtungen an über die mannigfaltigen Situationen, in welche der Mensch, und mancher Mensch ganz besonders, versetzt wird, ohne durch den Wechsel äußerer Verhältnisse oder Umgebungen wesentlich aufzuhören derselbe Mensch zu sein. „Heute König, morgen Schulmeister u. s. w." „Für den Weisen genügen Winke; der Thor beschaut die Welt blos durch die Brille des Thoren." Die Uhr schlug 8. 9. 10. 11. Nun höre ich meinen Namen rufen; es war der brave A n k e r, dem es weder zu weit noch zu kalt war, um mir, von seinem Sohne begleitet, sein Lebewohl zu bringen.

„Wenn dir im Sturme auch der Anker bricht,
Verzage nicht."

Bald darauf kam auch der Maler Jais. Es schlug ein Uhr und der Zug war noch nicht da. Nun drehen wir das Caleidoscop. Meine Herren, hier ist ein bengalischer Tiger, hier ist ein Affe, hier ein Rhinoceros und dort ein Methodisten-Pfaffe — so spricht der Menageur und es redete der Pfaffe eine salbungsreiche Rede und es erheben sich die Freiheitskämpfer vom Boden und horchen mit ernstem Schweigen. Das war so wieder ein Original Stück aus dem amerikanischen Leben gerissen und dem Denker hin geworfen, um daraus Schlüsse zu ziehen. Auf der letzten Station meiner Reise lag auf jedem Sitz der Waggons ein Traktätchen. Hier trat der personificirte Tractat zwischen Himmel und Erde auf, um die christlichen Soldaten für Jesus zu begeistern und für seine Lehre; um sie vor den falschen Göttern Brandy und Whiskey zu warnen und anzufeuern zum Kampfe für die Union.

„Liebt Eure Feinde und thut wohl Denen, die euch beleidigen," sagt Christus. — „Schlagt eure Feinde todt," predigen seine modernen Jünger, die Pfaffen, und Esel und Affen merken den Widerspruch nicht und singen: *O sweet Jesus* und: *Up with the Union, down with the traitors;* indeß die Christen und Rebellen im Süden singen: *O, God, assist us in our good cause,* und: *Down with the Union, down with Lincoln and Abolition!* Wen soll nun Gott erhören? Keinen. Er spreche mit dem Bauernjungen: Laßt die Narren Narren bleiben und sie Hokus Pokus treiben. Wahrlich, man müßte unter dem verrückten Chor zweibeiniger Gabelthiere selbst verrückt werden, hätte man nicht die Ueberzeugung, daß die Bestie Mensch *in concrèto* nur allmälig und langsam zur höheren Menschheit heranreifen kann und daß eine Zeit kommen muß, wo es Einem Narren nicht mehr möglich sein wird hundert Narren zu machen. Bis dahin aber werden noch viele Pfaffen lehren und viele Soldaten wehren.

Das war, in der That, eine interessante Nacht, die Nacht im Depot von Peru. — Da konnte ich Gold graben, so müde ich war, Gold, das keine Motten fressen, Gold für die Waage des Geistes, auf der man zu Idaho nicht zu wägen pflegt.

Endlich um sechs Uhr des Morgens kam der Zug und fort ging es nach Joliet und, nach einer Pause, von hier in Gesellschaft des County Schatzmeisters Sebring *por* Schlitten nach Lockport. Es war dies eine ganz angenehme Fahrt von fünf Meilen. Wir fahren, nah Joliet, dem Zuchthaus des Staates Illinois dicht vorbei. Eine imposante Baute. Ein sozialistischer Phalanx für Spitzbuben, deren achhundert hier eingepferchet sind, die in allerlei Branchen arbeiten, zum Nachtheil der Manufakturisten der Stadt und zum Nutzen Eines Contractors.

Lockport ist die letzte Station dieser Collections-Tour. Nun soll es rasch

vorangeben via Chicago, Milwaukee und La Crosse nach St. Paul.

Von Herrn Kern [illegible] zum Depot begleitet, fuhr ich am 16. nach Chicago, wo ich im Central House von der stets freundlichen [illegible] freundlich begrüßt, Nr 2 bezog und einen andern heiligen Sabbath hindurch glücklich war im Verkehr mit den Musen. Des Abends hätte ich wohl gerne im Stadttheater den „Kaufmann von Venedig" angesehen und einige alte Bekannte [illegible]; doch Ruhe und Einsamkeit wogen in der Waagschale des Genusses mehr [illegible] und so blieb ich denn zu Hause. [illegible] Nicht ganz — und dennoch [illegible] am Ende auch in [illegible] Hause, in denen man [illegible] abtrug.

Am 18. kam ich nach Milwaukee; hatte da gerade so viel Zeit, um eine Austern-Suppe zu consumiren und fuhr die Nacht hindurch nach La Crosse, Wisc. Die Waggons auf dieser Bahn sind elegant und die Passagiere waren alle sehr anständige Leute; Leute von jenem Kern, dem es möglich ist, in einem demokratischen Staate sich selbst zu regieren.

Da zwischen La Crosse und St. Paul noch immer die Eisenbahnverbindung fehlt, hat man diese Reise von 130 Meilen im Winter [illegible] per Achse oder Schlitten zu machen. Eine solche Tour bei 30 – 40 Grad Fahrenheit erheischt allerdings eine feste Leibesconstitution; übrigens stellen sich Jene, die noch nie eine derartige gemacht, die Beschwerden weit größer vor als sie wirklich sind. Ich [illegible] bekennen, daß mir diese Tour, die ich jetzt zum zweiten Mal per Schlitten machte, [illegible] angenehm war. [illegible] Das [illegible] zu leiden, [illegible] erwähnt zu werden.

Eigenthümer dieser Stage-Linie, womit auch die Post befördert wird, sind die Herren [illegible]bank & Co., die in dieser Branche von keiner andern Postwagen-Compagnie übertroffen werden können. Jedem das Seine.

Wir waren so glücklich uns eines sehr milden Wetters zu erfreuen und die Schlittenbahn, besonders stellenweise auf dem [illegible] Mississippi, war ausgezeichnet. Rasch ging es durch die erhabenen Thäler [illegible], so daß wir nach einer Fahrt von 26 Stunden unser Ziel erreicht hatten. Es war am 21. Januar als ich den Mississippi wieder [illegible] — es [illegible] sein Haupt.

Für die Fackel

Georg Forster's

religiöser Standpunkt und geistige Entwicklung

Nach J. Moleschott.

Ein Werk: **Georg Forster, der Naturforscher des Volkes,** dient dieser Skizze als Basis; oder vielmehr, die Skizze ist eine treue Copie des Originals, eines ernsten Gelehrten, eines biederen Charakters, den man hochachten muß und der es verdient, dem Lesepublikum der Fackel, besonders in religiöser Hinsicht, bekannt zu werden.

Johann Georg Forster ward am 26 November 1754 in Nassenhuben bei Danzig geboren. Er war ein Mann, den sich, wie einst Homer, die Städte, Parteien streitig machen. Um Forster streiten Kunst und Wissenschaft, Natur und Staat, weil seine Ziele über die Grenzen eines jeden Faches hinausreichen, weil er frei blieb vom Banne einer geschlossenen Zunft, von jeder Innung, die der Handwerksneid verstärkt, von jenen Schranken durch welche halbweise Schulmeister den Staat von der Natur, [illegible] Menschen [illegible] Geschichte zu trennen sich bemühen. [illegible] Preis brachte ihm die Kunst und das Wissen, den Staat und die Natur; dieser Puls war ihm Anfang und Ende des Lebens. Die Menschheit war sein Gott und Menschlichkeit sein Streben.

Der Laie bewundert im Weisen die Reinheit und Kraft des Charakters; der Schwache wärmt sich an seiner Milde, [illegible] Stärke [illegible] an seinem Muth empor.

Georg Forster hat das Reinmenschliche nicht nur gedacht, sondern gelebt; denn er stellte das höchste Kunstwerk im eigenen Wesen dar.

Von seinem Vater, Johann Reinhold Forster, hatte Georg ein vorzügliches Talent zur Erlernung von Sprachen geerbt, wodurch [illegible] Ausbildung in hohem Grade erleichtert ward. Kaum über 12 Jahre alt, mußte er schon seinem Vater bei Uebersetzungen behülflich sein und der Schulbank entzogen, als Lehrer wirken. So wie Georg die Pflanzen kennen lernte an ihrem Standort in der freien Natur, so lernte er die Sprachen im Verkehr des Lebens. Es galt ihm gleichviel, die Erzeugnisse slavischer, romanischer, skandinavischer Stämme ins Englische oder ins Deutsche zu übertragen. Bei der [illegible] Stellung als armer Gelehrter mit rücksichtslosem Eifer wurde häufig mehr getrieben als gezeitigt; so daß zur Zeit des Säens und der stillen Entwickelung bereits geerndtet und zu Markte getragen werden mußte.

Mit dreizehn Jahren kam er nach London in ein Handlungshaus. Später finden wir den Jüngling in seinem achtzehnten Jahre viel gereist und viel geprüft, ausgerüstet mit einer tüchtigen Sprachkenntniß, in den besten Schriftstellern fast aller gebildeten Völker bewandert, vorbereitet zur Naturforschung durch eine vorzügliche Bekanntschaft mit den Formen der Pflanzenwelt gewöhnt an große Arbeitsleistung. Ein liebfrommes Gemüth, das des Vaters Härte in sich zu schmelzen vermochte und ihn durch die wärmste Hingebung mit seinen Eltern, durch zärtliche Neigung mit seinen Geschwistern verband. Menschenliebe und

Gerechtigkeit mußten auf diesem Boden üppig gedeihen, machten ihn zu feiner und milder Auffassung der Sitten fremder Völker befähigen. Dieser Jüngling hatte in der Knabenzeit bereits das Glück verdient, mit seinem Vater, Cook, den **Entdecker**, auf seiner zweiten Reise um die Welt zu begleiten.

Wir abstrahiren von dieser Reise, ihren Beschwerden und Erfahrungen und machen uns hier die Entwickelung seines Geistes zur besonderen Aufgabe. Der Mensch blieb überall der Gegenstand seiner besonderen Vorliebe. So war es auch in Tahiti's Buchten. Wie sich der König O-Tuh von eines Bergschotten Dudelsack blasen ließ, so belauschte Forster die ersten Keime menschlicher Kunst in den vier Tönen, welche die Tochter noch ohne Melodie und Takt der Nasenflöte und dem Kehlkopf entlockten; in ihren dramatischen Tänzen und in den krüppelhaften Menschenfiguren, mit denen das schnabelförmige Hintertheil ihres Kriegskanuts verziert war. So wie ihm der Mensch für seine Betrachtungen das Höchste war, so wollen auch wir ihn vorzüglich als Mensch dem geistigen Auge des Lesers vorführen.

Aus der ausschließlichen Verwendung des Pinsels für die Männer hatte Forster die Sklaverei der Frauen der Tahitier errathen, bevor er noch die schwere Bürde gesehen, die der Mann dem Weibe auferlegte. Von den Malikolesern lernte er, daß Schamhaftigkeit nur Folge der Erziehung ist und keineswegs mit einer angeborenen Eigenschaft verwechselt werden darf.

Forster, der edle Mensch, lernte auch den Menschen kennen, den nur scheinbare Grenzen von unvernünftigen Thieren trennen. In sprachloser Dummheit, fast auf das Einzige, bald liebkosend, bald klagend und jammernd vorgebrachte Wort: **Pesseräh** beschränkt, betäubt gedankenlos sah er den Feuerländer unfähig, sich gegen die schneidende Kälte seines rauhen Himmels zu schützen und doch schon bemüht, das kupferglänzende, Oli-venbraune seiner Haut durch rothen und weißen Ocker zu verzieren. Nackt und wehrlos, und dennoch auf Putz bedacht, liefert der Pesseräh von Neuem den Beweis, daß der Sinn für Schmuck und Schminke älter ist bei der Menschengattung als das Gefühl für Scham und Ehrbarkeit. Von einer **Waldweisheit** des wilden Naturzustandes, welchen man zu Zeiten der Gesinnung unserer bürgerlichen Einschränkung und den Fesseln altväterlichen Herkommens vorziehen will, kann bei solchen Erfahrungen des Menschen im Urzustande keine Rede sein.

In den Kirchen der Klöster auf Fayal wunderte er sich über die Gegenwart zweier Kanzeln, die einander gegenüberstehen. — Es ist hier, sagte er, zu gewissen Zeiten gewöhnlich, daß man dem Teufel die Erlaubniß sich zu vertheidigen gestattet. Er besteigt also die eine Kanzel, indem er von der andern herab verklagt und zugleich verdammt wird. Denn das kann man sich wohl vorstellen, daß, wenn sein Gegner auch der dümmste Mönch ist, den je ein Kloster ernährt hat, der arme Teufel dennoch den Kürzeren ziehen muß.

Bei einem begabten Jüngling mußten solche Lebensbilder von natürlicher Wildheit und von Civilisation in allen ihren Abstufungen auch auf seine geistige Richtung und allmähliche religiöse Entwickelung, auf Glauben und Wissen einen großen und sehr wohlthätigen Einfluß üben.

In einem christlichen Staate geboren, wird das Kind ohne sein Wissen zum Christen getauft und besonders in Monarchien dem System gemäß im Glauben der christlichen Kirche erzogen, sei sie nun die katholische oder protestantische. So war es auch mit Georg Forster; um so mehr, da sein Vater ursprünglich Theolog war.

Von Forster, sagt Moleschott, hat die Welt das Reisen gelernt, wenn man das Wort in seinem fruchtbarsten und weitumfassenden Sinne versteht. Und an seinem Geiste, an seiner stetigen reifen Herausbildung aus sich selbst, an seiner Entwicklung in Hinsicht der Religion und des [illegible] [illegible] sich der [illegible] [illegible] [illegible] spiegeln; indeß er dem [illegible] [illegible] der sich [illegible] [illegible], und über alle geistigen Größen emporzuragen sich erhebt, als Muster der Nachstrebenden dienen möge.

Von den Südsee-Inseln zurückgekehrt hatte Forster's Familie in London mit Nahrungssorgen zu kämpfen; so sehr, daß der Vater anstatt von der Regierung belohnt zu werden, in den Schuldthurm gerieth.

In den Briefen, die Georg aus Holland an seine hartbedrängten Eltern schrieb, erkennt man den kühnen Jüngling kaum mehr, so sehr hatten ihn Mitleid mit den Seinigen, Nahrungssorgen und der Gedanke, daß er mit Schulden beginnen müsse, mitgenommen. Aus diesen Briefen sieht und erkennt man sein frommes Gemüth und seinen damaligen Gottesglauben. „Ich wünsche, ja, ich bete für darum, daß es mir gelingen möge den quälenden Sorgen weniger nachzuhängen." „Ich bin gewiß und getrost, daß uns Gott nicht verlassen werde; er hat seine höchst unwergleichliche Gnade oft an uns bewiesen und wird uns auch noch in unserem jetzigen Unglück und den Mühseligkeiten entreißen, die uns seit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit fester Zuversicht, daß sie unser Bestes zum Zweck haben und glaube, wenn ich Alles den Schickungen des Höchsten überlasse, nicht unrecht oder unweislich zu handeln, wenn ich es täglich um unser Aller Ruhe und zeitliches Wohl anflehe; denn auch hier auf Erden können wir einen Grad von Glückseligkeit erreichen, und warum sollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir so lange gelitten und vielleicht dient uns dann das Leiden, unser künftiges Glück besser zu ertragen, was noch schwerer ist als Widerwärtigkeiten auszustehen."

In Düsseldorf machte Georg Forster

Bekanntschaft mit dem Dichter Heynse und durch diesen mit Jacobi, der damal's Göthe's Busenfreund, und mit Lessing, Wieland und Klopstock vertraut war. An diesem Heerde geistigen und körperlichen Wohllebens wurde auch Forster wieder wohl und es war ihm, wo es ihm auch tröstend sein konnte, zu erfahren, daß er in Deutschland als berühmter Name galt.

In Folge einer Rede in der Gesellschaft der Alterthumsforscher zu Cassel erhielt er eine Lehrerstelle am Carolinum. Hier war die erste Stätte für des Jünglings Bleiben und Wirken. Die sittliche Bedeutung des Lehramts, die gerade von Lehrern höherer Anstalten so selten in ihren Gesichtskreis gezogen wird, wurde tief und heilig von ihm erfaßt. Durch das Lehren lernte er auch selbst obschon er gleichsam gewaltig in sein Inneres zurückgewiesen war, umringt von wenig anregenden Männern und mit dürftigen Hilfsmitteln versehen. Auch öffnete sich da die Knospe seines Gemüthes, dem er unter Matrosen und Soldaten auf dem Schiffe am besten Thau gespendet hat. — Jacobi war es, der in seinem Busen das erhabene Bedürfniß nach Freundschaft wach rief und es auch befriedigte. Als sich Jacobi und Forster kennen lernten, bestand schon die verschiedene Gemüthsart, die später, als auch der jüngere Freund zum selbstbewußten Manne gereift war, ihre Denkweise in zu schroffe Gegensätze brachte, um die Wege ehrlicher Männer nicht zu trennen. Lichtenberg's Freundschaft gab blos seinem Verstande Nahrung; sein Herz fand sich nie zu ihm hingezogen. Forster lernte fast alle Größen seiner Zeit persönlich kennen, und diese Lichtstrahlen erhellten die Nacht der Sorge, in welcher er in ersten Jahre zu Cassel um seine Familie lebte. Die Schande der Noth fällt auf ihre Urheber zurück auf die englische und russische Regierungen, die seinem Vater den Lohn für treu geleistete Dienste vorenthielten, so auf die Behörden in Cassel, in Posen und in Mainz, die nicht wußten, was solch ein Kopf werth war.

Die wenigen Menschen, sagt Forster, die gleichförmig mit uns denken, sind uns mehr werth als das ganze übrige Menschengeschlecht; sie stärken und befestigen uns in unsern eigenen Grundsätzen.

Während des Schiffslebens war seine Anschauung göttlicher Dinge die natürlich verständige, aber noch immer gläubige, wie sie in jener Zeit unter aufgeklärten Leuten herrschte. In der Natur bewunderte Forster die Allmacht eines Schöpfers; in den Regungen und Leidenschaften der Menschenbrust die weise Absicht, die darauf den Trieb zur Selbsterhaltung gründete; im Sturm, wie in den kleinen Begebenheiten des Lebens die Hand der Vorsehung, die über unser Schicksal wacht. Das Wachsthum der Gotteserkenntniß hieng nach seiner damaligen Ansicht von dem Fortschritt der Civilisation ab und er haßte den pfäffischen Mißbrauch des Gottesdienstes, wo dieser zum Deckmantel der Ueppigkeit und des Wohllebens eines trägen, wollüstigen Pfaffen dient, der sich bemüht, das Volk seiner Bequemlichkeit zinsbar zu machen. Diese Anschauung aber war, wie es scheint, mehr überkommen als erlebt. Der Umweg, durch viele Glaubenssätze hindurch zum Wissen zu gelangen, sollte ihm nicht erspart bleiben. Eine Natur wie seinige war unter allen Umständen fromm auf der lichten Höhe des Schauens sowohl, als wenn er in finstern Ahnungen befallen war. Wenn aber ein frommes Gemüth sich Ahnungen hingiebt, dann führen alle Wege zur Schwärmerei. — Forster wurde für eine Weile in diesem Drange das Opfer der Gaukeleien der Rosenkreuzer, die in Cassel ihr arges Spiel trieben. Uebrigens konnte ein Mann wie Forster mit seiner Wahrheitsliebe auch innerhalb des Bundes kein anderer sein als draußen in der Welt. Durch die Tiefe seiner Gefühle, so durch den äußeren Druck, der auf ihm lastete, war es eine fast unausbleibliche Folge, daß er sich in gewissen Stimmungen selbst den Offenbarungslehren hingab. So glaubte er, daß ein Fünklein des Glaubens an Gott, das er in uns rege werden läßt, und ein Fünklein Liebe zu ihm dem Vollkommensten, dem Urquell unendlicher Kräfte und Seligkeiten, uns ein überaus herrliches Gnadenzeichen sei, woran wir erkennen mögen, daß die Pforte zu ihm auch uns offen stehe, daß er sich uns aus unbedingter, unvergoltener Liebe nähern wolle und werde. Er hielt es für etwas Großes, zu erkennen, daß Nichts Geschaffenes unserem Geist Genüge leisten könne; im Glauben so weit gekommen zu sein, daß uns die Gewißheit eines geoffenbarten Mittlers, durch den unserer in Sinnlichkeit gefesselter Geist wieder einst in Gemeinschaft trete mit seinem Urquell, und das Geistige wie er zu empfinden fähig werden möge; — daß uns diese Gewißheit als eine nothwendige Folge der großen Barmherzigkeit Gottes einleuchte. Diesem seinem damaligen Glauben entsprach auch die Innigkeit seiner Vorstellung vom Gebet. In einem Briefe an Johannes von Müller findet sich folgende Stelle: „Da das Gebet des Menschen Nichts anders sein kann, als eine aus der Vorstellung des allmächtigen Gottes fließende Ergebung in und Vereinigung unseres Willens mit dem seinen, so ist auch Erhöhung unseres Gebetes, wie ich mir's vorstelle, nicht eine Folge einer activen Wirkung unseres Geistes, sondern vielmehr Annahme des zuvor bestimmten Willens Gottes."

Schon viel heller, doch noch voll unsicheren Zweifels ist das Glaubensbekenntniß, das er seinem Jacobi später abgelegt hat. „Ich gehöre nicht zu Ihren Ungläubigen, schrieb er, die alle unsichtbaren Kräfte wegläugnen. Ich glaube, was der Mensch sucht, das findet er, was er will, das kann er, was er sich erbittet, das erhält er; — nur muß er nicht incompatible Dinge verlangen, nicht zugleich nach Süden und nach Norden segeln wollen. Wenn ich mir denke: was ist Gott? was ist Zeit? was ist Raum? was ist die Seele des Menschen? was die Materie? was ist Liebe zum vollkommensten Wesen? Dann ist mir, als ob Alles möglich sein müßte, was man sonst rund wegläugnet und für unmöglich hält. Wer Gott liebt.

der — so scheint es mir wenigstens — muß ihm nahe sein, und zwar in dem Grade näher, wie er ihn in Allem liebt, seine Kraft in Allem fühlt, und sich selbst von allem Andern unabhängig erhält. Wo der Geist ist, da ist Freiheit, sagt Paulus. Und wo religiöser Glaube ist, darf man jedoch sagen, dort kann der Geist nicht frei sein; wovon wir uns im Laufe der geistigen Entwickelung Forster's bald vollkommen werden überzeugen können. Obschon er an Muller schrieb: „Es ist die höchste Weisheit, immer die Gegenwart des lieben Schöpfers vor Augen zu haben. Lassen Sie sich, mein Bester, immer Dies und die Liebe des Gekreuzigten genügen, und trachten Sie nicht nach hohen Dingen —" so war er doch im Zustand seiner inneren Gährung und bei seiner schwärmerischen Ergebenheit frei von einem engherzigen Verkehr mit seinem Gott und hielt die Religion für etwas Höheres als für Formendienst, für Fürbitte um Regen und Sonnenschein, Brod und Wein, Kleidung und Obdach.

Aber der Mensch ist nicht von Einem Guß und während die fortschreitende Gährung die Hefe absetzt und manche eitle Luftblase entweichen läßt, entwickelt sich auch der Geist zu Kraft und Klarheit. Jacobi hielt den Unglauben für gefährlicher als Aberglauben. Hierin stimmte ihm Forster nicht bei; er sagte: „Aberglaube kann unmöglich der Weg zur Wahrheit sein — ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als die Autorität eines Menschen der in einer höheren Relation mit unsichtbaren Kräften stehen will und kraft dieses Verhältnisses über die Vernunft und das Gewissen der Menschen unumschränkt regieren will. Als Protestant erzogen, lag diese Aversion gegen päpstliche Autorität schon im Keime von Forster's Erziehung; doch eben so läßt sich auch seine Liebe zum Gekreuzigten (nicht weniger eine Autorität) und seine Demuth mit völliger Selbstaufgebung erklären.

Dunkle Gefühlsahnung und klares Urtheil wogten auf und nieder und es ist bei dem innigen Verkehr, den Forster mit seinem Freund Sömmering verband, ein sehr bezeichnender Zug, daß dieser seinen Vater beruhigend versicherte, er werde kein Freigeist werden, während Forster seinem Vater die Sorge nehmen mußte, daß er (trotz seiner Aversion gegen Autorität), katholisch werden könne.

Noch in Cassel hatte sich Forster von allen kirchlichen Schranken befreit und sich aus den Fesseln der finstern Schwärmerei herausgewunden. Forster selbst hatte eine ganz klare Einsicht in die seltsame Umkehr seiner Entwickelungsstufen, die sich durch die ungewöhnlichen Verhältnisse der ersten Jugendzeit und die Gefühlsverwirrung unter Rosenkreuzern kund gegeben hatte. Durch ein trübes, nie erdrückendes, alle Leibes- und Geisteskräfte erschlaffendes Leben als Knabe und als Jüngling war seine religiöse Schwärmerei eine nothwendige Folge; so, daß er Leiden für gut und zuträglich, Genuß hingegen für gefährlich und schädlich angesehen hat.

Von der Schwärmerei geheilt, schrieb er: „Die Wirkung aller falschen Schwärmerei ist es, Menschen von Menschen zu entfernen; wo so viele äußerliche Ursachen meiner besonderen individuellen Lage mitwirkten, ist es mir räthselhaft, daß ich mich nicht noch weiter verirrte und fähig war, zurückzukehren."

Um in Grundsätzen ein Mann und in ihrer Befolgung ein Mensch zu werden, sehnte er sich nach Veränderung des Ortes und seiner Umgebung und so folgte er denn auch einem Rufe nach Wilna, in Lithauen.

Hier war er besonders bemüht, seine Kenntnisse in Naturgeschichte, von Pflanzen und Thieren zu erweitern. Naturgeschichte des Menschen blieb aber nach wie vor der Lieblingszweig seines Forschens. Er wurde zu Wilna doppelt hiezu angeregt durch Sömmering's berühmte Schrift: „Ueber die körperliche Verschiedenheit des Mohren vom Europäer," die ihm gewidmet war, und durch einen seltsamen Mißgriff Kant's, der die Menschenrassen für erbliche Unterschiede bei Menschen Eines Stammes erklärte. Forster machte einfach geltend, „daß Menschen, die erbliche und zwar unvermeidliche Unterschiede haben, niemals von Einerlei Stamm sein können." Blumenbach hatte mit echtem Professorendünkel diejenigen, die sich beikommen ließen, mehr als Einen Menschenstamm anzunehmen, der Böswilligkeit und Neuerungssucht beschuldigt. Forster unterließ es nicht, ihn dafür zurechtzuweisen. Auch schrieb er in dem Aufsatze über Menschenrassen: „Eines der zuverläßigsten Mittel, in einer glückseligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, sich in demüthiger Geistesarmuth unter das Joch der thörichsten Vorurtheile zu schmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnen, ist Dieses: „Wenn man von einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämissen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer. Hinweg mit dieser unmännlichen Furcht! Statt derselben nachzugeben, untersuche man nochmals sorgfältig den zurückgelegten Weg und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Ist Alles sicher, nirgends ein Sprung geschehen, nirgends auf betrüglichen Triebsand gefußt worden, so trete man getrost dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand und in demselben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verschwinden.

Dies ist die Sprache Forsters, des Mannes, der sich, vor einer echten philosophischen Jury, eines neuen Gedankens, einer neuen Wahrheit wegen vor keiner Ketzerei gefürchtet. Von der Bibel sagte er in dieser Hinsicht, es gälte als ein Angriff auf dieses alte Buch, wenn man von mehr als Einem Menschenstamme sich eine Möglichkeit vorstellt, welcher — obschon er Niemand verwunde — als Ketzerei verschrien wird und als Neuerungssucht.

Die Natur war Forster eine Einheit,

in welcher gerade der innere Zusammenhang der einzelnen Erzeugnisse die größte Mannigfaltigkeit der Körper [illegible] und ihrer Beziehungen, ohne [illegible] Zerstörung möglich macht. [illegible] nicht sowohl aus übereinander liegenden Stufen, als aus Gliedern, die, überall mit einander verwachsen, Stoffe und Kräfte gegenseitig austauschen; so, daß Ein ununterbrochener Strom der Bewegung, Umgestaltung und Lebens [illegible] kreis't. Die Naturw[illegible] ein Kunstwerk vor ihm, [illegible] lebendiger Wahrheit, [illegible] Unmittelbarkeit von Fleiß und [illegible], in der Einheit einer [illegible] faßte.

Forster's Naturwissen war von der Freude der Anschauung erfüllt. Nachdem die Thatsache bereits bekannt war, daß die Pflanzen ihre Hauptnahrung aus der Luft schöpfen, sprach er folgende herrlichen Worte: „Indeß das Thier schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen die feinen Röhr und Zellengebilde der Pflanzen die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aether gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserem Blick das sanfte Grün der Wälder und der Fluren; und jetzt! im unendlich zarten Geäder der Blumenkrone und der reifenden Früchte glüht der siebenfache Lichtstrahl und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel." Er hatte eine vollkommen klare Vorstellung von jenem Kreislauf der Grundstoffe, welche der Thiere Leben von dem Wachsthum der Pflanzen und dieses von jenem abhängig macht. „In einem Systeme, wo Alles wechselseitig anzieht und angezogen wird, kann Nichts verloren gehen," heißt es in seinem Blick in das Ganze der Natur; die Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieselbe. Doch ist keine Gestalt, so wenig wie der Mensch selbst, beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, gebrechlichen Körper. Der Stoff aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung. In der ganzen Anlage dieser Welt ist Alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall giebt es unbändige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eigenes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigene Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffs angemessen: veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen jedoch immer dieselbe. Unaufhörlich verwirken die Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Kinder, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Cirkels! — Ja, und dieser Cirkel ist kein vitioser Cirkel einer krankhaften Phantasie und religiöser Schwärmerei; er ist die sichtbare Unsterblichkeit des Stoffes, die nur der denkende Naturforscher zu begreifen und gehörig zu würdigen vermag.

Die Erde schmückt sich immerfort mit neuen Kräften, die veralternden, entkräfteten Körper müssen vollends verschwinden und Ueberfluß und Schönheit herrschen wieder wie zuvor.

Die Vielseitigkeit der Naturkenntniß führt zu dem tiefsten Verständniß allgemeiner Gesetze, wie die Blühe zur Frucht. Und diese Kenntniß hat auch den Rosenkreuzer Forster, bei seinem heißen Drang nach Wissen, endlich zu dem Born der Wahrheit geführt, die der Verstand erfaßt, indeß das Herz bewundert. Die Gattungen selbst sind die einzigen Wesen der Natur, immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Die Zeit selbst, sagt Forster, hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen, zu solchen Wesen, deren Dasein vorübergehend ist. Forster's Sätze sind ruhige Aussprüche, die nur als reife Frucht von den immer neuen Zweigen seiner Entwickelung abfielen. Ruhig und frei, das ist das eigentliche Merkmal seiner Weisheit. Rasch war der Flug, mit dem er sich zu einer freien Weltanschauung erhob; so daß ihm selbst zu Muth war, als fielen ihm die Schuppen von den Augen.

Wahrheit war ihm nun im gereiften Alter nur wirkliche Sinnesempfindung und Das, was unmittelbar aus Erfahrung fließt. Wir können, sagt er, vermöge unserer Natur, keine andere Begriffe von irgend einem Dinge (Wesen, Körper oder Materie) haben, als die Veränderungen, so es in uns hervorbringt. Der Ursprung aller unserer Begriffe ist sinnlich. Mag die Welt glauben was sie will, wenn ich nur wissen darf was ich will und Nichts glauben darf; von nun an heißt es bei mir, nach dem Englischen: *Seeing is believing*. Denn mehr hat man am Ende doch nicht, als was Einem durch diese zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt. Anders als so nehmen wir die Welt und ihr Wesen in uns nicht auf — ohne, darf man hinzufügen, uns mit Hirngespinnsten zu gängeln und zu täuschen.

Forster hat für sich die höchste Stufe einer klaren Ueberzeugung erstiegen. — Mild und frei, wie er eigentlich geworden, ist er jedoch nie dazu gekommen, seine Anschauung zu einem herrschsüchtigen Losungswort zu machen.

Die Metaphysik hielt Forster für bloßes Wähnen. Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich, schrieb er an Sömmering, daß unsere Gattung sich einmal mit spekulativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwicklung der Denkkraft hat es allerdings genug beigetra[illegible]

mithin zur Vervollkommnung des Menschen, in so fern jede Uebung des Geistes dahin abzweckt. Aber gut ist es doch, daß wir nun endlich diesen Wust in's Reine haben, daß wir wissen, man komme immer mehr auf diesem Wege weiter. Werfen wir denn die sämmtliche Metaphysik auf ewig unter die Bank und halten uns an das für uns Reelle sinnliche!"

Ich verstehe Nichts von Dingen sagte er, die über die Natur hinaus sind. Ja, die Kraft, die den Körper belebte, dauert fort, ist unzerstörbar. Sehr gut. Jeder Atom des Körpers dauert aber auch fort, ist auch unzerstörbar. Kann man beweisen, daß die Kraft, vom Organ gesondert, Besinnung, Gedächtniß, Bewußtsein, Gemüth, Vernunft habe? Nein!

Geist und Materie sind Forster Ein Ding. Er spricht nicht von Operationen in seinem Gehirn, sondern seines Gehirns. Denn alles Moralische hat wohl irgendwo seinen sichern Grund im Physischen.

Menschen, die wie Forster in Folge des Forschens auf dem höchsten Standpunkt des Denkens angelangt sind, können jede weniger freie Auffassung verstehen, indeß sie selbst von Gläubigen nicht verstanden werden.

Unter Allem, was die Vernunft gebären konnte schrieb er in späteren Jahren, mußte auch der Atheismus möglich sein; er ist auch eben so consequent wie der Spinozismus oder der Deismus.

In der That, schreibt er an einer andern Stelle, wenn man bedenkt, daß Raum und Zeit nur zu unserer bedingten Existenz gehören und an sich Nichts sind, so kommt man auf einen Punkt, wo die Streitigkeiten über die Unsterblichkeit der Seele auf ein bloßes Wortspiel hinauslaufen. Die Folge scheint nur für Den etwas Reelles, der in der Einschränkung begriffen ist; diese hinweggenommen und es bleibt vollkommene Unbeschränktheit ohne die Möglichkeit eines Begriffes von Raum und Zeit. Hier versinkt Alles, Ursache und Wirkung, Folge und Ausdehnung, Persönlichkeit und Denken in einen Abgrund des unendlichen Daseins. Fühlen wir dies, so sind es Worte ohne Begriff; aber Das ist es auch Alles, was wir von jenen Dingen, die außer unserer Vorstellungsart liegen, je erlangen können. Schatten statt des Wesens. Darum wollen wir nicht aufhören zu schreien: Freiheit, grenzenlose Freiheit in Allem, was über das in empyrischer Anschauung des Objectiven hinausgeht! Jeder wähle sich seinen Weg, ohne daß er auf seine politischen Verhältnisse Einfluß habe. Jeder glaube so viel oder so wenig als er kann; Jeder sage frei und ohne Furcht, was er glaubt; Keiner erinnere sich blos der Duldung, sondern Jeder des anerkannten Rechtes zu denken, wie und was sein eigenes Wesen mit sich bringt; nur Der sei ausgeschlossen aus unserer Mitte der auf dem alleinseligmachenden Wege zu gehen und das „Zwinge sie, hereinzukommen," zu mißbrauchen sich untersteht; denn er ist der Feind Aller und deßwegen sei Jeder gegen ihn.

Hieraus sieht man bereits zur Genüge, wie Forster sich bei seiner wissenschaftlichen Entwickelung zu Glaubenssätzen verhielt. Anders war es mit seinem Freund, dem Düsseldorfer Jacobi, der mit seiner Rückkehr unter die Fahnen des Glaubens eine klägliche Rolle gespielt hat, welche Forster nicht ungerügt lassen konnte um so weniger, da Jener mit pastorischer Declamation behauptet hat, man müsse ein Schurke sein, wenn man nicht, wie er, die Augen zudrücke und schreie: man sehe ein helles Licht.

An Sömmering schrieb er im Jahre 1785: „Ich bin Dir jetzt so ruhig, so zufrieden, so vergnügt, ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehedem mit aller Kraft und Aengstlichkeit des Glaubens nie sein konnte. Wenn es ein Wesen gibt, das als Schöpfer alle Wesen in sich faßt, so bin ich überzeugt, daß das Glück seiner Geschöpfe ihm angenehmer sein müsse, als ihr unaufhörliches Betteln, und daß man rechtschaffen, gut und edel sein und handeln könne, ohne aus Unmöglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten sich Gesetze zu machen, viel weniger aber Absurditäten und Lügen zu glauben, und ihnen den gesunden, schlichten Menschenverstand zu opfern.

Den Glauben an persönliche Unsterblichkeit und an einen Schöpfer hielt Forster, so wie jeder auf der Bahn des Forschens und des Wissens Beflissene, am Längsten bei. Erst im Jahre 1789, nachdem er Wilna verlassen hatte, schrieb er an Jacobi: „Die Personalität, offenbar das Resultat der Einschränkung, oder eigentlich diese Einschränkung selbst, ist das Ungöttliche an uns, und eben daß wir mit oder durch Personalität genießen, halte ich für eine Unvollkommenheit mehr. Das Ergötzen an unserer Individualität bleibt oft ihre einzige, (wenn auch nicht sehr rühmliche) Resource."

Forster war ehrlich. Das Christenthum hatte für ihn blos geschichtliche Bedeutung; die Schöpfungsgeschichte des Alten Testamentes bezeichnete er eben so als Mythologie wie das Christenthum des Neuen Testamentes. Wie klein kommen einem die Menschen vor, schrieb er an Lichtenberg, die auf ihrem *atome de boue*, wie Voltaire es nennt, sich einbilden, der allmächtige Gott sei (ihretwegen) ein Jude geworden.,

In einem andern Schreiben an Lichtenberg sagte er: „Meine Vernunft ist noch nicht gesund — oder krank — genug, um eine Fortdauer, welcher die jetzige Existenz mit ihrer Erfahrung zu statten kommen könnte, für wahrscheinlich oder nur möglich zu halten."

Die Anerkennung des objektiven Daseins, was im Bewußtsein mitgegeben wird, geht in Anbetung über, sobald der rohe Mensch sich gegen das unaufhaltsam Wirkende leidend verhält und sich dadurch eingeschränkt und überwältigt fühlt. Aus der Einsicht dieses Axioms entsteht der Glaube und die Gottesverehrung.

Für Forster bildeten die verschiedenen

Formen der Gottesverehrung einen lehrreichen Zweig der Menschenkunde. Er forschte mit Liebe und hielt Alles was er fand, für berechtigt. Nicht die Meinung Anderer, nur Unduldsamkeit konnte ihn in Harnisch bringen.

Forster verlangte, daß die Nichtanerkennung der Wahrheit keinem Menschen Schanden bringen sollte, sondern nur die Nichtbefolgung der anerkannten Wahrheit. „Wer sich nicht belehren ließe, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten Winkeln gleich sind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik absprechen; aber ehrlos wäre er darum gewiß nicht. Um wie viel mehr muß dies nicht bei speculativen Sätzen und Glaubenssachen deren Evidenz schlechterdings nur subjectiv ist, der Fall sein ?!

Die Philosophie, meinte Forster, muß sich schlechterdings nur auf das Begreifliche, auf das Erweisliche einschränken; indeß die Theologie Mysterien lehrt, die nicht bewiesen, sondern geglaubt werden müssen. Einen platteren Widerspruch kann es nicht geben als das Unbegreifliche beweisen, das heißt, begreiflich machen zu wollen.

Wann wird es wohl dahin kommen ruft Forster aus daß Menschen einsehen lernen, die Quelle der edelsten, erhabensten Handlungen, deren wir fähig sind, habe Nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott und von dem Leben nach dem Tode und von dem Geisterreiche machen.?

So wie er auf dem Gebiet der Ansichten und Meinungen die Ueberzeugung hegte, daß der Glaube vom Willen des Menschen unabhängig ist; so war er auch auf dem sittlichen Gebiete des Handelns sich darüber klar, daß Alles von unserer Organisation abhängt.

Organisation, Erziehung, Lokalumstände, wie viel thun die nicht zur Denkungsart und Vorstellungsart, zur Wirksamkeit links, rechts, gerade aus, aufwärts und abwärts? Und da geht es denn mit der ganzen vielrädrigen Maschine der Welt gerade so und nicht anders als es getrieben wird. Der Mensch fühlt und denkt, wie er denken und fühlen m u ß. „Es hieng nicht von mir ab, spricht Forster, Das zu werden, was ich wollte, mir die Verhältnisse zu wählen, unter denen ich in der Welt erschien. Ich ward geboren, erzogen, meiner Denkungsart ward eine Falte geschlagen, eine Richtung gegeben, ganz unvermerkt, ganz ohne mein Zuthun, und siehe, nun dachte ich so und nicht anders. Ich mußte endlich in die Welt unter Umständen, die wiederum aus meiner nicht erwählten Lage flossen, ich konnte und sollte diese Verhältnisse nicht durchbrechen und beugte also meinen Nacken dem Schicksal.

Wie das Unendliche an's Endliche, so ist über alle Grenzen menschlicher Begriffe hinaus, Freiheit an Nothwendigkeit geknüpft. Verdienstliche Zurechnung kann demnach nirgends stattfinden und die Tugend mag blos das stille Resultat einer glücklichen Harmonie der Kräfte oder das gewaltsam Erkämpfte eines mächtig wollenden Verstandes sein. — Richtige Selbstbeurtheilung, ohne welche man den Namen eines Philosophen nicht verdient, ist Bedingniß, wobei sowohl pharisäischer Stolz als falsche Demuth wegfallen müssen. Wohl dem, der ohne mit Andern sich zu vergleichen, den Genuß hinnehmen kann, den die Natur mit der Selbstgemäßheit unzertrennlich verbunden hat.

Der Moment, in dem wir leben, ist unser; das Vergangene ist ein Traum, und das Zukünftige existirt erst, wenn es nicht mehr zukünftig ist. An Leib und Seele sind wir heute nicht mehr, was wir gestern waren, morgen nicht mehr die heutigen. Alles ist Kreislauf, Alles Veränderung, und doch gründet sich das Angenehme, das Einschmeichelnde der Idee von Fortdauer nur auf die Idee der Identität. Diese weggenommen, kann es gleich viel sein, ob der Lichtfunke, der mich heute beseelt, über ein Kleines im Aether der Milchstraße, oder im Lichtmeer der Sonne, oder in einem Atom des Veilchens lebt, das auf meinem Grabhügel wächst — ob er sich neue Organe aneignen, neue Eindrücke annehmen, ein neues Gedächtniß sich bilden und in neuen Verhältnissen schweben kann.—

Seltsam genug, der Mensch will ewigen Lohn und ewige Strafe abhängig machen von Tugenden und Sünden, die er selbst vergißt, und er wünscht sich persönliche Unsterblichkeit, während er überwundene Entwickelungszustände wie Schlacken von sich wirft, in deren beschränkende Behausung er kaum mit seiner Vorstellung zurückkehren kann. Ach, Irrthum und Wahrheit sind fast so unzertrennlich wie Leib und Seele, wie die Kraft und Schranken des Daseins.

Forster ist der Lessing unter den Volkslehrern der Naturkunde, der seiner Mitwelt um des Jahrhunderts ganze Hälfte vorangeschritten war. Heuchelei, wie sie gewöhnliche Freidenker so häufig charakterisirt, war Forster von jeher fremd. Er fand es nicht recht, seine Meinung nicht auszusprechen, weil sie Diesem oder Jener zuwider war. Für seine eigne Art zu denken und zu handeln glaubte er blos seinen eigenen Beifall sich schuldig zu sein. Der vernünftige Mensch hat vor einem Menschen die höchste Achtung, der rücksichtslos sein Inneres verkündigt. Und ein solcher Mensch, im höchsten Sinne des Wortes, war G e o r g F o r s t e r.

Die Menschen, sagt er, erscheinen in ihren Handlungen wie sie sind; jeder thut, was er nicht lassen kann und trägt die unausbleibliche Folge. Darum, meinte er, sollte man Niemanden verdammen. Der Mensch muß zuvor vernünftig werden, um seinen wahren Vortheil im Wohl des Andern zu erkennen; aus Verlangen nach einem glücklichen Genusse des Daseins haben wir Gerechtigkeit und Billigkeit zu üben.

So lange es wahr bleiben wird, daß die größte Anzahl der Menschen mehr

sinnlich oder thöricht als vernünftig leben und handeln, so lange wird Despotismus bleiben und das geduldigere Thier sich von unbändigen leiten, treiben, quälen und aussaugen lassen.

Also strebet, Forster ähnlich zu werden im Geiste! Strebt nach Vernunft und Tugend, wenn Ihr frei sein wollt von den Ketten des Glaubens und seiner Priester!

Der geistigen Freiheit ist die Bahn gebrochen, doch „ein Volk, das sich nicht auf die eine oder die andere Art durch den Teufel blenden ließe, giebt es auf der Erden noch nirgends; daher es ein Leichtes ist, ein Seil um die Hörner der Menschen zu werfen und auf ihnen querfeldein zu reiten."

Es wird Anders werden, wenn auch spät.

Für die Fackel.

Der Begriff von Ehre und Schande.

Von H. Ludwigh.

In einer Republik, deren oberster Grundsatz es ist, daß „alle Menschen gleich geboren werden," sollte man von jedem Bürger und jeder Bürgerin voraussetzen dürfen, daß sie einen richtigen Begriff haben von Ehre und von Schande, einen weit richtigeren Begriff als Menschen, die in Monarchien leben, welche dem System nach auf Ungleichheit basirt sind. Betrachten wir aber das souveraine Volk unserer Republik in seinen Ansichten, seinen Meinungen, seinen Urtheilen, seinen Handlungen; beobachten wir hier die Menschen in der Arena der Politik, im Sanctum der Kirche, im Geschäftsleben, in privat und öffentlichen Gesellschaften, so wird sich der ruhige und denkende Beobachter bald überzeugen, daß Vorurtheil, Thorheit, Dummheit und Irrthum hier eben so schroffe Gegensätze zu Vernunft und Wahrheit bilden als in Monarchien, und daß sie hier den Philosophen und Freiheitsfreund um so schmerzlicher berühren müssen, da eine republikanische Staatsform vernünftige Menschen voraussetzt, die fähig sind, das Wesen der Freiheit und Gleichheit zu erfassen.

So wenig es vor dem Richterstuhle der Vernunft eine absolute Freiheit giebt, wo Jeder thun kann was er thun will; eben so wenig kann es in einem auf Vernunft-Prinzipien gegründeten Staat absolute Gleichheit geben. „Die Menschen werden gleich geboren," kann nichts Anderes heißen, als die Menschen sind in einem vernünftigen und freien Staatsverband zu gleichen Rechten befugt und haben demnach auch gleiche Pflichten, gleiche Lasten zu tragen. Nur diese Deutung allein kann Sinn haben und ihre Grundlage ist breit genug um darauf einen Tempel der Freiheit zu erbauen. In einem Staate aber, wo prinzipiell keine Rechtsungleichheit stattfinden darf, ohne zugleich aufzuhören ein freier Staat zu sein, in einem solchen Staate darf Ungleichheit im politischen und socialen Leben weder durch Geburt noch durch Reichthum; weder durch Glaube und Religion, noch durch Handwerk oder sonstige Beschäftigung und Arbeit; weder durch Nationalität noch Rasse bedingt sein. Jedes Gesetz gegen die absolute Anforderung dieses politischen Axioms ist ein ungerechtes und freiheitsmörderisches Gesetz; jeder Verstoß dagegen ein Zeichen von politischer Unmündigkeit und Ignoranz. Und an solchen Gesetzen, sanctionirt sogar durch unvernünftige Interpretation der Constitution, fehlt es uns, leider, nicht; und solcher Ignoranz begegnet der denkende Mensch überall, wohin er seinen Forscherblick nur wenden mag.

Beginnen wir nun mit dem Vorurtheil der Geburt und wir müssen mit Entrüstung wahrnehmen, daß nur der gebildetere und vernünftig denkende Amerikaner auf den Zufall seiner Geburt keinen bevorzugenden Werth legt, indeß die Mehrheit der Eingebornen mit stolzdummer Arroganz auf Fremde herabblicken und nicht selten ihrer angebornen Dummheit mit dem bekannten *damned Irish* und *damned Dutch* Luft macht. Daß diese Leute meist selbst von Irländern und Deutschen abstammen, vergessen sie nur zu bald und da sie dem Geiste nach ungebildet und dem „Sichselbstfreifühlen" nach anmaßend sind, so erklärt sich dem Psychologen diese, eine freie Staatsform schändende, Abnormität unwürdiger Bürger und Bürgerinnen von selbst.

Der Geburtsadel hat hier *de jure* aufgehört; doch sucht sich der Geldadel *de facto* geltend zu machen. Dem Geburtsadel liegt in der Regel ein Verdienst, sei es im Krieg oder im Frieden zu Grunde und würdige Ahnen sind werth nachgeahmt zu werden von den spätesten Enkeln. Da jedoch das Verdienst des Vaters nicht auf den Sohn vererbt werden kann, da der Geburtsadel in alle Rechte des Staates ihn einsetzt, ohne dessen Lasten zu tragen, so kann er vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht gerechtfertigt werden und muß um so mehr an Terrain verlieren, je mehr die nichtadeligen Massen (Bürger und Bauer) an Intelligenz gewinnen. Ist demnach der Geburtsadel eine zeitweilig nothwendige Abnormität des Staatslebens, so ist der Geldadel, der sich in einem freien Staate breit machen will, eine Absurdität, welche man bloßstellen und mit allen dem Geist zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen muß. Der Geldprotze hat selten ein anderes Verdienst, als das des blinden Glückes oder des — Betruges, oder besser gesagt, er ist ein Mensch ohne alles Verdienst; entweder ein Esel oder ein Schurke, der mit Geringschätzung auf „arme Leute" herabblickt, so sehr diese ihn auch an wahrem Menschenwerth verdunkeln mögen. Es ist allerdings ganz angenehm, im Besitze eines Vermögens zu sein, das unabhängig macht und den Born zu allerlei Genüssen öffnet; doch wer ist denn eigentlich reich? Wer Plantagen mit Sklaven besitzt? Wer über Hunderttausend Dollars oder über eine Million gebietet? Thorheit — wer Obdach, Kleidung und Nahrung hat, dabei gesund und vernünf-

tig ist, der ist wahrhaft reich. Hat denn der Plantagen- und Fabriksbesitzer eine sichere Garantie für seinen Reichthum? Hat sie der Millionär? Durchaus nicht. Blickt Euch um ein Bischen im Leben und Ihr werdet bald erfahren, welch' launisches Weib Fortuna ist, von der nur der Weise allein sich nicht bethören läßt. Aber der Weisen giebt es eben sehr wenige und der Thoren gar viele. Thor ist, der an Geld und Gut eine Ehre knüpft, an Armuth Schande; so wie ferner ein Thor ist der sich vor dem Geldsack eines Andern beugt.

Häusliches Glück ist im wahren Sinne des Wortes eine Seltenheit; doch nirgends ist es so selten, als hier zu Lande, wo das Jagen nach Geld und Gold fast zur Sucht geworden und alle edleren Gefühle absorbirt. Einer will es dem Andern gleich thun, unbekümmert um seine Mittel; Einer will den Andern verdunkeln, gleichviel, wo das Geld herkömmt, um dem Luxus zu fröhnen. Als ob es eine Ehre wäre, in einem Palast zu wohnen, in einer Kutsche zu fahren, elegant gekleidet zu sein, und eine Schande, eine Hütte zu bewohnen, zu Fuß zu gehen und schlicht und einfach gekleidet zu sein?! Der Mensch ist es, der Mensch allein, durch dessen Handlungen Ehre und Schande bedingt sind. Falsche Begriffe hierüber bringen auf falsche Wege und indeß man nach Reichthum strebt, verliert man nicht selten das wahre, das innere Glück und die einzig wahre Ehre, die auf Tugend und Recht beruht. — Selbst der radikale Denker wird hier zuweilen zum Aemterjäger, zum Heuchler in Staat und Kirche, um — sich emporzuschwingen; doch je höher er auf der Leiter des äußeren Scheinglückes steigt, desto tiefer sinkt er herab in der Meinung vernünftiger Menschen, und, was das Schlimmste, in der Achtung seiner selbst ohne welche kein Glück auf Erden möglich ist. Dieses Glänzenwollen, dieses Bessersein wollen als andere Leute, bloß des Aeußeren wegen, charakterisirt am meisten das amerikanische Weib im Allgemeinen. Und warum? Wegen Mangel an moralischer Bildung, so weder in Freischulen, noch viel weniger in *Ladies*-Seminarien einen Zweig der Erziehung ausmacht. Puppen, die auf dem Clavier stümpern, die einige Phrasen französisch verstehen die Astronomie und Physik studirten, ohne Etwas davon zu wissen, die über Hausarbeiten des Weibes die Nase rümpfen, die vom Kochen auch gar Nichts verstehen und eben so wenig vom Pflegen eines Kindes; deren höchste Gedanken sich um Toilette und Kirche drehen; Puppen ohne Herz und Gemüth, für die der Mann bloß da ist, um als Bescheller zu dienen und ihre Wünsche, selbst die thörichtesten, und ihre Bedürfnisse, selbst die überspanntesten, zu befriedigen. Solche Puppen haben wir gar viele und von solchen Puppen soll man Mütter erwarten, die im Stande sind, Söhne zu vernünftigen und tugendhaften Männern und Töchter zu edlen Weibern zu erziehen!

Den Gegensatz dieser Afterbildung finden wir häufig an Mädchen sehr armer Eltern, die das Glück hatten, durch ein schönes Gesicht einen wohlhabenden, oder reichen Mann zu bekommen. Weder gebildet, noch verbildet lassen sie sich vom Strome der *Fashion* mitreißen, suchen ihr höchstes Glück in Putz und Gesellschaft, vergessen was sie waren und halten sich nun für etwas Edleres als *the poor common people*, dem sie doch selbst entsprungen sind. Auch sie wissen nicht, daß es nicht der Teppich auf dem Flur, nicht der Hut mit Federn, nicht das seidene Kleid ist, so an sich einen wahren Werth haben, sondern der Mensch und nur der Mensch durch sein Benehmen, seinen Charakter über Ehre und Schande zu bestimmen vermag.

Auch die Kirche, deren Stifter nicht hatte wo hin sein Haupt zu legen ist sehr selten eine Stätte der Frömmigkeit und der Andacht; sondern meist ein Zufluchtsort für Rendezvous und Zurschaustellung schöner Kleider. Eine Anstalt, in welcher elende politische Heuchler und Banquerouteure auf die Stimme der Gemeinde bei Wahlen und auf Credit und Kundschaft im Geschäfte spekuliren; eine religiöse Farce, die einem Müßiggänger Ansehen und Muße gewährt, als Lohn für den heiligen Betrug, den er entweder wissend oder glaubend an der Vernunft des Menschen übt. Und dieses gläubige Volk behauptet noch so häufig, der Ungläubige könne keine Moral haben da er keine zukünftige Strafe fürchte und bedauern im besten Falle Jenen, dessen Moralität sie doch nicht hinwegzudemonstriren vermögen, daß er keine Religion habe. Sollte aber die gute Christin nicht hinlänglich geputzt erscheinen können, so wird sie sehr ungerne oder gar nicht zur Kirche gehen, denn es wäre ja eine Schande, Andern dem Aeußern nach hintanzustehen. Das Innere aber ist Nebensache. Und der gute Christ, der *Merchant Tailor*, der *Clerk*, der *Bank Cashier*, der *Gambler*, (in Karten oder Grundsätzen) und dergleichen *Refined Gentry* würden es für eine große Schande halten, auf einer Hinterbank Platz zu nehmen, anstatt auf einem gepolsterten Kissen eines bezahlten Kirchenstuhles (*Pew*). Der Anzug eines Christus in irgend einer fashionablen Kirche würde ganz gewiß die Indignation aller dieser Frömmler und Heuchler, dieser Pfauen und Crocodille, hervorrufen und *what a shame!* würde man sich zuflüstern, wenn die Lumpen auch das edelste Herz bedecken. Das Herz — zu was braucht man hier zu Lande ein Herz! Um zu lieben? In einem Handelsstaate gedeiht diese Pflanze sehr spärlich und wem Geld das Höchste ist, der hält Liebe für das Geringste.

Kunst und Wissenschaft haben von jeher nur wenige Adepten gezählt, und indeß jene das Leben verschönert, diese die Aufklärung und Bildung, somit Freiheit und Glück fördert, ist es das Handwerk, so auch die rohe Arbeit, die bloß körperliche Anstrengung, ohne geistige Mühe erlernt und geübt, welche dem Leben dienen. Beanspruchen demnach Kunst und Wissenschaft eine Superiorität über Handwerk, Handel und rohe Arbeit, so

beruht dieser Anspruch auf einem vernünftigen Grund und: „nur der Barbar kann den Künstler, den Gelehrten geringschätzen oder, mit Cicero zu sprechen, seinen Namen schänden." Sollte aber der Künstler, der Gelehrte den Handwerker, den Kaufmann, den Landmann, den Taglöhner blos ihres Berufes wegen geringschätzen, ihres Umganges sich etwa sogar schämen, so würden sie dadurch blos ein geistiges Armuthszeugniß ausstellen und zeigen, daß sie trotz Genie und Wissen über Ehre und Schande ganz unvernünftige Begriffe hegen. „Verrichte das Deinige wohl, sagt Pope, darin besteht die ganze Ehre." Die Kutte ist blos Tuch das Schurzfell ist blos Leder und die Krone selbst ist blos Metall — an ihnen klebt weder Ehre noch Schande; diese beiden Attribute sind einzig und allein nur durch Tugend und Laster bedingt.

Noch habe ich der Nationalität und der Rasse zu erwähnen, um zu zeigen, daß Ehre und Schande auch von diesen Casualitäten nicht abhängen können.

Der enorme Raum der Erdkugel, auf welchem über tausend Millionen menschlicher Wesen leben, so die Verschiedenheit des Klimas und des Bodens ganz besonders, sind die natürliche Ursache der Rassen und der Nationalitäten. Was Jene im Verhältniß zum Weltall sind, das sind Diese im Verhältniß eines Landes zu dem andern. Durch Abgeschlossenheit, durch Sitten und Gewohnheiten eines Volkes entsteht im Lauf der Zeit eine natürliche Gemeinsamkeit des Empfindens und des Denkens und da die Sprache dem Empfinden und Denken Ausdruck giebt, so ist es auch die Sprache, welche man als meist charakteristische Zeichen der Nationalität ansehen kann. — Einem Volk künstlich seine Sprache nehmen wollen, heißt ein Volk seiner innersten Wesenheit berauben wollen. Es hat denn jede Nation ihe eigenthümliches Naturell; ja, diese Eigenthümlichkeit bemerkt man sogar bei den Bewohnern einzelner großen Städte. Man betrachte den Londoner, den Wiener, den Berliner, den Pariser, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen.

Wäre es demnach bei dieser nothwendigen Verschiedenheit der Naturelle vernünftig, wenn der Franzose auf den Deutschen, der Berliner auf den Wiener 2c. blos darum mit Geringschätzung oder Verachtung herabblickten, sich selbst für besser haltend, weil sie in Frankreich, in Berlin 2c. geboren? Man mag dem Engländer mehr geneigt sein als dem Deutschen, oder umgekehrt; so ist dies noch lange kein Grund für den höheren Werth des Einen oder des Andern blos seiner Nationalität wegen.

Man kann seine Heimath verlassen und nach fremden Welttheilen übersiedeln; doch man kann nicht aus sich selbst hinaus fahren, das heißt, man kann sein Naturell nicht ausziehen — und solche Zwitterseelen, die sich ihrer Nationalität in fremden Ländern schämen, sie sogar verläugnen, sind der Abschaum von tölpelhafter Dummheit, die man nur verachten kann. — Es ist eben so thöricht, sich seiner Nationalität zu schämen als es thöricht ist, sich etwas besonders darauf einzubilden. Ersteres ist Servilismus, Letzteres dummstolzer Nativismus — und die Schande klebt nicht an dieser oder jener Nationalität, sondern an Dem, der sie mißbraucht. Der Cosmopolitismus absorbirt die Nationalität, das heißt, der Geist des Weltbürgers erstreckt sich über ein weiteres Gebiet als der des Patrioten, oder gar der Spießbürgers. Eben so werden in einer Republik auf demokratischer Grundlage die Fürsten- und Kastenrechte von den Menschenrechten absorbirt. Da soll sich Nationalität in Menschenthum verwandeln, und bewohnen Einen großen republikanischen Staat verschiedene Nationalitäten, wie es hier in dieser Republik der Fall ist, so wird sich die Sprache und die ihr zu Grunde liegende charakteristische Wesenheit jener Nation am meisten geltend machen, die numerisch oder geistig den andern überlegen ist. Daraus folgt jedoch noch lange keine Superiorität im öffentlichen oder im Privatleben, wo man den Werth und die Berechtigung des Menschen nicht nach der Sprache, sondern nach Geist und Moral zu bestimmen hat. Der Irländer, der Deutsche, der Franzose, der Japanese oder Chinese, sie müssen gleichberechtigt sein in einem freien Staate, ohne ihre Nationalität, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten der vorherrschenden Nationalität opfern und aufgeben zu müssen. — Der Strom absorbirt Bäche und so ist es denn auch ganz natürlich, daß hier zu Lande das englische Element in der zweiten, oft schon in der ersten Generation alle übrigen nationalen Elemente verschlingt und amerikanisirt.

Wenn es schwer ist, sich über das Vorurtheil der Geburt, der Religion, des Standes, der Sprache zu erheben, so ist das der Farbe am schwersten zu besiegen. Wie es eine verschiedene Flora und Fauna giebt; so giebt und muß es naturgemäß auch verschiedene Menschenrassen geben. So unvernünftig es auch wäre der rothen Rose einen an und für sich höheren Werth beizulegen als der schwarzen, oder einem weißen Pferde blos der Farbe wegen Superiorität einräumen über das schwarze, eben so thöricht ist es, den wahren Werth des Menschen von seiner Hautfarbe, von seiner Rasse abhängig zu machen. Daß die kaukasische Rasse von Natur aus günstiger für geistige Entwickelung organisirt ist, dafür bürgen Physiologie, Biologie und Geschichte; doch daraus folgt nicht, daß es Ehre sei weiß, und eine Schande schwarz oder kupferfarbig geboren zu werden; daß der Weiße ein angeerbtes Recht habe, den Schwarzen als Sklaven und Lastthier zu nutzen und ihm den Born der Erkenntniß und der allmähligen Berechtigung als Mensch und Bürger zu verschließen. Es ist vielmehr die Pflicht des höher gebildeten Menschen, den minder gebildeten zu sich emporzuheben, als ihn von sich zu stoßen, und so ist es auch Pflicht der edleren Rasse, die niedrigere durch alle vernünftigen Gebote stehenden Mittel sich geistig und politisch zu assimiliren.

Den Menschen der Rasse wegen geringschätzen, heißt die Natur geringschätzen; ihn knechten bezeichnet den Tyrannen, ihn verachten den Ignoranten. Den Untergeordneten zu bilden zu heben, ist Ehre; ihn systematisch verdummen, ihn verachten ist Schande.

So glaube ich denn, ohne gerade schulmeistern zu wollen, durch diese kurzen Umrisse und gedrängten Schattirungen den Leser, der in dieser Hinsicht noch vorurtheilsbefangen, hinlänglich überzeugt zu haben, daß Ehre und Schande weder durch Geburt, noch durch Reichthum, weder durch Glaube, noch durch Unglaube, weder durch Kunst und Wissenschaft, noch durch Handwerk und Arbeit, weder durch Nationalität noch durch Rasse bedingt wird, sondern deren richtiger Begriff einzig vor dem Richterstuhle der Vernunft und Gerechtigkeit und einzig und allein nur vom geistigen und moralischen Werth des Menschen abhängig gemacht werden kann.

Für die Fackel

Fritz.

Von Dr. Moschzizer.

Berlin. — Der berliner Student.

Hab so manche Stadt geseh'n,
Manche Universität;
Wollt's mir nicht nach Wunsch ergehn,
Hab ich schnell mich umgedreht.
Commerslied.

Ueberall bin ich zu Hause,
Ueberall bin ich bekannt,
Macht mein Glück im Norden Pause,
Ist der Süd mein Vaterland.
Lustig hier und lustig da;
Ubi bene, ibi patria.
Commerslied.

Mit wehmüthigen Gefühlen stieg Fritz in den Postwagen. Einer seiner besten Freunde, der junge, talentvolle Studiosus Gottfried K. aus Bonn, welcher ebenfalls seine Studien in Berlin beenden wollte, begleitete ihn. Die Reise war lang und langweilig und nur selten verließen den grübelnden, nachdenkenden Fritz seine Besorgnisse, seine Reue. In wildem Taumel hatte er den ersten Theil seines akademischen Lebens zurückgelegt; er hatte das Leben in vollen Zügen genossen und sich vielerlei Erfahrungen und Lebensregeln gesammelt, wenn gleich der Hauptzweck seines Aufenthaltes in Halle, Jena, Heidelberg, das Studium, von dem studentischen Treiben bedeutend in den Hintergrund gedrängt worden war. Das bunt bewegte thätige Treiben, das allenthalben seinen Augen begegnete führte ihn zu ernstem Nachdenken über sein vergangenes Leben. Der geistlose Rausch, in dem er lang stummsinnig vegetirt hatte, ekelte ihn an. Die Reue, Zeit Geld und Kraft nutzlos vergeudet zu haben, rief in ihm die strengste Selbstkritik hervor. Er sah jetzt ein, daß er die Aeußerlichkeiten des Lebens, an denen er bisher so sehr gehangen, bei Seite setzen und sich um so eifriger ans Studiren setzen mußte, wenn die schöne Zeit und das viele Geld nicht resultatlos für ihn verloren gehen sollte.

Mit dem Einzuge in die Residenz trat Fritz in den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Ihm imponirte das großstädtische Treiben, er fühlte sich ihm gegenüber so klein, so unbedeutend und überflüssig und zog sich scheu in sich selbst zurück. Diese Einkehr war von den heilsamsten Folgen für ihn begleitet. Er kam zur Besinnung.

Das Erste, was die beiden Freunde bei ihrer Ankunft in der Residenzstadt vornahmen, war, eine passende Wohnung ausfindig zu machen. Sie mietheten sich in dem freundlichsten Stadttheile Berlins, in der Nähe des Gensdarmenmarktes, ein. Gleich in der ersten Nacht ihrer Anwesenheit hatte Gottfried ein Abenteuer zu bestehen, das ihm bitteren Kummer bereitete.

Mit dem frühesten Morgen trat er in Fritzen's Zimmer.

„Heda! Aufgemacht, Du mordfaule Ratze!" rief er dem Schnarchenden zu und rüttelte ihn unsanft an den Schultern aus seinem süßen Schlafe auf.

Fritz rieb sich die schlaftrunkenen Augen und starrte verwundert seinen Freund an, der in ganz durchnäßten, straff anliegenden Kleidern vor seinem Bette stand.

„Aber Gottfried!" frug er verwundert, „was hast Du denn gleich in der ersten Nacht unseres Hierseins für tolles Zeug angefangen?"

„Das kommt davon, antwortete dieser, wenn man nach Hinten hinaus wohnt. Da mag noch so viel auf der Straße los sein, da mögen hundert Nachtwächter und dreißig Patrouillen zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung mit Kuhhörnern und Trommeln und nachschleppenden Säbeln die Stadt durchspektakeln. Nichts hört Ihr."

„Danke auch schönstens für solche Nachtunterhaltungen," entgegnete Fritz.

„Wohl möglich, aber wenn Dir nun das Haus über dem Kopfe zusammenbrennt, oder die halbe Welt in Flammen steht?"

„Dann lasse ich Gott und die Spritzenmänner dafür sorgen, daß die andere Hälfte von einer Sündfluth verschlungen wird, so heben sich die Gegensätze auf. — Aber, Scherz bei Seite, Du scheinst mir gerade auf der Grenzmark zwischen der verbrennenden und ertrinkenden Welt gestanden zu haben."

„Wie so?"

„Hinten hangen Dir die verkohlten Rockschöße trauernd zur Erde und vorne — — Aber, mein Gott, was ist Dir?"

Gottfried hatte hastig den Rock ausgezogen und starrte auf die verbrannten Fetzen.

„Es war mein bestes Stück Zeug!" seufzte er trübselig, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen stürzten.

Als er sich etwas gefaßt, erzählte er sein Abenteuer. „Gegen vier Uhr Nachts erscholl der Ruf: Feuer, Feuer! durch die Gassen. Die Brandglocken heulten, und Spritzen rasselten über das Straßen-

pflaster. Ich sprang aus dem Schlaf empor, fuhr ungesäumt in die ersten besten Kleidungsstücke, die mir in die Hand fielen und fand ein Haus in der Mohrenstraße in lichten Flammen. Hastig drängte ich mich durch die versammelten Massen und half unablässig Wasser zutragen, bis der Brand gelöscht war. Da ich immer einer der Vordersten war und mehrmals durch die Nachfolgenden ganz nahe an das Feuer herangeschoben ward, mußte die Flamme meinen Rock ergriffen haben, ohne daß ich in meiner Thätigkeit darauf achtete. — Kaufe ich mir nun einen neuen Rock, so bleiben mir nach Abzug der Collegiengelder für den November nur sechs Thaler," schloß er seine Erzählung. „Schrecklich! Gott, der blasse Hunger! 's geht nicht Anders; aber wo im December Geld hernehmen?"

Fritz tröstete den verzagten Freund, so gut er es vermochte, während er sich anzog und folgte ihm dann in seine Wohnung indem er ihm seinen Mantel lieh und ihn zur Eile antrieb, damit er sich in den nassen Kleidern nicht erkälte.

Gottfried bewohnte ein einfaches, aber freundliches kleines Zimmer in der Charlottenstraße im Hause des Theaterregisseurs Weiß, eines herzlichen alten Mannes, an den der junge Student von zu Hause aus empfohlen war. Kaum war Gottfried auf seiner Stube mit seinem Freunde angelangt, als Ferdinand, der Sohn seines Wirthes, ein junger liebenswürdiger Portraitmaler, eintrat. Der durchnäßte Student kleidete sich rasch um und nun ging es ans Auspacken seiner wenigen Habseligkeiten, wobei ihm die Andern unter aufheiternden Gesprächen behülflich waren.

Ferdinand erzählte jetzt, daß der Theaterdirektor einen neuen Rezensenten der aufzuführenden Stücke suche. Ein Gedanke durchblitzte Gottfried's Hirn. Er dachte an das Verbot seiner Mutter, das Schauspielhaus nicht zu besuchen, aber er dachte auch an seine namenlose Noth; und schüchtern fragte er: „Könnte mir wohl diese Stelle übertragen werden?"

„Warum nicht?" erwiederte Ferdinand, „wenn Sie mit meinem Vater darüber sprechen wollten, wäre die Sache bald abgemacht. Aber die Einnahme ist gering."

„Wie groß ungefähr?" fragte Gottfried.

Der junge Maler nannte eine unbedeutende Summe und Gottfried bat, dessenungeachtet ihn seinem Vater vorzustellen, da er gerne mit diesem Honorar zufrieden sei.

Die Sache ward sofort in Richtigkeit gebracht und Gottfried freute sich, wenigstens doch eine sichere Aussicht auf einen bescheidenen Verdienst zu besitzen.

Beim weiteren Auspacken seiner Sachen fand er mehre Empfehlungsbriefe an Berliner Professoren und einige Familien vor, unter Anderen ein Schreiben des Professor Sack an seine Schwester, die damalige geheime Legationsräthin Eichhorn. Sinnend wog er das kleine Billet in der Hand, dann aber legte er es bis auf spätere Zeit in sein Tagebuch, wo es vergessen liegen blieb. Wer weiß, wie sein Schicksal sich nachmals gestaltet hätte, wenn er durch jenen Brief damals in das Haus des späteren Ministers wäre eingeführt worden? Aber ein guter Stern hing über seinem Haupte und ließ ihn die Häuser der Vornehmen und Reichen vermeiden.

Dagegen führte ihn der Verkehr mit der Familie seines Wirths und namentlich mit dem jungen Maler Weiß in mehre Gesellschaftskreise ein. Besonders verlebte er im Umgange mit der Familie Schlöfing manche angenehme Stunde.

Um sich vor leiblicher Noth und der Gefahr des Schuldenmachens zu schützen verschmähte Gottfried selbst die saftlosesten und langweiligsten Arbeiten nicht. So übernahm er für einen Buchhändler fast täglich Korrekturen seiner Drucksachen und verwaltete dieses mühevolle und wenig einträgliche Geschäft mit der größten Pflichttreue und Aufopferung.

Dieses Beispiel machte auf Fritz einen wohlthätigen Eindruck. So sehr er bisher an den Aeußerlichkeiten des Lebens gehangen so eifrig fing er jetzt an zu studiren. Er erfrischte sich wieder an den lange mit Staub bedeckten Büchern und fühlte sich zum ersten Male seit geraumer Zeit wieder glücklich und innerlich befriedigt. Außer dem täglichen Umgang mit Gottfried, dem jungen Weiß und einem Studiosus Theologiä, zu welchem letzteren er sich damals besonders hingezogen fühlte, reizte Fritz namentlich der tiefergehende Verkehr mit einem höchst genialen Architekten.

Dieser Jüngling machte beim ersten Anblick den Eindruck eines seltenen und außergewöhnlichen Menschen. Unter röthlichgelbem Haar und Augenbraunen blickte ein glänzendes, tiefblaues Auge hervor, das beständig mit geistreicher Unruhe umherschaute, dann aber im Gespräch mit Einem Male fest auf den Mienen des eben Sprechenden hangen blieb, wenn dieser ein Wort, einen Gedanken vorgetragen, der den Architekten stutzig machte oder sonst sein Interesse lebhaft in Anregung brachte. Es lag etwas Hastiges und Leidenschaftliches in allen seinen Bewegungen und zugleich etwas Schmerzliches, ja nicht selten Bitteres und Zerrissenes, zumal wenn sich sein edel geformter Mund, was nicht selten geschah, zu einem sarkastischen Lächeln verzog.

Der junge Architekt war bereits früh in die Welt hinausgestürmt. Begabt mit den herrlichsten Anlagen zur Poesie, hatte er bald alle Erwartungen seines glühenden Herzens getäuscht und verhöhnt gefunden. Sein Vaterland für dessen Freiheit und Größe sein Herz mächtig schlug, sah er, von elenden Buben geknechtet, im Todeskrampfe verzucken und die Thaten derer, welche stets das Wort der Liebe auf ihren Lippen trugen, strafen ihren Mund Lügen. Er sah den mächtigen Zug, der ihn zur Natur hintrieb, verschmäht und gemordet und gerieth so von Zweifeln zu Zweifeln von Schmerzen zu Schmerzen. Dabei war sein Herz gut und edel und sein Lied schoß wie ein reinster Blutquell aus der verwundeten

Brust des noch im Tode singenden Schwanes.

Diese großartig angelegte, aber sich selbst zerstörende Natur konnte nicht verfehlen auf Fritz den lebhaftesten Zauber einer durchaus ungewöhnlichen Erscheinung auszuüben. Dieser suchte mit Allem zu glänzen, was er an Vorzügen besaß, um diesen wilden und ewig nach Lebensgenuß ringenden Geist zu fesseln, nicht aus Selbstsucht, sondern weil er in seiner jugendlichen Unschuld unfähig war zu begreifen, was ein armes Menschenherz so früh und so grimmig zu durchschüttern vermöge. Und er sah dies große Herz ja verbluten unter seinen Qualen; wie sollte sich ihm nicht der Gedanke aufgedrängt haben, hier vielleicht helfen zu können?

Der junge Architekt war schwer zu durchschauen, allein es gelang Fritz, ihm fast täglich näher zu treten, bis ihm der neuerworbene Freund ganz die Tiefen seiner reichen Dichterbrust aufschloß und nun vereinigt der Töne Schwall von Beider Lippen strömte.

Anfänglich hatte Fritz die Poesie ruhen lassen wollen er schrieb an einer Geschichte der Adoptianer und gedachte sich ganz in theologische Arbeiten zu versenken. Aber der junge Architekt trieb ihn stets vom Schreibtische fort und regte seinen Drang zur Poesie trotz dem gelben, sumpfigen Wasser der Spree und den kahlen Häusercolossen so mächtig an, daß oft die Adoptianer sammt der ganzen Gottesgelahrtsamkeit in lauter Poesie erstickt wurden.

Eines kalten Winterabends im Monat Dezember saß Fritz fleißig bei seiner Arbeit. Der Architekt trat ein und da sein Freund sich nicht wollte stören lassen, stellte er sich an dessen geöffnetes Schreibpult und kramte in allerhand Papieren umher. Plötzlich fand er ein loses Blatt und las:

Monolog.

O, eitle Lust der hirnverbrannten Menge,
Verfolgst Du mich auch in dies stille Haus?
Die widerwärt'gen Töne drängen sich
Wie böse Geister ein in meine Brust; —
Ist dies ein Fest, dann giebt's kein Trauern mehr!
Ist Sklaverei ein Fest — was ist dann Freiheit?
Heut' schmiedet willig sich ein edles Volk
Aus schnödem Eisen eine Sklavenkette! —
Wär' ich gefangen in dem tiefsten Thurm,
Ich bisse grimmig meine Eisenfesseln;
Und wenn ich mir die Zähne abgestumpft,
Ich würde doch noch rasseln mit den Ketten!
Doch dieses Volk — der ungeheure Riese,
Der Diamantenfesseln könnte sprengen —
Es kettet sich selbst — und es jauchzt dazu;
— — — — —
— — — — —
Ha, soll ich's dulden, daß um Hore's Krone,
Die dieses Erdballs bestes Volk beherrscht,
Wie um ein Aas sich diese Bestien streiten?
Ich will mich gürten ganz mit Manneskraft,
Will treten mitten zwischen jenen Tiger
Und diesen Wolf, der gern ein Löwe wäre,
Die Krone reißen aus den Räuberklauen,
Und sie versenken in den tiefsten Abgrund!
Wenn ich „der Knechtschaft Zeichen" so vernichtet,
Will ich die Freiheit meinem Volke schenken,
Der Höchste nicht — doch soll kein Höh'rer sein!

Fritz fühlte sich plötzlich krampfhaft emporgerissen und mit fieberhafter Hast fragte ihn sein Freund, indem er ihm das Blatt mit zitternden Händen hinstreckte:

„Um Gotteswillen, Fritz, was ist das?"

„Ein zerstreutes Bruchstück aus einem angefangenen Trauerspiel: „Prerazes,"" entgegnete dieser betroffen; aber Mensch, was willst Du? laß mich doch los!"

„Angefangen? — Trauerspiel? — Prerazes? — Und Du kannst hier ruhig bei Deinen Adoptianen, oder wie das Lumpenpack heißt, sitzen, während Dein Trauerspiel sich unvollendet im Pulte herumtreibt?!"

„Ich werde es mit der Zeit vielleicht einmal vollenden!" versetzte Fritz.

„Mit der Zeit — vielleicht — einmal — vollenden?!" starrte ihn der Architekt mit weit aufgerissenen Augen an. „Bist Du denn vollständig toll geworden?! Glaubst Du denn, daß der verknöcherte Pastor noch solche „Räuber" passiren läßt?"

„Aber ich will nie ein verknöcherter Pastor werden."

„Schöne Vorsätze das! Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, sagt Pater Abraham a Santa Clara oder sonst Jemand und ein evangelischer Pfaff kümmert sich wenig um die Tiger und Wölfe," setzte der junge Architekt hinzu.

Fritz wollte sprechen.

„Nur keine Einreden! Nichts da!"

Er riß ungestüm das Manuscript der Adoptianer vom Tische, warf es zerknittert in das Schreibpult, legte das erwähnte Blättchen an die Stelle daselben und fuhr gemäßigter fort, indem er den ganz verwunderten Freund wieder auf seinen Stuhl drückte.

„Siehst Du, so ist es Recht! Der Prerazes wird fortgesetzt, er muß — laß sehen, wir schreiben Mitte Dezember — er muß bis zum Februar fertig sein, dann bringst Du ihn dem Theaterdirektor, dann wird er aufgeführt und Dein Ruf ist gegründet."

„Und Du wirfst dem Dichter einen Lorbeerkranz von der Gallerie vor die Füße," lachte Fritz.

„So, — jetzt machst Du Dich gleich an's Werk. Ich will Dich nicht stören. Nachher komme ich wieder zu Dir. — Dann liest Du mir das Geschriebene vor."

Hierauf nahm er seinen weißen Filz und stürmte die Treppe hinab, ohne auf den Zuruf seines Freundes zu hören.

Lächelnd nahm dieser die mißhandelte Abhandlung wieder vor, schrieb ungestört weiter und beschloß dabei im Stillen, den Prerazes nicht zu versäumen.

Gegen zehn Uhr kam der Architekt zurück. Verstimmt sah er den jungen Dichter im blaßgrauen Schlafrock und aus

der langen Arbeitspfeife mächtig qualmend bei den Areptianern, freute sich aber über das Versprechen, das begonnene Drama fortzusetzen.

Es entspann sich bald ein tieferes Gespräch zwischen den beiden Jünglingen, das von Fritz mit ruhiger Klarheit, von dem Architekten mit leidenschaftlicher Erregtheit geführt ward. Der Letztere hatte viel Wein getrunken, der dieselbe und seine von Natur heisere Stimme noch mehr steigerte. Er klagte in wilden Ausrufen über den Wandel der irdischen Dinge.

Endlich stieß er trotz der kalten Winternacht das Fenster auf und ließ den scharfen Zugwind durch sein Haar streichen. Stürmisch rief er in die stille Nacht hinaus:

„Ha, wie die Brust sich hoch hebt bei dem Anblick des himmlischen Glanzes, wie das Gestirn mit Flammenzügen mir die gewaltige Ahnung der Unendlichkeit in's Herz strahlt! Unendlichkeit! O, des erbärmlichen Flitterstaates, von dem jeder Schuft einen Fetzen um sein Dasein hängt, sein elendes Selbst in dem glänzenden Meere unbemerkbar zu machen. Hier sind die Marken des Geistes, hier der klägliche Herabsturz des Erkennens in die Vermuthung grundlose Tiefen, der unermeßliche Sprung vom Tropfen zum Ocean! Wie gern möchte sich der hochfahrende Geist mit kühnem Flügelschlage hinauftragen in die kreisenden Sphären des Weltraums — aber das Wort versiegt vor dem strahlenden Glanze, der Flügel erlahmt in dem leichtschwebenden Aether, und im wirren Hinabsturz taumelt der Geist zurück in sein ewiges Gebiet — die beengende, niedrige Erde! Doch die Sterne schauen den kühnen Frager so tröstend an mit ungetrübtem Glanze und feiger Klarheit, der dann erschaut, kostet den Dampf des göttlichen Nektars und sich hineinträumt in ihre kreisenden Bahnen und Systeme.

„Und ewig hängt sein feuchtes Auge an ihrem Glanze und heiligen Frieden strahlen sie in sein zerrissenes, blutendes Herz! Hier ist das Gebiet der Wahrheit, welche die Erde floh und ihre Segnungen gen Himmel trug, hier in dem fluthenden Lichtmeer wiegen sich Welten in festen, unveränderlichen Bahnen. Die Sternen kennen keine Willkühr, in bestimmtestem Maße bewegen sich ihre ruhigen Massen."

Das Gemüth des seltsamen Schwärmers schien sich allmälig zu beruhigen als eine Sternschnuppe vom Himmel fiel. Laut schrie er auf:

„Wehe! was stürzt so flammend herab von den hohen Gewölben zur Erde nieder? Sterne reißen sich los vom Firmament, wie die gefallenen Engel vom Throne des ewigen Gottes! Auch hier keine Wahrheit! kein Bestand?! Wenn die Sterne lügen, wo ist dann noch Wahrheit zu finden?"

Ungestüm schlug der Architekt das Fenster zu, daß klirrend eine Scheibe zersprang und er zusammenbrach.

„Ich kann diese Nacht nicht schlafen, sagte er, gieb mir ein Blatt Papier und geh' zu Bett!"

Der besorgte Freund mußte ihm seinen Willen thun und fiel endlich in einen wenig erquickenden Fieberschlaf. Als er am andern Morgen erwachte, hatte sich sein Freund bereits entfernt, aber auf dem Tisch lag ein wehmüthiges Gedicht voll verzweifelnder Phantasien und zerrissener Traumgedanken, das der Architekt in der eiskalten Nacht mit undeutlichen Schriftzügen auf's Papier gekritzelt hatte. Mit Mühe entzifferte Fritz die gleich Hieroglyphen auf dem Papier herumtanzenden Gedanken, welche seinen Freund durchtobt hatten. Er las:

Was ist wohl das Leben hier auf Erden,
Was das Dulden bitterer Beschwerden,
Wenn der Geist umsonst nach Wahrheit strebt?
Wo such ich sie auf dem Erdenrunde,
Wo den Trost in trauervoller Stunde,
Der die Seel' mit frischem Muth belebt?
Soll ich ewig mit dem Schicksal rechten,
Das mit unsichtbaren finstern Mächten
In verderbensvollem Bunde steht?
Soll ich fluchen Dir, o Gottheit, selber,
Soll ich segnen Dich, o Herr der Felder?
Ew'ger Zweifel meine Brust durchweht!

Kindlich freut' ich mich des schönen Lebens,
Wahrheit war das Endziel meines Strebens,
Die mich einstmals, ach! so hoch beglückt.
Doch im Weltenthum ist keine Wahrheit;
Undank, Lüge, Unnatur — nicht Klarheit
Barg die Lebensblum', die ich gepflückt!

In dem Busen bergend frommen Glauben,
Konnte Nichts mir meine Hoffnung rauben,
Liebe zog mein Sehnen himmelwärts.
Glaube!? ha! Du Spielball schnöder Pfaffen,
Hoffnung!? Dieser Wahnwitz eitler Laffen
Stahl die Liebe aus des Jünglings Herz.

Zweifelnd forscht der Geist in weiten Sphären
Nach Bestand! in diesen Hemisphären,
In des Weltenmeers Unendlichkeit.
Nirgends, nirgends find ich Trost und Frieden
Nur die Muse wird den Lebensmüden
Führen zu dem Licht der Ewigkeit.

Dieser Vorfall hatte einen so bedeutenden Eindruck auf Fritz gemacht, daß von diesem Tage an eine vollständige Umwandlung mit ihm vorging, wozu die Verhältnisse in Berlin das Ihrige reichlich beitrugen.

Berlin ist die modernste Hochschule Deutschlands. Da sie in der neuesten Zeit gegründet worden, findet sich für ihre Besucher nicht der historische Kram vor, den die Verbindungen und Landsmannschaften anderer Universitäten zu bewahren, fortzupflanzen und zu heiligen wissen. In jeder Residenz bildet sich dadurch von

selbst ein Nivellirtsein aller Stände, daß sie die Gebräuche und Gewohnheiten — denn von Sitten kann gar nicht die Rede sein — der Höhergestellten nachzuahmen, in sich aufzunehmen, oder wenigstens den ihrigen anzupassen suchen. — Nun macht man sich aber (wie in dem Grade wohl nirgends anderswo) in Berlin zugleich lächerlich und verhaßt, wenn man auf den Einfall kömmt eine gewisse äußere Stellung oder historische Beziehung durch ein äußeres Auftreten oder eine äußere Erscheinung zu manifestiren. Hier ist Alles neu und modern; die Kleider, die Häuser, die Gesetze und der Staat. Alle Sitten, herkömmliche Gewohnheiten wünscht man zum Teufel, und weiß sie schön zu fassen, sobald sie sich bei Tage auf der Straße zeigen, des Nachts, wenn gerade Mondschein sein soll und kein Gas brennt, mögen sie ihr Weisen treiben. Geld und Geist sind die beiden einzigen aristokratischen Elemente unter der Mittelklasse, wozu sich fast alle Berliner rechnen; aber farbige Mützen, hohe Stiefeln und kurze Röcke bilden gar nichts Hervorstehendes. Die ironische Erscheinung weiß man gar nicht zu würdigen und hat hier täglich ganz andere dergleichen zu bewundern.

Man glaubt entweder der burschikose Kleiderheld sei dem Narrenhause entsprungen: dann läuft ihm die Gassenjugend Schritt vor Schritt nach; oder man ist der Meinung, der kurzröckige, langstiefelige, farbmützige Student wolle etwas voraus haben vor den übrigen ähnlichen langröckigen, kurzsichtigen Filzhut-Leuten, und dann klopft man ihm aus purer Demokratie auf die übermüthige Nase. Darum ist das äußere Auftreten der Studirenden in Berlin kaum von dem der übrigen Stände zu unterscheiden. Manche unter ihnen geben den Gallanthomes nichts nach; die Meisten tragen sich wie anständige Bürger, deren Geschäf'e gerade nicht gewählt haben, aber doch ihrer täglichen Umgebung angemessen, sich kleiden.

Hierzu kommt, daß der kostspieligen Verhältnisse halber die meisten inländischen Studirenden erst dann sich nach Berlin begeben, wenn sie die ersten Jahre ihres Trienniums oder Quadrienniums auf anderen Universitäten zugebracht haben und nun Berlin theils der Residenz halber besuchen, theils, um entweder den Vortrag des oder jenes berühmten Mannes zu hören, oder — was wohl meistens der Fall ist — um ihre Examinatoren kennen zu lernen und sich unter ihren Augen zum Examen vorzubereiten, welches in der medizinischen und juristischen Carriere nur in Berlin gemacht werden darf. Aus dieser Erscheinung geht hervor daß meistentheils junge Leute nach Berlin kommen, die ausgeras't haben, schon in ein bürgerliches Leben treten wollen und den ernsten Geist der Wissenschaft wie den des Lebens aufzufassen bemüht gewesen und anzuwenden bemüht sind. Der geborne Berliner, der das dasige Gymnasium verläßt, an Ort und Stelle in seiner Familie lebt, ist schon vermöge des praktischen Sinnes, der hier fast durchgängig sich geltend macht, darauf von selbst hingeführt, daß das Studentenleben eine Durchgangsperiode sei, die man so bald als möglich wegwerfen und mit einer schon weit solider klingenden Schulamts-Candidatur oder Auskultator-Stelle vertauschen müsse. Ja, es geht so weit, daß viele in Berlin erzogene Studirende ihren Stand gern verläugnen, wenn sie in Gesellschaft erzogen werden, und mehr Aufmerksamkeit bei Herren und Damen zu finden hoffen, sobald sie statt sich den Anwesenden als N. N., Studiosus der Philosophie, Studiosus der Medizin u. s. w. vorstellen zu lassen, ihren Namen schlechtweg nennen.

Und sie haben nicht Unrecht. Denn Fritz erging es Anfangs eben nicht besser, als manchem andern Ausländer, die nur der Residenz und der socialen Verhältnisse halber nach Berlin kamen und die trotz ihrer abschreckenden Persönlichkeit da eine kal'e Aufnahme fanden, wo man wußte, daß sie sich zu den Studenten zählten. — Die bejahrten Herren schüttelten den Kopf, als wollten sie sagen: Der Studiosus sollte doch lieber hinter den Heften hee sein, als uns hier am eleganten Tisch den Vorrang streitig machen wollen und das auszukramen, was er soeben im Collegium gehört. Die Frauen rümpften die Nase und gaben nicht undeutlich zu verstehen: Studenten ständen im schlechten Renomme und das kecke Wesen passe gar nicht für den glatten Salon. Sogar die Mädchen drehten sich im Galoppwalzer gar nicht recht frisch und munter herum und flüsterten sich, wenn sie sich unbemerkt glaubten, einander zu: Ja, wenn's ein Lieutenant oder ein Referendarius wäre!

„Das find ich schlimm!" schreibt Fritz in seinem Tagebuche; denn der hiesige Student verdient es wohl, daß sich der Familienvater ihm vertraulich nähert und dem Fremdling manche Erholung und Zerstreuung bereitet. Aber so geht es! Erst wenn ein Referendarius-Schmetterling aus der Studentenkneipe steigt, schneiden sie ihm artige Gesichter und laden ihn ein. „Ich wage es hier nicht zu entscheiden, ob es für die hiesigen Studirenden ein großer Verlust ist, wenn sie so wenig in Gesellschaften gezogen werden. Die Flachheit derselben würde auf die jugendlichen Gemüther eine ironische Wirkung machen, die nothwendiger Weise Burschikosität im unedlen Sinne des Wortes herbeiführen müßte. Wie dem auch sei — die Urheber der hiesigen Studenten-Ausschließung haben nicht daran gedacht, und es ist Unverstand von ihnen, wenn sie sich lieber von prosaischen Allerweltsmenschen umschwärmen lassen, als daß sie sich mit jungen Männern umgeben, die wie die hiesigen Studirenden Kenntnisse mit *Savoir-faire* und einem ungeistischen, für das Gute und Schöne glühenden Herzen verbinden.

Nirgends ist so wenig für eine angemessene, nicht kostspielige Erholung und Zerstreuung der Studirenden gesorgt, wie in Berlin. Thee's, Bälle u. s. w. sind ihnen ganz verschlossen und die löbliche Einrichtung anderer Theater, die den

Studirenden das Entree fast um die Hälfte herabläßt, gehört bei uns zu den frommen Wünschen, deren Erfüllung man um so mehr entgegensieht da die Direction nur von dieser Ermäßigung des Preises Nutzen haben würde. Denn klassische Stücke ziehen den Musensohn am meisten an, und Jeder weiß, wie wenig Billete zu solchen Vorstellungen gekauft werden.

Nirgends verdienen die Studirenden wohl eine größere Achtung und Beachtung, nirgends müßte man ihnen so zuvorkommend, so hilfeleistend entgegentreten, wie in Berlin. Wer in den hiesigen Studentenkreisen gelebt, hat gewiß mit innerer Freude und wahrhaft deutschem Hochgefühle Erscheinungen wahrgenommen, die ihn mit den gerechtesten Erwartungen, mit den erhabensten Aussichten für die Zukunft des Vaterlandes zu erfüllen berechtigt waren.

Welch' eine aufgeweckte, rege Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst herrscht durchgängig unter diesen jungen Leuten, wie mächtig hat sie der ernste Geist der Geschichte unserer Tage ergriffen und wie kennen sie die Stellung, die Berechtigung und die Erwartungen des Vaterlandes! Es sind dies nur angedeutete Punkte von dem Fakultäts-Studium, dem Kunstsinne, der religiösen und politischen Anschauung der hiesigen Studirenden und ich will hier als Einleitung für das folgende Thema noch einmal wiederholen: statt des äußeren Auftretens ist bei den hiesigen Studirenden ein originelles inneres Leben eingetreten, dessen kecke aber doch auf empirische Basis begründete Weltanschauung, dessen unegoistische, jugendlich feurige, aber doch nicht extravagante Ansichten bei dem zweiten vernünftigen Gespräch sogleich den Berliner Musensohn verrathen. Ich will damit nicht sagen als ob es hier nicht noch andere Leute gebe, bei deren Unterhaltung sich die oben ausgesprochenen Ingredienzien vorfinden. Aber — merkt nur auf! — so ganz und gar doch nicht. Nur der Student, der freie, unbefangene, sinnige Jüngling, der mit kosmopolitischem Herzen in die Welt hinausschaut, und sie mit all' ihren Widersprüchen an sich drücken, in ihr aufgeben will — nur er ist im Stande, sich so auszusprechen, und auf diese Weise Sachen und Personen zu orientiren. Glaubt mir — ich will's Euch auf ein Haar sagen — ob der, welcher gerade spricht, ein Student ist. Ich habe Leute gekannt, die an demselben Tage, an dem sie Auskultatoren geworden, ganz anders wie gestern in ihrer Unterhaltung sich benahmen, als wenn die kleinste bürgerliche Stellung, der geringste Nexus mit dem prosaischen Leben, als wenn der Schein vom Scheine eines Amtes — und das ist die Auskultatur — als wenn dies schon bleierne Gewichte wären, die sich an die Psyche hängen, und sie in das spießbürgerliche Philisterthum hinunterziehen. — Schüttelt die Köpfe, zweifelt so viel ihr wollt — ich spreche von gemachten Erfahrungen. Ich kann's gerade nicht seciren, worin das Scharf-Charakteristische des Studenten-Dialogs besteht. Er ist keck, liederlich, zuversichtlich, pathetisch, tieflyrisch, rhapsodisch, kernig, derb, pikant, in scharfen Umrissen gezeichnet — mit einem Worte: er ist Studenten-Dialog. Als königlich preußischer Referendarius, als Doctor der Philosophie, als wohlwürdiger Candidat der Theologie muß man [illegible] lustigen Flügel abstreifen, man hat Rücksichten; — man wird langweilig.

Und so geht es weiter! Man erklimmt eine Stufe nach der andern und auf jeder haften mehr bleierne Rücksichten an dem armen, gequälten, ehemaligen Musensohn, bis endlich das letzte Fünkchen Poesie im Beamtens- und Ehebunds-[illegible] untergegangen, bis ein Oberlandesgerichts-Präsident, ein Professor Ordinarius, ein Superintendent in voller Glorie dasteht und bis allmählig der Mensch so ganz zur Erde geworden, daß man sie bei- [illegible]

—

Das berliner Universitätsleben und die berliner Universität.

Perinde ac cadaver.

Du gleichst dem Geist, den Du begreifst.
Faust.

Fort mit der alten, traurigen Adams-Historie! Für Alle, die in ihr leben, — heißt es in Fritzens Tagebuch weiter — schreibe ich zur Erhebung und Erheiterung diese Zeilen auf, welche ihnen eine vergangene Zeit wieder vor die Seele rufen soll. Und wenn so manchem preußischen und deutschen akademischen Freunde, der jetzt in fernen Gauen des Vaterlandes weilt, — wenn ihm diese Blätter zur Hand kommen, möge er aus ihnen die Liebesgefühle eines ehemaligen Studiengenossen lesen und möge ihm die Erinnerung an gemeinsam verlebte Jahre eben so immer gegenwärtig bleiben, wie der Schreiber Dieses stets den Silberblick seines Lebens darin finden wird, wenn er an so viele Commilitonen, an ihre Treue, ihre Liebenswürdigkeit, wenn er an ihre schönen Träume, ihre Pläne, ihre Entwürfe denkt.

Und wenn auch das Vaterland durch Traktate, Douanen, Dialekte und Dynastien getrennt und zerrissen ist, wenn auch das Wort deutscher Biedermänner von einer Seite zur andern nicht hinüber schallt, so zieht sich doch ein ewiges Band durch die Herzen des heranreifenden Geschlechts, welches auf der Universität [illegible] geschlungen wird, wo die Convenienzen der engbrüstigen Krähwinkelei nicht hindern, wo eine [illegible] Völkerwanderung [illegible] eine Stätte findet, wo der Süddeutsche den weichen Norddeutschen kennen lernt und wo Flammenherzen aneinander schlagen.

Welch' eine Verschiedenheit der Individuen ihrem Vaterlande nach findet sich auf der Berliner Universität. Derbe Altpreußen, kecke Schlesier, träumerische Rheinländer, patriotische Pommeraner, ritterliche Posener, pikante Brandenburger, gelehrts-[illegible] Sachsen, sinnige Schwaben, verschlossene Anhaltiner, me-

landcholische Schweizer, ernste Franzosen, französirende Russen, düstere Polen, tiefsinnige Schweden und Dänen, trocken prosaische Nordamerikaner, kurz eine Musterkarte von fast allen Nationen sieht man hier vor sich. Ich habe troß der vielen lebendigen Beispiele mir nie recht erklären können, woher es wohl kommen möge, daß Studirende, die z. B. von Königsberg oder Heidelberg kommend, dort rüde und nach ihrer Art burschikos gelebt haben, sobald sie kurze Zeit das berliner Residenzleben angesehen, fast immer total umschlugen und aus Raufhähnen und Trinkbolden sinnige, ruhige Menschen wurden. Ich glaube ein Nexus der verschiedenartigsten Ursachen findet hier Statt, dessen ineinander geschlungene, auf einander wirkende Fäden die wunderbare Erscheinung herbeiführen.

Die Krähwinkelei der Berliner in Bezug auf Studenten fällt weg und bringt daher auch keine Rückerinnerung von Seiten dieser hervor. Die vielen Abwechselungen und Resourcen der großen Stadt lassen die Hochschüler ganz unbeachtet; das finanzielle Interesse, welches sie in Anregung bringen, geht in dem unter, was so viele Andere reichlich bieten; und ihr individuelles Auftreten verschwindet in dem heterogensten Wechsel der mannigfaltigsten Erscheinungen.

Gehen durch Königsberg — eine Stadt von 65,000 Einwohnern — gehen dort ein Paar lustige Musensöhne in auffallender Tracht durch die Straßen, so stehen die anständigsten Leute still und begaffen in großen Haufen die närrischen Jünglinge. Begiebt sich nun gar ein Studentenzug in seiner pompösen Deputationspracht zu irgend einem Professor, um ihm entweder zu gratuliren, oder ihn zu begraben, so sind alle Balkone, Häuser-Estraden, Straßenecken und Bäume schon Stunden lang vorher mit ängstlich harrenden Zuschauern besetzt, das Volk wogt durch die Plätze und die elegante Welt lauscht an den Fenstern. Was folgt daraus? Der Unsinn erregt Aufmerksamkeit, wird, anstatt sich zu verflüchtigen, immer compakter, geht durch das ganze Triennium und in gewissen pedantischen Formen auf's Leben über.

Und Das ist der wahre Teufel, der oft an Männern haftet, die ihre Universitätsstadt nie verlassen haben, nach vollendeten Studien ein untergeordnetes Amt, ein Landschulen-Rektorat, eine Richterstelle in irgend einem kleinen Neste rc. übernehmen, darin fortvegetiren und nun gerade die äußerlichste, zufälligste Seite des Burschenlebens, die Plumpheit, Ungeschliffenheit, das Uebermüthige, Schroffe, die Gleichgiltigkeit und den Indifferentismus für Alles, was mit ihnen und ihrer Kneipe in keiner unmittelbaren Berührung steht — die gerade diese tadelnswerthen Eigenschaften so recht *con amore* ausbilden und als verknöcherte und ihre Umgebung mit verknöchernde Esel ins Grab sinken. Dergleichen Leutchen giebt es besonders in Altpreußen recht Viele; und ihr Ursprung ist in den ganz eigenthümlichen, hier nicht näher zu erörternden socialen Verhältnissen der Königsberger Studirenden zu suchen. Mit eben diesen und ihren Folgen auf die dortige Gelehrten- und Beamtenwelt, wie auf die ganze Provinz steht die merkwürdige Erscheinung genau in Verbindung, daß die publizistische, belletristische und künstlerisch-ästhetische Bildung Altpreußens so sehr von dem intellectuellen Aufschwung seiner übrigen Mitschwestern in den Hintergrund getreten ist, daß die empirischen, praktischen Wissenschaften dort nur gedeihen, daß die nivellirende, die schroffe Geistes-Aristokratie, einigermaßen versöhnende allgemeine Bildung dort fast gänzlich fehlt, daß nur Sterne erster Größe am altpreußischen Himmel glänzen und daß die mittelmäßigen Köpfe dort sehr mittelmäßig sind.

Und sollte nicht umgekehrt der mächtige Aufschwung Berlins für Kunst und übersinnliche Anschauung, seine ungetheilte Aufmerksamkeit, seine rege Theilnahme für das öffentliche Leben der Völker, für ihre Fortschritte, ihre Tribunenkämpfe und ihre Leiden, sollte dasjenige geistige Element, das hier durch alle Klassen erfreuend und erweckend geht, und das unerklärbar, unzersetzbar in sich selbst Berlin erst zu Dem macht, was es ist; sollte diese unnennbare, in jedem Augenblick hervortretende sensible, aber auch zugleich stabile Volubilität, nicht eine Rückwirkung des hiesigen tüchtigen Universitätslebens sein, dessen Mitglieder Das, was sie von der geistigen Situation der Residenz gewonnen, reichlich wieder in die mannigfaltigsten Verhältnisse ausströmen, in die sie Familien- oder Gesellschaftsbande führen?

Ich glaube: Ja! und um so mehr, da an der Berliner Universität, wie wohl an keiner andern, ein Kreis von Männern vorwaltet, die nicht blos als Sterne ihrer Wissenschaft, sondern als Glieder der ausgedehntesten, auf den Mechanismus der Staatsverwaltung und der gesellschaftlichen Zustände am einflußreichsten eingreifenden Geschäftsstellungen dastehen und die also vermöge ihrer lebendigen Anschauung von Theorie und Praxis ihre Schüler aus der todten Buchstabenwelt in die frische Erfahrung [illegible] führen.

Wir wollen nun den Leser mit dem äußerlichen Wesen dieser Männer bekannt machen (ihr Inneres liegt in ihren Schriften offenbar); und darum bitten wir ihn, uns nach dem Universitäts-Gebäude zu begleiten, wo man gar Manches und Manchen zu sehen bekommt.

Wir stehen auf dem einfach grandiosen Opernplatz, dessen Vordergrund die Universität bildet. Sie war ehemals ein prinzlicher Palast und wurde 1809 zu ihrem jetzigen Berufe bestimmt. Die Umgebung, in der sie steht, deutet schon zur Genüge an, daß nicht bloße Stubengelehrsamkeit, sondern eine vielseitige, in das Leben und seine mannigfaltigen Beziehungen eingreifende Richtung aus ihr hervorgehen soll. Denn ihr gegenüber erhebt sich Kalliope's Tempel, Apollo nebst den Musen schaut in die Auditorien hinein und die Klänge seiner Götterleier knüpfen sich an das tiefernste Wort der

Wissenschaft. Seitwärts sieht man das königliche Palais, rechts das mächtige Zeughaus, dort die Bibliothek, hier die Akademie und vor derselben die Linden. Man glaube nicht, daß diese Lage mitten unter öffentlichen Gebäuden, von denen jedes eine große Idee des Staates repräsentirt und den sinnigen Beschauer zum Nachdenken und zum Handeln anregt — man glaube ja nicht, daß diese günstige Lage der Universität ohne erfreuliche Folgen auf ihre Besucher bleibt. In Städten, wo die Hochschule nach irgend einem abgelegenen Winkel zwischen verfallene Kirchen und Klöster verlegt ist, wo Alles traurig, düster, abgelebt aussieht wird der Studirende sich entweder durch kecken Uebermuth über die klägliche Umgebung erheben wollen, und — worauf man nicht genug aufmerksam machen kann — aus innerer Nothwendigkeit zum Alterthum übergehen, oder Das, was er täglich vor Augen hat, das Einsame, Veraltete, Todte, wird in seine Studien einfließen und er mit der Zeit ein einsamer, veralteter Hieroglyphen-Gelehrter werden. Beides ist bei diesen Linden nicht zu befürchten, die eben den Platz heraufkommen. Die beiden Linden mit ihren Kunstschätzen, Industrieläden und eleganten Beinkleidern, der Opernplatz, diese architektonischen Schönheiten — kurz, diese Umgebung treibt, wie mit einem Zauberschlage, in die moderne Welt hinein, bringt in den Gebäuden die mächtigsten Gedanken der Neuzeit verkörpert vor die Seele und läßt die Universität nicht als in sich abgeschlossene Gelehrtenzunft, sondern als den höchsten Anknüpfungspunkt an das sociale Leben erkennen, welches zu durchschauen, zu berechnen, zu verklären, der letzte, höchste Zweck bleibt. Der junge Gelehrte ist täglich unter das concentrirteste Leben der Residenz versetzt und versöhnt in der Anschauung dieses mit den Idealen und Träumen seiner Phantasie.

Vor dem Gitterthore angekommen, tritt man in den großen Vorhof ein. „Haben Sie was zu handeln?" fragen im höflichsten Fistelton beim Hindurchgehen die zwei sogenannten Universitätsjuden, welche aus den abgelegten Kleidungsstücken der Musensöhne keinen unbedeutenden Gewinn ziehen. Ist man ein Fremder, so wundert man sich gewiß über manches Bizarre in der Structur des Universitätsgebäudes, über die burleske Fensterornamentik und ihre verschiedene Form und kann sich nicht recht zufrieden geben, wenn man in den Flur zu treten im Begriffe ist. Wie wogt und treibt sich Das auf ihm umher, welch' eine Anzahl von Köpfen, welch' Gesumme und Gebrumme! Ich brauche gewiß nicht über die Bedeutung der sechs schwarzen Bretter Aufklärung zu geben, die zu Lections-Anzeigen, Stallmeister-Empfehlungen, Relegationsedikten, Bibliothek-Reglements, Krankenvereins-Anzeigen, Gebührentaxen für Zeugnisse, Doktor-Diplome, Stipendien-Verleihungen, Preisaufgaben, Bitten, nicht aus dem Fenster zu springen und die Lampen nicht zu beschädigen, zu Belehrungen, wenn Se. Magnificenz sich sprechen lassen — kurz, die zu Allem gebraucht werden, was in das Universitätsleben eingreift. Die Uhr verkündet eben in drei lauten Schlägen, daß es voll sei. Die Vorlesungen beginnen erst um ein Viertel; wir wollen uns daher unterdeß orientiren. Die durch die halbe Breite des Gebäudes vom Mittelpunkte an bis zum Ende des Square-Flügels sich hinziehenden Korridore enthalten in doppelten *vis-a-vis*-Reihen Auditorien, die bald beschränkt, bald geräumig für die minder oder mehr Schüler an sich anziehenden Professoren bestimmt sind.

Hier sieht man das Sprechzimmer, worin die Lehrer in den Zwischenstunden weilen und Testir- und Laviergeschäfte abmachen. Wir könnten den Leser hineinführen und ihn mit Einem Schlage Männern wie Schleiermacher, Savigny, Neander, Stuhr, Eichhorn, Böckh, Hoffmann, Raumer, Steffens, Ritter und Gans entgegenstellen. Wir wollen ihn aber lieber einzeln mit ihnen bekannt machen und auf ihren Thronen, d. h. auf ihren Kathedern soll man sie kennen lernen, wo das lebendige Wort ihren innersten Kern kund giebt. Steigen wir die breite, steinerne Treppe hinan und treten in das größte der Auditorien, in das von Nr. 17. Ueber 400 Plätze sind mit jungen Theologen besetzt, die, ihre Hefte vor sich, erwartungsvoll nach der Thüre blicken und in ein Ruhe forderndes „Pst!" ausbrechen, als diese sich mit dem Schlage ein Viertel öffnet. Eine tiefe Stille, ein ehrfurchtsvolles Schweigen begrüßt den Eintretenden.

Hat man diesen Mann noch nicht gesehen, so hoffe, heißt es in Fritzens Tagebuche, so hefte man genau seine Blicke auf ihn und präge sich seine Züge tief in das Gedächtniß ein. Aber nicht blos dieses, — nein, das Gemüth, die innerste Seele muß diese Gestalt erfassen, damit man durch diese Erinnerung an sie, durch das Bewußtsein, daß sie in unserer Umgebung leben; damit man durch die lebendige Ueberzeugung erhoben wird, wie ein gleich uns an irdische Verhältnisse gebundener Erdenbruder sich schon hier fessellos in das himmlische Reich des Lichtes und der Seligkeit aufzuschwingen im Stande ist. Was liest man in diesem Gesichte, aus diesen geschlossenen Lippen, aus diesen langen herabhängenden Augenlidern, aus dem feingeformten Kinne, aus der demuthsvoll vorgebeugten Gestalt, aus dem nachläßig abgenutzten Anzuge, aus diesem ganzen Auftreten? —

Hast Du niederdeutsche Gemälde gesehen, auf denen mit unnachahmlicher Sicherheit Apostelgestalten hingehaucht sind, die in bräunlicher, orientalischer Färbung, in christlich-demüthiger Körperform jene milden, schmerzverklärten, glaubensseligen, aber zugleich strengen, abgeschlossenen, überzeugten, das Schwert der Kirche verkündenden Züge bewahren?

Nun, so sage mir: ist eine jener Gestalten, nicht verkörpert, steht nicht Paulus vor Dir, wie er ringt, den ins Fleisch gesetzten Stachel zu überwinden, wie jeder Tag, jede Stunde, jeder Gedanke ihn mehr den irdischen Verhältnissen entrückt

und die Frau aus großem christlichen Herzen jenen Frauen und Liebe wer[illegible] an die seine Wohnung [illegible] Evangelium bei auf die [illegible] Zeiten getränkt und gnädig war, und an ihn im Kampfe Muth und Widerstandskraft gegen den andringenden Teufel schöpfte?

Sage mir — drängt es Dich nicht an seine Lippen zu fliegen und andächtig aus diesem Munde jene Liebe, jene Ergebung, jene Milde, jene Seligkeit zu saugen, die ihm innewohnt, ihn begeistert und über unser Treiben erhebt?

O, wie oft in prüfenden Momenten der Selbstbeschauung wenn der Gott meines unsterblichen Theils ernüchternd vor mich hintrat, wenn die öde, leidige Seele sich nach freudigen poetischen, politischen und philosophischen Kartenhäuserkram zurückzog, und ihre himmlischen Fühlfäden sich nach etwas gleich ihr Reinem, Göttlichem, Ewigen sehnten; wie oft, wenn im ironischen Bewußtsein von der Nichtigkeit aller Erscheinungen, in der hohnlachenden Ueberzeugung, wie toll, wie abgeschmackt, wie unhaltbar alle die Philosopheme, die Kunst-Theorien, die Staatsgrundgesetze seien; an denen wir herumzerren und herumzerren, ohne in Jahrhunderten einen Silberblick zu finden der sich aus der Sonnenhöhe nur zufällig auf diese Thonerde verliert; wie oft, wenn in diesem Irrwerden an mir selbst und an dem, was mir das Theuerste und Heiligste gewesen, der Teufel zu mir hintrat und mich, den Verzweifelten, Vernichteten, Verwaisten hinabziehen wollte in sein gleißendes Reich; wie oft hat alsdann **August Neander** den Sturm beschwichtigt, die Dämonen zur Ruhe gewiegt und mir die Seele gestärkt und erfrischt durch christlichen Himmelsthau, durch ewige, göttliche Liebesworte.

Er hat den besten Theil erwählt. — Wir mühen uns ab, das Sinnliche zu verklären und folgen am Ende — ohne es vielleicht selbst zu wissen — unserm Egoismus und unserer **Sinnlichkeit**. Er versinnlicht das Göttliche, indem er das Evangelium nie predigt und für ihn das Wort Gottes jenes im concretesten Sinne unbedingt das Medium für alle irdischen Verhältnisse ist. Diese Passivität, dieses Absehen von Allem in die Offenbarung ist eine nothwendige Consequenz des durch das Christenthum festgestellten Zurücktretens der äußerlichen Objectivität in das innere Bewußtsein der eigenen Machtlosigkeit und Sündhaftigkeit jenes Standpunktes auf das ergänzende und versöhnende Kreuz. Wir, die wir es ignoriren, und die irdischen Verhältnisse als ganz und abgeschlossen betrachten, deren Weltgericht wohl die Weltgeschichte, aber nicht der Himmel ist, — wir sind eben so wenig Christen als die jetzigen indifferenten Juden — Israeliten, und wir könnten gar leicht *de facto*, wenn auch nicht *de nomine*, in das Heidenthum zurückverfallen, dessen Grundsätze ja durchaus nicht der Polytheismus ist. Darum eben steht Neander in seiner christlichen Eigenthümlichkeit so groß und wirkungsreich in seiner jetzigen kecken, unchristlichen Zeit da; und ich will unter hundert mir zu Gebote stehenden Beweisen nur Folgendes anführen:

Ich hatte einen wackeren Freund, von den Universitätsjahren her einen Studien- und Stubengenossen Neanders. Differenzen über das Fichte'sche System und seinen Werth hatten in späterer Zeit die sonst engverbrüderten Männer verschiedene Ansichten aussprechen lassen und bewirkt, daß sie sich nie mehr wiedersahen. Nach einigen Jahren lag mein Freund auf dem Krankenbette, und da er wohl einsah, daß **seine** Starrsinnigkeit Neanders liebevolles Entgegenkommen nicht zu würdigen gewußt hatte, so trieb es ihn an seinen ehemaligen Commilitonen über seinen jetzigen Zustand zu benachrichtigen. Neander ließ ihm sagen: „Trotz unserer verschiedenen Ansichten waren unsere Herzen nie getrennt; meines schlug stets für Dich; ich komme zu Dir.“ Er glaubte zu einem Kranken zu schicken und schickte zu einem Sterbenden. Dieser nahm mit Entzücken die Botschaft und stimmte sie fortwährend vor sich hin. Seine Seele schien erhoben, als sie sich den großen Mann vergegenwärtigte, sein Auge blitzte noch einmal auf, seine Hand faltete sich und freudig verschied er, indem die Worte auf seinen Lippen erstarben: „Mein Herz schlug stets für Dich; ich komme zu Dir.“

Noch viele andere Geschichten, von seiner Mildthätigkeit und seiner Naivität, von seiner Charakterfestigkeit und seinem bestimmten Wesen, müßt' ich hier erzählen; ich müßte den liebenswürdigen Wirth am Theetische schildern, wie er in der Sonnabends-Gesellschaft unter seinen Schülern die um populär-theologische Gegenstände sich drehende Unterhaltung anregt und verfolgt; ich müßte noch Bogen voll schreiben, um die Gründe anzuführen, welche seinen eminenten Einfluß auf die hiesigen Theologen feststellen. So viel will ich aber zum Schlusse sagen: Wenn man in einem Kreise von jungen Leuten, die der Gottesgelahrtheit beflissen sind, den Namen Neander nennt, so wird Alles ernst und feierlich gestimmt. Und wenn die Schilderung, die ich eben gegeben, Dich oft an ihn denken läßt, und Dich bewegt, in sein Wesen und seine Schriften näher einzugehen, so bin ich fest überzeugt, Du hast durch Dein ganzes Leben Nutzen und Frommen von den Paar Momenten, die Du mir willig oder unwillig geschenkt.

Auch die künftige Stunde soll Dich nicht reuen, die Du mit mir zubringst. Sieh — wie es zur geöffneten Thür hereinströmt, wie Studenten, Bürger, hohe Beamte, Lieutenants, Generale, Bankiers Liberale, diplomatische Nobilitäten und Gelehrte durcheinander wogen, wie kaum nach fünf Minuten die Bänke erstürmt sind, und wie bis zum äußersten Ende des an 600 Zuhörer fassenden Saales kein Stehplatz übrig bleibt. Der Eingang und die Thürpforten sind dichtgedrängt besetzt, Kopf an Kopf starrt durch den Flur bis zur Treppe und die Lebhaftigkeit derjenigen, die im Hafen sitzen, mischt sich mit dem Ungestüme derjenigen, die ihn draußen erst durch Bitten und Dro-

ungen zu erringen streben. Immer mehr Expektanten eilen durch das Portal, drängen sich im Vorhofe zusammen und glauben ihr Ziel zu erreichen, wenn sie die untern Stufen der Treppe mit einem Fuße zu berühren im Stande sind. Wie treibt, ringt da Alles, um einen Fuß vorwärts abzugewinnen, wie werden strategische und taktische Machinationen angewendet, um den Vordermann zu verschieben und sich an seine Stelle zu setzen.

Da hast Du ein kleines Bild des demokratischen Elements, worin diejenigen, die jenseits der Wohlhabenheit, der Gemächlichkeit und der Ruhe schmachten, mit aller Wuth, aller Kraftanstrengung gegen Die ankämpfen, welche sich in den Besitz jener edlen Güter gebracht haben. Diese Letztern repräsentiren wir, die wir hier inwendig fest auf unsern Bänken sitzen, mit prosaisch-gewissen Gesichtern in die Welt hinausschauen und uns vielleicht im Innern über die armen Leute da draußen moquiren, die im Wintertage der Kälte preisgegeben, sich vergeblich abbemühen, in das Paradies zu kommen.

Aber die Demokratie bricht sich trotz der entgegengesetzten Riesendämme Bahn, stürzt vernichtend über sie hinweg und begräbt die stolzen Demokraten in den Wellenschooß. So ging es auch hier. Je dringender, fordernder und ungestümer die hineinstrebenden Männer der Zukunft auf dem Flure riefen: „Nach einem größeren Auditorium! Rückt zusammen! Wir haben Eintrittskarten in der Tasche!" desto bestimmter, abweisender und indignirter erwiederten von ihren Plätzen aus die festsitzenden Männer der Gegenwart: „Hier geblieben! Ruhe! Warum seid Ihr nicht früher gekommen?" und wie die Redensarten alle heißen mögen, mit denen man den Demos einzuschüchtern und zu verblüffen suchte. Unter Plaudern und Lachen der Glücklichen und unter Geschrei und Getöse der Zurückgebliebenen verging eine halbe Stunde; der erwähnte Professor erschien noch immer nicht, konnte nicht erscheinen. Denn im Taumel ihres errungenen Besitzes hatten unsere Aristokraten es außer Acht gelassen, wie denn bei der bis zur untersten Stufe der Treppe Kopf an Kopf gedrängten Masse derjenige hindurchzukommen im Stande sein soll, dessen Anwesenheit ihren Glücksgütern, als da sind: ein bequemer Sitzplatz, eine Lehne u. s. w. erst Werth verleiht. Sie harrten und harrten und waren mit Blindheit geschlagen, wie es den Aristokraten in der großen Geschichte häufig zu gehen pflegt.

Endlich erhebt sich draußen ein Freudenruf; der bisherige Plebs wird emancipirt; ein neues Leben — die Aula — geht ihm auf! Diejenigen, welche im Auditorium der Thüre am nächsten sind, werden sogleich vom Strudel der Bewegung ergriffen, stürzen sich nach und kommen noch zur rechten Zeit an. Die Hochtories aber, — d. h. diejenigen, welche die höchste Spitze des Saales eingenommen hatten, können sich noch gar nicht von dem neugestalteten Völkerleben überzeugen, stehen erst dann auf, als sie sich allein gewahren, schreiten gravitätisch vorwärts, und sie, die vorher auf breiten und bequemen Sitzen prunkten, sie müssen sich gar sehr drücken und quälen und Gott danken, wenn sie in der Aula hinter irgend einem Plebejer sich unterdrücken können. Ich war auch so'n Hochtory und fand natürlich diejenigen, die vorher draußen standen, jetzt ganz vorn, da sie der Bewegung am nächsten gewesen waren und sie hervorgerufen hatten. Das ärgerte mich und ich rief unwillkührlich aus: „Also bis in die geweihten Hallen der *Alma Mater* drangen die Prinzipien der Revolution, auch hier heißt es: *La propriete se change!* — —." Da unterbrach mich ein hunderthändiges, enthusiastisches Klatschen; die Universitäts-Convenienz war dem überströmenden Herzensdrang gewichen; Eduard Gans hatte den Katheder bestiegen und seine öffentliche Vorlesung über „die Geschichte der Restauration bis auf den heutigen Tag" begonnen.

Eine in den Annalen des deutschen Universitätslebens wohl einzig dastehende Versammlung! Die große Aula mit mehr denn tausend Individuen angefüllt, mit der Elite von wissenschaftlich gebildeten jungen Leuten, die in ihre Mäntel eingehüllt, dicht gedrängt nebeneinander standen; dazu das Feierliche des prächtigen Saales, der mit seinen langen, gothischen Fenstern, alterthümlichen Verzierungen einen um so pittoreskeren Eindruck machte, da der nicht getroffenen Einrichtungen halber nur zwei Lichter vor dem Katheder brannten, deren schwacher Schimmer gar phantastische Beleuchtungen auf die verschwindende, weite Fläche warf; dann die ganz eigenthümlichen Figuren an der Decke, die in Folge des undeutlichen Reflexes wie farbige Schatten niederschauten und gespenstig winkten; zuletzt die Spitze des Ganzen, der schwarze Promotions-Cathedee, auf dem Gans stand, hellumleuchtet von zwei Kerzen und gewaltig abstechend gegen seine dunkle Umgebung — Alles dies Unerwartete flößte den Anwesenden keine ganz gewöhnliche Stimmung ein.

Wie ich so dastand, durchkreuzten kritische Gedanken meinen Kopf. Er will die neueste Geschichte vortragen, von der er selbst ein Theil ist — diese Geschichte, deren Genien und Dämonen noch leben und kämpfen, von deren organisch zusammenhängendem Ganzen auch nicht der kleinste Theil vor unsern Blicken klar und gelichtet daliegt und deren nothwendiges Ende und Beziehungsmotiv nur der anzugeben im Stande ist, der zur Läuterung des Menschengeschlechtes die verschlungenen Fäden in einander geknüpft hat?! Will er uns neue Fakta, will er durch seine Verbindung mit Diesem oder Jenem uns neue diplomatische Aufschlüsse, neue psychologische Gründe für manche Ereignisse geben, welche die reiche, geschwätzige Memoiren-Literatur der Franzosen noch nicht in alle Welt hinaus gesendet hat? Will er die Idee, die Philosophie der Begebenheiten in der neuesten Zeit konstruiren, ohne in den Kaffeehaus-Politikerton zu verfallen?

Also dachte ich und las *eine* Antwort auf meine Frage in dem klaren Weltauge Friedrichs des Großen, dessen treffliche Büste neben dem Katheder steht und vernahm die *andere* aus dem Munde des Professors, der eben dasjenige, was ich obenandeutete, ausführte und *klar* und bündig bewies, die neueste Geschichte sei gerade ihrer Idee nach vor das Tribunal des Katheders zu bringen.

Es ist schwer mit ihm zu rechten. Die Süßigkeit, der Rhythmus eines Styles, der Wohllaut und die Kraft seines Vortrages, seine Vollendung im oratorischen und seine wahrhafte Größe im rhetorischen Theile, lassen schwer gegen sie ankämpfen; und er hat durch strategische Uebermacht den noch so geschickten Feind schon geschlagen, ehe dieser an seine taktische Ueberlegenheit zu denken und sie zu benutzen im Stande ist. Wie weiß er durch die Musik seiner Sprache und durch blitzende Gedanken uns über trockene, politische Discussionen hinwegzuführen! Ich glaube, dieser Mann wäre im Stande, Pandekten und Institutionen in Zuckerbrödchen und Bonbons einzugeben! — —

Ich habe Dich, mein theurer Leser, im Gedränge verloren und ich freue mich, Dich hier unter der Uhr wieder zu finden. Wenn ich Dich bis jetzt des Gegensatzes halber mit dem Manne des gottseligen, apostolischen, und dem Manne des geschichtlich-bewegten, modernen Zeitalters bekannt gemacht; so will ich Dir jetzt den Mann vorführen, der Alles in sich verband und harmonisch versöhnte, was die ausgedehnteste, bis in die ferne Vergangenheit und Zukunft hinüber- und hinausreichende Weltanschauung aufzuhäufen vermag und der in die tiefsten Schachten der Vernunft, wie in die höchsten Regionen des übersinnlichen Glaubens hinab- und hinaufgestiegen war. Wollte ich Dir die Stelle bezeichnen, wo er körperlich weilt, so müßte ich Dich nach dem Kirchhofe geleiten; willst Du den Raum kennen lernen, wo sein Wort, seine Schriften und seine Schüler geistig umgestalten und aufbauen werden, so sieh Dir die Weltkarte an. Hier kann ich Dir nur das Auditorium Nr. 8 und den Katheder zeigen, wo Hegel lange im Kreise seiner Schüler u. Collegen jene Vorträge gehalten hat, die Alles ergründend, erforschend und festhaltend, was dem Menschen theuer und heilig ist, in ihrem Einfluß wohl ewig bleiben. Nicht lange ist es her, daß er dahingegangen ist, und ich will Dir eine wunderbare Historie erzählen, die sich für mich an seinen Todestag knüpft.

Freitag am 11. November 183— um 5 Uhr saß ich wie gewöhnlich in diesem Auditorium und erwartete *Hegel*. Er kam. Bleich, verfallen schwankte er die Stufen des Katheders hinauf, zog sein Heft aus der Tasche und setzte seine Vorlesung über die Geschichte der Philosophie fort. Welche Vorlesung! — Wie rang der Tod mit jedem Worte, das er auszusprechen bemüht war, wie gespenstig legte sich ein Keuchhusten zwischen jeden Satz! Aber welch' himmelstürmende Gedanken blitzten von dieser gefurchten Stirn herab; wie mild, wie sonnenhaft, wie frühlingsklar leuchtete sein schönes Auge, wenn es sich weit öffnete und wie aus einem schweren Traum erwachend, auf den zahlreichen Zuhörern weilte, als wunderte er sich über die irdische Umgebung. Wenn die moderne Philosophie sich personificirte, sie müßte Hegels Gestalt und Physiognomie annehmen, seine äußerlich scharf ausgeprägt gewesene sehnsüchtige, wehmüthige, ewig strebende *Vernunftseligkeit*, die noch nicht zur Auflösung in die *Glaubensseligkeit* gekommen ist.

Ich hatte den Reisewagen nach dem Portal der Universität kommen lassen und fuhr um 6 Uhr nach Frankfurt a. O. hinüber, wo ich meinen dorthin zur Messe angekommenen Vater überraschen wollte. Schon Sonntag riß ich mich von ihm los, um Montag Nachmittag das für mich höchstwichtige Hegel'sche Collegium nicht zu versäumen. Nach 5 Uhr stieg ich am Opernplatze ab eilte ins Auditorium und fand es hell erleuchtet, aber leer. Ich stutzte und setzte mich, ermüdet von der Reise, auf meinen einsamen Platz.

Punkt ein Viertel auf 6 Uhr öffnete sich die Thüre und Hegel trat herein. Im Nu waren alle Bänke besetzt. Womit? kann ich nicht deutlich sagen. Jünglinge in veralteten Burschentrachten, Männer in verschollenen Kostümen, Perrückenköpfe, griechische und römische Profile — Alles luftig und schattenartig durcheinander und emsig lauschend auf die Worte des Vortragenden. Ich sah kein einziges bekanntes Gesicht außer dem eines Studenten, der vor einem Jahre gestorben war; — aber doch viele Physiognomien, die entfernte Aehnlichkeit mit Portraits und Büsten berühmter Philosophen hatten.

Hegel war sehr verändert, noch klarer und milder in seinem Angesichte. Die Sehnsucht war von diesem gewichen und statt dieser thronte die errungene Seligkeit auf der nicht mehr gefurchten Stirn. Er schien *ein* Gedanke geworden zu sein; so abgerundet, so untergetaucht hatte sich Alles bei ihm in *eine* Idee, in *eine* Gewißheit, in *einen* Culminationspunkt, den durch *Worte* näher zu bezeichnen, ich nicht im Stande bin; Beethoven und Raphael haben ihn durch Töne und Farben wiederzugeben gesucht, und man sagt: es ist ihnen gelungen.

Mund und Auge waren geschlossen; und doch sprach er, las er vom Hefte. Oder besser gesagt — denn er *sprach* nicht — (dieser Ausdruck ist zu materiell) er *dachte* seinen Zuhörern etwas vor, die vermöge ihrer ausgebildeten Organe seine *Gedanken* aufzunehmen verstanden, ohne des Mittelweges der Sprache und des Gehörs zu bedürfen. — — —

Ich weiß nicht mehr, wie ich zur Thür hinausgekommen bin. So viel erinnere ich mich, daß ich *vor* der Universität einen Freund fand, der mich anredete: „Wie siehst Du aus? Bedenke doch, wie der Selige den Tod betrachten lehrte und zeige Dich jetzt würdig, sein Schüler genannt zu werden. Dich scheint die Nach-

richt vor Hegel's Tod sehr angegriffen zu haben." — „„Todt?! — Großer Gott! Wann ist er gestorben?"" — „Vor etwa einer Stunde!" —

Wir wollen jetzt das Universitäts-Gebäude verlassen, mein ungeduldiger Leser, und ein anderes Mal will ich Dich in mehre Auditorien führen. Dann sollst Du Dich mit Heinrich Steffens befreunden lernen, der in den Vorlesungen über „physische Geographie" Dich durch unnachahmliche, unwiderstehliche Feuerkraft und durch einen gewissen lyrisch.n Schmelz seiner Rede in das innerste, bis zur Schauerlichkeit lebendige Treiben der Welten- und Erdenbildung zu führen weiß, wie die Ur-Naturgeister heraufbeschwört, wie sie mit der bald stille stehenden, bald fließenden Materie ringen, sie im Jubelchore bekämpfen und die Masse und die ante diluvianischen Monstragebilde in die Flöz- und Kalkgebirge zurückdrängen. Wie sein Auge glänzt, wie seine Gesichtsmuskeln sich krampfhaft bewegen, wie aus tiefer Brust die Zauberworte heraufstöhnen, als hätten auch ihn die Gnomen und die Bergmännchen seiner norwischen Heimath umlagert gehabt, als hätten sie ihn hinabziehen wollen in das Naturleben, bis Religion und Philosophie ihn diesen Gespenstern entzogen und ihn, den ehemaligen Naturmenschen, zur „Schelling'schen Naturphilosophie" und zum Glaubenshimmel der „lutheranischen Seligkeit" emporgetragen haben! Friedrich von Kramer sollst Du kennen lernen den deutschen Biedermann, den praktischen Staatsbürger, den hellen klaren Kopf, den tiefsinnigen Forscher, den ewigen Geschichtsschreiber und den liebenswürdigen Lehrer.

Und wird es Dich nicht ernstfreudig durchschauern, wenn Du vor Schleiermacher's Katheder sitzen wirst und den Mann sprechen hörest, an den jeder Christ mit Erhebung denken sollte, weil er durch die Schärfe seiner Dialektik, durch das Hellgeistige seiner unantastbaren Anschauung wieder so Viele mit dem Christenthum versöhnt hat, die es durch Wassersuppen- und Thränenquetscher-Predigten herabgewürdigt gesehen hatten.

So weit Fritzens Tagebuch und wir setzen hinzu: Wo solche Männer lebendig, liebreich und zum Theil uneingeschränkt vorwalten und wirken, da muß der Ernst der Wissenschaft und das Beispiel allen Unsinn und alle Trägheit verscheuchen; das bewahrheitete sich auch an unserem Haller. Sie feuerten ihn zu tieferem Nachdenken, zu ernsteren Studien an. - - Die Nationalökonomie lag als ein scheinbar trockenes und unergiebiges Feld bei Seite, die Philosophie beherrschte alle jugendlichen Köpfe. Fritz erkannte zuerst in ihr die Allmacht seines Gedankens, sein Glaube brach zusammen, die alten Traditionen fielen, die seit seinen Kinderjahren an ihm klebten. Je weiter er in der Besiegung seiner Zweifel fortschritt, desto bewußter, freier und glücklicher fühlte er sich. Wie alle Anfänger wurde er zuerst Paathbeist im Sinne der alten Griechen. Als solcher trat er an das Studium Hegel's, dessen Schüler nach ihm die Katheder in Berlin einnahmen. — Diese käueten mit Geläufigkeit die Lehren ihres großen Meisters wieder, weiter konnten sie Nichts, am allerwenigsten aber einen jungen Mann anziehen. Es war eben Hegel'scher Scholasticismus, der zwar den persönlichen Gott abschaffte, aber die mittler Weile sinnlos gewordenen Ausdrücke mit einem fremden Inhalt erfüllte.

Fritz war noch nicht selbstständig genug, die Halbheit dieser Bestrebungen richtig zu würdigen, er schwankte noch zwischen Zweifeln und Erkenntniß, er bildete sich an der Philosophie heran, aber die Logik und ihre Kathegorien machten ihn eher verwirrt als aufgeklärt. Da führte ihn der Zufall zu Feuerbach, zum Wesen des Christenthums, welches damals seinen Triumphzug in Berlin hielt und die ganze denkende Welt in zwei große Lager spaltete.

Feuerbach verbrannte die letzten Brücken, er fand einen neuen Landungsplatz und pflanzte auf ihm das Banner des bewußten freien Menschen auf, des Menschen, der außer sich kein Heil erkennt. — Fritz kam bald in einen kleinen Kreis von jungen Männern, die von allen Enden Deutschlands zusammengewürfelt, allabendlich die philosophischen Fragen der Gegenwart besprachen, darüber disputirten und aus den humanen Prinzipien die politischen und socialen Consequenzen zogen. Fritz war jetzt nicht mehr der rohe Corpsbursche, der nur mit Schlagen, Trinken und Faullenzen renommirte, er war ein freier, glücklicher Student, der keinen Philister mehr maltraitirte, aber selbstbewußt dem Schlendrian der offiellen Welt entgegen trat.

Großes, herrliches Berlin! Vielfach verläumdete und mit Unrecht geschmähte Stadt! Dir verdankt Fritz seine Emancipation. Wohl bist Du die Residenz der Eichhörner und Bodelschwing's, der Stahl's und Hengstenberg's, wohl bist Du die Hauptstadt preußischer Scheinkultur und modernen Barbarenthums, wohl macht sich auf allen Deinen Straßen und Plätzen die Lüge, die Heuchelei, und Unnatur unserer verrosteten Zustände, unserer abgeschmackten Staatsorganismen breit — und welche andere große Stadt theilte mit Dir nicht dasselbe Schicksal? Aber darin bist Du nächst Paris einzig und unübertrefflich, daß Du den strebenden Menschen in dem reinen Strome philosophischer Forschung und Erkenntniß läuterst, daß Du ihn auf den Grund und die Ursache aller Dinge zurück führst, daß Du ihn zum thatkräftigen, bewußten Sohne unserer Zeit erziehst.

In seligem Genusse waren Fritz die letzten Semester seines akademischen Lebens dahin geschwunden; mit der Geistes Feuerkraft hatte er Alles früher Versäumte nachgeholt, und bereitete sich nun in jeder Beziehung wissenschaftlich ausgebildet, um in das öffentliche Leben übertreten zu können, zum Examen und zum Abgange von der Universität vor.

Ruhmvoll bestand er das *Examen ri-*

gorosum Doctorus Philosophiae — und löste so das seinem Alten gegebene Versprechen auf eine glänzende Weise.— In einem feierlichen Auditorium wurde ihm der Doctorhut überreicht und mit einem glänzenden Doctorschmaus, dem akademischen Gebrauche gemäß, beschloß Fritz seine vielbewegte akademische Laufbahn.

Bemoos'ter Bursche zieh' ich aus, Adieu!
Gott grüß Dich, altes Philisterhaus, Adieu!
Zur lieben Heimath zieh ich ein
Muß selber nun Philister sein!
Adieu, Adieu, Adieu!
Ja scheiden und meiden thut weh!

Commerslied

Verklungen sind die frohen Lieder,
Nach Ost und West u ziehen die muntern Brüder.
Zur Heimath hin treibt die Bestimmung sie!

Burschenlied.

Wer schleicht dort so traurig und so gebückt,
Der sonst nur trillernd gesprungen?—
Den Stelzer, den nichts darnieder gedrückt,
Nur Klingen und Mädchen und Becher entzückt,
Hat ihn das Examen bezwungen?
Und wenn ihr den Armen, Gebrückten fragt:
Es ist der Bursch, den der Teufel ins Philister
land jagt!

Lützows wilde Jagd.

Briefe an eine fromme Frau.

Für die Fackel aus dem Englischen übersetzt.

Geehrte Frau!

Sie werden sich bald vollständig überzeugt haben, daß G l a u b e die Sittlichkeit durchaus nicht zu fördern vermag.— Zwischen verborgenen Spekulationen und den offenen Pflichten des Menschen, die Jedem leicht begreiflich sind, der nur einigermaßen seinen Verstand, seine Interessen und das Wohl der Gesellschaft berücksichtigt, kann keine Verbindunz statt finden. Muß ich denn wirklich erst an die Dreieinigkeit an die Menschwerdung Gottes und an alle die Fabeln der Bibel glauben, ehe man mich von dem Vortheile der Gerechtigkeit überzeugen kann? Wenn ich an alle die schrecklichen Mordthaten glaube, welche die Bibel jenem Gott zuschreibt, den ich als die Quelle der Gerechtigkeit, Weisheit und Güte verehren soll, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß ich durch solch ein Beispiel mich selbst bei ähnlichen schlechten Thaten werde rechtfertigen wollen? Soll man mich, der ich nicht an Mysterien glaube und die Ceremonien der Kirche außer Acht setze, für einen gefährlicheren Bürger halten, als Jene, die Jeden verfolgen, quälen und verderben der nicht nach ihren Dictaten denkt und handelt? Die Folge von all diesen Betrachtungen kann keine andere sein, als daß Jener, der glaubt und blinden Eifer für Meinungen hegt, so sich mit dem gesunden Menschenverstande nicht vertragen, unvernünftiger und folglich auch schlechter sein müsse als Jener, dessen Denkkraft nicht durch solche schauerhafte Lehren verkrüppelt ward.

Die Vertheidiger der Kirche werden mir entgegnen, daß die Menschen ohne jene Gefühle, welche die Religion einflößt, keine hinreichenden Motive besäßen, um sich von der Sünde zu enthalten, oder die Bahn der Tugend zu befolgen, welche steil und rauh ist. Kurz, man wird mir sagen, daß man an keine Pflichten in diesem Leben gebunden sein könne, wenn man nicht an zukünftige Belohnung und Bestrafung glaube.

Solche Anmaßungen der Priester, geehrte Frau, werden Sie nicht mehr beirren, da Sie bereits wissen, daß diese Herren unermüdlich sind, wenn sie uns überreden wollen, daß ihr System zur Aufrechterhaltung der Gesellschaft unumgänglich nothwendig sei. Um ihre Sophistereien zu entkräftigen reicht es hin, die Natur des Menschen, seine Interessen und den Zweck der Gesellschaft in's Auge zu fassen. Der Mensch ist ein schwaches Wesen, dessen Bedürfnisse ihn stets von der Hülfe Anderer abhängig machen, sei es seiner Selbsterhaltung oder ob seines Vergnügens; er kann von Andern keine andere Behandlung erwarten, als er ihnen selbst zukommen läßt; das Benehmen welches ihn zum Gegenstand der Liebe Anderer macht, nennt man Tugend — was immer der Gesellschaft schadet, das nennt man Verbrechen — und ein Benehmen, das blos dem Individuum selbst schädlich ist, heißt Laster. Diesem nach muß es Jedem einleuchtend sein, daß man sein eigenes Glück fördert, indeß man Andere glücklich macht; daß lasterhafte Handlungen, so sehr man sie auch zu verbergen sucht, sich stets an Jenem rächen, der sie begeht und daß Verbrechen den Verbrecher in den Augen seiner Mitmenschen herabsetzen und verächtlich machen, Kurz, Erziehung, öffentliche Meinung und Gesetze weisen uns auf unsere wechselseitigen Pflichten hin, und zwar weit mehr und deutlicher, als die Chimäre einer unbegreiflichen Religion.

Da uns der Selbsterhaltungstrieb von der Natur eingepflanzt ist, bedürfen wir keines Priesters, der uns darüber in Kenntniß setze; Erfahrung lehrt uns, durch welche Mittel wir am Besten für unsere Sicherheit sorgen; durch ihre getreuen und heilsamen Ermahnungen vermeiden wir Excesse, so uns schädlich sind; wir enthalten uns solcher Genüsse, deren Folgen uns unglücklich machen würden; wir unterziehen uns zeitweilig Entsagungea, um dauernden Vortheil zu gewinnen, der uns durch unvernünftige Offenbarung nicht zu Theil werden könnte.

Hier, geehrte Frau, haben Sie einen kurzen, doch vollkommenen Inbegriff aller Moral, welche auf der Natur des Menschen, auf Erfahrung und Vernunft basiret sein muß. Diese Gebote sind compulsorisch für unsern Verstand; denn sie zeigen es uns, daß die Folgen unserer Handlungen von derselben Gewißheit sind, als der Stein zur Erde fallen muß, nachdem die ihn bewegende Gewalt in der Luft aufgehört hat. Es ist natürlich und unvermeidlich, daß ein Mensch, der dem Guten obliegt, Jenem vorgezogen werden müsse, der Böses thut. Jedes denkende Wesen muß von der Wahrheit dieses unwiderlegbaren Axioms überzeugt sein und alle die geheimnißvollen Bände der Theologie, welche je erschienen sind, vermögen

diesem Gewichte Nichts beizufügen; daher wird jeder denkende Mensch ein Benehmen verhüten, das ihm selbst oder Andern schadet; er wird sich gedrungen fühlen, Andern Gutes zu thun, da dies der einzige Born des eigenen Glückes und des Wohlwollens Anderer ist ohn welchen Born die Gesellschaft ein schlimmerer Zustand wäre, als jener der Einsamkeit.

Kann es etwas Einleuchtenderes geben, als daß die Moral nicht vom Glauben bedingt sei? Sie sehen, Madame, welche weite Kluft zwischen Luftgebilden und den praktischen Verpflichtungen liegt, welche aus der Natur der Dinge fließen. Ja, je geheimnißvoller, und unbegreiflicher die Dogmen einer Kirche sind, desto mehr sind sie geeignet, uns von den Dictaten der Natur abzulenken, der Vernunft zu entsagen, die allein uns auf den richtigen Weg zu führen vermag. — Eine ehrliche Uebersicht der Ursachen aus denen sehr viele Uebel der Gesellschaft entsprießen, wird uns bald überzeugen, daß die Ursache des Ururschaden in den spekulativen Satzungen der Theologie liegt. Ueberspannter Enthusiasmus und Tollheit des Fanatismus überwältigen die Vernunft und da sie den Menschen blind und gedankenlos machen, wird er zu seinem eigenen Feind und zum Feinde Anderer.

Es ist für die Verehrer eines tyrannischen, parteiischen und grausamen Gottes unmöglich, die Pflichten der Gerechtigkeit und Humanität zu üben. Sobald es den Priestern gelingt, in uns die Stimme der Vernunft zu ersticken, haben sie uns bereits zu Sklaven gemacht, in denen sie irgend eine ihnen beliebige Leidenschaft mit Leichtigkeit erwecken können. Es ist in der That, ihr Interesse, uns zu Sklaven zu machen. Sie verlangen von uns, daß wir unserer Vernunft entsagen; denn die Vernunft widerspricht ihrem heiligen Betruge und vernichtet ihre hochmüthigen Pläne. Glaube ist das Mittel, wodurch sie uns gefangen nehmen und ihrer Ambition dienstbar machen. Daher ihr Eifer für Verbreitung des Glaubens; daher ihr unversöhnlicher Haß gegen manche Zweige der Wissenschaft und gegen Alle, die nicht geneigt sind, sich unter ihr Joch zu fügen; daher ihr stetes Bestreben, das „Reich des Glaubens" zu errichten (das heißt, ihr eigenes Reich) selbst mit Feder und Schwert die stärksten Argumente, so sie der Wahrheit entgegenzusetzen haben.

Ich muß bekennen, daß der Gesellschaft aus diesem übernatürlichen Glauben sehr wenig Nutzen entsprießt, welchen die Kirche zur höchsten Tugend erhoben hat. Was Gott betrifft, so ist der Glaube der Menschen für ihn ganz überflüssig; denn wünscht er uns zu überzeugen, so dürfte er ja nur wollen. Es wäre gegen die Weisheit Gottes anzunehmen, daß er sich zum Gegensatz der Vernunft mache, die er den Menschen doch gegeben haben soll; es ist gegen die Gerechtigkeit eines Gottes, zu verlangen, daß man Das glaube, was man nicht begreifen kann. Es hieße selbst die Existenz Gottes verläugnen, wenn wir uns einem Glauben hingeben sollten, der ganz jenen Begriffen entgegen ist, so man sich von einem vollkommenen Gott machen kann. Auch in Hinsicht der Moral ist der Glaube nutzlos. Der Glaube kann zur Heiligkeit der Moralität und zu ihrer Wichtigkeit Nichts hinzufügen. Ja, der Glaube ist für die Gesellschaft sogar schädlich; denn trotz seiner angesprochenen Nothwendigkeit zerfleischen sich die Gläubigen oft in mörderischen Kriegen. — Kurz, der Glaube ist ein Widerspruch in sich selbst — denn er verlangt, daß wir an Dinge glauben, die sich durch Gegensätze aufheben und selbst jenen Grundsätzen entgegen sind, welch die Bibel enthält, die man uns als das Wort Gottes hinstellt.

Wem nützt denn aber dennoch der Glaube? Einigen Wenigen, die durch seinen Einfluß die menschliche Vernunft entwürdigen und die Arbeit der Gläubigen für ihren eigenen Luxus, für ihr Ansehen und ihren Reichthum zinsbar machen. Sind die Völker ihres Glaubens oder ihres blinden Vertrauens wegen, das sie in Priester setzen, glücklicher? — Gewiß nicht. Blicken Sie sich um in der Welt und Sie werden, mit mir, bekennen müssen, daß in jedem Lande, wo die Kirche sich mit Macht erhebt, es weder Moral noch Tugend giebt, weder Industrie noch Glückseligkeit im Volk; ja, wo immer die Priester mächtig sind, dort sind die Unterthanen unwissend, roh und elend.

Doch Hoffnung — Hoffnung, die zweite der christlichen Vollkommenheiten, ist stets vorhanden, um uns für die durch den Glauben geschlagenen Wunden zu heilen. Man macht die Menschen fest glauben, daß Jene, die Glauben besitzen, das heißt, die an den Priester glauben, in der andern Welt reichlich belohnt werden für ihre Leiden auf Erden. Und was ist es, auf das wir hoffen sollen? Auf unaussprechliche Wohlthaten, das heißt, Wohlthaten, für welche die Sprache keine Worte hat! So weiß man denn noch immer nicht, was wir zu erwarten haben. Wie können wir aber auf einen Zustand hoffen, von dem wir nicht den geringsten Begriff haben? Wahrlich, diese Herren Priester gehen weit in ihrer Anmassung, uns Dinge anzuempfehlen, von denen sie selbst gar Nichts verstehen.

Es ergiebt sich nun hieraus, daß Glaube und Hoffnung auf einer und derselben Basis beruhen. Doch machen wir eine Pause, um die Vortheile der christlichen Hoffnung kennen zu lernen: sie ermuthigt zur Ausübung der Tugend; sie tröstet den Unglücklichen im Drang der Leiden und erhebt den Gläubigen zur Stunde des Unglücks. Doch welche Ermuthigung, welche Stütze, welchen Trost kann der Mensch aus solchen Schattenbildern eines zukünftigen Lebens ziehen? Nur den Priestern allein ist die Hoffnung auf einen zukünftigen Lohn hier auf Erden von Nutzen. Der Mensch, sagen sie, wurde nicht für diese Welt geschaffen; der Himmel ist seine Heimath, wo er für seine Leiden auf Erden unaussprechlichen Lohn

erhalten werde. So gleichen sie den Quacksalbern, die bei der zerstörten Gesundheit ihrer Patienten die Hoffnung für Jene sich vorbehalten, die sie nicht zu heilen vermögen. Quacksalberei ist, in der That, das eigentliche Wesen Dessen, was man Religion nennt.

Die dritte christliche Tugend ist: Barmherzigkeit; das ist: Gott über Alles lieben und unsern Nächsten wie uns selbst. Ehe man uns aber gebietet Gott über Alles zu lieben, sollte die Religion doch ihren Gott als einen solchen hinstellen, der Liebe verdient. Lassen Sie uns gerecht sein, Madame, ist denn der Gott der Christen unserer Liebe würdig? Oder müssen wir nicht vielmehr Abscheu gegen ihn fühlen, da man uns ihn als einen parteiischen, launischen, grausamen, rachsüchtigen, eifersüchtigen und blutdürstigen Tyrannen schildert? Wie ist es möglich, das Schrecklichste der Wesen zu lieben? Den lebendigen Gott, in dessen Hände zu fallen es schrecklich ist? Den Gott, der Jene für ewig verdammen kann, die ohne seinen Willen weder leben noch fehlen konnten? — Wissen denn unsere Theologen, was sie sagen, indem sie lehren, daß die Furcht Gottes die Furcht sei eines Kindes vor seinem Vater? Müssen wir einen barbarischen Vater nicht hassen, dessen Ungerechtigkeit so grenzenlos ist, daß er das ganze Menschengeschlecht straft, so unschuldig es auch sein mag, blos um sich an zwei Personen des Apfels wegen zu rächen, welche Sünde er wohl hätte abwenden können, wenn er blos gewollt hätte. Kurz Geehrteste, es ist eine absolute Unmöglichkeit über Alles einen Gott zu lieben, dessen ganzes Benehmen, wie es in der Bibel geschildert wird, uns mit Entsetzen erfüllt. Wenn, nach der Lehre der Jansenisten, die Liebe Gottes unumgänglich nothwendig ist um selig zu werden, so darf man sich nicht wundern, daß es der Auserwählten so wenige giebt, da kein vernünftiger Mensch solch einen Gott lieben kann. So lehrten denn auch die Jesuiten, daß es hinlänglich sei um selig zu werden, wenn man ihn nur nicht hasse. Das zu lieben, was wir nicht kennen, ist schwer; aber noch schwerer ist es, Das zu lieben, was wir fürchten; indeß es ganz absolut unmöglich ist für das schrecklichste aller Wesen Liebe zu fühlen.

Wir müssen nach dieser Betrachtung vollkommen überzeugt sein, daß ein Bibelgläubiger nur durch eine höhere Gnade seinen Gott lieben kann und diese Liebe beim im besten Lichte betrachtet, nur auf Selbsttäuschung oder Heuchelei und Furcht, um sich gegen den Zorn dieses Gottes sicher zu stellen. Gläubige, wenn sie aufrichtig, gleichen Weibern, die sich einer Leidenschaft für einen Geliebten überließen, für dessen gröbste Fehler sie blind sind! Madame de Sevigne sagte, sie liebe Gott als einen vollkommen wohlerzogenen *Gentleman*, mit dem sie nie persönlich bekannt war. Doch kann man den Gott der Christen als einen wohlerzogenen *Gentleman* lieben? Das Portrait dieses imaginären Geliebten, wie es in der Bibel gezeichnet, oder auf die Leinwand von unseren theologischen Künstlern hingeworfen wird, sollte Jeden von seiner Leidenschaft heilen, bei dem sie nicht den letzten Funken von Vernunft erstickt hat.

Was die Nächstenliebe betrifft, möchte ich wissen, was das Gebot einer Religion damit zu schaffen haben kann; da es doch Pflicht ist, Andern Gutes zu wünschen? Nur dadurch können wir die Neigung Anderer für uns gewinnen, wenn wir ihnen eine ähnliche Neigung und unser Wohlwollen zu Theil kommen lassen. Ist es nicht ein Genuß, die Unglücklichen zu trösten? Bedarf man erst eines religiösen Gebotes, um durch die Thränen des Unglücks gerührt zu werden? Erbauen wir uns nicht einen Thron in den Herzen Anderer, wenn wir sie glücklich machen? Wohl giebt es gefühllose und undankbare Menschen; aber Liebe und Wohlthaten werden in der Regel doch mit Liebe und Dankgefühl belohnt.

Nach der christlichen Lehre sollen wir sogar unsere Feinde lieben und ob dieser Liebe gegen unsere Feinde wird die christliche Religion von den Theologen allen andern Religions- und Moral-Systemen vorgezogen. Lassen Sie uns demnach sehen, in wie ferne dieses Gebot wirklich gehalten werden kann. Es ist wahr, daß ein höherer Charakter sich leicht über das Gefühl der Rache zu erheben vermag — Beleidigungen verzeiht und sogar Böses mit Gutem vergilt; — doch es ist eine Absurdität vom Menschen zu verlangen, daß er gegen Jene das Zartgefühl der Liebe besitzen solle, die ihn zu verderben suchen — diese Liebe gegen unsere Feinde, womit sich das Christenthum unverdienterweise brüstet, erweist sich denn als ein unausführbares Gebot, das jeden Christen unzählige Mal im Leben Lügen straft. Welche Thorheit ist es behaupten zu wollen, man könne Das lieben, was Einem von Herzen zuwider ist? Man könne eine Beleidigung mit Freuden hinnehmen? Man könne Jene lieben die uns quälen und elend machen? Nein; der Glaube an eine zukünftige Belohnung mag etwa den Gläubigen in solchen Lagen der Prüfung trösten; doch ist es absurd anzunehmen, daß man gegen die Urheber unserer Leiden das zarte Gefühl der Liebe hegen könne. Alles was man vernünftigerweise thun kann, ist — sie zu meiden, was man aber in der That als kein besonderes Zeichen der Liebe annehmen wird.

Wir können auch mit etwas Umsicht im Leben bald ausfinden, daß zwar Jene, so dieses Gebot am lautesten preisen, dasselbe am meisten verletzen. Besonders glauben unsere Priester nicht besonders an dieses Gebot gebunden zu sein. Sie haben eine höchst bequeme Salvation ausgefunden, von welcher sie alle Jene ausschließen, die nicht so denken, wie sie es ihnen vorschreiben, nicht nur von der Nächstenliebe, sondern auch von den Rechten ihrer Nebenmenschen. Nach diesem Prinzipe entehren, verfolgen und wenn möglich, vernichten sie Jedermann, der ihnen mißfällig ist. Wann verzeiht der Priester? Wenn die Rache außerhalb seinem Bereich ist.

„Die Geschichte des christlichen Zeitalters, mit seinen Inquisitions-Tribunalen, Autodafeen, Kreuzzügen, Religions- und Eroberungskriegen ist der mit Blut geschriebene Gegensatz von ihres Meisters Lehre: „Liebet eure Feinde und — thut wohl Denen, die euch Böses thun!"

Ergebenst der

Ihrige.

Für die Fackel.

Glauben und Wissen.

Von Z. Ludwigh.

Der Glaube ist eine Abstraction: das Wissen etwas Positives. Der Glaube befaßt sich mit transcendentalen, übersinnlichen Objecten, oder vielmehr mit Gedanken über Objecte, die als existirend angenommen werden; das Wissen fußt auf dem festen Boden und sicheren Grunde des Natürlichen und anerkennt keine doppelte Buchführung. Mag der Glaube grenzenlos sein, die Grenze des Wissens kann keine andere sein als die des Nichtwissens.

Die Fackel hat seit Jahren den Glauben impugnirt und Das, was die Theologie für wahr ausgiebt, als etwas jeder positiven Basis Ermangelndes negirt. Das Christenthum und seine Dogmen wurden häufig discutirt und analisirt, bis ich endlich zur Synthesis überging, um im Gebiete des Realen, des Naturwissenschaftlichen, an die Stelle des verdrängten Glaubens das Wissen zu setzen. Die Naturforschung aber beschäftigt sich blos mit der Welt, wie man sie in ihrem Wirken erkennen kann, ohne das sogenannte „erste Werden" zum Gegenstand ihrer Untersuchung zu machen. Mögen Gläubige sich rühmen, eine Schöpfung zu begreifen, wie sie ihnen die Bibel hinstellt; der Naturforscher maaßt sich nicht an von Dem etwas zu wissen, was vor dem Seienden war. Mag der Gläubige seinen Glauben für eine Wahrheit halten; für den Glauben giebt es keine Lancette; er ist transcendent, er ist ein Dafürhalten, etwas Innerliches, für das es keinen Maaßstab der Erfahrung, der objectiven Erkenntniß giebt. Wir haben mit dem Glauben gebrochen, wir haben gelernt das Unmögliche wahrzunehmen und begnügen uns mit Dem was man durch Studium und Forschung möglicherweise, ja, positiv wissen kann, ohne den Zauber der Phantasie eingebüßt zu haben und den Reiz, der sich unsern Sinnen und Gefühlen einprägt durch das Beschauen und Bewundern des Großen, des Erhabenen, des Ewigen der Natur in ihren Myriaden und Myriaden Formen, deren gemeinschaftliche Mutter das Atom ist. Doch was verstehen wir unter Atom? Man kann das wissenschaftliche Feld nicht betreten, ohne auf Wörter zu stoßen, die griechischen oder lateinischen Ursprungs sind und die nach so langem Bürgerrechte nicht leicht wieder verdrängt werden können. Das Volk wechselt in seinen Gliedern und ganze Völker verschwinden; allein, ohne daß manche spätere Nachkommen ihren Ursprung kennen, pflanzt sich doch der Geist des Volkes fort und ein Volk lebt nur so lange, als seine Sprache lebt. Daher sollte die Sprache jedem Volk ein Kleinod sein, und Schmach den Tyrannen, die sich bemühen, einem Volke seine Sprache zu verkümmern. Die Sprache an und für sich ist freilich blos das Mittel, seinen Gedanken Ausdruck zu geben und der Geist steht dem Cosmopoliten höher als die Sprache; doch sind Volk, oder Nation und Sprache unzertrennlich und je gebildeter das Volk, desto reicher seine Sprache.

Mit dem Glauben hängt das Priesterthum und Pfaffenthum so innig zusammen, daß es nur dann fällt wenn der Glaube verschwindet. Den Priestern hat die Welt, wahrlich, sehr wenig Gutes zu verdanken und zu diesem wenigen Guten zähle ich die Erhaltung der Classicität der Griechen und der Römer. Ist ja die lateinische Sprache noch immer die Kirchensprache der römisch-katholischen Religion. War es ja diese Sprache, in welcher Jahrhunderte lang die Wissenschaften in Gymnasien und Universitäten vorgetragen wurden! Also gepflegt durch christliche Priester haben wir die Schätze des Alterthums geerbt, die immer mehr und mehr Gemeingut der Völker werden müssen, und mit diesen Schätzen adoptirten denn auch die modernen Sprachen die vielen Fremdwörter der Griechen und der Römer. Von allen Nationen der Neuzeit hat die ungarische das Meiste, ja Staunenswerthes geleistet in Ausmerzung fremder Wörter, indem man mit Scharfsinn die Wurzeln aufzufinden und das Fremde in nationale Hülle zu kleiden erfolgreich bemüht war.

Die Sprache ist Eigenthum des Volkes; die Wissenschaft ist Gemeingut der Menschheit. Obschon man nur in der Muttersprache im Stande ist, dem raschen Strom der Gedanken Raum zu geben, indeß die vielen Fremdwörter das Popularisiren der Wissenschaft erschweren, können wir uns doch dieses alten Erbantheiles nicht leicht ganz entledigen. Trotz dieser Schwierigkeit ist die Wissenschaft nicht mehr hoffähig allein, sondern der Gelehrte findet auch bereits Zutritt im Kreise eines gebildeten Volkes, das ihn ehrt und unterstützt, was früher nur Fürsten und Großen vorbehalten war.

Nun, was heißt Atom? Nach griechischer Wortbedeutung ist es ein Ding, das auf das Minimum reducirt, keine Zerschneidung, keine Theilung mehr zuläßt, an das weder der Geist einen Maaßstab, noch der Anatom ein Sectionsinstrument anlegen kann. Also weder sichtbar, noch greifbar oder theilbar, und dennoch Etwas — ein Stoff, eine Kraft, eine Substanz mit Plan und Gesetz, das ist ein Atom. Und die Myriaden und Myriaden der Welten sind nichts Anderes als — „der Nothwendigkeit abgedrungene Combinationen." Die Sonne ist eben eine Combination von Atomen wie die Milbe und Analyse so wie Synthese — Zerlegung und Zusammenfügung — sind die eigentliche Hand Gottes, die da ewig schafft und zerstört; so daß die Ursache zur Wirkung und diese wieder zur Ursache wird.

Auch das lateinische Wort Individuum bedeutet Etwas das nicht mehr getheilt werden kann. Nun aber versteht die deutsche Sprache unter dem Wort Individuum etwas ganz Anderes; denn durch Amputation z. B. hört der Mensch nicht auf Individuum zu sein, noch die Pflanze, wenn ihr die Blume oder ein Blatt genommen wird. Seit durch Chemie und Physik die alte Zahl vier der Elemente bedeutend vermehrt worden, ist der Begriff der Atome ein anderer geworden. Atome sind nicht die letzten Theile der Körper überhaupt, sondern die letzten Theile der Elemente, aus denen die Körper bestehen. Die Wissenschaft spricht jetzt von keinen Atomen des Wassers, oder des Feuers, sondern nur von solchen, deren elementaren Charakter sie anerkennt, als da sind: Atome des Aethers, des Sauerstoffes, des Wasserstoffes u. s. w. Die Grundlage des Wissens sind die Atome, durch deren Erkenntniß in ihrem Schaffen und Zerstören, Binden und Lösen, der chemische Prozeß der Natur sich begreifen und erklären läßt.

Atome sind gedachte Einheiten, das Individuum, im Gegensatz, ist wirkliche Einheit. Aus Atomenverbindungen entstehen Individuen: Pflanzen, Thiere, Menschen, Sonnen; und die Individualität eines Insusoriums, eines Insectes, eines Polypen ist nicht weniger wunderbar als die Individualität eines Menschen und dieses Wunderbare ist doch natürlich und bedarf keiner Kraft, keines Wesens außerhalb der Natur (was an und für sich absurd), um Existenz zu erhalten. Der Plan, die Absicht liegt in der Substanz und kein Stoff ohne Kraft, keine Kraft ohne Stoff. Das ist Axiom des Wissens und was vor dem Seienden war, darüber mögen sich Theologen und gläubige Zeloten zanken.

„Die Natur ist Gott und Gott ist die Natur" — oder richtiger: Wem die Natur ein versiegeltes Buch ist, der glaubt es mit dem „Schlüssel Gottes" eröffnen zu können; obschon Gott nichts Anderes ist als ein Wort ohne Object. — Groß, mächtig und heilig ist die Natur— beschauen lasset uns sie bewundern, sie verehren! Belebte Sonderindividualitäten aus Atomen construirt, leben wir eine Weile, um nach vollendetem Prozeß, Tod genannt, zurückzukehren in den ewigen Schooß der Atome.

Für die Fackel

Ruf an die Todten.

Von Apotheker Stein.

Geschrieben zur Zeit des Ausbruches der Rebellien.

O, Väter, selig in dem Land der Todten,
Ihr Gründer unſ'rer Constitution,
O, blickt mit Ingrimm auf die Antipoden,
Die jetzt entartete und feile Nation!

Du, Washington, wie würdest Du erbleichen,
Könnt'st Du die Söhne, die Dich Vater nennen,
Erblicken jetzt mit ihrem Kain'szeichen,
Das ewig wird auf ihrer Stirne brennen!

Und Jefferson, Du Weisester der Weisen,
Der in dem Rath der edlen Gründer stand,
Du würdest mit Verachtung von Dir weisen
Die Frucht der Saat, das Unkraut jetzt im Land!

O, Tomas Paine, würdest Du in dieser Zeit jetzt schreiben
The rights of men — gesu den Menschengeist,
Du würdest lieber heim in England bleiben,
Wo man dem Patrioten nicht die Thüre weist.

Ihr Adams, die Ihr wohl verschieden
In Hinsicht der Verwaltungswege war't,
Ihr reichtet Euch die Hände doch in Frieden,
Säht Ihr die Union bedrängt so hart.

Ein Stephan Hopkins, der mit Zitterhänden
Zur Freiheitserlösung seinen Namen schrieb,
Er würd' sich mit Verachtung von Euch wenden,
Säh' er, daß Nichts von seinem Wirken blieb.

John Hancock würde nicht mit festen Zügen
Den Namen zu dem Testamente zeichnen,
Hätt' er vorausgeseh'n, daß Trug und Lügen
Einander jetzt vereint die Hände reichen.

Du, Daniel Webster, mit der Donnerstimme,
Der stets auf Seiten seines Staates stand,
Du ahntest wohl, daß man mit Partisan-n-Grimme
Zerstören werde dieses Bruderland.

Du, Henry Clay, Du warst stets für den Frieden,
Warst ein Aegideeschild der Union,
Wär' Deine Stentorstimme noch hienieden,
Das Volk vertraute Dir die Constitution.

Ein Patrick Henry schleuderte die Blitze
Gerechten Zornes gegen Uebermuth;
O, wär' der edle Kämpe noch im Sitze,
Es würde gährend kochen ihm das Blut,

Zu sehen wie die feilen Aemterjäger,
Die Lotterbuben für Disunion,
Ihn fürchten würden als den besten Feger
Des Mistes, der umgiebt die Constitution.

Thom Benton würde noch nicht zittern,
Die Brust würd' zeigen er dem off'nen Feind
Und schleudern diesen frechen Baumwoll-Rittern
Das Wort entgegen: „Wir stehn nur vereint."

Dies Motto ist Kentucky's Staaten-Siegel,
Kentucky's-Söhne fechten auch dafür;
Kentucky ist der eisenfeste Riegel,
Der jeder Disunion verschließt die Thür

O, stehet fest auf eurem blut'gen Grunde
Ihr Nachfolger von Daniel Boon
Und zeigt der Welt, daß Ihr dem Höllenschlunde
Von Disunion entgegensetzt das Thun.

O, Jackson, der längst ein Gerippe,
O, ständ'st Du auf in Deinem grimmen
Zorn,
Du würd'st wuthentbrannt mit Deiner
Hippe
Das Unkraut mähen mit dem Stumpf
und Dorn.

Auch Polk ist ja schon längst im Land
der Geister,
Wo Friedenspalmen, sagt man, blüh'n,
Und doch weiß jeder Patriot, daß er
Vor Zorn würd' fühlen seine Wang' er-
glüh'n.

Und was that Bock, der Mann im weißen
Hause?
Er ließ die Eulen um das Schatzamt
schwirren,
Wehrt ihnen nicht, wenn sie es plündern
aus. —
Giebt's keine Hoffnung, daß es anders
werde?
Nun, dann verschling das Höllenpack die
tiefste Erde!

Eingesandt.

Die zwei feindlichen Brüder.

Von Emil Markgraf, Soldat.

Es lagen zwei Soldaten
Verwundet nach der Schlacht;
Sie waren Feind' am Tage
Und wurden Freund' bei Nacht.

Still lagen sie und stöhnten
Hin durch die dunkle Nacht;
Sie sehnten sich zu sterben,
Ihr Werk, es war vollbracht.

Wir haben brav gestritten,
So sprach der Eine leis.
Wir fochten wie die Löwen,
Der Kampf war nie so heiß!

Zwar bin ich schwer verwundet,
Vollbracht ist meine Zeit.
Es liegt mir Nichts am Leben;
Doch thut's den Meinen leid.

Dort ferne in dem Norden,
Dort leben Weib und Kind
Die grämen sich und weinen,
Wenn sie verlassen sind.

Ein Märchen wie ein Engel,
Mit Augen sanft und blau,
Die sehnt sich nach dem Vater
Im heimathlichen Gau.

Viel tausend Sterne strahlten
Am Himmel hehr und groß;
Doch ach, die guten Mädchen,
Sie waren vaterlos!

Der And're sprach und stöhnte:
Bald ist es mit mir aus.
Auch mir liegt Nichts am Leben;
Doch Schmerz fühlt man zu Haus.

Dort unten, dort im Süden,
Am Mississippi-Fluß,
Dort wohnt ein Weib und wartet
Auf ihres Mannes Kuß.

Dort auch ein liebes Mädchen
Mit Augen schwarz wie Kohl,
Die sehnt sich nach dem Vater
Und wartet kummervoll.

Doch er wird nicht mehr kommen
Zu seinem Kind zurück;
Er wird sie nicht mehr küssen,
Nicht schauen ihren Blick.

Komm, laß uns Freundschaft schließen
Im letzten Augenblick!
Laß uns als Freunde scheiden
Von diesem Erdenglück.

Sie nahten sich und stöhnten
Und reichten sich die Hand,
Sie weihten mit den Lippen
Das letzte Freundschaftspfand.

So lagen Sie beisammen,
Ihr Blut floß rasch dahin;
Vom Himmel hoch hernieder
Der Mond auf Beide schien.

———0———

Die mechanische Auffassung des Lebens.

Von Rudolph Virchow.

Das Wissen hat keine anderen Grenzen als das Nichtwissen, und ich habe die frohe Zuversicht, daß es in Deutschland nicht gelingen wird, nochmals die Kirche zur Richterin über das Wissen zu setzen. Eine Nation, welche in einem dreißigjährigen Kriege für die Gewissensfreiheit geblutet, welche in dem westphälischen Frieden dieselbe auch rechtlich erworben hat, darf wenigstens diese Frage als eine abgethane behandeln.

Unsere Aufgabe ist eine andere. In der ungeheuren Entwicklung der Naturwissenschaften häuft sich allmählich das erfahrungsmäßige Wissen so sehr, daß es für den Einzelnen überaus schwer wird, den Gesammtüberblick festzuhalten, und gerade die biologischen Disciplinen sehen schon jetzt ihre einst so innige Verbindung mit dem Ganzen der Naturforschung hart gefährdet. Nichts ist dringender geboten, als den alten Zusammenhang im allgemeinen Bewußtsein wieder fester zu knüpfen und in dem gegenseitigen Verständnisse die volle Kraft der Einheit zurück zu gewinnen. Denn wenigstens die Naturforscher sollten in der allgemeinen Auffassung des Lebens einig sein. Entweder ist eine solche naturwissenschaftlich möglich und nur dann darf auch die Lehre vom Leben, die Biologie als ein Gegenstand methodischer Naturforschung betrachtet werden, oder dies ist nicht der Fall und dann muß man aufhören, die Vorgänge des Lebens unter Naturgesetze beugen zu wollen.

Die Meteorologie hat das alte Räthsel gelöst, von wannen der Wind kommt und wohin er geht; sie hat in dem Wechselverhältniß zwischen Sonne und Erde, zwischen Ort und Ort die Bedingungen der Luftströmungen gezeigt; sie weiß, daß die Pflanzen die Kohlensäure aufnehmen, welche die Thiere ausathmen, und umgekehrt, daß die Pflanzen den Sauerstoff frei machen dessen die Thiere zu ihrer Athmung

bedürfen. Ohne das Leben der Pflanzen und Thiere würde es keine Beständigkeit der Luftmischung geben; in ihnen ist das Leben und nur in ihnen allein. Will man sich nicht in unklare und willkührliche Träumereien vertiefen, so muß man den Begriff des Lebens allein an die lebendigen Wesen knüpfen. Die Pflanze, das Thier, der Mensch sind die einzigen bekannten Träger des Lebens. An diese bestimmten Formen ist das Leben gebunden; aus der Analyse derselben muß die Deutung des Begriffs vom Leben folgen, und nur diejenige Deutung kann befriedigen, welche auf jede Form des Lebens, sei sie so niedrig oder so hoch als sie wolle, Anwendung findet.

Das Leben giebt sich nicht blos dadurch zu erkennen, daß es Körper hervorbringt, welche neben anderen ein Sonderdasein führen, sich als solche erhalten und durch gewisse ihnen eingepflanzte Kräfte eine Thätigkeit entfalten. Dies Alles kommt auch den Weltkörpern, den Steinen und Krystallen zu. Das Sonderdasein des Lebendigen ist unabänderlich gebunden an eine bestimmte Form, in welcher zugleich der Grund der Erhaltung und die Richtung der Thätigkeit vorgezeichnet ist und welche außerdem das in der ganzen übrigen Welt unbekannte Phänomen der Fortpflanzung, der Erneuerung und Vermehrung darbietet. Alles Lebendige hat vermöge jener bestimmten Form, in welcher es sich darstellt, eine gewisse Besonderheit und Beständigkeit des Baues und wiederum innerhalb des Baues eine gewisse Besonderheit und Beständigkeit der Mischung, der inneren Zusammensetzung und nur diese Uebereinstimmung des Baues und der Mischung giebt uns das Recht, die niedrigste Pflanze mit dem höchsten Thier in ein einziges großes Reich der noch größeren Welt des Unbelebten entgegen zu setzen.

Die besondere und beständige Form des Lebens ist die Zelle. Welches lebendige Wesen wir auch untersuchen mögen, immer erweist es sich als hervorgegangen aus einer Zelle und als zusammengesetzt oder aufgebaut aus Zellen. Die Pflanze stellt eine losere, das Thier eine innigere Zusammenordnung von Zellen dar, von denen jede gewisse Merkmale hat, durch welche sie den anderen ähnlich oder vielmehr gleich ist. Noch jetzt ist es nicht unumstößlich sicher, wie viele oder wie wenige Merkmale jede Zelle in sich vereinigen muß, ob auf diesen oder jenen ihrer Theile ein größeres Gewicht zu legen ist; noch jetzt streitet man darüber, ob alle Gewebe des Körpers zu allen Zeiten zellige Gebilde haben und ob die niedrigsten Pflanzen und Thiere Zellen in aller Vollständigkeit des Schulbegriffes besitzen. Aber die Thatsache, daß Zellen der regelmäßige Ausgangspunkt und die Fortpflanzer des Lebens sind, daß das Leben in seiner Geschichte wesentlich an sie gebunden ist, wird nicht mehr bezweifelt. Alle Zweige der Biologie finden daher in der Lehre von der Zelle ihre Verknüpfung; der Gedanke von der Einheit des Lebens in allem Lebendigen findet in der Zelle seine leibliche Darstellung. Was man blos in der Idee gesucht hatte, das hat man endlich in der Wirklichkeit gefunden; was Vielen ein Traum erschien, das hat einen sichtbaren Leib gewonnen, es steht wahrhaftig vor unserem Auge da.

Ein eigenthümlich gebauter Kern, oft noch mit einem besonderen Kernkörperchen versehen, umgeben von einer weicheren, nach außen zu einer bald zarteren, bald derberen Begrenzungshaut verdichteten Masse, Alles aus stickstoffhaltigem, eiweißartigem Stoff aufgebaut, — das ist die organische Zelle. Schon in sich ist sie mannichfaltig, ein Organismus im Kleinen; schon durch sich ist sie befähigt, ein Sonderdasein zu führen, wie wir es bei der thierischen Eizelle vorübergehend, bei den niederen Pflanzen dauerhaft verwirklicht sehen. Denn entweder ist die Zelle schon das lebendige Individuum selbst, oder sie enthält das, was wir später so zu nennen pflegen, wenigstens der Anlage nach.

Aber das Leben hat außer dem Allgemeinen und Gemeinschaftlichen, wodurch es eben Leben überhaupt ist, etwas Besonderes und Eigenthümliches, wodurch es sich von anderen Arten des Lebens unterscheidet. Und auch dieses Besondere und Eigenthümliche findet sich an den Zellen wieder. Je vollkommener das Geschöpf, der Gesammtorganismus wird, um so verschiedenartiger werden auch die Zellen. Bei manchen Algen ist noch die ganze Pflanze ein Stock aus gleichartigen, an einander gereihten Zellen. Bei dem Wirbelthier und dem Menschen gleichen sich in ihrer innern Einrichtung nur die Zellen desselben Gewebes und Organes, die von den Alten geahnten sogenannten Similarthei le, während die Zellen verschiedener Gewebe und Organe die größte Verschiedenheit der Ausstattung des Innern, zuweilen auch des Aeußern darbieten. Diese Verschiedenheit entspricht der Besonderheit der Thätigkeit und Wirksamkeit der besonderen Gewebe und Organe; sie erklärt die so überaus große Mannichfaltigkeit der Befähigung, nicht blos der einzelnen Theile eines Gesammtorganismus, sondern auch der einzelnen Gesammtorganismen selbst. Aus ihr begreifen wir nicht blos, daß in der einzelnen Gattung oder Art der Pflanze oder des Thieres gewisse generische oder specifische Besonderheiten hervortreten, sondern daß auch die einzelne Pflanze, das einzelne Thier innerhalb der Gattung und der Art nach wieder gewisse individuelle Besonderheiten besitzt.

Zellen sind es, welche das Grün der Blätter die wundervolle Farbenpracht der Blume in sich erzeugen, ohne daß sie deshalb aufhörten Zellen zu sein. So auch sind es die Zellen, welche in Feder und Haar, im Auge und im Blut alle jene verschiedenen Färbungen bedingen, durch welche Gattung und Art, Rasse und Varietät, ja endlich das Individuum für sich in so auffallender Weise gezeichnet wird. An den grünen Farbstoff der Blätter, an den rothen des Blutes ist das Geschäft der Athmung geknüpft, welches durch die einfache Zelle nicht besorgt werden könnte. Zellen sind es, welche das

starre Holz des Baumes und die frei be weg iche Masse des Muskels hervorbringen, und der Härtegrad des Holzes, die Bewegungskraft des Muskels wechseln nicht blos nach Gattung und Art, sondern auch nach der mehr oder weniger günstigen Entwickelung des Individuums. Und so führt uns die Analyse aufwärts bis zu der feinen Einrichtung des Nervenapparates, wo die höchsten Eigenthümlichkeiten des thierischen Lebens, Empfindung, Bewegungseinfluß, Denken an bestimmten Gruppen zelliger Gebilde haften.

Das Leben ist die Thätigkeit der Zelle, seine Besonderheit ist die Besonderheit der Zelle. Die Zelle ist ein leibhaftiger Körper, aus bestimmten chemischen Stoffen zusammengesetzt und nach bestimmtem Gesetz aufgebaut. Ihre Thätigkeit wechselt mit dem Stoff, der sie bildet und den sie enthält; ihre Function ändert sich, wächst und sinkt, entsteht und verschwindet mit der Veränderung, der Anhäufung und der Abnahme dieses Stoffes. Aber dieser Stoff ist in seinen Elementen nicht verschieden von dem Stoffe der unorganischen, der unbelebten Welt, aus dem er sich vielmehr fort und fort ergänzt und in den er wieder zurücksinkt, nachdem er seine besonderen Zwecke erfüllt hat. Eigenthümlich ist nur die Art seiner Zusammenordnung, die besondere Gruppirung der kleinsten Stofftheilchen und doch ist sie wiederum nicht so eigenthümlich, daß sie einen Gegensatz bildet zu der Art der Zusammenordnung oder Gruppirung, wie sie die Chemie der unorganischen Körper lehrt. Eigenthümlich erscheint uns die Art der Thätigkeit, die besondere Verrichtung des organischen Stoffes, aber doch geschieht sie nicht anders, als die Thätigkeit und Verrichtung, welche die Verrichtung, welche die Physik in der unbelebten Natur kennt. Die ganze Eigenthümlichkeit beschränkt sich darauf, daß in den kleinsten Raum die größte Mannichfaltigkeit der Stoffcombinationen zusammengedrängt wird, daß jede Zelle in sich einen Heerd der allerinnigsten Bewirkungen der allermannigfaltigsten Stoffcombinationen durch einander darstellt, und daß daher Erfolge erzielt werden, welche sonst nirgend wieder in der Natur vorkommen, da nirgend sonst eine ähnliche Innigkeit der Bewirkungen bekannt ist.

So besonders innerlich und eigenthümlich, so sehr innerlich daher auch das Leben ist, so wenig ist es der Herrschaft der chemischen und physikalischen Gesetze entzogen. Vielmehr führt jeder neue Schritt auf der Bahn der Erkenntniß uns dem Verständniß der chemischen und physikalischen Vorgänge näher, auf deren Ablauf das Leben selbst beruht. Jede Besonderheit des Lebens findet ihre Erklärung in besonderen Einrichtungen anatomischer oder chemischer Art, in besonderer Einrichtung des Stoffes, der in dieser Anordnung seine ihm überall anhaftenden Eigenschaften, seine Kräfte äußert, jedoch scheinbar ganz anders, als in der unorganischen Welt. Aber es scheint eben nur anders, denn der elektrische Vorgang im Nerven ist nicht von anderer Art, als der in dem Drahte des Telegraphen oder in der Wolke des Gewitters; der lebende Körper erzeugt seine Wärme durch Verbrennung, wie sie im Ofen erzeugt wird; Stärke wird in der Pflanze und im Thier in Zucker umgesetzt, wie in einer Fabrik. Hier ist kein Gegensatz, sondern nur eine Besonderheit.

Die lebende Zelle ist also nur ein für sich bestehender Theil, in welchem bekannte chemische Stoffe mit ihren gewöhnlichen Eigenschaften in einer besonderen Weise zusammengeordnet sind und dieser Zusammenordnung und ihren Eigenschaften entsprechend in Thätigkeit treten. Diese Thätigkeit kann keine andere, als eine mechanische sein. Vergeblich bemüht man sich, zwischen Leben und Mechanik einen Gegensatz zu finden; alle Erfahrung führt zu dem gleichen Schlusse, daß das Leben eine besondere Art der Bewegung bestimmter Stoffe sei, welche mit innerer Nothwendigkeit auf die ihnen zukommenden Erregungen, auf einen „Anstoß" hin in Thätigkeit treten. Jede Lebensthätigkeit bringt eine Veränderung der lebenden Theile, oder vielmehr jede Veränderung der lebenden Theile erscheint uns, so lange die Theile noch lebend sind, als Anstoß einer Thätigkeit, als Erreger einer Lebensäußerung. Wenn der Muskel sich zusammenzieht, so ordnen sich die kleinsten Theilchen in seinem Innern in anderer Weise, als der Zustand der Ruhe es mit sich brachte, und zugleich geschehen chemische Veränderungen, durch welche gewisse dieser Theilchen zerstört (umgesetzt) werden. Aber die Muskel zieht sich nicht von selbst zusammen, er ist nicht selbst Anreiz zur inneren Veränderung, zur Thätigkeit, sondern er empfängt den Anreiz von außen und er hat keine Wahl, ob er sich zusammenziehen will oder nicht; er muß sich zusammenziehen, wenn der äußere Anreiz groß genug war, um seine inneren Theilchen aus ihrer Ruhe zu stören: Das Gesetz der Causalität gilt auch für die organische Natur.

Systeme haben in der Naturwissenschaft eine große Bedeutung, aber sie haben dieselbe nur dann, wenn sie aus der Erfahrung abgeleitet sind. Die meisten Systeme sind aber weit mehr Ergebnisse der Spekulation, als der Erfahrung, weil sie in sich das Bedürfniß nach Vollständigkeit tragen und weil sie diesem Bedürfnisse nur durch Spekulation abhelfen können. Denn alle erfahrungsmäßige Kenntniß ist unvollständig und lückenhaft. Darum herrscht in der heutigen Naturwissenschaft eine große Abneigung, in manchen Zweigen derselben sogar eine gewisse Furcht vor Systemen; man läßt sie wohl zu, um die bekannten Gegenstände zu ordnen, zu classificiren, aber nur mit äußerster Vorsicht, um sie zu erklären. Die Besorgniß, über die Grenzen des erfahrungsmäßigen Wissens hinauszugehen, ist so allgemein, daß selbst die am meisten des Materialismus bezüchtigten Schriftsteller sich davor verwahren, ein System machen zu wollen

Die mechanische Anschauung ist so wenig materialistisch, daß selbst die religiösen Vorstellungen nicht ohne sie fertig werden können. Schon die mosaische

Urkunde sagt ausdrücklich: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase“ und er „bauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm“ Ja, diese Vorstellung von der irdischen, mechanischen Schöpfung des Menschen, der wieder zu dem Staube wird, von dem er genommen ward, beherrscht so sehr die uns überlieferten Religionslehren, daß der heutigen Naturforschung gewiß nicht der Vorwurf gemacht werden kann, sie sei in einem höheren Maaße mechanisch. Vielmehr ist ihre Mechanik eine weniger grobe; sie bleibt nicht blos bei dem groben, allgemeinsten Ausdruck stehen, sondern sie versucht, mit den vorgerückteren Erfahrungen unserer Zeit den Zusammenhang des feinsten Geschehens in der gesammten Schöpfung zu ergründen.

Mancher stellt sich so an, als werde damit alle ideale Auffassung, aller poetische Duft zerstört. Man bedauert den Forscher, der die Täuschungen der Kindheit von sich abstreift; man wendet sich scheu zurück vor einer Erfahrung, welche nicht mehr bei der groben Erscheinung Halt macht, sondern in das innere Wesen der Dinge eindringt. Man denkt sich, das Herz des Naturforschers verschließe sich vor den ergreifenden Bildern des Himmels und der Erden; vergeblich kleide sich die Natur in ihre schönsten Farben, umsonst erscheine sie in ihren überraschendsten Gestalten, — vor dem kalten Auge des Naturforschers schmelze Farbe und Gestalt dahin und er sehe nur die Atome des Stoffes, die sich ohne Freiheit, ohne Sinn bewegten. Nur sich selbst und ihre Siege staune die Wissenschaft an; sich selbst vergötternd, habe sie keine Bewunderung, keine Anbetung für fremde Größe.

Welche Verirrung! Man braucht nicht Naturforscher zu sein, um ein kaltes Herz, einen verschlossenen Sinn zu haben, um über der eigenen Vergötterung sich zu verhärten gegen jede Art der Hingebung an fremdes Verdienst, gegen jede Regung der Bewunderung. Schon aus den Philosophen-Schulen des Alterthums ist uns die strenge Mahnung überkommen: *Nil admirari!**) In der Natur und Stimmung des Einzelnen sowohl, als in der Bildung der Massen ist der Grund zu suchen, warum in derselben Zeit die Einzelnen und zu verschiedenen Zeiten die Massen in so verschiedenem Maaße geneigt sind, die Welt der Erscheinungen bald mehr bildlich, bald mehr gegenständlich aufzufassen, ja warum zu verschiedenen Zeiten der Einzelne sogar mehr fühlend oder mehr denkend, mehr dichterisch oder mehr forschend sich verhält.

In früheren Zeiten der Völkerentwicklung spricht aus dem Donner des Gewölkes die Stimme der Götter **selbst** und der Regenbogen ist die **wirkliche** Brücke zwischen Himmel und Erde; in unserer späten Zeit mag das Kind, das zartere Weib, der begeisterte Dichter mit hoffendem oder zagendem Blick dem Lauf des „Wolkenboten“ folgen oder in dem gestaltlosen Leben allerlei wunderbare oder gekannte Gestalten erblicken: Gespenster, oder Thiere, oder Menschengesichter, oder ferne Gebirge. Soll der ruhige Mann diesen Träumern folgen? Muß man jedesmal das Uebernatürliche rufen oder jedem Spiel der ungezügelten Phantasie nachgeben, um der Natur ihre Reize abzugewinnen?

Wieder steht ein Komet am Himmel, prächtiger und strahlender, als seit Langem einer gesehen wurde. Sollen wir ihn wieder als eine Warnung oder als eine Drohung für das sündige Volk betrachten, der uns schwere Zeit, Krieg, Hungersnoth und Pestilenz ankündigt? oder sollen wir nur die freudige Anweisung auf ein gutes Weinjahr in ihm sehen? Der Himmel hat keine solche Boten mehr, die beliebig ausgesendet werden, um nur diesem oder jenem Zwecke zu dienen. Der Astronom rechnet auch dem Kometen seine Bahn nach und bestimmt seine Umlaufszeit; einstmals wird er wiederkehren und er **muß** dann wiedersehen. Und doch, wenn dann wieder die Augen der Menschen in seiner Betrachtung verweilen werden, wenn ein anderes Geschlecht mit viel breiteren Grundlagen des Wissens seiner Erscheinung entgegenharren wird, sollte das Flammen seiner mächtigen Feuergarbe am mächtigen Horizont weniger Bewunderung erregen? sollte nicht auch dann noch das Erscheinen dieses Wanderers aus der Fremde dem fühlenden Menschen jenes Gefühl bebenden Staunens erzeugen, welches jedes Anschauen des Großen in uns hervorbringt.

*) Bewundere Nichts.

Nein, die Naturforschung verwischt nicht das Gefühl für das Schöne, sie schwächt nicht den Eindruck des Erhabenen, sie ertödtet nicht die Rührung, welche die Erkenntniß des Guten, des Zweckmäßigen in uns erregt. Die schneeigen Kämme des Gebirges, die blauen Linien der Hügel, das saftige Grün der Ebene, die plätschernde Welle des Baches, der Schmuck der Blume verfehlen auch auf unser Herz nicht ihren tiefen Reiz zu üben. Auch uns treibt die Sehnsucht hinaus, den reinen Genuß ruhigen Anschauens in der Natur zu gewinnen; auch unsere Phantasie ist beschäftigt, Bilder zu malen von fremden Ereignissen, Vorgänge der Vergangenheit und Zukunft vor uns hinzuzaubern, in das Gegenwärtige neue Verbindungen und Gestaltungen hineinzudenken.

Aber unsere Phantasie bedarf keiner Illusion. Wozu eine Dryas in jeden Baum hineinzudenken wo wir aus Erfahrung ein weit reicheres Leben wissen als dies Schaffen einer untergeordneten Gottheit uns bieten würde? Wozu in das Geheimniß der Felsspalte Kobolde setzen, wo die Kräfte des Gesteins, der der Gewässer und der Luft, das Gegeneinander- und Miteinanderwirken der Wärme, des pflanzlichen und thierischen Lebens uns ein so unermeßlich reiches Bild der Thätigkeit eröffnen? Ist denn die Erkenntniß von dem Walten des Gesetzes jeder Rührung, jeder Gefühlserregung feindlich? O nein, im Gegentheil,

sie steigert die Erregung und es kommt nur auf unsere Stimmung an, ob diese Erregung mehr auf das Schöne oder auf das Erhabene oder auf das Rührende gerichtet wird. Der Naturforscher bedarf nicht des Unwetters, nicht des Kometen, nicht der ungewöhnlichen Naturerscheinung, um dieser Gefühle theilhaftig zu werden. Auch der trübe Himmel des Herbsttages, das tägliche Auf- und Niedergehen der Sonne, die Allergewöhnlichsten und niedrigsten Vorgänge des eigenen Daseins bieten ihm unaufhörlichen Stoff nicht blos für den Verstand, sondern auch für das Gemüth. Und wenn das Wunder den Charakter der Illusion verliert, wenn es nur als die Offenbarung des Gesetzes selbst erscheint, ist darum das Gesetz weniger wunderbar? das Wunder weniger staunenswürdig? Kann man wirklich glauben, das menschliche Gemüth büße eine Quelle der Erregung ein, wenn die Täuschung zerstört wird, daß das Wunder ein einmaliger, nur für diesen Fall berechneter Akt sei? Ist es nicht weit ergreifender, in dem Wunder plötzlich das Gesetz in blendender Helle zu erblicken, das sonst der Schleier des Geheimnisses vor unserem Geist verhüllte.

Das Wunder ist das Gesetz und das Gesetz vollzieht sich in mechanischer Art auf dem Wege der Causalität und der Nothwendigkeit. Die Ursache hat die Wirkung in ihrem nothwendigen Gefolge und die Wirkung wird wieder die Ursache einer neuen Wirkung. Eines bewirkt das Andere, sei es in gewöhnlicher, sei es in ungewöhnlicher Art, beidemal gleich wunderbar. Nur daß das Ungewöhnliche nicht blos unser Gemüth, sondern auch unseren Verstand mehr anregt, daß es bleibendere Eindrücke hervorruft und uns weiter fördert wenn wir es nicht anders erfassen, als in seinem mechanischen Geschehen von Ursache zur Wirkung. **Denn der menschliche Geist ist zu jeder anderen Art des Erfassens unfähig.** Es ist eine reine Täuschung, zu glauben, daß wir die Wahl zwischen verschiedenen Wegen hätten. Weder die Philosophie, noch die Religion können abweichende Wege wandeln, ohne zu unklaren, willkürlichen und daher dem wahren Wesen des menschlichen Geistes widerstrebenden Erfolgen zu kommen, und bis jetzt ist noch jede Philosophie, Religion überwunden worden, welche sich nicht der fortschreitenden Erkenntniß angefügt und die Widersprüche zwischen der Ueberlieferung und der Erfahrung im Sinne der Erfahrung gelöst hätte. Die Reformation muß permanent sein, und gleichwie die ältesten Sätze der philosophischen und religiösen Systeme aus dem erfahrungsmäßigen Wissen ihrer Zeit Inhalt und Fassung gewonnen haben, so muß Inhalt und Fassung auch dem fortschreitenden Wissen nachgeben. Das Neue erscheint immer gefährlich, so lange es neu ist. Selbst die römische Kirche hat sich mit der Astronomie befreundet und selbst die muhamedanische befeindet nicht mehr die Anatomie.

Freilich giebt es einen Punkt, wo der Sieg der naturwissenschaftlichen Methode noch lange nicht gesichert ist. Gilt das Gesetz von der Causalität auch für das geistige Leben? ist hier wenigstens nicht Freiheit, wenn in der ganzen Natur sonst die Nothwendigkeit herrscht? Es ist schwer, eine Frage zu behandeln, wo so viel böser Wille, so viel Illusion und so unnöthige Betheiligung des Gemüthes dem ruhigen Denker entgegentritt, wo es zugleich so schwer ist, die schlechte Phrase durch nüchterne Begriffe zu ersetzen. — Was ist Freiheit? Ist es die Willkühr? Bin ich völlig frei, wenn ich thue was ich will? und kann ich wirklich wollen, wie die Menschen es sich einbilden? Man versuche es doch nur und man wird sich überzeugen, daß man sich täuscht. Die Freiheit ist nicht die Willkühr beliebig zu handeln, sondern die Fähigkeit, vernünftig zu handeln. Die bloße Willkühr ist unfrei, denn sie steht unter der Herrschaft der Affekte und Leidenschaften. Der wirklich freie Mensch aber gewinnt die Herrschaft über sich selbst und seine Triebe; er lernt es, Widerstand zu leisten gegen die Leidenschaft durch die Gewalt sittlicher Gründe. Er unterläßt Das, wozu ihn die Leidenschaft treibt; er thut Das, wozu ihn das sittliche Gefühl oder die Ueberzeugung nöthigen. In jedem Falle wird er getrieben; stets befindet er sich in der Nothwendigkeit, von der Ursache zur Wirkung fortzuschreiten. — Die Freiheit des Handelns bedeutet nichts Anderes als die Freiheit des Denkens, und diese wiederum bezeichnet nicht das willkürliche, sondern im Gegentheil das mit gesetzmäßiger Nothwendigkeit geschehene Denken, Dasjenige, wo alle Hemmnisse am vollständigsten beseitigt sind, wo das Gesetz am reinsten und schönsten zur Erscheinung kommt. Auch im Gebiete des Sittlichen ist das höchste Wunder nur das einfachste, die unmittelbarste Offenbarung des Gesetzes.

Ueberall, wohin wir blicken, Causalität, Nothwendigkeit, Gesetzmäßigkeit. — Und man will den Naturforscher, der immer nur nach dem Gesetz forscht, der überall nur der Willkühr, dem Zufall, dem Eigensinn entgegentritt, als den Feind des Idealismus hinstellen! Wo hätte es jemals eine Philosophie gegeben, die mehr idealistisch gewesen wäre, als die heutige Naturwissenschaft? Woher stammen denn alle die Vorwürfe, daß wir aller ideellen Richtung entbehrten? Täusche man sich darüber nicht: alle diese Vorwürfe kommen aus dem Lager der Spiritualisten, mögen sie nun den Spiritualismus offen oder verkappt vertreten.

Auch unter den Naturforschern giebt es Spiritualisten, und es liegt ja überaus nahe, daß sie gerade auf dem Gebiete des organischen Lebens ihre Sätze zu begründen suchen. Aber es ist gewiß sehr charakteristisch, daß in der Regel nur da der Spiritualismus sich des Naturforschers bemächtigt, wo er auf ein ihm fremdes Gebiet der Natur kommt. Der Chemiker ist nicht Spiritualist in chemischen Dingen, aber er kann es wohl sein

in psychologischen, wo er Dilettant ist. Denn man wird sich das ja nicht verhehlen können, daß es für jeden Naturforscher gewisse Gebiete der Naturwissenschaft giebt, in denen er ganz, gewisse, in denen er halb Dilettant ist und daß sein Dilettantismus sich höchstens dadurch von dem gewöhnlichen laienhaften unterscheidet, daß er wenigstens auf e i n e m Gebiete der Natur Meister ist.

Bedarf der Biologe des Spiritualismus? Einer der größten Chemiker unserer Zeit hat diese Frage bejaht.*) Er vergleicht den lebenden Körper mit einem Bau, der nach einem bestimmten, vorher festgestellten Plan ausgeführt wird. Den Plan entwirft der Baumeister in allen Einzelnheiten, bevor der Bau beginnt: Steine, Holz und alles Material werden dann zusammengefügt, bis der Plan mit allen seinen Linien und Verhältnissen verkörpert vor uns steht. Ist es nicht auch im Körper so? wird hier nicht auch nach einem bestimmten Plane gebaut, nach dem sich der Stoff fügt? ist es der Stoff, welcher den Plan macht?

Die Fragen drängen sich hier schnell über die Grenzen der Erfahrung hinaus; sie werden transcendent. Der Biologe forscht zunächst nach dem Plan oder wie wir auch sagen können, nach dem Gesetz. Die nächste Frage ist dann, wenn das Gesetz gefunden ist, nicht die, wer das Gesetz gemacht hat, sondern wie das Gesetz ausgeführt wird. Hat der Plan, das Gesetz in sich selbst die Mittel, sich zu verwirklichen? Hat es wirkende Kraft, so daß es von sich aus den trägen Stoff in Bewegung setzt und ihn in die organische Form zwingt? Ist das Gesetz selbst die Kraft und hat der Stoff keine andere Eigenschaft als die Trägheit? Diese Frage wird jeder Chemiker verneinen. Ein Stoff ohne Eigenschaften, ohne Kräfte ist Nichts; ein Gesetz mit Kraft, ein Plan mit eigener Wirksamkeit dagegen ist eine Substanz. Man mag sich sträuben, wie man will, man mag die Substanz so fein, so immateriell denken, wie man es nur vermag, immer ist es eine Substanz und wenn diese Substanz, wie es im Leben der Fall ist, die allermannichfaltigsten Leistungen, eine ganz verwickelte mechanische Arbeit hervorbringen soll, so ist sie eben ein Geist, ein organisch gegliedertes Wesen. Sie ist *spiritus rector*.

Der Chemiker trägt kein Bedenken, den *spiritus rector* anzuerkennen, so lange er seinem Gebiete fern bleibt. Innerhalb seines Gebietes begnügt er sich mit dem blos idealen Gesetz und mit dem Stoff, der bestimmte Eigenschaften und Kräfte besitzt. Aber täuscht er sich nicht über die Schwierigkeiten? Auch das chemische Gesetz in seiner rein idealen Bedeutung hat in sich keine Mittel, den Stoff zu bewältigen; es hat keine mechanische Kraft, die wirkliche Arbeit zu verrichten. Vielmehr ist es der chemische Stoff, welcher arbeitet, welcher thätig ist, je nach seinen Besonderheiten, und das Gesetz ist nicht außer dem Stoff, wie ein fremder Dränger, sondern es ist ganz und gar in ihm.

Nun zeige man doch den Unterschied zwischen der chemischen und der organischen Arbeit! Der pflanzliche und thierische Körper baut sich aus chemischen Stoffen auf, die sich unter einander verbinden, wie sonst auch und der Chemiker würde am meisten dagegen streiten, daß der Vorgang hier ein anderer wäre, als ein chemischer. Nirgends ist die H a n d des Baumeisters oder der Bauleute bemerkbar; je genauer wir forschen, um so deutlicher sehen wir den Stoff selbst als das Werkthätige, als das Arbeitende. — Die chemischen Körper setzen sich selbst an den Ort, wo sie hingehören, aber keine fremde Hand greift in diese feinste Mechanik, ohne sie zu stören. Jedes Fremde wird ein Hinderniß. Je weniger gestört die Stoffe in ihrem leisen Verkehr unter sich sind, um so vollendeter wird endlich der Plan verkörpert, das Gesetz verwirklicht. Kann dieses also irgend wo anders sein als in den Stoffen?

Es ist ganz gleichgültig, ob man das organische oder das unorganische Schaffen betrachtet. Es ist kein *spiritus rector*, kein Lebens-, Wasser- oder Feuergeist darin zu erkennen. Ueberall nur mechanisches Geschehen in ununterbrochener Nothwendigkeit der Verursachung und Bewirkung. Der Plan ist in den Körpern, das Ideale im Realen, die Kraft im Stoff. Hier ist keine andere Trennung, als in der Vorstellung; in Wirklichkeit findet sich Beides zusammen, völlig untrennbar. Der Gegensatz von Kraft und Stoff löst sich hier vollständig, Plan und Ausführung fallen zusammen, und wer die Frage nach dem Urheber des Planes aufwirft, der muß auch zugleich den Urheber des Stoffes zu erkennen trachten. Dann aber handelt es sich nicht mehr um den einzelnen Fall, nicht mehr um verschiedene *spiritus*, Urheber und Baumeister, von denen der eine die Menschen, der andere die Thiere oder Pflanzen aufwachsen läßt oder von denen gar der eine diesen, der andere jenen Menschen aufbaut. Dann handelt es sich überhaupt nicht mehr um eine Frage der Naturforschung, welche nur die gegebene Welt in ihrem Geschehenen zu erkennen trachtet, welche aber keine Mittel besitzt, das erste Werden der Welt zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen. Ja, dann handelt es sich nicht mehr um die Frage der Wissenschaft, d e n n N i e m a n d w e i ß e t w a s v o n d e m, w a s v o r d e m S e i e n d e n w a r.

Hier ist die Grenze des Transcendenten: wer sie überschreitet, der befindet sich außerhalb des Gebietes wissenschaftlichen Streites. Mag er mit sich in der heimlichen Kammer seines Gewissens zu Rathe gehen, seine Entschlüsse sind kein Gegenstand der öffentlichen Verhandlung mehr; das Wesen des Glaubens ist so sehr ein innerliches und persönliches, daß kein Maaßstab des allgemeinen Wissens, der Erfahrung, der objectiven Erkenntniß dafür anwendbar ist.

*) Liebig, über unorganische Natur und organisches Leben. Augs. All. Zeitung 1856 Nr. 24.

Die Naturwissenschaft hat keine Macht über das, was außerhalb der Erscheinungswelt ist. Soweit ihre Erfahrungen auch zurückreichen mögen (und sie reichen weit über den Anfang des Menschengeschlechtes hinaus), so haben sie doch immer nur die Welt als gegebenes zum Gegenstande und ihre Aufgabe ist es die Geschichte der Welt innerhalb dieses Gegebenen zu ergründen. Seit langer Zeit ist man völlig damit einverstanden, daß die Geschichte der Weltkörper nach mechanischen Gesetzen, wenn irgend möglich an der Hand mathematischer Formeln festgestellt werde. Für die organischen Körper, die lebende Welt, hat man sich lange bemüht, ähnliche Gesetze aufzufinden, aber meist vergebens. War es nun nicht gerechtfertigt, in ihnen besondere Kräfte anzuerkennen, deren Wirken von der mechanischen Weise der übrigen Natur sich unterschiede? Man kann Luft und Wasser, Feuer und Erde machen, sollte man nicht auch Pflanzen und Thiere oder gar den Menschen künstlich machen können, wenn sie auf mechanische Weise entstehen?

Vergeblich haben sich die Gelehrten des Mittelalters bemüht, den *homunculus* zu fabriciren. Vergeblich suchen die Neueren nach der Möglichkeit, Zellen zu machen. Die Lehre von der Urzeugung (*generatio aequivoca*), nach welcher lebende Wesen aus unbelebtem Stoff, ohne Vater und Mutter, hervorgehen sollten, sieht sich immer mehr zurückgedrängt, und nur die allerniedrigsten und feinsten pflanzlichen und thierischen Organismen geben noch die Möglichkeit den alten Streit in unserer Zeit zu erneuern. Für alle vollkommneren Gebilde ist die Urzeugung jetzt beseitigt; jede Pflanze hat ihren Keim, jedes Thier sein Ei oder seine Knospe, jede Zelle stammt von einer früheren Zelle. Gerade in diesen letzten Jahren ist es uns gelungen, auch in der Geschichte der Krankheit die letzten Stützen der Urzeugung zu brechen, indem wir jede Neubildung, jede Geschwulst, jedes krankhafte Gewächs auf ein dem gesunden Leibe angehöriges Muttergebilde zurückzuführen gelernt haben.

Das Lebendige bildet also eine lange Reihe ununterbrochener Generationen, wo das Kind wieder Mutter, die Wirkung wieder Ursache wird. Eine zusammenhängende Reihe lebender Glieder, innerhalb deren eine äußerst zusammengesetzte, aber darum nicht weniger mechanische Bewegung in immer neuer Verjüngung und Kräftigung fortläuft! Hier ist überall nur Fortpflanzung, aber kein neuer Anfang, und die mechanische Bewegung des Lebens unterscheidet sich dadurch völlig von der chemischen Bewegung der übrigen Natur, daß jedesmal die schon gegebene, aber nicht künstlich herzustellende Organisation den Grund der daraus hervorgehenden, neuen enthält. Soweit diese Bewegung vor unseren Augen fortläuft, so erweist sie sich als eine specifisch verschiedene, in eine große Zahl beständiger Reihen zerspaltene, zwischen denen keine unmittelbare Verbindung stattfindet. Die Pflanze erzeugt wieder Pflanzen, das Thier wieder Thiere. Aber auch die bestimmte Art der Pflanze erzeugt nur Pflanzen ihrer Art und keine andere Art; das Thier pflanzt sich nur innerhalb seiner Species fort. Stirbt die Species aus, so ist sie auf immer erloschen. Ja, selbst das krankhafte Erzeugniß ist an die einmal gegebene Grenze der Art geknüpft; auch unter den am meisten abweichenden pathologischen Verhältnissen erzeugt der menschliche Leib, wie ich darzuthun gesucht habe, keine organische Form, kein zelliges Gebilde, das nicht in dem gesunden Hergange des Lebens seines Gleichen hätte. Alle physiologische Bildung ist nur die Wiederholung, die bald mehr einfache, bald mehr zusammengesetzte Reproduction bekannter, einmal gegebener Vorbilder (Typen). Der Plan der Organisation ist innerhalb der Species unveränderlich; Art läßt nicht von Art.

Darum bedarf es auch keines neuen Planes für jedes einzelne lebende Wesen, das geboren oder erzeugt werden soll. Der Plan ist schon da in dem Muttergebilde; er ist an den organischen Stoff gebunden und daß er verwirklicht wird, daß er endlich leibhaftig und körperlich uns vor Augen tritt, das ist die Thätigkeit des Stoffes, dessen Erregung auf ganz mechanische Weise zu Stande kommt. Ueber die Erfahrung hilft kein Spiritualismus hinaus.

Aber diese Arten der lebenden Wesen, diese Vorbilder der nachwachsenden Geschlechter waren nicht immer vorhanden. Die Geschichte unserer Erde lehrt uns, daß Art nach Art ins Leben getreten ist, und hier zeigt sich wieder der große Unterschied zwischen der organischen und unorganischen Natur. Nirgends finden wir einen Anfang der Welt, noch kommen wir über die Welt hinaus. Aber es muß einen Anfang des Lebens gegeben haben, denn die Geologie führt uns in Epochen der Erdbildung, wo das Leben unmöglich war, wo sich keine Spur, kein Rest von ihm vorfindet. Hat es aber einen Anfang des Lebens gegeben, so muß es auch der Wissenschaft möglich sein, die Bedingungen dieses Anfanges zu ergründen. Vorläufig ist dies ein ungelöstes Problem. Ja, unsere Erfahrungen berechtigen uns nicht einmal die Unveränderlichkeit der Arten, welche gegenwärtig so sicher zu sein scheint, als eine für alle Zeiten feststehende Regel zu betrachten. Denn die Geologie lehrt uns eine gewisse Stufenfolge kennen, in der die Arten auf einander folgen, höhere auf niedere, und so sehr die Erfahrung unserer Zeit dagegen streitet, so muß ich doch bekennen, daß es mir wie ein Bedürfniß der Wissenschaft erscheint, vielmehr auf die Uebergangsfähigkeit von Art in Art zurückzukommen. Dann erst gewinnt die mechanische Theorie des Lebens in dieser Richtung eine wirkliche Sicherheit.*)

*) Das in kurzer Zeit so berühmt gewordene Buch von Charles Darwin (*On the origin of species by means of natural selection. London* 1859) war noch nicht erschienen, als das Vorstehende geschrieben wurde.

Vorläufig ist hier eine große Lücke in unserem Wissen. Dürfen wir sie durch Vermuthungen ausfüllen? Gewiß, denn nur durch Vermuthungen werden die Wege der Forschung in unbekannte Gebiete vorgezeichnet. Freilich giebt es eine andere Weise, die Lücken zu füllen. Man kann aus der religiösen Ueberlieferung die Schöpfungsgeschichte herübernehmen und damit einfach die Forschung ausschließen wollen. Aber ich sage es offen, man hat kein Recht dazu, selbst bei der Annahme der persönlichen Schöpfung die Forschung nach dem mechanischen Hergange für unzulässig zu halten. Das wäre wider die menschliche Natur, es wäre ein Angriff auf den Geist. „Wenn selbst die positive Religion den Hergang der Schöpfung auf eine rein mechanische Weise schildert, wie will man es der Wissenschaft versagen, diese Mechanik zu begreifen? Können wir einmal nicht anders, als mechanisch über die Hergänge in der Natur denken, so darf man es uns auch nicht verargen, diese Art des Denkens auf alle Hergänge in der Natur anzuwenden. Das ist die Freiheit der Wissenschaft, ohne welche ihr an jedem Punkt des Forschens Fesseln angelegt werden könnten.

Aber selbst in unserer Zeit finden sich immer noch der Unglückspropheten genug, welche aus einer solchen Entfesselung der Wissenschaft die größten Gefahren für Staat und Kirche hervorgehen sehen. Ist es nicht nöthig, sie zu widerlegen? Wenn die Wissenschaft unwahr wird, trägt sie nicht in sich die Waffen, die Unwahrheit zu bekämpfen? Wenn der Staat, wie er ist, die Kirche, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte gestaltet hat, nicht im Stande wären, die Wahrheit zu ertragen, würde das nicht ein sicheres Zeugniß sein daß sie selbst unwahr geworden sind? Ist es nicht die Wissenschaft, welche immer näher an die Erkenntniß der Wahrheit drängt, welche immer lauter die Herrschaft des Gesetzes predigt? Gewiß, die Wissenschaft ist nur gefährlich für das Unwahre, das Willkürliche, die menschliche Satzung. Je freier sie sich an die Natur hingiebt, um so größeren Segen kann sie der Menschheit spenden, und keine Zeit dürfte wohl mehr zum Dank gegen sie verpflichtet sein, als gerade die unsrige. Es ist nicht blos der materielle Fortschritt der Völker, den sie fördert. Immer mehr schwindet der Aberglauben, der Hang zur Mystik, das Vorurtheil der Ueberlieferung. Immer sicherer tritt an die Stelle einer blos negirenden Aufklärung die positive Ueberzeugung von dem inneren Zusammenhange der ganzen Erscheinungswelt, von dem stetigen Fortschritt der Entwickelung, von der Auflösung der Gegensätze in einer höheren Einheit.

Für die Fackel.

Streifzüge

Von E. Ludwigh.

— •

Februar 1864.

Das war ein kalter Gast der Januar 64, wie er nur selten seine Erscheinung macht. Nicht genug, daß Menschen sich hier und dort in blutigen Kriegen hinmorden, läßt der liebe Gott es zu, daß auch Tausende leiden und frieren und Viele sogar erfrieren. Ja, es ist diese pomeranzenförmige Kugel ein wahres Schlachterhaus, wo jede Secunde zur Mörderin wird und jede Secunde neues Leben schafft. Wo immer wir wandeln mögen, wandeln wir auf Leichen, auf Leichen von Menschen und von Thieren und ich wage es nicht zu bestimmen, ob im unendlichen Strom von Zeit und Ewigkeit bei dieser ewigen Stoffverwandlung die Thierseelen unsterblich sind oder der Leib? Die Seele, sagt Erdmann, ist Das, was die Flamme der Kerze ist; nichts Materielles, etwas Verflüchtigendes; ist es aber so, dann hört ja die Flamme mit der ausgebrannten Kerze auf und mit dem Leib stirbt die Seele? *Nous verrons.* Doch wo die Augen hinwenden? Einstweilen lasset uns leben, so lange wir leben; lasset uns in Christo leben, sagt der fromme Christ, und lasset uns vernunftgemäß der Freude und dem Vergnügen leben, sagt der Verehrer Epikur's. Trotz der vielen christlichen Secten und Kirchen hat doch der heidnische Philosoph mehr Anhänger als der jüdische Christus. Beweist dies nicht auch der Carneval mit seiner Schellenkappe? — Liest man nicht in allen Blättern Anzeigen von Bällen, Concerten und Masqueraden? Ja, entweihen Ketzer nicht sogar die heiligen Fasttage und leben dem Fleische und tanzen und essen Fleisch als ob es gar keine Sünde mehr wäre? Tanzen wir nicht am Krater eines Vulkans, an den Gräbern von mehr als fünfmalhunderttausend hingemordeten Kämpfern für Freiheit und — für Sklaverei? Sollten wir nicht vielmehr unser Haupt mit Asche bestreuen und trauern über die verstümmelten und gefallenen Brüder? Doch, alberne Frage — der Mensch trauert ja blos um ein verlorenes Gut, das mit seinem Egoismus eng verwachsen: das Unglück Anderer rührt ihn um so weniger, je weiter es seinem Gesichtskreise entrückt ist. Sollte es nicht anders sein? Ja; doch es kann eben nicht anders sein; denn Alles was ist und was geschieht, das — sagt man — geschieht durch den Willen eines guten Gottes; indeß es, nach der Lehre des Materialisten, eben so und nicht anders sein kann und so geschehen muß.

Auch St. Paul wo ich den Carneval ohne Schelle zugebracht habe und erst nach dem Aschermittwoch auf einem Ball zum momentanen Narren geworden bin, auch St. Paul war im Januar und Februar reich an Vergnügungen, da gab es Concerte und Masqueraden, Feste für Soldaten, die aus zwanzig Schlachten unversehrt nach den friedlichen Gauen von Minnesota zurückgekehrt waren. Bälle und Theater. Und trotz dieses flotten Lebens, das ohne Geld nicht geführt werden kann; trotz eines allgemeinen Wohlstandes, der sich durch die blutigen Segnungen der *Green Backs* kund giebt, grassirt doch wieder epidemisch das Goldfieber; denn der Teufel hat wieder ein neues Land entdeckt, das Land *Idaho*, ein neues Ame-

rikanisches Mekka, wohin nächstes Frühjahr Tausende wahlfahrten werden, die das Glück in Reichthum suchen und, ob belohnt oder getäuscht, durch das rastlose Jagen nach dem scheinbaren äußeren Glück, das wahre innere Glück verlieren. Das heilige Grab zieht nicht mehr; man läßt die Heiden ruhig in dessen Besitz. Die modernen Christen — so nach Schätzen jagen, welche die Motten fressen strömen jetzt hin nach fernen Landen, um das unheilige Gold zu erobern. Die Kreuzzüge hatten ihr Gutes; so haben es die Goldzüge nach Californien, *Pikes Peak* und *Idaho*. Die Civilisation wird bis nach den Ufern des stillen Meeres verschleppt, um einem großen Reiche Bahn zu brechen, wie es noch nie auf Erden da gewesen war! Mag der Pessimist über Rückschritt oder Stillstand klagen; das scharfe Auge des Beobachters der Entwickelung des menschlichen Geistes sieht in den Kämpfen und Bestrebungen hier zu Lande sowohl wie in Europa eine Gährung, aus welcher sich neue Principien, neue Formen, das heißt neues Leben, freieres Leben entwickeln wird.

Ich war im Februar auf einer Reise nach New-Ulm begriffen; bin jedoch, der Kälte wegen, nicht weiter gekommen als bis nach Chaska und Carver.

Die durch Indianer hingemordeten Märtyrer sind begraben; die Grenzen sind von den Rothhäuten gesäubert und die Weißen tanzen an den Gräbern der Todten und freuen sich wieder des Lebens. New-Ulm hat sich wie der Phönix verjüngt aus der Asche erhoben und nicht nur das materielle, auch das geistige Leben manifestirt sich durch Erscheinung einer neuen deutschen Zeitung von liberaler Tendenz, genannt: New-Ulm Post. Amerika ist ein großes Land, wo Alles schnell gedeiht und schnell vergeht; wo Menschen ihre Ideen und Grundsätze noch öfter wechseln als ihre Wohnsitze; wo die öffentliche Meinung colossale Sprünge macht; wo Kupferschlangen sich über Nacht häuten und Klapperschlangen auf wunderbare Weise mit Tauben fraternisiren; wo wir in drei Jahren Reformen erlebt, die Viele in fünf Dekaden erwartet haben. Oder ist es, unter Anderem, keine Reform, daß man die vor Kurzem noch so sehr verhaßten Neger nicht nur als ebenbürtige Waffenbrüder anerkennt, sondern sogar ihren Muth und ihre Tapferkeit preist? Ist es keine Errungenschaft von wenigen Jahren, daß Missouri in Bälde emancipirt sein wird und zwar durch den Drang der öffentlichen Meinung? Ist Maryland nicht Missouri am nächsten? Maryland, das die Bundeshauptstadt Washington vom Norden isoliren und der Secession überliefern wollte? Hat Baltimore, durch das Präsident Lincoln *incognito* nach dem weißen Hause sich stehlen mußte, hat Baltimore, das sich durch das Blutbad der Massachusetts Freiwilligen gebrandmarkt, nicht Winter Davis, den jetzt strengen Abolitionisten, zum Mayor erwählt? Haben nicht bereits über 600,000 Sklaven die Freiheit errungen? Ist es Lincoln möglich, auch nur Einen Schritt rückwärts zu geben in der Sklavenfrage? Darf es England gegen die öffentliche Meinung wagen, die Conföderation als selbstständige Macht anzuerkennen? Kurz ist das göttliche Institut der Sklaverei nicht bereits zur Hölle gefahren, der sie eigentlich entsprossen war? — Und sind das nicht Reformen, die durch Wort und Schrift angebahnt, durch den Donner der Kanonen zum Durchbruch gekommen sind? O, Ihr Kleingläubigen, die Ihr am Fortschritt verzaget! — Und, o, Ihr Thoren, Ihr Thoren, die Ihr glaubtet, den Strom in seinem Laufe aufhalten zu können! —

Auch Minnesota schreitet vorwärts. — Bald wird dieser junge, gesegnete Staat durch eine Eisenbahn mit den nördlichen Seen, durch eine andere mit den britischen Provinzen verbunden sein und der Unternehmungsgeist Burbanks u. Co. richtet seine Aufmerksamkeit bereits nach den fernen Goldregionen von Idaho um es mit St Paul durch eine regelmäßige Post-Linie zu verbinden. Einstweilen wollen wir aber noch mit seinem Train *per* Achse nach La Crosse fahren; indem die Eisenbahn dahin noch nicht vollendet und auch die Schlittenfahrt im fernen Nordwesten bereits wegen Mangel an Schnee aufgehört hat.

Ich fuhr am ersten Tag bis Redwing, ein sehr anmuthig gelegenes Städtchen mit 2500 Einwohnern. Das Courthaus daselbst ist eine sehr geschmackvolle Baute. Die vielen und sehr ergiebigen Farmen in der Nähe machen das Städtchen zu einem rührigen Platz.

Ich traf hier einen deutschen Arzt, der zugleich Prediger ist: also Mediciner und Theolog in Einer Person. Nun, dieser Dualismus hat sein Gutes; denn stirbt der Patient, sei es durch ärztlichen Fehler oder durch die Liebe Gottes, oder durch dessen Strafe, so ist der Theolog sogleich bei der Hand, um durch das Sacrament der Kirche der Seele den Weg nach dem Himmel zu zeigen. *America is a great Country.*

Die Nacht hindurch nach Winona gefahren und am nächstfolgenden Tag nach La Crosse. Hier war denn der Rubicon passirt; das heißt, hier hatte die Stagefahrt ein Ende: und die eleganten Waggons der Milwaukee und LaCrosse Eisenbahn deuteten auf eine um zehn Jahre weiter vorangeschrittene Civilisation des Staates hin; indeß Schnee und beißende Kälte mich wieder überzeugen konnten, daß die schöne Miß Minnesota in climatischer Hinsicht ihrem Schwesterstaate Wisconsin ganz ähnlich ist.

—

März 1864.

An der Portage City Station im deutschen Salon des Herrn Schneider gefrühstückt und zu Beaver Dam im Washington House dinirt. Die nächste Station, wo ich anhielt, war Horricon, eine gewerbthätige und prachtvoll gelegene Stadt am Horricon-See. Von da fuhr ich *per* Schlitten nach Mayville. Der Leser der Fackel weiß aus früheren Streifzügen, daß in diesem Städtchen das deut-

sche Element vorherrschend und ein Freimänner-Verein besteht, dessen Bestreben es ist, durch wöchentliche Vorlesungen Intelligenz zu verbreiten und durch eine freie Schule selbstständige Menschen heranzubilden. Eine edle Aufgabe, die aber neben der herrschenden Ignoranz und Demoralisation schwer zu lösen ist, und die wird sie dennoch, wenn auch nur einigermaßen gelöst, um so ehrenvoller, um so erfreulicher sein muß. An Schulen, wo auf das Gedächtniß gewirkt wird, fehlt es uns, wahrlich, nicht. Doch Schulen, wo die Denkkraft der Jugend angeregt und die Liebe zum Guten und Wahren geweckt wird, sind noch immer nur sehr, sehr wenige vorhanden. „Wissen ist eine Macht, welche jedoch, wenn ihr die Basis eines auf Naturgesetze und Vernunft beruhenden Sittengesetzes fehlt, eben so gefährlich ist als Unwissenheit und blinder Glaube, der jedes Verbrechen mit Gebet und Opfern sühnt."

Aufgefordert von einigen Freunden, hielt ich in Herrn Lehner's geräumiger Halle einen Vortrag. Die Versammlung war von nahe 150 Personen besucht, unter denen viele Frauen. Aus dieser großen Zahl in einem so kleinen Städtchen, kann man wohl mit Recht auf Intelligenz und rege Theilnahme an öffentlichen Vorträgen schließen. Das freie Wort fiel auf fruchtbaren Boden und ich glaube, daß es gute Früchte tragen wird, Früchte der Eintracht und der Bevorzugung der politischen und geistigen Freiheit, über Knechtschaft und Sklaverei.

Auf Ersuchen des Herrn A. Mann, Präsidenten des Freimänner Vereins, oblag mir auch die Pflicht, am Grabe eines Kindes die Leichenrede zu halten. Das Plätzchen, einige Meilen von Mayville, hieß Kekosky (ein Indianer-Name) und der Schneider daselbst heißt Ogrosky, ein Pole. Welch' frappante Aehnlichkeit!

Am 4. März fuhr ich bei Schneesturm mit dem Postwagen (*Stage*) nach der Hurricon Bahn-Verbindung zurück und ging mit dem Zug nach Milwaukee. — Hier fuhr ich sogleich in einem Omnibus — in welchem Männer, Weiber und Kinder wie Häringe zusammengepackt waren — nach dem Depot und reis'te ohne Aufenthalt nach Chicago. Hier will ich einige Correspondenzen besorgen, den Tag des Herrn im comfortablen *Central House ad mensulam* zubringen und den Abend — im Theater.

—

März 1864.

Ein Sonntag in Chicago. Der März ist hier noch immer kein Lenzmond; doch scheint zuweilen die Sonne so freundlich, daß man ihn um so mehr als Verboten begrüßen kann, da Gesträuche und Bäume mit Knospen geschmückt sind. So war es auch am ersten Sonntag des März, der gewöhnlich mit dem Winter im Kampf bald Schneegestöber, bald Sonnenschein bringt. Die Sonne zog mich des Morgens aus den vier Mauern hinaus und ich trottirte durch die Geschäfts-Straßen, in denen sabbathliche Todtenstille herrschte, hinaus nach der sogenannten *Lake Shore*. In der That, eine prachtvolle Promenade, die mit dem Schmutz vieler anderer Straßen und mit dem Schweine- und Rindviehcadaverduft versöhnt so Einem an manchen Tagen auf dem Wege über die Brücken des Chicago Flusses eklig in die Nase zieht. Eine lange Reihe von geschmackvollen Wohnhäusern; ein breites mit Bäumen besetztes Trottoir; der unübersehbare Spiegel des Michigan Sees, auf dem Dämpfer und Segelschiffe kreuzen; die großen Gebäulichkeiten der Michigan Central Eisenbahngesellschaft und der schlanke Pharus am Ufer bieten ein höchst interessantes Bild dar, das von keinem andern der amerikanischen Binnenstädte übertroffen wird.

Ich erinnerte mich da eines Spazierganges mit einer hübschen jungen Frau, als sie in den Flitterwochen war. Es war ein sehr angenehmer Spaziergang im kühlen Schatten der Bäume, wo man trotz aller ehelichen Pflichten unmöglich sich ganz den Gesetzen der Natur entziehen konnte, um nicht als Mensch zu fühlen Mensch zu sein. Ich war sehr artig gegen die Vestalin, und — küßte ihr sogar die Hand. — Nicht ungestraft durfte ich den Frevel büßen; denn — der Mutter und Gatte wurde das schmähliche Verbrechen des — Handkusses gebeichtet und das „handgelüstige" junge Weib flieht mich nun wie die Pest. Seltsame Geschöpfe sind doch die Weiber: bald beleidigt es ihre Eitelkeit, wenn man sie ungeküßt läßt, bald beleidigt sie ein Kuß und manche rächen sich sogar für solche Küsse, die sie leidenschaftlich erwiedert haben. Ja, ein Räthsel ist das Weib, das schwer zu lösen. Ich habe das schöne Geschlecht stets mit Zartheit behandelt und bin im zweiten und im dritten Lebensalter nur mit sehr wenigen Coquetten oder Gänschen in Berührung gekommen, die ein zartes Hingeben der Gefühle als Beleidigung hinnahmen. Nun, da die Grenze des vierten Lebensalters überschritten, obschon ausnahmsweise die Gefühle noch nicht erloschen sind, gewinnt man schon leichter den Sieg über einzelne Eindrücke, man legt weniger Werth auf einzelne Dinge; man wird bescheiden, ohne gerade noch kindisch zu sein, man nimmt einen freundlichen Blick, einen Kuß, oder ein Tänzchen mit einer jungen Dame als Gnadenact hin, und nimmt sich, als vernünftiger Mensch, vor Handlungen in Acht, welche senile Geckenhaftigkeit charakterisiren, oder — einem höchst fatalen Fiasco preisgeben können.

Da das Sonntagsgesetz zu Chicago — wie in der Regel, wo das deutsche Element stark vertreten — ein todter Buchstabe ist, welcher Gesetzgeber und Uebertreter gleich blamirt, so sind denn auch am „Tag des Herrn" nicht nur die Kirchen offen, sondern auch die meisten der Trinklokale und Plätze des Vergnügens. Wer sich das Mittagsmahl verderben will, der findet Gelegenheit genug dazu durch allerlei Lunch, den die Speculation erfonnen hat, um durch unentgeldliches Gabelfrühstück desto mehr in Getränken zu machen. Der Mensch, heißt es, ist ein vernunftbe

gabtes Geschöpf, und dennoch ist es vor allen Thieren blos der Mensch, der ohne Hunger ißt und ohne Durst trinkt; ja, sich sogar **betrinkt**; ein **Vorzug**, den ihm gewiß kein **vernunftloses** Thier streitig machen kann. Sich bloß auf den Genuß des Wassers beschränken, um nüchtern zu bleiben, ist Thorheit; sich mit sonstigen Getränken **betrinken**, ist die größte Thorheit, die sich gewöhnlich, je mehr das Sichbetrinken zur Gewohnheit wird, fürchterlich in ihren Folgen, körperlich und moralisch, rächt. Also **trinket**, ohne Euch zu **betrinken**, wenn Ihr Anspruch auf Vernunft machen, Euch nicht unter das unvernünftige Thier herabwürdigen und nüchternen Menschen nicht zum Spott oder Aerger dienen wollt! Ich habe viele Völker gesehen, und muß, leider, bekennen, daß es kein Volk auf Erden giebt, bei dem mit dem Trinken so viel Mißbrauch getrieben und die Menschen durch die Sitte des Tractirens (*treating*) so sehr demoralisirt werden, als hier in den Ver. Staaten. Wie der Jüngling, wenn er das Glück hat auszutoben, ohne im Schwelgen unterzugehen, zum vernünftigen Mann werden kann, der genießt, ohne sich und Andern zu schaden; so hat auch das in Wohlsein bummelnde amerikanische Volk erst auszutoben, ehe es wahrhaft mäßig und vernünftig wird, und wir wollen hoffen, daß es in den gegenwärtigen Flegeljahren nicht moralisch zu Grunde gehe, um nicht auch politisch rettungslos verloren zu sein.

So ist es auch mit dem Kartenspiel.— Das unschuldige Vergnügen führt ins Verderben, wenn es zur Sucht entartet Wer sich kasteit, ist ein Thor, und wer unmäßig genießt, der ist sein eigener Feind. Richtiges Maaß halten in Allem, ist die Aufgabe des vernünftigen Menschen; wer Das nicht vermag, hört auf vernünftig zu sein und ist zu beklagen.

Des Nachmittags besuchte ich die neue Turnhalle. Ich ging dahin in Gesellschaft eines sehr braven Mannes, bei dem „die Aepfel weit vom Stamme fielen" und der mir als neuer Beweis dient, daß die besten Eltern ungerathene Kinder haben können: ein Unglück, das der gute Mensch um so schmerzlicher fühlt und über das nur Vernunft erheben kann.

Der Saal der Turnhalle ist wohl einer der größten in Amerika; einfach und zweckmäßig gebaut. Wir trafen da ausgezeichnetes Concert und zahlreiche Gesellschaft.

Männer und Frauen saßen traulich beisammen und tranken, Jedes nach seinem Geschmacke, Bier, Wein oder Caffee. Die meisten Männer rauchten und die Frauen alle ließen sich gerne berauchen; denn es liegt ja in der Wesenheit des Weibes, sich um so mehr vom Manne g fallen zu lassen, je mehr er es in den Kreis der Männlichkeit mit hineinzieht. Auch kann man bei solchen deutschen musikalischen Trink- und Räucherungs-Assembleen ganz unfehlbar die psychologische Erfahrung machen, daß weder Trinken, noch Rauchen, sondern Musik und Befriedigung des Gesellschaftstriebes Hauptzweck sind. Man findet in solchen Assembleen auch einzelne Amerikaner, die an dieser fremden Sitte Wohlgefallen finden; doch scheint es mir, daß eine volksthümliche Nachahmung derselben, als ihren Gewohnheiten und ihrem Charakter stracks entgegen, wohl nie stattfinden werde. Unsere gebildeten, oder etwa besser gesagt feineren Amerikanerinnen würden sich gewiß nicht oder nur mit Widerwillen in einer Gesellschaft von Männern räuchern lassen und auf Bänken Bier mit ihnen trinken; denn ihr Sinn und ihr Empfinden ist ein von deutschen Frauen, desselben Ranges, ganz verschiedenes; und ich möchte es amerikanischen Ehemännern nicht rathen, mit ihren Frauen in dieser Hinsicht Erziehungsversuche zu machen, welche gegen ihr Gefühl, gegen Takt und Gewohnheit verstoßen. Reiten mag wohl das amerikanische Weib mit Stolz an ihres Mannes Seite; auch ein Gläschen *Brandy* im *Sancto* des Hauses trinken; doch in einem Bierlocale mit ihm zechen, das kann sie mit ihrem Begriff von Anstand und Sitte nicht vereinbaren. Ueberhaupt findet man unter Deutschen mehr Ehen als unter Amerikanern, wo Ich und Du gleichsam in Eins verschmilzt, wo der herzlose Unterschied zwischen Mein und Dein verschwindet und das schwache Weib sich gerne an der Stütze des stärkeren Mannes festhält. Das deutsche Weib gleicht weit mehr der positiven Electricität wie das amerikanische; besitzt mehr an Subjectivität, indeß Jene es liebt, in das Gebiet des Objectiven hinüberzustreifen, das wesentlich mehr dem Manne zukömmt. Uebrigens ist das Weib eben Weib, und der Mann ist Mann, und bei keiner Nation können sich Weib und Mann ganz verstehen; aber gerade dieses Sichnichtverstehen steigert das gegenseitige Interesse und ich bedaure blos, daß ich, nun bald am Ende des Studirens, das Studium der Frauen, *omissis omittendis*, nicht von Neuem beginnen kann. So mag wohl auch Lola Montez gedacht haben, als es mit dem Cur- und Epochenmachen zu Ende war, und nicht nur die geistreiche, an Erfahrung reiche Lola, sondern so denkt gewiß auch gar manche „hausgebackene" und tüchtige Hausfrau, die blos an Einem Herzallerliebsten Studien gemacht hat. Dieses Sichnichtverstehen, dieses allmälige Insichgehen und endliche Sichauflösen in Eins — das ist ja eben die Würze des prosaischen Lebens von Mann und Weib.

Des Abends in Gesellschaft einer jungen Dame in das Theater gegangen und allerlei Studien gemacht, über den Mangel eines kunstgerechten Theatergebäudes zu Chicago, über das zahlreiche und — einige Pfeifer abgerechnet — sehr anständige Publikum, über die harten Bänke der Gallerie, genannt Erster Rang; über das Theaterpersonal, das werth ist sich auf besseren Brettern zu bewegen; über die gewandte Künstlerin Frau Kinkel, über Fräulein Kinkel, die Knospe, so gute Früchte verheißt, über Röpenach, den ich lieber in einem andern Stück als in den beiden Regimentstöchtern gesehen hätte, und über mich selbst und — meine **gereifte** salomonische Weisheit. **Alles**

ist eitel — nur nicht zu Einer und Derselben Zeit. Doch ist Alles dem Wechsel unterworfen, und das ist Axiom.

Nachdem ich Herrn Rapp von der Staatszeitung besucht, mit dem alten Herrn Wittenberg bei Broning ein Glas herrlichen Forstee Traminer getrunken und dieses Mal in Chicago weiter Nichts zu thun war, als den Sonntag hindurch zu laviren, so reis'te ich Montags auf den Schienen der Michigan Southern Bahn weiter. *Via* Laporte, South Bend und Toledo fuhr ich nach Sandusky. Die beiden ersten Städtchen hatte ich früher noch nie besucht und wollte sie jetzt *en passant* mitnehmen. In Laporte traf ich einen vielgereis'ten Seifensieder, Hrn. Albrecht, der sich bis nach den Bädern von Mehadia verirrte, wo er als Oberstiefelputzer die Ehre hatte, an die Fürsten Millosch und Gyika Weichselröhre und Tschibuks zu verkaufen.

Die Reise nach South Bend führt durch holzreiches Farmland. Die Schienen sind sehr gut, die Waggons schön und bequem. South Bend hat über 5000 Einwohner, von denen der vierte Theil aus Deutschen besteht. Ich traf da intelligente Männer und das freisinnige Element besser vertreten als in Laporte. Die Meisten sind aus Baiern, in der Gegend von Wunsiedel, dem Geburtsort von Jean Paul und von Ludwig Sand. Der Erste vielbekannt als klassischer Schriftsteller, der Andere durch Ermordung von Kotzebue.

Ich besuchte den Gesang- und Turnverein, wo eben die Zöglinge Unterricht erhielten und sprach da, auf Verlangen einige Worte über körperliches und geistiges Turnen. Man ersuchte mich, nicht über Politik zu sprechen. In einem Turnverein nicht über Politik sprechen? Sollte wohl heißen: Nicht über Partei-Politik. Nun, diese ließ ich allerdings unbeachtet, doch keineswegs Politik im Allgemeinen; denn das hieße ja einen Verrath begehen am Principe der Turner. Die Gesang-Section hat sehr gute Kräfte.

Ein Bekannter führte mich auf das Dach seines Hauses, um mir die schöne Lage der Stadt zu zeigen und — die großen Gebäulichkeiten einer katholischen Universität, eines *Notre Dame* Klosters und einer Kirche. Das Grundeigenthum besteht aus 10 000 Acker Land. Hört Ihr Radikalen! Wo sind Eure Schulen, wo Eure Universitäten? — in Biersalons.

Sehr gerne hätte ich die Anstalten besucht und darüber berichtet, doch das Wetter war so rauh und die Zeit drängte auch so sehr, daß ich diesen kleinen Ausflug bis zum nächsten Male verschieben mußte.

Die Stadt liegt am St. Joseph Fluß (im Staat Indiana) und in der Nähe sind drei kleine fischreiche Seen: *Pine Lake, Stone Lake* und *Clear Lake.* Ich freue mich schon *anticipando*, dieses freundliche Städtchen und seine intelligenten und gemüthlichen Deutschen im nächsten Sommer oder Herbst wiederzusehen.

In Sandusky gab es wieder vollauf zu thun; collectiren, conversiren, Catawba consumiren, auf einem deutschen Ball der *Odd Fellows* mit einer interessanten Dame promeniren, soupiren und sogar saltiren mit geflügelten Fersen des jugendlich fühlenden Dreiundsechzigers.

Als wir am Thürweg der Fr. Wagner'schen Saales eintraten, siehe, da warf man eben einen Störenfried ganz unbarmherzig die Treppe herab, daß er bewußtlos liegen blieb und weggeschleppt werden mußte. Ein schöner Empfang dachte ich, als ich mich durch Civil und Militär hinaufarbeitete — wird einen sauberen Ball geben, doch, der deutschen Ehre sei es gedankt, ich habe mich bei diesem vorgefaßten Gedanken ganz angenehm getäuscht. Es war, in der That, ein schöner Ball, wo Anstand und Ordnung herrschten und allgemeiner Frohsinn die Devise der Nacht war. Soldaten und Civilisten bewegten sich da in größter Harmonie; nur hätte ich so manchen jungen Frauen und Mädchen mehr Bewegung gewünscht, die da bei der großen Anzahl des schönen Geschlechtes aus Mangel an Tänzern sitzen, oder mit Mädchen tanzen mußten; da es, außer bei Damenwalzern, die Bescheidenheit nicht erlaubt, aus der Mitte der blöden oder faulen jungen Leute, die da nutzlos den Platz einnehmen, einen Tänzer zu wählen. Wohl gab es auch Auserwählte, deren Reize und Gewandtheit in der schönen Kunst des Tanzens es nie an Tänzern fehlen ließ. Ist es nicht so, Ihr beiden Schwestern, die nach des Vaters kunstreicher Geige getanzt? Nicht so mein Fräulein S. im braunen Kleide, einfach, üppig und lebensfroh? Nicht so, mein Fräulein in lichtblauem Kleid mit flatterndem Rosaband um Kopfe, schön und zart wie eine Sylphide? Oder hat es wohl Ihnen an Tänzern gefehlt, die in schwarzen Röcken mit breiten rothen Streifen besetzt, gleich neapolitanischen Bajaderen, durch die lustbeseelten Reihen hinflogen? Gewiß nicht. So könnte man denn auch hier sagen: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt. Die Natur manifestirt sich überhaupt überall durch Contraste und ein seltsamer Contrast ist wohl auch ein lebensfroher Ball zu den 3000 Mann Soldaten, die in und nahe Sandusky stationirt sind, um an 500 gefangene Rebellen zu bewachen und einem bedrohten Einfall von Canada aus möglicherweise zu begegnen. — Ja, das ist eine sonderbare Welt! — Und doch — die beste.

Nach Cleveland kam ich um Einen Tag zu spät, um die große Sanitäts-Ausstellung zu sehen, die für ihren wohlthätigen Zweck über achtzigtausend Dollars Netto eingetragen haben soll. Die Bretterbuden, sagte man mir, haben sechzehntausend Dollars gekostet, und wurden für zehntausend Dollars an eine Pittsburger Committee für einen ähnlichen Zweck verkauft. Da Pittsburg selbst keinen passenden Platz hat, wird man wohl die *vis-a-vis* gelegene Stadt Alleghany City wählen müssen, wo es Plätze giebt, die für eine „Weltausstellung" groß genug wären. *This is a great country, indeed!* — Eine Million Soldaten auf den Beinen —

50 Millionen Treforscheine, namenlose Millionen Greenbacks in Circulation — Taxen, wie sie noch kein Volk zu zah'en hatte — mehre Hunderttausend Menschen verstümmelt und in Schlachten gefallen; und an den Gräbern wird getanzt und politisirt und indeß Tausende im Süden ruinirt, floriren die Geschäfte im Norden. Sollte auch das Ende vom Liede ein allgemeiner Bankerot sein, so wird sich Uncle Sam nach einigen Burzelbäumen bald wieder auf die Beine stellen und das Resultat der blutigen Kämpfe und großen Opfer werden vier Millionen befreite Sklaven segnen. Große Resultate können blos durch große Opfer erkauft werden. Heute reich, morgen arm — Alles schon dagewesen. Auch die französische Bank ist gebrochen und Frankreich steht noch fest.

Von Cleveland fuhr ich nach Erie und Dunkirk und — da es die Zeit noch erlaubt, jetzt weiter östlich zu gehen — wieder zurück nach Cleveland.

In Erie besuchte ich die Pianofabrik des Herrn W. Willing, der als Künstler und Componist nach der Regel des Plinius der erste competente Richter seiner Instrumente ist, die werth sind, empfohlen zu werden. Jeder sollte groß in seiner Sphäre sein und wäre es auch nur eine Restauration oder ein Austernsalon, in welcher Branche z. B. Mr. Harris zu Erie als Muster aufgestellt werden kann. Jedem das Seine. Und diesem nach muß ich auch das Sigel Haus des Herrn August Peter zu Dunkirk empfehlen, der selbst Koch und Feinschmecker seinen Gästen gute Weine und gute Speisen kredenzt. Aerzte und Köche sollten in einem freien Staate einem tüchtigen *Rigorosum* unterworfen sein, ehe sie befugt sind, zum Wohl der Kranken und der Gesunden zu prakticiren. Aber, Himmel, welche Doktoren! welche Köche hier zu Lande! Doch man entwürdige diese Namen nicht! Welche Quacksalber! Welche Fleischverderber und Sudler! Und das Publikum? Nun, das läßt sich bequacksalbern — im kranken Zustand und verdaut, wenn gesund, Schuhsohlen. — Ich besuchte zu Dunkirk die Maschinenwerkstätte der Erie Eisenbahn-Gesellschaft. Herr Widmann, der seit sieben Jahren da als Modellist arbeitet, hatte die Güte den Führer zu machen. Seit anderthalb Jahren wurden hier, neben Reparaturen, sechs Frachtkohlenbrenner erbaut. Gegenwärtig sind eben Modelle für Passagier Kohlenbrenner-Locomotive in Arbeit. Die Zahl der hier aufbewahrten Modelle beträgt 2450 und vier Arbeiter sind täglich beschäftigt, um neue zu machen. Der Werth der fertigen Modelle beläuft sich auf *circa* 40,000 Dollars.

Am 17. März von Cleveland, ohne Paß, nach Pittsburg gefahren. Es ist leichter für ein Kameel den Weg durch ein Nadelohr zu finden, als für einen nordwestlichen Editor hier oder in manchem östlichen Staat einen Paß zu erhalten; doch darum keine Feindschaft. Pässe beruhen eben auf geschäftlicher Basis und St. Paul ist zu weit vom Osten, um eine Anzeige einer Freikarte gleichzustellen. Was man aber da zuweilen von *courtesy against Editors* faselt, das ist leeres Stroh, das für Eisenbahn-Gesellschaften keinen Werth hat. Also — *j. m'en. f.* Doch was soll denn Das heißen? Hat man nicht auch Hieroglyphen zu entziffern und wird nicht so Manches gelesen, *a la* Kant und Humboldt, das man nicht versteht? Daher, Nichts für ungut!

Daß in Cleveland eine radikale Convention stattfand, weiß jeder radikale Leser der Fackel. Und daß recht bald wieder eine stattfinden soll, weiß man aus Zeitungen; daß man dort die Nomination Fremont's als unsern nächsten Präsidenten befürwortet, versteht sich von selbst; daß Radikalismus, Prinzipienfestigkeit und Vernunft bei allen Völkern in der Minorität sind, kann nicht geläugnet werden; daß also Herr Lincoln wieder nominirt zu werden bis jetzt noch die meiste *chance* hat, ist mir klar; eben so klar, als daß ein prinzipienloses, theils kurzsichtiges, theils durch Geld, theils durch Amt beeinflußtes Volk werth ist, einen McClellan, oder einen weit mehr entschiedenen Demokraten der äußersten Linken, einen Jefferson Davis, als Präsidenten zu erhalten. Und Das mag geschehen, wenn Lincoln, nach dem Beispiele des Herrn Chase, großmüthig und mit Einem Termine zufrieden gestellt, sich nicht zurückzieht und Fremont als unabhängiger Candidat *Vabanque* spielt. Auch Louis Napoleon hat seinen Trumpf ausgespielt, und wenn darüber Seward nicht den Verstand verliert, wenn die Monroe Doctrin durch Maximillan's Krönung als Kaiser von Mexico nicht zu Schanden wird, so können wir an politische Wunder glauben. Californien, Louisiana, Texas als „Verband" mit Mexico annectirt, — welch eine herrliche Prise für Thronerrichter und Thronaspiranten! — „Wie das Volk, so die Regierung." — Menschen, die den Werth der Selbstregierung nicht kennen, oder aus Schlechtigkeit sie verscherzen und schänden, sind werth Unterthanen eines Despoten zu sein. — Wähler!

Ach Ihr wollt die Partei retten und setzt die Republik auf's Spiel, im Wahn die Union „wie sie war" zu retten. „Der Traum ist kurz, die Reue lang." Es lebe Vallandigham, der große Märtyrer der Demokratie!

Wie sich Venedig aus Sümpfen erhob, so erheben sich jetzt Fabrikanten, Contractoren und allerlei Spekulanten in den freien Staaten aus dem Moder hingemordeter Bürger, aus den rauchenden Trümmern des Reichthums der durch die Nemesis ereilten Rebellen. So ist es auch ganz besonders in Pittsburg. Es ist nicht lange her, daß ich hier zur Zeit des Friedens die meisten Fabriken in Unthätigkeit darniederliegen sah und das allgemeine Klagen über schlechte Zeiten hörte; und jetzt? steigt der Rauch aus allen Schornsteinen der Hunderten von Fabriken empor und hüllt die vulkanischen Schwestern Pittsburg, Birmingham und Sligo in schaurigen Nachtschleier. Diese düstern Berge, diese colossalen Brücken über den

Alleghany und den Monongabela Fluß, diese Menge von Schornsteinen aus denen die Flamme der Essen emporlodert, welch' ein großes Bild, das in Amerika seines Gleichen nicht hat! Wie kurz ist der Zeitraum, seit der Pere Marquette den Ohio entdeckt hatte (1673)! Welch' blutige Kämpfe zwischen den Irokesen- und Ohio-Stämmen, den Wyandots mit ihren Verbündeten, den Ottowas, den Andastes! Was ist aus den Ureinwohnern geworden! In welch' blühende Farmen und Städte haben sich in so kurzer Zeit die großen Jagdgründe verwandelt! Und jetzt? Welch' blutiger Krieg zwischen Menschen von meist Einer Rasse, zwischen Bürgern Eines Staates! Die Sklaverei wird verschwinden — was wird das Loos der befreiten Sklaven und ihrer Nachkommen sein? Vermischung, wie einst mancher Indianer mit den Franzosen oder allmälige Verdrängung und Vernichtung? Können wir die Rebellion bei unserem System des Kriegführens mit Waffen besiegen? Können wir einen Krieg mit Frankreich vermeiden? Welche Folgen wird ein Thron in Mexico haben? Wird eine Union von freien Staaten, eine mächtige Union, wie sie noch nie dagewesen, zu Stande kommen, oder soll die Republik in ihrer Jugendkraft zertrümmert werden? Das sind Zeitfragen, welche Niemand mit positiver Gewißheit zu beantworten vermag und die wenn gar gelöst als dem gordische Knoten gleich, in der nächsten Zukunft zerhauen werden müssen. Das Leben der Individuen ist kurz; Geschlechter leben lange und Alles drängt und wälzt sich fort im großen Meer der Ewigkeit.

Mensch, wie unwissend bist Du, wenn Du an eine Ewigkeit von Systemen und Constitutionen glaubst! Was endlich ist geht mit dem Endlichen unter und ewig ist nur der Wechsel.

Ich habe dieses Mal zu Birmingham in Gesellschaft des dortigen Herrn G. M. Fischer das Walzwerk (*rolling mill*) der Herren Jones und Laughlin besucht, das wohl das größte in den Ver. Staaten ist. Es sind da gegenwärtig über 500 Personen beschäftigt. Die Bauten der Fabrik befinden sich auf einem Raum von siebzehn Acker Land; sie hat ihre eigenen Kaufläden, ihre Metzger, Bäcker, Schneider u. s. w. Das große Schwungrad der Fabrik wiegt 50 Tonnen. Es wird da Stangen-, Roll- und Platteneisen gemacht und allerlei vom kleinsten Nagel bis zur größten Maschine fabrizirt. Zuweilen werden da 390 Zentner Nägel in Einem Tage gemacht. Es sind hier 23 Maschinen im Gange. Die Kohlen werden auf Eisenbahnen vom Berg herab direct in die Fabrik geschafft. Wie in den meisten Fabriken, liefern auch hier die deutschen Arbeiter ein namhaftes Contingent.

Von meinen Abonnenten vermißte ich hier einen braven und sehr freisinnigen Mann, den alten Herrn Hamm, der das Unglück hatte, auf einer der Kohlenbahnen überfahren zu werden, und in Folge heftiger Verletzung sterben mußte. Krell, ein Prediger der äußersten Linken, soll an seinem Grabe eine ausgezeichnete Leichenrede gehalten haben. Ruhe seiner Asche!

Die protestantischen Heerden von Birmingham traf ich eben ohne Hirten. Einer der Ehrwürdigen ließ sich vom heiligen Geist hinreißen und fühlte einem fünfzehnjährigen Mädchen den Puls, um zu sehen, ob sie den rechten Glauben habe; der Andere bezog mit der Frau eines Bruders in Christo ein Zimmer und vergaß vor dem Ausziehen seine Rechnung zu bezahlen — und so fielen denn beide Hirten in Ungnade und die Heerde bestrebt sich nun, den großen Verlust zu ersetzen; denn Schaafe bedürfen des Treibers. Also — man weide, man treibe sie und scheere ihnen gebührend die Wolle! Und wer sich bei Schaafen in Gunst setzen will, der streichle ihnen den Balg; wer aber in diesem freien Land ein Amt haben will, der muß auch die Mittel wollen, und es ist ein großer Schmutzflecken der Freiheit, daß man sich selbst ganz oder halb aufgeben muß, um Präsident, Minister, Consul oder Thürsteher zu werden. *Sapienti pauca*, das heißt, wer kein Esel ist, versteht auch Winke.

In Pittsburg erscheinen vier englische tägliche Blätter und eben so viele deutsche; also Stoff genug, um durch Lesen ein gebildeter Mensch zu werden. Auch besteht hier ein deutsches Theater „zur Förderung der Kunst und der Moral." — Das Haus, genannt Athenäum, ist schön und zweckmäßig gebaut und das Personal sehr brav. Ich hatte das Vergnügen, den „Viehhändler aus Oberösterreich" aufgeführt zu sehen, um mich in meinem Glauben noch mehr zu bestärken daß es vierfüßiges und zweibeiniges Vieh armes und reiches Vieh, plebejisches und aristokratisches Vieh giebt — und ein Bedienter, der sich schämt einem Adeligen zu dienen, dessen Vater Metzger war, also seine Ahnen besitzt, ist eine herrliche Persiflage der menschlichen, gottebenbildlichen Viehnatur. Unternehmer des Theaters ist A. Charles; Regisseure sind HH. A. Charles und G. Ostermann; Musikdirektor A. Sarori. Auch das Orchester verdient mit Lob erwähnt zu werden, um so mehr, da man so selten Etwas findet, das des Lobes werth ist und wobei Schweigen zur großmüthigsten Kritik wird.

Am 19. nach Wheeling, im Staate Virginien, gefahren und im *Brigg House* an der Levee abgestiegen. Siehe da, wen treff' ich da! Die Frau Doktorin als Hausfrau (*Landlady*), mit der ich vor mehren Jahren, als es noch bedeutend zu Wheeling spuckte, eine Debatte hatte über Tischrücken und Geisterklopferei. — Die Dame ist noch immer spiritualistisch gesinnt; da aber nun die Subjectivität des fühlenden Weibes durch die materielle Thätigkeit des großen Hauswesens namhaft paralysirt wird, so versagen ihr die Geister jeren Dienst und erscheinen nur noch in der schwarzen Gestalt der schmutzigen *Negrowaiters*. „So verändert sich die Zeit und wir verändern uns in ihr."

Ich hatte hier wieder einen puritanischen, antirepublikanischen Sonntag todtzuschlagen. Alles geschlossen, die Straßen leer und öde. In den Kirchen betet die Loyalität des Pfaffen um Sieg über die Rebellen; in Richmond betet die Rebellion des Pfaffen um Vertilgung der verdammten Yankees. Der arme Gott im Himmel! Wen soll er erhören? Wohl den, der den besten Patriotismus und mit tüchtigen Führern die meisten Kanonen hat.

Es war kalt, sehr kalt. Ich hatte ein sehr freundliches Zimmer mit der Ansicht der imposanten Eisenbahnbrücke über den Fluß und eines Stückes des schönen Ohio Thales. Die Musen versagten mir denn ihren Besuch nicht und in ihrer heidnischen Gesellschaft entschwand mir ganz angenehm der heilige Tag christlicher Maulesel und Pharisäer.

Montags, als die Sonne etwas milder schien, machte ich einen Spaziergang vor die Stadt hinaus in der Richtung nach Fulton. Ich hatte dort vor vielen Jahren einige warme Freunde; doch die Fremont-Campagne, an der ich thätigen Antheil nahm, hat mir ihre Neigung entzogen; denn sie folgten dem Strom der Zeit nicht, verließen eine Partei nicht, die sie selbst verlassen hat, blieben „gute Demokraten" und haßten den *d—d Abolitionist*.

Es wurde eben das Kind eines braven Deutschen begraben und ich sah hinab in das Thal und hin zu dem Friedhof und hin nach einem Hause, von dem ich nun mit Ovid trauernd sagen kann: *cur aliquid vidi!* Auch mein Inneres wird bald zum Friedhof werden, eine Wallfahrtsstätte für den Greis, um da im Gefühl und im Geist zu beten an den mit Cypressen umschatteten Gräbern der Freundschaft und der Liebe, der verblichenen Hoffnungen und Wünsche, und ich werde Rosen pflücken auf den Gräbern und einen Kranz winden aus Immortellen und ihn unter das müde Haupt legen, wenn meine Stunde schlagen und die letzte Station der großen, herrlichen, wenn gleich oft beschwerlichen Reise erreicht sein wird. Und dann? Ich werde es sagen, wenn ich wieder komme. Im Atomenall geht kein Atom verloren, das ist gewiß. Der Glaube ist blos ein Brett auf stürmischem Ocean.

Das verdammte Wetter! Naßkalt und veränderlich — da muß man eine eiserne Natur haben, um bei sonstigen unvermeidlichen Beschwerden der Reise gesund zu bleiben. Ich hüstle wieder, athme schwer und die Seele hat den Schnupfen. Da hört denn wieder für eine Weile die Seligkeit des Lebens auf. Und was ist die Ursache des Verursachten? Nichts anderes als — die heillose Rebellion. Ja man lache nur nicht; es ist die Rebellion. Bekam ich in früheren Jahren im December zu Baltimore den Husten, so ging ich im Januar über Richmond nach Wilmington. Und hier war der Husten verschwunden; entweder durch meines Landsmanns Wundbalsam, oder durch die milde Luft. Und dieser Landsmann war ein Tausendsasa, ein Elegant erster Klasse, *a la* Pang'oß, mit selbstgemachtem Doktorhut geschmückt und mit Diamanten an Brust und Finger geziert. Und dieser Doktor hieß Schönwald in Ungarn und Sonewald zu Wilmington in Nord Carolina, und dieser Schönwald stammt von einer sehr achtbaren jüdischen Familie ab, von der ein Sprosse Schächter war und einige Zeit im Hause meines Vaters wohnte. Dieser Schächter hatte eine Tochter, die jung und hübsch war und ich war damals, vor etwa 45 Jahren, auch jung und so konnte es denn nicht fehlen, daß ich in ihrer Nähe vergaß, daß sie eine Goje und ich ein Christ sei. Aber ein Christ und eine Jüdin zu jener Zeit der ungarischen Freiheit, welch' himmelweiter Abstand! — Nicht kleiner als jetzt hier im Land der amerikanischen Freiheit der Abstand zwischen einem weißen Vollblut und einem Schwarzen. Dort ist es bereits anders geworden, weil die ungarische Freiheit zu Grunde ging; hier wird es anders werden, weil die alte Union mit der Oligarchie dem Untergang nahe ist.

Und jener Doktor war reich, hatte eine angesehene Amerikanerin zur Frau und allerliebste Kinder; auch hatte er herrliche Pferde und Sklaven. Auch seine Sclavinnen hatten Kinder, die mit den Seinigen aufwuchsen und Einige trugen sogar in ihrem braunen Angesicht des Doktors Züge. Solche Accidenzen nennt man in südlicher Sprache „Sichverschauen." Ihr armen Südländer, bald werdet auch Ihr euch kasteien müssen, wie wir armen Teufel, wir Nordländer, die keine Sklaven haben und keine Weiber, oder Frauen, die lange schön bleiben wollen, oder die es für ein Verbrechen halten, Bettler in die Welt zu setzen und für eine Tugend, durch Manustupration oder durch schuldlose Pillen diesem Uebel vorzubeugen. Pah! — Es verschlucke diese Pille, wer sie verdauen kann, und wäre es gar ein Doktor aus dem Hessenland.

Was wohl aus dem guten Landsmann geworden sein mag in dieser stürmischen Zeit? Und was aus Charley Geier und Bäcker Leßmann in Wilmington; der diabolischen Frau Schuhmacherin in Mobile und so vielen Andern, die ihre geistige Freiheit aus der Fackel schöpften, ihre demokratisch politische Freiheit aber durch Sklavenzüchterei bethätigten und mich „dummen Teufel" in Acht erklärten, blos des fatalen Fremont wegen, den höchstens ein Humboldt achten konnte, der kein Demokrat war. Und die braven Turner in Savannah, die mich von Lynchprocedur und Galgen des Pöbels gerettet haben! Was mag aus ihnen geworden sein? Wohl, Menschen und Thiere müssen eben leiden, oft sehr leiden, und wenn die Leiden den höchsten Grad erreicht, stirbt Mensch und Gaul und der Tod erlöst sie beide, ob getauft oder beschnitten.

Von Wheeling *via* Zanesville nach Columbus, O., gefahren; hier collectirt und auch dieses Mal nicht ganz ohne Amüsement weiter hin nach Dayton gestreift.

Ich besuchte in Columbus eine Fabrik

die ich nicht unbeachtet lassen kann, da sie ein ursprünglich deutsches Unternehmen ist. Es sind da zwanzig Stühle im Gang und werden per Jahr an 150,000 Yard Tuch und Casimiers verfertigt. — Gegenwärtig ist Herr Bruck Secretair der Actien-Gesellschaft, bei welcher sehr viele Deutsche betheiligt.

Ich besuchte einen Judenball des Harmonia Clubs, der sehr hübsch war; besonders zeichneten einige junge Damen sich durch geschmackvolle Toilette aus. Ahasverus aber hat gehustet und nicht getanzt.

Ach, Dayton, diese schöne Stadt, hatte die Ehre, Herrn Vallandigham vor seinem Exil beherbergt zu haben. Er hat hier noch viele Freunde, denn er ist ja ein „guter nördlicher Demokrat mit südlichen Tendenzen." Daß ich dieser Tendenzen und Sympathien selbst ermangele, ist mir dieses Mal schlecht zu stehen gekommen; denn ich trat in ein Schlangennest, wo Alte und Junge, Dicke und Dünne, ihre giftigen Zungen gegen mich streckten und indeß die Jüngste schlau wie die im Paradiese mich zu überzeugen suchte, daß ich trotz meiner Kenntnisse und meines Alters doch nicht tief genug in die Politik hineinzusehen vermöge, lästerte mich die Aelteste und Dickste von der Brut ganz fürchterlich und ich konnte von Glück sagen, daß ich, bei ziemlich stoischem Takte, mit heiler Haut davon kam und die giftigen Bisse blos die Kleider, nicht den Körper selbst berührt hatten. Also Das ist der Geist der modernen Demokratie!?

Nun, Das wird einen hübschen Tanz geben, der nächste Präsidenten-Tanz; da werden wohl Dämonen vorgeigen und die Gespenster des Fanatismus einen höllischen Reigen tanzen. Habe große Lust gar nicht mitzutanzen; denn — doch nur Kinder und Narren sagen Alles heraus, was sie denken — der vernünftige Mensch lernt in der Schule des Lebens auch schweigen zur rechten Zeit.

Was Baltimore zur Zeit der Fremont-Wahl gewesen, das scheint jetzt Dayton werden zu wollen: ein Rowdy-Nest. — Wer Gewaltthat übt, Leute niederschießt, Pressen zerstört, Wahlen brutal verhindert, ist ein Bösewicht, er möge sich Republikaner oder Demokrat schimpfen, im Civilrock oder in der Soldatenjacke stecken. — Ein solcher verdient ausgestoßen zu werden aus der bürgerlichen Gesellschaft. Wer sich über das Gesetz erhebt, muß durch das Gesetz gerichtet werden, und wehe einem Volke, wo die Vollziehung der Gesetze keine Kraft mehr hat.

In Springfield, O., besuchte ich die Fabrik der Herren Whiteley, Feßler und Kelley (*Champion Machine Shopes*), durch einen neuen Anbau bedeutend vergrößert. Es sind da an hundert Arbeiter beschäftigt. Es werden jährlich an tausend Erndte-Maschinen (*reapers*) verfertigt und nach verschiedenen Theilen unserer großen Agriculturstaaten verschickt. Auch machte ich einen Spaziergang zur Stadt hinaus nach Eglinger's Garten und Rebenpflanzschule, und sprach in der Brauerei der freisinnigen Herren Leibold und Kuhl vor.

Am heiligen Charfreitag hatte ich das Vergnügen, mit der biedern Familie des Herrn J. W. Sohn in Hamilton zu diniren und nach Tisch bei dem Speichen-Fabrikanten *ci devant* tüchtigen Schullehrer, Herrn Pfäfflin, eine Tasse Kaffee zu trinken, wo noch ein anderer Schulmann anwesend war, Herr Söhner, der eben im Begriff steht, die Erziehung der jungen Menschen aufzugeben und sich dem Cigarren-Geschäft zu widmen. So wechselt der Mensch die Rollen, und wohl nirgends so häufig als in Amerika, wo man in keine Zwangsjacke gesteckt, den Leisten wechseln kann nach Belieben.

Die Ostern in Cincinnati gefeiert. — Nicht in der Kirche gewesen — nicht gebeichtet, nicht das heilige Abendmahl genommen; eine Spazierfahrt nach Cumminsville — wohin einige Tausend Menschen zu Pferd und zu Wagen jagten — und einige Stunden Langeweile auf einem deutschen Ball, war neben dem Trivialen des Collectirens dieses Mal Alles, was mir die „Königin des Westens" geboten hat. Doch aß ich auch delikate Austern in einem prachtvollen Locale, genannt zum heiligen Nikolaus, das wohl die geräumigste und eleganteste Restauration in den Ver. Staaten ist. In einem der Speisesäle hängt ein colossales Oelgemälde, von einem Franzosen im Jahre 1811 gemalt. Ein Titian hat es nicht gemalt; auch ist die Dame keine Venus aber ein recht üppiges, profanes Weib, bei dessen Anblick man Appetit zum Essen und Trinken bekommt, was ja doch der Hauptzweck des materiellen Lebens. Wohl dem, dreimal wohl, der sich eines gesunden Gangliensystems erfreut, auf welchem auch alle geistigen Genüsse, alle geistigen Systeme beruhen!

Ich habe, so ungerne es auch geschah, mein altes Standquartier verlassen und fand in Pfeiffer's Hotel Alles, was ein an Ordnung gewohnter civilisirter Mensch von gutem Geschmack wünschen kann.

Faule Stubenmädchen und impertinente Negerbediente, ungefegte Stuben mit salmiakgeschwängerter Luft sind am besten geeignet, ein Gasthaus niederzubrechen. So lange der Krieg dauert und Soldaten nach Tausenden auf Urlaub und auf Reisen die *Greenbacks* flüssig machen und Hotels füllen, mag eine schlechte Wirthschaft hingehen: man macht Geld wie Mist; wenn aber der normale Zustand wiederkehrt, dann wird es anders werden.

Ich reise per Dampf und es giebt des Interessanten, des Erwähnenswerthen so wenig bei amerikanischen Streifzügen, daß es oft sehr viel Takt erheischt, um sich nicht selbst und Andern langweilig zu werden. Auch der Kriegsschauplatz ist langweilig, so daß es scheint, als wolle man den Süden durch „lange Weile" zur Verzweiflung und zur Unterwerfung bringen. Noch ist Richmond nicht genommen, Charleston, Mobile, Savannah können von der Seeseite nicht genommen werden. Die Rebellen haben noch über 200,000 Mann unter Waffen und so werden wir wohl

noch einen andern Präsidenten erwählen müssen, ehe der Krieg zu Ende wird.

Von Cincinnati ging meine Marschroute *via* Lawrenceburg nach Indianapolis. Da habe ich mich wieder einmal als alter Reisender recht tüchtig blamirt. Ich wußte nicht, daß ich an der „Harrison Branche" den Waggon wechseln mußte, und da der Conducteur darauf nicht aufmerksam gemacht, blieb ich ruhig sitzen, bis mich nach einer Fahrt von anderthalb Meilen ein anderer Conducteur meinen Irrthum wissen ließ. Er hielt den Zug an und gab mir den Rath, in einem Farmhaus zu übernachten, um morgen früh von der Junction aus meine Reise fortzusetzen. So geschah es denn auch. — Ich sprach im Hause eines Dr. Hughes vor, wo ich von der Hausfrau freundlich an den Nachbarn, Mr. Kendricks, angewiesen wurde. In einer Blockhütte traf ich da eine junge Frau mit vier Kindern. Sie mögen hier bleiben, sprach sie, und ich war denn recht herzlich froh. Ueber eine Weile kam der Mann und auch er hatte Nichts einzuwenden. Der Tisch zum Abendbrod war reichlich besetzt mit Schweinefleisch, Eiern und Kaffee. Es standen zwei Betten im Zimmer, das Küche, Speise- und Schlafzimmer zugleich war — und auch die Betten waren sauber und rein. Als ich frug wo ich schlafen soll, sagte die Frau: Sie mögen irgend eines von den beiden Betten wählen. Das nenne ich doch Herzensgüte und naturwüchsige Einfalt. Die Kinder wurden in ein Schubbett gebettet. Ich habe sehr gut geschlafen und stand mit der Sonne auf, um den Zug nicht zu verpassen. Ich gab den guten Leuten einen Dollar, womit sie sehr zufrieden waren; obschon sie mich unentgeltlich beherbergen wollten.

In Lawrenceburg und Aurora machte ich meine Geschäfte in Einem Tage ab und als Lohn für die Prosa des Tages hätte ich mir die Poesie eines Maskenballes zu Lawrenceburg einholen können, wäre ich nicht zu müde und zu erschöpft vom Husten gewesen. Es sollen sieben Masken auf dem Ball gewesen sein: nun, da hätte ich wohl, auch ohne Husten, nicht gerne die Achte sein mögen.

In Aurora wurde vor Kurzem der Bau eines neuen Freischul-Gebäudes vollendet, wo Herr Kreng als deutscher Lehrer fungirt.

In Begleitung des Herrn von Elbers, aus Texas hierher verschlagen, ging ich zum Depot und fuhr in anmuthiger Gegend nach Indianapolis. Soldaten und Nichts als Soldaten — ich habe der Blauröcke auf dieser Toure wenigstens wieder viertausend gesehen. Die Geschäfte in Indianapolis sind sehr blühend und wenn der Krieg noch zehn Jahre fortdauert, wird noch so mancher „caritale Humanist" zum reichen Manne werden. Beide hiesige deutsche Zeitungen sind gegen Lincoln's Administration: Der Einen geht er zu schnell, der Andern zu langsam. Da lobe ich mir den „Volksfreund" von Cincinnati, der den kühnen Sprung von Vallandigham, dem Kriecher, auf Fremont, den Schnellläufer, gemacht hat; doch sein *saltus* war, wenn auch ein ehrlicher, doch ein sehr gefährlicher; denn seine demokratischen Zöglinge und Leser kündigten zu Hunderten das *„paper,"* mit dem heillosen Fremont an der Spitze. So zog denn der Löwe den Schwanz ein, damit ihn die Esel nicht zertreten, und — unterwirft sich dem höheren Gesetz der Nothwendigkeit, wie es in der demokratischen Partei sich geltend machen wird. — O, Ihr beklagenswerthen Diener der Parteien! Jenseits, im alten Vaterlande, klagtet Ihr über die Censur, hier legt Ihr euch den Maulkorb selbst aus Hunger an! Humbug und Verkommenheit, wo man hinblickt; ihre ergiebigsten Quellen sind unvernünftige Gesetze, die gegeben werden, um nicht gehalten oder umgangen zu werden, und die somit das Volk systematisch demoralisiren.

Großes *Sacred Concert.*

Dritte und letzte Vorstellung des Professor Maer Nachmittags um 3½ Uhr. Abends auf vielseitiges Verlangen wiederholt:

Muttersegen oder die neue Fanchon.

So stand es gedruckt in großen Lettern. *Sacred Concert* soll auf Deutsch Kirchenmusik heißen und da man auch Walzer und Gallopaden, mit Trommel und Pfeifen geheiligt, füglich für Kirchenmusik und das in Salons verbotene Biertrinken als Cultus ausgeben kann, so wird denn dadurch das Sonntagsgesetz auch nicht im Geringsten verletzt. Und wenn der katholische Priester seine hl. Komödie Sonntags im Tempel des Herrn spielt, warum sollten nicht auch, unter der Aegide des *Sacred Concert,* Thalia's Priester und Priesterinnen dasselbe thun? So lehrt es Consequenz und wir sind doch gewiß das consequenteste Volk auf Erden.

Die Vorstellung hat in der Halle der verblichenen Turngemeinde Statt gefunden. Das Lokal wurde durch den gegenwärtigen Eigenthümer, Herrn J. C. Lind, in Capitol Park umgetauft und verspricht dem Publikum die Sommer-Monate hindurch eine recht angenehme Abend-Resource nach des Tages Hitze. Das Orchester war unter der Mittelmäßigkeit. Die Tochter der Marquise, Frau L., Fanchon, Frl. X. und Andre spielten recht brav. Das Stück an und für sich ist eine Persiflage auf den deutschen Bauernstand und eine Caricatur auf den deutschen Adel und sollte mit seiner heiligen Tendenz, als mittelalterliches Rololo, in einer Republik zur Ehre der Deutschen verpönt werden. Ueber das Rauchen während deutscher Theater-Vorstellungen will ich kein Wort mehr verlieren; denn das Volk macht sich ja selbst seine Gesetze und — ländlich sittlich. Es genügt denn an die Wand anzuschlagen: „Hier wird nicht geraucht." So wie man auch über Thüren, wo Alles frei aus und eingeht, lesen kann: „Verbotener Eingang."

Nach dem ersten Akt ging ich in Gesellschaft der Herren John Müller und Deschler nach der Union Halle, wo *more com-*

sueto an Sonntag-Abenden Kirchenmusik geboten wird, mit allerlei Schwänken und Possen. Die Musik war da (Hrn. Hahn's Bande), in der That sehr genießbar, und zwei kleine Piecen, unter Direction des Herrn Reiß: „Der Sohn auf Reisen" und „Einer muß heirathen," konnten nicht besser gegeben werden. Zum heiligen Cultus gehörte auch hier das Trinken; doch nicht das Essen von Käs u. Schinken. Solch' profane Dinge hat Der, so darnach Verlangen trägt, in den untern Regionen des Speisezimmers oder der Schenke zu holen. Und so sind denn auch hier, neben der allgemeinen Trinkharmonie, Sitten und Gebräuche verschieden und wer sich nicht darein fügen will, der ist ein Rebell. Hätte sich der Norden noch etwas mehr und länger in die südlichen Sitten zu fugen gewußt, so hätte der Süden nicht rebellirt und die Pflanzer wären nicht für immer ruinirt. Also rebellirt nicht, füget Euch in die Gebote Gottes und in die Gesetze der Menschen, wenn Ihr wollt, daß es Euch gut gehe und Ihr lange leben möget auf Erden! Schreibt auch Nichts von Geheimnissen, die Andere zufällig auf sich beziehen könnten; denn gefährlich ist's, den Leu zu wecken, wenn im Mehl die Würmer stecken. Auch ich ließ mir bei meinem letzten Besuche zu Indianapolis von dem fatalen Gärtner Schnell Geheimnisse erzählen, die ich als solche bewahrte und dennoch mußte ich, *horribile dictu*, Einen meiner ältesten Abonnenten verlieren; blos weil ich durch Hinweisen auf solche (weiß nicht, ob ihn) zu verdächtigen schien. — — Wehe dem Prediger, wenn Einer aus der Gemeinde sich betroffen fühlt! So lernt man seine Pappenheimer kennen und die Freundschaft verwandelt sich in Feindschaft.

Das Erfreulichste, was ich hier in dieser mit Soldaten überflutheten Stadt zu berichten habe ist das Fortbestehen und Gedeihen der freien deutschen Schule, an welcher gegenwärtig drei tüchtige Lehrer angestellt sind. Und das soll kein Geheimniß sein. Es soll es Jeder wissen, damit auch das gute Beispiel erfreuliche Nachahmung finden möge! *Sela.*

„Ach, der Schulmeister, der Schulmeister ist so oft auf Reisen," und wie sehr er, trotz der vielen Freischulen des Landes, vermißt wird, davon kann man sich überzeugen, wenn man das Leben und Treiben in Schenken beobachtet und auf Reisen viel mit Menschen in Berührung kommt. Wahrlich, man sollte nicht denken, daß es so vielen gemeinen Schund, so viel Rohheit in einem freien Staate geben könne, wo es der Freischulen so viele giebt und wo die Kirchen wie Pilze aus dem Boden schießen! Ich hegte die Hoffnung, daß der Krieg einen besseren Geist in's Volk bringen werde, das bis jetzt nur Ein Ziel vor Augen hatte: „Geld machen um je den Preis"; doch ich habe mich beinahe getäuscht. Selbst der Krieg ist ja zur ergiebigen Quelle des Geldmachens geworden und statt des Krämers ist nun förmlich der Räuber losgelassen. Und dennoch verzage ich noch immer nicht für die Zukunft dieses colossalen und seltsamen Landes, dessen Resourcen unerschöpflich sind für das Gute sowohl wie für das Schlechte.

Als charakteristische Episode mag hier eine Wirthshaus-Scene einen Platz finden, welche zwischen einem deutschen Capitain, dem der linke Arm amputirt war, und einem jungen norddeutschen Kaufmannsdiener, stattfand. Es war ein „Ehrenkampf" wer den stärksten Händedruck aushalten könne. Mit verbissenem Grimme drückten sie sich die Hände und Keiner konnte den Andern bieten. Da ließ der Capitän erbos't die Hand seines Gegners fahren und — versetzte ihm eine ziemlich derbe Maulschelle. Entrüstet über diesen unehrenhaften Act, sprang der Jüngling wie ein wüthender Hahn auf ihn zu und rief in Anwesenheit vieler Anderer: „Sie sind ein gemeiner Kerl; Sie sind ein Schweinhund; wären Sie kein Krüppel, würde ich anders mit Ihnen verfahren!" Der Capitain steckte die infamirenden Benennungen ruhig hinter die Epauletten und wollte den Faustkampf erneuern, den der Kaufmann jedoch blos draußen im Hofe eingehen wollte. Aus dem für Männer zu kindischem Scherz ist denn ein für gebildete Männer zu schmählicher Ernst entstanden. Und ich dachte da wieder: „Ja, Heine hat Recht: wir sind alle gleiche Flegel; gleichviel, ob wir im Frack oder in Uncle Sam's Uniform stecken." Ach, der Schulmeister, der Schulmeister! — Reißt Eure Kirchen nieder und lehrt die Jugend Ehre und Moral! Dann wäre es etwa besser werden.

April 1864.

Am 6. April nach Madison gefahren. Die Schienen sind so schlecht, daß sich durch die unsanften Rippenstöße mein hartnäckiger Husten gelöst hat. Ich bin im *Madison House* abgestiegen, das ein Deutscher eignet. Das Haus ist geräumig und wird gut geführt und der deutsche Wirth ist Yankee genug, um $2.50 *per* Tag zu nehmen. Ein Preis, der mit einer in geschäftlicher Hinsicht herabgekommenen Stadt von etwa 12,000 Einwohnern, in sehr ungleichem Verhältniß steht; doch es ist eben das einzige Haus erster Klasse, und so schneidet man denn aus den wenigen Gästen so viel man schneiden kann.

In Madison verlor ich Einen meiner alten Freunde, Herrn Glaß, der als Major in einer Schlacht gefallen ist. Er war ein freier, er war ein braver Mann. Ehre seinem Andenken!

Um nach St. Louis zu reisen, hatte ich 24 Meilen nach North Vernon zurückzukehren, wo die Bahn mit der breitschienigen Ohio und Mississippi Bahn verbindet. In Vernon machte mich mein nächster Nachbar im Waggon auf Morgan's Razzia (*raid*) aufmerksam, deren Absicht, wie er meint, keine andere war, als — Pferde stehlen. Ja, das sind eben auch die christlich-moralischen Lichtseiten des Krieges: man stiehlt was man brauchen kann, und zer-

stört, was Einem schaden könnte, man thut überhaupt Alles kraft des Völkerrechtes unserer Civilisation, was dem Feinde schadet. Und wird diese Kriegsmarime nicht durch Gott selbst gerechtfertigt, der seinen Lieblingen, den Juden, so oft befohlen hat, daß sie stehlen, plündern und morden sollen? Derselbe Gott, der auf die Mosestafel schrieb: „Du sollst nicht tödten," und nachdem er Mensch geworden war als wandernder Jude gelehrt hat: „Liebet eure Feinde; thut wohl denen, die euch hassen!" Wenn nun der liebe Gott der Juden und der Christen ein solches Chamäleon von Widersprüchen ist, was soll, was kann man da von seinen Ebenbildern erwarten?!

Ich kam nach St. Louis, da eben die radikale Partei einen eclatanten Sieg über die *„traitors in heart"* errungen hat. Verräther im Herzen sind alle Jene, so die Republik zu opfern bereit sind, wenn sie nur die Sklaverei retten können. Es wäre ungerecht zu sagen, daß A l l e unsere modernen Demokraten, auch *Copperheads* genannt, Verräther sind, denen die Sklaverei höher steht als die Republik; viele hängen blos am Parteinamen, verdammen den Krieg, hoffen noch immer auf eine Union wie sie war und werden mehr durch den G e r u c h geleitet, als durch Vernunft und Humanität. „Der Neger stinkt eben gar zu sehr," sagen sie — von denen freilich so Manche auch selbst stinken. Man sieht eben den Splitter im fremden Auge, aber nicht den Balken im eigenen Auge.

Ich hatte dieses Mal in St. Louis Nichts zu thun, als einige Freunde zu besuchen, mich in Leinberger's Restauration auf gute deutsche Weise satt zu essen, bei Louis Wolf das *non plus ultra* des *Virginia seedlings* zu trinken und eine Freikarte für die Fahrt auf dem Mississippi nach St Paul zu besorgen.

So ging es denn nach kurzem Aufenthalt, von dem Ex-Socialisten Petelee an Bord des eleganten Bootes „Davenport" begleitet, fort nach Hannibal, im Staate Missouri. Eine sehr anmuthig gelegene und rührige Stadt, wo einige recht intelligente Deutsche wohnen. Mein Plan war, von hier *per* Eisenbahn nach St. Joseph und Leavenworth zu reisen; doch das Wetter war so schauderhaft, die Bahn in so schlechtem Zustande, die sonstigen Zustände in Missouri und Kansas noch immer so precär, daß ich diese Tour abermal zu verschieben für gut fand. Also nach Quincy! Wen treffe ich da im *Quincy House?* Dr. Müller, den famosen Augenoperateur nebst Frau und — einen Ungarn in seiner Gesellschaft. „Eine Flasche Champagner!" war der erste Ruf der Freude des Doktors mit dem „verbrühten Gesichte." Man macht Geld, viel Geld und werden auch nicht alle Blinden sehend gemacht, so bürgt doch der Ruf für glänzende Geschäfte. Mein Landsmann aber rühmte sich eines brillanten Abenteuers zu Davenport mit dem schönen Weibe eines Andern, aus Ravel's Truppe, dessen Folge eine Ueberraschung in *flagranti*, eine Wanderung nach dem Gefängniß und ein Uebereinkommen von zweihundert Dollars war. Der Unitarier-Prediger, Herr Thomas von Chicago, wird sich gewiß seines jüngsten Abenteuers nicht öffentlich rühmen, in Folge dessen er durchbrennen mußte, um der Rache des beleidigten Gatten zu entgehen. Mit Ehrwürdigen Herren hat es eben in ähnlichen Fällen eine andere Bewandtniß wie mit profanen Laien — und die Weiber? nun, die sind alle profan und am meisten profanirt, ja prostituirt sich jenes Weib, das sich verführen l ä ß t und den Verführer (besser gesagt, den Verführten), selbst öffentlich anklagt. Das kann sich blos Dummheit oder Schlechtigkeit zu Schulden kommen lassen. Jede, schreibt Ovid, freut sich, gebeten zu sein; doch heilig sei ihr Recht, füge ich hinzu, zu geben oder zu verweigern. Nur Brutalität allein ist es, so den Mann entehrt.

Des Nachts folgte ich in Schnellschritten dem Porter, der mein Gepäck trug, hinab zur Landung, wo wir stellenweise durch tiefen Koth zu waten hatten. Das Boot landete soeben als wir das Ziel erreicht; doch, siehe da, es ging den Fluß hinunter und nicht hinauf. Dergleichen Fatalitäten gehören mit zu den Unannehmlichkeiten und Beschwerden einer Reise in Amerika wo man, neben der Monotonie im Allgemeinen, des Angenehmen und der Annehmlichkeiten nur wenige findet, die für das Rohe, das Lästige, das Triviale entschädigen. Ich streckte mich denn in einem Gasthaus nahe der Landung in voller Rüstung auf das Bett hin, um für das nächste Boot, das da kommen sollte, in Bereitschaft zu sein. Kaum hatte ich eine Stunde lang geschlummert, als die Höllenpfeife (*whistle*) einer Dampfkönigin mich aufschreckte — und Das war keine Täuschung. Ich legte mich denn zum dritten Mal in's Bett, oder vielmehr auf das Bett, erwachte des Morgens vor Warsaw, und stieg, durch ein herrliches Frühstück restaurirt, zu Keokuk an's Land. Auf Einem von den Eiern, das uns der Kukuk in's Freiheitsnest gelegt hat, um es auszubrüten, sitzen zu Keokuk noch immer an 500 Invaliden. In der That, ein kläglicher Anblick, traurige Zustände!

Auf der Fahrt von Keokuk nach Fort Madison traf ich mit einem jener meiner „Verehrer" zusammen, die mir sagen, ich sei der größte Philosoph; woraus ich natürlich zu schließen habe, daß sie selbst auch große Philosophen sind. Doch dieser große Philosoph, der die Fackel fast auswendig gelernt hat, ist trotz alledem nichts weniger als Naturforscher oder Cosmopolit; denn er behauptet, auf demokratische Gründe gestützt, der Neger sei kein Mensch, der mit Weißen gleiche Rechte haben könne, weil — e r s t i n k e. Ach, stinke — dachte ich, und wünschte mir ein Fläschchen *Eau de Cologne*; denn es stank eben in meiner Nähe im Waggon ganz abscheulich nach Schweiß eines Weißen. Solche große Philosophen gleichen Kindern, die eben zum S e l b s t b e w u ß t s e i n des Ich gekommen innerhalb der beschränkten Grenze des Individuums sich bewegen und nicht fähig sind, die Natur *in concreto* durch Re-

flerion zu betrachten und mit dem großen Universal=Wir zu verschmelzen.

Via Burlington und Muscatine auf den Wogen des Vaters der Ströme nach Davenport hinaufgefahren. Mein Aufenthalt in diesen Städten war diesesmal so kurz, daß ich Nichts darüber zu bemerken habe, als daß ich sehr bedauerte, nicht Einen Tag später nach Davenport gekommen zu sein, um im Theater einer Vorstellung beizuwohnen. Außer einigen sehr guten Dilettanten sind eben Hr. Schauspieler Pfeiffer, Frau und Fräulein Pfeiffer hier engagirt, alle Geweihte der Kunst und Thalia's, sowie des Publikums, Lieblinge.

Die Sehnsucht, nach acht Wochen meine Familie wieder zu sehen, absorbirt alles sonstige Interesse und so ziehe ich denn, ohne sonstiges Streifen im Gebiete meiner Reise, ruhig über Dubuque, der Katholischen, und Guttenberg, der gemüthlichen Deutschen, nach St. Paul hinauf. Und es fehlte wieder kein Haupt; doch das Heft der Fackel war noch nicht fertig; denn Herr Hofer, der sie setzt, war krank. Ich griff denn einstweilen zu Schaufel, Rechen und Spaten und bestellte den Garten, in dem dieses Jahr bei den hohen Marktpreisen, das Angenehme wieder dem Nützlichen untergeordnet werden muß so daß die Blumen es sich gefallen lassen müssen, in der plebejischen Gesellschaft von Kohl und Bohnen und sonstigen Vegetabilien zu blühen.

Im Garten ist es so ruhig, so still und nur noch wenige Sänger der Luft verkünden uns den Frühling. Aber im großen Garten der Union, da schreitet noch der Würgengel des Krieges einher, und der Krieg, dessen Dauer ich, bei Ausbruch desselben, auf fünf bis sieben Jahre festgesetzt habe, ist nach drei Jahren noch lange nicht vorüber. Man setze keine zu sanquinischen Hoffnungen in den Generalissimus Grant und täusche sich nicht über den Süden, der einer kräftigeren Hand als der eines Lincoln bedarf, um ihn *de facto* zu besiegen. Halbe Maaßregeln reichen nicht aus und wer Das noch immer nicht einsieht, den halte ich für incurabel.

Der Doctor und die Fackel.

East-Saginaw, Mich.
März 2. 1864.

Herrn Samuel Ludvigh!

Ich sende Ihnen hierbei die gestern erhaltene Januar Nummer des 16. Jahrgangs der „Fackel" mit dem Bemerken zurück, daß ich den in derselben enthaltenen Gemeinheiten keinen Geschmack abgewinnen kann und ersuche Sie deshalb, mich mit dem ferneren Zusenden derselben zu verschonen.

Bernhard Heise,
Dr. med.

—

Erwiederung.

In der That so, Herr *Doctor medicinae?* Also Gemeinheiten enthalte, nach Ihrem ästhetischen Begriffe, die „Fackel"? Hätte sehr gewünscht, mich in Ihrem Schreiben mit einem Auszug irgend einer Gemeinheit zu erfreuen. Ich hasse Nichts mehr als Gemeinheiten und protestire dagegen im wahren Sinne dieses Wortes, daß die „Fackel" Gemeinheiten enthalte. Sie scheinen den Unterschied zwischen Gemeinheit und feiner Zotologie nicht zu kennen; sollten aber wissen, wenn Sie Anspruch machen auf wissenschaftliche Bildung, daß es Männer gab und noch giebt, die geistig und moralisch eben so hoch, ja noch höher stehen als Sie, Männer von anerkannter Classicität, die sich in ihren Schriften weder der Zotologie noch der Frivolität schämen, wohl wissend, daß dem Keuschen Alles keusch. Nur der Prüde affektirt Keuschheit, ohne sie zu besitzen.— Ist die „Fackel" wegen seiner zotologischen Anspielungen im Wort gemein, so müssen Sie als *Accoucheur* u. *Veneris assistens*, in der That, das gemeinste Subject auf Erden sein.

Haben Sie je eine Universität besucht? Haben Sie je ein anatomisches Cabinet gesehen? Haben Sie sich je in höheren Circeln Europa's bewegt?

Verstehen Sie Latein? Haben Sie in dieser Sprache Petronius und Ovidius gelesen? Haben Sie je von Martial's Sathren gehört? Kennen Sie Luther's Sprache, dem wir die Reformation verdanken? Haben Sie Julius Weber, Wieland und Byron gelesen und — die Bibel? Wissen Sie nicht, daß Schiller, Bürger und Stollberg bei guter Laune sich in der Zotologie ergötzten? — Und so denn *adieu*, meine züchtige Base in der männlichen Gestalt eines *Doctoris medicinae, adieu! Odi profanum.*

Schließlich empfehle ich Ihrem Zartsinn die Werke von Chevalier Faublas und Habermandel's Gebetbuch.

Samuel Ludvigh,
Dr. jur.

—

Für die Fackel

Wunder in der Insektenwelt.

Auf Spaziergängen bearbeitet.

Von

Carl Funke,

ord. Mitglied des entomol. Vereins zu Stettin. Lehrer in Louisville, Ky.

—

Seit längerer Zeit machten wir Reisen, Reisen durch das Weltall. Natürlich; denn es handelt sich um die unermeßlich großen Weltkörper. Nun wollen wir uns auf bloße Spaziergänge beschränken; denn wir möchten auch gerne Etwas von den kleinsten Geschöpfen mittheilen.

An den Werkeltagen arbeiten wir, wie recht und billig. Dann kommt aber auch ein Ruhetag, der Sonntag, wie es nothwendig ist. Du, mein Freund, gehst nun, wenn Du den Wochenstaub abgewaschen und den Hut gebürstet hast, in die Kirche,

—

☞ Sollten unter den geehrten Lesern Käfersammler sein, so ersuche ich sie dringend und ergebenst um eine Zuschrift, um, wenn gefällig, einen Tauschverkehr einleiten zu können.

Carl Funke,
Lehrer in Louisville, Ky.

um dort einen Mann zu sehen, der sich in eine ganz fremde Haut gesteckt hat, die vielleicht, wenn Du ein Katholik und in der katholischen Kirche bist, ein sehr buntes und schillerndes Ansehen hat, so daß der Mann ganz anders aussieht, als an Werkeltagen auf der Straße. Ich weiß aber wohl, Du gehst weniger des Sehens wegen hin, als um des Hörens willen. Denn was er spricht, ist Dir sehr erbaulich und tröstlich und meist unbegreiflich. Wenn er Dir es nicht klar beweis't, als wäre er dabei gewesen, daß Gott die Welt aus „Nichts" schuf, und zwar in sechs Tagen, so preis't er vielleicht die Tugenden der alten Patriarchen, z. B. des Noah, des Jakob u. s. w., oder die Tugenden und die Gottesfurcht der Könige, z. B. eines David oder Salomo. Vielleicht will er Deinen Glauben befestigen und spricht über die Wunder, als hätte er sie selbst gesehen, wie z. B. daß Elias auf einem feurigen Wagen direkt in den Himmel hinauskutschirte, oder daß sein zweiter Gott durch eine Wolke dahin gebracht wurde; oder daß seldiger Herr Jesus mit einem Wort Todte lebendig machte und mit Speichel Blinde sehend! (Verständen doch dies unsere Doctoren der Medicin und Philosophie! Schade, daß die Recepte verloren gegangen sind). Schließlich aber sagt er, heut zu Tage giebt es keine Wunder mehr. Laß Dich nur nicht durch das Geschrei der Spiritualisten ꝛc. in Deinem Glauben irre machen, die jeden Verstorbenen herbeicitiren und zum Sprechen zwingen können. Sie geben nur vor, solche Wunder wirken zu können, während die in alten Zeiten geschehenen uns in der Bibel, die doch ganz gewiß wahr spricht, erzählt werden. Und dann gehst Du, ganz zufrieden mit dem Ungeheuren, das Du gehört, nach Hause und — vergißest es.

Wenn es das Wetter und die Gebrechlichkeit meiner älteren Tage erlauben, so gehe ich auch jeden Sonn- und Feiertag in den Tempel. In den **Tempel**, der da beginnt, wo das Geräusch der Stadt und des menschlichen Treibens endiget, in die freie Natur, in den einsamen Wald, an das wogende Wasser, an den bröckelnden Fels. Da giebt es aber Wunder nichts als Wunder; so viele Wunder, daß Du nicht Zeit hast Dein Erstaunen auszusprechen.

Komm, mein Freund, ich bitte Dich, begleite mich einmal, wir wollen unsere Aufmerksamkeit den kleinen, oft sehr unscheinbaren Thieren zuwenden, wir wollen einige **Wunder der Insektenwelt** kennen lernen.

—

Erster Spaziergang.

Es ist doch ein herrlicher Frühlingsmorgen; freut es Dich nicht, daß Du mit mir gegangen bist?

Ja, gewiß; es ist Alles so schön frisch und grün um uns her. Ich möchte nur, daß wir bald von diesem sandigen Wege abkämen.

Nun, sei zufrieden, bald gehen wir durch ein Feld in den Wald. Sieh', sieh'!

Ja, sie ist schon fort und fliegt gerade vor uns her, und hat es schon eine ziemliche Strecke so gemacht.

Wer — sie? —

Nun, die große grüne Fliege, die eben wieder vor uns auffliegt.

Wir wollen sie gleich haben — da, — da ist sie in meinem Schöpfer.*) Hast Du aber schon eine solche Fliege gesehen?

Nein; ich sehe auch jetzt, daß es keine Fliege ist.

Nun, so höre, daß dies ein sehr arger Raubkäfer ist (*cicindela*), der **Sandlaufkäfer**. Was ihm von Insekten und kleinen Würmern in den Weg kommt, das mordet er. Und kommt ihm Nichts in den Weg, so fängt er in seinem schnellen, geradeausschießenden Fluge sich so viel er bedarf.

Ich sehe nun auch, daß es ein sehr schöner Käfer ist.

Gewiß, es giebt viele Arten, aber alle haben sie grüne oder goldene, oder bronzene, oder blaue Farben.

Wie kommt es denn aber, daß er sich nicht von diesem Sandwege wegmachte?

Dies scheint sein Hauptelement zu sein, obschon wir ihn auch im Walde, namentlich den schönen grünen mit den weißen Tupfen, in alten umgefallenen Bäumen finden werden.

Und was kann er wohl dort machen?

Er wühlt sich in den Holzgängen größerer Insekten fort, um die kleineren, die sich unter der Rinde aufhalten, zu erjagen. Doch ist er auf Wegen und Plätzen, wo wenig oder gar kein Pflanzenwuchs ist, am liebsten. Und Das zeigt Anhänglichkeit an den Ort, wo seine Wiege war.

Wie so?

Nun komme hierher, wo sonst Niemand geht. Siehe dieses kleine Loch. Paß' wohl auf, da kommt eine kleine Ameise. Sieh', sieh'; sei still. Jetzt — patsch — da ist sie drinnen. Nun das Messer her. Hier siehst Du diese weiße Larve, sie ist der spätere Käfer. Sie streckt nie Etwas weiter aus ihrem Loche, als halbwegs den Kopf mit den scharfen Fangzangen, um alle unschuldigen Insektenspaziergänger zu morden. Und dadurch werden Larve und Käfer unsere, der Gärtner und der Bauern Wohlthäter. Und siehst Du dies diesem kleinen, unscheinbaren Wurme an?

Nein gewiß nicht; ich hätte es kaum geglaubt, wenn ich es nicht gesehen hätte.

Doch nun laß uns nach dem Walde gehen.

Nun, der nächste Feldweg bringt uns am schnellsten hin; ich war ja oft genug hier. — Aber sehen Sie einmal dies Roggenfeld an; die Frucht steht nicht gut aus und doch ist der Boden gut. Ich möchte wissen, wie das zugeht.

Leider sehe ich es und kann Dir auch die Ursache sagen. Es ist auch ein Käfer und im Herbste dessen Larve. Wir treten zwar einige Halmen nieder, aber ich werde einige fangen. — Da ist einer. — Dieser schwarzbraune, noch keinen Zoll

*) Ein Instrument, um Käfer zu fangen.

lange Käfer (*sabrus*) Wurzellaufkäfer, zehrt von den Getreidehalmen. Am Tage sieht man ihn nicht so häufig, denn da verkriecht er sich unter Erdklumpen und Steinen. Nachts aber kommt er hervor und ist in seinen Verwüstungen um so eifriger. Dennoch thut er weniger Schaden als seine Larve. Diese tödtet die Pflanze schon im Herbst, indem sie der Wintersaat die Wurzeln abnagt. Die Bauern aber verschimpfiren den Maulwurf deshalb.

Da geht es dem Maulwurf wie den Schullehrern. Wenn die Kinder roh, lügnerisch u. dgl. sind, so sind sie es nicht daheim oder bei der Straßentümmelei geworden, sondern in der Schule, und — der Lehrer ist — der Maulwurf.

Laß gut sein. Vor 400 Jahren war es schlechter, und in 300 Jahren wird es besser sein. — Doch wieder zu unserm *Zabrus*. Er hat einen mächtigen Feind an dem Goldkäfer oder der Goldhenne (*cacabas*). Die Natur hat ihre eigene Polizei, aber eine recht gute. — Doch diesen Goldkäfer sollst Du auf einem andern Gange in meinem Tempel der Wunder selbst beobachten. Nun aber laß uns in diesen Hochwald schreiten. Ehe wir aber den Berg hinaufgehen hilf mir hier unter den nicht zu großen Steinen einen Käfer suchen. Er ist nicht ganz einen halben Zoll lang, die Flügeldecken sind stahlblau und Kopf und Brust rostroth. Laß sie nicht fort, wenn Du ihrer findest.

Oh!

Was ist denn los?

Ach, diese kleine Bestie! Wie ich ihn angriff, — ja, wie soll ich sagen, — gab er eine Art kurzen Pfiff, oder Knall, oder so etwas mit einem blauen Dampf aus seinem Hintern von sich und mir brennt die Haut davon.

Ha, ha, ha! Das ist der kleine Bombardierkäfer, den ich suche, und der sich gegen Dich nur wehren wollte. Er ist zwar selbst ein Raubthier, wird aber doch oft von größeren Räubern verfolgt. Weiß er sich nicht mehr zu helfen, dann spritzt er seinem Verfolger eine Ladung in's Gesicht, und ist bei seinen schnellen Füßen in irgend eine Ritze oder unter einen Stein entwischt, ehe sich dieser von seinem Schrecken erholt.

Das ist doch wunderbar!

Laß uns hier unter dieser Eiche niedersetzen und ein wenig ruhen.

Ja; doch sehen Sie hier diese schönen goldgrünen Käfer, die an dem Baum auf und ab laufen. Was sind das für welche?

Nun, Freund, sieh einmal über Dich.

Herr meines Lebens! Was für eine Menge Raupen!

Nun höre! Die Natur hat für jedes Gift ein Gegengift. Gegen diese Raupen, die den Baum tödten würden, ist es dieser Käfer, Raupenjäger (*sycophanta*). Er jagt, namentlich Morgens und Abends, unermüdlich nach Raupen und tödtet ohne Erbarmen, was er erwischt. Eine andere Art dieses Sycophanten wird uns noch wohlthätiger. Du hast sicherlich schon Roggenfelder gesehen in denen der Kornwurm wüthete. Dieser Kornwurm ist nichts anderes, als eine Raupe, die einen künftigen Schmetterling enthält. Ist sie in großer Menge da, so ist auch gewiß jener Sycophant, der aber nicht grün aussieht, wie dieser hier, sondern violettschwarze, mit Goldgrübchen besetzte Flügeldecken hat, in Menge da und sucht geschäftig am Boden und an den Halmen unsern Feind auf. Und die Hauptsache ist, daß er damit auch zugleich die Brut tödtet. Unsere Bauern meinen, wenn sie das Getreide mähen, so sei der Feind vernichtet. Mit nichten, der Sycophant fällt den Feind.

Ei, da sollte man das Thierchen —

Nun es legt sich schon von selbst; aber man sieht, wie wenig diese Leute Beobachtungsgabe haben, wenn sie diese und andere nützliche Thiere mit dem Fuße zertreten. Gerade so, wie wenn sie Kröten, Frösche und Schlangen verfolgen und unerbittlich tödten, die doch ihren Früchten so außerordentlich nützen.

Aber da bin ich doch anderer Meinung. Diese garstigen, kalten, giftigen Schlangen muß man doch tödten. Es steht ja in der Bibel geschrieben, — und sie soll dich in die Ferse stechen!

Ach, mein lieber Freund, Dein lieber Herrgott redet dort wir ein unverständiges Kind, das nicht weiß, was es die Stunde vorher gesagt hat.

Ja, wie so?

Dein Glaube ist es doch noch, daß Dein Herr Gott jedes Thier schuf; also hat er auch die Schlangen geschaffen. Nun hat er ihr aber Zähne wachsen lassen, wenn gleich nicht zum Kauen, und nicht einen Stachel. Und da spricht er, sie soll stechen!

Nun, beißen oder stechen — sie sind doch giftig!

Du hast Recht, es sind einige giftig, und wenn Ihr nicht so träge wäret, so lerntet Ihr sie kennen und möchtet sie tödten, um die unschädlichen, nein, die uns nützlichen laufen zu lassen.

So ist es auch mit diesen Käfern und andern. Wovon Euch Halbblinden der Nutzen nicht eben in die Augen springt, das ist schädlich oder gefährlich und muß getödtet werden. Es giebt noch viele Arten der Landkäfer, die alle ohne Ausnahme der Forst- und Landwirthschaft großen Nutzen bringen. Ihr bemerket freilich wenig davon, da sie meist nur des Nachts auf ihren Raub, Insekten und ihre Brut, ausgehen, während sie am Tage unter Stock oder Stein, Laub oder Moos, unter Erdklumpen oder Baumwurzeln sich verbergen. Doch laß uns weiter. Wenn wir an diesem Bache fortgehen, kommen wir an einige große Ameisenhaufen, wo ich gern etwas suchen möchte.

In Ameisenhaufen? Was soll da drin sein, als Ameisen?

Nun nur weiter, Deine eigenen Augen sollen Dir Räthsel aufgeben.

Aber sehen Sie hier diese Silbertropfen im Wasser? Und so wahr ich lebe, sie verschwinden und kommen wieder!

Ich will Dir einige herausholen, und Du siehst nun daß es kein Silber, wie es schien, sondern ein kleiner Wasserkäfer, Taumelkäfer (*gyrinus*) ist, der äußerst behende auf dem Wasser umherschießt, und untertaucht. Und dabei sucht er sich winzig kleine Wasserthierchen zu ihrer Nahrung. Von den vielen Wasserkäfern giebt es aber einen, der sich in größeren Teichen aufhält (*dytiscus*), welcher der Fischbrut ungeheuren Schaden thut. Er ist 1½ Zoll lang und über einen Zoll breit. Der kann schon was vertilgen. Da sind wir schon am Ziele. — Ameisenhaufen Nr. 1.

Ich will hier stehen bleiben und so lange warten.

Aber warum? Komm' doch her und siehe!

Nein, nein, sie kneipen und beißen!

Dann binde Dir die Rockärmel zu und unten die Beinkleider. Man gewöhnt sich in fünf Minuten daran; nur sind sie unangenehme Gäste, wenn man sie mit nach Hause und in's Bett bringt. Dort sind sie unleidliche Bettgenossen.

Sie wühlen so mit den bloßen Händen darin? Aber da, da ist ein Ameisenkönig!

Wieder ein neues Stück Volksunwissenheit! Tausend und tausendmal hast Du auf den Rosenbüschen einen schönen, etwa ¾ Zoll langen, ovalen, goldgrünen Käfer gesehen. Dieser, Dein Ameisenkönig, ist seine Larve, und findet sich meist in Ameisenhaufen. Ehe sie aber der schöne Käfer wird, verpuppt sie sich und macht dazu eine Kugel aus kleinen Holzstöckchen und Erde, welche sie zusammen leimt. — Siehe hier weiter diese kleinen, langen und schmalen Käferchen (*myrmedonien*) die beinahe selbst wie Ameisen aussehen. Da trägt einer eine Ameise fort.

Doch hier ist nichts weiter zu machen. Komm! Hier — Ameisennest Nr. 2. — Wenn ich diesen flachen Stein aufhebe, so wirst Du ein Gewimmel kleiner, gelber Ameisen sehen. Paß' auf ihr Thun auf.

Hier tragen einige sehr kleine gelbe Thierchen fort.

Ja, das ist wahr, und auch graue Thierchen. Sie bekümmern sich gar nicht um ihre Puppen, nur um diese Thierchen. — Und nun komm' noch hierher. An dem untersten Stamm dieser Pappel Ameisennest Nr. 3.

Das sind doch nicht lauter Ameisen?

Nein, da sind sehr viele Käfer darunter. Von der einen Art, es ist ein Rüsselkäfer (*cossonus*), sind fast eben so viele, als Ameisen.

Aber was machen denn nun eigentlich alle diese Thierchen unter den Ameisen?

Ich habe diese Frage erwartet; doch laß' uns da auf den umgefallenen Baum niedersitzen. Meine Kniee schmerzen. — Du weißt doch, daß ein jeder Käfer nicht gleich als Herr Käfer oder Frau Käferin geboren wird. Du weißt, es ist erst ein Ei da, daraus wird eine Made; sage aber lieber und besser eine Larve. Die Larve, welche gewöhnlich ein ungeheurer Fresser ist, stirbt scheinbar, indem sie sich auch ihren eigenen Sarg zimmert, d. h. sie verwandelt sich in eine Puppe. Erst aus dieser ersteht der Käfer.

Ich habe nun bereits über 250 Käfer, oder deren Puppen, oder deren Larven beobachtet, und die Ergebnisse sind bis jetzt folgende:

Einige Larven und Puppen verderben in der Feuchtigkeit und Kälte, wie z. B. Dein Ameisenkönig (*cetonia*). In der Tiefe der Ameisenhaufen, durch die über einander befindlichen Gänge und Stockwerke vor aller Kälte und Nässe geschützt, finden sie einen zu ihrer Verwandlung geeigneten und zugleich warmen Aufenthalt. Da nun diese Larven und Puppen nichts Feindseliges gegen die Ameise unternehmen, so werden sie eben wie ein Miethmann geduldet.

Einige der Käfer aber, die sich an der Außenseite und den Rändern der Ameisen-Colonien aufhalten, und die Räuber sind, erhaschen sich eine Ameise auf dem Wege, die in ihrer emsigen Geschäftigkeit die Lebensgefahr nicht berechnet, und verspeisen sie. Du sahest es selbst.

Ganz recht! Wir sahen aber eine große Menge kleiner Käfer, die den Ameisen nichts thaten, und welche von den Ameisen nicht belästigt wurden. Ja, wir sahen solche, die von den Ameisen eher beschützt wurden. Wie ist das?

Wohl! Es leben viele Insekten in den Colonien der Ameisen mit diesen in Freundschaft. Meine und Anderer Beobachtungen lassen mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein Theil von ihnen den Excrementen der Ameisen nachgeben Andere mögen wohl blos durch den Wohlgeruch (*aroma*) der Ameisen angezogen werden und mit einem gewissen Wohlbehagen unter ihnen verweilen.

Die kleinen gelben Thierchen aber, die Du durch die Ameisen wegtragen sahest, sind auch Käferchen, Keulenträger (*claviger*), so genannt, weil seine kleinen Fühler (das ganze Thier ist nur ¾ Linien lang), einer Keule ähnlich sind. Das, von einigen andern werde ich Dir später erzählen), das ist die Milchkuh der Ameisen. Sie streicheln ihn mit ihren Fühlern, das mag ihm wohlthun und nun schwitzt er aus seinem Körperchen einen Saft, den die Ameisen begierig ablecken. Doch sind sie nicht undankbar; denn sie füttern sie gar sorgsam und hegen und pflegen sie Das Uebrige hast Du selbst gesehen.

Das ist wunderbar! Wer lehrte sie Das, da sie doch keinen Verstand haben?

Ei ja, Du weiser Salomo! Nur Du hast Verstand in Deinem großen Körper! Sahst Du nie das Treiben der Hunde, der Katzen, mancher Vögel, bei der Auswahl des Platzes, wohin sie die Wiege ihrer Kinder hinstellen wollten? Hast Du nie die Freude und Trauer des Pferdes beachtet? Hast Du nie das Thun der

Henne mit ihren Küchlein im Glück und Gefahr angesehen? Hast Du noch nicht den Fuchs auf seiner Jagd oder in seiner Noth gesehen? Geh, geh! Ueber Dich hinauf, als Gläubigen, gibt es Stufen des Verstandes bis zum Engel, sogar bis zum Teufel; unter Dich hinunter gehen aber keine! Ei pfui! So stehst Du auf einer sehr niedern Stufe; denn viele Thiere übertreffen Dich mit ihrem Scharfsinne. Wie kann man so gedankenlos sein!

Ei nun, das ist ihr Instinkt.

Ja Du kluger Mensch, da bist Du schnell fertig; sage nur, das ist ihr Instinkt.

Ich sah einmal einen Elephanten, der recht schöne Schaustücke gelernt hatte. Wir waren nur wenige Besucher und gaben bei unserem Weggehen dem Wärter ein besonderes Trinkgeld. Einem meiner Freunde fiel ein Geldstück herunter und rollte in die Kante zwischen Diele und Wand. Als es der Wärter aufnehmen wollte, baten wir ihn, er solle es den Elephanten thun lassen. In Verlegenheit gestand er, Das habe sein Pflegbefohlener nicht gelernt. Wir ließen dem Koloß eine Flasche Branntwein bringen und der Wärter mußte ihm das Zweigroschenstück zeigen und aufnehmen heißen. Der Künstler angelte und angelte, allein sein Rüssel blieb zu dick, als daß er hätte daran kommen können. Er gab es auf, und während wir uns darüber unterhielten, wiegte er sich auf seinem mächtigen Untergestelle. Plötzlich aber fing er an so heftig gegen die Wand zu blasen, daß das Stück Geld herüberfuhr, von wo er es mit Leichtigkeit aufnahm. Das ist Instinkt, nicht wahr? Nur Du und Deine zweibeinigen ungefiederten Mitthiere, Ihr habt Verstand!

O ja! Dein Verstand aber ist kleiner als ihr Instinkt. Du issest und trinkest Gift; die Kuh und das Schaaf aber nicht. Geh,' geh', und denke nach über Deinen Verstand und den Instinkt.

Aber ich glaube, es ist Zeit, daß wir uns auf den Rückweg begeben, die Sonne sinkt, die Wipfel der Fichten dort oben sind schon roth vom Abendsonnenschein.

Ja, ja, Freund, und werden roth bleiben die Nacht und morgen früh, und den ganzen Tag und den ganzen Monat. — Komm näher! Siehe diese Menge kleiner Löcher in der Rinde dieser Fichte. Wir wollen ein Stück ablösen. Nun siehe diese wunderlichen Gänge, von denen aber keiner den andern berührt. Verfolgen wir ein'n bis an's Ende. Nun, da haben wir's; da sitzt die Larve und will sich verpuppen.

Warum stirbt denn nun aber der Baum ab?

Siehst Du nicht, daß Rinde und Holz so zerlöchert sind, daß die Zellen des Holzes auslaufen., daß der Saft also nicht in die Höhe steigen kann, daß der Baum also von oben herunter abstirbt? So gehen durch dies kleine Thierchen, den Borkenkäfer (*bostrichus*), zuweilen große Waldungen zu Grunde.

Wo ist denn aber da das Gegengift der Natur?

Den Hohn auf Dich selbst! Die Spechte klopfen schon die Larven heraus und andere insektenfressende Vögel lesen die Käfer schon ab von den Bäumen. — Den Hohn auf Dich selbst! Warum gestattest Du, daß Deine Jungen, die etwas Besseres gelernt haben sollten, hinausgehen und schießen diese Vögel in ihrer so nützlichen Beschäftigung? Ist's nicht so, als wenn der Bauer über die Unzahl Mäuse auf seinem Felde klagt und doch jede Krähe herunterschießt, der er nur immer beikommen kann?

Nun, so komm weiter. Alles Klagen nützt nichts; es wird doch nicht anders, als bis in den Schulen ein besserer Unterricht über die Haushaltung der Natur ertheilt wird. Das wird freilich noch lange dauern, da unter Tausend Lehrern 999 sind, die selbst nicht mehr davon wissen, als ihre Zöglinge. Wir wollen unsern Weg wieder durch jenes Büschchen zurücknehmen.

Warum? Sie fanden ja nichts dort!

Ich hoffe aber jetzt zu finden. Sahst Du nicht das todte Eichhörnchen liegen heute früh?

Ja; was ist damit?

Du sollst es jetzt suchen.

Wollen Sie es mitnehmen und braten?

So seid Ihr nun! Was nicht zum Essen oder doch sonst unmittelbar dient, das ist für E.ch nicht da, und verachtet doch und scheut Euch, das schmackhafte Fleisch einer großen Menge von Thieren zu essen, da es — nicht gebräuchlich ist. Nein, ich will es nicht essen. Du aber sollst ein neues Wunder sehen.

Es ist aber nicht mehr da. Hier hat es gelegen. Ein Fuchs wird es geholt haben.

Nun so müssen wir es anderswo suchen. Nimm hier diesen breiten Meissel, und stich hier, wo sie locker ist, die Erde heraus.

Wahrhaftig, da liegt es. Wer kann sich aber die Mühe genommen haben, das Aas zu begraben?

Thiere, die ein großes Interesse dabei haben. Siehe hier diesen schönen gelb- und schwarzgestreiften Todtengräber (*necrophoous*). Da sind auch schwarze, — eine zweite Art. Sieh' nun ihre Füße an; sie sind ganz zum Graben eingerichtet, oder vielmehr zum Scharren. Ihr feiner Geruch bringt sie aus weiter Ferne her. Sind ihrer so viele, daß sie dem Werke gewachsen sind, so kriechen sie unter das Thier und fangen an fleißig zu scharren. Das kleine Aas sinkt immer tiefer, bis es am Ende unter dem umgebenden Boden ist. Nun legen sie ihre Eier hinein und die später auskriechenden Larven haben dann sattsam Nahrung. Haben sie sich ihrer Eier entledigt, so scharren sie auch wieder Erde darauf, damit nicht ein aasfressendes Thier komme und dies sammt ihrer Brut vertilge; und so hast Du denn das Begräbniß, wie Du es eben gefunden. Ja, das Wunderbare

acht noch weiter. Diese Käfer untersuchen, ehe sie an ihr Geschäft gehen, erst den Grund umher, und, finden sie Steine, schleppen das Aas an einen Platz, wo sie durch nichts in ihrer Arbeit gehindert werden. Hat ihnen auch ihr Instinkt von vornherein gelehrt, daß der Stein für ihre Füße zu hart sei?

Ihre Arbeit wird uns übrigens auch noch nützlich; denn das Aas verpestet nicht die Luft, wie uns denn durch Verzehrung von Aas eine ganze Menge anderer Käfer nützlich werden, z. B. die Silphen u. s. w.

Dasselbe ist auch mit den vielen Arten von Mistkäfern der Fall, die eine unglaubliche Menge Mist von Pferden, Kühen, Schweinen u. s. w. verzehren.

Nun, da habe ich mich schon oft gewundert über den schwarzen Käfer, der aus dem Kuhmist Kugeln macht und dann umherwälzt. Was macht er damit?

Diese Käfer sind wie gute sorgsame Aeltern, die ihre Kinder gut zu betten trachten. Sie nehmen einen Theil des Mistes, ballen ihn mit Füßen und Kopf zusammen, dann legt die Mutter ein Ei hinein und formen ihn nun zu einer völligen Kugel, daher sie gewöhnlich Pillendreher heißen. Damit sind sie aber nicht zufrieden. Hier könnte ihrer Nachkommenschaft Leides geschehen. Sie wälzen die Kugel nun fort, das Eine zieht, das Andere schiebt bis sie dieselbe an einen meist hochgelegenen, trockenen und sichern Platz haben. Ich habe es schon gesehen, daß sie eine solche Kugel auf Hügel von mehr als fünfzig Fuß Höhe gewälzt haben. Oft rollen sie sammt ihrer Last fußweit zurück, da sie nicht leicht loslassen; dann fangen sie unverdrossen immer wieder von vorn an (darum *sisyphus*), bis sie endlich den gewünschten Platz erreicht haben. Dies Wälzen hat noch den Vortheil, daß sich mit der äußeren Schicht Staub verbindet, wodurch eine harte Kruste entsteht, die dem Regen trotzt. Wenn nun später die Larve aus dem Ei kriecht, so verzehrt sie ihre eigene Wiege, die auch Stoff genug liefert.

Nun möchte ich noch etwas wissen. — Wie kommen denn die Maden in die Aepfel, Birnen, Pflaumen, Haselnüsse ꝛc.?

Ich will Dir das bei einem späteren Spaziergange erklären. Aber jetzt noch Etwas über das oft ungeheure Herabfallen der Blüthen, ohne eine kleine Frucht zurückzulassen. Du wirst zur Zeit der Blüthen eine Menge kleiner Rüsselkäfer (*rhynchites, antonomus*) in ihnen finden. Diese legen ihre Eier in die Knospen der Blumen, also in die kleinen Aepfelchen ꝛc. Aus dem Ei schlüpft die Larve und nährt sich im Innern derselben, bis ihre Zeit zur Verpuppung kommt, und dies geschieht, wenn die Blumen verblühen und herabfallen. Die Larven verpuppen sich in der Erde. Mit der Blume ist aber auch zugleich die künftige Frucht abgefallen. Bei dem Haselnußbohrer ist es noch etwas Anderes. Er sticht mit seinem langen feinen Rüssel ein Loch in die junge, noch weiche Nuß und legt ein Ei in dasselbe. Die ausgekommene Larve zehrt nun von dem Inhalte der wachsenden Nuß, bis ihre Zeit zur Verpuppung kommt. Da frißt sie sich durch die Schale, läßt sich zu Boden fallen und verpuppt sich auch in der Erde. Oft finden wir aber auch die „Made" noch in der Nuß; dann war ihre Zeit zur Verpuppung noch nicht da, und dann bemerken wir aber auch kein Loch in der Nuß; denn Das, welches die Mutter gebohrt hatte, ist verwachsen.

Dies Jahr bekommen wir auch wieder die Plage der Maikäfer; es ist ein Schaltjahr.

Was hat Das damit zu thun?

Nun, alle Schaltjahre kommen die Maikäfer in solcher Unmasse.

Schaltjahr oder nicht! Maikäfer haben wir alle Jahre; doch trifft es sich, daß in manchen Jahren, deren Vorgänger der Entwickelung des Käfers (*melolontha*) günstig waren, sie in sehr großer Anzahl erscheinen. Das hat aber seinen Grund in der Entwickelungsgeschichte des Thieres. Das Maikäferweibchen macht in Wiese oder Feld ein Loch und legt seine Eier hinein. Die nächsten zwei Jahre lebt und wächst die Larve (Engerling) in der Erde, während welcher Zeit sie die Wurzeln der Pflanzen abfrißt und oft ungeheuren Schaden anrichtet. Das nächste Jahr kommt aus der im Herbste entstandenen Puppe der neue Maikäfer. Die Engerlinge thun so viel Schaden als die Maikäfer, wohl noch mehr!

Da legt man aber doch wohl den Engerlingen zu viel zur Last. Einen guten Theil davon sollte wohl der Maulwurf tragen, den ich immer da gefunden habe, wo auch viele Engerlinge waren.

Nichts glaube ich Dir lieber, als daß Du den Maulwurf da gefunden hast, wo viele Engerlinge waren. Wenn Du aber behauptest, er fresse Wurzeln, so kannst Du auch mit demselben Rechte sagen, der Löwe fresse Heu! Der Maulwurf ist ein Raubthier, wie Letzterer; dieser jagt auf der Erde, der Maulwurf in der Erde, also auch nach Engerlingen. Wenn Du einen gefangen hast, so schneide seinen Magen auf und Du wirst finden was er verzehrt hat. Nein, er, die Krähen, die Staare und die früher erwähnte Goldhenne, Goldhahn, Goldkäfer (*carabus auratus*) diese sind die besten Vertilger der Engerlinge und der Maikäfer. Dieser schöne, in Deutschland heimische und fast überall gemeine Käfer, streift auf Wegen und Stegen umher, wo Bäume sind, wirft der Wind einen Maikäfer herunter, so ist er wie der Blitz da, und frißt sich hinten fest und frißt sich in den Käfer hinein, indem er sich immer von ihm fortziehen läßt. Ich habe solche Gespanne gesehen, wo der *Carabus* den ganzen Leib des Maikäfers aufgefressen hatte und noch unter dem Brustschilde seine Mahlzeit fortsetzte, und das Bruchstück von Maikäfer schleppte sich noch immer fort. Wirft ihm aber der Wind keine Beute zu, so holt er sie selbst.

Noch besser wußte die Gräfin von W. in Sachsen die Maikäfer aus ihren großen Besitzungen zu vertilgen. Sie bot für den Metzen (fünf Metzen = einem Bushel) zwei Groschen. Und siehe da, die Bettelkinder brachten sie Scheffelweise, da sie einen außerordentlich guten Verdienst dabei hatten. Dabei kam ein dreifacher Gewinn heraus. Die Gärten und Wälder, und Felder und Wiesen lohnten diese Ausgabe zehnfach! dann gaben die eingebrachten Maikäfer mit anderem Futter eingebrüht ausgezeichnetes Schweinefutter; endlich auch verschwanden in dieser Zeit die Bettler aus den Dörfern, die oft recht lästige Gäste sind.

Ich habe oft sagen hören, daß der Maikäfer gut bei tollen Hundes Biß sei. Wie wendet man ihn da an?

Das ist ein Irrthum, Freund, nicht der Maikäfer, sondern der M a i w u r m k ä f e r (*meloe*). Dies ist ein schönblauer Käfer mit kurzen Flügeldecken, daher der dicke, fette Leib hinten weit herausragt und der deshalb nachgeschleppt wird. — Wenn wir dort durch die Wiese am Berghange hingehen, werden wir ihn wohl finden. Er hat ein fettes Oel in sich, das er von sich giebt, wenn man ihn angreift. Wer daher dieses Oel haben will, muß den Käfer in ein Glas laufen lassen. — Und nur dieses Oel ist es, von dem man behauptet, daß es zu Schaden Gekommenen heile. Ich bin nicht Arzt und kann daher nicht sagen, ob es so ist, oder nicht. Es kommen von diesem Käfer mehre Arten vor; auch in Indiana, Ver. Staaten, giebt es eine dunkel seegrüne Art. Da wir von Käfern als Arzneimittel sprechen, so will ich Dir den zeigen, aus welchem das Zugpflaster gemacht wird.

Das ist die spanische F l i e g e, aber doch kein K ä f e r?

Ich will Dir gleich das Gegentheil beweisen. In dem Garten dort werden wir vielleicht auf dem spanischen Hollunder die spanische F l i e g e (*lytta*) finden. Nun komm her; ich will eine tödten. Siehe, hier sind die schönen, grünglänzenden Flügeldecken, und hier, darunter sind die eigentlichen Flügel. Dieser Käfer hat einen sehr scharfen, brennenden, blasenziehenden Stoff in sich. Er ist in manchen Jahren so häufig, daß die Apotheker ihn Scheffelweise sammeln lassen, gerade wie die Kartoffelkäfer in den Ver. Staaten, welche die nächsten Verwandten von ihm sind.

Auch die Arten der *Cantharis* in den Vereinigten Staaten und in Europa, die man an vielen Orten Deutschlands Soldaten nennt, sind blasenziehend. — Dann fliegt in den Ver. Staaten in der Dämmerung der Sommerabende ein Laufkäfer (*harpalus*), der über Tag in der Nähe der Gebäude einen Versteckort liebt, ungefähr ½ Zoll lang, Bauch braun, Flügeldecken schwarz, gefurcht. Er setzt sich gern an den Hals oder in das Gesicht des Menschen. Läßt man ihm eine Minute lang seine Freude, so fliegt er wieder auf und fort; greift man aber darnach, so läßt er aus dem Munde ein Tröpfchen braunen Saftes fahren und dieser brennt nachhaltig, oft einen Tag lang, wie das höllische Feuer und läßt ein braunes Fleckchen auf der Haut zurück.

Man könnte auch das kleine zweipunktige Marienkäferchen, H i m m e l s k ü h c h e n (*hyppodamia*), *Lady bug*, gewissermaßen zu den Arzneimitteln rechnen. Wenn man Zahnschmerzen hat und man hält ein solches Marienkäferchen, es ein wenig drückend, an den leidenden Theil, so läßt es einen gelb braunen Saft gehen, welcher das Zahnweh stillt.

Doch dies nette Käferchen, wovon es viele Arten giebt, wirkt nebst seiner Larve vor ihm noch mehr, indem Beide den Blattläusen, des Gärtners Aerger, großen Schaden thun.

Abergläubische Menschen haben aber auch unter den Käfern einen Todespropheten, der noch mehr wirkt, als der heulende Hund, oder der krächzende Rabe in der Nachbarschaft. Es ist die T o d t e n u h r (*anobium pertinax*), etwa ⅛ Zoll lang. Er kommt in allen Häusern, in alten Hausgeräthen vor. Das Weibchen legt seine Eier an das alte Holz und die nachherigen Larven fressen sich hinein. — Der aus einer späteren Puppe ausgekommene Käfer muß sich dann wieder aus dem Holze herausfressen und dabei hört man ein Picken in dem Holze, oft von mehren Käfern mehrfach, so daß es eine leise Aehnlichkeit mit dem Picken einer Uhr hat. Nun ist kein Zweifel, das ist die Todtenuhr und es muß Jemand im Hause oder in der Verwandtschaft sterben. Und wenn sie es auch zwanzigmal gehört haben, und der Hund hat zwanzigmal geheult, und es ist zwanzigmal danach Niemand im Hause &c. gestorben, so bleibt es doch noch heutigen Tages die Todtenuhr. — Uebrigens hat dieser Käfer noch, mit vielen anderen, die sonderbare Eigenschaft, daß er, wenn man ihm zu nahe kommt, oder ihn fängt, den Kopf unter das Brustschild zurück, und die Beine in Rinnen am Bauche einzieht und so sich todt stellt.

Nun, da sind wir ja wieder zu Hause. Wie hat Dir unser heutiger Spaziergang gefallen?

O, außerordentlich gut. Ich erinnere mich keines Sonntags, der mir einestheils so viel Vergnügen, anderntheils so viel Belehrung gebracht hätte. Ich habe, in der That, nicht geglaubt, daß bei diesen kleinen Thieren so viel Bewundernswürdiges sei.

Lieber Freund, heute haben wir nur die Wunder Einiger aus der ersten Ordnung der Insekten beobachtet; in andern Ordnungen kannst Du noch viel größere Wunder bemerken. Hast Du nun Lust, von andern Insekten-Classen mehr zu sehen, so begleite mich nächsten Sonntag.

Gewiß möchte ich gern mehr sehen, und ich werde mich zeitig genug einstellen. (F. f.)

———0———

Aus den Memoiren von Lola Montez.

In München.

—

Krieg den Männern.

Sie sind fort, sagte der König, als er mich nach der Entlassung des Ministeriums besuchte, ich glaube nicht, daß sich das Land darüber entrüsten wird.

Sie sind fort — und ich erhalte meine Krone, sagte ich lächelnd.

Lola, Sie bedürfen der Krone nicht — um eine Königin zu sein.

Sire, ich habe immer gehört, daß mit der Macht, mit dem Ansehen auch die Würde, der Muth u. die Zuversicht wachse.

Das ist möglich, meine liebe Lola, aber Ihnen kann wirklich die Krone zu allen diesen Eigenschaften nichts hinzufügen.

Sie sind sehr gütig, Sire, aber ich glaube, wenn ich eine Königin wäre, die Lola Montez würde doch nicht mehr die Lola Montez sein.

Und was würden Sie, was wollten Sie dann Anders sein?

Ja, Sire, wäre ich als eine Königin geboren, ich hätte die Uebel des Krieges über den Erdball getragen und mich mit allen Königen geschlagen.

Auch mit mir, Lola?

Auch mit Ihnen, Sire?

Und weshalb?

Weil ich als eine Königin auf der ganzen Welt kein Gesetz geduldet haben würde, welches den Männern mehr als den Frauen erlaubt.

Aber woher hätten Sie die Soldaten nehmen wollen, welche Sie bei einem Unternehmen, das auf den Untergang ihres Geschlechtes abzielt, unterstützt hätten?

Sire, erlauben Sie mir, daß ich lache.

So viel Sie wollen, sonderbares Wesen, — aber was haben Sie gegen meinen Einwand?

Gegen Ihren Einwand, Sire, habe ich Das, daß ich meine, die Soldaten haben oft genug den Despoten, welche ihr Geschlecht unterdrückten, die Hand geboten.

Das ist etwas Anderes, — diese Unterdrückung galt dem Feinde, nicht dem Manne.

Und Das, was ich beabsichtige, gilt dem Rechte, nicht der Tyrannei.

Finden Sie wirklich, daß das Weib gegen den Mann in der menschlichen Gesellschaft so sehr zurückgesetzt ist, und daß, wenn dies der Fall wäre, nur ein vernichtender Krieg diese Ungleichheit heben könnte?

Allerdings, Sire, versetzte ich, ist es bei civilisirten Völkern nicht mehr ganz so schlimm, nur in dem Zustande der Barbarei ist das Weib völlig unterdrückt, hier ist es mehr die Magd, als die Gehülfin, mehr die Sklavin, als die Genossin des Mannes. Die Frau befindet sich unter denjenigen, bei denen kriegerische Tapferkeit fast die einzige Basis der Macht ist, und von denen geistige Gaben kaum anerkannt werden, in einer Stellung, die nothwendiger Weise ihrer nur geringen physischen Kraft zukommt. Diesen Umstand bemerkt man auch jetzt noch unter den niedrigsten und den wenigst gebildeten Klassen der civilisirten Welt. Es ist überall die Tyrannei der Kraft über die Schwäche! Aber dasselbe gehässige Prinzip erklärt die Herabwürdigung des Weibes überall und wo eine Verbesserung ihrer Lage stattfindet, da wird man erkennen, daß sie dieselbe durch den Umstand erkauft hat, daß der Mann in Bezug auf seine Bequemlichkeit in größerem Maßstabe von ihrer bereitwilligen Hülfe abhängig ward.

Dieses traurige Kapitel in der Geschichte des Menschengeschlechts, sagte der König, paßt zu wenig auf die gegenwärtige sociale Stellung der gebildeten Frauen in den civilisirten Staaten, als daß es nöthig wäre, die Gesetzgebung umzustoßen. Wenn das Weib auf der untersten Stufe der Civilisation am meisten unterdrückt und herabgewürdigt wird, und wenn bei fortschreitender Civilisation seine Lage sich verbessert, so ist es ein natürlicher Schluß, daß die allgemeine Tendenz der Civilisation darin besteht, der Ungleichheit der beiden Geschlechter abzuhelfen und die Uebermacht des Mannes einzuschränken. Es ist auch wahr, und ich gebe es gerne zu, daß wir dem Fortschreiten der Civilisation keine Grenzen setzen können, daß das ganze Menschengeschlecht ihren Fortschritt wünschen muß und daß ihre Tendenz nicht ist, die menschliche Natur einzuzwängen und zu verschlechtern, wie es Rousseau alberner Weise behauptet hat, sondern alle ihre besten Fähigkeiten zu entwickeln und sie mehr zu dem zu machen, was sie sein sollten. Man kann deshalb mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß, da der rechtmäßige Gang der Civilisation dahin strebt, das Weib mit dem Manne auf gleiche Höhe zu stellen, sie damit aufhören wird, oder aufhören sollte, daß sie die Gleichheit der Geschlechter an Macht und Einfluß auf die Angelegenheiten der Welt begründet.

Und daß Alles, warf ich ein, was diese Gleichheit verhindert, eine ungerechte Contravention gegen die Absichten der Vorsehung ist.

Dieser Schluß hat zwar einige Wahrscheinlichkeit, sagte der König, aber er ist dennoch unrichtig. Die Civilisation verbessert die Lage des Weibes, weil sie den Einfluß der physischen Kraft im Verhältniß zur geistigen vermindert, und weil das Weib dem Mann an Macht des Verstandes ähnlicher ist, als an Kraft des Körpers. Daraus folgt jedoch nicht, daß sie an geistigen Fähigkeiten ihm gleich ist, oder daß die Höhe, zu welcher ihre Stellung durch den Fortschritt der Civilisation erhoben werden kann, nicht ihre Grenzen haben könne, die von vollständiger Gleichheit weit entfernt sind.

Ich habe, Sire, tüchtige Gewährsmänner für die Theorie der geistigen Gleichheit beider Geschlechter, wandte ich ein: Plato sagt: Von Natur ist der Mann

dem Weibe nicht überlegen, außer an physischer Stärke, und Voltaire meint, daß die Frauen alle Talente, außer der Gabe der Erfindung, mit den Männern gemein haben.

Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor diesen hohen Gewährsmännern, versetzte der König, kann ich doch nicht ganz Ihre Ansichten annehmen, liebe Lola, und ich will Ihnen die Worte des Philosophen Montaigne, die mir zufällig im Gedächtnisse sind, anführen, er sagt: Ich behaupte, daß Männer und Frauen in dieselbe Form gegossen sind; außer dem Unterschiede der Erziehung und Beschäftigung findet kein großer Unterschied zwischen ihnen statt. Plato beruft beide Geschlechter zu gemeinschaftlichen Studien, Uebungen, Kriegs- und Friedensämtern und Geschäften in seiner Republik u. der Philosoph Antisthenes hob zwischen den weiblichen u. männl. Tugenden allen Unterschied auf. Es ist weit leichter, sagt Montaigne am Schluß: das eine Geschlecht zu beschuldigen, als das andere zu entschuldigen. Das Sprüchwort sagt: Ein Esel heißt den andern Langohr. Aber trotz allen diesen Aussprüchen, meine liebe Lola, werden Sie doch nicht läugnen, daß große Unterschiede, mögen sie nun der Erziehung oder der Natur zugeschrieben werden, zwischen der moralischen und geistigen Charakteristik der beiden Geschlechter bestehen; die Frauen haben weniger aktiven und mehr passiven Muth, als die Männer. Sie haben mehr Reizbarkeit der Nerven und daneben alle jene Eigenschaften, welche diese Reizbarkeit in's Leben ruft. Sie sind enthusiastischer, ihre Sympathie ist lebhafter; sie besitzen in höherem Grade die Fähigkeit, kleinliche Umstände wahrzunehmen. Dagegen stehen sie dem Manne im zusammenhängenden und logischen Denken nach; sie sind weniger unparteiisch, weniger fähig, ihre Gefühle ihrem Urtheile zu unterwerfen und sich selbst von Vorurtheilen fern zu halten. Sie besitzen weniger die Gabe, allgemeine Begriffe zu bilden, sie sind einer fortgesetzten und concentrirten Aufmerksamkeit weniger fähig und obwohl ihre Geduld der der Männer nicht nachsteht, vielleicht, diese noch übertrifft, so ist ihre Ausdauer doch geringer.

Das mag in einzelnen Fällen seine Richtigkeit haben, entgegnete ich, aber ich bleibe doch bei meiner Behauptung, daß diese Unterschiede das Resultat der gesellschaftlichen Stellung, nicht der angeborenen Eigenthümlichkeit der Frauen ist.

Nun, ich sehe wohl ein, sagte der König lachend, daß Sie unter allen Umständen auf den Krieg beharren würden. Der liebe Gott wird dies wohl eingesehen haben, indem er Ihnen eine Krone versagte, die — es mag nun sein, wie es wolle, gewiß niemals auf einem schönern Haupte gesessen haben würde. Nun, ich freue mich, meine liebe Lola, daß Gott mir die Macht gegeben hat, Ihnen wenigstens eine Krone niederern Ranges verleihen zu können. Ich hoffe, daß ich in meinem Reiche noch so viel König bin, dies durchsetzen zu können.

Der gute König hatte Recht — er setzte es durch, aber welch' ein Kelch voll Bitterkeit mußte diese edle, hochherzige Natur noch leeren, ehe sie dieses Versprechen erfüllen konnte.

O, Ihr scheinheiligen Königsfreunde, wenn Ihr doch endlich lernen wolltet, was es heißt — k ö n i g l i c h g e s i n n t zu sein!

—

Der Widerstand der Universität.

Die Sache des Widerstandes gegen den Königlichen Herrn war mit der Entlassung des Ministeriums keineswegs aufgehoben. Man hatte noch andere Mittel und man wollte sie alle erst erschöpfen, ehe man sich verloren gab. Es war allerdings nur noch der Widerstand der Verzweiflung — aber diese Verzweiflung war wahrlich böse genug gemeint.

Als die Verhältnisse diesen Grad der Reifheit erlangt hatten, so schreibt mein mein Freund, hätte man glauben sollen, die Lust zu weiteren Agitationen sei abgestumpft. Der Ultramontanismus steckt sein Schwert nicht so schnell in die Scheide, und wenn er im Großen nicht mehr handeln kann, so legt er sich auf das Detail. War er auch im Haupttreffen unterlegen, so that er sich doch noch auf ein wohl verschanztes Lager etwas zu Gute. Von dort aus wagte er kleinere Ausfälle, Vorpostengefechte und machte seiner Kampfbegierde in Plänkereien Luft. Der kleine Krieg war nun sein Plan.

Dieses Mal war es der Sitz der Wissenschaften, an dem die Waffen geschmiedet wurden — die Universität, oder vielmehr ihr Senat. Soviel hatte ja der Minister von Abel für die Pflege und das Gedeihen der Wissenschaften gethan; so viele Verdienste hatte er sich ja um Licht und Aufklärung erworben — er war ein treuer Freund, Beschützer und Eiferer für Religion gewesen — wer hätte so undankbar sein können, solche Verdienste zu übersehen, zu verkennen, zu mißachten?! — Im Unglücke zeigt sich der Freund. So dachten jene Männer der Wissenschaft, in ihrem geweihten Gremium, und Einer nahm das Wort und sprach: „Auf, und lasset uns das tiefgebeugte Haupt des edlen Märtyrers mit Lorbeeren und unverwelklichen Immortellen umschlingen! Der Gute verdient es. Lasset uns ihm ein Zeugniß geben, wie sehr wir ihn achten und lieben, und wie hart sein Verlust unser Herz verwundet. Traun! wir sehen einer bittern Zukunft entgegen, und gebunden wird von nun an unsere Zunge sein bei der Verkündigung der Wahrheit. Ist er auch gesunken in der Gunst des irdischen Königs, nicht gesunken ist er in der unsrigen, dieweil wir dienen einem Herrn, der über Alle Herr ist, und dem wir vor Allen gehorchen müssen, treffe uns auch gleich Ihnen die Ungnade, und das Alles um jenes Götzenweibes willen.“ So sprach der Redner und Viele winkten ihm Beifall zu. Die Hand griff zur Feder und man beschloß eine Adresse, worin die Professoren dem abgetretenen Minister ihre Zufriedenheit bezeugen und wegen seines Verfahrens beloben wollten.

Bei solchen Gelegenheiten finden sich in der Regel verschiedene Stimmungen. Eine Partei theilt den Enthusiasmus nicht, findet die Sache entweder sehr gleichgültig und unnöthig, oder sie ist sogar dagegen eingenommen. Eine zweite Fraction ist begeistert, stimmt ganz und gar bei, aber sie bezähmt dabei ihre Zunge und läßt sich von einer gewissen Weltklugheit und scheinbaren Leidenschaftslosigkeit beherrschen. Eine dritte endlich führt das Wort, schafft die That, läuft, rennt, schreit und kennt keine Rücksicht mehr. Wer zu dieser letztern und zweiten Klasse gehört habe ist genugsam bekannt. Der Hauptagitator bei dieser Adreßgeschichte war Professor *Dr.* von Lasaulx, Philolog; er war es, der hauptsächlich das Wort führte und jene abermalige Demonstration vertrat. Neben ihm figurirten Professor *Dr.* von Philips, Jurist, Professor *Dr.* von Moy, Jurist, Professor *Dr.* Höflee, Historiker. Standen nun noch andere renommirte Ultramontanisten nicht im Vordertreffen, so lugten sie doch aus dem Hintergrunde hervor, riethen, warnten, lockten, mäßigten das theilweise junge Volk. Der alte Nestor, der Fuchs — der Leser weiß schon wen ich meine, doch ich will ihn nennen — Görres, der mit dem Rosenkranze die Sünden des Radicalismus seiner Jugend abbüßt, der Herkules am Spinnrocken der Kirche, der den sanften Tritt des Maulthieres dem raschen Schritt des Götterrosses vorzog, verhielt sich ruhig, dirigirte aber um so mehr hinter der Bühne. Auch der Protestantenfresser *Dr.* Döllinger, Theolog, schwieg, wenn er auch im Stillen sann und wirkte. Noch viele Andere könnten wir nennen, deren Name im Buche der Rechtgläubigkeit verzeichnet ist, aber es genügt die Angabe der oben Genannten, um zu zeigen, wer die Hand im Spiel hatte.

So ward denn der Friede abermals gestört. Die ultramontane Partei hatte wiederum ihrem Grimme freien Lauf gelassen, und so gleichgültig, so natürlich Manchem jene Adresse erscheinen möchte,

so liegt in ihr dennoch eine gewaltige Demonstration.

Wenn der König Grund hatte, den Minister von Abel, obwohl auf sein Gesuch, von seiner Stelle zu entbeben, wenn sogar viel Anlaß vorhanden war, die oberste leitende Behörde zu verändern, so war es vom Senat auf's Wenigste unschicklich, gerade zu dieser Zeit und unter solchen Umständen der Majestät sich gegenüber zu stellen, und den zu loben, der von ihr entlassen war. Man sieht hier abermals, für wie fest sich jene Partei halten mußte, um solch einen Streich auszuüben. — Man vergesse nicht, daß jene Professoren die Lehrer und nächsten Leiter von Jünglingen waren, auf welche jene Demonstration einen entschiedenen Eindruck machen mußte. Es ist bekannt, daß die Studirenden leicht gereizt und bei einer gewissen jugendlichen Unüberlegtheit zu Schritten hingerissen werden können, die oft von bedauernswerthen Folgen sind. So wenig man aber den König respectirte, eben so wenig beachtete man seine Stellung zu zu den Studirenden; und betrachtet man die weiteren Ereignisse, welche erfolgten, so ist starker Verdacht vorhanden, daß man jene studirende Jugend enthusiasmiren und in's Spiel ziehen wollte. Und wäre auch dieses nicht der Fall, so ist schon die Rücksichtslosigkeit tadelnswerth genug, mit welcher man verfuhr. Das Publikum mußte nicht minder über solche Schritte betroffen sein. Wie kann ein Institut des Staates, und dieses ist der Senat, entschuldigt werden, wenn er in einem kritischen Zeitpunkte, anstatt sich passiv zu verhalten, Oel in's Feuer goß. Ein Ministerwechsel ist in der Regel ein solcher Zeitpunkt, und daß er ein kritischer war, möchte aus dem Bisherigen zu ersehen sein.

Um aber zur Endgeschichte jener Adresse zu kommen, so haben wir Folgendes zu berichten: Jene Vorgänge im Senate wurden dem Könige hinterbracht, der, wie leicht zu vermuthen ist, diese Demonstration nicht gleichgültig ansah, vielmehr höchst aufgebracht darüber war, schon in Rücksicht der Folgen, die daraus erwachsen konnten. Kein Vernünftiger kann ihm verdenken, wenn er diesem heillosen Unwesen von kurzer Hand zu steuern suchte und vor allen Dingen den Hauptagitator zur Rechenschaft zog. Dies war bekanntlich Professor von Lasaulx; auf höheren Befehl mußte er sogleich seine Vorlesungen einstellen, was er sofort den Studirenden durch Anschlag am schwarzen Brette bekannt machte. Dies war der Anlaß zu neuen Störungen, von denen wir nun berichten werden, den tumultuarischen Auftritten am 1. März.

Ich werde im Nachstehenden einige geschichtliche Aktenstücke mittheilen, welche sicherlich in einem großen Staatsarchive aufbewahrt zu werden verdienen; ich besitze solcher Aktenstücke eine große Menge, und sie werden Zeugniß geben von der Gesinnung eines deutschen Volksstammes gegen eine Dame, von der man sagte, daß sie beim Volke verhaßt sei. Doch von diesen Aktenstücken später, jetzt wollen wir erst einige anderer Natur produciren.

Das eine, natürlich in der Form eines Briefes, war in französischer Sprache, doch sehr fehlerhaft, geschrieben, indeß schienen mir diese Fehler so gewaltsam zu sein, daß ich die Vermuthung nicht unterdrücken konnte, daß dieser Brief absichtlich so geschrieben sei, um den Glauben zu erregen, daß ihn ein gewöhnlicher, der Sprache unkundiger Mensch geschrieben habe.

Also der Brief:

An die Tänzerin Lola Montez aus Spanien.

Fräulein! — Ein Freund spricht zu Ihnen, ganz gewiß ein Freund, ein wahrer Freund, ein wahrer aufrichtiger Baier, welcher nicht viel Umstände macht und spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Also zur Sache.

Sie halten es mit unserem König, das weiß die Welt. Nu — was unser König thut, ist gut, denn unser König, das muß man ihm lassen, ist ein ganz tüchtiger Mann, aber es ist nicht Recht, es ist nicht

Recht, sag ich, daß Sie sich in unsern Staat mischen, nein, das geht über die private Weltordnung. Der Staat ist öffentliche Sache, aber Sie sind keine öffentliche Sache, darum braucht sich kein Mensch zu kümmern, aber um unsern Staat brauchen Sie sich auch nicht zu kümmern, das werden wir Baiern uns ohne Bescheidenheit höflichst verbitten. Lassen Sie nur den König ganz allein machen, der weiß schon was Recht ist, ob er weiß. Sie brauchen ihm in Nichts zu rathen. Der ist allein klug genug, und dann, wenn er etwas wissen will, wozu hat er seine Minister? Ja, wozu sind die Herren Minister da, die so schweres Geld kosten? Ach — da liegt der Hund begraben. Ja, da liegt er. Sie haben unserem König gerathen, die Minister abzuthun, unsern Herrn Abel, ja Sie sind der Kain geworden, welcher unsern Abel erschlagen hat, es ist eine saubere Geschichte, das wird schlimm werden. Ich sage Ihnen als Freund, denn ich bin immer ein Freund von hübschen Frauen, und zumal einem solchen Teufel wie Sie sind und unser König hat — das muß ich beiläufig sagen — einen guten Geschmack, ich sage Ihnen also als Freund, solche Sachen können wir Baiern durchaus nicht dulden. He — glauben Sie, daß es bei uns auch spanisch hergeht? Katholisch allerdings, aber nicht spanisch. — Wir Baiern tragen zwar keine Messer, aber Knüppel und wenn es nicht so recht will, dann geht's druf los. Also darnach haben Sie sich zu richten.

Minister müssen da sein, das geht Sie nichts an, was unsere Minister sind und thun, und ich rathe Ihnen als Freund, machen Sie, daß Sie München verlassen, und daß wir unsere Minister wieder kriegen, sonst giebt es ein Unglück in Baiern, ein großes Unglück. Denken Sie sich, hübsches Frauenzimmer, wenn nun eines Tages, oder möglich, daß es auch in der Nacht ist, ein Paar baumstarke Kerle, — Sie kennen uns Baiern — zu Ihnen kommen und noch dazu ein Paar große Knüppel mitbringen und sagen: Meine schöne Lola, wir zerbrechen Ihren Arm und Bein, Sie werden künftig nicht mehr tanzen können in Paris und Rom, in Lissabon und Dublin, in Warschau und Constantinopel und Sie werden künftig keinen Mann mehr mit ihren Sirenen-Armen umglitten können, wie den Vogel Kolibri in Ihrem Indien. Nanu, was meinen Sie dazu? —

Was unser König thut, das geht uns nichts an, denn dafür ist er unser König und es soll uns keiner kommen und sagen, daß wir Baiern ihm nicht mit Leib und Seele ergeben sind — aber Sie — pfui — Sie müssen fort, weil Sie unseren Ministern nicht grün sind. Und Minister müssen wir haben — das sage ich Ihnen als guter Freund, und wenn wir binnen 24 Stunden unsern Abel nicht wieder haben, dann wird es Ihnen, Eva, schlecht gehen. Das sage ich Ihnen schließlich. Es wird sehr schrecklich werden, Blut wird in Strömen fließen, ich bürge für Nichts nicht.

Ihr guter Freund,
ein braver Bayer, hinter dem Millionen Gleichgesinnte stehen.

Ein zweiter Brief lautete wie folgt:

An die Dame Lola Montez.)

Hochwohlgeborne Gräfin!

Ich habe mich recht sehr gefreut, Frau Gräfin, daß Sie unsere Minister zum — gejagt haben. Gott weiß, welch' ein Leidwesen sie über unser gutes Land gebracht haben. Heil unserm lieben, guten König, daß er sich nicht hat irre führen lassen von den Kapuzen und den Jesuiten und Sie haben mit zu diesem glücklichen Umschwung beigetragen. Seien Sie versichert, das ganze Land ist Ihnen dankbar dafür, denn es hätte doch Niemand außer Ihnen den Muth gehabt, dem König die Augen zu öffnen und ihm zu sagen, wie diese Herren gewirthschaftet und wie sie Alles aufgeboten haben, aus unserm schönen Lande ein großes Kloster und eine Jesuitenschule zu machen.

Als ich gehört habe, wie furchtlos Sie dem Könige Alles entdeckt, und wie Sie den Wölfen, welche Ihnen Fangeisen stellten, die Larve abgezogen haben, da lachte mir das Herz und ich umarmte meine schlimmsten Feinde, welche schon seit Jahr und Tag in meinem Schuldbuche stehen. Und das bin ich nicht allein. Das ganze Land jubelt auf vor Freuden und Alles sagt, unsere Lola; ja, in der That, Sie haben sich um das ganze bayerische Volk verdient gemacht, daß es mit Recht sagen kann: unsere Lola.

Und dafür sein Sie und unser guter König hundertfach gesegnet und wenn Sie einmal unserer bedürfen dann denken Sie nur, daß wir in Ihrer Schuld stehen und fahren Sie so fort, dann wird das ganze Land sich eine Ehre daraus machen, Sie als seine liebste und beste Bürgerin zu betrachten.

Der Bürger H. K....
für sich und im Namen vieler Anderer.

Bei diesen beiden Briefen blieb es aber nicht, ich führe nur diese beiden an, weil sie nach verschiedenen Richtungen auslaufend, das baierische Volk und die damalige Volksstimmung charakterisiren. — Ich habe außer diesen beiden Briefen noch eine Menge Zuschriften erhalten, von welchen die meisten die Gesinnung des zweiten Briefes hatten, doch kann ich nicht läugnen, daß auch in Art des ersten Briefes, nur in einer noch etwas gröberen Form, noch einige an mich gerichtet wurden. Ich habe dem Könige natürlich nur diejenigen gezeigt, welche ihm besonders angenehm sein mußten, ich muß aber auch zugleich sagen, daß, wie grob und gemein die Sprache auch immer war, in welcher baierische Bürger an mich schrieben, doch niemals die Ehrfurcht gegen den König außer Acht gelassen wurde, und ich bestätige nochmals, daß, so traurig auch die Erfahrungen waren, welche ich in Deutschland gemacht habe, ich doch gefunden habe, daß es in der ganzen Welt kein loyaleres Volk giebt, als das Deutsche.

Der erste März.

Der erste März 1817 war einer der bewegtesten Tage meines Lebens. Zum ersten Male während meines unruhigen Lebens war ich inmitten des Volkstumults, ja, ich war der Mittelpunkt, das Ziel desselben. Wirklich war es der zu Boden geschlagenen ultramontanen Partei gelungen, einen Volkstumult zu erregen, aber er verfehlte vollkommen sein Ziel, theils weil die Gesammtmasse des Volkes durchaus kein Interesse dabei hatte, mit zu spielen, theils aber auch, weil sich der König von Baiern so fest und muthvoll, als menschlich und mild zeigte.

So weit hatten es die Herren gebracht, deren zweites Wort Liebe und Anhänglichkeit an das Königsthum heißt.

Als der Lärm und der Tumult näher und näher an meine Wohnung heranbraus'te, waren einige wenige Freunde und — Feinde bei mir versammelt. Die Letzteren nannten sich zwar auch meine Freunde, — aber es war diese Freundschaft nichts als eine Larve, denn Das, was diese Herren mir und dem Könige riethen, war genau Das, was uns, hätten wir es befolgt, ins Verderben gebracht haben würde.

Was Sie uns riethen?

Geben Sie dem Volke nach, sagten sie, sonst sind Sie verloren, sonst ist der Thron verloren.

Meine Herren, versetzte ich, es ist nichts verloren, so lange wir den Kopf behalten, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde den meinigen nicht verlieren.

Aber den Thron, bedenken Sie den Thron, den König.

Meine Herren, glauben Sie, daß diese Handvoll Menschen im Stande sind, einen Thron zu erschüttern, einem Könige zu schaden, der der Wohlthäter seines Volkes und der aus einem erlauchten Hause stammt, welches mit Baiern identisch ist? —

O, Sie kennen das Volk nicht, versetzte man mir, das Volk vergißt alle Wohlthaten, wenn es erregt und zornig ist.

Meine Herren, das Volk ist, wie Sie Alle sind; je mehr man ihm giebt, je mehr nimmt es sich, — aber was mich betrifft, ich gebe Ihnen mein Wort, ich mache nicht das kleinste Zugeständniß.

Hören Sie den Tumult? Es wird immer ärger.

Es ist ein Spaß.

Ein Spaß?! — Das könnte ein blutiger Spaß werden, wie können Sie nicht schützen.

Das ist auch gar nicht nöthig, ich schütze mich selber.

Mit diesen Worten nahm ich ein Paar Pistolen von der Wand, welche geladen da hingen.

So schritt ich an's Fenster.

Um Gottes willen, was wollen Sie beginnen?

Lassen Sie mich, meine Herren, ich will dem Volke nur zeigen, daß es mich gerüstet findet, ich will das Volk fragen, ob es wirklich die Absicht hegt, mich zu insultiren.

Lassen Sie die Pistolen, es ist um Sie geschehen, wenn Sie das Volk, welches wie ein gereizter Löwe ist, noch mehr erbittern.

Ein Paar Schüsse, und Sie werden sehen, wie zahm dieser Löwe sein wird.

Sie kennen das Volk nicht.

Meine Wohnung war in diesem Augenblicke von einer unabsehbaren Menschenmasse umringt, ich schaute furchtlos auf die Menge und ich erkannte, daß die meisten dieser Leute mehr aus Neugierde, als aus böser Absicht hier versammelt waren. Es fehlte der Impuls zu einer ernsten Feindschaft gegen mich. Ich legte die Pistolen bei Seite und sagte meinen Freunden:

Diese Leute da unten haben durchaus nichts gegen mich, sie sind unschuldig an dem Spektakel und ich bin überzeugt, daß ich ungehindert mich in ihre Mitte begeben kann.

Mit diesen Worten ließ ich meinen Kammerdiener Champagner bringen, füllte die Gläser und trat mit einem vollen Glase an's Fenster:

Auf das Wohl des baierischen Volkes! rief ich hinunter und leerte mein Glas.

Ein grenzenloser Jubel folgte auf diese Handlung.

Meine Herren, sagte ich zu den Anwesenden, fürchten Sie noch für den Thron und mich?

Die Herren sahen sich stumm und verlegen einander an.

Der Tisch war mit Confecturen aller Art besetzt, ich nahm einige Hände voll und warf sie unter die Menge.

Das ist Hohn! Das ist Hohn! hörte ich eine Stimme rufen, Rache, Rache an diesem Weibe! —

Die Herren erblaßten abermals.

Fürchten Sie nichts, sagte ich lächelnd, treten Sie an's Fenster, Sie werden sehen, wie wenig Sympathie dieser Schreier findet.

Indessen hatten es mehre meiner vermeintlichen Freunde für gut befunden, sich hinweg zu schleichen, wahrscheinlich hielten sie mich für ein Kind des Todes und wollten ihre Haut in Sicherheit bringen.

Sie hatten Recht, die armen Tröpfe; solche Leute sind am besten bei Hochzeitsfeierlichkeiten und Kindtaufsschmausen aufgehoben.

Nachdem das Volk eine gute Weile sich auf seine Weise vor meiner Wohnung amüsirt hatte, machte es Anstalt, wieder nach Hause zu gehen, als ich mitten hindurch den König voll Ernst und Würde schreiten sah.

Meine Herren, rief ich abermals triumphirend, sehen Sie doch in welch großer Gefahr der Thron und der König schwebt, Sr. Majestät gehen mitten durch

das tobende Volk. Sie sind ohne alle Begleitung, das Volk erkennt ihn und sehen, sehen Sie doch, wie ehrfurchtsvoll es von allen Seiten grüßt.

Weiß das Volk nicht, daß der König jetzt gerade zu mir geht? Ach, Sie kennen das Volk nicht, meine Herren, — Muth! Muth! Muth! Und Sie machen aus dem Volke, was sie wollen.

In diesem Moment trat der König zu mir ins Zimmer.

Aengstigen Sie sich nicht, Lola, sagte er zu mir, es sind alle Anstalten für Ihre Sicherheit getroffen.

Sire, versetzte ich, ich war keinen Augenblick für meine Sicherheit besorgt, denn dieses arme Volk, welches da unten steht, weiß nicht recht, was es will, ich denke aber, daß es, wie an Aufrührern, so auch nicht an einsichtsvollen Patrioten fehlen wird, welche das Volk über seine wahren Interessen aufklären werden. Was mich betrifft, so stehe ich mit diesem Volke ganz gut und glaube nicht, daß es noch zu ernsten Auftritten kommen werde.

Das Militär ist im Anzug, sagte der König, das Volk wird bald zerstreut sein, denn wenn ich auch gleich Ihnen an keine schlimmen Absichten, die Ruhe der Stadt ernstlich zu stören glaube, so darf man doch dergleichen Ungebührlichkeiten nicht dulden. Ich werde mit aller Strenge gegen die Urheber dieses Tumultes verfahren.

Majestät, versetzte ich, ich glaube, daß die wahren Urheber schon stark genug bestraft sind, und daß der mißlungene Erfolg noch eine größere Strafe und zugleich die allergrößte Beschämung für sie sein werde.

In diesem Augenblick hörte man Militärmusik heranrücken, der König und ich, wir traten ans Fenster und bemerkten, wie es mit leichter Mühe, ohne ernstliche Attaquen, die Straßen säuberte, das Volk ging willig auseinander und in wenigen Minuten war die Straße fast menschenleer

Der König befahl, daß, der größeren Sicherheit wegen, eine Wache vor meiner Wohnung bleiben sollte, ich protestirte zwar dagegen, denn ich hielt mich wirklich für vollkommen sicher, aber der König beharrte bei seinem Willen.

Eine Stunde später war die Stadt ganz ruhig.

Der König verharrte an diesem merkwürdigen Abende noch sehr lange bei mir; seine Ruhe, seine Festigkeit, seine Milde, seine Menschlichkeit waren bewunderns-werth.

Das Volk weiß nicht, was es thut! — sagte er mehre Male mit wehmüthiger Stimme. Ach, wie leicht sind doch die Völker zu verführen, die wir Könige regieren.

Wahrlich, ein Gott wacht über uns, wie würden wir sonst unbetroffen bleiben von den tausenden Gefahren, welche unsere Throne umlauern.

Wie schrecklich kann dieses Volk werden, welches jetzt so ruhig in seinen Häusern ist. — Was vermag das Gesetz gegen ein Volk, welches den festen Willen, es zu übertreten, hat.

Das Gesetz vermag Nichts, sagte ich, — aber das Bajonet Alles.

Glauben Sie das nicht, versetzte der König tief bewegt, das Bajonet vermag für die Dauer eben so wenig; — es ist eine andere Macht welche die gesalbten Häupter schützt.

Und die wäre, Sire? fragte ich.

Es ist die Nothwendigkeit der Ruhe, das Gefühl der Selbsterhaltung. In dieser Welt ist Einer auf den Andern angewiesen — nicht der Untergang der Menschen, die Bedürfnisse des Lebens und der Lebendigen vielmehr, erhalten die Welt.

Es hatten sich nach und nach noch einige Personen von Rang bei uns eingefunden und die Unterhaltung wurde sehr lebhaft und interessant.

Unwillkührlich concentrirte sie sich um die Revolution.

Wir sprachen von den Ursachen und den Folgen der Revolutionen, von den Mitteln, mit welchen sie bekämpft werden müßten; es wurden interessante Geschichten erzählt.

Plötzlich warf Einer aus der Gesellschaft, es war der Herr von B.., welcher damals im Auftrage des Königs von Hannover in München war, die Frage auf, ob wohl für die nächste Zeit eine Revolution zu befürchten sei?

Die Frage wurde nur sehr bedingungsweise bejaht, und zwar nur für Frankreich, für Deutschland aber entschieden verneint.

Wer hätte damals wohl geahnt, daß ein Jahr später die Geschichte eine ganz andere Antwort geben würde!

Ich erinnere mich noch sehr genau der Worte, welche ich damals an die Gesellschaft richtete:

Die Revolutionen, meine Herren, sagte ich, kommen immer, wenn man sie am wenigsten vermuthet, und sie können nur dadurch verhütet werden, daß man stets auf sie gefaßt ist.

Das wäre ein trauriges Loos für die Regierungen, sagte Herr v. B.

Da möge jeder Andere, nur ich nicht, König sein, sagte der König, und glauben Sie, fügte er dann hinzu, daß die Liebe des Volkes zum Throne nicht in der That die sicherste Schutzwehr gegen Revolutionen ist?

Sire, versetzte ich, ich glaube, daß das Volk Nichts liebt — was ihm nicht gleicht. Ich hoffe mehr von seiner Furcht, als von seiner Liebe, mehr von seiner Gewohnheit, als von seiner Neigung.

Ich gebe Ihnen Recht, sagte der Herr von B., wenn die Furcht nicht wäre, — die Gesellschaft würde sofort in der gründlichsten Auflösung begriffen sein, aber die Furcht ist, was sie zusammenhält. Ich erinnere mich eines deutschen, einbändigen Werkes, „König und Narr" betitelt — der Name des Verfassers ist mir entfallen — welches in einem sehr possirlichen

Gespräche, welches ein als Narr verkleideter Gauner mit dem Könige Helmich *VIII.* von England führt, jenen sprechen läßt:

Unter uns gesagt, sind die Spitzbuben doch eigentlich die nützlichsten Bürger im Staate, und ein König ist ihnen zu großem Danke verpflichtet, denn, wenn's lauter fromme, eheliche Leute gäbe so könnten sich diese wohl selbst regieren. Wozu ein König noch nöthig, wenn die Leute keine Furcht vor einander hätten? Heißa, ich möchte König sein!

Was dann! fragte Heinrich *VIII.*

Ich würde, versetzte der vermeintliche Narr, wie Pharao jeden Judenknaben, so jeden Jungen, der kein angebornes Talent zum Spitzbuben hätte, ohne Weiteres in die Themse werfen lassen. Das wäre Politik, denn, wie gesagt die ehrlichen Leute machen einen König ganz überflüssig.

Diese Worte welche ein Gauner in seinem Interesse einem Könige sagte, fuhr Herr von B.. fort, haben mich immer sehr amüsirt, denn sie enthalten ungemein viel Wahres. Die Furcht ist die beste Stütze der Throne, die Liebe ist dabei allerdings nicht zu verachten und es ist gut, wenn man sich diese zu erwerben weiß. Aber, wenn auch nichts leichter ist, als die Liebe des Volkes zu erwerben, — so ist es doch eben so leicht, seinen Haß zu erregen; Nichts ist unbeständiger, als die Meinung und Gesinnung des Volkes; auf diese zu bauen, heißt auf dem Nacken eines Löwen schlafen, oder neben einer Schlange liegen.

Der König war sehr nachdenklich geworden, sein poetisches Gemüth nahm sich mit Wärme des Volkes an und ich erkannte schon damals, wie hart das Herz dieses Königs von dem Undank seines Volkes betroffen werden mußte.

Ja, wahrlich, der Herr v. B... hatte sehr Recht, es giebt nichts Unbeständigeres, als die Neigung eines Volkes.

Die Ereignisse in München hatten in Deutschland und auch im benachbarten Frankreich nicht wenig Eclat gemacht. — Die französischen Journalisten kannten mich besser als das deutsche Volk und die deutschen Journalisten und sie waren daher gerechter gegen mich. Doch muß ich gestehen, daß mich die deutsche Presse nach den Märzereignissen weniger schmähte, als früher, und daß sie ihre Schmähungen in ausländische, d. h. französische Blätter zu ergießen suchte, deren Redactionen aber theils mich, wie gesagt zu gut kannten, um ungerecht gegen mich zu sein theils auch zu taktvoll waren, um deutschen Schmähartikeln ihre Spalten zu leihen — Es wird den Lesern von Interesse sein, zu sehen, wie sich die Presse gerirte, während das baierische Volk, nachdem sich der künstlich erregte Tumult gelegt hatte und die Besonnenheit wiedergekehrt war, sich gegen mich dankbar bewies und mich als die Urheberin seiner Freiheit pries; obwohl ich allen Dank, als mir nicht gebührend, zurückwies und es tausend Mal wiederholte, daß ich der Politik fern stand, daß ich mich wenigstens nicht direct bei allen diesen Vorgängen betheiligt und der König Alles aus eigener, höchsten Entschließung gethan hatte. — Wie mir das Volk in vielfachen Zuschriften seine Gesinnung zu erkennen gab, davon später. Sprechen wir zuerst von der Presse.

Vor Allem will ich Das anführen, was mein guter Freund von den Vorgängen des 1. März erzählt, welches durch Das, was ich oben selbst davon erzählt habe, seine Berichtigung finden wird.

Prüfen wir die bisherigen Schritte der ultramontanen Partei, so läßt sich ohne Verletzung der Wahrheit sagen, sie habe, wenn sie auch nicht direct an das Volk appellirte, doch dessen lebendigere Theilnahme an den Tagesereignissen gewünscht, und so viel ihr, ohne den Nymbus der Loyalität gänzlich zu verlieren, möglich war, auf die größere Activität desselben eingewirkt.

Was soll man dazu sagen, wenn, wie bekannt geworden ist, die Geistlichen Beichtenden am Schlusse der sacramentalen Handlung an's Herz legten, für den König zu beten, daß die heilige Jungfrau seinen Sinn abkehren möge von der ungläubigen Lola. Da haben wir den teuflischen Jesuitismus, der unter der Form der Religiosität seine Bosheit und seinen Ingrimm offenbart und die Menschenliebe in der scheußlichsten Absicht mißbraucht. Bei der Pariser Bluthochzeit haben ebenfalls Wochen vorher die Priester im Beichtstuhle den Beichtenden Bittgebete als Genugthuung auferlegt, daß Gott doch alle Ketzer vertilgen möge. Der Mißbrauch, welcher durch die christliche Kirche hindurch mit dem Beichtstuhle getrieben worden, ist zu bekannt, als daß ich nur noch ein Wort darüber verlieren solle. Er dünkt mir, wenn Kirche und Staat einander feindlich gegenüberstehen, eines der gefährlichsten Institute, eine wahre Waffenschmiede.

Die Demonstrationen des Staatsraths, des Ministeriums, des Senates haben offenbar stark auf das Volk gewirkt, indem sie dem vorhandenen leichten Unmuth desselben eine ganz specielle politische Färbung gaben. Ist einmal eine solche da, so können durch die unbedeutendsten Vorfälle tumultuarische Auftritte erfolgen. Man mag die Sache betrachten, wie man will, so ist der größte Verdacht vorhanden, die ultramontane Partei habe einen Volkstumult, wie er am ersten März stattfand, gern gesehen und sogar eingeleitet. Ich selbst und Andere waren Augenzeugen, wie während jenes Tumultes ein Paar Geistliche, die im eifrigen Gespräch über Lola begriffen waren, mit ungemeiner Heiterkeit sich die Hände rieben. Ich sage das blos zum Scherze, finde aber in dieser Handbewegung den Sinn: Schicke Dich an, jetzt geht's los!

Das, was dem Volkstumult am ersten März unmittelbar voranging, war, wie schon gesagt, die Suspension des Haupt-

agitators bei der Abel'schen Adresse, Professors Dr. v. Lasaulx, für welchen, wie wir oben erwähnt, Lola, allzumilden Herzens, aber fruchtlos, wie es auch Recht war, bei dem Könige fußfällig um Begnadigung gebeten haben soll.

Schon einige Tage vorher war eine verdächtige Ruhe und Stille eingetreten, und man hörte hin und wieder in vertraulicher Weise die Worte: Hast Du Nichts vernommen, es soll ja losgehen? Auch berichtete man, es wäre Geld ausgetheilt worden; an wen, durch wen, bleibt natürlicher Weise unbekannt. So wenig nun auch auf diese Dinge Werth zu legen ist, Etwas bleibt doch davon hängen. Jene dunkeln Volksgerüchte, vergrößern sie sich auch im Munde der Leute, haben doch gewöhnlich Grund und Boden, und zeigen entweder die Volksstimmung oder das Dasein von Umtrieben an, welche eine Partei beabsichtigt.

Nachdem Professor Lasaulx seine Suspension durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht hatte, versammelten sich Studirende, meistens katholische Theologen, in Gruppen vor dem Universitätsgebäude, ungefähr 9 Uhr Morgens. Nach einiger Berathung unter heftigen Declamationen zogen sie, vielleicht 150 an der Zahl, vor das Haus des Suspendirten in der Oberen-Gartenstraße, nicht weit von der Universität und gaben ihre Theilnahme durch rauschende Vivats zu erkennen. Gleiches thaten sie vor der Wohnung des Professors v. Görres in der Schönfeldstraße, und noch mehrer Professoren, die im Geruche des Ultramontanismus standen. Diese Demonstrationen, von der Polizei nicht beschränkt, dauerten bis nach zehn Uhr Morgens. Nachmittags drei Uhr begann der Tumult wiederum und zwar vor der Wohnung der Lola Montez, in der Theresienstraße. Es waren an 200 Studirende, denen sich Lehrlinge, Handwerksgesellen und Leute aus der Vorstadt Au, die ihren Montag feierten, angeschlossen hatten. — Die unaufhörlichen *Pereats*, mit Beelzebub's Vocalmusik begleitet, ertönten unter unter so wildem Geschrei und Getose, daß die Requisition von Polizeisoldaten für nöthig erachtet wurde. Ihr Erscheinen auf dem Platze änderte jedoch wenig. Vielmehr wuchsen die Volksmassen mit jedem Augenblick an; unter fortwährender Katzenmusik, Verwünschungen und den gemeinsten Schimpfworten warf der Pöbel, denn Bürger nahmen keinen Theil daran, die Fenster des Hauses ein, in dessen zweiter Etage Lola wohnte. Die Studenten, welche diesen Scandal veranlaßt hatten, waren fortan auf dem Platze und bildeten das Centrum dieser Demonstrationen. Vergebens waren die Bemühungen des Professors v. Phillips, ihre fanatische Wuth zu zähmen. „Wenn die Kugel aus dem Laufe ist, ist sie kein todtes Werkzeug mehr, ein Geist fährt in sie und führet tückisch sie den ärgsten Weg." Das waren die saubern Früchte der Abel'schen Adresse. Diese Folgen hatte das Benehmen des Senats.

In diesen rohen Stürmen zeigte sich Lola wirklich herzhaft und gleichmüthig. Man hat ihr Benehmen Frechheit genannt jedoch, wie ich glaube, mit Unrecht. Frech ist offenbar nur derjenige, welcher, dem Anstande trotzend, wirklich Schaamloses begeht. Lola kann dergleichen nicht beschuldigt werden. Ihr Benehmen war sarkastisch und zum Erstaunen gentil. Sie leerte auf das Wohl des Volkes ein Glas Champagner, und in der That, sie hat dies wirklich gefördert. Sie warf Confect und Bonbons unter die wüthende Menge, und wahrhaftig, das, was sie gab, was süßer als Honig. Der lautaufschreienden Menge konnte sie nur durch einen Pistolenschuß antworten, wenn dies die wenigen Beschützer, die gerade anwesend waren, ihr gestattet hätten. — Hierin kann ich nichts wahrhaft Schaamloses finden, sondern nur beispiellosen Muth und prächtige Satyre. Was man sonst aber über sie berichtete, ist ungegründet. Wie wir schon früher bemerkt haben, so unterliegt das Wort Sittlichkeit einer gar mannigfaltigen Auslegung, und ich glaube sogar, dieses einzige Wörtlein werde eine ganz neue Aera der Weltanschauung begründen. Soviel ist gewiß: mit der Sittlichkeit, wie sie ein streng katholisch-pietistisches Princip verlangt, würden die Menschen nicht allein unglücklich, sondern unnatürlich und somit schlecht sein.

Doch wir sind von unserem Gegenstande abgekommen. Da der Tumult immer allgemeiner und drohender wurde, so war man gezwungen, Militär einschreiten zu lassen, welches alsbald die Theresienstraße säuberte und absperrte. Die Menge ging jedoch nicht auseinander, obwohl es schon Abend geworden war. Unter Pfeifen, Schreien und Zischen wogte das Volk die Ludwigsstraße auf und ab. Gegen sieben Uhr zog es durch die Residenzstraße auf den Max Josephs-Platz vor die Residenz. Der Königin wurde ein Hoch gebracht. Sodann begann es in der alten Weise; es wurden sogar einige Fenster in der Residenz eingeworfen, worauf die Königin sich flüchtete. — Thatsache ist, daß unter Anderen auch ein studirender katholischer Theolog in dem Augenblicke von einem Officier verhaftet wurde, als er einen Stein gegen die Fenster der Residenz geworfen hatte. Die Umstehenden suchten diese Verhaftung zu verhindern, jedoch ohne Erfolg, indem der Officier durch die herbeigekommene militärische Macht unterstützt wurde.

Von nun an wurden die Maßregeln ernstlicher. Der Residenzplatz wurde von Militär besetzt; Cuirassier-Abtheilungen säuberten die Straßen, und so gelang es endlich, nachdem das Volk eine große Anzahl Laternen eingeworfen, sogar an der Hauptwache, gegen 11 Uhr dem Tumult ein Ziel zu setzen.

Tags darauf fielen keine weiteren ernstlichen Störungen vor, nachdem die Polizeibehörde durch Plakat an den Straßenecken die Bevölkerung noch besonders zur Ruhe ermahnt hatte, unter Warnung und Verweisung auf den Artikel im Strafgesetzbuche über Tumult und Aufruhr. Die Theresienstraße blieb den Tag über besetzt, die Residenzstraße von Abend an gesperrt. Die geringen tumultuarischen

Aeußerungen einiger Volksmassen sind nicht nennenswerth. Vor dem Hause der Lola Montez war zwar eine Sicherheitswache aufgestellt, aber die daselbst Auf- und Abspazierenden waren mehr Neugierige als Böswillige. Noch zu erwähnen ist das edle und muthige Benehmen des Königs, welcher Montags gegen Abend, während der Tumult ganz in seiner Entwickelung war, sich zu Fuße und in äußerst feiner Toilette zu Lola Montez begab. Freundlich grüßend schritt er durch die Menge, welche, einige Zeit ruhig, ihn wiederum höflich empfing.

Die Haltung der militärischen Mannschaft war bei diesem Tumult sehr lobenswerth. Vorsicht war mit Humanität gepaart. Von dem Abel'schen Passus im Memorandum, daß eine Rückwirkung der Vorfälle auf die bewaffnete Macht eintreten könnte, und so auch dieses Bollwerk schwankte, hat sich Nichts bestätigt. Der König wurde einige Tage nachher, als er im Theater erschien, mit den lautesten Vivats empfangen und begrüßt.

Das war der Verlauf und das Ende eines Straßenscandals, dem man im Ganzen von Seite der Journalistik eine viel zu große Wichtigkeit beigelegt. Der Charakter dieses Tumultes war kein politischer, obgleich man derartige Sympathien unter dem Volke gern gesehen hätte. Solide Leute, ansäßige Bürger u. s. w. haben keinen Antheil daran genommen. Der Scandal war nichts als ein Ausdruck der Volkszemeinheit, fing, wie gewöhnlich, von einem kleinen Punkte an und steigerte sich dann bis zu der Höhe, die zum Vorschein gekommen ist.

Dieser Tumult war die Spitze und auch das Ende des Unmuthes, der durch mancherlei Einflüsse unterhalten und bis zu diesem Excessen getrieben worden war. Weiter ließ er sich nicht steigern, ja er sank von nun an ganz und gar. Der Pöbel, aufgeregt, hatte, so zu sagen, sein Müthchen gekühlt; der intelligentere Theil erkannte, woher die Pfeile kamen. Umsonst war das Bestreben der ultramontanen Partei, Popularität zu gewinnen. Seit der Entlassung des Ministeriums hatte sich durchaus die Stimmung des Volkes verändert; das angezündete Feuer fing an, zu verlöschen, und der Tumult am 1. März war Nichts, als der Rauch, der das gänzliche Ersticken desselben begleitete.

Ganz verschieden von dieser Darstellung lautet Das, was ein anderer deutscher Schriftsteller, der Herr Venedey, welcher damals, wenn ich nicht irre, als Flüchtling in Paris lebte, berichtet. — Ich habe Selbstverleugnung genug, seine Worte treu wieder zu geben, und gerade hierdurch hoffe ich am besten zu widerlegen, wie wenig ich dergleichen Schmähungen verdient habe. Mein wackerer Freund, Herr Considerat, hat den rechten Ausdruck für eine solche Verfahrungsweise gefunden, er nannte sie absurd, und ich begreife nicht, wie man solche Dinge der Presse zu übergeben vermag. Ich würde sie nicht der Vergessenheit entreißen, läge es mir nicht am Herzen, zu zeigen, was Freunde und Feinde über diese Verhältnisse und meine Beziehung zu ihnen dachten und schrieben, vielleicht, daß gerade hierdurch das Publikum die rechte Einsicht in meinen so viel geschmähten und herabgewürdigten Charakter erhält.

Herr Venedey schrieb nämlich an die Kölnische Zeitung, wie folgt:

An die Kölnische Zeitung.

Paris, den 6. März 1847.

„Man sieht dem Gelde nicht an, daß es in Sünden erworben," ist eine der schönen Redensarten, hinter denen sich die bankbrüchige Schamlosigkeit versteckt, sobald man ihr die scheinheilige Maske abzieht. Sollte die Zeit gekommen sein, wo die Freiheit, wo die heiligsten Menschenrechte sich mit einem ähnlichen Sprüchlein begnügen müßten? Deutschland kämpft seit fünfzig Jahren für seine geistige Entwickelung; seine edelsten Männer traten für sie in die Schranken; was Namen in der Geschichte haben wird, stand für sie ein mit Wort und That. Und ihr Streben bis jetzt, wenn auch nie vergebens, doch meist wenigstens unmittelbar erfolglos. Es gab der Ausflüchte viel und mancherlei. Da war das Volk nicht reif genug für Preßfreiheit, für eine freisinnigere Verfassung und Politik. Und wer es wagte, für sie mit dem Feuer der Begeisterung einzutreten, wer Herzensgluth und Seeleneifer genug hatte, nicht zu berechnen, daß sein Bischen zeitliche Wohlfahrt auf dem Spiele stand, sobald er ein ernstes Wort zur ernsten Zeit sprach, der büßte oft seine Vaterlandsliebe mit seinem Vaterlande, seiner Freiheit, seiner Bürgerehre. Auf einer baierischen Festung ergraute ein Mann vor den Jahren, der einst der Freund seines Königs war und der in jämmerlicher Haft verkümmerte, weil die Grundsätze, in die früher sein königlicher Freund mit einstimmte, tiefer in seinem Herzen saßen, als selbst die Freundschaft des mächtigen Königs. Die Geschichte Deutschlands wird den Namen Behr's nur unter Schamröthe aussprechen, und dies Roth wird in den Purpur des Zornes übergehen, wenn neben diesem Namen dann der einer Tänzerin erscheint.

Ich habe einen jungen, tüchtigen, gluthherzigen Mann, der sein Vaterland über Alles liebte, gekannt, und sah ihn als Flüchtling in einem französischen Irrenhause, wo er sich einbildete, daß er gleich wieder abgeholt werden solle, um vor dem Bilde eines Menschen kniend Abbitte für einen Gedanken an die Größe und die Rechte seines Volkes zu thun. Er starb verrückt; — wie schade, die schöne Nachricht, daß eine Tänzerin, die vielgeliebte Gefährtin der französischen Gentilhommes unserer Zeit, in seiner Heimath der freien Volksbewegung und der freien Presse den Sieg verschafft, hätte ihn vielleicht wieder zu Verstand gebracht! Wahrlich, ich bin ein Freund der Preßfreiheit, ein Freund der Volksrechte; aber ich denke auch, die Freiheit, mit Sünde und Schmach gewonnen, trägt den Sündenfluch mit sich herum. Die abge-

tretenen Minister in Baiern waren gewiß nicht gerade diejenigen, denen die Freunde des Fortschrittes ihre Zustimmung gegeben haben würden, aber ihr letzter Schritt war der von Ehrenmännern. Und ihre Nachfolger werden sich mit dem Schmutze besudeln, den jene von sich abgewiesen, wenn sie ihr Erbe unbedingt aus der Hand annähmen, die es ihnen zu bieten scheint. Wenn die Freiheit, wenn die Entfesselung der Presse in Deutschland von der Zwischenkunft einer feilen Tänzerin abhängt, dann ist diese Freiheit selbst nicht den Lohn werth, den man für sie fordert. Die deutsche Geschichte hat der Flecken genug, aber Flecken der Art hat sie keine aufzuweisen. Und die Freunde der Freiheit, die Männer, die auf eine schöne, große und würdige Zukunft ihres Vaterlandes bauen, haben vor Allem den Beruf, das Kleid des Vaterlandes, das bis jetzt die deutsche Geschichte rein zu erhalten gewußt hat, vor dem Kothe zu bewahren, mit dem eine Lola Montez es zu beschmutzen droht. — Es liegt wenig daran, ob heute oder morgen eintritt, was unausbleiblich ist, was in den Sternen geschrieben steht; — es liegt Alles daran, daß die Leute, die für Deutschlands Ehre, Würde und Freiheit kämpfen, die Sache, die heilig ist und heilig bleiben soll, nicht durch die Berührung mit dem Kothe des Lasters besudeln.

—

Nach dem 1. März

Bevor ich zur Geschichte einer Zeit schreite, in welcher es für mich nicht an Freuden, aber auch nicht an Leiden aller Art gefehlt hat; bevor ich mittheile, welch' ein Glück mir im Umgange mit einem gütigen, intelligenten und geistreichen Könige erblühte, und welche Dornen dieses Glück mit sich führte; bevor ich berichte, welche erhabene königliche Ideen einen Monarchen erfüllten, welcher gleichwohl so wenig Dank für sein edles Streben einerntete; bevor ich sie enthülle, die Geschichte königlicher Gedanken, auf daß die Völker erkennen mögen, wie falsch sie oft ihre Monarchen beurtheilen; bevor ich dieses Werk, welches nur ein kleiner Tribut der Dankbarkeit für mich ist, beginne, will ich mir selbst gewissermaßen den Becher mit dem bittern Wermuth bis zum Rande anfüllen und dasjenige berichten, was die feindliche und die befreundete Presse über mich und mein Verhältniß zu schreiben für gut fanden.

Ich werde dann die Sonde der Selbstkritik an diese Aeußerungen legen, indem ich dem Leser nichts verhülle, was zur Aufklärung eines Verhältnisses, das zu so vielen sonderbaren Dingen Veranlassung gegeben hat, dienen kann.

Zunächst die historische Darstellung der nächsten Ereignisse nach den Auftritten des 1. März.

„Der Ultramontanismus hatte nichtsdestoweniger gezeigt, daß es ihm Ernst sei. Schlag auf Schlag waren die Demonstrationen auf einander gefolgt. Thatsachen waren die unmittelbare Antwort. — Der Tumult am 1. März hatte dem Ganzen die Krone aufgesetzt. Zu spaßen war jetzt wirklich nicht mehr an der Zeit, zu schonen, wäre unklug gewesen. Jetzt galt es, mit energischer Hand einzugreifen und dem Unwesen zu steuern. Das Volk zur Rechenschaft zu ziehen, diese Maßregel wäre nicht die geeignete gewesen. Es war ja der verführte, gereizte Theil. — Man mußte sich an die Urheber wenden und bei der Wurzel anfangen. Zunächst mußten die Professoren, welche als die Agitatoren bei der Abel'schen Adresse, wenn auch nicht direct, doch indirect den Tumult am 1. März herbeigeführt hatten von fernerer schlimmerer Einwirkung abgeschnitten werden. Es erfolgten nachstehende Amtsenthebungen, welche wir, der Genauigkeit wegen, nach den amtlichen Anzeigen aufführen wollen. Es heißt im Regierungsblatt:

Unterm 28. Februar wurde der ordentliche Professor an der Königlichen Universität München, *Dr.* Ernst Lasaulx, in Anwendung des §. 19. Absatz 2 der Beil. *IX.* zur Verfassungsurkunde in den zeitlichen Ruhestand versetzt Reg.-Bl. Nr. 11.

Unterm 10. März wurde der ordentliche Professor an der Königlichen Universität München, *Dr.* Ernst v. Moy zum Rathe des Appellationsgerichts von Neuburg und Schwaben *extra statum* ernannt. Reg.-Bl. Nr. 16.

Unterm 26. März wurde der ordentliche Professor an der Königlichen Universität München, *Dr.* Constantin Höfler, in den zeitlichen Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. Nr. 17.

Unterm 27. März wurde die eröffnete Stelle eines Regierungsrathes bei der Königlichen Regierung von Niederbaiern, Kammer des Innern, dem dermaligen ordentlichen Professor der Rechte an der Königlichen Universität München, *Dr.* Georg v. Phillips, verliehen. Reg.-Bl. Nr. 17.

Noch ist zu erwähnen, daß vermöge Allerhöchster Entschließung vom 23. März der Priester *Dr.* Friedrich Kunstmann in München zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechtes nach Nr. 17. d. s Reg.-Bl. ernannt wurde. — Von dem Lyceum in Dillingen wurde *Dr.* Beckers an die Stelle von Lasaulx's berufen. — Desgleichen wurde der bisherige Lehrer an der höheren Anstalt zu Solothurn, Dr. Lindemann, ein bekanntlich äußerst freisinniger und dem Ultramontanismus völlig abgeneigter Mann, zum Professor in München ernannt.

Die hier oben genannten entlassenen Professoren sind, wie schon aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, entschiedene Ultramontanisten. Was die Professoren v. Lasaulx und Höfler betrifft, so ist von ihrer bisherigen Wirksamkeit nur zu sagen, daß sie auf dem Katheder und im Privatleben sich als zur strengen Partei gehörig darstellten. Haben sie auch noch nicht Das geleistet, was die renom-

nirten Häupter geleistet, so zeigten sie doch bei jener Adreßgeschichte, wobei Professor v. Lasaulx der Hauptagitator war, was sie thun können und wollen, wenn Gelegenheit sich bietet. Die Gewandtheit in der jesuitischen Taktik wird nicht mit einem Male gewonnen, es gehört dazu eine längere Schule der Uebung und die fleißige Betrachtung guter Vorbilder. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß das Probestück bei der Adreßagitation gut ausgefallen ist, wenn es auch des Zweckes verfehlte.

Anders aber ist es mit den Professoren v. Moy und v. Phillips. Bei ihnen hat der Ultramontanismus bereits den Grad der Classicität erreicht. Professor v. Phillips ist eine bekannte Persönlichkeit; er gehört zu denjenigen Convertiten, welche — freilich das ist noch schlimmer — es mit dem Ultramontanismus redlich meinen, und, wie manchmal der Fall, noch glühenderen Eifer zeigen, als geborne Katholiken. Er hat als Jurist einen Ruf, als Mensch, soweit man als strenger Katholik Mensch sein kann, zeichnet ihn Biederkeit und Gewissenhaftigkeit aus.— Man möchte sagen, es sei Schade, daß dieser Charakter in solch eine Welt- und Gottanschauung sich hat begeben können; wie viel des Guten könnte er stiften, so ist aber Alles in den Abgrund geworfen. In seinen Ansichten von Kirche und Staat giebt er dem heiligen Vater das Prärogativ; sein Staat ist eine Theokratie und somit von der Kirche verschlungen. Ist er auch in seinen Behauptungen vorsichtiger, feiner, als Professor von Moy, so kann dies Niemanden täuschen, der sich vom Gewebe der Syllogismen nicht umstricken läßt. Jener sophistische Zwang, durch welchen man eine Lehre zu stützen sucht, in welcher die Menschheit so unglücklich geworden ist, ist in der That ein Beweis von dem Verfalle, welchem die christliche Wissenschaft entgegengeht. Mit Guido Görres, einem Sohne des älteren Görres, bekannt durch seine Marienlieder und andere Poesien katholischer Weltanschauung, redigirt Herr v. Phillips die „historisch-politischen Blätter," worin der Ultramontanismus in seiner ganzen Schärfe festgehalten und mit dem feinsten Instinkt und dem Hebel moderner Wissenschaft emporgebracht wird. Es ist eine Zeitschrift für das katholische Deutschland, — somit eine Zeitschrift, welche es sich zur Aufgabe gesetzt hat, jenen unseligen confessionellen Dualismus zu predigen, welcher Deutschland in zwei Theile zerreißt und vom dreißigjährigen Kriege an bis jetzt auf den Tod verwundet hat; solch ein tiefer Riß soll noch befördert werden. Mit Görres bildet v. Phillips das Centrum des Ultramontanismus in München; mit Minister Abel bestand der engste Verkehr. Phillips genoß auch das Vertrauen des Königs, indem ihm die Prinzen Luitpold und Adalbert zur Unterweisung im Staatsrecht übergeben waren.

Ohne Rückhalt und in planer Weise predigte Professor v. Moy den classischen Ultramontanismus in Schrift und Wort. Man vergleiche in dieser Beziehung sein „Lehrbuch des Baierischen Staatsrechts," und man wird Wunderdinge finden. Um nur Eines anzuführen, so sagt er im benannten Lehrbuche, Th. 1. Abth. 1: „Die Theorie der unveräußerlichen Majestätsrechte gehöre ausschließlich der philosophischen Staatslehre an. Unveräußerlich, d. h. der unwillkührlichen Verfügung der Menschen entrückt, seien nur des Menschen Pflichten. Diese entwickelten sich aus der Religion, deren Organ die Kirche ist. Weit entfernt also, daß die s o g e n a n n t e n unveräußerlichen Rechte des Königs in Sachen der Religion und Kirche nicht Gegenstand des Vertrages hätte sein können, hätte die geistliche und weltliche Gewalt vor Allem sie zum Gegenstand gegenseitiger Verständigung machen müssen."

So spricht ein Professor, der an der Universität Landshut lehrt, über die Rechte des Königs. Uebersetzen wir diese Worte, so lauten sie so: „Unveräußerliche Rechte gehören nur der Philosophie, nicht dem Leben an; in der Wirklichkeit also bestehen sie nicht. Der Regent hat keine Rechte, sondern nur Pflichten gegen die Kirche, und jedenfalls hätte bei Schließung der Konkordate der weltliche Herrscher erst die römische Curie fragen sollen, ob sie ihm Rechte in Sachen der Religion und Kirche zugestehe."

So etwas ist unerhört und doch nicht neu; denn der Ultramontanismus ist so alt wie die Kirche. Wie aber, wenn die Kirche ein Inquisitionstribunal in religiösen Dingen errichten wollte? — Nach Moy'scher Staatslehre hätte der Regent blos die Pflicht, ein solches durch staatliche Gewalt zur Ausübung zu bringen. Welche Scheußlichkeiten muß man nicht lesen und hören. Was soll man aber dazu sagen, daß das Abel'sche Ministerium Moy's Lehrbuch nicht allein empfohlen, sondern auch dessen Ansichten in seinen Verfügungen hinsichtlich der protestantischen Kirche adoptirt hat, Verfügungen, die bekanntlich in der letzten Ständeversammlung von 1845 bis 1846 für verfassungswidrig erklärt wurden. — Wer darüber noch genauere Aufklärung wünscht, lese die „Beschwerdevorstellungen der Mitglieder der Generalsynoden in Baiern vom Jahre 1834."

In den gedruckten Kammerverhandlungen wird man auch die scharfen Angriffe von Landtagsabgeordneten finden, die gegen Moy's staatsgefährliche und majestätsverletzende Lehren gemacht wurden. Oft wurde er so hergenommen, daß er bis in den Mund erbleichte. Wie muß man lächeln, wenn im Abel'chen Memorandum die Indigenatssache als nicht zu verbringend vor dem Landtage hingestellt wird.

Ob die Entlassung eines solchen Mannes nicht gegründet sei, das frage ich Jeden.

Den neuesten Nachrichten zufolge sind auch die ordentlichen Professoren, Dr. Döllinger, Dr. Haneberg und Dr. Stadlbauer, sämmtlich katholische Theologen und der ultramontanen Richtung huldigend, von ihrem Lehrstuhle entlassen worden. Professor Görres stand eben-

falls auf der Liste der zu Entlassenden; der König stimmte jedoch nicht ein, sein bereits vorgerücktes Alter berücksichtigend, und sich der Worte bedienend: Ach, diesem alten Manne will ich das Leid nicht verursachen!

Man kann sich leicht vorstellen, welch böses Blut so viele Amtsentsetzungen bedeutender und einflußreicher Männer in einer Classe verursachten, die es immer in der Hand hat, dem Throne gegenüber gefährlich zu sein, indem sie die Intelligenz, die Mittel und die gesellschaftlichen Verbindungen, welche Macht geben, für sich hat. Und wer wird bei einer so mächtigen Feindschaft nicht leicht dem Unmuth ausgesetzt sein, welcher oft zu excentrischen Schritten führt?

Wer vermöchte mir aber ein Factum anführen, welches beurkunden könnte, daß ich einen wirklichen Haß und Groll gegen die Männer hätte, welche mir so feindlich gegenüber standen?

Sie mögen mir sagen, in wiefern ich meinen Einfluß zum Unglück des Landes gemißbraucht habe?

Sie mögen mir die schlimmen Handlungen aufzählen, zu welchen mich Hoch und Uebermuth geführt hat.

Ein wenig weibliche Eitelkeit wird man mir doch wahrlich nicht zum Verbrechen machen wollen?

Ach — mögen doch diese Herren es zeigen, ob sie denn so ganz von aller Eitelkeit in ihren Stellungen befreit gewesen sind?

Wahrlich, es war ein kleinlicher Haß, den so große Herren gegen eine Frau ausübten, welche nichts Anders sein wollte, als die Freundin ihres erhabenen Königs.

Doch fahren wir fort.

Ueberschauen wir die bisherigen Ereignisse, verfolgen wir sie bis zu ihrem Ursprung, und wohin sie ausmündeten, so steht Alles wie ein Traum vor uns. Aber es ist Wirklichkeit, die man nicht für möglich gehalten hätte. Ein Frauenwesen, verfolgt von allen Seiten, dem Niemand Freund, tritt ein in Münchens Mauern, gewinnt eines Königs Herz und siegt über alle Hindernisse und Feindseligkeiten, mit denen man auf sie losstürmte. Merkwürdig wäre schon eine solche Persönlichkeit, hätte sie auch nie den Kreis galanter Abenteuer überschritten. Aber durch sie kommt mehr zur Reife. Eine Partei wird durch sie gestürzt, welche dem Schlingkraut gleich ein schönes Fruchtfeld überzog und, was Intelligenz und Humanität Schönes zu Tage fördern wollte, erstickte. Eines Königs Herz gewinnt sie, aber sie gewinnt es nicht blos so, wie uns die tagtägliche Geschichte Beispiele zeigt; — vielmehr in ihrem Umgange hellt sich des Königs inneres Auge auf und mit Grauen sieht es vor sich einen finstern Abgrund, an dessen Rand ein feindselig Gespenst einen Fürsten und sein Volk geführt. Der Kern und Keim, der hin zum Lichte treibt, mag lange schlummern in der Brust, doch ist er gesund, so bricht er endlich hervor und wird zur edlen Pflanze.

Der König stehet nun im 61. Lebensjahre; am Abende seiner Wirksamkeit, der, wie wir wünschen, noch recht lange dauern möge, ist eine Morgenröthe aufgegangen, die Morgenröthe einer bessern Zeit. Und was mit voller Wahrheit gesagt werden kann, so ist die neue Schöpfung eine Schöpfung seiner Hand. Nicht regiert durch eine Fremde, wie das Memorandum sich auszudrücken beliebt, ist gegenwärtig Fürst und Volk, sondern es hat der König den Zügel der Regierung ergriffen, den seit längerer Zeit der Ultramontanismus sich in die Hand gespielt.

Die Reformen, die in Baiern im Werke sind, scheinen durchgreifend werden zu wollen und erstrecken sich bereits nach vielen Seiten und Linien hin. Es kann nicht fehlen, daß alle Zweige der Verwaltung nach und nach von ihnen berührt werden. Der Grundcharakter dieser Reformen ist Emancipation vom Ultramontanismus.

Die amtlichen Veränderungen werden von Tag zu Tag zahlreicher; sie betreffen hauptsächlich Personen, welche im Rufe des Ultramontanismus stehen. Wir unterlassen es, dem Leser eine Liste derselben zu geben, da solche auf andere Weise zur öffentlichen Kenntniß kommen können. Wie weit verzweigt diese ultramontane Partei war, wie sehr sie Alles umschlungen und in ihren Kreis gezogen hatte, kommt nun erst an den Tag. Selbst die nächste Umgebung des Königs ist nicht frei davon geblieben und auch hier stehen die mannigfaltigsten Veränderungen in Aussicht.

Erstrecken sich auch diese Reformen jetzt noch mehr auf Personen, so wird ihr Einfluß doch auch schon in andern Dingen sichtbar. So wurde dem Orden der Redemptoristen, welche gar nichts Anderes als Jesuiten sind, die Mission, die sie nach Oberfranken (in Baiern) unternehmen wollten und bereits angesagt hatten, verboten und ihr Orden blos auf Altötting (in Niederbaiern, ein bekannter Wallfahrtsort mit dem wunderthätigen schwarzen Marienbild) beschränkt. Dieses Verbot hat in Oberfranken einen allgemeinen Jubel verursacht.

Vor Kurzem ließ der König durch Gensd'armen die gedruckten kirchlichen Anzeigen vom Jubiläumsablaß des dermaligen Papstes, welche, ohne daß das erzbischöfliche Vicariat das Königliche Placet eingeholt hatte, an das Aeußere der Kirchen angeschlagen worden waren, ohne Weiteres wegnehmen. Man sieht einerseits wie viel man sich bei Dingen, welche in die staatliche Sphäre übergehen, erlaubt hatte, und andererseits, wie der König jetzt seine Majestätsrechte zu wahren gesonnen sei, was freilich, nach Herrn v. Moy's Ansichten unstatthaft ist, wonach des Regenten Rechte nur Pflichten gegen die Kirche sind.

Durch allerhöchste Verordnung vom 23. März d. J., die Ablegung der Gelübde in Nonnenklöstern betreffend, haben Se. Majestät der König zu verfügen geruht, daß

1) vor dem 33. Lebensjahre das ewige Gelübde nie abgelegt werden kann und sich hierin genau an die Ministerialentschließungen vom 9. Juli 1831, 7. April 1838, 4. April 1841 und 14. April 1844 zu halten ist: namentlich wird den zu solchen Gelübdeablegungen jedesmal zu ernennenden Commissairen auf das Strengste eingeschärft, Zuwiderhandlungen jedesmal sogleich zur Anzeige zu bringen, in welchem Falle ferner auch solche verbotwidrig abgelegte Gelübde als nicht bindend angesehen werden.

2) Kann die Ablegung der weltlichen wie der geistlichen Gelübde nur unter Mitwirkung eines weltlichen Königlichen Commissairs stattfinden, welchem das Recht zusteht, unmittelbar vor der Profeßablegung mit der Nonne allein ohne Beisein der Geistlichkeit eine Unterredung zu pflegen, um sich zu überzeugen, ob nicht Zwang oder Ueberredung mit im Spiele sei; sollte der Commissair sich von dem Vorhandensein eines Zwanges oder Ueberredung überzeugen, so steht ihm das Recht zu, die Gelübdeablegung augenblicklich zu suspendiren.

Vor Kurzem ergingen auch vom Ministerium der Kirchen- und Schulangelegenheiten Warnungen wegen Mißbrauchs der Kanzel. Dies führte zu einigen Mißhelligkeiten zwischen Ministerium und erzbischöflichem Vicariat, welche jene Warnung als in seine Sphäre fallend usurpiren wollte.

Die Aufgabe, welche der König zu lösen unternommen hat, ist allerdings schwer: zu ihr gehört eine Ausdauer, welche nicht ermüden darf; eine Freiheit des Handelns, welche sich durch Nichts die Hände binden läßt; eine Selbstständigkeit, welche alle Schmeicheleien von sich abweist; eine Klarheit, welche alle Machinationen durchschaut und zu nichte macht. Es wird nicht fehlen, daß die gestürzte Partei keinen Weg unversucht läßt, um das mit einem Male Verlorene successive wieder zu gewinnen. Auch außerhalb des Katholicismus giebt es ferner eine Partei, welche, um nicht viel besser als die gestürzte, gern in's Feld einrücken möchte, das sie nun für unbesetzt hält: — ich meine jenes Mystiker- und Pietistenvolk, jene Blut- und Wundentheologen, jene altlutherischen Glaubenshelden, die dem Lichte und der Humanität nicht weniger gram und feind sind, als der Ultramontanismus, jene glattgescheitelten protestantischen Jesuiten, die sich nur dadurch von den großen, ächten Jesuiten unterscheiden, daß sie nicht die Gewalt haben, im Großen zu wirken; jene demüthig scheinenden Aufgeblasenen, in deren Jedem ein kleiner Papst steckt, und die von dem beschränkten Boden ihrer symbolischen Bücher aus so gern die Welt regieren möchten. Vor all diesen Heuchlern und Füchsen, vor all diesen Pharisäern, die in Schafskleidern einhergehen, innen aber reißende Wölfe sind, möge sich der König hüten. Sie würden Baiern in dieselbe alte Nacht stürzen, die so eben vor unseren Augen geschwunden ist. Der König hat nur Eine Aufgabe, nemlich die Menschheit, so weit die Grenze seines Landes reicht, von jener Barbarei zu befreien, welche Natur in Bann und Fluch gethan, und welche unter dem Scheine der Loyalität und Anhänglichkeit an das Königthum nur die eigenen, selbstsüchtigen Interessen vertritt, das Familienleben vergiftet, die Gesellschaft zertrennt, den Staat zerrüttet, mit einem Worte, der Kirche die Alleinherrschaft zuwenden will. Der Ultramontanismus will zum Mittelalter zurückführen und all sein moderner Anstrich ist nur Heuchelei und Bühnenwerk. Der Sinn des Königs für Kunst, wie wir schon oben bemerkten, steht mit solchem finstern Wirken im Widerspruch; denn Kunst und Schönheit finden hier keinen Platz. Freuen wir uns, wenn dieser Gedanke in der Seele des Königs klar geworden ist; es würde dann Das erfüllt, was Natur ursprünglich in ihn gelegt und was nur durch unglückselige Hände von seiner Entwickelung zurückgehalten worden ist. Der König ist auf rechter Bahn; möchte er und Lola die Aufgabe klar erkennen und zur Lösung bringen!"

Nun komme ich zu einem sehr interessanten Kapitel, welches der Glaube des Volkes an Lola betitelt ist und welches ich mit wenigen Veränderungen, als dasjenige, was von Allem, was über mich geschrieben worden ist, am wahrsten ist, acceptiren kann. —

„Es ist hier der Ort zu berichten welches die Stimmung des Publiums oder des Volkes sei, nachdem alle diese Ereignisse, wie Demonstrationen des Staatsraths und Ministeriums, Entlassung des Kabinets, Senatsadresse, Entlassung der Professoren, tumultuarische Auftritte vor seinem Blicke vorüber gegangen sind. — Entgegen jenen Abel'schen Uebertreibungen und Gespenstersehereien kann gesagt werden, daß es nicht allein beruhigt, sondern durch die Schritte des Königs versöhnt worden sei. War ohnedem sein Unmuth mehr daraus entstanden, daß Lola die Journalistik zur Feindin hatte, daß sie hin und wieder zur Selbsthülfe schritt und daß man das Privatleben eines Fürsten in allzu enge Grenzen zwingen zu müssen vermeinte, so läßt sich jene Beruhigung und Versöhnung um so leichter begreifen. Zwar hatten jene Declarationen, jenes Memorandum, jene Adreßgeschichte und überhaupt jene kirchlichen und ultramontanistischen Machinationen das Volk gespannter gemacht und den Blick auf einen politischen Punkt hingelenkt, aber die Entlassung Abel's war für dasselbe ein Factum, durch welches der Unzufriedenheit die Wurzel abgeschnitten wurde.

Abel hinterließ im Volke keine Sympathien, außer bei der ultramontanen Partei. Während seiner Verwaltung war das Land in einen geistigen Schlummer gefallen, der dem letzteren selbst krankhaft erschien, aus dem es sich aber nicht zu reißen vermochte, da die Schwüle der Atmosphäre alle Selbstthätigkeit lähmte und schwächte. Da nun plötzlich ein frischer Luftzug durch die Räume wehte, wachte es auf, öffnete seine Augen und sah Dinge, die geschehen. Die Vergangenheit lag finster vor ihm da, um so

freudiger begrüßte Jeder die Wendung der Dinge. Was man sich früher nur ins Ohr zu sagen wagte, davon sprach man jetzt offener, nämlich: „Abel sei ein Pfaffenknecht gewesen, er habe vor Allem ihre Herrschaft gefördert und die materiellen Angelegenheiten in den Hintergrund gesetzt, er habe auf dem Landtag mit den Volksvertretern und der Constitution wie die Katze mit der Maus gespielt.“— Ließ man auch seinem Talente Gerechtigkeit widerfahren, so vermochte dieses Gewicht in der Wagschale ihn doch in der Meinung des Volkes nicht emporzubringen. Auch dem entlassenen Regierungs-Präsidenten von Oberbaiern, Herrn von Hörmann, hat das Volk keine Thräne nachgeweint; bei diesem war er vielmehr verhaßt und, wie das Publikum sich ausdrückte, wegen seiner Grobheit durchaus nicht beliebt. Einmal fühlte er sich durch diese Antipathie des Volkes sogar gedrungen, den König um seine Entlassung zu bitten, der sie jedoch zu jener Zeit, wo er noch nicht enttäuscht war, nicht annahm.

Je mehr nun das Volk Ursache hatte, mit der Entwickelung der Dinge zufrieden zu sein, desto mehr mußte der König in der Sympathie desselben steigen, desto weniger hatten die Umtriebe der feindseligen Partei ein Resultat zur Folge. So gewann auch Lola in der Meinung desselben; und wie denn überhaupt die Pfeile der Journalistik verschossen waren, wie man endlich des giftigen Geschwätzes selbst satt wurde, wie man ihr Verhältniß zum Könige mit milderen Augen zu betrachten gelernt hatte und einen anderen Maßstab an diese Dinge legte, so erschien derselbe nicht mehr rabenschwarz, sondern man erkannte auch Lichtseiten, und gewiß der größere Theil hegte im Stillen den Wunsch, daß das Verhältniß zwischen Lola und dem Könige sich nicht löse. — Wer kann dem Volke seinen Glauben rauben, wenn es einmal Glauben gefaßt hat. *Vox populi, vox Dei.*

So meint das Volk, es könne wieder rückwärts gehen, wenn durch irgend einen Unglücksstern Lola Münchens Mauern verließe. Es fürchtet, es möchten dann die Treiber und Peiniger kommen, die dem König ein Mißtrauen in die Liebe seines Volkes und in ihre Anhänglichkeit an ihn in's Herz senkten; es fürchtet, es möchte der alte Spuck sich erneuern, welcher das Land und den König äffte, es möchten dem Grabe der Vergangenheit diejenigen als Gespenster entsteigen, welche man for ihn der Erde oder Unterwelt übergeben zu haben meinte.

Das Volk hat so Unrecht nicht, wenn es an Gespenster glaubt, wenn auch Solche, die diesen Glauben belächeln, wenn selbst im Abel'schen Memorantum Gespensterseherei als grund- und haltlos hingestellt wird. O, das Volk hat Naturverstand! Nicht in künstlicher Form und theoretischem System stellt es seine Urtheile dar, aber seine Urtheile sind Leben und Anschauung. Es bedarf keiner geschichtlich pragmatischen Erörterung, um die wahre Sachlage zu verstehen. Das Volk hat seine eigene Politik und Religion, und man mag thun, was man wolle, seine Principien bleiben fix und fest, können höchstens auf Augenblicke verrückt und geändert werden. Der Priester mag unaufhörlich von der Kanzel verkündigen: bittet nur um geistige Gaben! Vergebens, der gemeine Mann bittet um leibliche. Der Priester legt beständig die Worte an's Herz: Kreuziget euer Fleisch! Verwundert blickt das Volk auf den Redner, der, wohlbeleibt und wohlgenährt, so reiche Früchte aus seiner leiblichen Kasteiung gezogen hat und es kreuziget sein Fleisch nicht, denn es sieht die Personen an und darüber vergißt es die Worte. Der Priester mag unablässig treiben: Im Himmel schwinden alle irdischen Verhältnisse, alle irdische Liebe, es wird nicht gefreit, sondern blos gesungen und gebetet zum Lamme. Umsonst! das Volk trennt sich nicht von irdisch süßen Verhältnissen, und jener abstracte Himmel dünkt ihm kalt und langweilig.

Das ist die vom Katholicismus und Pietismus zum Glücke nie überwältigte Stimme der Natur, die hier aus dem Menschen spricht, es ist der göttliche Naturalismus, welcher immer und wieder zum Bewußtsein kommt. Die Gewaltthätigkeit gegen die Natur, welche Katholicismus und Pietismus predigen, wird und muß im Gemüthe des Menschen stets ihren Widerstand finden.

Und so wie in der Natur, so hat das Volk auch in der Politik seine eigenen Ansichten. Als in den neunziger Jahren die Franzosen ihre Proklamationen von Freiheit und Gleichheit anschlugen, da griff begierig Jeder nach ihnen. Als aber das Volk die Leute von Angesicht zu Angesicht sah, bepackt mit der Beute vom Landmann, mit werthlosen Assignaten in der Tasche, da wich alles Vertrauen, man verschloß die Läden und huldigte dem gepfiffenen Systeme nicht. Der Communismus wird nie beim Volke in Credit kommen, er wird von ihm als unnatürlich zurückgewiesen werden.

So wird auch das Volk bei den jüngsten Münchener Ereignissen seine Gespensterfurcht nicht aufgeben, denn es glaubt an das Dasein jener finstern Partei, die zwar zurückgedrängt sei in ihre Nacht, aber doch, wenn die Gelegenheit sich biete, daraus wieder auftauche und sein Wesen treibe so arg, wie zuvor.

Insofern hat Lola nun Glauben erlangt; wenn auch der König als der Urheber der neuen Schöpfung betrachtet wird, als Mitbeschützerin erscheint sie dennoch.

Gräfin v. Landsfeld.

Die alten entlassenen Minister wollten mich durchaus nicht zur Gräfin machen, vielleicht waren sie der Ansicht, daß das adelige Blut, welches in ihren Adern floß, über das gräfliche Wappen einer Tänzerin erblassen würde. Ich möchte aber nach den Ahnen dieser Herren fragen, freilich würde ich etwas weiter hinaufgehen, als ihr Stammbaum reicht, und ob ich dann

nicht die Gelegenheit hätte, in die Boutique irgend eines Krämers einzutreten?

Ich wurde also dennoch Gräfin, und der neue Minister von Maurer nahm keinen Anstand, die Verordnung des Königs in Bezug auf die Adelsverleihung an mich zu unterzeichnen.

Es ist wahr, es war ein großes Unrecht von dem Herren, nicht erst den König zu fragen:

Majestät, welches sind denn die Verdienste, um derentwillen die Tänzerin Lola Montez Gräfin von Landsfeld werden sollte? Sie hat sich ja weder im Kriege beim Todtschlagen, noch im Frieden beim Münzschlagen ausgezeichnet, sie hat weder neue Theorien des Staatsrechtes, noch neue Systeme für den leidenden Unterthanengehorsam, so lange ihn gewisse Leute für gut befinden, erfunden. Womit hat sie also diese Würde verdient?

Der Herr Minister dachte sicher: Sie kann eine Gräfin sein, so gut wie manche andere. Und wo nicht; — adelt sie nicht die Neigung eines Königs?

Ganz gewiß, das war ein consequenter Gedanke. Er denkt ein wahrer Königsfreund.

Das Diplom, welches mir den baierischen Adel verlieh, lautete wie folgt:

„Wir, Ludwig von Baiern &c. urkunden und bekennen hiemit, daß Wir beschlossen haben, die aus spanischem Adel geborene Maria v. Porris und Montez (Lola Montez) in den gräflichen Stand unter Benennung einer Gräfin v. Landsfeld allergnädigst zu erheben. Indem Wir daher derselben aus königlicher Macht die gräfliche Würde Unseres Königreiches mit den damit verbundenen Ehren, Rechten und Vorzügen ertheilen wollen Wir, daß sie sich des nachbeschriebenen Wappens bediene, bestehend aus einem deutsch gevierteten Schilde. In dem ersten rothen Felde erscheint ein aufrechtstehendes blankes Schwert mit goldenem Griffe, in dem zweiten blauen ein streitfertiger, gekrönter, goldener Löwe, in dem dritten, gleichfalls blauen, ein silberner, links gewendeter Delphin, und in dem vierten weißen Felde eine blaßrothe Rose. Auf dem Schilde ruht, mit rechts von Blau und Gold, links von Roth und Silber abhangenden Helmdecken, eine gräfliche, mit neun Perlen geschmückte Krone. Kundgethan sei Dieses Allen Kron- und Reichsbeamten, allen Unseren höheren und niederen Dienern und allen Unseren Unterthanen insgemein, damit sie die Maria Gräfin v. Landsfeld nicht nur selbst für gräflich erkennen, sondern sie auch, wie es ihr Amt und ihre Pflicht erfordert dabei handhaben, indem Unser Wille ist, daß Jeder, der dieser Verleihung entgegenhandeln sollte, durch den Fiskal Unserer Krone vor die Gerichte gefordert und sowohl wegen Verletzung Unserer Befehle, als wegen Mißkennung wohlerworbener Befugnisse eines Dritten zur öffentlichen und Privatgenugthuung zugleich ohne alle Nachsicht angehalten werden soll. Zur Bestätigung Alles dessen haben Wir eigenhändig Unseren königlichen Namen unterzeichnet und Unser Reichs-Insiegel anfügen lassen.

So geschehen in Aschaffenburg 14. July 1847 *p. Ch. n.*, 26. Reg.

Ludwig.

Maurer.

So war ich also trotz aller Stürme, welche mehr als einmal die arme Tänzerin zu zerschellen drohten, am Ziele.

Ich war nicht mehr Tänzerin, ich war Gräfin.

Ich hatte, wie mein guter Freund sagte, ein Palais, eine Equipage, Bedienten, Silberzeug und Geld, so viel ich wollte. Das klingt Alles außerordentlich und die Philister sperrten darüber Mund und Augen auf; — aber ich frage warum?

Es ist auch gewißlich wahr, daß die Krone, welche man mit feinem Herzen erringt, mehr werth ist, als die Kronen und Lorbeerkränze welche man für die Kunst der Füße einerntet.

Das deutsche Volk, die Baiern, das Münchener Publikum wollten von mir Nichts wissen als Tänzerin, warum konnte es nicht mit mir als Gräfin sein Heil versuchen?

Bitte, versucht es nur ein wenig, — Ihr müßt.

Ich werde mich euch jetzt als Gräfin zeigen, und meine Schuld wird es nicht sein, wenn euch mein Debüt abermals nicht zusagt.

Hört, ich werde euch eine Geschichte erzählen.

Einst kam der König zu mir und ich sah es ihm an, daß er sich in sehr getrübter Stimmung befand.

Ich fragte ihn: Sire, was ist Ihnen begegnet?

Nichts, liebe Lola, verzeihen Sie, ich habe mich diese Nacht damit beschäftigt einige Petitionen zu lesen, welche mir der Herr Minister v. Maurer zur besondern Berücksichtigung empfohlen hat. Mich verlangte darnach, sie selbst zu lesen, da ich mich an diesem Abende einmal besonders glücklich fühlte. Ach, ich sehe, daß auch ein König nicht überall helfen kann, so gerne er auch möchte.

Also es betrifft keine Geldunterstützung? fragte ich den König.

Wie glücklich wäre ich, wenn überall nur Geld da sein müßte, um zu helfen; zwar auch in dieser Beziehung sind unsere Mittel beschränkt, aber es läßt sich mit gutem Willen doch sehr viel thun. Aber nicht immer ist das Geld der Schlüssel zu dem Glücke, um welches wir Könige so oft von unsern Unterthanen angefleht werden und für welches man uns so leichtfertig verantwortlich macht.

Darf ich den Inhalt der Petition wissen, Sire, der zu willfahren außer den Grenzen Ihrer Macht steht?

Es ist ein alter Mann, einer meiner Beamten, welcher sich an mich wendet und um Gnade für seinen Sohn bittet, welcher eines sehr schweren Vergehens schul-

dig gemacht hat und jetzt nach dem Gesetze dafür büßen muß.

Und Ew. Majestät finden keine Veranlassung zur Milde, zur Begnadigung?

Nein, meine liebe Lola. Wenn ihm, so müßte ich noch vielen Anderen verzeihen, deren Väter nicht so glücklich sind, mir nahe genug zu stehen, um ihre Bitte bis an mich gelangen zu lassen.

Sire, sagte ich, würde es mir vergönnt sein, die Petition zu lesen?

Und zu welchem Zwecke? fragte der König.

Sire, es ist nur eine Neugierde, Nichts weiter, aber ich bitte darum, wenn es irgend möglich ist, daß Sie dieselbe zu befriedigen geruhen.

Noch am andern Tage erhielt ich die Petition. Der Name, mit welchem sie unterschrieben war, gehörte einem meiner Gegner an. Doch hatte sich derselbe klug genug von allen Demonstrationen ferne gehalten; der König hatte keine Ahnung davon, daß dieser Beamte im Geheimen gegen ihn und mich intriguirte.

Nun, ich will mich einmal ordentlich rächen, dachte ich, und als mir bald darauf die Ehre des königlichen Besuches wieder zu Theil wurde, drang ich so lange in den Monarchen, bis er gewährte und den jungen Sünder vollständig begnadigte.

Später wurde mir hinterbracht, daß der Vater die Verzögerung der Begnadigung seines Sohnes meinen bösen Einflüssen zugeschrieben hatte.

So geartet sind die Männer.

Ach, ich konnte noch viele solche Geschichten erzählen.

Aber wenn eine Frau, welche man gerne mit den gehässigsten Insinuationen bekleidet und in der Achtung der Welt herabzusetzen sucht, es zeigt, daß sie eine bessere Würdigung verdient hätte, dann spielt die Welt gern den ungläubigen Thomas.

Diese Welt! die so gläubig ist, gilt es, dem bösen Leumund zuzulächeln. Diese Welt! welche Alles haßt, was sich über die Gemeinheit erhebt. Diese Welt! welche unaufhörlich das Wort Sitte und Schicklichkeit im Munde führt und keine Ahnung davon hat, wie Beides mit der Barmherzigkeit zusammenhängt.

Für die Fackel

Wunder in der Insektenwelt.

Auf Spaziergängen bearbeitet.

Von

Carl Funke,

corr. Mitglied des entomol. Vereins zu Stettin, Lehrer in Louisville. Ky.

Zweiter Spaziergang.

Werther Herr und Freund, ich komme heute zeitig, — Ihnen vielleicht zu zeitig?

Nein, nein; ich bin schon bereit. Also vorwärts!

Am letzten Sonntage hatten wir unsere Aufmerksamkeit den Käfern oder Deckflüglern (*coleoptera*) zugewendet. Den letztern Namen haben sie, weil die hornartigen Vorderflügel die häutigen, zusammengeschlagenen Hinterflügel bedecken. Sie haben scharfe, zangenartige Kauwerkzeuge oder auch Rüssel. Die Fühler dienen ihnen zum Tasten, höchstwahrscheinlich aber auch zum Hören. Sie haben alle 6 Füße und machen eine vollkommene Verwandlung durch, d. h. aus dem Ei entwickelt sich eine Larve, die sich meist sehr stark nährt. Die Larve verwandelt sich in eine Puppe, sie scheint zu sterben. Doch zur gehörigen Zeit kommt der vollkommene Käfer aus der Puppe, der nun nicht wächst. Heute wollen wir zuerst nach den Geradflüglern (*orthoptera*) sehen, die beinahe eben solche Kiefern haben, wie die Käfer, desgleichen sechs Füße, sowie vier Flügel, von denen aber die vorderen höchstens nur lederartig sind. Ihre Verwandlung ist nicht vollkommen.

Da steht ein alter abgestorbener Baum, an dem hie und da die Rinde vom Stamme losgetrennt ist. Machen wir ein Stück los. —

O, die vielen Ohrwürmer (*Forficula*). Das sind häßliche Thiere, da sie dem Menschen ins Ohr kriechen.

Ist Dir schon einer in das Ohr gekrochen?

Nein, das nicht; ich habe es aber von vielen Leuten gehört.

Und wie vielen von ihnen war es passirt?

Keinem, so viel ich weiß.

Es ist die alte Geschichte. Einer sagt es dem Andern nach und Keiner weiß etwas davon. Das Thier lebt unter Rinde, in Blumen, unter Röricht 2c. und nährt sich dort und kümmert sich um keines Menschen lange oder kurze Ohren. Wohl aber ist die Art bewundernswürdig, wie es sich um seine Nachkommenschaft bekümmert. Wie es mit seinen Eiern umspringt, das können wir jetzt nicht beobachten, weil sie schon ausgekrochen sind. Der Naturforscher De Geer fand einen Ohrwurm, der unbeweglich auf seinen Eiern saß. Er that denselben in ein Kästchen mit Erde und streute auch die Eier darin umher. Sogleich fing das Thier an, dieselben wieder zu sammeln. Damit fertig, setzte es sich wieder darauf. Noch andere Naturforscher beobachteten dasselbe. Wie der Ohrwurm aber die ausgekommenen Jungen beschützt, kannst Du hier sehen. Die Jungen sind der Mutter unter den Bauch und zwischen die Beine geschlüpft und sie läßt es geschehen und bleibt ruhig sitzen.

Das ist wahrlich merkwürdig.

Nun weiter! Bemerkst Du diese Menge Grashüpfer? (*locusta*)? Mit ihren langen Hinterbeinen können sie sich so umherschnellen; natürlich laufen sie nur so schlecht. Sie können aber auch fliegen. Es giebt eine große Menge Arten, von denen mehre auf Bäumen leben, denen sie großen Schaden zufügen.

Wie bringen sie aber das Gezirpe hervor?

Du siehst, daß die Flügel eine große Menge feiner Rippen haben; an diesen Flügeln reiben sie nun mit den Füßen und dies bringt das Gezwitscher hervor.

Diese Grashüpfer thun uns freilich Schaden; allein dieser ist nicht bemerkbar gegen das Unheil, welches die Wanderheuschrecke (*actidium*) in Asien, Afrika und den östlichen Ländern Europa's anrichtet. 1747 und 1748 kam sie auch nach Deutschland und 1763 fiel sie in Frankreich ein. Diese Heuschrecke ist fast drei Zoll lang und kommt in Schaaren angeflogen, die tausend Fuß breit und 3—4 Stunden lang sind, so daß sie wirklich die Sonne verfinstern. Wo sie sich niederlassen, fressen sie Alles nieder bis auf den dürren Boden. Ein Weibchen legt sechs Wochen lang mehre hundert Eier klumpenweise in die Erde und unter Steine. Um die Nachkommenschaft zu verhindern, sammelt man die Eier; auch treibt man Schweine auf die heimgesuchten Fluren. Diese fressen eine unendliche Menge Eier und auch Heuschrecken; auch macht man wohl Feuer, um die Thiere zu vertreiben. Ein anderes ziemlich wirksames Mittel ist auch das, daß Jung und Alt, Mann und Weib auf die von ihnen bedeckten oder bedrohten Fluren ausziehen und mit allerlei lärmenden Instrumenten, als alten Blechgeschirren, Blechtafeln, Eisentöpfen x. ein wahres Höllenconcert, wie wir es zuweilen von Jung-Amerika hören, anstimmen, wodurch die Fresser verscheucht werden.

Sie ziehen immer gerade vorwärts, wenn sie von einem verwüsteten Platze auffliegen, daher es nicht selten geschieht, daß sie an ein Meer kommen und dort untergehen. Im Orient und in Afrika ißt man sie, nachdem Flügel und Beine abgerissen und sie geröstet und gebraten worden sind. Und warum nicht? Essen wir nicht auch Ameisen Maikäfer, Krebse, Schnecken, Austern x. die alle nicht sehr appetitlich aussehen?

Ich habe auch schon von einer Heuschrecke gehört, die sie „Gottesanbeterin" nannten: ist dies ein ähnliches Thier?

Nein, Freund; die Gottesanbeterin, das wandelnde Blatt, Honigheuschrecke (*mantis*) ist anders gebaut. Zwei bis drei Zoll lang, ist sie hinten viel breiter als vorn; die Flügel liegen viel flacher, sehen grün und sind fast getippt, wie ein Blatt; hat ungeheuer große Augen, die aber nicht glühen, wie ich hie und da gelesen. Die Vorderbeine sind lang und stark und mit Zähnen versehen. Sie frißt keine Pflanzen sondern ist ein Raubthier. Sie setzt sich ruhig mit aufrechter Brust, die ziemlich lang ist, und mit den ausgebreiteten Vorderfüßen auf ein Blatt oder auf eine grüne Frucht und wartet, bis eine Fliege oder dgl. in ihre Nähe kommt, auf die sie dann mit ihren Füßen blitzschnell losfährt. Sitzt das Insekt ihr zu fern, so rückt sie ganz unmerklich näher (dasselbe Verfahren beobachten auch mehre Wanderspinnen), bis sie es erreichen kann. Es kommen verschiedene Arten in Ost- und Westindien, in Afrika, im südlichen Europa und in Amerika vor. Auf den Schaufrüchten vor den Thüren der Fruchthändler kann man sie häufig genug sehen. Das Thier würde verhungern müssen, wenn es roth aussähe.

Es ist wunderbar, wie die Natur für ihre Geschöpfe sorgt. Außer den Grashüpfern höre ich jetzt auch Grillen singen. Haben die nicht eine wirkliche Stimme?

Wie sollten sie, da sie keinen Kehlkopf und keine Stimmbaut x. haben! Dieses schüchterne Thierchen, das stets in der Nähe seiner Höhle bleibt, bringt seinen Gesang dadurch hervor, daß es seine Flügel aneinander reibt, gerade so wie Du ein Geräusch hervorbringst, wenn Du Deine Hände an einander reibst.

Wir wollen uns aber nun auch nach Insekten einer dritten Ordnung umsehen; bei denen wir vielleicht wieder manches Wunder entdecken werden. Man nennt sie Halbdeckflügler oder Schnabelkerfe (*hemiptera*). Auch sie haben sechs Füße und vier Flügel, von denen die oberen auch härter als die hinteren und oft lederartig sind. Und dann haben sie einen gegliederten Rüssel.

Siehe, da hängt an diesem Grashalme ein ziemlicher Tropfen weißen Schaumes. Wofür hältst Du das?

Nun, das ist Kuckuckspeichel!

Aha, da wird einmal dem Kuckuck ein Ei unterschoben. Nichts da vom Kuckuck, nichts von Speichel! Siehe, da drinnen ist eine kleine Larve, und nun höre recht scharf hin, was sie zu erzählen weiß, wenn ich sie frage.

Was machst Du da drinnen, sag' an, kleines Thier, kannst Du nirgend anders leben?

Ach, ich bin ein armes Kind. Meine Mutter hat mich so nackt in der Welt allein gelassen. Ich fror und dann fürchtete ich auch die ungeheuren Riesen, die immer um mich herflogen. Da wußte ich kein anderes Mittel mich zu schützen, als daß ich meinen natürlichen Auswurf als einen weißen Schaum um mich her aufhäufte. Und ich bin darunter hinlänglich geschützt, bis mein jetziger hülfloser Zustand sich endet und ich als eine muntere Cicade davon und in die weite Welt hinausfliege. Wolltet Ihr mir aber, wie oft muthwillige Knaben thun, meinen schützenden Zaubermantel nehmen, so muß ich jetzt schon sterben, ohne die Welt weiter gesehen zu haben. Laßt mich leben ich bitte Euch!

Hast Du Alles gehört?

Ja, das ist wunderbar. Ich habe auch geglaubt, dies sei Kuckuckspeichel.

Ich will Dir nun diese kleinen, oft vier bis fünf Fuß weit springenden, mitunter sehr schön gezeichneten Thiere weisen. Aber Du kennst wohl unsere großen Locust's?

O ja!

Nun, dann weißt Du auch, daß es kein Locust ist. Locusten sind Grashüpfer; die habe ich Dir vorhin gezeigt. Was die Amerikaner Locust nennen, ist die große

Cicade (*cicada robusta*). Sie leben vom Safte der Bäume, und um diesen zu erhalten, bohren sie mit ihrem spitzen, ½ Zoll langen Rüssel Löcher in die Bäume. In manchen Jahren sind sie so häufig, daß oft Bäume, auf denen sich viele aufhalten, absterben. Mehre Raubvögel machen Tags und Nachts Jagd auf sie. Leider müssen diese aber von Taugenichtsen weggeschossen werden. Bei dieser Cicade (Locust) wird das Zirpen welches übrigens mit dem Geklapper der Klapperschlange die größte Aehnlichkeit hat, auf andere Art hervorgebracht, als bei Grashüpfern und Grillen. Die Männchen haben hinten am Bauche eine hornichte Haut und durch die Bewegung derselben bringen sie jenes Geschnatter hervor.

Eine sehr schöne Cicade ist der surinamische Laternenträger. — Die oberen Flügel sehen grün mit gelben Zeichnungen oder Querbändern die unteren orangegelb mit bräunlich-violetten Flecken an den Spitzen. Der Kopf ist zu einem aufwärts gebogenen Horne verlängert und dieses leuchtet mit schönem phosphorischen Lichte. Bei zwei in ein Glas eingesperrten soll man lesen können. Es giebt aber auch —

Ei, sehen Sie diesen schönen schwarz- und rothgefärbten Käfer!

Das ist kein Käfer. Die Decken sind nicht horn- sondern lederartig. Das ist eine Wanze (*cimex, acanthia, lygaeus &c.*) Sie gehören auch in diese Ordnung.

Was? die ich in Betten gesehen habe, waren rothbraun und lange nicht so groß. Das fehlte noch, daß solche Elephanten einem noch das Blut aussaugten. Sie scherzen!

Ich scherze nicht; ich sagte aber auch nicht, daß es eine Bettwanze sei. Außer dieser giebt es auch Erd- und Blattwanzen. Sie saugen den Saft aus den Blättern, so daß viele Pflanzen von ihnen getödtet werden. Einige verschmähen auch todte Insekten nicht. Du kennst doch auch die Beerenwanze, Qualster genannt. Sie hat einen sehr häßlichen Geruch, welchen sie selbst den Beeren und Früchten mittheilt, auf welchen sie sitzt. Doch ist wohl von allen keine so verhaßt als der Blutsauger, die Bettwanze. Müde und erschöpft legst Du dich in das einladende Bett, um der wohlthätigen Ruhe zu genießen. Bist Du ordentlich warm, so fangen Deine Hände- und Fußgelenke an zu jucken. So schläfrig Du bist, Du kannst nicht schlafen. Du mußt kratzen, und schließen sich die Augen abermals, so reizt es Dich, wieder zu kratzen. Endlich fängt das Jucken auch an andern Körpertheilen an. Zündest Du plötzlich ein Licht an, so siehst Du die Räuber ängstlich nach allen Seiten hinflüchten, um ein Versteck zu finden. Hast Du das Licht verlöscht, so geht in einer halben Stunde die Qual von Neuem an. Sie haben einen feinen geraden Saugrüssel, der aber ziemlich giftig ist; denn um die kaum sichtbare Wunde bildet sich eine ziemliche Geschwulst (Blase) Die Bettwanzen können ungemein lang hungern, ohne zu sterben, können sich aber auch so voll saugen, daß bei geringer Berührung das eingesogene Blut herausspritzt.

Sie sind überaus listig. Sind die Betten ganz gereinigt von Wanzen, halten sich aber einige in den Wänden rc. auf, so laufen sie, wenn sie den Schlafenden nicht anders erreichen können, an den Wänden hinauf und an der Decke hin, bis über den Schlafenden und lassen sich dann auf ihn herabfallen. Sie kriechen oft unter die Rockärmelaufschläge oder in Falten, um bei gelegener Zeit reine Armgelenke zu schröpfen. Uebrigens setzen sie sich bei ihrem Blutsaufen nie mit allen Beinen auf ihr Opfer, sondern die Hinterbeine bleiben immer auf dem Bett rc., um bei Gefahr sofort zum Ausreißen geschickt zu sein. Sie sind, wie kluge Generäle auch auf den Rückzug bedacht. Hat man nun aber auch das Glück, einige dieser Quälgeister zu erlegen, so giebt es eine neue Plage, — ihr Gestank. Sie vermehren sich ungemein stark.

Die Leute sollten doch die in den Zeitungen so sehr angepriesenen Wanzensalben, Insektentod rc. kaufen.

O ja! Da würden sie wenigstens das Geld los, wenn auch nicht die Wanzen. Die einzige, aber auch unfehlbare Wanzensalbe ist — Reinlichkeit. Wenn einen Tag um den andern alle Ritzen und alle Versteckörter in den Matratzen und Bettstellen durchsucht werden, so hast Du in einem Monate keine Wanze mehr. Vorausgesetzt wird dabei, daß die Eier durch Ausbrühen getödtet worden sind. Vor einiger Zeit habe ich in einer Zeitung von einer Wanzenfalle gelesen, die mir sehr praktisch erscheint. Man nimmt nämlich ein Brett von der Breite des Bettes und bohrt eine Menge Löcher hinein von dem Durchmesser, daß eine Wanze hineinkriechen kann. Es ist wohl selbstverständlich, daß die Löcher nicht durch das ganze Brett hindurchgehen dürfen. Die Wanzen finden bald diese Versteckörter, wenn man das Brett zu Häupten oder am Fußende in das Bett vertikal steckt und können da mit Leichtigkeit ausgebrüht werden. Man findet aus dem ganzen, sehr zahlreichen Wanzengeschlecht solche, die drei Zoll lang sind, bis herab zu denen, die nur ½ Linie messen. Dann findet man sie von allen Farben vor, oft prachtvoll gemustert.

Doch wie wäre es, wenn wir in dieser Gartenwirthschaft uns ein wenig erfrischten und ausruhten?

Wenn wir heute noch weit wollen, wird dies uns gut thun.

O dieser herrliche Rosenduft!

Ja, das ist erquickend! Ich sehe aber, es geht dem Meister Distel wie mir auch. Seine Rosenbüsche sind auch über und über voll Blattläuse, wie die meinigen. Ich möchte nur wissen, wo dieses Zeug alles herkommt.

Nun, dies schädliche Thier gehört grade in unser Kapitel und Du wirst nicht geringe Wunder bei ihm finden, ja, vielleicht das höchste und größte in der ganzen Thierwelt. Gewöhnlich siehst Du sie ohne Flügel. Im Herbste siehst Du geflügelte Männchen. Nach der Begattung legt das Weibchen dann seine Eier in die Spalten der Rinde der Pflanzen und Bäume. Im Frühlinge darauf kriechen die Jungen aus und zwar merkwürdigerweise lauter Weibchen. Diese häuten sich viermal, und gebären dann, ohne vom Männchen berührt worden zu sein, wieder lauter lebendige Weibchen, welche abermals lebendige junge Weibchen zur Welt bringen. Dies geht bis zum Herbste so fort und erst in der neunten bis zehnten Generation kommen wieder Männchen vor. So hat ein Blattlausweibchen eine Nachkommenschaft von vielen Millionen. Ist das nicht wunderbar?

Ja, wahrhaftig, das ist ganz und gar wunderbar. Ich habe mir es durchaus nicht erklären können, wo sie alle herkommen, da man doch die Stöcke oft reiniget. Jetzt begreife ich es, wenn ich auch das Wunder nicht fassen kann.

Eben so häufig an Rosen, und oft noch häufiger findet man Blattläuse am Hollunder. Man nennt sie auch Mehlthau. Zweige sind oft ganz schwarz von ihnen. Das kommt daher, daß die Weibchen meistens schwarz oder braun aussehen; die Männchen sind meist grün. Man sieht diesen Mehlthau oft nach warmen Regen und der Unwissende glaubt und sagt, es ist ein Mehl= (Mühl=) Thau gefallen. Die Wahrheit aber ist, daß die Brut bei einem warmen Regen am besten auskommt. Die Blattläuse fallen nicht vom Himmel, sie werden geboren und dänten sich auch gerne bei warmen Regen.

Jetzt will ich Dir noch einiges Merkwürdige von zwei bei uns nicht lebenden Insekten erzählen. Das erste ist eine Schildlaus, die Cochenille (*coccus*) in Westindien, Mexiko und Südamerika. Das Männchen sieht wie eine kleine Mücke, das Weibchen aber ist ungeflügelt und, wie bei fast allen Insekten, größer als das Männchen, etwa zwei Linien lang. Es sitzt fast immer auf einer Stelle an der indianischen Feige (*cactus*), sieht braunroth aus, steckt aber in einem weißen Gespinnst. Wegen seiner Nützlichkeit für den Menschen legt man große Cactuspflanzungen an und pflegt das Thier sorgfältig. Zu einer gewissen Zeit werden die Thierchen gesammelt, über Wasserdämpfen getödtet und die schöne rothe Farbe, Carmin, daraus bereitet. Da die Cochenille sich mehre Male im Jahre fortpflanzt, so hat man auch eine mehrmalige Erndte. Daß der schöne Carmin so theuer ist, kommt daher, daß zu einem Pfunde an 70,000 getrocknete Cochenillen gehören.

Im östlichen Deutschland ist eine ähnliche Art, desgleichen in Polen, die man früher benutzte, ehe man die amerikanische kannte, und man nannte sie Johannisblut. Auch der Kermes auf der Stecheiche der wärmeren Länder der alten Welt giebt eine ähnliche rothe Farbe und war wahrscheinlich der Scharlach der Alten.

Das andere Thierchen ist die Gummilackschildlaus, etwa eine Linie lang, das in Ostindien in ungeheurer Menge an solchen Blumen lebt, die einen klebrigen, harzigen Saft haben. Das Thierchen macht aus einem rothen, dicken Safte, den es von sich giebt, vielleicht in Verbindung mit dem Pflanzensafte, um den Zweig herum Zellen, in die es, wenn sie verhärtet sind, seine Eier legt. Abgelöst, geschmolzen und in dünne Stäbchen geformt, heißt diese Masse Schellack.

Nun muß ich Dir auch noch die Wunder einer andern Ordnung der Insekten zeigen und erklären, ehe die Zeit dazu für dieses Jahr vergangen ist. Doch heute wird es zu spät.

Wahrhaftig, ich habe heute von diesen meist unbeachteten Thierchen mehr Wunderbares gesehen und gehört, als ich je für möglich gehalten hätte. Können wir nicht nächsten Donnerstag herausgehen, da ist ein Feiertag? Ich möchte mich aber nicht mehr in die finstern Kirchen hineinsetzen; ich möchte gerne mehr wissen von der Natur und dem wunderbaren Treiben in ihr.

Wir werden ja sehen, ob Zeit da ist und das Wetter günstig. Adieu!

Briefe an Gräfin Justine Csaky Szerleti.

Dresden, 18. Mai 1834.

Am Aetna, liebe Gräfin, sah ich die Sonne aufgehen und sah sie öfter sinken in der Schweiz; dennoch bleibt mir unvergeßlich die herrliche Felsloge der Bastei. Oft lehnte ich mich da zwischen Grauen und Wonne an das Elfingeländer, womit der äußerste Saum umfangen ist, heftete meine Blicke hinab in die Schauertiefe, hinab in den Spiegel der Elbe, die an einem magischen Bogen zwischen blumigen Gefilden um die Schanze sich hinzieht, sah hinüber südöstlich zu den Gebirgen, in deren Mitte die Festung Königstein prangt, hinüber zu dem Lilienstein, den Winterberg, den Höhen Böhmens mit dem schönen Prebischthor, zu der Kaiserkrone, dem Zirkelberg und vielen andern Höhen, die sich im malerischen Halbkreise gruppiren, überflog das nahe Rundgemälde mit hervorleuchtenden Punkten, Weh'en mit seiner Ruin, das Stuppner Erziehungshaus, Rathen und Neurathen — und verließ stets mit Wonne und mit Wehmuth den erhabenen Kegel, auf dem der Mensch gleichsam dem Himmel näher gerückt zu sein scheint.

Windet man sich auf dem weiten Terrain dieser Felsschanze auf welche Spitze immer hin, überall genießt man des Schönen, des Erhabenen, im Wechsel mit dem Schaurigen, dem Lieblichen und dem Kolossalen

Die vorzüglichsten Punkte daselbst außer der erwähnten Loge mit ihrer Bar-

tiere, auf dem äußersten Saum der Bastei — welche mir erlaubt sei Theonit zu nennen — sind: das Kanapee, auch Nikolaus-Ruhe genannt der Ferdinandstein, mit dem Wald und Felsenlabyrinth der Gründe eine Schauer Tiefe, in welche die alten Raubritter ihre Gefangenen gestürzt haben sollen, daher Marterelle benannt, und die Steinschleuder, wo große steinerne Kugeln gefunden wurden, dergleichen die Raubritter auf die Schiffe ihrer Feinde hinab in die Elbe geschleudert haben sollen. Jene Schlucht — zwischen dem Ferdinandstein und dem Theonit — über welche eine feste Brücke gebaut ist, hat wohl ihres Gleichen in Europa nicht. Nicht zu beschreiben das Gemälde jenes mit Gehölz und Felsgruppen geschmückten Labyrinths! An dieser Brücke in einer Felswand gegraben lies't man unter einem Gebetbuche mit einem Kreuz, folgende Worte:

„Dem Andenken zweier ehrwürdigen Männer, Herr Heinrich Carl Nicolai, geboren zu Berlin 26. November 1739, gestorben am 18. September 1823 als Pastor *emeritus* zu Lohmen und Herr M. Wilhelm Leberecht Götzinger, geboren zu Struppen am 1. September 1758, gestorben am 23. April 1818 als Pastor in Neustadt bei Stolpen. Sie waren es, die zuerst den Blick der Fremden auf diese Gegenden leiteten. Durch sämmtliche verpflichtete Führer errichtet 1813."

Unweit von dieser Brücke hinauf erhebt sich der palastähnliche, zwei Geschoß hohe Gasthof, der in jeder Hinsicht dem ersten Platz irgend einer Hauptstadt Ehre machen würde. Man speise im Saal oder im Freien, überall würzen das Mahl Töne böhmischer Horaisten oder Harfner. Der Gäste sind hier im Lenz und im Sommer beständig, es ist da ein immerwährendes Gehen und Kommen, jetzt ist selbst in dieser großen Auberge, deren Bau 14,000 Thaler gekostet, zu wenig Raum für die herbeiströmenden Wanderer. Daß es hier an den glänzendsten Festen nicht fehlt, läßt sich leicht errathen Daß man nicht nur elegant, sondern auch billig bedient wird, verdient wohl auch der Erwähnung.

Indem man von der Ottewalder Seite mit lokalkundigen Weisern auch zu Wagen auf die Bastei kommen kann, so versteht es sich von selbst, daß an der Seite des erwähnten Gasthofs auch Gebäude mit Stallungen und Remisen sind. Die Bastei scheint der zweckmäßigste Ruhepunkt, um von dort mit einem Führer diesen Theil des Hochlandes in mehren kleinen Touren zu durchwandern.

O könnte ich, liebe Gräfin in Ihrer geistreichen Gesellschaft, am süßen Bande der Freundschaft alle diese Herrlichkeiten genießen; das hieße wohl des Lebens seligster, reinster Genuß! Vereinzelt bin ich für Schmerz und Lust bestimmt, und besser ist es wohl, allein sein, wenn nicht Harmonie die Seele umschlingt!

Nun folgen Sie mir, gute Gräfin, von der schönsten Höhe der sächsischen Schweiz zwischen lieblichen Waldalleen zu dem Wegreiser, welcher die Richtung nach dem Ottewalder Grunde zeigt. Hier ruht es sich auf einer Steinbank so sanft; die entschwundenen Bilder der Natur schweben lebendig dem Geiste vorüber, sie begleiten die Phantasie im melancholischen Dunkel des Waldes dahin, bis man wieder in pittoreske Felsgänge übertritt, wo nur Gegenstände der stillen Betrachtung die früheren Bilder verdrängen. Zwischen Nadelholz führt eine steinige Bahn in eine Felsschlucht, die je tiefer hinab, desto enger sich schließt. Die Amsel schlug, die Taube girrte, dumpf brausten die Wellen des Baches.

Felsklötze sind an Felsklötze geschichtet Kaum zwei Schritte breit ist der düster Paß. Wie in den Gräbern einer ausgestorbenen Schöpfung zog ich einsam und schweigend hin; bald kam ich zu einem in die Thalschlucht herabgestürzten kolossalen Felsblock, worauf eben drei Kurländer und drei Skandinavier ihre Freunde willkommen hießen. Hier theilten sich zwei Wege; ich folgte der Richtung meiner Karte gemäß jenem schmaleren links hinein, der Weg rechts führt nach Wehlstädtchen und kam nach wenigen Schritten am Saume des Ottowalder Grundes, an einem lieblich rauschenden Bächlein zu einer kleinen Restauration, wo man in einem Rindenhüttchen mit Liqueur, Milch, Kaffe und schmackhaften Kuchen sich bewirthen lassen kann. Kaum ein Stündchen pilgert man von hier bis nach Lohmen. Bald verläßt man mit dem rieselnden Bächlein die pittoreske Felsschlucht, ja mit Wehmuth, mit heiligen Gefühlen verläßt man sie und mit ihr die sächsische Schweiz. Hundert und vierzehn Stufen führen aus der Schlucht hinauf nach Ottowalde. Die Häuser der Landleute sind hier recht wohl bestellt und eben so freundlich wie die Menschen darin. Erquickt durch süße Milch folgte ich dem Fahrwege rechts und dann in gerader Richtung nach Lohmen. Rechts deutet ein Wegreiser eine Stunde nach Hohnstein und links nach Wehlen.

Einem Gasthofe, mit der Inschrift: *„Ora et labora"* vorüber geht man auf der breiten Straße, welche in einer Stunde nach Pyrna und 4½ nach Dresden führt, in den Flecken hinab. Eine schöne Kirche begrüßt hier den Pilger im Friedhof. Die Thür war offen. Unter vielen Leichensteinen winkten mir am freundlichsten die Ruhestätte Schedlich's und besonders Nicolai's zu. Ein Hügel mit Immergrün geschmückt deckt die Asche des Gefeierten. An einem einfachen Steinkreuz lies't man: Karl Heinrich Nicolai kam an's Licht am 26. November 1739 in Berlin. Liebend und geliebt, — gesegnet und segnend vollendete Er — Diener der Kirche die wunderbare 84jährige Führung am 18. Juli 1823.

Dem Pfarrhofe vorüber zog mich eine ansehnliche Schäferei an. Man war eben mit Scheeren dickwolliger Schaafe beschäftigt. Tausend Stück spanische Schaafe und hundert spanische Widder gab mir ein freundlicher Beamter als Stand des gegenwärtigen Stalles an.

Im Gasthof zu Lohmen ist der Versammlungsort der Führer nach allen Richtungen hin.

Zwischen dem Schloß dem königlichen Kammergute zu Lohmen und dem Schulhaus, führte mich der Weg in eine Schlucht hinab über die Brücke der Wesnitz; von hier folgt man in Stein gehauenen Treppen hinauf nach Mühlsdorf, einem Dörfchen mit anmuthigen Gärten. Bald überrascht das Brausen der Wesenitz; es ist die sogenannte Rabentaufe, wo der Fluß sich durch Felsmassen fortwälzt. Noch pittoresker als dieser Punkt ist die nahe Lochmühle, tief in der Schlucht, ganz im Felsen eingezengt. Mit Grauen und Entzücken weilte ich hier, mitten in diesem Felskessel. Mit den getrübten den Wogen wogten die Gefühle auf und nieder, so daß der donnernde Widerhall der schäumenden Fluthen wie in einem Wirbel der Gedanken mit sich fortriß.— In mehren Krümmungen zieht sich diese Sandsteinschlucht über Lohmen hin, bis nach Porschenstein; doch kann man der Richtung unten nicht überall folgen.

An der Lochmühle führen 162 Steintreppen hinauf nach dem Dorfe Dauba, und am diesseitigen Ufer führt der Weg nach Liebethal, das malerisch auf der Höhe des Sandsteingebirges situirt ist. Hier kam ich zu Steinbrüchen hinab, wo das Gehen beschwerlich war. Der Sandstein, welcher da mit Lebensgefahr gebrochen wird, dient gewöhnlich zu Schleif- und Mühlsteinen. Wenn den Arbeitern Gefahr eines losbrechenden Blockes droht, so erschallt der Ruf: „Lauf zu!“ da werfen alle Steinbrecher schnell die Zeuge weg und eilen, den Bedrängten Hülfe zu leisten.

In dieser Nähe soll auch der Borsberg ein genußreicher Punkt des Hochlands sein; ich war zufrieden mit dem Gesehenen und wählte um so mehr den nächsten Weg nach Pillnitz, indem der Horizont mit Regen drohte.

Eine herrliche, einfach große Residenz des Königs von Sachsen, nach einem Brande im Jahre 1818 zum Theil in japanischem Geschmack, neu erbaut überrascht hier in Pillnitz. Dieses ganz eigenthümliche Palais zerfällt in mehr kleinere Bauten, die zusammen ein höchst gefällig architektonisches Ganze bilden.

Der Hof war eben abwesend. Welche Einfachheit, stille Größe, welche Popularität dieses königlichen Hauses! Ein Zeichen, daß mit dem höheren Grade der Cultur, mit der intensiven Bildung einer Nation der asiatische Pomp verbannt wird, ohne darum das Ansehen, das wahre Ansehen des Königs, als Ersten des Staats zu schmälern, ohne die Würde seiner Person zu gefährden. Je roher das Volk, desto mehr bedarf es eines despotischen Vaters, der es eigenmächtig zu lenken versteht, je gebildeter, je edler und einfacher die Sitten, desto mehr verschmilzt die Würde des Königs als höchsten Repräsentanten der bürgerlichen Glückseligkeit, mit der Würde des Menschen. Die rohe Heerde bedarf eines Treibers, den sie fürchtet, der sittliche Mensch will einen Führer haben, den er liebt und ehrt.

Die Zimmer des Schlosses sind geschmackvoll tapezirt und elegant eingerichtet. Die Hofkapelle ist allerliebst und gewährt um so mehr Interesse, da man hier die Portraite der königlichen Familie in Bildern aus der biblischen Geschichte entlehnt, sehen kann, die also mit dem Wegweiser zu sprechen, im Gewande der Heiligen erscheinen.

Auch hatte ich Gelegenheit, die Glieder des regierenden Hauses zu sehen und zwar an der Mittagstafel, im neuen, herrlich dekorirten Speisesaal, wo es jedem Fremden gestattet ist, auf der Gallerie zu erscheinen und da nach Muße während des Mahles zu verweilen.

Auch die Wohnung des Hoftraiteurs an der Seite der Residenz ist großartig und mit Geschmack errichtet. Man wird hier *a la charte* vortrefflich und billig bedient. Vortrefflich das will sagen wenig Gerichte, doch gut. Keine ellenlangen Speisezettel findet man hier und der genügsame Sachse, der nicht lebt um zu essen, murrt nicht über den Mangel an Auswahl der Speisen, so wie man z. B. öfter in Oestreich und Ungarn finden hört, wenn der Tariff nur 6 — 7 Speisen enthält.

Der Genuß in den prachtvollen Gärten und Anlagen zu Pillnitz, wo auch besonders der Botaniker reiche Erndte findet, wurde mir durch das Wetter verleidet.

Nur mit dem Regenschirm durchflog ich an der Seite eines freundlichen Jägerburschen die schönen Haine, Pavillons und Treibhäuser.

Das Elbufer lag in Nebelschleier gehüllt, welcher sich allmählig zertheilte und den Reiz der blumigen Gestade, der heitern Weinberge enthüllte, als ich mit einer zahlreichen Gesellschaft in einer Gondel nach dem schönen Dresden fuhr. Aeußerst lieblich ist diese Wasserpartie, und von höherem Interesse für den geistigen Menschen, der den malerischen Weinhügeln vorüberschwebend, auf jene Gebirgshäuser aufmerksam gemacht wird, wo einst Julius Körner seine Blüthenzeit genoß, wo Schiller weilte und seinen Don Karlos und Wallenstein's Lager schrieb.

Unter den vielen Gebirgshäusern ragen palastähnlich hervor: das Prinz Friedrichs Palais und nahe zur Residenz eine Villa, das Elysium der Dresdner.

An der schönen, einfachen Elbbrücke wurde gelandet. Hier begrüßen zuerst eine imposante Kirche und die Statue August *IV.*, dem weitläufigen Gebäude der alterthümlichen Residenz vorüber ließ ich mir die Weisung in einem der besten Gasthäuser geben. Hier in dem freundlichen Dresden will ich einige Tage der Musse pflegen und das Ziel der Reise dann fortsetzen über Leipzig.

Ludvigh.

Psychologische Skizzen.

Von Dr. J. C. Bergmann.

I.

Naturell der Rassen.

Ganz wie wir die Raubthiere Waldes, die Fische Wasserbewohner nennen, ganz so sprechen wir sehr oft vom Menschen als Erdbewohner. Da Sprechen nur lautes Denken ist, so folgt daraus, daß wir gewohnt sind, uns sein Verhältniß zur Erde dem analog zu denken, welches zwischen dem Wasser und den Fischen Statt findet. Diese Zusammengehörigkeit, welche dem Gefühle Aller so sehr entspricht, daß auch die religiöse Hoffnung sich nicht über den Gedanken einer neuen Erde zu erheben vermag, ist auch wissenschaftlich zu rechtfertigen. Vergessen Sie für den Moment, daß man den Begriff der praktischen Erscheinungen auf Solches zu beschränken pflegt was uns widerwärtig ist; nehmen Sie dieses Wort so, daß es Alles bezeichnet, was nicht nur lebt, sondern zu gleicher Zeit von dem Hauptorganismus, dem es angehört gelebt wird; so können Sie kaum etwas dagegen haben, wenn ich den Menschen als Parasiten der Erde bezeichne, an dem als seine Beschaffenheit sich die Beschaffenheit jenes größern Ganzen eben so natürlich darstellt, wie sie es natürlich finden, daß Ihr Verwalter, ohne den Boden genauer zu untersuchen, aus dem sauren Futter, das es trägt, auf seine moorige Beschaffenheit schließt.

Bezeichnet man nun die unveränderliche Beschaffenheit des Menschen, welche er sich nicht, wie seinen Charakter, selbst gegeben hat, als sein **Naturell**, so wird es ein allgemeines Menschennaturell geben, welches nichts Anderes ist, als das Naturell der Erde, das sich über alle ihre Angehörigen erstreckt, und sie alle, darum aber auch ihn beherrscht.— Sollten die übrigen Planeten vernunftbegabte Bewohner haben, so würde einem Beobachter, der sie und uns kennen lernte, dieses Erdnaturell, das allen Menschen gemein ist und den Jupitersbewohnern abgeht, so auffällig, dagegen die Unterschiede der Mensch n so geringfügig erscheinen, daß er vielleicht von den Eigenthümlichkeiten des Erdgeistes oder des Erdmenschen ganz so spräche, wie wir von der Physiognomie des Negers, weil uns die Gesichtsunterschiede der einzelnen Neger unbedeutend vorkommen im Vergleich mit dem, worin sie sich ä nlich sehen. Jener Beobachter hätte Recht. Der Mensch ist der Erdgeist, weil er irdisch denkt und fühlt, indem er menschlich denkt und fühlt.

Vermöge dieser Angehörigkeit an seinen Planeten ist der Mensch wie seine Erde, ist er jung in ihrer Jugend, krankt er mit ihr, wird er alt wie sie. Darum aber ist es etwas Natürliches und Menschliches, wenn die Zustände der Erde, welche sie uns in den verschiedenen Jahreszeiten und Tageszeiten zeigt, zugleich als seine Zustände sich erweisen. Wie wir uns nicht wundern, daß im Frühjahre der Saft in die Bäume schießt, und im Herbste die Blätter abfallen, so dürfen wir es auch nicht, wenn die Wiesen fast ihren ganzen Winter verschlafen, oder wenn die meisten Schwindsüchtigen zu bestimmten Jahreszeiten sterben; wenn wir es natürlich finden, daß bei herannahender Nacht sich der Kelch der Blumen schließt, warum denn wunderbar, wenn mit herannahender Nacht des Kranken Fieber sich mehrt und die Augen des Kindes zufallen? Wenn man nicht Mirakel darüber schreit, daß der Mond, je nachdem er voll oder neu ist, verschieden Ebbe und Fluth macht; und wenn Aehnliches, wie bei dem Ocean, hinsichtlich der Atmosphäre beobachtet worden ist; warum soll es denn Aberglaube sein, daß Mondsucht und chronische Geschwülste sich nach den Mondphasen richten? Ich will zugeben, daß es nicht geschieht, die Unmöglichkeit aber ist damit noch nicht bewiesen, und so lange dies nicht geschehen, darf man wohl von Irrthum, nicht aber von Aberglauben sprechen. Alle jene verschiedene Zustände der Erde, sie dringen tief auch in's Innere des Menschen und geben seinem Empfinden, dem, was wir seine Stimmung zu nennen pflegen, eine bestimmte Farbe. Nicht nur das Kind ist furchtsamer bei Nacht als bei Tage, sondern Bonaparte behauptet, unter seinen Generälen nur zwei gefunden zu haben, die zwei Stunden vor Sonnenaufgang Muth gehabt hätten. Wer hat nicht an sich selbst bemerkt, daß das Frühjahr diese sehnsüchtig melancholischen Reisegedanken bringt, in welchen wir, wenn wir nicht mit den Schwänen ziehen können, doch mit Mignon klagen möchten. Wer endlich möchte sagen können, daß er nie beim Vollmond schwärmte und daß der Neumond ihm ganz dieselben süßen Empfindungen gebe, wie jener?

Die eben betrachteten Zustände der Erde sind schnell vorübergehende, denn auch die Jahreszeit dauert nur drei Monate — nach dem Kalender nämlich, denn daß bei unserm sechs Monate langen Winter nicht neun für die übrigen Jahreszeiten bleiben, erfahren wir leider zu oft. Es giebt aber, wenn wir einen größern Lebensabschnitt der Erde betrachten und zu diesem Ende die Jahrbücher der Geschichte aufschlagen, gewisse Zeiten, wo der Zustand der Erde ein ganz eigenthümlicher war, wie wir aus den Folgen ersehen können, wenn auch seine Gründe bis jetzt uns verborgen blieben. Es giebt unfruchtbare Jahre, es giebt Jahre der Krankheit. Daß Mißwachs, daß Krankheit von der Beschaffenheit der Atmosphäre abhängt, sei es nun von ihrer Wärme und Kälte, sei es von einem sie erfüllenden Miasma, sei es von plötzlich entstandenen oder herangezogenen mikroskopischen Thieren, dies möchte man wohl kaum bezweifeln können, und da die Atmosphäre zur Erde gehört, wird der Schluß nahe liegen, daß dort, wo neue verheerende Seuchen auftreten, ein bis dahin nicht dagewesener Erdzustand eingetreten ist. Wenn uns aber die Ge-

schichte der Krankheiten lehrt, daß mit ihren parallel gewisse exaltirte oder deprimirte Zustände und veränderte Empfindungsweisen sich zu zeigen pflegen, wer wollte dann die Aehnlichkeit bestreiten zwischen diesem Factum und dem, daß das Kind bei Nacht schläfrig wird? Ich spreche hier nicht von der überall, wo eine neue Pest auftritt, sich zeigenden Wuth der Masse gegen die Brunnenvergifter, die, ganz wie sie Manzoni in seinem Meisterwerke beschreibt, in Petersburg und Paris sich während der Cholera wiederholte; dergleichen ist das sehr erklärliche Product ähnlicher Calamität und der überall gleich bleibenden Dummheit der Massen. Ich spreche von Anderm:

Niebuhr, denke ich, war der Erste, der die Bemerkung machte daß beim Ablauf von Weltaltern die unentschiedene Dämmerung zwischen zwei Perioden, welche den Historiker oft zweifeln läßt, ob er es mit Abend- oder Morgendämmerung zu thun habe, sehr oft durch verheerende epidemische Krankheiten bezeichnet sei. Wenn er hierbei an die Pest des Thucidides erinnert bei dem Verlöschen des schönen griechischen Lebens, so ließe sich zur Bestätigung seiner Behauptung Vieles hinzufügen; Die Todeszuckungen des römischen Reichs werden durch mehre Pestepidemien begleitet, die Pocken treten gleichzeitig auf mit dem Muhamedanismus; auf das Wüthen des Aussatzes während der letzten Kreuzzüge will ich solches Gewicht nicht legen, weil man dies blos eine Verbreitung desselben in bis dahin verschont gebliebene Länder nennen wird; bemerkenswerth dagegen erscheint mir, daß die beiden Begebenheiten welche der lieblichen Sommernacht des Mittelalters ein Ende machten, die Entdeckung Amerika's und die Reformation, in dieselbe Zeit fallen, wo drei furchtbare, bis dahin unbekannte Seuchen Europa verheeren. Ja, lachen Sie, wie Sie wollen, einen Zufall kann ich nicht sehen in der wiederholten Gleichzeitigkeit der Cholera und der revolutionären Bewegung in Europa. Ich sage nicht, wie Viele, daß die Cholera als ein göttliches Strafgericht anzusehen sei, wie ich auch nicht sage, daß Delirien Strafe für's Fieber sind, aber einen Zusammenhang der Art nehme ich allerdings an, daß nicht ohne natürliche Gründe sich plötzlich ein gewisser irritabler Zustand über die Massen verbreitet, und daß diese natürlichen Gründe mit in der Beschaffenheit des Planeten liegen, den die Massen bewohnen ganz wie im Kleinen dem Ausbruch eines Erdbebens jene ängstliche Stille der ganzen Natur vorangehen soll, welche die Thiere dahin bringt, sich zu verstecken, den Menschen, an sein Ende zu denken. Hier könnte nun der Gedanke nahe liegen, daß eine wissenschaftliche erschöpfende Geologie und Meteorologie es dahin bringen werde, wenn auch nicht gerade vorherzusagen, w a s, so doch, d a ß etwas Großes im Leben der Völker geschehen werde. Ich könnte dies zugeben, in der Sicherheit, kein Dementi zu erhalten, da die Meteorologie gerade durch die ungeheuren Fortschritte, die sie durch Dove's u. A. Verdienste gemacht hat, weiter als je davon entfernt ist, etwas vorauszusagen; allein ich will dies doch nicht sagen, sondern bemerken, daß ich nicht gesagt habe, die Erdveränderungen seien der einzige Grund solcher Begebenheiten, sondern nur, daß die Gleichzeitigkeit auf einem wirklichen Zusammenhange beruhe.

Ich habe bisher von dem gesprochen, was allen Menschen ganz gleichmäßig zukommt, weil sie Erdbewohner sind. Dabei dürfte ich nur dann stehen bleiben, wenn die Erde ein ganz gleichmäßiges Ganze wäre. Dies ist sie aber nicht, der Unterschied der Klimate, verbunden mit dem verschiedenen Verhältniß, in dem das Festland zum Wasser, die Höhen zu den Tiefen stehen, läßt auf der Erde eine Menge von Unterschieden hervortreten, vermöge welcher jedes Land seine eigene Natur hat. Wie nun jedes Klima und wie wieder jedes Land seine bestimmte Flora und Fauna hat, indem seine Blumen und Thiere an seiner Natur participiren, ganz ebenso sondern sich wieder einzelne Gruppen von Menschen von einander ab, welche gerade so von einander unterschieden sind, wie die Partien der Erde, welchen sie angehören, und deren Beschaffenheit an ihnen als ihr b e s o n d e r e s Naturell sich zeigt.

Um uns die hauptsächlichsten Unterschiede deutlich zu machen, welche die Erde darbietet, ersuche ich Sie, Ihren Globus anzusehen. Denken Sie ihn sich in zwei Hälften geschnitten, etwa durch den Meridian von Ferro, so können wir, indem wir uns für einen Moment die Erde still stehend denken, von einer östlichen und westlichen Hemisphäre sprechen. Die letztere zeigt uns den großen Ocean und Amerika, die erstere die übrigen vier Welttheile. Der oberflächlichste Blick auf diese beiden Hemisphären zeigt uns schon in der Form des Festlandes einen diametralen Gegensatz indem in der westlichen Hemisphäre die Richtung von Nord und Süd auf der östlichen dagegen die Richtung von Ost nach West vorwiegt, dort die Ländermasse dem Meridian, hier dem Aequator parallel geht. Dieser Gegensatz, der in der äußern Form angedeutet so tief geht, daß es u. A. fast als eine Regel angesehen werden kann, daß die Thierart, welche auf der einen Hemisphäre wenige Repräsentanten hat, auf der andern desto mehr zeigen wird, dieser beweist, daß man nicht Unrecht hatte, Amerika den andern Welttheilen entgegenzusetzen. Der Name „Neue Welt,“ entstanden aus dem zufälligen Umstande, daß Amerika später entdeckt wurde, ist dann der Grund geworden, weil es sich mit Australien eben so verhält, beide zusammenzufassen, obgleich sie nur darin übereinstimmen, daß sie nicht zu dem großen Continent gehören, den man mit dem Namen die „Alte Welt“ bezeichnet. Betrachten wir nun diese zuerst, so ist es kein Zufall, daß man von jeher in derselben drei Welttheile unterschieden hat.

Daß Afrika als ein besonderer Welttheil betrachtet wird, erscheint Jedem natürlich, minder dies, daß man Europa,

diese „Landzunge von Asien," wie sie der selige Link einmal genannt hat, als ein Ganzes für sich angesehen hat. Allein die große Niederung an der Grenze dieses Welttheils nach Asien zu weist darauf hin, daß es eine Zeit gab, wo seine Verbindung mit Asien nur durch ein Analogon der Landenge von Suez gebildet wurde. Wäre aber dies auch nicht, so gab der ganz verschiedene Charakter, die ganz verschiedene Natur aller drei vollkommen das Recht, sie, wie das fortwährend geschehen ist, als drei verschiedene Erd- oder (da dem früheren Menschen die Erde die Welt ist) als Welttheile zu bezeichnen. Um diesen Charakter zu fixiren, muß die Aufmerksamkeit einerseits auf das Klima gerichtet werden, dann darauf, in welchem Verhältniß Hochland, Tiefland, Stufenland zu einander stehen, endlich aber und fast vor Allem auf das Verhältniß zwischen dem Festlande und dem Meere. Von diesem ist nämlich das Leben der Erde eben so bedingt, wie das pflanzliche und thierische Leben vom Gegensatz der Geschlechter. Die mütterliche Erde hat an dem männlichen Ocean ihren Gatten, aus ihrer Umarmung sprießt das Leben, man trenne sie und man hat die unermeßliche Sand- und Wasserwüste. Wenn es nun der Berührungspunkte von Festland und Meer um so mehr giebt, je mehr tiefe Meerbusen in's Land gehen, je mehr Ströme indirect mit dem Meere verbinden, je mehr sich Inseln bilden, so sehen Sie, welch tiefer Blick es war, der Carl Ritter, den Schöpfer der wissenschaftlichen Geographie dies große Gewicht auf die Länge der Küstenlinie legen ließ welche bei einem kreisförmigen Continent am kleinsten, bei einem sternförmigen oder einer Inselgruppe am größten sein würde. Je größer die Küstenlinie, desto größer die Gliederung.

Daß also bei einer Charakteristik der Welttheile auf alles dies Rücksicht genommen werden muß, liegt in der Natur der Sache. Wie nun der Mensch (die Menschheit) als Erdbewohner an dem Erdnaturell participirt — aus dem Erdenkloß gemacht ist — eben so erscheint die Natur des bestimmten Erdtheils als das Naturell des Theils der Menschheit, welche ihn bewohnt, und dies besondere Naturell des Europäers, des Afrikaners u. s. w., dies ist es, was man die Rassenbestimmtheit des Menschen oder auch kurzweg seine Rasse nennt. Wir nehmen darum drei Rassen der alten Welt an, sie sind Cuvier's einzige, Blumenbach's Haupt-Rassen und der Hauptgesichtspunkt, den ich bei ihrer Schilderung festhalten werde, ist dieser, daß ich nachzuweisen versuchen will, daß der Neger ist wie Afrika u. s. w., das heißt, daß es sich bei ihm gerade so verhält, wie mit dem Kinde, das müde ist, weil es Nacht wird. Wie aber soeben bei der Charakteristik des Welttheils auf gewisse Punkte aufmerksam gemacht wird, ebenso habe ich auch hier darauf hinzuweisen, was bei der Beschaffenheit der verschiedenen Rassen besonders in Betracht kommt.

Bis auf Blumenbach pflegte man nur von der Haut und, was damit auf's Genaueste zusammenhängt, dem Haar zu sprechen und nach ihrer Farbe und Beschaffenheit die Rassen zu unterscheiden. Seit Blumenbach und Camper hat man besonders die Aufmerksamkeit auf die Form des Schädels und des ganzen Kopfes gerichtet, und zwar so, daß die Einen, mit Blumenbach, denselben mehr von oben herab betrachteten, um zu sehen, wie sich Längen- und Querdurchmesser des Schädels verhalten, ob er runde oder eckige Umrisse zeige u. s. w., während die Andern, mit Camper, den ganzen Kopf, d. h. außer dem Schädel auch noch die Gesichtsknochen von der Seite betrachteten und nun zusahen, ob der s. g. Camper'sche Winkel spitz oder stumpf, d. h. der Oberkiefer sehr vorspringt und das Antlitz ein schnauzenartiges, thierähnliches Ansehen bekommt, oder aber ob gerade umgekehrt diese Partie zurück, dagegen aber Stirn und Augen vortreten. Hatte sich aber einmal die Aufmerksamkeit auf diese eine Partie des Skeletts gewandt, so war es begreiflich, daß man bald das ganze Skelett, die Verhältnisse der Gliedmassen war dies geschehen, die Muskulatur, welcher das Skelett zum Gerüste und Halt dient, in Betracht zog, so daß man endlich bei dem Richtigen anlangte, den ganzen Leib mit allen seinen Functionen im Auge zu behalten. Aber auch dies wird uns nicht genügen, wir werden eben so das Innere, die Weise des Empfindens bei den verschiedenen Rassen berücksichtigen, ja einen flüchtigen Blick auf die Rolle werfen müssen, die sie in der Geschichte gespielt haben oder spielen werden.

Fangen wir mit **Afrika** an. (Ich bemerke sogleich, daß, was ich sage, von dem Nordrande, der am Mittelmeere liegt und einen europäischen Charakter hat, nicht gilt.) Afrika bietet uns gleich auf den ersten Blick, den wir auf die Karte werfen, den fast gänzlichen Mangel aller Gliederung dar. Obgleich drei Mal so groß wie Europa, ist doch seine Küstenlinie, fast um ein Viertheil kleiner als die Europa's, was daher kommt, daß es keine tief einschneidenden Meerbusen hat. Ferner fehlen ihm die das Binnenland zur Küste machenden Ströme. Endlich aber hat es fast gar keine Inselbildung, indem die einzige Insel von Bedeutung ein großer durch seine physische Beschaffenheit fast unzugänglicher Continent ist. Also ein Minimum von Verbindung mit dem Ocean, darum aber auch, da nichts so verbindet wie das Meer, ein Abgeschlossensein gegen die Außenwelt, so daß man hat aussprechen können, der Mond sei uns viel bekannter als Afrika.

Geht man von der Form auf die Beschaffenheit über, und zuerst auf's Klima, so trägt der Umstand, daß es fast ganz in der heißen Zone liegt, dazu bei, daß hier die plötzliche Abwechselung von Gluthhitze und strömendem Regen Alles, was den Charakter der Vermittlung hat ausschließt. Ebenso wenn man auf die Erhebung des Landes über das Meer achtet. Ein ziemlich unfruchtbares Hochland im Süden, ein aus Sandebenen und Sümpfen bestehendes, darum eben so unfruchtbares Tiefland im Norden, bei fast völligem Mangel an Stufenländern. Also gleich-

.lls ganz unvermittelte Gegensätze. Dieser Welttheil ist nun bewohnt von der Rasse die wir die afrikanische nennen können, welche gewöhnlich als die äthiopische oder Negerrasse bezeichnet wird. — Die durch ein unter der Oberhaupt sich erstreckendes, nur bei Albinos fehlendes, Pigment erzeugte schwarze Haut, das krause wollige Haar, der Schädel, der von oben angesehen von beiden Seiten eingedrückt erscheint, und darum als der schmale oder elliptische bezeichnet worden ist, während Andere, indem sie den Kopf von der Seite herab betrachteten, wegen des sehr spitzen Camper'schen Winkels die Kopfform die prognathische genannt haben d. h. die mit vorspringendem Kiefer, — dies sind die sogleich auffallenden Kennzeichen eines Negers, welche, wie nicht zu läugnen, etwas Wildes und Thierisches haben. Analysirt man sich diesen Eindruck, so findet man, daß er seinen Grund darin hat, daß bei dem Neger vorzüglich ausgebildet alles das erscheint, was zur Befriedigung der physischen Bedürfnisse und dann wieder was zum Tragen und Aushalten dient, die Kaumuskeln, die Lippen, die Nackenmuskeln u. s. w, während dagegen die zurückgetretene Stirn schon verräth, was die genauere Untersuchung bestätigt, daß die Masse des Gehirns verhältnißmäßig geringer ist, als bei andern Rassen, auch die dicker hervortretenden Nerven nach einem fast allgemeinen, von Sömmering entdeckten, Gesetz auf eine minder feine Structur derselben schließen lassen.

Was das Aeußere des Negers ankündigt, dies wird durch seine innere Beschaffenheit nicht Lügen gestraft. Ganz ein (Kind?) seines Welttheils hat er sich abgeschlossen gegen Einflüße von Außen und ist daher stehen geblieben am Anfange der Geschichte, in deren Fortschritt er nicht eingegriffen hat. Selbst der Anfang der Staatenbildung fehlt bei ihm, der im Ganzen noch heute Jäger ist, nicht einmal Nomade. Wie sein Land und sein Klima keine Uebergänge zeigt, sondern den jähen Uebergang von Extrem zu Extrem, so er selbst. Im freien Zustande bricht er plötzlich ohne vernünftigen Grund, wie er sie angefangen hat, eine Schlacht ab und läuft davon, er weiß nicht warum; im unfreien wimmert er unter den Schlägen des Aufsehers und wirft dann plötzlich auf dessen Befehl sich in die wildeste Lust gleit. Diese, auch innerliche, Hirnlosigkeit macht es erklärlich, wie die größten Extreme bei ihm beisammen sein können: von Menschen sich als Vieh verkaufen lassen und Menschen — fressen. — Ganz (hirnloser) Sklave seiner Begierde hat er eben deswegen der (vernunftlosen) Sklaverei sich nicht erwehren können; unfähig, sich selber zu bändigen, haben Andere ihn zähmen können. Es ist darum in der Negerrasse die Menschheit in ihrer Jugendhaftigkeit, möchte ich sagen, stehen geblieben, und zeigt uns die Unmöglichkeit, sich selbst zu leiten, das Bedürfniß, erzogen, und wenn es nöthig ist, gezüchtigt zu werden. Schriebe ich an einen Anderen, als Sie, so könnte ich fürchten, daß er mir eine Vorliebe für die Sklaverei andichtete. Bei Ihnen fürchte ich dies nicht. Dagegen versehe ich mich einer Consequenz die ich aus dem gezogen wünsche, was ich eben gesagt habe: Wo der Junge ungezogen bleibt, auch wo er alt wird, ist es meistens die Schuld dessen, der ihn in der Zucht hatte. Nicht nur meistens aber, sondern ohne alle Ausnahme ist es abscheulich, anstatt zu erziehen, die Erziehung zu verhindern *)

Passend wird gleich hier neben der Negerrasse diejenige erwähnt welche von sehr bedeutenden Patholog... als eine Nebenrasse der äthiopischen, ja von einigen sogar als ganz dieselbe angesehen wird. Es ist die, welche Blumenbach als die malayische bezeichnet, die nach der hier entwickelten Theorie die australische genannt werden müßte. Der Welttheil, den sie bewohnt, zeigt, wie dies schon oft, wie dies noch neuerlichst von einem berühmten Naturforscher ausgesprochen worden ist, denjenigen Zustand fixirt, welcher zu einer Zeit, wo die Erde noch nicht ihre vollkommensten Produkte hervorbrachte, überall auf ihr Statt fand. Er hat etwas Embryonisches mit seinen zerrissenen Inseln einerseits, und seinem Afrika im verschleierten Maßstabe andererseits.

*) Und hierin liegt die größte Schmach unserer südlichen Sklavenzüchter.
L.

Dieses Embryonische, an längst vergangene Bildungsperioden der Erde Erinnernde, zeigt seine wunderliche Flora sowie seine Thierwelt, die in dem phantastischen Schnabelthier, in den seltsamen Marsupialien die unfertige Natur des Welttheiles abspiegelt. Der entschiedenste Parallelismus aber zeigt sich zwischen allem diesen und der Beschaffenheit der Rasse, die diesen Welttheil bewohnt.

Haben wir in dem Aethiopier den Menschen in seiner ungebändigten Kindheit gesehen, so erscheint er hier noch um ein Stadium weiter zurückgeblieben. — Alle die körperlichen Eigenthümlichkeiten des Negers zeigt der Australneger gleichfalls, aber in einer Weise, die bei ihm die Thierähnlichkeit noch mehr hervortreten läßt. Die Bemerkung, die Sömmering hinsichtlich jener gemacht hat, daß öfter vorkommende Verwachsen der achten Rippe mit dem Brustbein, die größere Länge des Vorderarmes, sowie der Finger und Zehen an die Affen erinnere, erscheint hinsichtlich der Australneger noch passender. Fürchten Sie nicht, daß ich daraus die Folgerung ziehe, daß der Schwarze uns den Menschen zeige, wie er eben erst das verloren hat, dessen Mangel Fourier so sehr bedauert. Auch wenn Blumenbach Nichts „zur Beruhigung in einer Familien-Angelegenheit" geschrieben hätte, würde ich den Schwarzen nur so den Affen unter den Menschen nennen, wie ich ein Kind ein Aeffchen nenne, weil es noch Nichts selbstständig erfindet, sondern nur nachzuahmen vermag. Doch aber mit etwas mehr Grund als unsere „Aeffchen," bei denen die Unreife vorübergeht, während jene, den Embryonen gleich, noch nicht einmal die Stufe des reifen Kindes erreichen. Bedenken Sie nun, daß der Mensch im embryonischen Zustan-

de dem Affen viel ähnlicher sieht, als nachher, so werden Sie mit mir die Parallele treffend finden, die ein geistreicher Freund gezogen hat zwischen dem wegen seiner schwachen Wadenmuskeln gern hockenden Papus, diesem unreifen Neger, wie ich ihn am liebsten nennen möchte, und den Unglücklichen unter uns welche vor oder nach der Geburt in ihrer Bildung gehemmt, geistige Marsupialien sind, die eines künstlichen Nachreifens — auf dem Abendberge — bedürfen, den Cretinen. Was oben bei den Negern erwähnt ward, dieses hirnlose Wechseln von Zuständen ohne Uebergang zeigt sich hier noch mehr, und die plötzlich den Australneger überfallende Wuth, in der er wie ein wildes Thier den ihm Begegnenden mordet, würde bei uns als Zustand eines unheilbar Tollen erscheinen. Wie der Afrikaner, so ist auch der Australneger nicht im Stande, sich fortzubilden. Er bedarf dazu der Hülfe von Außen, und das Gefühl, daß ihr Zustand für uns ein Vorwurf ist, dies ist es, was die Missionäre zu den Schwarzen treibt.*)

Kehren wir nach diesem Ausflug in die neue, zurück in die alte Welt und zwar nach Asien, so bietet dies einen ganz andern Anblick dar, als Afrika. Es zeigt sich in jeder Beziehung als das Land des Aufgangs, denn Alles beginnt hier, was in Afrika fehlte. Schon der erste Blick auf die Karte zeigt, wie wenigstens auf zwei Seiten die Gliederung durch Meerbusen, vorspringende Halbinseln und Inseln beginnt. Ebenso ist von jener klimatischen Uniformität nicht die Rede bei einem Welttheil, der alle drei Zonen befaßt. Die Höhenverhältnisse betreffend, so wiegt zwar die Hochebene vor, und das vermittelnde Stufenland tritt gegen sie und das Tiefland zurück, aber das letztere ist nicht mehr nur Wüste und Sumpf, und von der erstern, auf welcher nach Ritter das Menschengeschlecht sich mit seinem Hausgeräth, mit Hausthieren und Cerealien verlieh, gehen große Ströme herab, gleichsam Wegweiser, an welchen die Menschen herabsteigen konnten. Der asiatische Mensch tritt uns in der s. g. mongolischen Rasse entgegen. Gelb oder gelbbraun bis ins Schwärzliche hin, mit wenigen schwarzen und straffen Haaren, fällt er hinsichtlich seiner Physiognomie durch die enggeschlitzten Augen und die eingedrückte Nase zuerst auf. Dem Beobachter erscheint der Schädel, von oben herab angesehen, durch die weniger sanft sich verlierenden Umrisse fast viereckig, von der Seite betrachtet, weil sich der Scheitelpunkt erhebt, pyramidalisch und bietet dem Gehirn nicht sehr viel Raum. Wie hinsichtlich seiner Sinneswahrnehmungen der Mongole auf einen engen Kreis beschränkt, in diesem aber schärfer percipirend erscheint, als die übrigen, so ist auch in Beziehung auf seine Muskelthätigkeit die Leichtigkeit und Geschicklichkeit ein Ersatz für die mangelnde Stärke. Den reinsten Typus möchten die Kalmücken, die äußerste Ausartung die Samojeden mit ihrem kleinen Wuchs, platten Füßen und unförmlichen Händen darbieten, welche das Pendant wären zu den Buschhottentotten unter den Negern. Blicken wir auf das Innere, so ist hier die ungebändigte Wildheit des Afrikaners gebrochen und der asiatische Mensch erscheint als unter die Zucht genommen. Wie in dem Afrikaner die tolle Ungebundenheit, so liegt in dem Asiaten das Bewußtsein der Unfreiheit. Darum weiß er sich einer Kaste angehörig, darum ist die Form seiner Staaten die Despotie. Darum ist aber auch er der Anfänger der Geschichte; denn wie jede Erziehung, so beginnt auch die des Menschengeschlechts mit der Zucht. Das nomadische Leben, das dieser Rasse eigenthümlich ist, und welches erklärt, daß später ganze Völker als Nomadenstaaten nach Europa ziehen, läßt sie, geleitet von den großen Strömen, von jener Hochebene aus, sich nach allen Richtungen ausbreiten, und die ersten Rudimente des staatlichen und religiösen Lebens erlernen. Sie allein war von allen andern Rassen dazu geschickt, denn nur ihr war es natürlich, mit blindem, sclavischem Gehorsam einem Tyrannen zu folgen, mit blindem Fanatismus einem Religionsstifter anzuhangen. Dies aber muß vorausgehen, erst später kann sich der freie Gehorsam gründen. Der Gegensatz zwischen dem Asiaten und Afrikaner, der kein anderer ist, als der zwischen Zwang und Ungebundenheit, zieht sich bis in das religiöse Gebiet hinein.

Während der Afrikaner nicht über das Zaubern hinauskommt, dieses übertriebene Geltendmachen des Individuums, während dessen haben alle asiatischen Religionen einen fatalistischen Charakter, wie der Sterndienst und der spätere Islam, oder sie behaupten pantheistisch (wie die Buddhaistische Lehre), daß an dem Einzelnen nichts sei. In dieser Resignation findet der orientalische Geist seine Befriedigung. Wenn so die asiatische Rasse historische Bedeutung gehabt hat, so hat sie sie eben gehabt. Höher als bis zur Resignation kann sie sich nicht erheben; wo es sich darum um höhere Aufgaben handelt, erscheint sie als ohnmächtig. Daher das Stillstehen, was uns als Apathie erscheinen muß.

Was sie zu leisten im Stande waren, haben jene Völker geleistet, ihr Tagewerk ist gethan, sie sind abgelebt und bleiben es, wo sie nicht durch ein anderes Princip von Außen (durch uns) verjüngt werden.

Wie ich die australische Rasse als Nebenrasse auf die afrikanische folgen ließ, eben so mache ich von der asiatischen einen Abstecher in die neue Welt.

Die amerikanische Rasse, auch die kupferrothe genannt, weil ihr Braun mit Roth, nicht, wie das der asiatischen, mit Gelb gemischt ist, hängt nichtsdestoweniger mit dieser zusammen, und es ist Vielen sogar wahrscheinlich, daß Amerika von Norden her von mongolischen Einwohnern bevölkert worden ist. Das Haar ist hier gleichfalls schwarz und spießig, dabei der Haarwuchs überhaupt spärlich. Der Bart fehlt so gut wie ganz. Der Kopf

*) Wenn sie es ehrlich meinen — versteht sich von selbst. L.

ist fast noch kleiner, als bei der asiatischen Rasse, die Form desselben der mongolischen ähnlich, doch hat mir ein Naturforscher, der sich Jahre lang mit der Untersuchung von Schädeln beschäftigt hat, gesagt, es träten außer dieser Form bei den amerikanischen Völkerschaften noch zwei andere Typen des Schädels auf, deren einer sich dem afrikanischen, der andere dem amerikanischen nähere. Die Muskelkraft ist, verglichen mit den andern Rassen, gering, sie wird wie bei dem Asiaten durch die Gewandtheit, so hier durch die Verschlagenheit ersetzt. Sie brauchen nur Cooper's Romane zu lesen, um einzugestehen, daß von dieser fuchsartigen Verschmitztheit bei keiner andern Rasse sich eine Spur zeigt. Kein Wunder daß dem so ist! Findet sich doch auch, wenn wir nicht Rassen, sondern einzelne Individuen vergleichen, List und Gewandtheit bei denen am meisten, die lange gelebt haben, bei den Alten, deren Pfiffigkeit die Kühnheit der Jugend ersetzt, und ist im Grunde doch die amerikanische Rasse die Menschheit in ihrem Greisenalter, wie sie dem Tode entgegenzieht.

Wenn ich den Australneger einen unreifen Neger nannte, so möchte ich ihm als entgegengesetztes Extrem den Amerikaner, diesen überreifen Mongolen, gegenüber stellen. Der Mongole hat gelebt im historischen Sinne ebenso der Amerikaner. Wie der Chinese uns überrascht, weil wir finden, daß er vor Jahrtausenden besaß, was wir vor Jahrhunderten glauben entdeckt zu haben, eben so zeigt sich bei den Amerikanern mancher Ueberrest früherer hoher Cultur. Das hat aber Alles sein Ende erreicht. Sie haben ausgelebt, die Rothhäute, darum verschwinden sie auch, ohne daß sie durchs Schwert ausgerottet werden; während die hypersthenische schwarze Rasse sich wunderbar vermehrt, während dessen stirbt die rothe allmälig aus, weil sie nicht die Energie hat, sich zu erhalten. Die Apathie dieser Rasse, bei der der Heldenmuth darum in der stoischen Gelassenheit besteht, mit der sie zu leiden vermag, die Grausamkeit die Stelle der Wuth vertritt, diese ist der Grund, warum, als die Weißen Amerika in Besitz nahmen, sie ihre Arbeiter aus Afrika holten. Zur Arbeit gehört außer der Kraft auch noch frischer Lebensmuth; das, was der französische Arbeiter mit dem Worte *couragieux* bezeichnet, das sind die Rothhäute nicht. Das Feuer der Jugend ist in ihnen erloschen und wenn sie es durch das Surrogat des „Feuerwassers" zu ersetzen suchen, so eilen sie dadurch noch schneller dem Verderben entgegen. Diese Rasse hat nur eine Vergangenheit, gar keine Zukunft; wo sie nicht ausstirbt, wird sie von der europäischen aufgesogen die schon jetzt allein gemeint wird, wenn von Amerikanern die Rede ist, und die auf dem Boden, der den verschlagenen Indianer trug, den eben so verschlagnen, aber positiv kräftigen Yankee erzeugt, den amerikanischen oder Neu-Europäer.

Daß ich die europäische Rasse zuletzt betrachte, um das Werk zu krönen leugne ich nicht, und dem Worte Rudolphi's, daß, wenn die Neger eine Anthropologie schrieben, sie der schwarzen Rasse den Ehrenplatz einräumen würden, dem setze ich entgegen: Ja, wenn? —

Um eine Anthropologie zu schreiben, werden sie wahrscheinlich durch den Mulattenzustand hindurch sich europäisirt haben müssen, und dann wird eben so gewiß ihre Anthropologie der unsern gleichen wie jetzt Alexander Dumas seine Heldinnen unter den Weißen sucht.

Den höchsten Platz unter den Rassen sichern der europäischen schon die Vorzüge des Welttheils, welcher sie trägt. Seine Stellung allein schon weist auf die Rolle hin, die ihm bestimmt war. Schneidet man nämlich die Erdkugel in zwei gleiche Hälften, aber so, daß die eine Halbkugel die größte Masse Land enthält, so liegt Europa gerade in der Mitte dieser Ländermasse, als das Centrum, welches bestimmt war, die Strahlen seiner Bildung und seiner Macht überall hin zu verbreiten. Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht, wie sich im Osten das continentale, im Westen das oceanische, im Süden das mediterrane Element geltend mache, vermöge welcher Seiten Europa als das Centrum der drei andern Welttheile sich erweist. Nicht nur seine Stellung aber, sondern ebenso seine Gestalt ist hier wichtig. Die außerordentliche Länge seiner Küstenlinie (fast um tausend Meilen länger als die Afrika's) hat ihren Grund darin, daß eine Menge von Halbinseln und tiefeinschneidenden Meerbusen, daß ferner eine bedeutende Inselbildung diesem Welttheil eignet. Der erstere Umstand macht, daß kaum ein Punkt in Europa nicht unmittelbar oder mittelbar, durch Flüsse, dem Meere nahe liegt; der zweite, daß dem Bewohner des Continents Gegenstände der Sehnsucht vor Augen lagen, die zur Erweckung des Unternehmungsgeistes und darum der Cultur wichtige Momente wurden. Der Bewohner Attica's mußte früh seinen Scharfsinn anstrengen, um Euböa, der des nördlichen Frankreichs, um England zu erreichen. Da das Wasser verbindet, so war eben dadurch jeder Punkt Europa's in Stand gesetzt, mit jedem erreichbaren der Welt in Verbindung zu treten, und der Gedanke, wo das natürliche Flußnetz nicht genügte, ihm künstliche Arme hinzuzufügen, lag nahe.

Wie durch seine Gestaltung Europa ein gehöriges Gleichgewicht darstellt von Rumpf und Gliedern, indem es weder eine ungegliederte Masse, noch auch eine zusammenhangslose Inselgruppe darbietet, ebenso zieht sich dasselbe Maaß und dieselbe Ausgleichung aller Einseitigkeit in jeder andern Beziehung. Ganz der gemäßigten Zone angehörig, zeigt es die Mannigfaltigkeit der Tages- und Jahreszeit, indem es von beiden vier hat, während andern Zonen die Dämmerungsstunden und Monate fehlen. Es bietet weder unermeßliche Plateaus, noch auch große Strecken von nicht zu bebauenden Einöden dar; sein Tiefland trägt Früchte

und in seinem Gebiegsland zeigt es unter demselben Breitengrade die Erzeugnisse der mannigfachsten Zonen, und auf dem engsten Raume concentrirt sich hier Alles. In allen übrigen Beziehungen erweist sich Europa als das maaßhaltende, das auch in seinen Produkten keine Extravaganz zeigt, weder Ungeheuer der Thierwelt, noch auch die großen (ich möchte sagen unverschämten) Blumen der andern Welttheile, und es ist charakteristisch, daß das erste Volk, in dem der europäische Geist erwachte die Griechen, diese Deutschen des Alterthums, zu ihrem Wahlspruch machten: „halte Maaß!"

Diesem Welttheil und zugleich der nächsten Umgebung des Mittelmeers in den beiden andern gehört die Rasse, die man die kaukasische nennt, die wie aber die europäische nannten. Wie es nicht blos unsere Vorliebe ist, die uns in Europa die natürliche Vollendung erblicken läßt (sollte Amerika es einst übertreffen, so wird dies durch Kunst geschehen), ebenso läßt sich beweisen, daß diese Rasse vor allen andern Vorzüge hat. Schon die Farbe derselben, welche, wenn sie weiß wäre wie die des Albino, keinen Vorzug vor schwarz oder roth hätte, ist, wie Sie jedesmal sehen können, wenn Sie die Farbenpalette ansehen, welche Ihr Fräulein Schwester braucht, um ein Portrait zu malen, ein Gemisch aller Farben. Um den Kopf eines Negers zu malen, bedarf es einer solchen Vielheit durchaus nicht. Darum aber ist auch das Antlitz des Europäers im Stande, alle möglichen körperlichen und geistigen Zustände auszudrücken, und nur er kann gelb vor Neid, blau vor Frost, grün vor Aerger, purpur vor Zorn, roth vor Schaam werden, weil er dies alles ist, während bei den andern Rassen diese Zustände sich höchstens auf Verzerrungen zeichnen, nicht aber malen können, denn hiezu fehlt der Haut des Negers die Farbe. Mit der Farbe und Beschaffenheit der Haut hängt überall die des Haares zusammen, und auch hier ist nicht zu läugnen, daß ein Haupt, das, anstatt der thierähnlichen Wolle, oder der eben so thierähnlichen Borsten, wallendes seidenartiges Haar trägt, würdiger geschmückt ist, abgesehen davon, daß der Unterschied zwischen Blond und Brünett hier eine Mannigfaltigkeit darbietet, die in den andern Rassen fehlt.

Was den Schädel des Europäers betrifft, so ist seine Form von oben herab gesehen eiförmig, von der Seite erscheint der obere Umriß elliptisch, eine Linie, die Prichard besonders bei ackerbautreibenden Völkern bemerkt haben will. Der Schädel giebt durch seine größeren Dimensionen sowohl dem großen als dem kleinen Gehirn, diesen Organen der theoretischen und praktischen Seite des Lebens, mehr Platz, und in Folge dessen treten die Stirn und die Augen sehr hervor, so daß durch das Größerwerden des Camper'schen Winkels die Physiognomie diesen Charakter bekommt, welchen bekanntlich die Griechen ihren Statuen mit dadurch gaben, daß sie jenen Winkel unnatürlich — besser: übernatürlich — groß machten. Diese stärkere Ausbildung des Nervensystems ist nun nicht etwa als ein einseitiges Vorwiegen desselben anzusehen, sondern in jeder andern Beziehung erscheint diese Rasse den übrigen überlegen. Ihre Muskelkraft ist größer, als die der andern, sie überragt sie an Weisheit eben so, wie an Stärke. Als Repräsentant des Maaßes und der Vernunft erscheint diese Rasse auch, wenn auf ihr Inneres geblickt wird. Gleich weit entfernt von der rasenden Wuth des Negers und der Apathie des Mongolen, zeigt sie Lebendigkeit durch Gesetz und Vernunft geregelt, und verhält sich zu jenen wie ihre Unterhaltungen und Belustigungen, die der Neger im tollen Schreien, der Orientale in seinem stummen Kaffeehause, der Europäer in einem Gespräch über Kunst und Politik findet. Nichts ist ihm fremd, alle Leidenschaften schlummern in ihm, aber er vermag sie zu mäßigen — Darum zeigt diese Rasse allein die über die Ungebundenheit und den Despotismus hinausgehende politische Freiheit, sie ist überhaupt die formende, bildende Rasse, dem Asiaten verpflichtet hinsichtlich des Stoffes, den dieser ihr zu allem lieferte: zur Religion, indem die erste Offenbarung aus Asien stammt, während die systematische Religionslehre erst der Europäer gemacht hat; zum Staat, weil n aus Asien die erste Basis des Staatslebens, den Gehorsam, bekam, wozu die Staatsformen in Europa erfunden wurden. Europa steht im Kindesverhältniß zu Asien, aber der Vater ist altersschwach geworden und jetzt ist es Kindespflicht, für ihn zu sorgen. Die kaukasische Rasse ist der eigentliche Träger der Geschichte, ihre Bestimmung ist, die andern Rassen zu veredeln, theils auf dem natürlichen Wege durch Vermischung mit ihnen, theils indem sie durch Unterricht sie innerlich zu Europäern macht, ihnen europäische Bildung bringt. Europäisiren und Cultiviren sind gleichbedeutende Ausdrücke geworden.

Lassen Sie mich hier einen Ruhepunkt machen, es ist für uns Alle besser. Für mich, denn die Anstrengung, die ich gemacht habe, nicht wie für's Katheder zu schreiben, ist fast so groß als müßte ich die Fichte'sche oder Hegel'sche Philosophie in englischer Sprache auseinandersetzen. Für meine beiden Leser aber ebenso, denn wahrscheinlich werden sie gegen den Schluß meines Briefes bemerkt haben, daß die Anstrengung vergeblich war und daß ich unvermerkt mich dem Tone des Lehrstuhls immer mehr angenähert habe. Der Anblick einer Fliege, die beim Naschen in die Sahne fiel und sich vergeblich anstrengt, aufs Trockene zu kommen, hat nichts Angenehmes, und einen ähnlichen Eindruck mögen wohl meine letzten Expositionen auf Sie gemacht haben. Also helfen Sie der armen Fliege; das Trockene ist einmal ihr Element, lassen Sie ihr Zeit, sich auf demselben auszuruhen und Kräfte zu neuem Fluge zu sammeln. Auch ist ein sachgemäßer Ruhepunkt erreicht, denn was ich von der natürlichen Beschaffenheit des Menschen als Erdbewohner zu sagen hatte, das Wichtigste ferner, was ihn betraf, sofern er Bewohner eines Welttheils ist

ıs ist gesagt und über die Rassen habe h kein Wort mehr zu verlieren. Also ennen wir uns für eine Zeit lang. — issen Sie, um aus dem Schulstaube eines Briefs zu kommen, sich von Ih- r Schwester ihren Tulpenflor zeigen, nd wenn Sie sich mit ihr freuen, daß es lang, durch geschickte Mischung des Bo- ns eine neue Farbennuance hervorzu- fen, dann haben Sie an den Blumen ehen, was ich durch meinen Brief hin- ich des Menschen nachzuweisen ver- chte, nämlich daß der Mensch ist wie der oden, dem er angehört. Meine Theo- e von den Rassen spricht sich in den Wor- n aus: Afrika's Natur ist unveränder- ches Naturell des Afrikaners. *Tant e bruit pour une omelette,**) werden Sie sagen. Aber was wollen Sie? Ha- en Sie nicht gelernt, daß der Philosoph ur zeigen will, daß Eins, Zwei, Drei zu m nöthig sei, was wir alle schon wissen d können? Nun also, wenn schon der hilosoph nicht mehr leistet als dies, wie ollen Sie mehr erwarten von Einem, r es noch nie gewagt hat, stolz sich jenen amen beizulegen, sondern sich glücklich reist, als Schüler zu den Fußen anches gesessen zu haben, der sich noch nennen durfte. Fordern Sie daher ichts Unnatürliches, und lassen Sie es, t es nichts Besseres giebt, bei der Ome- te bewenden.

*) So viel Geschrei einer Omelette wegen.

Für die Fackel

Reise durch das Weltall.

Von Lehrer Funke.

Die Sonne.

Hohe und erhabene, holdselige und iebliche, die Du alles Irdische in Deine ütterlichen Arme nimmst, die der Halb- ebildete als seine Gottheit anbetet: onne! ja, Du hast für uns alle Eigen- haften einer Gottheit. Du giebst uns as Leben, ohne Dich sind wir todt.

Einen Erdenbürger nennt sich der Mensch; genau mit demselben Rechte kann er sich einen Sonnenbürger nennen. Erde und Sonne sind ein Ganzes, die Erde gehört zur Sonne, wie der Ast zum Baume, wie die Hand zum Menschen. Reißt eine Kugel dem Krieger die Hand mit fort, so stirbt die Hand, aber auch der Krieger ist verstümmelt. Würde die Erde losgerissen von der Sonne, so müßte sie sterben, aber auch die Sonne hätte ein nutzbares Organ weniger. Was die Sonne der Erde ist, wissen wir, aber was mag wohl die Erde der Sonne sein?

Mögen auch die höheren Anlagen der Sonnenbewohner dem Menschen fehlen, oder noch unentwickelt in ihm schlummern, seine Augen, Logik heißt das eine, Mathematik das andere, sind scharf und für diesen Zweck, wie Alles, was die Natur schuf, bewunderungswürdig eingerichtet, und er braucht sie so fleißig, daß er, obschon noch ein Kind — denn was sind 6000 Jahre gegen das Alter (ich will nicht sagen der Welt, sondern blos) des Menschengeschlechtes — daß er als Kind schon die Gesetze entdeckt hat, nach denen der Mechanismus sich bewegt.

Auch auf die Sonne selbst hat er seine Augen gerichtet, und weiß von ihr wenigstens so viel, als Mathematik und Arithmetik ihm sagen können.

Zuerst maß der Mensch, wie weit es bis zur Sonne. Das Mittel dazu gab ihm der Mond. Eine krumme Linie bildet stets die Grenze zwischen dem leuchtenden und dunkeln Theile; aber gerade, schnurgerade wird diese Linie, wenn der Mond halb erleuchtet ist, beim ersten und letzten Viertel. In diesem Moment bilden die drei Körper: Erde, Mond und Sonne, ein rechtwinkliges Dreieck. Der rechte Winkel ist am Monde. Die Linie von der Erde ist 60 000 Meilen lang. Mißt man nun den Winkel, den die beiden Linien von der Erde nach der Sonne, und von der Erde nach dem Monde bilden, so sind von den sechs Bestandtheilen des Dreiecks drei bekannt. Aber schon Euklid wußte vor mehr aus 2000 Jahren, daß, wenn man von den sechs Bestandtheilen eines Dreiecks nur erst drei hat, die andern leicht zu finden sind.

Diese Messungen und Rechnungen ergaben, daß die Entfernung der Sonne beiläufig 20 Millionen Meilen beträgt

Aber nicht zufrieden mit dem „Beiläufig," wollten die Astronomen diese genau wissen und wählten dazu die Durchgänge des Merkur und der Venus, und folgerten aus diesen, daß die Entfernung der Sonne in unserem Sommer 21,052,-150 Meilen, in unserem Winter 20,-359,950 Meilen betragen.

Reichen wir den Sonnenbewohnern ein Band hinüber. Besteht dasselbe nur aus Pfennigband, so brauchen wir für zehntausend Millionen Thaler. Um die Erde gelegt, umschlingt es diese 4000 Mal.

Aus der scheinbaren Größe und der Entfernung läßt sich die wirkliche Größe folgern. Ihr Durchmesser beträgt 188,-000 Meilen. Bekanntlich ist der Mond 50,000 Meilen von der Erde entfernt. Wäre daher die Sonne hohl und die Erde stände in ihrem Mittelpunkte, so könnte der Mond im Innern der Sonne in seiner gewohnten Entfernung ganz bequem um die Erde gehen. Die Oberfläche der Sonne umfaßt 111,000 Millionen Quadratmeilen, 12,000 Mal mehr als die Oberfläche der Erde.

Die Masse, aus welcher der Sonnenkörper besteht, ist viermal leichter als die Masse des Erdkerns. Wären beide Massen gleich schwer, so würden 1,400,000 Erdkugeln der Sonnenkugel an Gewicht gleich sein, in der That bedarf es deren nur 355,000.

Gleichwohl ist die Anziehungskraft der Sonne so groß, daß ein fallender Stein (welcher auf der Erde in der ersten Secunde 15 Fuß fällt), auf der Sonne, in eben dieser Zeit 430 Fuß durchläuft. Jeder Körper ist auf der Sonne 29 Mal schwerer als auf der Erde.

Die Oberfläche der Sonne erscheint uns als ein unermeßliches, sie ganz bedeckendes Lichtmeer. Dieser Licht-Ocean ist, wie die Beobachtungen zeigen, in fortwährender heftiger Bewegung. Es entstehen auf ihm sehr oft große schwarze Flecken, weit größer an Durchmesser als die Erde, welche nach Tagen und Wochen wieder verschwinden. In ihrer Nähe dagegen entstehen helle Flecken, von den Astronomen Sonnenfackeln genannt. Aber nicht allein bei den Flecken und Fackeln ist das Licht ungleich, die ganze Sonne ist fortwährend mit Lichtpunkten und Lichtschuppen besäet, welche immerfort ihren Ort ändern.

Wie schnell sich die Lichtwolken auf der Sonne hin und herbewegen, zeigen die Beobachtungen Tobias Mayers und Herschels. Ersterer sah am 15. März 1758 einen Sonnenflecken, welcher wohl den 20sten Theil der Sonnenscheibe deckte und im Durchmesser 9000 Meilen hatte, folglich fünfmal im Durchmesser größer war als die Erde. Einen noch größeren sah Herschel im Jahre 1779, denn dieser hatte im Durchmesser wohl 27,000 Meilen. Nach drei Wochen waren beide Flecken wieder verschwunden. Um von dem Rande des Flecken bis zu seinem Mittelpunkte zu gelangen, mußten die Lichtwolken täglich einen Weg von 1400 Meilen zurücklegen und sich achtmal schneller bewegen als bei uns der heftigste Sturm. In früheren Zeiten will man noch größere, dem bloßen Auge sichtbare Sonnenflecken gesehen haben; im Jahre 535 soll das Licht der Sonne vierzehn Tage hindurch verdunkelt gewesen sein; im Jahre 625 ist die Hälfte der Sonnenscheibe ganz schwarz erschienen.

Diese Sonnenflecken sind zugleich das einzige Mittel, die Umdrehung der Sonne um sich selbst zu bemerken; aus der Beobachtung derselben geht hervor, daß die Sonne in 27 Tagen sich um ihre Achse dreht.

Aus den Erscheinungen, welche beim Beobachten der Sonnenfackeln sich zeigen, hat man geschlossen, daß der Sonnenkörper eine doppelte Umhüllung habe, eine innere aus dunkeln Wolken bestehende, also eine Atmo-Sphäre oder Luftschale, wie die Erde, und eine äußere aus Lichtwolken bestehende, also eine Photo-Sphäre oder Lichtschale.

Außerdem hat aber die Sonne noch ein drittes Kleid, welches erst bei totalen Sonnenfinsternissen sichtbar wird.*) Ein leuchtender Ring von großer Breite und Intensität bildet sich alsdann rings um den Mondsrand und verbreitet so viel Helligkeit, daß es während der totalen Finsterniß kaum dunkler wird, als kurz vor oder nachher. Bocoditsch, Ferrer und Aranis beobachteten ihn in Nordamerika an verschiedenen Orten während der Finsterniß am 16. Juni 1806. Ferrer setzt den Ring breiter als die Mondscheibe. Die gleiche Erscheinung sah Ulloa auf einer Seereise am 24. Juli 1778. Der Lichtring war so breit wie der Mond und schien sich schnell im Kreise, wie ein um einen Mittelpunkt laufendes Kunstfeuer zu bewegen.

Man erkennt hieraus, daß die Sonne außer ihrer Photosphäre noch mit einer zweiten Lichthülle umgeben ist, welche über ihrer Oberfläche so hoch steht, daß man, um von dem höchsten Punkte derselben ihre Oberfläche zu berühren, einen Stab haben müßte, der viermal länger wäre als die Entfernung des Mondes von der Erde.

Doch hat diese Lichthülle nicht die Gestalt einer Kugel, sondern einer Linse. — Nur auf den Polen hat sie blos den dreifachen Durchmesser der Sonne. Ueber dem Aequator der Sonne steht sie so hoch, daß sie sogar bis über die Entfernung der Venus hinaus, bis nahe an die Erde reicht. Ihre Spitzen kann man sehen im Februar, März und April in den Abendstunden, nachdem die Sonne untergegangen, sowie im September und October in den Morgenstunden. Das Phänomen hat Aehnlichkeit mit dem Licht der Milchstraße und heißt das Thierkreislicht (Zodiakallicht).

*) Mädler.

Ein höchst wunderbares Ding ist das Licht der Sonne. Es ist bekannt, daß der Sonnenstrahl vermittelst des Prisma in sieben Strahlen von verschiedener Farbe getheilt werden kann: roth, orange, gelb, grün, blau, indigo und violett. Diese 7 Strahlen bilden vereinigt den weißen Strahl, aber keiner hat einzeln die Richtung des weißen Strahls. Am wenigsten wird der rothe Strahl von der ursprünglichen Richtung abgelenkt, am meisten der violette.

Bekanntlich rührt die Farbe eines jeden Gegenstandes davon her, daß der Gegenstand einige Strahlen einsaugt und verschlingt, andere dagegen zurückwirft. Grün ist z. B. das Gras deshalb, weil es blos die grüne Farbe nicht einsaugt, und also den grünen Strahl zurückstößt. Das Sonnenlicht färbt aber auch selbst die irdischen Dinge. Es bleicht die Leinwand, indem es ihr die Eigenschaft giebt, alle sieben Farben zurückzustrahlen und folglich die weiße Farbe zu zeigen, welche eine Vereinigung aller übrigen ist. Am schnellsten aber wirkt das Licht auf das salzsaure Silber, wie wir am Daguerreotyp sehen. Aber auch hier zeigen die verschiedenen Farben des Sonnenlichtes verschiedene Wirkungen; in dem violetten Strahl wird das salzsaure Silber braunroth, im blauen blaßgrau, im gelben weißgelb, im rothen röthlich.

Auch magnetische Kräfte hat der Sonnenstrahl. Wenn ein Stahldraht zur Hälfte polirt, an der andern Hälfte aber rauh gelassen und längere Zeit hindurch dem weißen Strahl ausgesetzt wird, so wird der polirte Theil zum Nordpol, der rauhe zum Südpol. Gewöhnliche Magnete, wenn sie in die Sonne gelegt werden, verdoppeln ihre Kraft, wenn man den Nordpol gegen die Sonne kehrt und verlieren an Kraft, wenn längere Zeit der Südpol gegen die Sonne gerichtet bleibt.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist endlich die Interferenz, d. h. die Zer-

störung des Sonnenstrahls durch sich selbst. Läßt man einen Sonnenstrahl durch ein kleines Loch in ein verfinstertes Zimmer auf ein Stück weißes Papier fallen, so erhält man einen kleinen leuchtenden Punkt. Läßt man einen zweiten Strahl durch ein zweites Loch gehen, und leitet in z. B. vermittelst eines Spiegels auf denselben Punkt, so müßte eigentlich dieser Punkt doppelt so hell werden. Aber gerade das Gegentheil erfolgt. Der zweite Strahl löscht den ersten aus und der Punkt wird dunkel.

Das Licht ist unter allen bekannten Stoffen der feinste und seine Bewegung die geschwindeste. Es legt in einer Sekunde 41,900 Meilen zurück und gelangt also von der Sonne bis zur Erde in acht Minuten. Jeder andere Körper, wenn er mit solcher Geschwindigkeit auf uns herabstürzte, z. B. das Wasser, oder auch die Luft, würde uns auf der Stelle tödten. Dem Lichte widerstehen wir uns nur das feinste und zarteste Organ, nämlich das Auge, wird von ihm zerstört, wenn wir die Kraft des Sonnenstrahls nicht durch irgend eine Bedeckung hemmen.

In früheren Zeiten erklärte man die Wirkungen des Sonnenlichtes durch die Emanationstheorie, indem man annahm, es strömen von der Sonnelichtkörperchen nach allen Seiten hin; aber gar Vieles bleibt bei dieser Voraussetzung unerklärlich. Jetzt bekennen sich die meisten, wo nicht alle Naturforscher zur Undulationstheorie, welche annimmt, das Licht pflanze sich in Wellen fort, wie der Schall. Man hat sogar diese Lichtwellen untersucht und gemessen und sie außerordentlich klein, aber auch unglaublich schnell gefunden.

Eine höchst anziehende Frage entsteht nach diesem Allen, nämlich die, ob wohl die Sonne bewohnt sein könne und von welcher Beschaffenheit diese Bewohner sind.

Die erste dieser Fragen kommt mir vor wie ein Glaubensartikel. Es kann sie Niemand weder bejahen noch verneinen; aber lächerlich ist die Meinung, nur unser winziges Erdchen sei bewohnt; gewiß sind die meisten unter uns überzeugt, auch die Sonne müsse ihre Bewohner haben. Hat aber die Sonne Bewohner, so sagt uns die Sternkunde von ihnen gar mancherlei mit Bestimmtheit. So weiß sie:

1) Einen Körper, wie der unsrige ist, können die Sonnenbewohner nicht haben, weil sie mit einem solchen weder stehen, noch gehen, noch liegen könnten. Unser Körper möge dort gegen 4500 Pfund und würde sich selbst zerdrücken.

2) Auf der Erde steht das Luftmeer etwa zehn Meilen hoch und drückt auf jeden Punkt der Erdoberfläche so schwer als eine 28 Zoll hohe Quecksilber-, oder als eine 32 Fuß hohe Wassersäule. — Ueber der Sonne steht das Luft- und Lichtmeer viel tausendmal höher und jedes Lufttheilchen ist zugleich 29 Mal schwerer als auf der Erde. Die untern Luftschichten werden durch das Gewicht der obern so gewaltig zusammengepreßt, daß sie so dicht und schwer sind wie bei uns das Wasser. Mit Lungen wie die unsrigen könnten die Sonnenbewohner nicht athmen.

3) Eine Luft, so heftig zusammengepreßt, daß sie an Schwere dem Wasser gleicht, wird furchtbar heiß, so daß dieser Umstand allein schon hinreicht, das Glühen und Leuchten der Sonne zu erklären. Menschen, wie wir, können da nicht leben.

Nicht zufrieden mit diesen negativen Wahrheiten möchte unsere Neugierde auch gerne etwas Positives wissen, und wir wollen daher versuchen, durch Schlüsse von dem Bekannten auf das Unbekannte uns einige Aufschlüsse zu verschaffen, mag auch dieses Bestreben ein vergebliches sein, so ist es doch ein erlaubtes. Der Trieb, auch nach dem Ueberirdischen zu forschen, liegt tief in unserer Seele, und alle Völker sind ihm gefolgt, warum sollten wir das nicht auch thun, indem wir die Ergebnisse der neuern Naturforschung zu Grunde legen?

Die uns bekannten Weltkörper bilden vier Rangstufen.

1. Mond- oder Steinsterne.
2. Erd- „ Wassersterne.
3. Komet- „ Luftsterne.
4. Sonnen- „ Lichtsterne.

Auf den Erdplaneten haben alle organischen Produkte, hat vorzüglich das höchste derselben, der Mensch, die spezifische Schwere des planetaren Elementes; findet das auf den andern Körpern ebenfalls Statt, so haben die lebenden Wesen auf den Monden die Schwere und Dichtheit des Granits, auf den Cometen der Luft, auf der Sonne des Aethers.

Keinem Sterne fehlt eins der Elemente gänzlich, doch borgen die niedern Sterne die Elemente der höheren, so z. B. die Monden und Erden von der Sonne.

Wir leben als Menschen nicht blos auf der Erde, wir leben auch in der Welt und zunächst in dem Sonnensystem. Wir haben daher Organe und Sinne nicht blos für unser planetares Element, sondern für alle vier Elemente.

Mineral- oder Mondsinn ist das Gefühl, Wasser- oder planetarischer Sinn ist der Geschmack, Luft- oder Kometensinn sind der Geruch und das Gehör, Feuer- oder Sonnensinn ist das Gesicht. Sehr grob organisirte, niedrig stehende Wesen mögen wohl die Bewohner der Monde sein. Feinere Leiber und feinere Organe als wir haben schon die Bewohner der Kometen, wenn ihr Leib aus Luft besteht. Die feinsten Körper haben die Sonnenbewohner, wenn dieselben aus Aether gewoben sind.

Die Sonnenbewohner erscheinen uns daher als Wesen von einer höheren Gattung, mit denen wir uns in unserem jetzigen Zustande gar nicht messen können. Ein Centnergewicht hängt an unsern Füßen, mit Mühe und Anstrengung schleppen wir unsern Körper täglich höchstens sechs Meilen weit. Die Sonnenbewohner sind der Schwere kaum unterworfen, oder sie wirkt auf sie nach Gesetzen, von denen wir gar keine Vorstellung haben.

Gekettet sind wir an die Erde, kaum ½ Meile hoch können wir uns, und mit Lebensgefahr in die Luft erheben; nicht einmal bis zu dem nahen Monde können wir gelangen. Die Sonnenbewohner mit ihrem ätherischen Körper schreiten frei im Sonnensystem umher und nur der Weg von einer Sonne bis zur andern gilt für eine Reise. (?)

Unser Denkorgan wird getrübt und gelähmt durch körperliche Zustände. Es ermüdet und bedarf der oft wiederholten Ruhe. Die Sonnenbewohner kennen keine geistige Verstimmung, keine Krankheit, keine Ermüdung. Sie schlafen nicht, weil es dort keine Nacht giebt und bedürfen auch des Schlafes nicht. (!)

In so ferne das Denkvermögen, oder doch die Offenbarung und Mittheilung des Gedankens von körperlichen Zuständen abhängt, läßt sich auf die Geistesfähigkeiten der Sonnenbewohner von dem Stoffe, aus dem sie gebildet sind, noch ferner schließen. So vielmal das Wasser an Feinheit übertroffen wird von dem Aether, eben so vielmal ist der Verstand der Sonnenbewohner feiner und durchdringender als unser Menschenverstand. Eine Wasserwelle ist oft mehre Fuß breit und macht in einer Secunde kaum eine Schwingung. Eine Aether- oder Lichtwelle hat die Breite des 50,000sten Theils von einem Zoll und macht in einer Secunde 500 Billionen Schwingungen.

Während wir einen Schl ß mühsam zusammenbringen, haben die Sonnenbewohner viele Billionen gemacht. — Mit groben Gegenständen wie der Raum, die Zeit, die Materie, die Schwere und dgl. sind, können sich die Sonnenbewohner gar nicht befassen, ihr Organ dafür ist weniger dazu geeignet als das unsrige. Dafür dringen sie mit unwiderstehlicher Kraft in das Innere der Natur. (!!)

☞ Höchst interessant; nur mit etwas zu viel Phantasie gewürzt.

D. Red.

Für die Fackel.

Humbugger und Behumbugte.

Von E. Ludvigh.

O, Menschheit, wann wird Dir der Bart wachsen und der Verstand des Bartes würdig? Lernet die langen schwarzen Kittel verachten; entzieht Euch euern Führern und deren Gängelband; steht auf eigenen Füßen! So sprach Gordon vor einem Jahrhundert; so konnte man längst vor ihm sprechen und diese Sprache kann man auch jetzt noch in Amerika auf das „freieste Volk der Erde" richten. Steht auf eigenen Füßen! — Doch wie soll der Mensch im Allgemeinen auf eigenen Füßen stehen, wie soll er mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Gehirn denken, da man überall systematisch bemüht ist, die Unwissenheit zu verewigen; da die Quacksalber in Staat und Kirche Alles aufbieten, um selbst die erwachsenen Kinder, genannt das souveraine Volk, mit metaphysischem Jargon und politischen Lügen, unter dem Namen von Religion und Partei, ihren schnöden Zwecken dienstbar zu machen!?

Wir leben in einem aufgeklärten Zeitalter! Die Vernunft breitet sich über das Volk aus wie ein Diachilonpflaster über eine Wunde und die Humanität schreitet so rasch dahin wie ein Zwerg auf Stelzen. Wir bauen Kirchen, predigen Liebe und füllen Schlachtfelder mit Leichen und verstümmelten Christen, in deren Wunden Millionen Maden ein Hosiannah singen über das beliebte Thema der Christusanbeter: „Liebet eure Feinde!" Wir haben der Prediger des Evangeliums eine Legion, der Schulmänner eine Menge. Jene, von denen Viele es umsonst bekommen haben, predigen es dem Volk gegen gutes Honorar und diesen ist, mit wenigen Ausnahmen der Gehalt der höchste Zweck ihres Amtes. — Auch haben wir der Autoren und Scribenten *utriusque generis* gar Viele und die klügsten von ihnen sind unstreitig die Schreiber von Kirchenzeitungen und Parteiblättern; die gemächlich mit dem Strome hinschwimmen, gefährliche *snags* umsichtig zu umgehen suchen, böse Buben, die sie am Ufer mit Dreck bewerfen, als Ungeziefer betrachten, deren Angriffen man sich fügen müsse, und die sich demüthig beugen vor dem Monster des corinthischen Ordens und den Dictaten der Partei, auf deren Schultern sie, aus Ambition oder Hunger, Alles ertragen, um ihren edlen Zweck zu erreichen.

Der geringste Zweifel in Athanasius' Credo gilt den Pfaffen als Ketzerei und Gotteslästerung; der aufrichtigste Tadel gegen irgend einen Parteiführer, von dessen Succeß das Wohl und Wehe der *minorum gentium* abhängt, wird von tausend Zungen des Parteidemons als Verrath an Constitution und Freiheit gebrandmarkt und der Tadler als Verräther oder Narr der politischen Guillotine überliefert, an deren Stufen es keine Erlösung, keine Verzeihung, viel weniger eine Belohnung giebt.

Heute in den Himmel erhoben, morgen zur Hölle gesandt; das ist so nicht selten das Loos der wirklich großen und der „jroßen-kleenen" Männer eines freien Staates. Dieselben, die heute Hosiannah heulen, donnern morgen das Kreuzige über Denselben herab, an dessen hervorragende Größe sie sich anklammern, so lange nicht eine hervorragendere „Größe" ihrem Brodkorb mehr Nahrungsstoff, oder ihrer dummen Ambition mehr Hoffnung zu bieten scheint. Und Schein ist ja all ihr Wissen, all ihr Thun. Jesuiten sind sie, ohne die Gelehrsamkeit der echten Nachfolger Loyola's, deren Motto: non vi e bisogna che tu abbia la qualita, ma solamente che tu *mostri* di averle.*) Einer dieser Posaunenbläser und Scribbler steckt bei verhängnißvollen Krisen die Nase in den Hintern eines Andern,

*) Es ist nicht nöthig, daß man die Eigenschaften besitzt; Du brauchst blos zu scheinen, daß Du sie besitzest.

bis es einen langen Zug von afterlorgnettirten Scribblernasen giebt, an welche sich blindgläubige Seelen wie Wanzen ansetzen und wie Frösche in faulen Teichen quacken: „Heil dem besten Regenten, Heil unserm guten König!" Oder, in einer Republik: „Heil der Constitution! Die Union für immer! Freiheit und Gleichheit! Und — ein Amt oder ein Aemtchen! Oder wohl gar (o, grenzenlose Aufopferung! o, colossale Bescheidenheit) einen Abonnenten für das Blatt!"

So wie in Monarchien durch Einen oder wenige Privilegirte die Vielen ausgebeutet werden, eben so behumbugzen in einer Republik die Wenigen in Staat und Kirche die Vielen der gläubigen Schaafe und Ochsen. Und wo ihre Interessen gefährdet sind, dort darf der ruhige Beobachter mit Zuversicht darauf rechnen, daß sie athemlos schreien: „Der Staat wird bedroht! die Kirche ist in Gefahr!" O, diese Freunde der Könige! und diese Freunde des Volkes!

Keine Regel ohne Ausnahme. Das Menschengeschlecht ist trotz aller seiner moralischen Auswüchse noch immer nicht so ganz verderbt, daß es nicht auch Personen gäbe, die auf eigenen Füßen stehen, und deren Urtheile und Handlungen rein sind von unlautern Motiven der unbedingten Selbstsucht. Wäre es Anders, so sollte das Menschengeschlecht wie Wanzen vertilgt werden und Jehovah es anheimgestellt bleiben, aus besserem Thone eine neue Auflage seiner Ebenbilder zu fabriciren; so aber mag man sich mit Satyren begnügen, oder wo diese nicht ausreichen, zur Ehre der Wahrheit, zu Knütteln seine Zuflucht nehmen, die weh thun sollen, aber nicht tödten.

Schwer ist es, zu sehen und keine Satyren zu schreiben, sagte einst Martial, indeß sein *nobilis frater Ovidius* schrieb: Je schlechter Jemand selbst ist, desto schärfer ist sein Tadel.*) Das sind Sätze, so einem zweischneidigen Schwert gleichen, und das Gabelthier auch in Hinsicht seines Tadels in ein sehr zweideutiges Licht setzen. Wer jedoch strebt sich selbst kennen zu lernen, wer seine Fehler und Irrthümer erkennt und zu beseitigen sucht, der wird aus edler Absicht tadeln und Ovids Ausspruch kann blos von solchen in sich selbst vernarrten Thoren gelten, die sich frei von allen Blößen halten und die, wie es im Evangelio heißt, den fremden Splitter sehen; doch nicht den Balken im eigenen Auge.

Es ist für den Kenner nicht schwer, den Diamanten vom böhmischen Stein zu unterscheiden und aus den Handlungen erkennt man den Menschen. Worte sind oft leerer Schall und die Sprache gebraucht der Mensch nur gar zu oft, um seine Gesinnungen zu verbergen. Das Auge ist weit mehr der treue Spiegel des Gedankens, als das Wort und es ist ewig Schade, daß der liebe Herr Gott, als er Adam und Eva schuf, an ihr Herz nicht eine Schelle oder Klappe gehängt hat, welche bei jeder geäußerten Unwahrheit und Lüge einen definiten Ton anschlüge. Nun, da könnte man wohl unzähligemal im Verkehr mit seinen Nächsten sagen: „es hat geschellt!" Besonders aber wäre eine solche Klappe das zerstörendste Werkzeug von Kanzeln und Tribünen. Ja, die andächtige Gemeinde würde mit Entsetzen aus der Kirche fliehen, klappte es bei jeder Lüge und Unwahrheit am Herzzipfel des ehrwürdigen Predigers, und unsere Demokraten, Republikaner und Radikalen würden oft mit Fluch den Stump verlassen, wenn es im innern Sanctum des Redners schellte. Eine solche Klappe wäre für die Menschheit ein weit größerer Segen als die Erfindung der Buchdruckerpresse. Eine solche Klappe könnte weder von Oben herab noch von Unten hinauf, weder directe noch indirecte bestochen werden. Ach, daß der liebe Gott dieses Hauptorganes der Lügenklappe bei Erschaffung des *genus homo* vergessen hat! Schon einmal hat er das verfluchte Geschlecht, das *animal bipes*, gnädigst durch seinen Sohn zu erlösen geruht, und da Eine Erlösung nicht hinreicht zur Veredlung eines doch die Erbsünde gefallenen Geschlechtes, so ist es allerdings zu erwarten, daß eine zweite Erlösung durch das Mittel der Lügenklappe nachfolgen werde, sobald sich der liebe Gott überzeugt haben wird, daß ohne dieses Mittel das verderbte Lügengeschlecht unmöglich für das Reich des Lichtes und der Wahrheit herangebildet werden kann. Bis dahin also, bis zu diesem neuen universellen göttlichen Acte, möge man es sich gefallen lassen, daß die Menschen in zwei Hauptklassen zerfallen, (die Buffon in seiner Naturlehre vergessen hat): in Humbugger und in Behumbugte. Wie sich die Locusten durch das Gesumm ihrer Flügelklappen zu erkennen geben; so erkennt man die Humbugger oder Bambuzler aus ihrem Schlagworte: „Staat und Kirche," indeß die Behumbugten in der Kirche: Süßer Jesusi und die Gebambuzelten im Staate: Lagerbier und Freiheit heulen.

O, quanto e facile di coglionare le gente!**) sagte weiland ein Papst; indeß sich ein Cardinal mit dem Motto zu trösten gewußt hat: *Si populus vult decipi, decipiatur.*†) Hudibras aber bemerkte, als der Schwarzkünstler Lickpenny das Geld des Publikums einstrich:

Doubtless the pleasure is as great
In being cheated as to cheat.‡)

Und würde man endlich auch mit Argusaugen, außerhalb Kirche und Staat, in das Sanctum der christlichen Ehe, in das Geheimcabinet von Mann und Weib blicken, wohin so selten ein Lichtstrahl von Außen dringt, so würde man mit dem Fackler ausrufen:

„Küssen heißt nicht lieben.
Scheinen heißt nicht sein.
Nichts als Trug und Nichts als Schein,
So schlage denn das Donnerwetter drein,
Daß in dem Schutt der Lüge
Die Wahrheit endlich siege!"

*) Quanto perditior quisque est, tanto acrius urget.

**) Wie leicht ist es, die Leute am Narrenseil zu führen.

†) Will das Volk betrogen sein, so betrüge man es.

‡) Ohne Zweifel gewährt es eben so viel Vergnügen betrogen zu werden, als zu betrügen.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von S. Ludvigh.

Mai, 1864.

Der Mai des Lebens blüht Einmal und nicht wieder, heißt es. Mir hat er abgeblüht. Nun, es ist wohl wahr, der Mai, das heißt der Lenz des Lebens, die Jugend, ist eine reizende Periode, voll der Knospen und Blüthen und melancholischen Haine, in denen Philomele flötet; doch mit dieser Periode der stillen Sehnsucht, der liebevollen Ahnungen, der idealen Verheißungen und — Duseleien enden noch lange nicht alle Reize des Lebens. Es hat so jede Saison ihre Freuden und ihre Leiden, ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Bald zu warm, bald zu kalt, bald zu feucht, bald zu trocken; bald zu viel Windstille, bald zu heftige Stürme. So ist es in der Natur; so ist es im Innern der menschlichen Brust. Die normalen Zustände des innern Friedens, des Sichwohl- und Glücklichfühlens sind eben so selten wie jene meteorologischen Grade, bei denen man sich so ganz behaglich fühlt.

Der Mai 1864 zu St. Paul zog gleichsam unter dem Baldachin eines italienischen Himmels dahin. Die Tage warm, die Nächte kühl; doch kein Regen, kein Thau benetzte die lechzenden Kinder der lebenathmenden Mutter Tellus, und es trauerten Saaten und Gärten. Die Gießkanne kann lange den Regen nicht ersetzen und wenn Cisternen leer und Brunnen trocken, dann hat es auch mit dem Gießen ein Ende. So ist es mir selbst im Mai gegangen; doch das störte mich Zähen in meinem Eifer nicht, noch in der Hoffnung, daß es endlich doch wieder regnen, und so nicht Alles vertrocknen werde. Ich habe im Garten eine kleine Rebenpartie angelegt; da voriges Jahr die Catawba-Trauben auf einer Hecke zu vollständiger Reife gekommen waren. Das wäre denn der erste Weingarten in Minnesota *en miniature*. Wo sich im Kleinen erwünschter Erfolg zeigt, dort kann sich später auch das Große gestalten. Auch Zwergbirnen und Catalpas habe ich gepflanzt — Bäume, denen man in Minnesota kein Gedeihen zutraut und mit denen man es eben versuchen muß, ob man sie durch sorgfältige Bedeckung gegen den harten Winter zu schützen vermag. Uebrigens sollten diese Bäume schon darum glücklich allen Stürmen trotzen, weil sie mir aus jener Stadt im Staate Illinois zugeschickt wurden, aus welcher die republikanische Partei einst ihren Vater Abraham geholt hat, der in einem südlichen Boden geheckt, ohne sorgfältige Pflege wild aufgeschossen, nach einem mehr nördlichen Clima versetzt, doch so mächtig emporschoß, daß er nicht nur an Leibesmaaß der Längste, sondern auch an Geist der Größte aller Präsidenten ist, weil er die große und allerneueste Staatskunst verstand: „nicht die Umstände zu leiten, sondern sich durch Umstände leiten zu lassen." Also ein dreimaliges Hoch für Herrn Lincoln's Länge und Größe! Die Wiedererwählung zum Präsidenten der Ver. Staaten kann wohl kaum fehlschlagen; denn seine Proklamationen waren alle von Gott eingegeben, und — das gläubige Volk, das den Gläubigen liebt, fürchtet sich, aus dem Regen in die Traufe zu kommen und mag den Gaul in der Schwemme nicht wechseln. Die Ungläubigen aber, die einst an Seward's Radicalismus glaubten, haben die Täuschung verschmerzt und beten jetzt Fremont an, dessen Radicalismus selbst nicht die Hölle zu erschüttern vermag. Doch — was ist wohl noch mächtiger als die Hölle? Die Politik. Was mächtiger als Politik? Ambition. Was mächtiger als Ambition? Das Geld. Und was noch mächtiger als Geld? Nichts. Also man versuche *in ordine secundum* nun Herrn Fremont, um zu sehen, ob es einen Amerikaner giebt, dessen Radicalismus und Principientreue der Hölle, der Politik, der Ambition und dem Gelde zu widerstehen vermag. Vermag Er es, so verdient er heilig gesprochen zu werden; denn er wäre bis jetzt der Einzige, dem es gelang, durch Radicalismus und Principientreue Präsident eines Volkes zu werden, bei dem in der großen Mehrheit der Dollar Alles, das Princip in *abstracto* Nichts ist. *En avant! Nous verrons!* — Mephisto reinigt einstweilen die Brille vom Staub der politischen Stürme, um im Buch des Schicksals zu lesen: „Du sollst auf Erden weder General-Major, noch Minister werden:" denn Du bist ein principienfester Esel.

Wir werden nächstens höchst wahrscheinlich drei Präsidentschafts-Candidaten im Felde haben: einen radicalen, einen radicaleren und einen radicalsten. Von denen aber wird, wenn erwählt, Jeder den conservativen Eid der Treue zur Constitution leisten und — das Loos der Union hängt, so oder so, rein nur von der Gewalt der Kanonen ab. Neben drei Präsidentschafts-Candidaten *in spe* haben wir jetzt zwei ebenbürtige, tüchtige Generäle im Feld: Grant und Lee. Diese werden es vor Richmond entscheiden, ob wir künftig Eine Union, oder zwei Republiken haben werden. Es ist schon ziemlich lange her, seit ich schrieb: der Weg von Richmond nach Washington ist eben so weit wie der von Washington nach Richmond. Einige Wochen lang dauert bereits die Schlächterei vor Richmond; über 40,000 Mann der Unionstruppen passirten bereits wieder den Styx und noch ist es lange nicht entschieden, ob Grant dem Helden der Rebellen, oder dieser Grant an Feldherrntalent überlegen ist. Auf jeden Fall wird und muß sich unsere Zukunft auf dem verhängnißvollen Terrain vor Richmond entscheiden.

Wir haben zwar keine Könige, wir sind ein souveraines Volk; aber wir haben Drahtzieher und Politiker, welche die Geschäfte eines Königs verrichten, theils mit Zustimmung, theils mit Acclamation des souverainen Bengels, und so dürfen wir denn bei diesem mörderischen Kriege, der alle Kriege der klassischen Barbarei der Vorzeit an Menschenopfern übertrifft, füglich mit Horaz an Lollium singen:

"Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi,
Seditione, dolis, scelere atque libidine et ira,
Iliacos intra muros peccatur et extra."

Vergleichen wir das Innere der trojanischen Mauern mit Washington von der Zeit eines Pierce auf Buchanan und das äußere Treiben der Trojaner mit dem unserer südlichen und nördlichen Demagogen, so werden wir mit Leichtem von gewissen Ursachen auf gewisse Folgen schließen können und was wir an Verrath, an List, an Verbrechen, an Heuchelei, an Haß und Neid verschuldet haben, das müssen nun mit vollem Recht die Achiver büßen.

Auch das

— „teritur bellis civilibus aetas,
Suis et ipsa Roma viribus ruit,"

findet seine volle Anwendung auf unsere Republik. Bürgerkriege erschütterten das Capitol zu Rom, Bürgerkrieg erschüttert das Capitol zu Washington. Ach, damals waren die Völker noch Heiden; jetzt sind sie erleuchtete Christen; aber — aber:

"Did Christians in friendship e'er unite?
No; Christ's disciples like tigers fight.
The *Lambkin* said (Math. X.) he came to bring a sword,
And, *Lamb like* Christians use it for their Lord."

Der Mensch war, der Mensch ist und der Mensch wird, unter allerlei religiösen Alfanzereien, eine Bestie bleiben, welche Liebe auf der Zunge und Haß und Mordlust im Herzen trägt. Wenn aber diese Bestie "made like a God, in Great Jehova's shape, (although he were an ape,") sich gegenseitig hinmordet und verstümmelt, dann regt sich in ihrer Brust doch noch ein edlerer Funke des Mitleids und sie geberdet sich, als wäre sie halb Teufel und halb Engel, ein seltsames Geschöpf, das zu schlecht für den Himmel, nicht gut genug für die Erde ist, um sich einer Superiorität über andere Thiere mit vollem Rechte zu rühmen. Als solche Engel erschienen nun zur Zeit unseres Bürgerkrieges auch viele unserer Frauen. Frauen haben überhaupt, in der Regel, mehr Zartgefühl als die Männer; an Witz, an Genie, an Klugheit stehen sie den Männern nicht nach und an Muth hat schon Eva den Adam übertreffen, als sie zuerst den verbotenen Apfel aß —

"While Mr. Adam, like a sneaking cur,
Ate afterwards and laid the blame on her."

Tausende, die in Spitälern leiden und hinsiechen, finden Linderung ihrer Schmerzen durch Theilnahme patriotischer Frauen. So haben denn auch die Frauen von St. Paul, die amerikanischen sowohl wie die deutschen, Vereine gebildet zur Unterstützung von leidenden Soldaten. Durch das Mittel der Bühne, der Tribüne und der Ausstellung (*Fair*), durch Collecten und Banquette wurden und werden große Summen aufgebracht und zum Besten der Leidenden in Hospitälern verwendet. Hierin zeichnen sich denn auch ganz besonders die deutschen Frauen von St. Paul aus. Ehre ihnen und Dank für ihre Bestrebungen im Namen der Humanität!

St. Paul ist noch kein Athen; doch haben wir ein Athenäum, eine geräumige hübsche Baute für Bälle, Theater und sonstige Vorträge. Auch fehlt es nicht an geistigen Kräften für die Bühne, wovon ich mich wieder bei einer Vorstellung im Mai freudig überzeugen konnte. Wären die Mitwirkenden nicht so bescheiden, auf den Zetteln ihre Namen nicht zu nennen, so würde ich mich keiner Unbescheidenheit schuldig machen, sie laut zu nennen u. zu loben; so aber muß ich mich denn begnügen mit den Namensbuchstaben der Frauen M. und K. und der Herren K., G. und H., die sehr brav spielen und oft spielen sollten, um in das prosaische Leben zeitweilig einige poetische Saiten zu weben."

Noch mehr als die Bühne überraschte mich am 26. Mai ein Concert des Musik-Vereins in Ingersoll's fensterreicher Halle. Der Verein, unter Direction von M. T. Holterhoff, ist eine junge Schöpfung in der Arena der Kunst und besitzt ausgezeichnete Kräfte von denen man für die Zukunft Großes zu erwarten berechtigt ist. Herr Brewster hat eine ausgezeichnete Stimme und gute Schule. Frau Schillot trug eine Piece auf dem Piano-Forte mit vieler Präcision vor. Die HH. Hancke und Zenzius, Macklet und Seibert zeigten sich bei einem Quintett von Reißiger als Geweihte der Kunst, und Perkins und Leip verstanden es, durch ihre Stimmen im Duett:

"Holy mother, guide his footsteps,"

die Anwesenden zur Begeisterung hinzureißen. Die Leistungen des Orchesters waren kraftvoll und correct. „Möge die schöne Blüthe zur schönsten Blume sich entfalten! Mög' im fernen Westen ein geistig Leben sich gestalten!"

Nachdem die Idylle meines Gartens arrangirt und das April-Heft der Fackel expedirt war, machte ich einen Ausflug im Minnesota-Thal hinauf nach Neu-Ulm. Der Fluß hat eben des Wassers zu wenig, um die Fahrt weiter als nach Carver 30 Meilen von St. Paul, machen zu können. Ich nahm denn Platz in Burbank's vierspännigem Postwagen und fuhr *via* Henderson nach St. Peter, eine Entfernung von 75 Meilen. Trotz der Dürre strotzen Wald und Flur im üppigen grünen Schmuck des Lenzes. In St. Peter findet man zwei gute deutsche Gasthäuser, das „Washington Haus" des Herrn Schäfer und das Stelzer-Haus.

Daß vor nicht Lange zu Mankato 38 Indianer gehenkt wurden und daß ich den Galgen dort gesehen habe, wurde in einem früheren Streifzug erwähnt. Nun aber, am 17. Mai, hatte ich Gelegenheit, zu St. Peter selbst einer Execution beizuwohnen und Einen hängen zu sehen. Es war ein fürchterlich tragi-komischer Anblick. Ja, komisch in der That! Die Sonne erhob soeben ihr Strahlenhaupt aus dem östlichen Schooß dieses schönen Gaues, und die Gefiederten sangen ihre

Morgenlüfte, als ich, süß wie in Harfentönen gewiegt, hinaus in's Freie ging. — und der Mensch, das Gabelthier, er schnaubte Rache, so nur durch Mord gesühnt kann werden. So zappelte einst der arme Jesus für seinen Frevel, das rohe Volk der Juden reformiren zu wollen; und siehe da, sein Martertod ward zum Born eines Wunders das nach achtzehnhundert und so vielen andern unbekannten Jahren noch von allen Jenen als heilig verehrt wird, die daran glauben. — Ja, so zappelte er, der menschgewordene Gott der Christen, so lange die göttlichen Füße noch nicht festgenagelt waren, und er vergab seinen Feinden, den Reichen und den Pharisäern und der dummen Crethi und Plethi; denn sie wußten ja nicht was sie thaten. So zappelte auch an dem verhängnißvollen Morgen des 17. Mai an dem vielleicht Tausende Arbeiter von Kugeln durchbohrt auf den Schlachtfeldern in Virginien und Georgien fielen, so zappelte er, der unglückliche Gehenkte oder besser gesagt Erhenkte. Doch die Vorsehung, ohne die kein Sperling vom Dache fällt, erbarmte sich des Unglücklichen, des zwischen Leben und Tod Ringenden, und erschien durch ein Wunder in der Gestalt meines Schimmels um ihn zu retten! Ach, ich werde den Anblick nie vergessen! Schon hatte ich die Hand in der Tasche, um das Messer heraus zu holen und den Strick des Erhenkten abzuschneiden, als der göttliche Schimmel, meinem Mitleid zuvorkommend, das Werk der Liebe vollbrachte und dem zwischen der Sterblichkeit des Irdischen und der Unsterblichkeit des Ueberirdischen schwebenden und zappelnden (Kater) das Leben wieder gab. Ja, der Unglückliche war ein Kater, ein Kater, der einem Zinnschmied die Tauben stahl und Jure naturae auffraß. Der Zinnschmied aber, ein ens superior, seines Eigenthums der Tauben mehr bedacht als des Eigenthumsrechtes seines Nachbarn auf den Kater, als des Katers auf das Fleisch der Tauben, legte dem genäschigen Quadruped, dem Kater-Gourmand, eine Falle von feinem Draht, und, siehe da, der dumme Teufel ging auf seiner Taubenjagd wirklich hinein und wäre der „göttliche Schimmel" oder der ungöttliche Fechter mit seinem Messer *in petto* nicht dazwischen, so lebte der Kater nicht mehr und büßte jetzt seinen Taubenmord in der Katzenhölle. Die Moral aber fabulae utique verae ist diese: Willst Du stehlen, so mußt Du ein raffinirter Sportsman sein, um nicht ertappt zu werden; Du mußt alle Wege und Stege prüfen, ehe Du nach der Beute greifst. Bist Du kein echter Sportsman, so mußt Du darauf gefaßt sein, daß Du in die Falle gehst, und mit Recht gestraft wirst. Willst Du aber irgend einem Wunder auf die Spur kommen, so mußt Du in die geheimsten Falten desselben eindringen; so auch in diesem Falle — ähnlich der Himmelfahrt Christi — *ergo*: der Kater des Z. ging nach den Tauben des B. B. machte eine Schlinge von Draht und hing den Kater. Der Kater zappelte und war dem Tode nah. Herr Harf, Hr Schimmel und ich, wir machten einen Morgenspaziergang und sahen die zappelnde Katze. Herr Schimmel, des Thieres sich erbarmend, eilt nach der Richtstätte und rettet dem „schwergeprüften" Kater das Leben. Harf aber und ich, wir freuten uns darüber; denn Katzen lieben das Leben nicht weniger als Menschen und — Kater lassen das Tauben nicht. "Sic natura vult, sic natura jubet." — Doch was heißt denn Das schon wieder? Das heißt: Die Natur will es so, die Natur gebietet es so. Und wer ist denn die Natur? — Sie kann doch Gott nicht sein; denn Gott ist ja männlichen und Natur ist weiblichen Geschlechts. Dennoch sind Beide Eins und Das ist eben der göttliche Hermaphrodit, Das ist die philosophische Sphynx! Sapienti pauca. Das heißt: Der Gescheidte bedarf blos des Winkes. — Der Nichtgescheidte aber bedarf der Rippenstöße und bleibt trotz deren ein Rindvieh sein Lebelang. Vivere sape. Auf deutsch: Lerne leben. Um aber frei und glücklich zu leben, darf man wohl wilde Tauben schießen, doch keine Haustauben stehlen. La propriété n' est pas le vol — Eigenthum ist kein Diebstahl — ist die Maxime monarchischer und republikanischer Staaten; ergo Du sollst nicht stehlen. Selbst nicht im Kriege, nach dem Völkerrecht; da in dem blos das Fouragiren erlaubt ist. Wird aber irgend ein hoher Offizier beim Fouragiren und sonstigen Manoeuvriren erwischt: so giebt es der Wege und Stege gar manche, um den Diebstahl zu ignoriren. Est modus in rebus. Nun wer hat zu verdeutschen; obschon ich damit gerade nicht gesagt haben will, der Deutsche oder der Teutsche verstehe sich nicht eben so gut aufs Fouragiren wie der Amerikaner. Beispiele lehren.

Ein offener Frachtwagen mit harten Sitzen wird in der Stadt des heiligen Peters Stage genannt. In einem solchen Wagen fuhr ich mit einem todten Mo[illegible] zu meinen Füßen 30 Meilen, nach New Ulm. Der Weg war dies Mal bei der anhaltenden Dürre sehr gut und ich lief nicht Gefahr, wie weiland als auf der Fahrt Herr Schimmel den Wagenlenker gemacht, in einer Pfütze (genannt *slough*) stecken zu bleiben. Auch begegnete ich dies Mal keinen Rothhäuten, weder in Gruppen, noch einzeln zu Pferde. Der schönen Landschaft fehlte also das Pittoreske des Urtypus; denn seit dem jüngsten Massacre sind diese durch christliche Füchse so oft betrogenen Hyänen der Prairien aus dem Staat Minnesota verdrängt, um ihn wohl nicht leicht wieder in Masse betreten zu können. Die Geschichte der Indianer datirt sich von kurzer Zeit her; sie füllt nur wenige Seiten im großen Buch der mit Blut geschriebenen Weltgeschichte. Ihre allmählige Vernichtung, da sie im Allgemeinen der Weihe unserer Civilisation unzugänglich, war leicht vorherzusehen, nachdem in den Fußstapfen weißer Abenteurer die kaukasische Rasse massenweise über den Ocean strömte. — Das Schwächere muß dem Stärkeren weichen, das ist einmal Naturgesetz und da hilft alles Polemisiren und Moralisiren Nichts; so niederträchtig auch die weißen

Christen an den rothen Wilden gehandelt, so sehr sie dieselben auch übervortheilt, durch Feuerwasser demoralisirt und durch offenbaren Betrug bei Auszahlung für abgeschwindelte Ländereien zu Haß und Rache angestachelt haben. Und lesen wir die Annalen dieser zu Tode gehetzten Rasse, so finden wir, daß es meist weiße Halbbarbaren, Abenteurer und Fanatiker waren, welche die gräßlichen an Weißen verübten Mordthaten, als Ursache des Verursachten, zu verantworten haben. — Unzugänglich der Civilisation, haben uns die Ureinwohner dieses Continentes um so leichter principiell zu dem Axiome der Selbsterhaltung getrieben, da es uns nie an Sophismen fehlt, wo es sich um unser eigenes Wohl und unsern Vortheil handelt. Der Wahlspruch der Grenzbewohner von Minnesota ist demnach gegenwärtig recht mosaisch: „Tödtet sie Alle, Männer und Weiber und selbst die Kinder schonet nicht!"

O, heilige, o, schöne Natur, o, herrliche Tellus, was wärest Du ohne den vegetabilischen Schmuck der Pflanzen, ohne das Leben der Thiere? Eine Wüste von Erde, Wasser, Feuer, Stein und Erz. — Doch eben diese sind es ja, in denen der Keim zu Moosen und zu Cedern, zum Infusorium und zum Menschen verborgen liegt, um durch Einfluß von Luft und Wärme und sonstigen Kräften zu organischem Leben geweckt zu werden. Das ist das sichtbare Werde der Natur, das keiner Offenbarung eines erdichteten Gottes bedarf, um in seiner vollen Größe begriffen und bewundert zu werden. Das ist die Schöpfung aus Etwas, das ewig, unendlich, nur der Form nach zeitlich, dem Wechsel unterworfen und endlich. Und in dem Muß dieser großen Schöpfung wurzelt auch das Nothwendigkeits-Gesetz, dem alle Thiere gehorchen, um sich zu nähren und fortzupflanzen. Nicht alle Thiere nähren sich von vegetabilischen Stoffen. Der große Käfer verzehrt die kleinen; der Habicht stürzt auf die Taube herab, trägt sie stolz empor in sein luftiges Revier und denkt bei seinem Fraße: Du bist für mich erschaffen; der Wolf frißt das Kalb und größere Raubthiere ergötzen ihren Gaumen mit dem Fleische von Beiden; der Haifisch ist der gefürchtete Tyrann des Meeres und seinem Rachen sind die kleinen Fische eine gottgesandte Gabe; und der Mensch? ach, er ist das gefährlichste Raubthier der Erde, das seinem Gaumen Erde, Luft und Wasser zinsbar macht und mit Stolz auch sagt: Alles ward meinetwegen erschaffen; freilich nicht mit mehr Recht, als eine Heerde von Wölfen dieses Anrecht wählt eins sich rühmen dürfte, die an den Cadavern eines Schlachtfeldes sich ergötzt. So ist diese schöne Erde ein Paradies wo ein Geschöpf das andere auffrißt, um zu leben und nur der edle weiße Caucasier, das größte Raubthier von Allen, hat es dahin gebracht, Philosophie und Religion vereinigen zu wollen und das Studium der Moral in Systeme zu bringen. Pythagoras zählt nur sehr, sehr wenige Verehrer; selbst Christus und seine Jünger lebten nicht von Brod und Heuschrecken allein, und Franklin und Struve gefielen sich nicht lange in ihrer Kost von Sauerkraut und Bohnen. Ich selbst dachte oft, ich würde kein Fleisch essen, müßte ich das Thier selbst tödten und nie vergesse ich den Schmerz, den ich empfand, da ich als Jüngling auf der Jagd den ersten Vogel schoß. Endlich, als ich es bis zum eigenen Hühnerstall gebracht, (welcher Fortschritt!) da nahm ich, zwischen Muth und Selbstverachtung schwebend, sogar das Beil zur Hand und schlug einem Huhn den Kopf ab. Da lag das arme Thier und zappelte und es drängte sich mir die Erinnerung an einen weiland vor nahe 50 Jahren in Ungarn geköpften Mörder auf, dessen Kopf vom Rumpf getrennt gräßliche Sprünge machte, die mich mit Grauen erfüllt haben. Beim zweiten und dritten Huhn ging es schon ohne Lament hin, woraus man sehen kann, wie sehr Gewohnheit den Menschen abhärtet. Uebrigens möchte ich eben so wenig Metzger sein, als noch ein Mal wieder Kneipwirth. Jener gewöhnt sich an Blut der Thiere; dieser an Demoralisation des Menschen. Und der Soldat? ach, der Soldat — wird von systematisch demoralisirten Menschen als Held bewundert und mit Orden decorirt, wenn er es in Schlachten zur theoretischen und praktischen Perfection gebracht hat.

"Now, why should this scrub want so
many sou's,
Which in war time must people hell
in shoals."

Lehren, wie folgende Strophen des Pythagoras sind rein in die Luft gesprochen und finden bei dem fleischfressenden Creatiler Gottes keinen Anklang:

"O, mortals, from your fellows blood
abstain,
Nor taint your bodies with a food
profane:
While corn and pulse by nature are
bestow'd,
And planted orchards bend their
willing load."

"And when you eat the well deserv-
ing beast,
Think: on the lab'ror of your field
you feast!"

Epikur's Lehre verträgt sich weit besser mit dem Leben und Treiben der civilisirten Christen, die ganz das Gegentheil von dem ascetischen Fanatiker befolgen, den sie als Gott verehren und dessen Namen sie usurpiren. So sagt z. B. Epikur:

"The Furies, Cerberus, black hell and
flames,
Are airy fancies all, mere empty
names."

Und ist es anders, so giebt es keinen Christen auf Erden, der nicht zur Hölle fahren muß; besonders Könige, Päpste, Pfaffen und Demagogen. Für Einzelne mag ein Fegfeuer genügen.

Am 19. Mai in New-Ulm angekommen. Die deutsche Schöpfung erhebt sich aus der Ruine von 165 Häusern wie der Phönix aus seiner Asche. Nach dem Brand blieben circa 30 Häuser stehen, welche die tapferen Bürger innerhalb von

Barrikaden gegen die Indianer geschützt hatten. Seit Kurzem wurden etwa 50 neue kleine Häuser gebaut, und bei dem thätigen Geschäftsleben, das hier herrscht und mit den $300,000, so, wie ich vernehme, von der durch den Congreß bewilligten Million als Entschädigung für den Verlust durch Indianer auf Neu-Ulm fallen wird die schwer heimgesuchte Stadt bald einen erfreulichen Aufschwung nehmen. Es sind jetzt da an 500 Einwohner. Eine Sägemühle und zwei Ziegelöfen liefern Material zu neuen Bauten. Eine Mahlmühle ist in Bau. Brauereien sind zwei, die von Schell und Bernhard und die von Friton. Jene liegt ein Paar Meilen von der Stadt. Ich machte mit Herrn Seiter, vom Dacotah House, eine Spazierfahrt hinaus. In der Nähe der Brauerei wird eben ein Park mit einer Gartenwirthschaft angelegt, der sehr hübsch gelegen, mit einer Aussicht auf die blumige Prairie von Neu-Ulm und den Minnesota Fluß, der durch schattiges Gehölz in großen Krümmungen hinzieht.

Als Beitrag erhielt ich von Herrn Rebsfeld folgende Skizze über die Bluttaufe der jungen deutschen Stadt, deren Zerstörung durch Wilde von unsern christlichen Pfaffen und Kirchenzeitungen als Strafe Gottes für den Unglauben ausposaunt wurde. O, der gläubigen Schurken, die den Unglauben zum Verbrechen stempeln, und die für die Seelen von Hunderttausenden von Gläubigen beten, die auf echt christliche Weise sich brüderlich hinmorden, um den Hochverrath zu sühnen, dessen sie sich an 400,000 Sklaven im Tempel ihrer Freiheit schuldig gemacht hatten. Erbärmliches Geschlecht von Narren, die sich von Schurken am Seile führen lassen, wie der Ochse mit dem Ring in der Nase!

„Am 17. August 1862 erschien der Indianer-Agent Galbright in Neu-Ulm mit etwa fünfzig Rekruten, größtentheils *Halfbreeds*, die Bürger auffordernd, weitere Mannschaft aufzubringen, eine Compagnie vollzählig zu machen, um — die Ziehung (*draft*) zu vermeiden. In der Stadt selbst wurde noch am selben Tage viel gethan und beschlossen, auch die Nachbarflecken aufzufordern, Gleiches zu thun.

Am 18. waren sechs Wagen in Bereitschaft, um Milford, Cottonwood und Sigeltown zu besuchen. Die Gesellschaft bestand aus achtzehn achtbaren Bürgern, die bei Musik und Bier fröhlich waren im Eifer für die Union zu werben, nicht ahnend, welche Gewölke sich über ihren eigenen Häuptern zusammenziehen.

Man machte Halt auf mehren Farmen, um den Zweck bekannt zu machen und hoffte, noch am selben Tage zu *Travelers-Home* eine zahlreiche Versammlung zu haben. Eine halbe Meile von jenem Platz zieht sich eine mit Holz bewachsene Ravine vom Wald am Minnesota nach der Prairie hin. Die Straße führt unmittelbar am Auslauf der Ravine. Die vordersten Wagen hatten bereits die Brücke des Grabens erreicht, als die letzten einige hundert Yards zurück einen zerfleischten Mann zu Gesicht bekamen. Als man den Leichnam (John Riemer) untersucht und aufladen wollte, erscholl eine Salve aus dem Gebüsch heraus. Zwei wurden getödtet und Einige verwundet. Steimle, der Musiker und joviale junge Mann starb bald in Folge seiner Wunde. Nun suchte man Heil in der Flucht und in Verwirrung floh man hin über Feld und Zaun.

Die ersten Flüchtlinge der vor Kurzem noch fröhlichen Gesellschaft erreichten Neu Ulm gegen zwei Uhr. Man wollte ihrem Berichte kaum Glauben schenken. Bald darauf kamen Andere, mit dem schwer verwundeten Steimle. Da man gewohnt war, mit den Indianern seit lange friedlich zu verkehren, gab man sich jetzt der Muthmaßung hin, das Geschehene sei durch eine Bande betrunkener Indianer verursacht. Die Thatsache eines Indianeraufstandes hat nur dann Glauben gefunden, als auch, am selben Nachmittag, Flüchtlinge vom Cottonwood erschienen und die drei Leichen von Fenske, Schneider und Dietrich, eingebracht wurden. Zu den Waffen! erscholl es nun durch die Stadt, und die Frauen jammerten und die Kinder weinten. Vierzig Mann gingen sogleich bewaffnet nach Milford (*Travelers Home*) und fanden die Ansiedlung niedergebrannt und die Bewohner derselben hingemordet. Sie sahen blos Einen Indianer, der ihnen entwischte und des Nachts kehrten sie nach New-Ulm zurück. Flüchtlinge kamen von allen Seiten nun herbei. Es wurden Wachen ausgestellt und was sich regen konnte, war auf den Beinen.

Am 19., nachdem man sich über Vertheidigung berathen, alte Gewehre und Muntion hervorgesucht hatte, und immer mehr Flüchtlinge, ohne Kleider, ohne Nahrung, bleich von Schrecken herbeiströmten, erschienen gegen Mittag ungefähr 200 Indianer (Krieger), erschütterten die Luft mit ihrem fürchterlichen Geschrei (*war-yell*) und steckten Häuser in Brand. Sieben brannten im Laufe des Nachmittags nieder. Mit den Wagen der herbeigeflüchteten Farmer wurden einige nothdürftige Barrikaden gebaut. Die Indianer wurden von Straße zu Straße zurückgetrieben und konnten der günstigen Position wegen, die sie einnahmen, blos von den äußeren Häusern her beschossen werden. Die New Ulmer hatten einen Todten und zwölf Verwundete; die Indianer neun Todte und mehre Verwundete. Nach Sonnenuntergang zogen sich die Indianer zurück.

Am 20. hatte man 100 Mann bewaffnete Verstärkung von St. Peter und man organisirte sich militärisch unter Flandreau. Fremde aus St. Peter und Mankato, als Hülfscorps, und Flüchtlinge füllten die Stadt; es waren da an 2500 Personen, Kinder und Frauen mitgerechnet. Nun organisirte sich ein förmliches Lager. Küchen und Eßplätze werden eingerichtet und die Wachen des Nachts verstärkt und weiter vorgeschoben.

Am 21. An General Sibley, zu St Peter, werden die dritten Depeschen abgeschickt um Waffen und um Mann

schaft. Von Fort Ridgley her vernimmt man Kanonendonner; doch — keine Antwort von Sibley.

Der 22. ging mit Exerciren und Organisiren hin.

Am 23. traurige Nachrichten von Fort Ridgley und Zeichen eines Angriffs mit bedeutender Stärke. Compagnien werden eingedrillt, detachirt geordnet. Feuersäulen und Rauch an beiden Ufern des Minnesota Flusses, in der Richtung von Fort Ridgley herab. Endlich das wilde Kriegsgeschrei der Dämone in Menschengestalt nach allen Richtungen hin und es kömmt zum blutigen Treffen. Von Seiten der Weißen waren 20 Todte und 55 Verwundete; die Indianer sollen 80 an Todten und Verwundeten gehabt haben."

Das Dacotah Haus der biedern Familie Seiter war ein Hospital, gefüllt mit Verwundeten und Kranken. Und jetzt? Kömmt uns eben die Nachricht zu von einem Gefecht der Indianer mit unsern Soldaten am Spirit Lake.

Eine deutsche Frau wendet sich mit Thränen in den Augen an Seiter, indem sie gehört habe, in der Nähe ihrer Farm hätte man Indianer gesehen. Der Mensch des Menschen Feind — so fürchtet sich das Lamm vor dem Wolf.

Wohl sind die Indianer über Minnesota's Grenzen hinaus getrieben; doch noch immer darf man sich keiner zuverlässigen Ruhe hingeben.. Obschon die Reserve-Ländereien der Sioux-Indianer von der Regierung zum Verkauf ausgeboten sind die Sioux noch immer nicht dem Styx überliefert. So kamen denn heute während meines Hierseins fünf Männer nach New-Ulm und berichten, daß acht Meilen von New-Ulm die Farmer ihre Wohnungen verlassen. Abends kömmt Oberst-Lieutenant Pfändre (Einer der radikalen Turner und Mitgründer von New Ulm) von einer der Stockaden nach der Stadt und berichtet, daß sieben Meilen von der Stadt am Cottonwood ein Indianer von einem Soldaten erschossen und zwei entkommen sind. Er empfahl den Bürgern eine Treibjagd auf die Zwei, in Verbindung mit der Cavallerie von Fort Ridgley. Im Nu wurde die Trommel geschlagen und das tapfere Häuflein von New-Ulm vergaß Weib und Kind und Lagerbier und an 56 Mann, wie zu einem Feste sich bereitend, standen da bewaffnet bis an die Zähne, um Jagd zu machen auf die Indianer im Reviere. Der Mond schwebte in voller Majestät am ätherischen Dome, als die Wagen sich eingestellt hatten, um die Expedition der Braven nach dem Platz zu bringen, wo es wieder spuckt. Ich begleitete die Expedition eine Strecke vor die Stadt hinaus und spazierte "*solitary and alone*, neben Luna, der Laternenträgerin, zurück nach dem Dacotah House. — Man sah blos drei Indianer, von denen Einer, wie gesagt, von Soldaten erschossen wurde. Wahrscheinlich waren es tollkühne Spione, um zu sehen, ob es geheuer sei, einen Einfall nach Minnesota zu wagen. Ich glaube nicht, daß noch besondere Gefahr vorhanden ist und sollten sich die Rothhäute noch Mal nach New Ulm wagen; so werden sie einen weit besseren Empfang finden als früher, wo man auf einen Ueberfall nicht vorbereitet war. Nicht nur Gewehre, auch zwei Kanonen innerhalb Verschanzungen stehen jetzt in Bereitschaft, um fremde Gäste der Sioux zu empfangen. Man sehnt sich hier, in der That, nach diesen hohen Gästen der Rothhäute.

Jetzt ist es ruhig in New-Ulm und wenn Gambrinus nicht alleinherrschender König wäre, so steht es gut um die Männer.

Aus den Trümmern des New-Ulm Pionier, dessen Herausgeber Barth gräßlich zu Grunde ging, erhob sich die New-Ulm Post.

Ein herrlicher Morgen am 21. Mai. Saaten und Prairie standen da in voller Uppigkeit des Lenzes, trotz des Mangels an Regen. Indeß in andern Sectionen des Landes, hoch gelegenes und minder fettes Land, das Gras vertrocknet und der Weizen zu Grunde geht, wenn ihm der Regen fehlt, ist es hier der nächtliche Thau, der selbst in dürren Jahren nicht leicht Mißernte zuläßt. Minnesota ist die Weizenkammer von Nordamerika. — Vor wenigen Jahren wurde Mehl nach St. Paul importirt, jetzt werden von da, von Hastings, Redwing, Wabashaw, Lake City und Winona jährlich Hunderttausende von Bushel Weizen exportirt. In den Brown und Nicolet Counties liegt noch sehr viel Weizen, der aus Mangel an Wasser im Minnesota Fluß nicht verschifft werden kann. Laßt erst Minnesota den Vortheil von Eisenbahnen haben und Ihr sollt sehen, welcher Landreichthum sich da entfalten wird, besonders durch die fleißige Hand der deutschen und norwegischen Farmer. Diesen beiden Nationalitäten ist Minnesota besonders zu empfehlen.

Der Schulmeister von New Ulm ist noch auf Reisen; doch werden bereits Schritte gethan zum Bau eines Schulhauses und einer Turnhalle und so wird denn auch bald wieder eine Schule eröffnet werden.

Einen Theil des Sonntags am 21. in Mankato zugebracht und des Abends im großen Salon **Kegel's** in St. Peter mit **Schimmel** eine Partie Billiard gespielt. Hört, Ihr Mucker, am Sonntag Billiard gespielt. Entsetzlich! Im Kriege Sonntags Menschen todtschießen ist eine Kleinigkeit. Man lies't Montag das Bulletin — wo es nämlich der heilige Sabbath erlaubt, Sonntags eine Zeitung für Montag drucken zu lassen — freut sich über die Niederlage der Rebellen oder umgekehrt, und lies't den Tod von 40,000 Menschen in Einer Schlacht mit derselben Gleichgültigkeit, als ob es so viele Schaafe oder Schweine wären. So nächtig ist des Menschen Wahn, so herrschend die Macht der Begriffe über Recht und Unrecht, Moral und Sünde.

"Not Infidels alone they smite,
The pious Christians one another bite,

For now the war is not between
The brethren and the men of sin;
But Saint and Saint to spill the blood
Of one another 's brotherhood."

Vor der Stadt Mankato wurde in einem deutschen Commerslokale am Sonntag sogar getanzt. Welche Sünde in den Augen der Bibelritter unserer freien allerchristlichsten Republik! Ein Greis aus Linz in Oesterreich, 71 Jahre alt, spielte da das in ungarischen Tavernen ganz besonders beliebte Hackbrett und sang mir zu Gefallen einige joviale österreichische Liedle, indeß „endlich" draußen trotz der Entweihung des heiligen Sabbaths, der liebe Herr Gott regnen und blitzen ließ. Der Hackbrett-Virtuos hieß Raicko, hatte ein echtes Mephistogesicht ohne einen einzigen Zahn im Mund, das noch vor ein Paar Jahren hübsch genug war, um — eine Frau zuködern. Ja, sagte er, „mit a Bisle Wein und a Bisle Bierle „kann ich mit meiner Alten noch immer nach Luther's Wahlspruch schalten."

Indeß Hobbes die Religion für eine Superstition und Mode erklärt und sagt: Man is the greatest fool of the whole creation, that es mir wohl, so *en passant* da einen Menschen zu treffen, der noch mit 71 Jahren an Leib und Seele gesund, also kein frommer oder scheinheiliger Esel war. In den Neuenglandstaaten werden zwar Sklavenschiffe ausgerüstet; doch das Sonntags-Gesetz wird streng gehalten, obschon dans tous les temps on voit les membres de l' Eglise de Dieu disposes a arracher les yeux. Das heißt: man betet Sonntags zu Gott und kratzt die Woche hindurch seinen Mitmenschen die Augen aus. Das ist so noch immer christliche Sitte.

In Mankato sah ich den classischen Galgen wieder und bedauerte, daß außer den 38 rothen Cannibalen, nicht auch jene zweihundert gehenkt wurden, die auf Kosten unserer gnädigen Regierung zu Rock-Island gefuttert werden, um ihre edle Rasse in Sicherheit fortzupflanzen. Ist das nicht ein bestialischer Wunsch? Mag wohl sein; doch Menschen, die Frauen schänden und dann gevierttheilen; Menschen, die Kinder lebendig an brennende Häuser nageln, wie es ja in Minnesota geschah diese sollte man todtschlagen wie Raubthiere, wo immer man sie findet. Das „Auge um Auge" ist am Ende noch immer vernünftiger als das ruhige Hinnehmen eines Backenstreiches. Immer noch edler Löwe zu sein, als Rindvieh.

Mankato ist hübsch gelegen. Des Wasserfalls Minneminnesope in der Nähe habe ich bei früheren Streifzügen Erwähnung gethan. Kein Fremder sollte es versäumen, jenen interessanten Platz zu besuchen.

Eine große katholische Kirche am Fuß einer Hügelseite beherrscht die schwachen Gemüther der kleinen Stadt und auch sie zeigt uns mit dem Crucifix am Giebel "the march of human intellect; the blessing of free press and free speech."

Die Herren Racke und Bierbauer haben eine große Dampfsäge- und Mahlmühle erbaut. Ueber schlechte Zeiten hört man auch hier jetzt nicht klagen und von einer Heerde Ochsen, die soeben durch die Stadt nach Camp Pope getrieben wurden, konnte man schließen, daß auch Uncle Sam's Soldaten nicht von (Weizen) Brod allein leben. Ein dreißigjähriger Krieg könnte wohl auch sie, trotz der Vorzüge der Republik, auf Commisbrod und das drei Mal des Tages Fleisch consumirende Volk auf Zwiebelsuppe und Sauerkraut mit Speck reduciren.

Herr Widemann, mit dem ich nach Mankato fuhr, ist im Begriff, da eine deutsche Schule zu errichten. Es liegen zu Mankato über 150,000 Bushel Weizen aufgespeichert und harren auf Ausfuhr, sobald, es den Böten möglich sein wird, den Fluß herauf zu kommen. Vor meiner Abreise brach eben eine Compagnie Reiter auf, um am fernen *Spirit Lake* Jagd auf die Indianer zu machen.

Am 23. von St. Peter per Post (*stage*, lies Stäsch) nach Shakopee gefahren. Die religiöse Aufklärung und der politische Radikalismus haben in dieser Stadt unter den Deutschen, meist strengen Katholiken und guten Demokraten, so feste Wurzel gefaßt, daß man zur ferneren Erleuchtung keines Unschlitt Lichtes, viel weniger einer Fackel bedarf und so reiste ich denn, ohne Aufenthalt und ohne Mühe des Collectirens, zurück nach St. Paul zu den lieben Vielnigen. Ist die Resonanz dieser Saite nicht Egoismus? — Ganz gewiß; dennoch dreimal wohl Dem, der in dieser lieblosen Welt auch nur Ein Wesen in Liebe sein nennen kann!

Zu collectiren giebt es freilich zu Hause auch Nichts; aber desto mehr zu verausgaben und — zu erleuchten; denn in den jungen Köpfen, die man von dem Contagion der fashionablen Superstition unmöglich zurückhalten kann, giebt es noch gar manchen finstern Fleck und, man mag es anfangen wie man will, mit Liebe, mit Argumenten, mit Arrest, mit Hunger oder mit dem Stock.

Although the best of education 's
given,
There still predominates the native
leaven."

—

Juni, 1864.

Am ersten Juni, bei heiterm Himmel, an Bord der Muscatine, von der Northern Line, nach Hastings hinab, noch am selben Tage nach dem nahen Prescot und von da, an Bord des McClellan, von der La Crosse Line, nach Reed's Landing gefahren. Die hiesigen Deutschen zeichnen sich hier vor vielen andern Städten an Freisinnigkeit aus und das Kreuz hat da noch wenige Proselyten gemacht. Das *American House* hat seit Kurzem Hr. Paull übernommen. Leßlin und Sailer brauen guten Stoff, dem nur mein Agent in zu hohem Grade zusprach; so sehr, daß er Weib und Kinder verließ und — Soldat wurde. Vielleicht wird es ihm gelingen,

in der blauen Jacke das richtige Maaß erkennen zu lernen, um künftig vernünftig und glücklich zu sein. Die Berge bei Reed's Landing sind sehr schön und die Lage dieses Städtchens und des nahen Wabashaw gehört zu den schönsten Punkten des obern Missisippi.

In Wabashaw vermißte ich einen alten Bekannten, Herrn Huber, einen echten Biedermann, der mit Tod abging. Ehemänner, die gute Menschen waren, werden am meisten geliebt und betrauert, wenn sie nicht mehr sind. Das Possirlichste aber im Punkt der Frauenherzen konnte ich in den Kirchhöfen der melancholischen Cypressenbäume von Constantinopel sehen, wenn dort zuweilen zwei Frauen an Einem Grabe weinten. Und doch zeigt dem Monogamisten dieses scheinbar Possirliche: daß ein Frauenherz Raum habe für Liebe zu zwei Männern. An dem Raum für Liebe zu mehren Frauen habe ich für meinen Theil noch nie gezweifelt; so wenig als an den Gnaden der besonderen Begünstigung. Ach, wie leer und öde muß es im Herzen eines zum Cölibat verdammten Pfaffen sein! Möchte, wahrlich, kein Priester, möchte selbst der Papst nicht sein.

Ich erwachte am 2. vor Lake City und sah am See Pepin die Sonne aufgehen. Ach, wie viele Menschen leben in großen Städten, die nie die Sonne aufgehen sehen und wie viele Damen giebt es dort, die nicht wissen, wie der Weizen oder der Flachs wächst. Der Flachs — bei den hohen Preisen der Musseline und sonstiger Stoffe in Folge des Krieges haben die Farmer vom Nordwesten bereits begonnen Flachs zu bauen, ihre Leinwand selbst zu spinnen und für Kleider zu sorgen, deren Stoffe sie selbst produciren und verarbeiten. Noth ist stets eine unwillkommene, aber zuweilen eine sehr heilsame Lehrmeisterin. Habe es selbst erfahren und gelernt, wenn nothwendig, zu entbehren.

Am 3. am Bord der Northern Belle nach La Crosse. Gewiß eine recht hübsche Stadt; aber der Sand, der tiefe Sand in den Straßen und überall vor der Stadt ist doch eine Calamität, die selbst Jene fühlen, denen Pferd und Buggy zu Gebot stehen. Für Stiefelputzer giebt es hier kein Feld, und Dandies kann man da nur lackirtes Leder empfehlen; um so mehr, das ganze Wesen eines Dandy (Zierbengels) aus Lack besteht. Uebrigens ist mir von St. Paul nach La Crosse noch kein Dandy zu Gesicht gekommen. Doch kam ich da einst mit einem fashionablen Mulatto-Barbier in etwas unangenehme Berührung, welcher der Richtung meines Kopfes einen sogenannten „Galgendruck" gab, den ich nicht schweigsam hinnehmen konnte und der Kerl wurde so impertinent, daß ich fast bedauerte, nicht Demokrat zu sein, im Parteisinne des amerikanischen Sprachgebrauches, dessen Motto es ist: *The G—d d—d nigger.* Um aber dieser Kaste nicht anheimzufallen, ließ ich mir hinfüro den Bart stehen, so grau er auch zu werden anfängt und kein Neger-Barbier soll seinem innern Groll gegen die Weißen künftig an mir edlem Kaukasier durch den Galgendruck Luft machen.

Ich hatte dieses Mal, der allgemeinen Dürre wegen, blos Ein Vergnügen: dem Herausgeber einer norwegischen Zeitung „Das Vaterland" vorgestellt zu werden.

Sonntags am 5. erwachte ich vor dem schönen Lansing, wo angehalten wurde, um mehre Passagiere einzunehmen, deren Widerspänstigkeit, sich an Bord führen zu lassen, mir viel Spaß machte — sie hatten eben keine Civilisation, kannten den Reiz des Reisens nicht und waren — Ochsen. Mit solchen Individuen umgehen, ist auch eine hübsche Sache und um sie einträglich zu finden, muß man selbst halb verochset sein.

Endlich die Nacht hindurch Regen. — Es folgte ein herrlicher Morgen. Sol, der Vater der Natur, erhob sein Strahlenhaupt aus den dunkeln Wipfeln der östlichen Berge und Mutter Tellus reichte liebelächelnd ihre erquickenden Brüste den Saaten, Wäldern und Fluren. Kühle Lüftchen wiegten sich auf den Aesten der Bäume und die Vögel sangen auf Hügeln und auf Bluffs ihre Morgenlieder, verkündend das Glück ihres freien Lebens. Der civilisirte Mensch gleicht dem Vogel im Käfig — man sollte den Vogel nicht einsperren; doch der Mensch — muß unbedingt einen Theil seiner natürlichen Freiheit opfern, um vernünftigerweise frei und in seiner Freiheit durch die Nothwendigkeit des Gesetzes gegen den Stärkeren und Schlechteren geschützt zu sein.

"For men worn out and tired by constant strife,
At last begin to wish an easy life,
And so submitted of their own accord,
To rigid laws and their elected Lord."

Da habt Ihr das Mysterium des Königthums gelös't — und seid Ihr nicht zu dumm oder zu schlecht, um Euch selbst zu regieren, so ist die Knute das einzige Mittel, um Euch vor „gegenseitigem Zerfleischen" zu bewahren. Also Freiheit und Knute sind rein und absolut von dem Werth und dem Unwerth eines Volkes bedingt. Merico *par example*, hat sich durch Priester verdummt, so lange zerfleischt, bis es einem Napoleon möglich war, aus Europa einen Kaiser zu importiren. Die kranke Republik läßt sich die Importation gefallen und gelingt es ihr, nachdem sie mit den eigenen Rebellen fertig sein wird (an welches Fertigwerden man noch glaubt), Se. exotische Majestät zurück nach Wien zu schicken, so wird es ihr doch nicht möglich sein, Merico als Republik zu pacificiren, so lange dort die Hauptbedingungen eines Volkes zur Selbstregierung: Vernunft und Tugend fehlen. Ja, wenn die Nothzucht an Vernunft und Tugend noch länger fortgesetzt wird in unserer einenen Republik, so mag es auch noch dahin kommen, daß die Mehrheit der Schwachen nach Schutz gegen Starke u. Schurken sich sehnen und das Uebel des Thrones zum zeitweiligen Segen der Besseren wird. „Wie das Volk, so die Regier-

ung." Unvernunft und Schlechtigkeit führen zu blutigen Convulsionen und die Palme eines dauernden Friedens und Völkerglückes kann einzig und nur allein auf dem Baum der Erkenntniß wachsen. Seit wir angefangen haben, anstatt vernünftig zu reformiren, politisch das Volk zu haranguiren, um durch Opposition und ihren Sieg die Herrschaft der Aemter zu erhalten, ist der Friede aus unserer Mitte gewichen und wohin uns noch der Sturm des Krieges und der davon unzertrennlichen finanziellen Krisis schleudern wird, das mögen die Götter wissen, die den Menschen erschaffen zu haben scheinen, um sich in müßigen Stunden im Olympe über deren Dummheiten und Schlechtigkeiten lustig zu machen. Der Teufel aber lacht mit den Göttern.

"For his Majesty of Hell may truly boast,
That by his cunning Paradise was lost;
Since Eve and Adam both from thence were driven,
Because he got his a.. kicked out of heaven"

Am Kragen hat uns der Satan bereits und wenn wir noch lange fortfahren Kirchen zu bauen und die Bibel der Vernunft und Moral mit Füßen zu treten, so kann uns kein Gott vom politischen Verderben retten. „Es geht so Alles seinen Gang und es giebt keinen *saltus* in der Natur."

Einen Sonntag auf der Hunds-Prairie zugebracht — Abends *per* Eisenbahn nach Mazomany gefahren und Montag früh *per* Sandbahn zehn Meilen nach Sauk City. Hier wohnt es sich in Hrn. Lenz's Gasthaus ganz gut und der freie Geist, welcher unter den meisten Deutschen dieser Stadt herrscht, so die anmuthige Umgebung, machen mir den Aufenthalt da stets angenehm. Ganz besonders war dies jetzt der Fall, da auf Vorschlag Dr. Lachmund's eine Excursion nach dem Teufelsee (*Devils Lake*) gemacht wurde. Herr Lenz machte in seiner zweispännigen *rough and ready* Equipage den Wagenlenker und so fuhren wir denn, durch blauen Himmel begünstigt, nach der wilden Region des Teufels. Lachmund und Kleinpell, Redakteur des Wisconsin Pionier, sorgten durch volle Körbe für den materiellen Genuß des Gaumens; die geistige Würze aber bot uns die Natur und ganz besonders die Gesellschaft des naturwissenschaftlich hochgebildeten Doctors. Die Fahrt auf einer farmreichen mit Hügeln in der Ferne umkränzten Ebene bis an den Fuß der Höhen, in deren dichtem Versteck Sr. Höllenmajestät thronen, ist sehr angenehm. Der Rückblick von der bergauf führenden Paraboo-Straße auf die grüne Ebene ist ein *colpo d'occhio*, das mich lebhaft an Oberitalien erinnerte. Freilich sind es hier nur die Contouren, so eine schöne Landschaft umfassen, es fehlt der italienische Himmel, um dem Bild üppiges Leben zu geben. Der Wege zum Teufelssee sind — wie im Leben der Menschen — verschiedene; ich weiß nicht, ob wir gerade den zweckmäßigsten gewählt hatten. Der beste konnte es gewiß nicht sein; denn der Weg durch Wald, eine weite Strecke über Stock und Stein war den Rädern des Wagens eben so gefährlich wie den Beinen der Pferde. Uebrigens hat Herr Lenz sich als homerischen Wagenlenker auf dieser Höllenfahrt ganz tüchtig erwiesen.

Eine kurze Strecke hatten wir *per pedes* zu klettern, bis endlich der dunkle Spiegel des Sees im Rahmen von grünen unwirthbaren Höhen und zerrissenen Felsgruppirungen überrasch e.

Nach früheren Schilderungen und nach dem Namen des Sees hatte ich zwar das Schaurige in hoherem Grade erwartet; doch ist die Partie interessant genug, um Touristen empfohlen zu werden und auch wild genug, um „des Teufels Privatresidenz in Wisconsin" Ehre zu machen. — Ich war mit dem Ausflug ganz zufrieden und bedauerte blos, daß mir von dieser Seite, welche wir gekommen waren, die Hoffnung eines Bades im See, des sumpfigen Gestades wegen vereitelt ward. Nach einem beschwerlichen Marsch durch den Wald auf einen Bluff hinauf, (welchen blos Lenz und Kempbell bis auf den höchsten Punkt erkletterten), war eine Siesta bei Brod mit Wurst und Rheinwein eine ganz gute Gabe Gottes bei deren Genuß uns selbst der Teufel beneidet haben mag, falls er extra gerade an Unverdaulichkeit zu leiden hatte.

Im sumpfigen Boden blühte die Lilie des *Acorus calamus*; im Waldrevier wucherte die gegen den Bandwurm heilsame Pflanze *Filix masculina* und *Filix feminina* und in Flora's Schooß ragte die *Aquilegia* als niedlichstes Blümchen hervor. Uebrigens bietet die Flora von Minnesota weit Schöneres und ist auch viel mannigfaltiger als am Teufelsee.

Uns gegenüber am Saume des Wassers hat ein Engländer seine Wohnung aufgeschlagen und soll da in der Nähe des Sees eine hübsche Farm besitzen. Der Mann hat mehr Courage als weiland hier die Indianer, die es nie wagten, dem Manitu — diesem Wohnort des bösen Geistes — sich zu nahen. Christen fürchteten sich Jahrhunderte lang vor Hexen und Gespenstern, glauben noch immer an die Hölle — warum sollten die uncivilisirten Rothhäute, mit der Natur eben so unbekannt wie unsere Christen, nicht ebenfalls das Glück auf der Jagd und im Krieg einem guten Geist und alles Böse, was sie trifft, alles Schaurige, das ihnen unerklärlich ist, einem bösen Geiste zuschreiben?

Wir hatten Gelegenheit, am Teufelssee allerlei naturwissenschaftliche Betrachtungen anzustellen. Das Entstehen des Sees war uns so unbekannt wie den Indianern; übrigens läßt die Zerrissenheit der Felsen, wo Blöcke auf Blöcke sich thürmen, auf ein Erdbeben oder sonstige Erdrevolution schließen, in Folge deren Felsen zerrissen und in die Höhe geschleudert wurden, um sich dem Gesetz der Schwere

nach neue Stellen zu suchen für ihre scheinbar ewige Ruhe. Wild und öde, ein Stück von einer Urlandschaft, drängte sich uns hier der Gedanke auf an jene großen Erdrevolutionen, in Folge deren sich selbst die Pole verändert hatten. Die im Lauf der Ewigkeit abgekühlte Erde zeigte uns hier die ersten Keime des vegetabilischen Lebens an Granitblöcken, wo uns das Mosaik der hervorkeimenden Moose mit Bewunderung erfüllte: sowohl in Hinsicht der schönen Form der Moos-Individuen wie in Hinsicht des sichtbaren Schöpfungs-Prozesses der Natur. Diese Moose sind ja der jüngste vegetabilische Keim der erhabenen Ceder und die Millionen von Cicaden (*locuste*), die uns mit ihrem Flügelschlag Concerte hier fast betäuben, führten unsere Gedanken auf der Stufenleiter der Naturbildungen von den Infuso ien zu Käfern und Insekten, vom Colibri bis zum Strauß, von der Auster bis zum Wallfisch und vom winzigen Mäuschen bis zum Orangutang und dem Menschen hinauf. Alles vegetabilische und organische Leben beruht auf E i n e m Prozeß. Nehmt ein Element aus der Retorte der Natur heraus, und das Ganze wird dadurch afficirt. Entzieht der Erde das Licht und die Wärme der Sonne und — alles Leben verschwindet. Die Stoffe sind ewig, die Formen wechseln.

D. P. Johnson, aus Vermont, besuchte den Devil's Lake vor einigen Jahren und lieferte eine ausführliche Schilderung davon. Nach dieser ist der See innerhalb der großen Krümmungen des Wisconsin-Flusses etwa 100 Meilen vom Ursprung gelegen; zwei Meilen lang, eine Meile breit und 50 — 100 Fuß tief. Manche glauben, die große Kluft sei vulkanischen Ursprungs; doch ist von Lava keine Spur und Fels und Stein sind Granit. Die pittoresken Wände erheben sich stellenweise bis 500 Fuß Höhe. Die Indianer nannten den Platz einen verfluchten Ort, den Aufenthalt des bösen Geistes. Nie fischten sie darin; ja, sie fürchteten sich sogar, dem See sich zu nahen. Andere M a n i t u s ließen sich durch das Opfer von Tabaksrauch (*a peu pres*, wie der Teufel der Christen durch Weihrauch) beschwichtigen; doch nie der Teufelssee.

Es sind uns drei Sagen über diesen Ort von den Indianern überliefert worden: nach der Einen fand eine mörderische Schlacht da statt, in welcher ein feindlicher Stamm gänzlich aufgerieben wurde und da man sämmtliche Leichen in den See warf, wurde das Wasser den Indianern zum unbesiegbaren Ekel; nach einer Andern soll dieser See der Schauplatz von Menschenopfern gewesen und dadurch verflucht worden sein; nach der Dritten war es eine vulkanische Convulsion, durch den bösen Geist bewirkt, der sich nie versöhnen ließe.

So hätte ich denn zwei Werke des Teufels gesehen; die Teufelsbrücke in der Schweiz und den Teufelssee in Wisconsin. In Sicilien aber sah ich in der Felswand einer unterirdischen Kapelle die Spuren einer Tatze des Teufels, als er da ein Madonnenbild rauben wollte, im Entfliehen stolperte und mit der Tatze an die Wand stieß, die noch, unter einem Metallkreuz zur Verherrlichung, zu sehen. Also Beweise genug, daß es einen Teufel giebt, und ich hege den frommen Wunsch, daß er alle Pfaffen holen möge, die nicht an seine Existenz glauben.

Da somit die Existenz des Teufels bewiesen wäre, gebe ich mir die teuflische Mühe, aus den Larven der Cicaden die Verpuppung des Menschen im Leichenzustande, das ist, die Fortdauer der Seele nach dem Tode zu beweisen. Wenn aus dieser trockenen Wurm-Hülle, die nun da in Millionen Exemplaren an den Zweigen und Aesten der Bäume hängt, dieses geflügelte Thier in neuer Form, mit neuem Leben, mit neuen Organen herauskriechen kann, die Larve als Leiche zurücklassend sollte es da bei einem analogen Prozeß der Natur denn nicht auch möglich sein, daß sich aus dem Menschen, nachdem man ihn e n t s e e l t oder auch e n t l e i b t, eine L e i c h e nennt, ein anderes, etwa veredeltes Wesen entwickeln könne? Der Doctor aber stutzte, lächelte und sprach: Ach, nein, das Analogon hinkt. Die Cicade ist erst ein vollendetes Thier, wenn sie aus der Hülle des Wurmes gekrochen; sie begattet sich — wie wir soeben an zwei Glücklichen gesehen haben — legt Eier und pflanzt sich fort. So ist der Mensch ein vollendetes Wesen, wenn er den Saamenthierchen entsprossen, in den dunkeln Kammern des Fötus zu Reife gelangt, um sich unter günstigen Umständen, der Cicade gleich, fortzupflanzen und — zu sterben. „Aus der abgezogenen Haut der Schlange wird keine Schlange mehr hervorkommen, noch ein anderes Thier." Nun, da gab mich bald mit meiner Thesis gefangen und der Doctor hatte denn Recht. Freilich nicht nach der Weisheit der Theologen, nach deren Doctrin die Seele ein Geist ist, der erst am jüngsten Tage bei dem Schall der Posaune sich in einen nun sichtbaren Körper verwandeln wird, *fit for heaven*. Und so wollen wir denn, lieber Doctor, bis zum jüngsten Tage warten, ob der Naturphilosoph oder der Theologe Recht hat. Einstweilen lassen Sie uns der positiven Wissenschaft vertrauen und alle theologischen Doctrinen in den Abgrund des Teufelssees verwünschen, damit die Menschen vernünftiger und etwas mehr einig unter sich werden!

Nachdem wir einige Stunden am See bei materiellem und geistigem Genusse in edler menschlicher Erdenglückseligkeit zugebracht hatten, fuhren wir auf der Sac Prairie zurück nach der Stadt. Diese Prairie ist an zehn Meilen lang und fünf Meilen breit; einer der schönsten N a t u r s ä c k e, die man im Nordwesten sehen kann. Einst war diese Prairie der Lieblingsaufenthalt der Sac-Indianer. Durst nach Gold und Gewinn zeigte der Civilisation den Weg nach diesem Theile von Nordamerika und wenn man Schwärmer genug ist, mit B a l d w i n M ö l l h a u s e n die Rothhäute „herrliche Meisterwerke der Schöpfung" zu nennen, so sollte man bedauern, daß eine Zeit kommen wird, wo man mit Ausrottung der

Ureinwohner stolz auf die Locomotive blickt, welche durch die jagdlosen Prairien hinjagend, zwei Oceane verbinden wird.

Auf dieser Prairie sind zwei Städtchen, Sauk City und Prairie du Sac. Als wir Prairie du Sac passirten, zeigte mir Herr Lenz das Haus, in dem vor 24 Jahren der Ungar Haraßty gewohnt hat. Er und Herr Halaß, der noch zu Sauk wohnt, waren die Pioniere dieser Region. Halaßty soll gegenwärtig in Californien leben und dort für die Weincultur Großes geleistet haben.

Dieses Mal habe ich auch den Redner der freien Gemeinde, Herrn Schröter, wiedergesehen. Er kam soeben als Delegat von der Convention der Radikalen zu Cleveland zurück, wo Herr Fremont als Präsident und Herr Cochran als Vice-Präsident nominirt worden sind. Daß Beide dieser Nominirten Generäle sind, ist allgemein bekannt und in wie ferne Fremont und ganz besonders Cochran, diese Wetterfahne der Politik und der Fusion, dem Radicalismus Ehre machen werden, das wird uns die nächste Zukunft lehren.

Herr Karl Deininger zu Sauk besitzt ein herrliches Naturalien-Cabinet von selbst geschossenen und ausgestopften Vögeln vom Staate Wisconsin. Da siehst Du den Colibri und den Adler, die weiße Wachtel und die Eule, den Kranich und eine Varietät von Enten, von Singvögeln u. s. w.

Am ersten Sonntag des Juni Monats feierten die freien Gemeinden von Sauk und Umgebung das Jahresfest ihrer Stiftung und bedauerte sehr, um Einen Tag *post festum* gekommen zu sein.

Am 5. Juni auf der Prairie du Chien Bahn nach Madison gefahren, in welcher Stadt deutscher Intelligenz meine Geschäfte in einer Stunde sich abwickeln lassen.

Der Anbau des Capitols ist seiner Vollendung nah. In der That eine einfache, schöne Baute, die sich zum Capitol zu Columbus, Ohio, wie ein griechischer Tempel zu einem massiven Granithaufen verhält. „Das Große ist nicht immer auch schön und das Schöne nicht immer groß."

Delicate Erdbeeren mit Sahne, eine Siesta im schattigen Parke des Capitols vom Gesang der Vögel gelullt und ein Abendbesuch mit Dr. Fuchs bei der gebildeten Familie Palme waren die geistigen Pointe meines kurzen Aufenthaltes zu Madison, wo nicht nur die Fackel ein sehr steriles Feld hat, sondern selbst keine demokratische deutsche Zeitung trotz der starken deutsch demokratischen Bevölkerung bestehen kann. Madison mit ihren pittoresken kleinen Seen ist unstreitig eine der schönsten Städte des Westens. Auch giebt es da prachtvolle Residenzen, in denen die Krämer Nabobs wie Fürsten wohnen.

„As for lodging, for meat and clothes,
A little feeds the body, and as little covers it
Nature is limited, but Fancy is boundless."

Die Nacht hindurch gefahren, auf dem gepolsterten Sitze des Waggons sehr gut geschlafen und in Chicago erwacht. Hier nimmt das Prosaische des Geschäftes schon mehr Zeit in Anspruch; doch die Poesie des Lebens gereicht da für mich äußerst spärlich. Was giebt es Neues?

Lincoln, von Illinois, für Präsident und Johnson, von Tennessee, für Vice-Präsident, das ist das Resultat der republikanischen Convention zu Baltimore. Die Illinois Staatszeitung, früher eine Verehrerin Frimont's, zog Lincoln's Fahne auf und der „Telegraph" geht für Fremont und Cochran. Fremont, las ich in Jener, ist ein prunksüchtiger Aristokrat und Cochran ein hochtrabender Humbugger. Lincoln aber, der *olim* Zaunriegelspalter, und Johnson, der *ci devant* Schneider, sind Staatsmänner und Männer des Volkes. Lincoln, sagt die Opposition, ist ein ganz gewöhnlicher Dorfadvokat und Possenreißer, der sich von Umständen leiten läßt und den Deutschen Fußtritte versetzt, die man sich nicht gefallen lassen soll. Und so hat denn das dreckige Volksdrama einer Präsidentenwahl bereits wieder begonnen und wehe dem Candidaten und dem Publikum, die es sich gefallen lassen müssen, all den Schmutz, den Parteiklepper täglich auftischen, täglich vor Gesicht zu bekommen! Was muß sich die Ambition in einer Republik nicht Alles gefallen lassen, wie muß sie sich der Dummheit und der Corruption accommodiren, um Präsident oder Minister zu werden! Wie muß der journalistische Stiefelputzer die Schuhe des Gegners seines Brodherrn mit Koth bewerfen, um sich Lagerbier in Fülle oder auch ein Aemtchen zu gewinnen. Yes, we are a great Nation, indeed.

Wer der Glückliche sein wird, von der demokratischen Convention nominirt zu werden, das wird der *Major domus* der Politiker erst im Juli zu Chicago bestimmen. Wahrscheinlich McClellan. Auf jeden Fall würde er (von Grant abgesehen), so viel ich die Stimme der demokratischen Schriften kenne, besser laufen, als irgend ein Anderer, obschon er im Krieg nicht schnell genug laufen konnte, um (das freilich noch immer erst zu nehmende) Richmond zu nehmen. Die Sklaverei aber, ach, das göttliche Institut würde auch McClellan nicht mehr retten können, noch uns einen Frieden garantiren, so lange der Süden nicht durch überlegene Kanonenmacht und durch Ausrottung der Rebellion pacificirt sein wird. Dann erst wird es an der Zeit sein, über Reconstruction zu sprechen, welches Thema vorläufig blos vage Spekulation sein kann redlicher Staatsmänner, oder Aushängeschild feiler Demagogen, um politisches Capital zu machen.

Was uns Wenigen im Lande, die da sagten, eine Krankheit im Staat

könne nur geheilt werden, wenn die Ursache derselben entfernt, und daß eine „Union wie sie war" eine absolute Unmöglichkeit sei, beinahe a's Hochverrath zugeschrieben wurde, das hat jetzt im Laufe des Krieges selbst die stets lauwar, me republikanische Partei in Nr. 3 der Baltimorer Beschlüsse aussprechen müssen, wo es heißt:

„Da die Sklaverei die Ursache und jetzt die Hauptstütze der Rebellion ist und dieselbe überall gegen die Grundsätze einer republikanischen Regierung feindselig sein muß, (so? also jetzt erst ist Euch das Licht aufgegangen), so verlangt denn Gerechtigkeit und nationale Wohlfahrt deren gänzliche und vollständige Ausrottung vom Boden der Republik. Wir unterstützen und halten aufrecht die Decrete und Proclamationen, durch welche die Regierung (leider sehr spät) zu ihrer Selbstvertheidigung diesem riesigen Uebel den Todesstreich versetzt hat. Wir sind ferner zu Gunsten eines Amendments zu der Constitution, das durch das Volk zu bestätigen ist, um der Existenz der Sklaverei ein Ende zu machen."

So? Nun, das ist doch, in der That, radical genug. Eine Plattform, auf welcher sich ein conservativer Candidat ausnimmt, wie ein Sancho Pansa auf einem stattlichen Reitpferd. Doch Lincoln ist ja nicht mehr conservativ, denn die Verhältnisse haben ihn auf der blutigen Kegelbahn bis zum Radicalismus vorgeschoben: *ergo* —

Am 9. sah ich *en passant* im Courthaus-Square die Ratifications-Versammlung, wo die Lincolniter bei Trommel und Pfeifen und unter Hurrahs ihr Amen sprochen.

Am 10. Spaziergang in Melm's Garten, der jetzt von Herrn C. Kadisch ganz vorzüglich arrangirt ist.

Am 11. des Nachts zu Racine, einer allerliebsten Stadt, angekommen. Vom Erie See wehte ein kalter Wind herüber und ein geheizter Ofen im Hotel war mir bei Eintritt sehr willkommen. So wechselt hier das Clima: heute kalt, morgen heiß. So wechseln hier zu Lande die Frauen ihre Kleider und die Männer ihre Grundsätze. Keine Stabilität, wenig Gediegenes — desto mehr Humbug und Corruption in einem Staate, wo das Geld Alles, der Mensch Nichts ist. Just go ahead! und Ihr werdet Euch den Schädel zerbrechen, so gewiß als Flügel von Wachs an der Sonne zerschmelzen.

In Milwaukee — wo an der christlichen Akropolis fortwährend fleißig gearbeitet wird, um dem Namen eines modernen Athens zu entsprechen — einen Sonntag *ad mensulam* mit den heidnischen Schwestern verkehrt und dabei, ausnahmsweise, im Tempel von St. Charles dem Gott Epicur geopfert. Das muß ich den Brüdern Ferneke mit Recht zugestehen, daß ihr Hotel der Gerechtigkeit zur Ehre und dem Publikum zum Besten, selbst vom Fackler gelobt und empfohlen werden muß, obschon die Fackel beim heiligen Carl noch nie Eingang, noch nie Anklang gefunden. Der geistige Geschmack ist eben verschieden; eben so auch der Geschmack des Gaumens: Einer regalirt sich an Austern und Schnecken, der Andere an Klösen und Spätzle und die höchste Gnade, so sich einst ein ungarischer Bauer von seinem König ausbat, war: Speck mit *paprika* (Repihpfeffer), so lange er lebt in Ueberfluß. *Chacun à son gout.* Ich halte es mit dem St. Charles und dem Prescot House (New-York), bin jedoch so viel Stoiker, um bei Käs und Brod und Wasser in Ermangelung anderer Speisen und Getränke eben so zufrieden zu sein, wie bei Rebhühnern, Trüffelpasteten Bocksbeutel und Tockaierwein. Auch der Gaumen hat sein Recht: doch die Vernunft muß das Präsidium führen über Gaumen und sonstige Organismen des thierischen Appetites, um Leib und Seele in Harmonie und Frieden zu erhalten. — Das pflegt man so in der gelehrten Sprache „Philosophie" zu nennen und nur der Philosoph ist reich, ist glücklich; Geld führt oft in's Verderben und der Dummkopf kann so wenig wie der Lasterhafte glücklich sein.

Einer Einladung von Herrn Geisberg nachzukommen, verließ ich Sonntag des Nachmittags meine stille Klause und machte mich auf den Weg nach Ludemann's Gartenwirthschaft, wo es, am Milwaukee Fluß gelegen, sehr hübsch sein soll. Ich spazierte durch eine jener Straßen, jetzt mit Gärten und palastähnlichen Häusern, an deren Stelle ich vor 24 Jahren über Baumstämme nach dem Michigan See hinausging, wo damals nur noch Irländer in Shanties haus'ten — ich freute mich über den „Marsch der Vernunft," der sich mir da im grünen Schooß der Paläste durch große Kirchen kund gab — ich ging und ging und hoffte auf der Straßen-Eisenbahn einem Waggon zu begegnen, der mich dem gesteckten Ziele etwas schneller hinbringt; doch ich habe den Terminus der Bahn erreicht und es kam kein Waggon. Ich ging denn noch eine gute Strecke und verfolgte den mir bezeichneten Weg von einer Meile nicht weiter, denn es war zu spät und zu weit für den Abend. Ich machte denn Rechtsum und kehrte, immer Uncle Sam's Fahne folgend, so auf einem Dachgiebel mir zuwinkte, bei Bielefeld ein. Ein geräumiger Saal mit Kränzen decorirt und mit den Portraiten von Washington und Sigel verherrlicht. Armer Sigel, Dein Bild an der Seite Washington's, Dein Bild in allen Tavernen, und dennoch die Zielscheibe des Nativismus, der Dich promovirt, degradirt insultirt, ohne Dein Verdienst als General und Soldat verwischen zu können! Im Saale saßen einige Frauen und einige Männer und tranken Kaffe und tranken Bier, indeß ein Rudel Kinder auf und nieder liefen und frei und glücklich waren wie junge Ziegen. Am Klavier aber saß ein Mann und an seiner Seite stand ein Glas Lager auf dem Stuhl und in seinem Munde brannte eine Cigarre und der Mann spielte auf dem Klavier, das

sehr schlecht war und selbst unter dem Finger eines Meisters nicht besser geworden wäre und ich fremdes Menschenkind in Israel trank ebenfalls eine Tasse Kaffee und aß Kuchen was Alles sehr gut war; aber die Musik, die Musik, die wirkte auf mich wie ein Instrument auf manche Hunde — ich heulte nicht, aber eilte, daß ich hinaus kam, wo es still und ruhig war im anmuthigen Gau und ich schaute hinüber in die Ferne, wo noch andere Fahnen winkten; doch, an Einsamkeit gewöhnt, zog ich es vor, nach meiner Klause zurückzukehren, wo mich Melpomene mit geistigem Lächeln begrüßte und ich dachte im Stillen, wie es möglich sei, allein zu sein und doch so recht innerlich ruhig, so glücklich!

Am 14. nach Mayville. Der Leser der Fackel weiß es aus früheren Streifzügen, daß in diesem Städtchen das freisinnige Element stark vertreten und ein Freimänner-Verein, nebst Schule, besteht. Der Verein ist, leider, von 38 auf 18 Mitglieder herabgeschmolzen; doch erfreut sich die Schule, unter Lehrer Siecks, eines erfreulichen Fortganges. Es sind da gegenwärtig 49 Schüler. Neben dem liberalen Element hat auch der Katholicismus Fortschritte gemacht und der deutsche Pfarrer begünstigt selbst die Schule des Freimänner-Vereins. Nun, das ist eben ganz leicht zu erklären: die Schule ist keine freie Schule, wo gegen die bestehenden Religionen der Kinder Deismus und Theismus gelehrt wird, sondern eine Schule, wo von Religion gar Nichts gelehrt wird und so haben sich denn weder katholische noch protestantische Eltern zu fürchten, daß ihren Kindern das „Gift der Vernunft" eingeimpft wird.

Ich habe einen Abstecher nach dem katholischen Städtchen Theresa gemacht, das sechs Meilen von Mayville am Rock River sehr anmuthig gelegen ist. Es sind da drei Kaufläden, eine katholische Kirche, nebst Schule, und eine Freischule. Die Einwohnerzahl ist an 300.

Auf der Fahrt von Mayville, *via* Horicon, nach der Eisenbahn brach die Wagenstange. Der Kutscher nahm dann den Postsack auf die Schulter, ich nahm meine Reisetasche und so spazirten wir denn eine Meile nach Horicon. Herr Castanjen, der hiesige Buchhändler und Buchbinder, begleitete mich nach dem Depot, wo über eine kleine Weile der Zug ankam, der mich nach Watertown brachte. Hier im Buena Vista Haus des Herrn Gebhart, das Nichts zu wünschen übrig läßt, den Sonntag über lavirt. Watertown hat ein zahlreiches deutsches Publikum, das in der Mehrheit der demokratischen Partei zugethan ist. Die Lage der Stadt, am Rock River, ist anmuthig. Das Muckerthum hat hier noch keine Fortschritte gemacht. Bei einem Spaziergange des Sonntags Nachmittag kam ich drei Kegelbahnen vorüber, wo die Bourgeoisie der Stadt ihren Gottesdienst gefeiert hat. Uebrigens soll man daraus nicht den Schluß ziehen, daß diese Sabbathschänder Ungläubige sind; o, nein deren giebt es hier blos ausnahmsweise; die große Mehrzahl ist sehr religiös — auf drei Blocks kommen fünf Kirchen.

Auf der Chicago und Northwestern Bahn, die sowohl in Hinsicht der Schienen wie der Waggons zu den besten des Landes gehört, fuhr ich nach Fond du Lac, Oshkosh und Green Bay. Da ich eben von diesen drei Städtchen in Wisconsin nichts Besonderes zu erwähnen habe, so will ich die Lücke mit der Bemerkung ausfüllen, daß ich den Teufelsöse nicht ohne Andenken verließ, da mir der Teufel am Hals einen Kuß gab, der so feurig war, daß er förmlich zu einem Carbunkel anschwoll, an dem drei Doctoren, von drei Städten, ihre Kunst in Ausübung gebracht haben. Und seit zehn Tagen scheint mich das ganze Myriadenchor der Cicaden zu verfolgen, so saust und braust es in meinem rechten Ohre. Aber noch mehr saust und braust es mir im Gehirn, denn — ich habe Fremont's Schreiben gelesen, in dem er die Nomination als Präsident annimmt; doch die Cleveländer Platform in der Confiscationsfrage *ex parte* desavouirt. *Si tacuisses, philosophus mansisses.* Es mögen die *Copperheads* Fremont rühmen, daß er von seinen extravaganten radicalen Ideen geheilt sei, daß er tüchtig gegen Lincoln losziehe; es mögen sich einzelne Radicale bemühen, dieser Conservatismus-Antipathie des Herrn Fremont die beste Seite abzugewinnen, sie mögen die allgemeine Confiscation als eine Maßregel „der Rache" ansehen und sie blos auf das Vermögen der Führer der Rebellion angewendet haben wollen — das Alles kümmert mich nicht — und ich sage blos in Bezug auf Fremonts' Annahmeschreiben: *non mi piace**) Ob die Sklaverei *dead* oder *destroyed* ist — das sind Wortklaubereien: sie ist *destroyed* (zerstört), aber noch lange nicht *dead* (todt). Daß aber die Confiscation des Vermögens aller Rebellen, deren wir *de jure* und *de facto* habhaft werden können, ein Act der „Rache" sei, das läugne ich unbedingt und hätte solch eine Behauptung von Fremont am Allerwenigsten erwartet.†)

Sie wollen nicht durch eine allgemeine Confiscations-Theorie die Rebellen zum äußersten Widerstand entflammen und unversöhnlich machen? Wenn Sie Das glauben, so kennen Sie den Süden durchaus nicht: er ist unversöhnlich und darin besteht seine Größe;— Sie aber haben sich durch Ihren diplomatischen *faux pas* die Woods und Vallandighams versöhnt und darin sind Sie in meinen Augen um sieben Zoll kleiner geworden. Mein Radicalismus kann Sie eben so wenig zum Heiligen machen, als Herrn Lincoln oder McClellan.

Dadurch verlieren Sie freilich Nichts; denn meine Stimme würde noch lange nicht hinreichen, Sie zum Präsidenten zu machen. Ich aber habe das Vergnügen verloren, für Sie zu stumpen, auf das ich mich wirklich, nach Ihrer Nomination,

*) Es gefällt mir nicht.

†) Die Strafe des Hochverrathes ist „Verlust des Kopfes und des Eigenthums."

sehr gefreut. „Sie werden so wenig je Präsident der Ver. Staaten, als ich Minister werden." Ich rechne nie, um einen Zweck durch Politik zu erreichen; Sie aber haben sich verrechnet. *The future will prove it.* Ich habe Sie zu sehr verehrt, um gegen Sie mit Schimpf zu Felde zu ziehen; doch hat mir Ihre Inconsequenz, die Sie vor meinem innern Richter nie durch „Privat-Audienzen und Gespräche" zu rechtfertigen vermögen, ein Schweigen auferlegt, das durch meine Consequenz geboten wird. Bei „Principienfragen" muß jede Accomodation aufhören und was *in se* wahr und recht, das duldet kein wenn und kein aber. Und somit basta.

Nun gehts wieder nach der Heimath zu. Am 20. an der Minnesota Bahnverbindung nach La Crosse und von da an Bord des Dämpfers McClellan nach Fountain City gefahren. Als ich da ausstieg, stieg Herr Kohlmann von Oshk.sh ein, um nach der großen Stadt Alma am Mississippi zu reisen. Es war sehr heiß und der Herr College in eleganten Tuchkleidern schwitzte unter der Last der Prämien in einer Blechbüchse, nach welcher ich ihn in einiger Entfernung für einen Betrunkenen hielt. Ach, die alte Fackel in ewig jungem Gewande hat es noch immer nicht dahin gebracht, elegant gedruckt zu erscheinen und ihre Leser mit einer Prämie regaliren zu können. Nun aber darum Nichts für ungut. So lange meine Leser, besonders die Frauen, mir treu bleiben, so lange die Eisenbahn- und Dampfboot-Gesellschaften gegen Anzeigen freie Pässe geben und die Banquiers Willius *bros* und Dunbar und E. D. Edgerton zuweilen *"Four weeks after date"* Docht liefern, wird fortgefackelt, bis der Genius des Todes seine Fackel senkt und es heißen wird: Deine Stunde hat geschlagen. *En avant!* Marsch!

Bei 105 Grad Fahrenheit in der Sonne, hat man keine Lust, mit den Nymphen des Stromes und den Sylphiden der Wälder zu coquettiren. Das Reisen im Sommer in den heißen Räumen eines Dampfbootes ist mir überhaupt sehr ennuyant; um so mehr, wenn man stundenlang auf Sandbänken festsitzt, wie es jetzt bei dem niedrigen Wasserstand der Fall war. „Nur durch Harmonie nach Innen und Außen kann sich die Blume des Genusses entfalten."

In Fountain City machte ich die Acquisition eines schwarzen Neufoundländers, mit dem classischen Namen: Milo, (*Cicero pro Milone*). Der Preis da für ist: jährlich ein Exemplar der Fackel, so lange sie besteht an Brauer Eder, Milo's früherem Herrn. Ist das nicht ein nobler Tausch?

Von Redwing machte ich mit dem Klempner Herrn Smith einen Ausflug von sechs Meilen nach der *Hay Creek*, zu einem Wiener, Herrn Hack. Die Weizensaaten hier und überhaupt in Goodhue County standen ausgezeichnet. Ein prachtvolles, wellenförmiges Land, mit gutem Boden und reich an Holz. Die Farmer sind da meistens Deutsche, von denen mehre an der Niagara Eisenbrücke gearbeitet haben und arm nach Minnesota kamen. Jetzt haben sie eine Heimstätte und sind wohlhabend.

Der beabsichtigte Besuch, einige Meilen weiter, bei Farmer Baumbach, wurde uns vereitelt; denn — wir hatten den Weg nicht gefunden und als wir endlich auf der richtigen Spur waren, da war es zu spät, um noch weiter zu fahren.

Am 24. Juni in St. Paul angekommen. Am 2. Juli geht es, anstatt (dem früheren Plane gemäß nach Osten) nach Indiana, Ohio und Missouri. Nach Expedition des 3 Heftes im Monat August, nach New York u. s. w.

Heute da und morgen dort;
Andre Menschen, andrer Ort.
Bald Vergnügen und bald Plagen
Folg' ich pflichtgetreu und ohne Klagen
Dem Geschick, das oft mich beugte,
Doch nicht brach, und immer zeigte
Sich in finstrer Nacht ein Hoffnungsstrahl,
Tröstend und versöhnend überall.

Briefe an eine fromme Frau.

Für die Fackel aus dem Englischen übersetzt von

Von S. Ludvigh.

Geehrte Frau!

Es freut mich, daß Sie den Muth hatten, meine Briefe zu lesen, von denen ich mit Zuversicht erwarten durfte, daß eine intelligente Dame wie Sie, die den Glauben, wie ja so viele Andere, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte, und durch Gewohnheit den Irrthum als Wahrheit hinnahm, von dieser leicht zu überzeugen sein wird, wenn sie nur nicht, einem Kinde gleich, die heilsame Medicin von sich stößt so ihr gereicht wird. Sie fürchteten und haßten mich, sagen Sie, nachdem Sie meine ersten Briefe gelesen. Es wundert mich dies gar nicht, da es ja Kinder und Erwachsene von Priestern und Laien, deren Düpirten, sehr oft vernehmen daß ein Freigeist, ein Mensch, der ihrem Gängelband entwachsen, daß ein Ungläubiger kein guter Mensch sein könne, sogar ein gefährlicher Mensch sein müsse, da er nach dem Tode weder Belohnung noch Strafe befürchte. Auch sagen Sie, daß Sie sich unglücklich fühlten, nachdem Ihr Glaube durch das Lesen meiner Briefe erschüttert ward und Sie gleichsam auf dem stürmischen Ocean des Zweifels mit gebrochenen Masten segeln mußten. Auch Das habe ich vorausgesetzt; denn ich kannte ja dieses zeitweilige Sichunglücklichfühlen in Folge einer vernünftigen und freien Lectüre aus eigener Erfahrung. Nun aber segnen Sie mich der inneren Ruhe wegen, zu welcher Sie endlich durch redliches Forschen nach dem Möglichen und bescheidenes Resigniren auf das Unmögliche gelangt sind. Daß Sie den Gedanke: „es giebt keinen Gott" zittern machte, ist ganz natürlich; denn dieses

Wort Gottes ist es ja, das uns, sobald wir nur lallen können, am tiefsten eingeprägt wird, um uns mit Ehrfurcht und mit Furcht zu erfüllen.

Sie wissen nun nach Lesen und durch Beobachten der menschlichen Handlungen, welche schwache Stütze Religion und Kirche für eine auf Naturgesetze und Vernunft gegründete Moral sind; Sie wissen nun, daß der passive Glaube an übersinnliche Dinge keine Garantie ist gegen die Gewalt der thierischen Affecte und Leidenschaften; Sie kennen die Grenzen zwischen Glauben und Wissen, den Unterschied zwischen Religion und Tugend und ich will schließlich nur noch untersuchen, ob die Religion denn wirklich — wie es die Priester so oft behaupten — unbedingt nothwendig sei zur Aufrechthaltung einer jeden Regierung.

Wenn wir geneigt wären unsere Augen zu schließen und uns den Worten der Priester zu überliefern, so müßten wir glauben, daß ihre Lehren nothwendig sind zur öffentlichen Ruhe und zur Sicherheit des Staates; denn diese heiligen Führer sagen es in der That dem gläubigen Pöbel, daß Fürsten ohne Hilfe der Religion das Volk nicht regieren können. Ja, unsere geistlichen Piloten nahen sich selbst dem Toren und suchen den Regenten zu überreden, daß eine herrschende Religion nothwendig sei, um seinen Scepter zu stützen und dem Königthum Glanz und Ansehen zu verleihen; daß er sich also der Kirche fügen müsse; daß Könige zu allen Zeiten ihre Gönner und Beschützer gewesen sind; daß der Monarch sich eben so der Kirche unterwerfen müsse, wie das Volk dem Throne; daß die Religion bei allen politischen Differenzen die Schiedsrichterin sein müsse; daß die Feinde der Priester die Feinde aller Gewalt sind; daß Jene, die das Fundament des Altares untergraben, den Thron selbst stürzen werden!

Wir wollen sehen, ob es sich wirklich so verhalte; denn Behauptungen sind noch lange kein Beweis und das *ipse dixit**) der Priester ist eben so wenig Gesetz für die Welt als es Proklamationen der Könige sind. Nein; Ersteres ist der Donner der Kanzel, Letztere sind die Blitze des Thrones. Der Verstand des ehrlichen Bürgers bietet Beiden die eherne Stirne, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

Wir brauchen denn blos die Augen zu öffnen und die Geschichte zu Rath zu ziehen, um uns von der Falschheit dieser Prätensionen zu überzeugen und die mächtigen Dienste zu würdigen, welche uns die christlichen Priester den Souverainen geleistet haben. Wir sehen seit Einführung der christlichen Religion, daß in allen Ländern, wo diese Religion Wurzel faßte, stets zwei feindliche Gewalten sich rivalisirend entgegenstanden. Wir finden eine Regierung, einen Staat im Staate. Das heißt, wir finden die Kirche, eine Corporation von Priestern, stets in Opposition gegen die souveraine Macht; kraft ihrer angemaßten heiligen Mission und ihres heiligen Amtes sich bestrebend, allen Souverainen der Erde Gesetze zu dictiren.

Dies ist nicht nur der Fall mit der Hierarchie von Rom allein, die Bischöfe und Priester aller secedirenden Confessionen maßen sich diese Autorität an. Wir finden, daß der Clerus, mit selbstgeliehenen Titeln geschmückt, stets bemüht war, im Namen chimärischer und gefährliche Prärogative den schuldigen Gehorsam gegen den Regenten für sich selbst zu gewinnen, wolle man nicht die Gunst des Allmächtigen verwirken. Es ist nicht nur der Papst allein, der Vicar Jesu Christi, dem das Volk diese entwürdigende Submission bezeigt hat, auch in protestantischen Ländern haben sich die Pfaffen bemüht, das Volk glauben zu machen, das Gesetz des Landes sei auf ihre Religion gegründet. Doch kümmert sich das englische Parlament nur noch sehr wenig um die heilige Schrift, eben so wenig wie um die arabischen Fabeln von Tausend und Einer Nacht.

Diese heiligen Quacksalber prätendiren kraft ihrer heiligen Mission den Monarchen zu dictiren; obschon diese heilige Sendung nichts Anderes ist als schamlose Anmaßung; denn an Leuten, die mit der übrigen Welt stets nach gemächlichem Leben, nach Pfründen, nach Ansehen und Macht streben, kann wahrhaftig nichts Heiliges sein; diese Herren verlangen jedoch, daß ihnen kraft ihrer Heiligkeit selbst Monarchen gehorchen sollen und die Geschichte ist nicht ohne Beispiele, wo wir sehen, daß die Priester, von ihren Emissairen und gläubigen Satelliten unterstützt, sich die lächerlichsten Prätensionen erlauben, sich in Staatsangelegenheiten einmischen und die schlausten Mittel ersinnen, um Jene zu verfolgen, die ihre schändlichen Pläne durchschauen. Auch haben sie nicht selten den Staat in Kriege verwickelt; und durch das Geschrei: „der Staat, die Kirche ist in Gefahr!" haben sie sich stets zu befestigen und bereichern gewußt.

Ja, Geehrte, Dies sind die großen Dienste, welche die Religion schon sehr oft den Königen geleistet hat. Das Volk, blind durch Superstition, konnte in seinem Glauben nicht schwanken zwischen Gott und den Fürsten der Erde! Da die Priester die sichtbaren Organe eines unsichtbaren Monarchen sind, müssen sie den größten Einfluß auf den Menschen üben. Unwissenheit hat Volk und Regenten gänzlich der Controlle der Priester unterworfen, und Regenten werden so lange Sklaven der Kirche sein, als das Volk sich dem Joche der Priester fügt. — Sagt uns denn nicht die Geschichte, dieser untrügliche Spiegel der Vergangenheit, daß die Völker stets durch die nichtswürdigen Streitigkeiten des Clerus entzweit, daß Fürsten und Völker, die es wagten, sich diesen anmaßenden Tyrannen zu widersetzen, für Ketzer, Gotteslästerer und Feinde Gottes erklärt wurden, indeß sie die bigottesten Nationen und Fürsten, die sich der eisernen Ruthe der Priester unterworfen hatten, als Günstlinge des Himmels hinstellten?! —

*) Er hat es selbst gesagt.

Die Begünstigungen, welche die Fürsten Europa's dem Clerus zu gewähren gezwungen waren, hinderten sie, sich mit dem Wohl ihrer Unterthanen zu beschäftigen, die in manchen Fällen, als Sklaven ihrer Pfaffen, sich zuweilen selbst dem Guten widersetzten, das ihnen von Seiten der Regierung zugedacht war. Könige und Gouverneure, zu schwach, sich dem Strom der durch Priester verbreiteten Meinungen zu entziehen, sehen sich gezwungen, vor der Priesterschaft sich zu beugen, ihr zu huldigen und ihre Forderungen zu genehmigen. Sobald sie sich den Anmaßungen der Priester widersetzt hatten, stießen sie auf geheime Fallen, oder offene Opposition, je nachdem die heilige Gewalt sich entweder zu schwach fühlte, um offen zu handeln, oder stark genug, um das Tageslicht nicht scheuen zu müssen. Wollten Fürsten Gehör finden bei ihren Priestern, so suchten diese stets sie feige zu machen und ihnen die Achtung des Volkes zu entziehen. Wir sahen oft die Hand des Vatermörders und des Rebellen, des Meuchelmörders und des Fanatikers mit dem Priestersegen bewaffnet, um solche Regenten zu morden, welche die Priester der Regentschaft unwürdig hielten; blos darum, weil sie den Willen hatten, ihre Völker beglücken zu wollen. — Unter dem Vorwand Gott zu sühnen, wurden Könige durch Priester gemordet. Kurz, wir sehen, daß zu allen Zeiten, in allen Ländern, den Priestern nichts zu schlecht war, um ihre Herrschaft zu befestigen. Wir finden durch sie Reiche zertrümmert, Throne vernichtet; Fürsten ihrer Rache hingeopfert; Unterthanen gegen ihren König aufgestachelt, der ihnen etwas mehr Freiheit geben wollte, als sie besaßen; und blicken wir in die Vergangenheit zurück, so zeigt es sich, daß Ambition, Habsucht und Eitelkeit des Clerus die wahre Ursache, die eigentlichen Motive der meisten Streitigkeiten und Kriege waren, so die Erde mit Blut gedrängt

Jede Kirche strebt nach Herrschaft. In Frankreich hat die katholische Kirche die Protestanten vertrieben, in England wüthet der Protestant gegen Jene, die nicht seine religiöse Meinung theilen und nicht glauben können, daß drei Götter blos Ein Gott und daß Einer drei verschiedene Gottheiten in sich enthalte. In Spanien ist die Religion der Hebel, der den Fortschritt des Volkes hemmt und wer kein Fanatiker ist, der ist ein Gegenstand der öffentlichen Rache. In Deutschland entzweien zwei große religiöse Fractionen Fürsten und Volk: die Katholiken lernen die Protestanten hassen und diese stellen Jene als Götzendiener hin. Jede Secte ist gegen die andere, und die Pfaffen allein sind schlau und der geistigen Entwickelung entgegen.*)

An beiden Seiten des Kreuzes, an der katholischen und akatholischen, nichts als Schisma und Streit; jede Secte ist orthodox in ihrer Meinung und beschuldigt die andere des Irrthums und des Betruges. Hindus, Muselmänner, Juden, Christen sind alle orthodox und im Besitz des allein wahren Glaubens.

Nach der christlichen Lehre giebt es keine Rettung, keine Seligkeit im Himmel, keine Erlösung von der Hölle — ohne Christus. Die Hindus glauben nicht an Christum, sondern an Wischnu, einen Gott, den sie sich selbst fabricirt: also können die Hindus nicht in den Himmel kommen. Die Muselmänner glauben an Mahomed; aber Mahomed war nach der Lehre der Christen ein Betrüger: also können die Muselmänner nicht selig werden. Nach der protestantischen Lehre können Götzendiener nicht in den Himmel kommen; doch nach der Lehre derselben Protestanten beten Katholiken Bilder an: also können die armen Katholiken nicht in den Himmel kommen, welch' heilige Stätte kein Götzendiener betreten darf. Nach dem katholischen Glauben hingegen giebt es außerhalb der katholischen Kirche und dem Papst kein Heil: also müssen die Protestanten, die nicht an den Papst glauben, alle verdammt sein. Nach der Lehre der Juden sind die Christen Betrüger und Christus ein Betrüger, und seine Nachfolger, Katholiken sowohl wie Protestanten, sind dem Teufel verfallen. Nach derselben Lehre mögen denn auch die Muselmänner zur Hölle fahren.

In welcher Religion kann man denn nun in der That selig werden? — Ich sage, eben so wohl in jeder, wie in keiner. Jede Religion beruht auf Irrthum und blindem Glauben und um einer Religion Eingang zu verschaffen, hat das Schwert weit mehr gethan als Ueberzeugung. — So hat Mahomed seinem Koran mit dem Säbel Geltung verschafft; so machten die römischen Kaiser nach Constantin ganze Nationen zu Christen und tauften sie zu Tausenden in den Fluthen der Donau. Der wahre Glaube war stets jener, dem Fürsten zugethan waren: die Auserwählten stets Jene, die ihre Gegner vernichteten, und die Schwachen, nicht die Starken sind die Feinde Gottes. Schrecklich! — Die Fürsten dieser Erde sind unfehlbar; sie sind die Säulen der herrschenden Religionen, worein sich das Volk ergeben muß. Die Fürsten, durch Aberglauben geblendet, überlieferten sich den Priestern und glaubten dadurch das abergläubige Volk im Zaume zu halten. — Rohe Krieger, kaum Werth Menschen zu heißen, glaubten ihre Sünden durch Stiftung von Klöstern abwaschen zu können. Durch Unwissenheit der Fürsten und des Volkes wurde die Kirche reich, der Müßiggänger gehüt, sein Gebet für nothwendig erachtet; so sehr, daß es eine Zeit gab, wo die Kirche mächtiger als der Thron und der Kaiser der Knecht des Papstes war. Rom legte Fürsten in den Bann, entband die Unterthanen vom Gehorsam gegen ihre Regenten und erklärte Alle für Günstlinge des Himmels, die der Kirche gehorchten, und die Widerspänstigen für Kinder des Teufels. Und alles Das ist unsere auf die Bibel gegründete Religion! — !

*) Und hier in unserer glorreichen Republik, gesegnet mit Freiheit der Presse? verordnen Präsidenten Bet- und Fasttage und die Pfaffen verpesten die Vernunft schon im jüngsten Keime der Kinder.

L.

Sie sehen denn, geehrte Frau, daß eine solche Religion den Fürsten eben so verderblich ist wie den Völkern. Indem ein Regent die freie Forschung hemmt, opfert er des Volkes kostbarstes Gut einer herrschsüchtigen Priesterkaste hin: denn es giebt keinen Priester auf Erden, der sich nicht ebenbürtig mit einem König hält — der seine Heerde nicht mit demselben Despotismus beherrscht wie er zu Regiere geübt wird.

Die Hauptpolitik der Priester ist, den Königen zu schmeicheln, damit sie König und Volk in Sklaverei erhalten mögen. So sind denn die Priester die bittersten Feinde Jener, die freien Ideen huldigen; denn der freie Gedanke ist der Todtengräber der Priesterherrschaft. Die Interessen der Priester sind stracks den Interessen des Volkes entgegen und weh' dem Staat, in dem der Blinde den Blinden führt!

Nun, geehrte Frau, bitte ich Sie schließlich, meine Briefe an Sie noch ein Mal ruhig durchzulesen; Ihre Vernunft frei zu gebrauchen und ich bin überzeugt, daß Sie künftig in allen Verhältnissen des Lebens einen innern Frieden genießen werden, welchen keine Religion der Erde dem Sterblichen zu geben vermag.

Mit Hochachtung

Ihr ergebener Freund.

Skizze über Georg Forster.

Von J. Moleschott.

Forster's Darstellung der Natur ist überall dichterisch und wahr. Sie bleibt dies auch dann, wenn er die Geheimnisse zu versinnlichen sucht, deren Schleier selbst an den Stellen wo der Drang der Thatsachen am stärksten war, wohl verdünnt, aber nicht zerrissen und noch viel weniger gehoben wurde. Wir wollen nicht müde werden uns an der frischen Urquelle dieses Geistes zu laben und zu kräftigen. Die Schilderung des Nordens von Amerika führt ihn zur Besprechung der Pflanzenwelt und von dieser kommt er zu Betrachtungen über Schöpfungsgeschichte. Lesen wir, um wieder zu lesen:

„Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Absicht seines Pflanzenreichthums (von Europa) gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farren, die Moose sind dem Beobachter, der nur europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erstaunt unser Geist, mit Recht versinkt er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Heer der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward, was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem andern Orte leben können."

„Wie ein Sonnenstäubchen entstehe, begreifen wir nicht; wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gespendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung versinnlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig: wie einst an 1000 Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Gräsern, Kräutern und Bäumen und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tausende von diesen sproßten in verschiedenen Punkten des Erdreichs auf, für eine, die ihr Entstehen einer blos localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Thier- noch Pflanzenarten stehen; sonst wäre die organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerschöpflichkeit, dem Reichthume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen; „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besame nach seiner Art;" — und weiter: „es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren!

„Wenn nun in den Wäldern von Canada, im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd sind, hin und wieder einige Pflänzchen aufsprossen, die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserem Welttheil abstammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bei uns sich erzeugten, einst auch jenseits des atlantischen Meeres wirksam gewesen sei? Welch einen Vorzug haben die schwedischen und deutschen Heiden vor den canadischen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen sich unter verschiedenartigen eingemischt finden wir die amerikanischen von europäischen Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer sich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün zwischen den Wurzeln der Weymouthskiefer oder der Sproßtanne und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen und durch dieselbe Kraft mit diesen, zuerst hervorgegan

konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouthskiefern, Weißcedern, Spießtannen zu schmücken, konnte es ihr ein Leichtes sein, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umstände, auch in unserem Welttheil entstanden. Die scholastische Grübelei, die in einem dunkeln Zeitalter aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einseitige Beobachtungen allgemeine Gesetze zu gründen sich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem man eine blos relative Zulässigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung gestiftet, die wir hier bestreiten. Wie die Natur von einer Seite sparsam und einfach genannt werden darf, so ist sie auch in einer andern Hinsicht verschwenderisch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obstbaum mit Blüthen überschüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht ansetzen kann, wird der noch an dem üppigen Ueberflusse zweifeln, den die Erde nicht zu achten scheint, um ihres Zweckes gewiß zu sein? Der Drang ist bewundernswerth, womit sich alles Elementarische bestrebt, Gestalten anzunehmen; auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe zu höherem Leben gradirt sind, dieses Bedürfniß nur noch dringender werde. Ist dieses aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden sind, — mit welcher unaufhaltsamen Gewalt mußten sie nicht diese Urstoffe aus einem Chaos an sich reißen, worin noch nichts organisch Gebildetes vorhanden war und worin sie zum ersten Male ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte sich den Augenblick als den erhabensten in der Geschichte unseres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organischer Wesen seine Tiefen und seine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgesprochenes Zauberwort, mit einem Mal erfüllten."

Forsters Naturweisheit war von der Freude der Anschauung erwärmt. Die Gesetze des Schaffens und Werdens wurden ihm gleich Erlebnisse, und jede Wahrheit fand in seiner baukundigen Hand sogleich ihre körperliche Gestalt. Kaum war die Thatsache, daß die Pflanzen ihre Hauptnahrung aus der Kohlensäure der Luft schöpfen, indem sie diese im Licht zersetzen und Sauerstoff aushauchen, bekannt, als er sie in eine Form zu kleiden wußte, welche sie für immer Jedem zu eigen macht, dessen Denken zugänglich ist für künstlerische Formen.

„Indeß das Thier," sagt Forster, „schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserm Blick das sanfte Grün der Wälder und Fluren; und selbst im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte glüht der siebenfache Lichtstrahl und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel!"

Er hatte eine vollkommene klare Vorstellung von jenem Kreislauf der Grundstoffe, welche der Thiere Leben von dem Wachsthum der Pflanzen und dieses von jenem abhängig macht. Mit deutlichen Worten hat er die Grundwahrheit ausgesprochen, die, wie das Herz in der Menschenbrust, den unbewußten Puls regiert, der alle Bewegung und alles Forschen in der Welt belebt. „In einem System, wo Alles wechselseitig anzieht und angezogen wird, kann Nichts verloren gehen," heißt es in seinem Blick in das Ganze der Natur; „die Menge des vorhandenen Stoffs bleibt immer dieselbe." Doch ist hienieden keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst, beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung." „In der ganzen Anlage dieser Welt ist Alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzersterbarkeit eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall giebt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eigenes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigene Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe." „Unaufhörlich vererben die Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Cirkels!" „Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken, die veralterten, entkräfteten Körper müssen vollends verschwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrschen wieder wie zuvor.

Die Lebenswärme seiner Anschauung ergab die schöne Gestalt, die Vielseitigkeit seiner Naturkenntniß führte zu dem tiefsten Verständniß allgemeiner Gesetze, wie die Blüthe zur Frucht. Das eben ist Grund, warum man Forster immer lesen kann, weil er uns jederzeit über die Schranken einer augenblicklichen Beschäftigung auf einen weithin blickenden Standpunkt in der allumfassenden Natur zu heben weiß. Bald meldet er, daß die Zahl der Thiergattungen auf dem Lande, wie im Meere, die Zahl der Pflanzengattungen übertrifft. Bald lehrt er uns, daß mit der Höhe der Entwickelung die Anzahl der verschiedenen Arten in einer Gattung abnehmen. Ein ander Mal weist er darauf hin, daß „es bei den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen giebt. Der Ab-

stand, der die großen Thiere von einander trennt, ist weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Ratze und die andern kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne seines Gleichen, an der Spitze von allen einhertritt."

Seine Erklärung von dem Begriff der Gattung ist gleichsam für das Volk geschrieben, in eisenfester Sprache, jedes Wort mit Nothwendigkeit eingefügt und doch so klar ausgeführt, daß sie jedem andächtigen Leser für immer einleuchtet. — „Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch immer gehören mag, ist in dem Weltalle gleichsam für Nichts zu rechnen," heißt es. „Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch Nichts. Die Gattungen selbst sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer Dasselbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann." „Die Zeit selbst hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen, das ist, zu solchen Wesen, deren Dasein vorübergehend ist. Das Dasein der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer und ihre Verschiedenheit, ihre Anzahl aus." —

Die Handlanger der Philosophie werden meinen, das sei zu einfach klar, als daß es wahr sein könnte.

—

Georg Forster auf Tahiti.

In einem wa[illegible] Klima, wo die fast beständig heitere Luft von mäßigen Seewinden erfrischt wird, liegt das fruchtbare Eiland einem gebirgigen Garten gleich, wo schattige Fruchtbäume mit wohlriechendem blühenden Buschwerk wechseln und mit dem Schmuck der jungen Wiesen. Krystallklare Bäche und Wasserfälle stürzen von grünenden, mit den mannigfaltigsten Pflanzen geschmückten Bergen herab, und es fehlt nicht an Stellen, wo Felsen, aus schwarzen Basaltsäulen bestehend, die Schauer eines finsteren, romantisch-wilden Anblicks gewähren. Neben der Barringtonie, die in lilienweißer Blüthe mit ihren zahlreichen, an der Spitze karmoisinrothen Staubfäden prangt, spendet der Brodbaum in so verschwenderischer Fülle seine Früchte, daß es genügt, zehn Bäume gepflanzt zu haben, um dem eigenen wie dem kommenden Geschlecht so viel zu schenken, wie bei uns der Bauer in einem ganzen Leben durch Pflug und Erndte dem Boden abringt. Und diese Insel war bewohnt von einem unschuldigen, sanften, wohlwollenden Volk, das einer einfachen, reinlichen Lebensweise Schönheit und heitere Gesundheit dankte und sich zu gerechter Vernunft und aufopferndem Heldenmuth erheben konnte.

Wie sollte man sich wundern, daß Forster, der nach schwerer Krankheit hier Genesung fand und eine Gastfreiheit genoß, die an Homer's Nausikaa erinnert, Kalypso's Zauberland zu betreten glaubte? und daß die süße Spondias, die ihm den heilsamen Apfel bot, ihn an des Paradieses Unschuld und Sorglosigkeit gemahnte? Wer hätte nicht, wie er, den tahitischen Helden Tohah begriffen, dem England am Ende nur ein schlechtes Land schien, weil dort gar keine Brodfrucht wächst und auch nicht Kokosnüsse?

So zarter Vorbereitung bedurfte es nicht in des Jünglings Gemüth, um sich beim zweiten Besuch Tahiti's zu freuen, daß die Eingeborenen durch gute Pflege die geschenkten Ziegen zu würdigen und ihre Vermehrung zu fördern wußten, während der Mangel an Lebensmitteln, den früher der Krieg von Groß-Tahiti mit der kleineren Halbinsel, Teiarrabu, veranlaßt hatte, einem reichen Ueberfluß an Schweinen gewichen war. Seine Freude selbst beweist uns, daß die lieblichsten Naturbilder, verbunden mit der Sorgfalt unverdorbener Menschen, die den Erhitzten vor zu schnellem Genuß der Kokosmilch hüteten, es nicht vermochten, ihn in träumerische Tändelei zu versenken. Davor schützte schon die neue Thätigkeit, welche die auch in wissenschaftlicher Hinsicht reiche Gegend von ihm verlangte. Derselbe Forster, der sich von den Sängern des Waldes den damals in Europa gehegten Wahn so gerne nehmen ließ, daß es in heißen Ländern den Vögeln an harmonischer Stimme fehlen solle, versäumte es nicht, die zahlreichen neuen Vögel und Fische Tahiti's zu beschreiben und die unter seinen Füßen wegrollenden Felsenstücke hielten ihn nicht ab, auf steilen Bergen zwischen Klüften neue Pflanzen zu erbeuten.

Der Mensch blieb allerdings der Gegenstand seiner besonderen Vorliebe. Wenn er gleich beide Male müde und kraftlos genug in Tahiti's Buchten einlief, um es gehörig zu schätzen, wenn um ein Beil oder gar um eine rothe Feder ein Schwein und zwölf der schönsten Kokosnüsse um eine einzige Glaskoralle zu haben waren, so war sein Sinn dennoch zuerst geöffnet für alle Züge, die ihm das eigentliche Leben des Volkes offenbarten. Wie sich der König O-Tuh von eines Bergschotten Dudelsack bewegen ließ, so belauschte Forster die ersten Keime menschlicher Kunst in den vier Tönen, welche die Bewohner noch ohne Melodie und Takt der Nasenflöte und dem Kehlkopf entlockten, in ihren dramatischen Tänzen und in den krüppelhaften Menschenfiguren, mit denen das schnabelförmige Hintertheil ihrer Kriegskanots verziert war. Die frische, scharfe Anschauung der Tahitier läßt ihn daran erinnern, daß sie auf dem Schiffe Bougainville's am bloßen Gang eine als Mann verkleidete Frau erkannten, deren Geschlecht dem Schiffsvolk bis dahin auf der ganzen Reise war verborgen geblieben. Aber die Liebenswürdigkeit der unverfälschten Menschennatur verblendet sein Auge nicht, wenn es gilt zu entdecken, daß ursprünglich die Tahitier Menschenfresser

gewesen sein müssen, bevor sie durch die Vortrefflichkeit von Land und Klima und durch den Ueberfluß an guten Nahrungsmitteln gesitteter geworden waren.

So gern er auch die Gutherzigkeit des Mittelstandes in dem unverfeinerten Teiarrabu anerkennt, so leicht bemerkt er doch, daß es mit der scheinbaren und glänzenden Höflichkeit der Hofleute bloß darauf abgesehen sei, ihre Hoffnungen durch leere Versprechungen zu nähren und von einer Zeit zur andern aufzuhalten.

Die Frauen von Tahiti rettet er von der allgemeinen Beschuldigung des Mangels an Zucht und reiner Sitte mit der Thatsache, daß es eine beschränkte Anzahl war, die ihre Liebe feil bot und mit dem Hinweis auf die Abgeschmaktheit, die darin liegen würde, wenn etwa O-Mai, ein durch die erste Cook'sche Reise nach Europa gekommener Tahitier erzählen wollte, „in England wisse man nichts von Zucht und Ehrbarkeit, weil er dergleichen unter den gefälligen Nymphen in Covent-Garden, Drurylane und im Strande nicht angetroffen." So hält er die große Flotte, mit welcher der heldenmüthige Tohah die Insel Eimeo bekriegen wollte, eines Vergleichs mit der Griechen Heeresmacht vor Troja werth. Aber er übersieht es nicht, daß schon die Tahitier auf Matten von Tonga Tabu, welche sie selbst genau eben so verfertigten, einen weit größeren Werth legten, als auf das Machwerk ihrer Hände, und Tahitische Waare unter Tonga'schem Namen von den Matrosen theuer kauften. Auch kleine Züge entgingen seinem Auge nicht, und sehr ergötzlich erzählt er, wie eine Tahitische Schöne den Matrosen, der um sie warb, als sie an ihm ein Auge vermißte, einem einäugigen Mädchen zuführte, das sich nach ihrer Meinung besser für ihn schickte als sie selbst. Oder kann man etwa besser in die gelehrige einfache Unmittelbarkeit einer halbidyllischen Welt versezt werden, als wenn man Forster erzählen hört, wie Teiarrabu's König Cook's Taschenuhr, nachdem ihm sorgfältig erörtert, wozu sie diene, zu einer kleinen Sonne ernannte?

Nach Tahiti werden einige andere Gesellschaftsinseln und die freundlichen Inseln besucht. Jene sind durch hohe Berge mit reichen Waldungen ausgezeichnet, welche beide auf den freundschaftlichen Inseln weniger entwickelt sind. Eine Menge von Unterschieden sind davon die natürliche Folge. Während Tahiti und Huaheine Ueberfluß am reinsten Trinkwasser haben, müssen sich die Bewohner des zu den freundschaftlichen Inseln gehörigen Tonga-Tabu mit faulem Wasser aus stinkenden Pfützen oder gar mit Brackwasser behelfen. Dort geräumige Häuser und beinahe unzählige, große Kanots, hier unbequeme Wohnungen und im Vergleich zu Tahiti dürftige Fahrzeuge. In geradem Verhältniß zum Ueberfluß an süßem Wasser steht die Reinlichkeit des Volks und die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Tahitier sind das reinlichste Volk der Erde, die Tonganer leiden an häufigen Hautkrankheiten, die durch den auch in Tahiti üblichen Rauschpfeffer (*piper methysticum*) verschlimmert werden. Und weil eine dünne Erdschicht die Korallenfelsen der freundschaftlichen Eilande bedeckt, gedeiht der Brodbaum wenig und wird unendlich mehr Mühe auf den Ackerbau verwandt, unerachtet auch die Bewohner Huaheine's ihre Maulbeerbäume fleißig warten, den Boden sorgfältig jäten, mit zerbrochenen Korallen und Muscheln düngen und sogar durch tiefe Graben um ihre Pflanzungen dem Wasser freien Ablauf verschaffen. Der Ackerbau aber macht die Tonganer kräftiger und schlanker als die Tahitier, und wenn auch gleich jene genöthigt sind, die Lebensmittel weit über zwecklose Zierrathen zu schätzen, so ist doch die Arbeitsamkeit, an welche sie die Bestellung des Feldes gewöhnte, die Quelle des Gewerbes wie der Kunst geworden.

Auf Tonga Tabur fand Forster die vortrefflichste Tischlerarbeit, mit Rochenhaut gehobelt, geglättet mit Korallen. Die Anfänge der Bildhaukunst und der Musik, in der sie es zu einem zweistimmigen Gesang und zum harmonischen Dreiklang gebracht hatten, waren denen auf Tahiti bei weitem überlegen. Dafür ist die Sprache der Tahitier durch die vorherrschenden Selbstlauter sanfttönender und wohlklingender, und dieses weiche Seelenorgan begleitet ein herzlicheres Gemüth. Forster spricht den Bewohnern Tongo-Tabu's mehr steife Höflichkeit, den Tahitiern mehr aufrichtige Herzensfreundschaft zu, wonach man denn die Namen der freundschaftlichen und der Gesellschaftsinseln vertauschen möchte.

Gestaltende Erfindungskraft läßt uns der treue Führer auch auf den gesellschaftlichen Inseln bewundern. Ein schönes Mädchen, das sich von ihrem Liebhaber aus Raietea nach Tahiti hatte entführen lassen, kehrte, von Sehnsucht nach Aeltern und Gespielen überwältigt, auf Cook's Schiff nach jener Insel zurück. Als sie jedoch in Huaheine mit den Offizieren einem dramatischen Tanze beiwohnte, mußte sie in dieser Aufführung ein Volksgericht erkennen, denn aus dem Stegreif ward ihre eigene Geschichte von den Tänzern gespielt, ihre Flucht aus Liebe lächerlich gemacht und zum Schluß ihr noch ein schimpflicher Empfang bei ihren Aeltern vorgespiegelt. Auf Raietea ward die Reisegesellschaft selbst die Zielscheibe eines schalkhaft verspottenden Mährchens. — Orea, der sich viel vom Kapitain aus seinen Reiseerlebnissen hatte erzählen lassen, konnte sich nicht dazu verstehen, an die unbedingte Wahrheit so vieler, für seine Begriffe fabelhafter Nachrichten zu glauben. Er warnte daher Cook vor der Insel Mirro-Mirro, welche von ungeheuren Riesen bewohnt wäre, die an Größe dem höchsten Mast und an Leibesumfang dem Obertheil der Schiffswinde gleich kämen. Denn wenn man diese Ungeheuer erzürne, so nähmen sie ihren Mann, um ihn wie einen Stein ins Meer zu schleudern, und sie wären wohl im Stande, durch die See heranzuwaden und das Schiff auf ihren Schultern ans Land zu tragen.

Solche Thatsachen sind wohl allein schon beweiskräftig genug gegen Rousseau'sche Träumereien von einer ungetrübten Einfalt und einer immer unbefangenen Un-

mittelbarkeit des reinen Naturmenschen. Allein es sollte nicht an Gelegenheit fehlen, hierfür deutlichere Beweise zu sammeln. Auf Tahiti waren es besonders die kleinen Gegenstände des Schmucks, Korallen und Federn, auf den freundschaftlichen Inseln das nützliche Geräthe, Beile und Nägel, welche die Wünsche der Bewohner so mächtig erregten, daß sie zu behendem Diebstahl verleitet wurden. — Daraus entstanden Mißhelligkeiten, in welchen die Gefahr von Mord und Todtschlag nicht immer glücklich vermieden werden konnte. Tonga-Tabu und Ea-Uhwe erzeigten ihrem Alleinherrscher eine sklavische Verehrung, so daß sich Forster „gewissermaßen darüber verwunderte, daß die Unterthanen so vergnügt und munter waren, da doch ihre politische Verfassung der Freiheit, jener allgemeinen Quelle der Glückseligkeit, eben nicht recht günstig zu sein schien." Und auf den Gesellschaftsinseln hatte die bevorzugte Kaste der Errioys, die, um sich nicht schnell zu vermehren, keine Kinder haben durfte, dem ursprünglich ertheilten Gesetz der Ehelosigkeit aber auf die Dauer nicht gehorchen konnte, die Stimme der Natur so weit erstickt, daß der geheime Kindermord zu ihren Gewohnheiten gezählt, der freilich, wenn er ruchbar, von dem gewöhnlichen Volk mit dem Tode geahndet wurde. Wo aber Diebstahl, Krieg, Gewaltherrschaft und Kindermord auftreten, da hat das Reich der natürlichen Unmittelbarkeit ein Ende.

Um desto lieber ruht man dabei aus, wenn dennoch Forster mit seinem unbestochenen Urtheil immer und immer wieder darauf zurückkommt, daß Gastfreiheit, Gutherzigkeit und Uneigennützigkeit unbewußte Tugenden jener Insulaner sind. Man hatte sich dazu verstanden mit anzusitzen an dem Mahl auf Raietea wofür der Tisch aus einer Menge grüner Blätter auf der Erde bestand, um sich über Maheine's Bemühen ärmer zu erfreuen, der, als die Resolution ihn seinem Wunsche gemäß, nachdem er bis zum 71. Grade Süderbreite mitgefahren war, in Raietea, seiner Heimath, zurückließ, sprachlos, mit thränenreichem Blick, in der tiefsten Bewegung von der Schiffsgesellschaft Abschied nahm.

Mit so vielen neuen Eindrücken bereichert, durch frische Luft und gesunde Nahrung gestärkt, trat Forster muthig die Reise gen Süden wieder an. Am 7. October 1773 verließ das Schiff Tonga-Tabu und am 20. desselben Monats befand es sich zum zweiten Male an Neu-seeland's Küste.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von S. Ludvigh.

—

Juli 1864.

Das war ein sehr kurzes, doch angenehmes Intermezzo von acht Tagen zu St. Paul. Meine Nachbarinen, Schwestern *vis a vis* vom St. Joseph-Institut, dessen Priorin, Mutter Stanislaus, eine gebildete deutsche Dame ist, gaben eine Exhibition, ein Fest von musikalischen, dramatischen und deklamatorischen Vorstellungen der Schülerinnen, an denen auch meine Cora, die ihr Augenlicht vollkommen wieder erhielt, Theilnehmerin war. Das noch vor Kurzem blinde Mädchen, dessen Blindheit manche meiner gläubigen Feinde als Strafe Gottes für meinen Unglauben ansahen, ist durch die Liebe desselben Gottes ohne ärztliche Hülfe sehend geworden und lernt jetzt wieder und liest und macht die feinsten Stickereien. Ach, der Glaube! Was hat der Glaube mit dem eigentlichen Werth des Menschen zu thun? Nichts, gar nichts. Aus den Früchten sollt Ihr sie erkennen. Glauben oder nicht glauben, was der Verstand nicht begreifen kann, hängt nicht vom Willen des Menschen ab. Ein guter Mensch, ein guter Nachbar ist mir stets willkommen, er möge an Jesum, oder an Mahomet, an Lama, Jehova oder Gott, oder an das Stoffliche der Natur glauben, das in sich und durch sich selbst wirkt, ewig schafft und ewig zerstört; böse Menschen, schlechte Nachbarn mögen mir ferne bleiben; gleichviel ob sie Gläubige oder Ungläubige sind. Ferner sei von mir Fanatismus in Religion oder in Politik! Es mag Jeder auf seine Façon selig werden und dieser oder jener Partei sich anschließen, je nachdem es seine Ueberzeugung oder sein Vortheil erheischt; man gönne mir blos das Recht auf eigenen Füßen zu stehen und die Freiheit der Presse und der Rede zu Gunsten der Vernunft zu benutzen; das ist Alles, was ich von den in feindliche Parteien zerfallenen und sich gegenseitig hassenden und verdammenden Gabelthieren erwarte und in einer Republick zu erwarten berechtigt bin. Ich bekämpfe mit Wort und Schrift die Dogmen der katholischen sowohl wie jeder andern Religion, da ich weiß, daß diese der geistigen Freiheit des Menschen und seiner moralischen Selbstständigkeit hinderlich im Wege stehen und eine Kaste im Gefolge haben, von der die Freiheit keinen Vorschub zu erwarten hat.

Ich bekämpfe das Cölibat, als ein Verbrechen gegen die Natur, dem Priester und Nonnen verfallen, ehe sie noch im Stande sind, über die schweren und naturwidrigen Opfer ein Urtheil zu fällen, welche ihr Schwur erheischt; doch ehre ich den Menschen im Priester sowohl wie in der Nonne, so lange ihre Handlungen menschlich und rein sind von dem fanatischen: zwinge sie hereinzukommen!" Die durch Fanatismus oder Mord befleckte Hand jedoch sei ferne von mir; sie möge die eines Pfaffen oder eines Laien sein! Wo sie es wagt, sich mir zu nahen, dort hören Liebe und freundlicher Verkehr auf und Zahn um Zahn, Auge um Auge rufe ich dann dem Kobold zu. Auch ich stand nicht immer auf diesem höheren Standpunkt der Humanität und überreiche ich jetzt einer Schwester eine Rose aus meinem Garten, oder conversire mit einem Bischof, mit einem Priester, so ist das kein Zeichen, daß ich auch nur eine Linie von meinem Terrain aufgegeben, meine innere Ansicht über Religion geändert habe, oder in principi-

eller Hinsicht mit meinen Gegnern ein Compromiß einzugehen gesonnen bin. Erfahrung und Forschen haben mich belehrt, daß man durch Zwang nicht reformiren kann. Ich selbst war in meinen früheren politischen und theologischen Schriften oft zu persönlich, theils aus jugendlichem Eifer, theils hingezogen in die kothige Diatribe persönlicher Schmähungen durch einzelne elende Pfaffen und grundsatzlose Parteiklepper, die wie Wölfe über ihre Gegner herfallen und jeden Menschen wie ein Schaaf zu zerreißen ein Recht zu haben glauben, der ihrem politischen Credo oder ihren Umtrieben entgegen ist.

Den ersten Juli feierten wir in meinem kleinen Tusculum den fünfzehnten Geburtstag Cora's in Gesellschaft von einigen jungen Herren und Damen. Vorträge am Clavier, Gesang mit Guitarbegleitung und Declamationen würzten den Abend, dessen ich noch lange mit Vergnügen gedenken werde. So sehr auch an Einsamkeit gewohnt, so oft auch und bitter von Menschen getäuscht, so sehr auch das Glück im eigenen Inneren suchend, liebe ich doch zuweilen Gesellschaft; Gesellschaft, aus welcher steifes Ceremoniell sowohl wie brutale Rohheit verbannt sind, wo sich weder Medisance noch lächerliche Suffisance breit machen, wo kein Verdacht im Hintergrunde lauert, wo Jeder sich giebt wie er ist, wo die Conversation frei und leicht und Emulation blos zur Erhöhung des allgemeinen Vergnügens sich geltend macht, wo man durch keine Blicke beleidigt, noch durch Worte, und blos hört und spricht, um zu gefallen, zu belehren oder zu erheitern. Solche Gesellschaft würzt das Triviale des Geschäftslebens, erheitert den Geist und hat auf Leib und Seele einen wohlthätigen Einfluß. Nur solche Gesellschaft ist es, nach welcher ich mich sehne, um nicht ganz dem Egoismus zu verfallen, und um nicht, außerhalb von Klostermauern, das Leben eines asketischen Mönches zu führen.

Am 2. Juli an Bord eines kleinen Dampfkastens, der mit Soldaten des 5. Minn. Reg. beladen war, nach Redwing gefahren. Die jungen Veteranen haben sich sehr anständig benommen und nur Einige zeichneten sich, besonders an der Tafel, durch rohes Benehmen aus, das bei dieser Sorte Leuten stets mit dem Eclat des *G—d d—d* und *by Jesus* verherrlicht wird. Officiere sollten das Fluchen aus ihren Regimentern verpönen. Das 5. Regiment hat sich in mehren Schlachten tapfer gehalten. Von den am Leben Gebliebenen haben sich nach abgelaufener Dienstzeit circa 250 gegen $500 Bounty wieder engagiren lassen, um noch ferner für die Union zu kämpfen, deren Existenz noch immer sehr problematisch und einen Aufruf um „eine halbe Million Männer mehr" zum categorischen Imperativ macht. Ihr habt das Schwert der Vernunft vorgezogen: es bleibt denn nichts Anderes übrig, als es so lange zu führen, bis der letzte Sclave frei und der letzte Rebelle besiegt sein wird. Wißt Ihr ein anderes Mittel, um Frieden zu erlangen und die Republik zu retten? Versucht es! — Mir ist kein anderes Mittel bekannt, und sollte ich mich täuschen und Ihr im Besitz des Arcanums für baldigen Frieden sein; so wäre es mir wirklich sehr lieb; denn nur ein barbarisch Herz kann Wohlgefallen am Kriege haben, bei dem nicht höhere Interessen die großen Opfer sühnen, so er stets im blutigen Gefolge haben muß.

Sonntag am 3. des Mittags wurde ich an der Landung von Redwing von Sattler Smith in Empfang genommen und wir fuhren in einem Buggy sechs Meilen nach der Hay Creek, um dort mein Versprechen durch einen Vortrag zu lösen. Es waren da im Schulhause an sechzig deutsche Farmer versammelt, unter denen auch einige Frauen, die da gekommen waren, um eine freie Rede zu hören.

Das Thema meines Vortrages war: „Die Bedeutung des vierten Juli in Bezug auf den Krieg." Das freie Wort fiel auf guten Boden. Die Wahrheit ist einfach ihrem Wesen nach und sie bedarf der Schminke nicht, um in unverdorbenen Gemüthern Anklang zu finden. Kömmt der Redner seiner Pflicht nach, Jedem das Recht auf seine Meinung einzuräumen, ohne zu verdammen, so werden auch Jene ihm williges Ohr leihen, deren Ansichten von den seinigen gänzlich verschieden sind und sich bewogen fühlen, über dieselben ernstlich nachzudenken. So standen auch dieses Mal mehr Methodisten vor den Fenstern des Schulhauses, hörten mit Zittern auf die Worte des ihnen so schrecklich geschilderten Ungläubigen und gingen ganz zufrieden heim, da sie nur Worte der Freiheit für Alle und Worte der Liebe vernahmen

So wenig Inquisition und Scheiterhaufen es vermocht hatten, die Welt unter den alleinseligmachenden Hut des Papstes zu bringen, so wenig man alle Uhren auf eine Secunde gleich gehen machen kann, eben so wenig vermag die Guillotine dem imaginären Gott der Welt das Haupt abzuschlagen, damit nicht ein anderer an seine Stelle wachse; ebenso wenig scheint je ein Millenium in Aussicht zu sein, wann Atheismus Gemeingut der Massen sein wird. Alles, was wir mit besonderer Rücksicht anstreben sollen, ist: Gleichberechtigung der Meinung.— Die Republik hat allen Werth verloren, wenn man sich fürchten muß, seine religiöse oder politische Meinung frei auszusprechen und der Bürger zum Heuchler werden muß, um sich gegen Dummheit und Fanatismus zu schützen.

Am 4. Juli des Morgens machte ich mit Herrn Smith einen Spaziergang auf den Bluff von Redwing, um eine Augenweide zu haben an der pittoresken Lage des Städtchens. Mittags kam der Dampfer „Mankato" herangeschwommen und fort ging es zwischen grünen Ufern und felsigen Bluffs dem See zu (*Lake Pepin*). Vom Jungfernfels (*Maiden rock*), wo Creutzfeldisten ein Pic-Nic am vierten Juli feierten, tönten uns Hurrahs zu. Und Das war dieses Jahr die einzige Spur, so mir von dieser einst so wichtigen Feier zu Gesicht kam. Der Tag der Re-

construction, welcher loyale Bürger und Freunde der Freiheit mit Bangen und mit Sehnsucht entgegensehen, dürfte — wenn wir ihn erleben — später mit noch mehr Eclat und Wichtigkeit gefeiert werden, als der Tag der Unabhängigkeitserklärung der jungen Republik, die, indem sie alten Menschen Freiheit proclamirte, den Frevel beging, einen Theil derselben in Sklavenketten zu halten. Wohl waren es rohe, vertbierte Neger, der Selbstregierung durchaus nicht fähig; doch das kennte das verletzte Prinzip von späterer Rache nicht retten, und wir können jetzt blos wünschen, daß im Sturm des Kampfes nicht mit der Errungenschaft der Freiheit der Farbigen die Republik selbst zu Grunde gehe. Bald wird es sich zeigen. Der Süden spielt *va Banque* — Napoleon, Maximilian und ihre Bittern stehen als *pointeurs* am Pharotische und „eine halbe Million Soldaten mehr," die Vater Abraham noch in die Bank legen wird, dürfte wohl hinreichen, um die südliche Bank zu sprengen und die gekrönten Pointeure in ihren goldenen Erwartungen zu täuschen. Das Leben der Menschen ist ein Kampf der Interessen: auch Könige und Pfaffen sind Menschen; doch ihre Interessen sind den Interessen des Volkes stracks zuwieer und ein Volk, das zu dumm ist, diese Wahrheit zu begreifen ist werth von Königen und von Pfaffen geschoren zu werden. *Cura ut valeas.* Wie das Volk, so die Regierung.

Das Wetter war angenehm und kühl, als wir den See passirten. In Ermangelung an Gesellschaft, nach der ich mich sehne, nahm ich zu meiner Reisebibliothek Zuflucht und las abwechselnd in Cäsar's Commentar über den Krieg in Gallien und in den *Beauties of Johnson and Sterne*. Jener zeigte mir den Menschen in seiner Bestialität und Zerstörungswuth; diese erquickten mich mit ihrem geistigen Thau und sagten mir, daß der Mensch doch immer noch etwas Menschliches an sich habe, das ihn nicht unbedingt unter das Thier herabsinken läßt. Cäsar ließ über den Rhein eine Brücke bauen, um mit seinen siegreichen Legionen die Germanen und Briten zittern zu machen; Cäsar ist durch den Dolch des Brutus gefallen und Rom fiel durch das Schwergewicht seiner eigenen Corruption. Vergebens hält man den Nationen den Spiegel der Geschichte vor. Es geht so jede ihren eigenen Gang — und wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. — Amerika hat in kurzer Zeit große Fortschritte im Feld der Corruption gemacht; noch ist das Volk noch lange nicht so corrumpirt wie es einst das römische Volk war, und so wage ich es denn noch immer, für die kranke Republik zu hoffen.

In meinen Papieren blätternd, fand ich ein Gedichtchen, das Herr Carl Arendt bei oben erwähntem Geburtsfest declamirte und mir auf mein Ersuchen gegeben hat, um es in der Fackel zu publiciren. Es möge denn hier, als Episode und geistiger Streifzug ein Plätzchen finden:

Des Kriegers Wiedersehen.

In stiller Kammer sitzen
Bei küh'em Abendwind
Ein Weib, 'ne frische Blume;
Ein Bub, ein herzig Kind.

Doch Schmerz zeugt auf der Stirne
Von übergroßer Noth
Seitdem des Gatten Hände
Nicht schaffen täglich Brod.

Schon lange blieben Briefe
Vom lieben Vater aus;
Der Krieg, er schuf die Räume
Zu einem Trauerhaus.

Doch horch! Es klingen Tritte
Die Esplanad heran.
Ein Freudenschrei — denn draußen
Sieht sie den Gatten nah'n.

Tief eingehüllt im Mantel,
Verwittert das Gesicht —
Verkennt sie doch trotz dessen
Den lieben Gatten nicht.

Willkommen, o, willkommen!
Ach, Gott sei Lob und Preis,
Daß wir Dich wieder haben
In unserm lieben Kreis.

Gegrüßt mir, meine Theuren!
Und eine Thräne rinnt
Herab von seiner Wange
Im Blick auf Weib und Kind.

Leg' ab den schweren Mantel,
Brauchst ihn ja jetzt nicht mehr.
„Hat Eil nicht, meine Liebe,
Die Wunden schmerzen sehr."

Das Weib zerrt weg den Mantel
Von ihrem lieben Mann.
„Komm, wo sind Deine Hände,
Daß ich sie drücken kann."

Der Mantel fällt zu Boden. —
Die Hände haben Ruh
Auf blutgedüngtem Felde,
Zwei Arme auch dazu.

Das Weib erblickt den Krüppel
Mit namenlosem Schmerz.
Ein Schrei — sie stürzt zusammen,
Gebrochen war ihr Herz

Man hat sie still begraben,
Und aus des Himmels Blau
Fällt auf die zarte Blume
Ein zähreureicher Thau.

—

Am 5. zu La Crosse lavirt und des Abends an Bord des War Eagle, eines großen und ausgezeichneten Bootes der *Northern Packet Line* nach Prairie du Chien gefahren. Wir sind da am nächsten Morgen angekommen, als eben der Eisenbahnzug der Praie duChien Linie in Bereitschaft stand, um die Passagiere nach Milwaukee, Chicago und andern an dieser und an der Chicago und North Western Bahn gelegenen Städten zu bring n. Ich fuhr directe *via* Milton Junction nach Chicago, hatte hier eben noch so viel Zeit, um mich in einem Restaurant in der Erwartung einer guten Kalb-Cotelete zu täuschen, und fuhr des Nachts nach La Porte, im Staate Indiana.

Um Mitternacht klopfte ich an der Thür des Washington Hauses an und nach einem barschen *qui vive?* wurde mir aufgethan. Ich habe mich da am nächsten Morgen recht angenehm getäuscht, in-

dem seit meinem letzten Hiersein, durch Agitation des Herrn Seifensieders Albrecht, *olim* Oberstiefelputzer und Weichselrohr-Negotiant in den Bädern von Mehadia, die Zahl der Abonnenten von vier auf elf gestiegen war. Und neben diesem unerwarteten Zuwachs im Reich der friedliebenden Demokraten hatte ich auch Ursache, mich stillschweigend über einen Schnitzer zu schämen, den ich das letzte Mal hier gemacht, indem ich die kleinen Seen Mudd, Stone, Pine und Clear Lake nach South Bend verlegt hatte. So ist es aber, wenn man zuweilen das Memorandum vernachläßigt und sich beim Schreiben zu sehr auf das Gedächtniß verläßt. Also La Porte ist die Pforte zu diesen allerliebsten fischreichen Seen, von denen ich dieses Mal drei, den Mudd, Stone und Pine, in Gesellschaft des Kaufmanns Rimpler theils befahren, theils gesehen habe. Wir mietheten für den äußerst geringen Preis von 15 Cents einen Kahn von einer recht hübschen deutschen Frau am Gestade des Mudd Lake, fuhren auf diesem durch ein Labyrinth von Parasiten, allerlei Moosen, großen und kleinen Blättern, die auf langen Stengeln aus der Tiefe herausschießend, auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, indeß prachtvolle weiße*) und gelbe Lilien (erstere ganz der Magnolia ähnlich) ihre zarten Blumenhäupter wie Sylphidenköpfchen aus den dunkelgrünen Blätternetzen hervorstrecken. Obschon es nach Salomo nichts Neues unter der Sonne giebt, so war doch diese Fahrt in diesem vegetabilischen Sumpfgebiet für mich etwas ganz Neues und höchst Interessantes Und da gab es wieder Stoff genug, um Betrachtungen anzustellen über das sichtbare W e r k e der Schöpfung, deren Intelligenz und Zweckmäßigkeit unzertrennlich von den Stoffen ist. Der Mudd Lake war vor der Civilisation das Paradies der Muschratten; jetzt giebt es deren nur noch wenige da.

Ein Bad im crystallklaren Wasser des Stone Lake hat bei 90 Grad Fahrenheit Leib und Seele gestärkt. Wie gluck ich doch im Sommer Enten, Gänse und Schwäne in ihrem Elemente fühlen müssen! Auch der Mensch sollte sich im Sommer jeden Tag baden; doch für öffentliche Bäder geschieht hier zu Lande fast gar Nichts und Wannenbäder, die auch nur Wenigen zu Gebote stehen, sind lange nicht Das, was Fluß- und Seebäder sind.

*) *Nymphea alba.*

La Porte hat zwei deutsche Brauereien, eine große Bettstellenfabrik, von Meißner und Frankel, drei große Gerbereien, eine Dreschmaschinenfabrik der Gebrüder Rümely und eine Wollenfabrik. Gewiß viel für ein Landstädtchen von einigen tausend Einwohnern. Der Superintendent der Eisenbahn zwischen La Porte und Plymouth war so gefällig, mir eine Freikarte zu geben, und so fuhr ich denn am 8. nach Plymouth, einer kleinen Stadt am Yellow River, welche ich früher nie besucht hatte. Der Yellow River (der gelbe Fluß) hat blos den Namen eines Flusses und sollte bescheiden der gelbe Bach heißen, in dem der Ochsenfrosch König ist.

Mit Herrn Rimpler, Bruder des Obigen zu La Porte, machte ich einen Spaziergang durch einen schattigen Hain nach der Brauerei von Klinghammer u. Co. Es ist dies eine sehr ansehnliche Brauerei mit guten Kellern und großen Gebäulichkeiten, wozu 34 Acker Land gehören.

Von Plymouth fuhr ich nach Valparaiso, wo ziemlich viele Deutsche wohnen, die sich eher für die Hölle als für die Fackel gewinnen ließen. Der Maler Heinemann ist der Einzige, der hier Sinn für freie Schriften hat.

Am 9. des Morgens traf ich am Depot ein liebend Paar an großen Kisten sitzend, das geradenwegs von Mecklenburg-Schwerin *via* New-York nach Valparaiso kam, um zwei Meilen weiter von hier zu Brandtwood sich niederzulassen. Der junge Mann war draußen Schneider, Dragoner und Kammerdiener eines hohen mecklenburgischen Staatsbeamten. Was kann Der in Amerika nicht Alles werden: Schneider, Farmer, Kaufmann, Barbier, Doctor, Prediger, General-Major und was noch Alles, wenn ihm Fortuna geneigt ist und er ihre Gunst zu würdigen versteht. Seine Frau war eine Brunette, von sehr verliebtem Temperament. Eine junge Frau von Erfahrung und guter deutscher Schule. Promovirt hat sie höchst wahrscheinlich in einem Herrschaftshause; denn ich konnte mich an ihrer grünen Seite im Waggon leicht überzeugen, daß sie sehr viele Universitäts-Routine besitzt. An der Zärtlichkeit gegen ihren lieben Gatten muß Mephisto eine diabolische Freude gehabt haben. „Ach, daß sie doch ewig grünend bliebe die goldne Zeit der jungen Liebe und kein G e w e i h aufgepflanzt werde auf Hymen's heiliger Erde!" —

Auch das Tremont House zu Valparaiso verdient erwähnt zu werden. Anstatt der Branntweinflasche stehen Luther, Calvin, Melanchton und Huß *in effigie* auf dem Tische des Gastzimmers — im Parlor hängt ein großes Bild, das „jüngste Gericht" darstellend, ganz schrecklich anzuschauen; in jedem Schlafzimmer liegt eine Bibel und der *Ladies and Gentlemen's walk* ist mit Traktätchen bestreut, damit die Religion bis in die geheimsten Räume des Hauses dringe und verbreitet werden möge. Die Preise sind mäßig zu zwei Dollars per Tag; die Küche ist amerikanisch und anstatt der Servietten reinigen sich die Gäste mit einer englischen Kirchenzeitung.

Von Valparaiso fuhr ich nach Logansport. Da Gold jetzt gänzlich aus dem Verkehr verschwunden ist, hat sich hier vor Kurzem eine Union Silver Band gebildet, unter Direction des Herrn Peting, damit man doch wenigstens bei Festen am Scheine des Silbers sich laben könne. Ist auch das edle Metal von Californien und Mexico aus der Union des Volkes in die Canäle der Volksregierung geflossen, um da zu stagniren, so hat das Volk doch den Genuß, aus silbernen Instrumenten sich *Hail Columbia* und *Yankee Doodle* vorblasen zu lassen, und wären

die Instrumente der *Dutch Band* blos von deutschem Silber. In Deutschland aber ist eben auch nicht Alles Gold was glänzt.

Die Butternüsse gedeihen zu Logansport ganz vortrefflich und die alten Demokraten sind ganz entrüstet über die neue Partei der „radicalen Demokraten," als ob es schwarzen Schnee oder eine Demokratie geben könne, sagen sie die nicht an und für sich radical wäre. Es geht, in der That, Nichts über Begriffsverwirrung und die allerlei Phrasen und schönen Worte, *sub quorum signo* die Freiheit siegen und Peter oder Paul Präsident werden soll. Ach, welches Chaos! Um den Zweck zu erreichen, wird der Staatsmann Demagog und selbst der consequente Denker, den kein Geld bestechen konnte, wird es endlich müde, consequent zu sein, und wirft sich, den innern Groll verbeißend, der Partei in die Arme, schimpst wie ein Wiener Höckerweib, um der schweren Mühe enthoben zu sein, auf eigenen Beinen zu stehen. Willst Du ein Amt oder einen Job haben, so sage es ehrlich heraus und schließe Dich einer Partei an, von der Du glaubst, sie werde siegen; willst Du aber als Reformer wirken und als solcher anerkannt und geachtet sein, so darfst Du keiner Partei, keinem Candidaten unbedingt das Wort sprechen, und mußt Dir die Bahn für gerechten Tadel und gerechtes Lob offen lassen: hast Du diese Bahn verlassen, so hat es mit Deiner Ehrlichkeit ein Ende, bist Bedienter mit allen andern Deiner Collegen und Consequenz kann nicht mehr zu Deinen Tugenden gehören. Wer Ohren hat zu hören, der höre und wer keine hat, der strecke die Zunge heraus und schmecke! Ist man nicht geneigt, sich einer einfachen Wahrheit wegen von groben und arroganten Journalbengeln mit Knütteln lausen zu lassen, so muß man sich ihnen *sub rosa* verständlich machen und ihnen eine Prise Niesewurz reichen und niesen sie in ihrem Sanctum, so ist Alles, was man zu sagen hat; „wohl bekomm' es!"

Es giebt nichts Verächlicheres als wenn ein Dieb den Andern des Diebstahls beschuldigt und nichts Gemeineres, als wenn der Philosoph in das Horn der Sophisten bläst.

Am 10. nach Peru gefahren; im *Weakley House* in einem comfortablen Zimmer den größten Theil des Sabbaths mit den Musen verkehrt, einige Denkgenossen besucht und des Abends in einem Walde am Wabash Fluß einen einsamen Spazlergang gemacht. Wie gerne hätte ich mich da gebadet; doch das Wasser war zu seicht und nirgends auf der Wanderung von einer halben Meile war eine Stelle zu finden, welche im „Pfui schäme Dich" der Civilisation das Feigenblatt hätte entbehrlich machen können.

Am Wabash erinnerte ich mich an Vater Rapp, der einst an diesem Fluß sein Schwaben-Eldorado gegründet hatte; wo jedoch zu jener Zeit das Fieber in so hohem Grade gewüthet, daß er Indiana verlassen mußte und Economy in Pennsylvanien für seine „fleischtödtende Saturn-Gesellschaft" für die Heiligen des freiwilligen Cölibates wählte. Der Vater ist todt — die unnatürlichen Söhne und Töchter leben noch und zwar in sehr blühenden Verhältnissen. Der Communismus des passiven Gehorsams und des religiösen Wahnes gedeiht in mehren Colonien ganz vorzüglich: der Communismus der Vernunft und selbstständiger Tugend, wird in Ewigkeit ein frommer Wunsch bleiben. Wie doch Menschen und Völker geistig und physisch degeneriren im Laufe der Zeit! Diese Rappisten sind Abkömmlinge von jenen Schwaben, von denen Julius Cäsar sagt, „daß sie weder von den Göttern noch von den Feinden besiegt werden können; riesenhaft an Körperbau, reich an Tugend und höchst gewandt in Waffen."

Wie ein belebtes Schattenbild durchstreifte ich den melancholischen Hain und mein Geist erhob sich auf den Fittigen der Phantasie, zog weit hin über den Mississippi und ließ sich unter den zwei Eichen zu St. Paul nieder, im Kreis von Weib und Kindern. Für meine Freunde in Europa könnte ich eben so gut im Himmel sein als auf der Erde wandeln und bei meiner Familie lebe ich blos als *"transient boarder."* Es hat so Jeder sein eigenes Schicksal und wer sich ihm willig fügt, der kömmt am Besten weg.

Im Wald ertönten deutsche Lieder. — Wo ist des Deutschen Vaterland? Das Geschrei eines Pfaues auf einer Farm am Gestade erinnerte mich an die Pfauen im Hof meines Vaters. Der Pfau ist ein hochmüthig Thier — ich war in meiner Jugend stolz wie der Pfau und — das Sprichwort: „Hochmuth kömmt vor den Fall," hat sich auch an mir bewiesen. Ich hab' mich schwer vom Fall erhoben — der Verlust ist verschmerzt und — die Noth war eine gute Schule.

Von Peru, durch farmreiches Land, nach Indianapolis gefahren. Ich habe mich des Geschäftes wegen blos Einen Tag aufgehalten, wohnte im *Statehouse* Raume dem Empfang des 47. Indiana Regimentes bei, hörte ein Paar begeisterte Reden, soupirte im Lafayette House bei einem alten Bekannten, dem braven Georg Hepp, und fuhr am 12. nach Lawrenceburg. Ein Greis von 70 Jahren, von rheumatischen Schmerzen gefoltert, sprang da während meines Hierseins in den Canal. Zwei Knaben zogen ihn heraus. Er übergab ihnen seine Brieftasche mit der Bitte, sie seiner Frau zu geben und zu sagen, daß er gleich nach Hause kommen werde. Als die Jungen fort waren, sprang er wieder in das Wasser und seine Schmerzen hatten ihr Ende erreicht. — „Die Pforte ist offen," sagt Seneca. „Wem das Leben nicht gefällt, der mag es verlassen." Herrn Schwabe, einem alten Bekannten aus Philadelphia, hat das Leben und der Whiskyhandel noch im 70. Lebensjahre sehr wohl gefallen; aber er mußte es doch verlassen und starb am Tage, als ich zu Lawrenceburg war. Wie wird der gute Mann sich im Himmel langweilen, wenn es dort keinen Whiskyhandel geben sollte.

Freund S. allhier hat mit der Republik gebrochen und sehnt sich nach einem Kaisee Dürfen ja blos nach Mexico gehen und Ihr Ideal ist ereicht. Ach, das Ideal. Das Kaiserreich kann wohl das Ideal des freien Mannes nicht sein; wenn aber die Republik faul ist bis auf den Grund, dann ist es kein Wunder, wenn mancher freie Mann sich nach dem Königthum sehnt, um die geschändete Freiheit mit Ordnung und mit Grabesruhe zu vertauschen. Nein, Freund S., wir sind noch immer nicht schlecht genug, um die Segnungen der Republik zu verwirken. Wir sind gefallen, tief gefallen; doch noch glaube ich an das Auferstehungsfest der Freiheit. Sie sehen, daß ich trotz meines Unglaubens in Religion noch immer sehr gläubig bin im Punkt der Republik, obschon ich aus eigenem Vortheil durchaus nicht Ursache habe, der Volkssouverainetät über der Souverainetät des Königs einen Vorzug zu geben. Der schlechteste König ist noch stets dankbarer gewesen gegen seine Freunde als die beste Republik gegen die ihrigen. Das Volk in einer Republik lohnt keinen Freund des Volkes und nur der Demogog ist es, der Lohn von der siegenden Partei erwarten kann, welcher er gedient hat. Also werdet Parteimänner, Ihr großen und kleinen Geister, wenn Ihr auf Lohn der Republik rechnen wollt, mit Verlust des eigenen inneren Lohnes des Bewußtseins! — Ist es denn der Mühe Werth in einer Republik, wo der Dollar der höchste Gott, ein Bewußtsein zu haben, ein *point d' honeur*, Principientreue und Consequenz, wenn man sieht, daß diese *rarae aves* überall Fiasko machen und der Schurke triumphiet? Es beantworte sich Jeder selbst diese Frage und handle nach Belieben; ich habe blos vor meiner eigenen Thür zu kehren und gebe mich mit fremdem Mist nicht ab, außer wenn es Menschenpflicht erheischt.

Von Lawrenceburg fuhr ich vier Meilen an Bord eines Dampfboots, Bostona, nach Aurora Eine sehr angenehme Fahrt, ein prachtvolles Panorama die Lage von Aurora am Ohio Strom!

Bei Frau Keßler in angenehmer Gesellschaft Mocca getrunken; bei Frau Giegold soupirt, bei Schulze des Abends politisirt, bei Köhler pernoctirt und des Nachts sogar ein Carmen fabricirt. S'ist doch eine schöne Sache, wenn man mit 63 Jahren noch von Weibern und Musen begeistert werden kann!

Herrn Lehrer Funke traf ich zu Aurora; er war auf keiner „Reise durch das Weltall“ begriffen, auch nicht auf einem „Spaziergang im Bereich der Käfer,“ er machte blos einen Ausflug von Louisville, um während der Ferien den Schulmeister über den Menschen zu vergessen — und am Band der Unabhängigkeit nach frischer Luft zu schnappen. Ich habe mit Staunen vernommen, daß unser gelehrter Funke in der Politik es noch nicht bis zum Glauben an die radicale Demokratie gebracht hat und — obschon er kein Amt bekleidet, noch eines bekleiden will — den Vater Abraham, dem „Vorwärtsgeschobenen,“ über Onkel Fremont, dem „Rückwärtsgekrochenen,“ den Vorzug giebt. Na, der ist doch auf dem Holzweg! nämlich der Funke. Doch so ist es, wenn man sich immer mit den kleinen Sternen am Himmel und den Käfern auf der Erde abgiebt; da verwittert aller Sinn für das wahrhaft Große im Feld der amerikanischen Politik und das einzig Wahre des radikalen Radikalismus!

Am 13. in Cincinnati angekommen und in Herrn Pfeiffer's ausgezeichnetem Privat-Hotel gewohnt. Ich war da so poetisch gestimmt, daß selbst die Hiobsnachricht von einer Razzia der Rebellen nach dem Staate Maryland und das Geschrei: „Washington ist in Gefahr!“ mich nicht außer Fassung bringen konnte. Der bittere Kelch ging jedoch bald vorüber. — Washington steht noch fest und Lincoln sitzt noch fest—wird aber nicht bald ein anderer Präsident gewählt, so sagen die Geweihten und Ehrlichen in der Politik, dann geht die Republik zu Grunde, und wir sind verloren. Ich aber sage, wenn die Existenz der Republik von einem Präsidenten abhängt, der dem Conservatismus bei Amtsantritt einen Eid leisten muß und der selbst als oberster Feldherr keine Dictatur üben kann dann mag die *respublica* zur Hölle fahren, wo der Teufel herrscht und die Gesellen gehorchen. Das würde freilich für Manchen unserer geweihten und ehrlichen Führer eine erwünschte Fahrt sein, von der uns jedoch das Verhängniß noch bewahren wird. — Weiß aber auch gar nicht, was mir als Journalisten an dieser Republik gelegen sein kann, wo es keine Freiheit mehr giebt und Lincoln, der Tyrann, regiert, wie unsere Gold- und Kupferspekulanten in ihren Organen es uns alltäglich verkünden. Es giebt Leute, die Alles glauben, was sie lesen; ich gehöre nicht zu dieser Klasse und behaupte noch denselben Raum an der freien Presse und auf der Tribüne, den ich seit vielen Jahren hier zu Lande einnahm und brauche keinen Tyrannen zu fürchten, da ich noch nie den Verrath unterstützt habe und ihn auch nie unterstützen werde. Das Recht der Kritik des Himmels und der Erde ist uns im Sturme noch unversehrt geblieben und wäre ich in Lincoln's Stuhl, ich würde alle Jene, die der Rebellion mit Wort und Schrift Vorschub leisten, weit strenger behandeln als er; der Ostracismus wäre bei mir an der Tagesordnung und wenn die Kerle sich heiser kreischten über Tyrannei, deren Kreaturen sie eigentlich selbst sind. Sie mögen mit ihrem Gekreisch Gimpel und Sperlinge fangen; doch nicht jeder Vogel setzt sich gedankenlos auf ihre Leimruthe.

Am Tag meiner Abreise sollte das 28. Ohio Regiment in der Turnhalle empfangen werden. Es waren eben zwei tüchtige deutsche Officiere in der Stadt: General Willig und Oberst Moor. Das deutsche und das teutsche Volk hat noch keinen von Beiden bis in den siebenten Himmel gehoben, um ihn dort Lethe zu weihen; doch das Verdienst sichert Ihnen einen Platz im Himmel der Heroen und wird sie vor Lethe bewahren.

Von den drei deutschen Blättern zu Cin-

cinnati geht das Volksblatt für Lincoln, die Union für Fremont und der Volksfreund schwankt noch in der Erwartung zwischen McClellan, Fremont, Seymour oder einem Andern, den die Demokraten (die Nichtradicalen) nominiren werden. Bitte um Verzeihung, daß ich Herrn Fremont in diese nichtradicale Gesellschaft gebracht habe. Man mag es als Schreibfehler mir nachsehen, so wie man stets gnädig war gegen die colossalsten Druckfehler der Fackel. Uebrigens geschehen gar sonderbare Dinge unter der Sonne und Allah ist groß! Der Humbug aber ist sein Prophet!

Ich hatte zu Cincinnati ein höchst angenehmes *vis-a-vis*, das Haus des Doctors Schneider. Gesang, Violin- und Clavier-Töne tönten in meine gemüthliche Klause herüber, die Luft war so kühl und mild, der volle Mond goß einen Zauber der Liebe aus über den pittoresken Garten der prosaischen Porkopolis: es war so friedlich, so heilig, daß ich durch die romantische Umgebung geschaukelt mich hinsetzte *ad mensulam* und ein zu Aurora begonnenes Gedicht: „Der Pflanzer," vollendete. Hier ist es:

Der Pflanzer.

Ein historisches Zeitbild.

Am breiten Mississippi-Strande
Der zügellos, mit Hast
Dem Golf zueilt, erhob sich *olim*
Ein fürstlicher Palast.
Umschattet von der Lebenseiche,
Im Garten blühten da
Die schönsten Blumen, so man je im
Sonn'gen Süden sah.

Statuen schmück'en die Veranda,
In ihrer Mitte prangt
Das Bild von Washington, mit Rosen
Und Epheu zart umrankt.
Im Hintergrunde ragten
Am grünen Rasenflor
Die großen Zuckermagazine,
Die Cotton-Preß hervor.

Dort eine weiße Hüttengruppe
Nicht ferne vom Palast.
Erhob sich auf dem Zuckerfelde
In eigenem Contrast.
Zweihundert Neger hausten
Im blühenden Revier;
Des stolzen Meisters Eigenthum
Wie jedes and're Thier.

Der Marstall war des Pflanzers Freude
Und sein Genuß die Jagd;
Indeß die Damen in den Parlours
Die Langeweile plagt.
Von schönen Sklavinnen umgeben,
Schwarz, braun und blendend weiß,
Mit Pfauenfächern sanft gefächelt,
Erquickt mit süßem Eis.

Des Herzens innern Drang vermochte
Nichts auszufüllen, und
Ersatz für die ersehnten Freuden
Beut ein geliebter Hund.
Des Hauses Stolz und Hoffnung
Bestand in einem Sohn,
Gehätschelt and verzogen, als ob
Geboren für den Thron.

Jung Massa machte Reisen
Jenseits dem Ocean.
Hat er an Geist auch nicht gewonnen,
Gewann er doch an Wahn,
Der Glanz des Hofes und des Adels
Gefiel ihm gar so wohl;
Die Börse war stets wohl bespicket.
Im Kopfe blieb es hohl.

So kam er denn nach einem Jahre
Von seiner Tour zurück.
Und fand nun einzig und alleine
Bei Sklavinnen sein Glück.
Besonders eine Quaterone,
Des Pflanzers Lieblingskind,
Hat er für seine Lust erkoren
Im häuslichen Gesind.

Brutal stets gegen seine Sklaven
War er im Harem mild,
Und lebte sorglos hin so wie
Im Jagdrevier das Wild.
Doch ach, des Schicksals Mächte griffen
Mit fürchterlicher Hand
In das Geschick der reichen Pflanzer
Am Mississippi-Strand.

Seit Jahren lag der Leu gefesselt,
Der Freiheit stets zum Hohn,
Bis endlich springt die Sklavenkette
Durch Revolution.
Nach Herrschaft sehnte sich der Süden,
Dagegen agitirt
Der Norden, und die Kriegesfackel
Wird endlich angeschürt.

Der erste Schuß auf Sumpter kündigt
Dem Nord die Fehde an,
Um vor verdienten Fall zu bringen
Hochmuth, Verrath und Wahn.
Ein Menschenschlachten ohne Gleichen
In mörderischem Krieg,
Als ob der Böse aus der Hölle
Herauf zur Erde stieg —

Um schwer, mit Eumeniden-Ruthen
Ein höchst verderbt Geschlecht
Zu zücht'gen für den schnöden Frevel
An Freiheit und an Recht.
Der Süden tief erfüllt mit Rache
Und Mordlust gen den Nord;
Der Nord blickt mit Verachtung
Auf dessen stolzes Wort.

Zerrissen sind die Bande; nimmer
Wird Nord und Süd versöhnt,
Der Freiheit und Verfassung
Mit bitterm Spott verhöhnt.
Das Chor der Cavalliere und das
Volk der Krämerzunft,
Sie Beide sprachen Hohn der Freiheit,
Dem Recht und der Vernunft.

Die Schuld kann Blut allein nur sühnen
Mit Compromiß und Argument
Hat es im Sturm des blut'gen Krieges
Für immerhin ein End.
„Kanonen sind jetzt König" und wo
Der beste Feldherr steht,
Dort siegt des Königs Recht, wenn auch
Die Freiheit untergeht.

Doch horch, welch wildes Schreien dringet
Dort vom Palaste her?
Der Himmel über der Plantage
Gleicht einem Feuermeer.
In lichterlohen Flammen stehen
Die Hütten, der Palast,
Die Magazine — seh' die Sklaven
Entflieh'n in wilder Hast.

Die Schwarzen wogten wie Demone
Im Flor der Schreckensnacht,
Die ihnen Freiheit und dem Pflanzer
Den Bettelstab gebracht. —
Die Damen flieh'n mit kleiner Habe,
Die ihnen nahe lag,
Und arm, entblößt von Allem
Sieht sie der nächste Tag.

Ein einz'ger alter Sklave blieb dem
Herrn und Meister treu,
Daß er ihm nun zur Zeit der Prüfung
Getreuer Diener sei.
Auch ein'ge Zofen, stets zufrieden
Mit ihrem ird'schen Glück,
Verließen ihre Herrschaft nicht in
Noth und Mißgeschick.

Die Hände gegen Himmel hebend
Mit Thränen und Gebet
Sieht man den Pflanzer nun, der an
Des Reichthums Trümmern steht.
Die Frauen weinen, jammern, heulen,
Im schrecklichen Geschick
Und blicken mit zerknirschtem Herzen
Nach dem Palast zurück.

Der Schlag, er war zu stark — der Pflanzer
Fand bald ersehnte Ruh;
Der treue Sklave drückt im Sterben
Des Meisters Auge zu.
Herabgestürzt vom höchsten Gipfel
Des ird'schen Glückes zieh'n
Die Frauen nun um Gnade betteind,
Zu ihren Nachbarn hin.

Und bald vernahmen sie die Kunde,
Mit Wehmuth und Geschrei,
Daß Massa auch, das junge Herrchen,
Im Krieg gefallen sei.
So sieht man hier den Wechsel alles
Ird'schen Glücks der Welt,
Und wer noch fest zu stehen glaubt, der
Seh' zu, daß er nicht fällt.

Wenn auch kein Gott im Himmel strafet,
Ist doch die Kraft gerecht,
Die, eine Nemesis, das Böse
Mit Grausamkeit oft rächt.
Des Sklaven Ketten ließen Euch wohl
Meist ungerührt und kalt,
Die Freiheit, wähntet Ihr, bestehe
In Willkühr und Gewalt.

Die Sklaverei schien Euch kein Uebel,
Vielmehr von Gott gesandt.
Und in dem Wahn hat Euch der Norden
Gehätschelt und entmannt.
Das Unrecht wolltet Ihr verew'gen,
Nach Herrschaft strebt die Brust,
Nun möget Ihr als Cavalliere
Krieg führ'n nach Herzenslust.

Doch fallen dieses Krieges Kosten
Euch schwer, sehr schwer zur Last. -
Macht er den Reichen gar zum Bettler,
Der vormals hat gepraßt;
Gabt Ihr den Todesstoß im Wahn
Euch selbst mit eig'ner Hand;
So denket dann: „die Strafe habe
Eu'r eigner Gott gesandt."

Systeme schafft der Mensch, Systeme
Verschlingt der Zeitenstrom.
So lang der Sonne Strahlen scheinen
Am hehren Himmelsdom.
Das Alte stirbt und aus den Trümmen
Entsteht ein neues Sein
Und in den Strom der Ewigkeiten
Stürzt der Moment hinein.

Heut mächt'ger König, morgen Bettler,
Heut frei und morgen Knecht.
Geahnt mehr als geübt sind stets
Wahrheit, Vernunft und Recht.
Mag Lüge oder Wahrheit siegen:
Wahr bleibt das Wort, das spricht:
Dein Lohn ist hin — die Weltgeschichte,
Sie ist das Weltgericht.

—

„Wenn ich über den Menschen nachdenke, sagt Sterne, und jene dunkle Seite in Betracht ziehe, welche mir die vielen Ursachen seiner Mühen, Sorgen und Schmerzen zeigt; — wenn ich bedenke, wie oft wir unser Stück Brod in Kummer essen, der unser Wiegenangebinde ist — wenn man alle jene traurigen Items in Rechnung bringt, mit denen das menschliche Herz belastet, so muß es Einem wunderbar erscheinen, durch welch' verborgene Resourcen der Mensch das Alles zu ertragen im Stande ist.

Je mehr man das Leben des Menschen mit philosophischem Forscherblick betrachtet, desto mehr lernt man das Gute, das es bietet, schätzen, und je mehr ich mit Menschen in Berührung komme, desto angenehmer wird mir die Einsamkeit, die am Ende doch die beste Schule der Weisheit ist. Große Städte und Gesellschaften mögen dem Gedankenlosen gefallen; doch ist es die stille Zurückgezogenheit vom Geräusch der Welt, in welcher der Geist stark wird und auf sich selbst vertrauen lernt. Man findet im bunten Treiben der Welt hie und da eine gebrechliche Stütze — geheucheltes Mitleid, berechnete Schmeichelei, Artigkeit des Einen Freundschaft des Andern; doch man findet sich am Ende überall getäuscht und nimmt seine Zuflucht zur Einsamkeit zur Reflexion, zur stillen Beschäftigung und zu Büchern."

Je bewegter das Leben, je stürmischer die Zeit, desto reichhaltiger ist der Stoff, welchen Leben und Zeit dem Menschen bieten; doch wie in der eigentlichen Jugendschule nur Wenige mit Fleiß und Liebe dem Studium obliegen, eben so wird die Weltschule den Erwachsenen, trotz der vielen Beispiele und Lehren, welche sie bietet, nur von sehr wenigen zu ihrem geistigen und physischen Wohl ausgebeutet. Der Mensch hält sich gewöhnlich in jedem Alter für sehr gescheidt und was ihm sein eigener Kopf, oft noch mehr seine Affecte und Leidenschaften dictiren, das ist ihm von höherem Werth und Antrieb zum Handeln als alle Beispiele und Moral- oder Vernunftsätze Anderer. Daher heißt es denn auch vom Menschen ganz richtig: „er wird nicht gescheidt, bis er mit dem Kopf an die Wand rennt;" oder: „er muß sich erst die Hörner abstoßen. Auch wir leben jetzt hier in einer Zeit, wo man aus dem Unglück des Krieges und seiner unvermeidlichen Folgen Vieles lernen kann, was man freilich aus Beispielen Anderer und aus Vernunftschlüssen längst vor dem Kriege hätte wissen können, wenn Richtigdenken und Rechthandeln Gemeingut der

Menschen wären. Da aber Dieses nicht der Fall ist, so wird auch dieser Krieg nur Wenigen als Schule der Weisheit dienen. Einzelne wird er reich, Viele arm machen; das Geld verdirbt moralisch die Meisten dieser Einzelnen und die Armuth der Vielen wird von dem Schiffe der Reichen und der Klugen (Smarten) in's Schlepptau genommen und — aus angeborner Denkfaulheit und Ignoranz auf allerlei Weise ausgebeutet, damit ihnen Nichts übrig bleibe nach Arbeit und nach Sorge als — der Trost auf die Freuden des Himmels. Das war so der Gang der Welt seit Jahrtausenten und in diesem Kreise wird sich die entwickelungsfähige Menschheit noch sehr lange herumdrehen, bis endlich, nachdem sich Individuen und Völker die Hörner abgestoßen haben, ein Millenium eintritt, in dem Ignoranz, blinder Glaube, Rohheit und Corruption in der M i n o r i t ä t sein werden. Wollte man selbst Das nicht zugestehen, so müßte man dem Pessimismus sich aus Prinzip in die Arme werfen und alle Hoffnung auf politischen, socialen und geistigen Forschritt aufgeben. Und in diesem Falle müßte man sich auch selbst aufgeben, und es wäre dann besser, die Erde thäte sich auf und verschlänge das stupide und verderbte Geschlecht der Yahoos, um den Allmächtigen von der Schmach zu erlösen, es erschaffen zu haben. Wir wollen denn die Welt und den Menschen im besten Lichte betrachten und das Gute das Edle, das Wahre das Schöne im Weltschmerz nicht verkennen und den Stab nicht brechen über die Menschheit und uns selbst, den winzigen Theil.

Am 15. *P. M.* durch das höchst anmuthige Miamithal nach Dayton gefahren. Des Abends bei vollem Mond collectirt und nächsten Morgen die Reise *via* Belle Fountaine 150 Meilen nach Sandusky City fortgesetzt. Hier habe ich warme Anhänger und viele Abonnenten; der Aufenthalt daselbst ist mir demnach stets sehr angenehm. Ein Bad in der Sandusky Bay im Mondenschein, der sein Licht melancholisch herabströmen ließ auf Johnson's Eiland, wo dreitausend Gefangenen troß aller pittoresken Umgebung die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Jahren werden; bei Butz ein Catawba Soiree im Freien mit Schweinefüßen und Zungen und Gesellschaft im Weingarten des Herrn Moos — dies waren dieses Mal die angenehmsten Momente.

Am 19. büßte ich auf einem Frachtzuge alle meine Sünden eines Jahres auf der Fahrt nach Cleveland ab. Hier zum letzten Male im Angier House, meinem alten Absteigquartier, gewohnt; denn — drei Dollars *per* Tag ist ein zu hoher Preis bei dem bis jetzt noch nicht erhöhten Preise der Fackel. Im Geschäftsleben ist gegenwärtig ein förmliches wechselseitiges Plünderungssystem eingeführt. Daß importirte Waaren, von denen man viele sehr wohl entbehren könnte, wenn man Vernunft und Patriotismus besäße, im Preise steigen mußten, ist eine nothwendige Folge der Zölle, welche in Gold bezahlt werden müssen; daß man aber inländische Fabrikate jenen Waaren gemäß in die Höhe schraubt, oder daß man bei Ueberfluß an Produkten und Nahrungsmitteln, z. B. an De etablirten den unverschämten Preis von 75 Cents für eine schlechte Mahlzeit von den Reisenden herauspreßt, das ist, gelinde gesagt, Schlechtigkeit, in Folge deren bei den allgemeinen Preiserhöhungen wohl am meisten Beamte und Arbeiter zu leiden haben. In Folge der hohen Papierpreise (wohl wegen Mangel an L u m p e n), haben bereits auch die Zeitungsherausgeber den Preis ihrer Blätter erhöht und ich habe mich bestimmt, den Preis der Fackel f ü r a l l e A b o n n e n t e n, die vor 1865 dieselbe bezogen haben, unverändert zu lassen, nämlich zu zwei Dollars *per* Jahrgang, halbjährlich oder auf ein Mal zu bezahlen, je nachdem ich Städte ein Mal im Jahre oder zweimal besuche, um zu collectiren; für Jene aber, die vom Januar 1865 an den nächstfolgenden siebzehnten Jahrgang beziehen wollen, den Preis auf drei Dollars *per* Jahrgang zu erhöhen und zwar in unbedingter Vorauszahlung. Wem dieser Preis zu hoch ist, der braucht eben nicht zu abonniren und wäre es mir nicht um das Verbreiten geistiger Aufklärung zu thun, so würde ich mich wahrhaftig mit der Zahl meiner Abonnenten begnügen, welche hinreichend ist, das Blatt aufrecht zu erhalten.

Während meines Aufenthalts zu Cleveland brach im Depot der Cleveland und Pittsburg Eisenbahn Compagnie Feuer aus, einen Schaden von $25,000 verursachend. Für reiche Leute eine Kleinigkeit.

Von Cleveland *per* Eisenbahn nach Columbus und von da *per stage* nach Chilicothe gefahren. Diese letztere Fahrt durch das schöne Scio o Thal ist sehr angenehm und die Lage von Chilicothe reizend. In Circleville stiegen zwei weiße Damen aus und drei recht hübsche schwarze Mädchen stiegen ein, und hört, Ihr wohlriechenden Caukasier und antikosmopolitischen Negerkaffer, die Mädchen haben, in der That, nicht im Mindesten gestunken! Auch war ihr Benehmen so anständig wie das irgend einer gebildeten Lady unserer „glorreichen" hoffähigen weißen Rasse. Nur Geduld, der Krieg mit seiner „militärischen Nothwendigkeit" wird Euch noch in so mancher Hinsicht gescheidt machen; befriedigt aber der liebe Gott im Himmel Eure „Friedensgelüste u m j e d e n P r e i s," dann bestreut Eure Partei-Köpfe mit Asche und singt ein Requiem über die durch innern Verrath und Mangel an Aufopferungsfähigkeit hingemordete Republik! Was, höre ich, haben wir nicht bereits große Opfer gebracht? Allerdings. Noch immer hat Grant Richmond nicht nehmen können — eine andere halbe Million Menschen soll hingeschlachtet werden? So ist es. Das Leben Eines Individuums ist nicht weniger werth als das Leben von einer halben Million Individuen. Ihr habt den Krieg herauf beschworen und wollt Ihr ihn zu einem e h r e n v o l l e n Ende bringen, wollen zwanzig Millionen Menschen sich nicht, zur ewigen Infamie in der Weltgeschichte, von fünf Millionen

besiegen lassen, wollt Ihr durch Zerstümmelung der Union keinen politischen Selbstmord begehen, so müßt Ihr bereit sein, auch ohne Handgeld, außer den jetzt verlangten 500,000 Mann noch so viele in's Feld zu stellen, gleichviel, ob Lincoln wiedererwählt, McClellan oder irgend ein Anderer Präsident wird. Soll eine Trennung und Aufrechterhaltung der Sklaverei das Resultat der Menschenschlächterei sein? Es ist eine Schmach, auch nur daran zu denken. Deutschland hat dreißig Jahre lang geblutet eines religiösen Irrthümer wegen, Ihr seid im Kampfe für die Freiheit schon im vierten Jahre müde und verzagt und scheint bereit zu sein, das Kleinod, für das Ihr zu dumm oder zu schlecht zu sein scheint, für ein Linsengericht an die Rebellen zu verkaufen, die man bewundern muß, indeß man Euch nur verachten kann.

Am 22. fuhr ich nach Cincinnati und von da 340 Meilen, ohne Aufenthalt in sechzehn Stunden nach St Louis. Das hiesige Courthaus ist endlich fertig und hat nach fünfundzwanzigjährigem Bauen, Repariren und Anbauen nun ein recht freundliches Ansehen. Missouri ist trotz alles Misere und aller radicalen Bestrebungen noch immer ein Sklavenstaat, und die Guerillas hausen da wieder ganz fürchterlich. Daß die große Mehrzahl der Deutschen von St. Louis für Fremont geht, ist ganz natürlich; denn Herr Lincoln hat nicht nur Herrn Fremont, sondern auch den Staat Missouri sehr schlecht behandelt.

Für das Triviale des Collectirens fand ich im Hause des Herrn Essigfabrikanten Seltz Entschädigung in angenehmer Gesellschaft bei Clavierspiel und Gesang.

Handel und Wandel sind in St. Louis sehr gut; an der belebten Levee lagen an hundert Dämpfer.

An Bord des Hawk-Eye State, von der Northern Line, fuhr ich nach Quincy, wo ich das Vergnügen hatte, im Hause des Dr. Ritter zu wohnen, dessen Gattin, eine gebildete Dame, Tochter des bekannten Schriftstellers Roßmäßler in Leipzig, kürzlich von einer Reise nach ihrer alten Heimath zurückgekehrt war.

Wir hatten 160 Invaliden an Bord — ein kläglicher Anblick! —

Der Hawk-Eye ist ein sehr gutes Boot; es machte im Juni 1861 die Reise von St. Louis nach St. Paul, 800 Meilen, in 3 Tagen, 6 Stunden und 20 Minuten.

Von Quincy ging es nach Springfield, Ills., und von da — indem der Zug zwischen hier und Decatur, wohin ich reisen sollte, aus den Schienen lief — nach Bloomington. Die hiesigen Deutschen bauen eben ein Schulhaus, in dem Herr Standau, *ci devant* Major im Hecker Regiment, als Lehrer fungirt.

Die Fahrt nach Peoria, bei 99 Grad im Schatten, war in dem mit Staub gefüllten Waggon höchst unangenehm. Große Plakate verkündeten hier eine demokratische Convention, bei welcher Vallandigham und andere ihm ähnliche ephemere politische Größen dem Publikum ihre friedliebende Weisheit auskramen werden, mit der heiligen Versicherung, die Constitution aufrecht zu erhalten, nicht zu stehlen und die Republik zu retten. Ach, wir kennen die Pappenheimer und ihre Verheißungen. Die Corruption ist nicht sectionell hier zu Lande, sondern national. Leider, leider!

Auch Peoria hat eine gute deutsche Schule, an welcher gegenwärtig drei Lehrer angestellt sind. Es sollte während meines Hierseins ein Picnic des Arbeiter-Vereins statt finden; doch Regen vereitelte das Fest. An Unterhaltungsplätzen fehlt es zu Peoria nicht. Da ist Fleck's Garten mit Kegelbahn, Hartmann's Gartenwirthschaft mit Concerten und Stribich's Flora-Garten für das „vergnügungssüchtige" Publikum.

Das Eisenbahn-Depot von Peoria gehört zu den schlechtesten im Lande. Die Gesellschaft muß entweder sehr geizig oder sehr arm sein, um die Passagiere so schonungslos zu maltraitiren.

In Gesellschaft des Lehrers Anker entschwanden mir angenehme Stunden. — Herr Anker besitzt eine große Bibliothek und eine gewählte Naturalien-Sammlung.

Peru war der letzte Geschäftsplatz, welchen ich bei dieser Tour zu berühren hatte; ich kam hier am 1. August an, wohnte bei Wohlwend, der ein gutes Haus hält, und reiste, ohne ferneren Aufenthalt, *per* Dampf, doch langsam genug, des niederen Wasserstandes wegen, nach St. Paul. Nach einigen Wochen geht es nach dem Osten

Mir geht es wie den Himmelskörpern, die stets in Bewegung sind. Von Lethargie und Versumpfen kann bei solchem Berufe wahrlich keine Rede sein. Wird Einem im Leben auch nicht Alles zur Last und zum Ekel, so wird doch endlich Alles gleichgültig; und die Veränderung ist doch wohl das beste Mittel, um „Leib und Seele" in Harmonie zu halten. Kein Licht ohne Schatten, kein Leben ohne Plage, ohne Sorgen, ohne Schmerz. Wohl Dem, dessen Schmerzen Venusgürteln umschlingen und den Minerva's Schild gegen die Pfeile des Unglücks schützt! Es hat so jedes Alter und jeder Stand seine Last zu tragen; der Eine mehr, der Andere weniger: ein Eldorado, von Engeln bewohnt, findest Du auf Erden nicht.

Eingesandt.

Das Augenpaar.

Von Henriette Ritz.

Als ich so sinend einsam stand,
Das Auge dann zum Himmel wand,
Da trieb es mich so mächtig fort;
Ich eilte hin zum heil'gen Ort.

Die Glocken läuteten so traut,
Im Tempel stand 'ne schöne Braut,
Gekleidet fein in zartem Weiß;
Doch ihre Wange glühte heiß.

Der Bräutigam umschlingt mit Lust
Das Kind und drückt's an seine Brust.
Ich konnt' Gedank,' Gefühl nicht einen,
Ich sah das Bild und mußte weinen.

Der Orgelton schlug zart an's Ohr,
Gesang erklang wie Geisterchor.
Ich wollte beten, fromm und mild;
Doch in dem Herzen stürmt' es wild.

Mit Weh blickt' ich zum Kreuze hin,
Beengt in meinem tiefsten Sinn.
Was ist mit Dir? frug ich mich still,
Das kann nicht sein des Herren Will!

O, hilf mir doch, Du großer Gott,
Daß ich nicht werd' der Frommen Spott!
O, löse Du die Zunge mir,
Ich will Dich preisen für und für.

Doch Alles, Alles war vergebens,
Verbittert war mein Born des Lebens;
So recht betrübt stand ich dann auf,
Ließ den Gefühlen ihren Lauf.

Und als ich aus der Kirche war,
Empfing mich hehr das Sternenpaar.
O, Himmel, ach, wie soll das enden,
Da diese Sterne mich so blenden?

Ich ging nun in mein Kämmerlein,
Um da recht gut und fromm zu sein;
Doch, ach, die Sterne folgten mir,
Ob ich verschlossen auch die Thür'.

Nun ward mir Alles sonnenklar,
Mein Gott ist ja ein Augenpaar,
Und wenn's im Innern toben will,
Wird mir durch jene Augen still.

Das Leben des Blutes.

Von Rudolph Virchow.

Es hat seit alten Zeiten zwei sich widerstreitende Parteien in der Medicin gegeben, welche die Lehre von der Krankheit, die Pathologie, je nach ihrer Ansicht von der Natur des Lebens verschieden ausbeuten. Man hat sie die humoralpathologische und die solidarpathologische genannt, je nachdem sie das Leben in den Flüssigkeiten (*humores*) oder in den festen Theilen (*solida*) des Körpers suchen und dem entsprechend auch in der Krankheit bald den flüssigen, bald den festen Theilen des Leibes mehr Gewicht beilegen. Die humorale Theorie ist die älteste und sie hat sich zugleich der größten Verbreitung bis in unsere Zeit zu erfreuen gehabt. Es begreift sich aber leicht, daß unter den Flüssigkeiten des Körpers eine vor allen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, das Blut nämlich, dieser „edelste Saft," dessen entscheidende Bedeutung für das Leben unter streitbaren Völkern durch die tägliche Erfahrung immer wieder in Erinnerung gebracht wird. Die alten Religions-Urkunden geben darüber hinlänglich Zeugniß.

„Des Leibes Leben," heißt es im 3. Buch Moses 17, 14, „ist in seinem Blut, so lange es lebet," und noch bestimmter steht im 5. Buch 12, 23: „das Blut ist die Seele, darum sollst du die Seele nicht mit dem Fleische essen." Es war dies noch eine sehr grob mechanische Anschauung, welche erst nach und nach gegen die andere eingetauscht wurde, die wir bis in die neueste Zeit verbreitet finden, daß nämlich nicht das Blut selbst die Seele sei, sondern daß nur die Seele im Blute ihren Sitz habe, und daß erst durch die Seele das Blut belebt werde.

Als mehr solidarpathologische Lehren auflamen, als namentlich in der jüngsten Zeit das Nervensystem zu immer größerer Bedeutung in der Vorstellung der Gelehrten aufwuchs, schien es vorzüglicher zu sein, auch das Leben und die Seele in die festen Theile und unter diesen wieder in den edelsten unter ihnen, die Nervencentra zu verlegen. Für die Pathologie folgte daraus eine eigenthümliche Richtung, die sogenannte Neuropathologie, welche das Blut eben nur als einen für die Einwirkungen der Nerven besonders befähigten Saft ansah. Damit wurde aber für den Laien die Frage immer unzugänglicher, und der Streit über einen so unmittelbar die nächsten Interessen jedes denkenden Mannes berührenden Gegenstand blieb fast ganz und gar innerhalb der Kreise der gelehrten Aerzte abgeschlossen.

Dieser Zustand muß wieder einmal aufhören. Der gebildete Mensch soll nicht blos seinen eigenen Leib kennen, weil eine solche Kenntniß zur Bildung gehört, sondern vielmehr deshalb, weil zuletzt die Vorstellung, die man sich von sich selbst macht, die Grundlage für alles weitere Denken über den Menschen wird. Verlegt man das Leben in die Seele und löst man schließlich, wie es jetzt gewöhnlich geschieht, die Seele gänzlich vom Leibe ab, so daß der letztere nur einer der Gegenstände wird, auf den die Seele einwirkt, so wird der Leib etwas Niedriges, Gemeines, das so sehr als irgend möglich in den Hintergrund gedrängt werden muß, ja dessen Zerstörung erst die Freiheit der Psyche bedingt. Das Leben des Körpers ist aber dann nicht das wahre Leben, sondern nur ein fremdes, gewissermaßen ein Scheinleben, eine Täuschung, eine Maske.

Will man die Frage von dem Leben ganz und gar mit der Frage von der Seele zusammenwerfen, so genügt es nicht, von Thierseelen zu sprechen, sondern man muß auch die Pflanzenseele zulassen. Dies mag sehr poetisch sein, aber Niemand wird sich verhehlen, daß damit der ganze egoistische Gewinn verloren geht, den der spekulirende Mensch für sich zu machen gedenkt, und daß, um etwas von diesem Gewinn zu retten, innerhalb des seelischen Gebietes wieder ein ähnlicher Gegensatz zwischen höheren und niederen Seelen gemacht werden muß, wie ihn die Naturforschung, freilich in ganz anderer Weise, zwischen Leben und Seele macht, indem sie die Erscheinungen der Seele eben als die höchste Aeußerung des Lebens in den für diesen Zweck am vollkommensten organisirten Wesen betrachtet.

Nachdem wir wissen, daß alles pflanzliche und thierische Leben an die orga-

nische Zelle gebunden ist und die Vorgänge des Lebens Thätigkeiten der Zellen sind, welche in bald einfacherer, bald zusammengesetzter Weise den Leib des Lebendigen aufbauen, so bleibt uns kein anderer Schluß übrig, als daß jeder einzelne Theil für sich Leben hat. Das Leben des Ganzen ist dann eben die Summe des Lebens der Einzeltheile, und nur diejenigen Einzelntheile können hinwiederum als lebendige gelten, deren zellige Natur ermittelt werden kann. Dürfen wir in diesem Sinne von einem Leben des Blutes sprechen?

Es sind kaum zweihundert Jahre her, seit man entdeckte, daß das Blut kein bloßer Saft, auch kein bloßes Gemisch von Säften sei, wie das ganze Alterthum und Mittelalter angenommen haben. Unter dem Mikroskop sah zuerst ein italienischer Forscher, Marcello Malpighi, nicht blos den Lauf des Blutes in den feinsten Gefäßen, sondern auch die Blutkörperchen. Allein die allgemeine Anschauung jener Zeit war der Deutung dieses Fundes nicht sehr günstig. Vielmehr machte sich mehr und mehr die Vorstellung geltend, daß fast alle Flüssigkeiten gewisse Körper enthalten und daß nicht blos die verschiedensten menschlichen Säfte, sondern auch das gewöhnliche Wasser voll von besonderen, wie Manche meinten, belebten Körpern sei. Noch jetzt ist keine Annahme mehr verbreitet, als die, daß jeder Wassertropfen zahllose Wesen einschließe, daß wir bei jedem Trunk Heere von kleinsten Thieren verschlingen und es macht Manchem eine Art von grausamer Freude, zu denken, daß durch die ganze Natur ein infusorielles Allleben verbreitet sei. Auch dies sind Täuschungen. Reines Wasser ist auch mikroskopisch rein, und die meisten Säfte des thierischen Körpers, insbesondere die Ausscheidungs-Flüssigkeiten, enthalten entweder gar nicht, oder nur zufällig und unwesentlich körperliche Theile.

Mit dem Blut ist es nicht so. Es giebt kein Blut ohne Körperchen: erst durch seine Körperchen wird das Blut wirklich Blut; nimmt man sie hinweg, so bleibt ein einfacher Saft, eine klare Flüssigkeit ohne Farbe zurück, eine Flüssigkeit, vergleichbar dem reinen Ichor, den die alten Griechen als Blut der Götter betrachteten. Das Blut des Menschen und aller Wirbelthiere ist roth und diese Farbe, welche beständig ist, so lange das Blut noch erhalten bleibt, verdankt es der Anwesenheit kleiner Körperchen, der sogenannten Blutkörperchen. Freilich giebt es auch farblose oder, wie man auch wohl sagt, weiße Körperchen im Blut des Menschen, ja unter krankhaften Verhältnissen, zumal in der von mir unter dem Namen der Leukämie beschriebenen Krankheit, kann die Zahl der Farblosen sich so vermehren, daß man wenigstens figürlich von einem „weißen Blute" sprechen kann. Aber das ist auch nicht das rechte Blut; der Mensch kann auf die Dauer damit nicht bestehen.

Die rothen Blutkörperchen sind sehr kleine Gebilde. Sie stellen plattrunde, münzenförmige Scheiben dar, welche von jeder ihrer beiden Flächen her etwas eingedrückt sind und daher eine dünnere Mitte, einen dickeren Rand besitzen. Es sind biconcave Linsen von so geringer Dicke, daß ihr Flächendurchmesser fast fünf Mal mehr beträgt, als der Dickendurchmesser. Etwa 1500 solcher Linsen, auf einander gehäuft, würden den Raum einer Linie ausfüllen, während 300 bis 400 neben einander gelegt, dazu schon hinreichen würden. Nach den Zählungen, welche Vierordt und Welcker vorgenommen haben, würden in jedem Cubikmillimeter*) Blut des Mannes etwa 5, des Weibes 4½ Millionen, in dem gesammten Blute des Mannes beiläufig 60 Billionen solcher Körperchen enthalten sein. — Welch' eine Welt des Kleinen in einem einzigen Theile des menschlichen Lebens! welch' staunenswerthe Schaar thätiger Gebilde! Billionen von Sternen erfüllen den Himmelsraum, aber Billionen von Meilen liegen zwischen ihnen und schwächen ihr gegenseitiges Aufeinanderwirken; einsam wandelt jetzt fast jeder seine vorgezeichnete Bahn. So auch kreisen im Blute des Menschen Billionen von Körpern, aber ihre Entfernung von einander ist die allerkleinste. Denn die Flüssigkeit, in welcher sie schwimmen und welche sie von einander trennt, beträgt nicht zweimal so viel an Masse, als die Körperchen selbst ausmachen. Hier ist die „Wirkung in die Ferne" fast aufgehoben; alle Bewirkung, sowohl der Blutkörperchen auf einander, als des Blutes auf andere Theile erfolgt in nächster Nähe fast in unmittelbarer Berührung. Hier kann daher die Contactwirkung (Katalyse), in den Vordergrund treten, und wie mächtig sie sein muß, das kann nicht zweifelhaft sein, wenn man die unfaßbar große Zahl der wirkenden Einheiten ins Auge faßt.

Aber sind die Blutkörperchen die wirkenden und lebenden Einheiten des Blutes? Gerade in diesem Punkt unterscheidet sich unsere Auffassung am meisten sowohl von der alten, als von der neueren Lehre. Für die alte Auffassung lag ein gewichtiger Grund für die Ansicht von dem Leben des Blutes in der Kenntniß von der Bewegung desselben. Freilich ist es für uns, die wir die Lehre von dem Kreislauf des Blutes in uns aufnehmen, sehr schwer, uns überhaupt ganz in die Gedanken der Alten über die Bewegung des Blutes hineinzudenken. Wir vergessen leicht, daß erst im Jahre 1628 der berühmte Leibarzt der stuartischen Könige, William Harvey, den Nachweis von dem in sich zurückkehrenden Kreislaufe des Blutes lieferte und daß erst in unseren Tagen die deutschen Anatomen dargethan haben, daß auf seinem langen Wege das Blut überall in geschlossenen Röhren, in Gefäßen mit eigenen Wandungen enthalten ist. Wir wissen jetzt, daß das Herz der Mittelpunkt und das wirkende, das arbeitende Organ ist, welches, indem es immer neue Massen von Blut in die Pulsadern (Arterien) treibt, das übrige Blut in den Gefäßen fortschiebt, bis es durch die feinsten Haarröhrchen (Capilla-

*) Ein Millimeter beträgt etwas weniger als ½ Linie des rheinländischen Maaßes.

ten) in die Blutadern (Venen) überströmt und durch diese dem Herzen wieder zuströmt, um von Neuem in Arterien gedrückt zu werden. Für uns ist also diese ganze Bewegung des Blutes eine mechanische im gröbsten Sinne des Wortes; sie ist nicht dem Blute eigenthümlich, sondern vielmehr ihm mitgetheilt. Das Blut ist leidend (passiv) und nur das Herz und zu einem sehr kleinen Theile die Gefäße sind thätig (activ). Steht das Herz still, so steht auch der Kreislauf.

Das Alterthum wußte nichts vom Kreislauf. Es kannte keine Haargefäße (Capillaren), welche eine offene Verbindung zwischen Schlag und Blutadern unterhalten; es wußte nicht, daß die Schlagadern Blut führen und daß jeder Puls eine neue, vom Herzen hereingetriebene Blutportion bezeichnet. Das Blut bewegte sich nach antiker Vorstellung nur in den Blutadern (Venen), während die Schlagadern Luft (*Pneuma*) führten und daher ihren Namen Arterien (Luftadern) empfingen. Die Bewegung des Blutes konnte daher nur in einem Hin- und Hergeben der Säule, in einem Hin- und Zurückströmen von einem Orte zum anderen bestehen, und da man geneigt war, jeder solchen Hinströmung einen besonderen, gerade für diesen Fall berechneten Zweck zuzuschreiben, so bekam jede Bewegung unwillkührlich einen inneren Grund, eine innere Ursache, über deren Größe und Bedeutung die einzelnen Schulen sehr verschiedenartig dachten.

Auch in unserer materiellen Zeit haben es Einzelne versucht, dem Blute eine gewisse Selbstständigkeit der Bewegung zu sichern. Vergeblich! Der Zustand, die Zusammensetzung des Blutes mag die Bewegung begünstigen oder erschweren; der Grund der Bewegung, die Kraft liegt außerhalb des Blutes selbst. Die Bewegung ist nicht das Leben des Blutes, sondern nur ein Mittel dazu; die Bewegung selbst ist eine That des lebenden Herzens, sie ist Muskelarbeit. Denn das Herz ist unser kräftigster Muskel.

So ist es geschehen, daß man immer mehr davon abgekommen ist, das Blut als einen belebten Theil zu betrachten. Selbst als man längst wußte, daß Körperchen darin enthalten sind, dachte man sich doch nur eine mechanisch bewegte Flüßigkeit, welche, wie ein Strom, die in ihn gelangenden Stoffe mit sich trage und sie hier und da wieder absetze. Man gewöhnte sich, das Blut als den Mittelpunkt des Stoffwechsels anzusehen, dem die einzelnen Stoffe auf eben so grob-mechanische Weise zugebracht oder entzogen würden, wie es grob-mechanisch bewegt würde. Ja, das ist noch in diesem Augenblicke die Ansicht aller der Naturforscher, welche das Leben von dem grob-chemischen Gesichtspunkte aus ansehen.

Für uns, vom Standpunkt der cellularen Theorie des Lebens aus, giebt es allerdings noch ein wirkliches Leben des Blutes, eine innere lebendige Bewegung desselben im Gegensatze zu der blos äußeren und mitgetheilten. Das Blut ist nicht blos die strömende Masse der im Körper wechselnden Stoffe, nicht blos die Straße des Verkehrs, sondern es enthält zugleich die thätigen Arbeiter, ohne welche der Verkehr unmöglich wäre. Diese Arbeiter sind Blutkörperchen. Obwohl sie unter harter Frohne stehen, obwohl sie gehen müssen, wohin sie gedrängt werden, und nicht gehen können, wohin sie wollen, ja, obwohl sie nicht einmal wollen können, so sind sie doch ihrem inneren Wesen gemäß thätig. Diese Thätigkeit ist ihre eigene und der Fortbestand derselben ist an den Fortbestand des Lebens gebunden.

Es mag genügen, dasjenige zu erwähnen, was uns gegenwärtig als das Hauptgeschäft der Blutkörperchen erscheint. — Das ist der Transport der Gase, das, was wir kurzweg in seinen Enderfolgen unter dem Namen der Athmung (Respiration) zusammenfassen. Das Blut strömt vom Herzen und zwar von der rechten Kammer desselben in die Lungen und nimmt hier aus der eingeathmeten Luft Sauerstoff auf. Damit beladen kehrt es zur linken Herzkammer zurück und von hier wird es gewaltsam in die Arterien getrieben. So gelangt es zu allen Theilen der Oberfläche und des Innern. Hier giebt es seinen Sauerstoff mehr oder weniger vollständig ab und nimmt dafür eine andere Gasart, Kohlensäure auf. Damit beladen strömt es durch die Venen zur rechten Herzkammer zurück, um von Neuem in die Lungen getrieben zu werden. Für den Sauerstoff, den es hier aufnimmt, giebt es seine Kohlensäure ab, die mit der ausgeathmeten Luft in die äußere Atmosphäre zurückkehrt.

Das ist der einfache, grobe Hergang, den alle Welt kennt. Aber nur zu selten denkt man daran, und selbst der Arzt erinnert sich dessen zuweilen schwer, daß die Blutkörperchen es sind, an deren Zuthun das Alles geknüpft ist. Lassen Sie uns also einen Augenblick diese kleinen Gebilde, diese großen Wohlthäter des Leibes, diese fleißigen Arbeiter betrachten.

Jedes Blutkörperchen ist, wie jedes organische Element, ursprünglich eine Zelle. Als solche besteht es aus einem Kern, einer Haut (Membran) und einem zwischen Haut und Kern befindlichen Inhalt. Alle Wirbelthiere, mit Ausnahme der Säugethiere, behalten in ihren Blutkörperchen die Kerne; bei den Säugethieren und dem Menschen gehen diese später oder früher zu Grunde, und das kreisende Blutkörperchen ist nur ein flaches Bläschen, das innerhalb einer sehr elastischen Haut einen ziemlich dichten Inhalt umschließt. Die Haut ist es, welche dem ganzen Körperchen die Form erhält und den Inhalt zusammenhält, welche also den Bestand des Elementes für eine gewisse Zeit sichert; sie ist durchdringlich für gewisse Stoffe, aber sie setzt anderen Hindernisse entgegen: sie schützt also den Inhalt vor manchen verderblichen Einwirkungen, denen er sonst ausgesetzt sein würde.

Aber uns für den eigentlichen Zweck des Blutes Wichtige ist doch der Inhalt. Es ist dies eine im Großen rothe Masse,

welche nicht nur dem Blut Farbe, sondern auch der Oberfläche des Körpers, insbesondere den Lippen, den Wangen Colorit giebt. Diese rothe Masse besteht außer allerlei anderen Stoffen zu einem großen Theile aus dem eigentlichen Blutfarbestoff, Hämatin oder Blutroth genannt, und dieses ist der Stoff, welcher den Sauerstoff aufnimmt und den Gasverkehr vermittelt. So sind die Blutkörperchen, so lange sie den Blutfarbestoff zusammenhalten und derselbe seine natürliche Beschaffenheit bewahrt, die eigentlichen Athmer (Respiratoren) des Körpers. Bei der großen Arbeitstheilung der lebenden Elemente des Körpers fällt ihnen diese Verrichtung ganz ausschließlich zu.

Um sie aber verrichten zu können, müssen sie an den Ort gebracht werden, wo sie arbeiten können und das Arbeitsmaterial muß ihnen zur Hand sein. Das ist der Sinn des Blutkreislaufes. Nirgends sind die Bedingungen für eine schnelle Arbeit so günstig, wie in den Lungen. Bei jedem Einathmen stürzt die äußere Luft durch die größeren Luftwege (Mund oder Nase, Kehlkopf oder Luftröhre) in die Lungen ein und gelangt zuletzt in kleine Säcke, die Lungenbläschen. Hier ist es, wo das Blut, welches, mit Kohlensäure beladen, vom rechten Herzen vorwärts getrieben wird, in die nächste Nachbarschaft der Luft geführt wird. In der Wand der kleinen Lungenbläschen, nur unvollständig gedeckt durch ein ganz dünnes Zellenlager, verbreiten sich die feinsten Haarröhrchen in so großer Zahl, daß die Räume, welche zwischen ihnen übrig bleiben, kaum so viel betragen, als der Raum, welchen die mit Blut gefüllten Haargefäße selbst einnehmen. Die größte Masse von Blut kommt hier in die nächste mögliche Berührung mit der eingeathmeten Luft; die Kohlensäure entweicht aus dem Blute und tritt an die Luft, während zugleich das Blutroth in den Körperchen den Sauerstoff aus der Luft anzieht. Jeder Athemzug erneuert die Luft und führt neue Mengen von Sauerstoff aus der äußeren Atmosphäre dem Blute zu.

Das ist die Lebensluft, welche der Mensch durch Nase und Mund einzieht, welche dem Scheintodten eingeblasen wird. Das ist der Lebensgeist, den das Alterthum mit der Seele zusammenwarf und den die griechische Sprache mit dem Athem (*Pneuma*) unter demselben Namen zusammenfaßt. Daher sagt man noch heute von den Sterbenden, sie „hauchten" ihre Seele aus. Jeder Körpertheil, der seine Verrichtungen fortsetzen will, bedarf der Zufuhr von neuem Sauerstoff, oder, genauer gesagt, der Zufuhr von sauerstoffhaltigem arteriellen Blute, und gleichwie der ganze Mensch alsbald erstickt, wenn die Möglichkeit des Athmens abgeschnitten wird, so erstickt auch der einzelne lebende Theil, sobald er nicht mehr vom Blute den Sauerstoff empfängt, sobald er nicht mehr athmen kann.

Die plötzliche Vernichtung der Thätigkeit der edelsten Theile, der Mittelpunkte des Nervensystems bezeichnet man seit alter Zeit als Schlag (Apoplexie). Es ist bekannt, daß am häufigsten eine solche Unterbrechung der Gehirnthätigkeit durch die Zerreißung von Blutgefäßen und den Austritt des Blutes in die Hirnsubstanz erfolgt, wobei das Hirn theils zertrümmert, theils der Zufuhr von neuem arteriellen Blute beraubt wird. Aber ich habe gezeigt, daß es eine Art von Schlag giebt, welche sich von diesem „Schlagflusse" oder „Blutschlage" dadurch unterscheidet, daß plötzlich ein Mangel an Blut, eine Unterbrechung der Blutzufuhr stattfindet, indem feste Körper im Innern des Gefäßsystems gebildet werden und die Lichtung der Gefäßröhren unterbrechen (embolische Apoplexie). Fast in demselben Augenblicke, wo das Gefäß verstopft worden ist, schwindet auch schon die Empfindung, der Wille, das Bewußtsein.

Aehnlich, wie mit dem Gehirn, ist es mit den Muskeln. Indem ein Muskel sich zusammenzieht, um den Arm oder das Bein oder sonst irgend einen Theil zu bewegen, so athmet er auch Sauerstoff. Wird die zuführende Arterie verstopft, so ist der Muskel gelähmt; dauert die Verstopfung längere Zeit, so verfällt er in dieselbe Starre, welche wir nach dem Tode an den Muskeln eintreten sehen. Denn in der That stirbt der Mensch auch bei dem gewöhnlichen Tode nicht auf einmal: ein Theil nach dem andern verliert das Leben und die Lebenseigenschaften, und erst, wenn das Nervensystem schon völlig todt ist, beginnt das Sterben der Muskeln. Jedoch selbst in der eigentlichen Todtenstarre ist das Muskelfleisch noch nicht ganz todt. Herr Brown-Sequard schnitt einem Hingerichteten den Arm ab, als derselbe starr geworden war, ließ sich dann schnell zu Ader und spritzte sein warmes Blut in die Adern des abgeschnittenen Armes: nach kurzer Zeit wurden die Muskeln wieder weich und reizbar, um später von Neuem zu sterben.

So wechselt Ohnmacht und Scheintod mit Kraft und Leben. Ist das nicht wirklich Lebensluft, die den Theilen zugeführt wird und so mächtige Wirkung an ihnen entfaltet? Vergessen wir dabei Zweierlei nicht. Alle Zufuhr von Lebensluft hilft nichts, wenn der Theil nicht lebt; keine Lebensluft macht einen wirklich todten Theil oder Körper lebendig. Denn die bloße Aufnahme von Sauerstoff erzeugt kein Leben, keine Kraft, keine Verrichtung. Auch der todte Theil nimmt von dem Sauerstoff auf, der ihm dargeboten wird, aber darum lebt er nicht; im Gegentheil er zersetzt sich, er fault, er wird wieder „Staub, von dem er genommen." Welcher Widerspruch! Dasselbe Gas, welches dem Lebenden neues Leben erzeugt, bringt dem Todten die Verwesung die Auflösung. Ist hier nicht eine Täuschung?

In der That, so ist es. Aber nicht die Erfahrung lügt, sondern die Deutung. Der Sauerstoff macht in beiden Fällen dasselbe, nicht das Leben, sondern die Zersetzung. Er bringt dem lebenden Theile nichts anderes, als dem todten, nämlich sich selbst. Und indem er sich mit den Stoffen des lebenden oder todten Theils verbindet, [illegible]rt, indem er so die vorher bestehen

dungen auflöst und zersetzt, so wirkt er in jedem Falle zerstörend, und das Leben würde sich unter seiner Einwirkung nicht erhalten, wenn der organische Theil die durch die Sauerstoff-Verbindung (Oxydation) verbrauchten Stoffe nicht fort und fort durch neue ersetzte und die alten, verbrauchten schließlich, zum Theil als Kohlensäure, dem Blute zurückgäbe, damit sie aus dem Körper ausgeschieden und entfernt würden. Ohne den Stoffwechsel würde der Sauerstoff also auch die lebenden organischen Theile zerstören, wie er die unorganischen zerstört.

Wir stoßen hier auf die bedeutungsvolle Thatsache, daß gerade diejenigen Vorgänge des Lebens, welche wir als die höchsten und edelsten betrachten, Nerven- und Muskelthätigkeit nur unter Zersetzung des organischen Stoffes, unter chemischer Veränderung des Zelleninhaltes vor sich gehen. Unter einer jeden lebendigen Verrichtung zerstört sich der Körper in gewissen seiner Theile und ohne eine solche Zerstörung ist die Verrichtung unmöglich. So ist jede Function an mechanische Veränderung der Substanz geknüpft. Aber diese Veränderungen können, so große Verluste sie auch bringen mögen, doch wieder ausgeglichen werden und sie haben zugleich eine sehr große Bedeutung für die Gesammtheit des Organismus.

Die Verbindung des Sauerstoffs mit organischen Körpern, die Oxydation des organischen Stoffes nennen wir Verbrennung. Ist der organische Stoff im besten Zustande der Vorbereitung, so geschieht die Verbrennung unter Freiwerden von Licht; wir sehen die Flamme. Geschieht die Verbrennung sehr langsam oder an sehr zerstreutem Stoff, so fühlen wir nur die Wärme. Das ist es, was im Körper stattfindet. Der Organismus heizt sich selbst, er hat Eigenwärme, und jede Verrichtung steigert dieselbe. Alle Theile des Leibes sind der Verbrennung zugänglich, aber nicht alle tragen in gleicher Weise dazu bei; manche sind starrer und beständiger, andere mehr wechselnd und weniger widerstandsfähig. Aber alle bedürfen einer gewissen Wärme, um sich zu erhalten, und so deckt einer des anderen Bedürfniß. Und für alle bringen die kleinen Blutkörperchen den Sauerstoff herbei, aus dem die Verbrennung erfolgt mit dem die Heizung besorgt wird. So ist der Organismus ein großer Ofen, der sich von unsern gewöhnlichen Oefen, dadurch unterscheidet, daß er an Holz Ueberfluß, an Sauerstoff oft Mangel hat, während die gewöhnlichen Oefen an Sauerstoff Ueberfluß, an Holz oft Mangel haben.

Auch die Blutkörperchen selbst, diese fleißigen Arbeiter, werden endlich durch ihre Arbeit erschöpft und vernichtet. — Ihre Substanz zerfällt und aus den Zersetzungsstoffen des Blutroths gehen die Farbstoffe der Galle hervor, Stoffe, welche dem Körper nichts mehr nützen, und welche daher aus demselben entfernt werden. Woher bezieht nun das Blut seinen Ersatz an neuen Zellen? Ist es selbst fruchtbar genug, um sich aus sich selbst zu ergänzen? Bis jetzt ist es nicht gelungen, etwas der Art zu entdecken; vielmehr liegen die Quellen des Ersatzes außerhalb des Blutes selbst. Das Blut ist nicht da erzeugt, wo wir es finden; die Blutkörperchen sind Fremdlinge auf den Bahnen, auf denen sie umgetrieben werden, Auswanderer, die nirgend mehr eine Heimath finden, die auf der Wanderung ihren Untergang erleiden. Soll daher das Blut sich ergänzen, so bedarf es immer neuer Zufuhr von Blutkörperchen, und zwar in dem Maaße mehr, als mehr Körperchen zerstört werden oder verloren gehen. Der Verlust selbst muß ein Anreiz zu neuer Bildung sein.

Und so ist es in der That. Nach den größten Verlusten kann sich unter sonst günstigen Verhältnissen das Blut in erstaunlich kurzer Zeit ergänzen. Aber von wo ergänzt es sich? Gewöhnlich stellt man sich vor, es geschehe dies aus der Nahrung. Gebe man jemand nur recht zu essen, lasse man ihn recht viel und gutes Fleisch genießen, so wird er schon wieder Blut bekommen. Mag sein, aber das Fleisch allein thut es auch nicht. Mancher wird bei der besten Nahrung immer blasser und die Bleichsucht ist keineswegs eine Krankheit blos der Armen und Hungernden. Auch diese oder jene andere Substanz thut es nicht. Seitdem man weiß, daß das Blutroth stets einen gewissen Gehalt an Eisen besitzt, hat man mehr und mehr angefangen, die Blutarmuth mit Eisen zu behandeln, aber es will auch nicht immer nützen. Könnten sich die Blutkörperchen einfach aus ihren Bestandtheilen zusammensetzen gewissermassen aus ihrer Mutterlauge herauskrystallisiren, so würde es wohl gehen, aber jede thierische Zelle braucht ihr Muttergebilde, von dem sie gezeugt wird.

Auch das Blut hat seine Muttergebilde. Es sind dies gewisse Drüsen, namentlich die Milz und die Lymphdrüsen, jene kleinen Organe, welche zerstreut an verschiedenen Stellen des Leibes, z. B. am Halse, in der Achselhöhle oder im Innern der großen Höhlen des Leibes gelagert sind. Hier entstehen immer neue Zellen und von da wandern sie mit der Lymphflüssigkeit dem Blute zu. Dieses ist daher in seinen Zuständen abhängig von der Lymphe und weiterhin von den lymphatischen Drüsen, und die Krankheiten dieser Drüsen haben schnellen Einfluß auf die Mischung unseres edelsten Saftes. In der gewöhnlichsten Drüsenkrankheit, den Skropheln, verarmt das Blut in der Regel schnell an rothen Körperchen, und die sorgfältigste Pflege genügt manchmal nicht, um die Mutterorgane wieder so weit in guten Stand zu setzen, daß ein richtiges Mischungsverhältniß des Blutes gewonnen wird.

Das ist das Leben des Blutes: eine lange, wechselvolle Geschichte voller Leiden und Thaten, aber in jedem Augenblicke voll von Wichtigkeit für jeden einzelnen Theil, wie für das Ganze des menschlichen Leibes. An vielen Punkten des Körpers liegen die Muttergebilde, die Lymphdrüsen zerstreut, so daß eine Grup-

pe unthätig sein, ja selbst ausfallen kann, ohne daß dadurch das Zeugungsgeschäft neuer Elemente ausgeschlossen wird. — Speise und Trank, Luft und Wärme, Reibung und Stoß erregen die Muttergebilde zu gesteigerter Thätigkeit. Aber zu großer Reiz macht Krankheit: Die Drüse schwillt, ihre Thätigkeit nimmt andere Formen an, das Blut leidet. Darum ist die Cultur der Haut, die Sorge für die Schleimhäute, die Wahl nicht zu reizender Nahrungsstoffe und Getränke gerade in jener Zeit so überaus wichtig, wo das Entwickelungsleben des jungen Menschen noch in vollster Gestaltung begriffen ist.

Sind aber einmal die Körperchen im Blute angelangt, dann ist die wichtigste Sorge darauf zu richten, daß der Gasverkehr ungestört vor sich gehen könne. — Die Kohlensäure entweicht nicht nur durch die Lungen, sondern zum Theil auch durch die Haut; daher ist die Reinlichkeit der Haut durch Waschen und Baden, die Erregung derselben durch frische Luft und Kälte von so hoher Bedeutung. Aber das Wichtigste bleibrn doch die Lungen. Denn hier ist es, wo der eigentlich positive Akt, die Sauerstoff-Aufnahme hauptsächlich erfolgt und alle Mühe muß darauf verwendet werden, diese Aufnahme so vollständig als möglich erfolgen zu lassen.

Zweierlei ist dabei von besonderer Wichtigkeit. Die Erfüllung der Lungenbläschen mit Luft erfolgt durch Muskelthätigkeit. Die Athemmuskeln, namentlich das Zwerchfell erweitern durch ihre Zusammenziehung den Brustraum und zwingen so die Luft, in die Lungen einzustürzen. Hemmt man die Athembewegungen durch unpassende Kleidungsstücke, durch Schnürleiber, durch anhaltendes Sitzen, oder lernt man es nicht, die Athemmuskeln ordentlich zu gebrauchen, die Gymnastik der Brust nicht ganz in die Gewalt zu bekommen, so nützt alles Andere wenig. Die Oekonomie des Körpers bleibt dann für immer unvollständig und wenn sie auch durch allerlei Nothbehelf nothdürftig geregelt wird, so bringt jeder Ausnahmefall sie doch wieder in Störung.

Aber auch die größte Freiheit, die beste Gymnastik der Brust hilft nichts, wenn die Luft nichts taugt, wenn sie nicht den genügenden Gehalt an Sauerstoff besitzt, oder wenn sie vielleicht gar umgekehrt schädliche Stoffe führt. Unter den Gasen, welche in der Luft verbreitet sein können, giebt es solche, welche positiv schädlich, andere, welche nur negativ schädlich sind, insofern sie nicht im Stande sind, den fehlenden Sauerstoff zu ersetzen. Zu jenen gehört das Kohlenoxydgas, zu diesen die Kohlensäure und der Stickstoff. Das Kohlenoxyd, ein Gas, welches durch unvollkommene Verbrennung von Holz oder Kohlen entsteht und in unseren Oefen so leicht erzeugt wird, wenn die Verbrennung zu früh unterbrochen wird, ist ein wirkliches Gift, denn es verbindet sich mit dem Blutroth, wie Sauerstoff, aber nachdem es sich einmal verbunden hat, ist es nicht mehr davon trennbar. Jedes Blutkörperchen, das durch die Aufnahme von Kohlenoxyd vergiftet ist, kann der Athmung nicht mehr dienen; es ist verloren. Daher sind schon kleine Mengen von Kohlenoxyd so überaus schädlich. Aber auch jene anderen, mehr negativ gefährlichen Gase häufen sich leicht in der Luft, besonders schlecht ventilirter Wohnungen und Arbeitssäle auf und machen die Athmung unvollständig. Darum sind die Blut- und Lungenkrankheiten in Städten so viel häufiger, als auf dem Lande, darum bleichen und welken die Menschen bei aller Gesittung des Lebens, darum steigt die Sterblichkeit trotz aller Fortschritte der häuslichen Bequemlichkeit. — Gymnastik, (Arbeit, Turnen) und Ventilation sind die großen Regulatoren dieser Störungen. Ohne sie krankt das Blut, ohne sie sinkt das Leben, ohne sie gewinnt der Tod immer reichere Beute und die fieberhafte Arbeit unserer Civilisation beschleunigt nur den Verfall der Generation.

Sätze über den Zorn.

Von Annäus Seneca.

Für die Fackel aus dem Lateinischen übersetzt von

S. Ludvigh.

Es gab Weise, die den Zorn einen „kurzen Wahnsinn" nannten. Denn er ist seiner selbst nicht mächtig, er kennt weder das Schickliche, noch das Nothwendige; er ist weder einem Rath, noch der Vernunft zugänglich; durch geringfügige Ursachen getrieben, vermag er weder das Rechte, noch das Wahre zu erkennen und gleicht den Ruinen, die, indeß sie Anderes zu Grunde richten, sich zugleich selbst zerstören.

So wie man den Wahnsinnigen an gewissen Zeichen in den Gesichtszügen, an der Stirne, an der Farbe, an der Bewegung der Hände u. s. w. erkennt, eben so den Zorn.

Es ist kein Thier von Natur so grausam, so gefährlich, daß es nicht durch Zorn noch grausamer, noch gefährlicher würde.

Betrachtet man die Folgen des Zorns, so mag man ihn füglich die größte Pest des Menschengeschlechtes nennen. Gift und Todtschlag, zerstörte Städte, vernichtete Nationen, Krieg und Verheerung sind die Folgen des Zorns.

Wo gelinde Mittel nicht hinreichen, im Körper Heilung hervorzubringen, dort müssen strenge angewendet werden. So im moralischen Leben. Wenn Rath und gute Worte nicht ausreichen, um das Laster zu vermeiden und die Tugend zu schätzen, hat man zur Strafe Zuflucht zu nehmen, die jedoch anfangs gelind sei, damit Niemand gestraft werde aus Zorn oder Rache. Der gute Mensch, sagt Plato, thut Niemanden weh; es ist die Strafe so weh thut.

Am Besten ist es, den Zorn im Keime zu ersticken und sich stets bestreben, vom Zorn sich nicht überwältigen zu lassen. — Wo sich unser der Affect einmal bemeistert hat, dort ist es schwer, der Vernunft

zu gehorchen; er thut was er thun will, nicht Das, was wir ihm zu thun gestatten. „Aristoteles irrt, indem er sagt, der Zorn sei nothwendig; doch müsse man ihn nicht als Führer, sondern als Soldat gebrauchen.“ Folgt er der Vernunft, wohin er durch sie geführt wird, so ist er kein Zorn mehr. Affecte sind eben so schlechte Minister als Führer; daher die Vernunft sie nicht als Gehülfen in Anspruch nehmen kann. Selbst Gladiatoren sind durch Kunstfertigkeit geschützt und werden besiegt im Zorn. Wozu soll denn auch der Zorn dienen? Er kann überall blos schaden. Zürnt etwa der Jäger dem Wilde? Er erlegt das Wild, das ihm entgegenkömmt und verfolgt Jenes, so flieht. Er thut das ohne Zorn, mit Ueberlegung.

Durch was Anderes als durch Zaudern, Ueberlegen und Denken konnte Fabius die gelähmten Kräfte des Reiches stärken? Alles Dieses vermag man im Zorne nicht. Das Reich wäre rettungslos untergegangen, hätte sich Fabius anstatt durch Vernunft leiten, durch Zorn sich hinreißen lassen.

Zorn ist selbst im Kriege und in Schlachten von keinem Nutzen; indeß er zu Tollkühnheit hinreißt, rennt er selbst in's Verderben, das er dem Feinde zufügen will.

Der gute Mensch folgt unerschütterlich seinen Pflichten und thut Nichts, das seiner unwürdig ist. Kein Affect ist mehr rachsüchtig als der Zorn.

Es giebt keinen Sterblichen, der sich im Gewissen selbst freisprechen kann von allem Bösen. Es ist weit edler, den Sünder human zu behandeln und ihn auf den Weg der Tugend zurückzuführen, als ihn zu verdammen. Der Fehlende soll durch Ermahnung, gelinde und strenge, gebessert werden; nicht ohne Strafe, doch ohne Zorn.

Nichts ziemt dem Strafenden weniger als Zorn; da die Strafe um so sicherer wirken muß, wenn sie auf Ueberlegung gegründet ist. Daher sagte Sokrates zu seinem Diener: „Ich würde Dich züchtigen, wenn ich nicht eben zornig wäre.“ Er verschob die Strafe, bis sein Zorn sich gelegt hatte.

Ich sehe in den Seelen der Menschen verschiedene Laster und bestrebe mich sie zu heilen: jede Krankheit erheischt ihre eigene Medicin. Diesen heilt Ruhe, Jenen Reisen, Diesen Schmerz, Jenen Armuth, Andere — Eisen. Ich kann streng sein, wenn ich strafe, doch strafe ich nie im Zorn.

Kein Vernünftiger straft, sagt Plato, weil gesündigt wurde, sondern damit man nicht wieder sündige; das Vergangene kann nicht zurückgebracht werden, über die Zukunft kann man verfügen.

Die Todesstrafe soll, wenn sie zu billigen, öffentlich vollzogen werden, damit sie Andere vom Verbrechen zurückschrecke.

Wie ein geschwächter Körper die leiseste Berührung empfindet, so bemächtigt sich der Zorn am leichtesten des weiblichen Geschlechts und der Knaben.

Der Zorn bricht plötzlich los; er ist ein heftiger Affect. Der Weise zürnt über die Fehler oder Verbrechen Anderer nicht; weil er weiß, daß Niemand als Weiser geboren wird, sondern daß Weisheit gelernt sein muß. Es giebt viele Menschen, die dem Trunk ergeben sind, Andere der Wollust und Völlerei, Viele sind undankbar, geizig, hochmüthig u. s. w. Alle diese betrachtet der Weise wie der Arzt als Kranke. Angewohnte Laster und Untugenden müssen allmählig beseitigt werden, damit sie die damit Behafteten nicht endlich selbst besiegen. Es ist Nichts so schwer und drückend, das der menschliche Verstand nicht zu besiegen vermag, wenn er fest und ernstlich es will. Durch Disciplin können die heftigsten Leidenschaften und Affecte gemildert, wenn nicht unterdrückt werden. Was der Verstand will, das kann er erreichen. Manche faßten den Entschluß nie zu lachen und sie reussirten darin; Andere entsagten durch festes Wollen und strenge Selbstbeherrschung geistigen Getränken, Andere der Venus, dem Spiele und sonstigen Leidenschaften.

Laster lassen sich am Leichtesten im Keime ersticken; je älter sie werden, desto hartnäckiger sind sie.

Der Geist muß mit Strenge behandelt werden, damit er sich von Kleinigkeiten nicht afficiren lasse und das größte Uebel und Unglück leicht besiegen lerne.

Wollen wir über Andere ein gerechtes Urtheil fällen, müssen wir einsehen gelernt haben, daß Niemand ohne Fehler. Am strengsten und ungerechtesten urtheilt Jener, der da sagt: ich habe nie gefehlt, ich habe nie unrecht gethan. Ja, Du sagst so; doch daß es so ist, — daran zweifeln wir.

Fremde Fehler hat der Mensch im Auge; seine eigenen im Rücken.

Frage Dich, ehe Du verdammst und richtest: hast Du selbst Dasselbe oder Aehnliches gethan? Eine Pause ist das beste Mittel gegen den Zorn.

Man muß nicht Alles leicht glauben, was erzählt wird. Viele lügen, um zu betrügen; Andere, weil sie selbst betrogen sind.

Spricht man von guten Menschen Böses, glaube es nicht; hörst Du Böses über schlechte Menschen, so wundere Dich nicht darüber.

Die menschliche Natur bringt falsche Freunde hervor, Undankbare, Diebe und Mörder; es wäre thöricht, über die Natur zu zürnen; doch ist es Pflicht, Lasterhafte zu heilen und das Unheilbare zu strafen oder zu vertilgen.

Die menschliche Gesellschaft kann blos durch Harmonie und Ueberwachung aller Glieder gedeihen und glücklich sein.

Groß und edel ist Jener, der wie größere Thiere das Gebell der kleinen Hunde mit Ruhe hinnimmt.

Oft ist es vernünftiger und besser, Beleidigungen mit Stillschweigen zu übergehen, als sie zu rächen.

Man soll sich vor Zorn bewahren, gleichviel ob der Beleidiger ebenbürtig, überlegen oder schwächer. Ist er ebenbürtig, so ist der Kampf ein gewagter; ist er Dir überlegen, so ist es Thorheit, mit ihm anzuknüpfen; ist er schwächer als Du, so ist ein Kampf mit ihm entehrend.

Kleine Seelen keifschen am meisten; so wie Mäuse und Ameisen die Mäuler aufsperren, wenn die Hand sie berührt.

Der Krieg ist das größte Uebel auf Erden; denn da wüthet der Zorn in zügelloser Gewalt.

Ein großer Geist läßt sich durch Injurien nicht beleidigen; Zorn und Rache sind Untergebene der gereiften Vernunft.

Der Zwist nährt sich durch sich selbst. Es ist leichter sich eines Zankes zu enthalten, als sich dem Zank zu entziehen.

Gebe Acht auf Dich selbst, Damit Du weißt, was Dich am meisten angreift und beleidigt.

Der Eine wird durch Worte, der Andere durch unrechte Handlungen afficirt. Der Eine will seines Kreis wegen geschmeichelt sein, der Andere seiner Schönheit wegen. Einer will als Elegant erscheinen, ein Anderer als Gelehrter. Manche sind im Hause Tyrannen, außerhalb mild und schonend. Der Eine hält es für Neid, gebeten zu sein, der Andere für Geringschätzung, wenn man nicht bittet.

Es ist heilsam, seine eigene Krankheit zu kennen und ihre Kräfte zu unterdrücken, ehe sie sich zu sehr verbreiten.

Willst Du Dich nicht ärgern, so sei nicht neugierig, was Andere von Dir sprechen. Es ist nicht gut, Alles zu sehen, Alles zu hören.

Der Zorn muß vielseitig in Schranken gehalten werden. Manches verschiebe, über Manches lache, und so Manches verzeihe!

Aufschub ist ein Hauptmittel gegen den Zorn. Thue Nichts im Zorn. Weil Dir im Zorn Alles erlaubt zu sein scheint.

Kannst Du den Zorn nicht besiegen, so wird er ganz gewiß Dich selbst besiegen.

Briefe an Gräfin Justine Csaky. Skerlek.

Meißen, Mai 29. 1834.

Nur ein einziger Abend gewährte mir Vergnügen in Dresden. Das Wetter hat Alles verdorben. Nun, immer scheint die Sonne nicht; Dank ihr, der Himmlischen, daß sie dem Wanderer im Hochlande so günstig sich zeige! Denken Sie sich, liebe Gräfin, ich sah die Bildergallerie von Dresden nicht. Den Maler Jünige, einen der Gefährten am Winterberge, hatte ich zur bestimmten Stunde nicht getroffen, und so kam ich auch nicht wieder. Ist das nicht grenzenlose Gleichgültigkeit? Ja, doch da muß ich mich denn schon mit Rom und Neapel trösten und auch Adorine, die Künstlerin, verliert dadurch nichts; denn sie weiß, das nichts Trockener für den Künstler, als mit dem Katalog einer Bildergallerie regalirt zu werden. Gemälde muß man sehen und fühlen, nicht beschreiben und lesen. Uebrigens haben an Ort und Stelle auch Kataloge ihren Werth!

Die Basteien um Dresden, in die lieblichsten Promenaden umgestaltet, sind besonders nahe zur Brücke, der malerischen Landschaft wegen, mit der Ansicht des Elbstromes und ihrer Schiffe, sehr anmuthig, und an heitern Abenden stets belebt durch die elegante Welt der Stadt. Hier schwärmte ich im bunten Gewühl in das Land der Träume hinüber, entzückt durch die Feier des Abends, süß gewiegt durch harmonische Töne, so meinem einsamen Bänkchen aus dem Kreise des Lebens entgegen wogten.

Obwohl die Bauart in Dresden im Allgemeinen sehr leicht, giebt es doch auch auf mehren imposanten Plätzen solide Paläste. Vorzüglichere Kirchen sind: die katholische Hochkirche, die Kreuzkirche, die Notre Dame und die zur heiligen Dreifaltigkeit. Mit dem Herzählen der öffentlichen Gebäude aller Art will ich Sie so wenig quälen als mit einer detaillirten Schilderung des grünen Gewölbes, womit mich der Führer daselbst mit einer stentorischen Stimme vom unbedeutendsten Mosaik-Tischchen bis zum ovalen Onyx und dem grünen Brillant regalirt hat.

Trotz des umwölkten Himmels ging ich hinaus in der anmuthigen Gegend von Dresden zu Moreau's Ruhestätte. Ein Granitblock mit Helm, Kreuz u. Schwert geschmückt, zwischen drei grünenden Eichen, verherrlicht die Stelle wo er fiel. Auf dem Stein liest man: „Moreau, der Held, fiel an der Seite Alexanders, den 27. August 1813."

Die Kirchenmusik soll in Dresden, besonders bei solennen Festen, kaum ihres Gleichen in Europa haben. Diese nicht gehört zu haben könnte es mich anwandeln zu bedauern. Gut besetzt sind hier auch die deutschen und die italienischen Opern.

Der Zwinger schließt seltene Gegenstände der Natur und Kunst in sich, und die Porzellan-Sammlungen im sogenannten japanesischen Palais sind so wie die reiche Fabriksniederlage hier in Meißen, unübertrefflich. Welche zarte Mannigfaltigkeit der Formen, welcher Farbenschmelz!!! Wie gerne hätte ich die schönste Vase für Adorinen gewählt; doch es mußte beim Wollen bleiben.

—

Leipzig, Juni 1. 1834.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder," wurde von einem großen Geiste gesungen und von tausend und tausend kleinen Geistern nachgeleiert — Theon, liebe Gräfin, fühlt keinen Beruf einzustimmen in den Ton jenes individuellen Satzes. Dreimal hat mir des Lebens Lenz geblüht, dreimal im Sturm abgeblüht — noch zittert in tiefer Brust der Liebe letzter Strahl — wird es der Letzte sein? Adorine, schon dreiunddreißig Jahre alt und noch immer wagen es das glühende Herz und die rege Phantasie nicht, apodiktisch zu behaupten: für ewig abgeblüht! Das Bild des Mai soll ja wohl für Liebe gelten? O, es ist das edelste, das zarteste Gefühl,

die Liebe; es ist des Sterblichen Seligkeit, an welche sich zunächst des Reisens Wonne reiht. — Entschwunden ist der Mai des mir, trotz eines Sturmes glücklichen Jahres '34. Es war ein seliger Mai! Nicht Ein Wölkchen des Mißmuthes faltete die Stirn, Wonne fühlte mit jedem Athemzuge das Herz seit ich Prag verließ; jedes Wort ist zu schwach, das Entzücken zu schildern, so mich besonders in den letzten Tagen bei den herrlichen Scenen der Natur beseelt hatte.

Es ist heute der 1. Juni — also der Mai vorüber — die Wirklichkeit rüttelt hier wieder etwas unsanft. Das fatale Geld! ich pflege mich doch immer zu verrechnen! In Leipzig mag wohl das Verrechnen zur Seltenheit gehören? — hier athmet Alles Handel, und wo der Handel blüht, dort ist an einem evangelischen Platze nach der Bibel gewiß das Rechenbuch das geehrteste Meubel des Hauses. In den Kirchen giebt es hier meist Predigten, die Messen feiert man auf dem Markte — daß es sich dabei an Dunst und Weihrauch nicht fehlt, läßt sich wohl leicht errathen, da es bekannt, daß bei den Leipziger Messen meist Buchhändler ministriren. Buchhändler sind doch wichtige Menschen, sie sind die wahren Fackeln, die durch die magische Kraft des Rechenbuches angezündet, das Licht in alle Welt verbreiten; besonders aber wichtig sind Buchhändler für die armen Schriftsteller; wo giebt es einen bessern, ehrenderen Gönner für diese, als einen soliden Buchhändler!? der so recht solide seine Werke honorirt und so den physischen und geistigen Werth des Autors mit Gold und Ruhmes Kränzen multiplicirt; aber auch recht fatale Menschen sind diese Buchhändler, wenn sie so recht hartherzig die Werke eines jungen Dichters, der noch keinen Namen hat, unausgepackt in die Kammer der Makulatur stecken, nach Jahren mit dem Frachtbriefe retourniren und so die heiligen Hallen des begeisterten Musensohnes gleichsam in einen stagnirenden Krebsteich metamorphosiren. Nicht viel besser, liebe Gräfin, geht es auch mir noch, trotz dessen, daß ich keinem so hartherzigen (wenigstens in Leipzig) Buchhändler in die Klauen fiel. Mein Commissionär, ein wahrer Biedermann, ließ sich die Versendung angelegen sein; allein der Erfolg für diesmal war so reich an Spesen aller Art, und so arm an Absatz, daß ich auf das reine Haben von 19, sage neunzehn Groschen, noch vierzig Thaler borgen mußte, um die klassische Geschäftsreise zurück in die Heimath antreten zu können. Wofür ich nicht minder, als für die auch sonst sehr ehrende Aufnahme, Herrn Weygand-Jasper laut meinen Dank zu sagen mich verpflichtet fühle.

Für meine Reise nach Belgrad hätte ich gerne einen Verleger haben mögen; da ich aber ein Feind des Suchens bin und Herr Jasper, der sein Geschäft einzuschränken vorschützend den Verlag freundlich ablehnte, aber doch einmal ablehnte, so wollte ich keinen zweiten Antrag riskiren, um etwa noch einen Korb zu erhalten.

Ist das nicht zum desparat werden, liebe Gräfin? Ach, nein. Wie viel muß der junge Mann jetzt leisten, unermüdet streben, nicht nach augenblicklichem Gewinn jagen, bescheiden fortwirken, um in diesem Strome von Alles verschlingenden Pfennig- und Heller-Literatoren der Gegenwart, in der Sphäre der tüchtigsten, nur schwer zu erreichenden Schriftsteller einer jüngsten Vergangenheit bemerkt zu werden; also keine Hindernisse muß man scheuen, den schlummernden Geist zu immer größerer Thätigkeit wecken, um endlich die Frucht des Strebens und Wirkens reifen zu sehen.

Ach, es ist doch eine gar so dornige Bahn, diese Schriftsteller-Bahn; aber doch köstlich ist es, zu fühlen mit der Phantasie eines Dichters und Schmerz und Hindernisse mit Kraft eines Weisen zu besiegen. Ruhm? wohl eitel Ding im Munde Anderer; doch Andern Vergnügen schaffen im Geiste, ist ja der Muse süßester Lohn. So wie die Bildungsstufen verschieden, will auch der Geist verschiedene Nahrung; zwischen dem Kopf eines schlichten Landmannes und dem eines Solon, oder Homeros welch' ein Unterschied! Das Gewöhnliche zieht in Massen umher; Tausende von Abnehmern zählt Bossange's Pfenn g-Magazin, indeß Newtons Werke Jahre lang nicht bemerkt, nicht gelesen wurden. Nicht der Masse zu gefallen, soll des wahren Dichters Streben sein, der Beifall Weniger, der geistig Fühlenden, sei der höheren Muse Ziel. Vorgreifen muß der Dichter seinem Jahrhundert, um gleich dem Schatten des Abends zu wachsen in grauer Ferne der Jahrhunderte.

Ach, Adorine, groß ist Theon's Wille, rein und unerschütterlich sein Streben; aber wird er je den Namen Dichter verdienen? wird er den Gebildetsten, den Besten seines Jahrhunderts gefallen und noch leben im Gedächtniß der fernen Zukunft?

Nein! donnert die Stimme eines Recensenten durch Brockhausens Hallen — daß ich doch Beleidigung und Schmach so gerne verzeihe und doch schwer vergesse! Zum Troste aber des bescheidenen Strebens diene das Bewußtsein, daß die einseitige Stimme aus Brockhausens wirklich herrlichen Hallen nicht der Wiederhall der Besten des Jahrhunderts sei; denn streng richtet der geistige, zugleich gute Mensch, doch nie entwürdigt er sich durch gemeine Schmach, deren Geifer nur ihn selbst bespritzt.

Was hat meine Erwartung in Leipzig übertroffen? Ob ein Monument an jener Stelle, wo der deutsche Boden von Frankreichs Dictator befreit wurde? ob Paläste und der Geschmack anderer Bauten? ob das Theater? ob die Universität? ob das bunte Treiben der weltberühmten Handelsstadt? Aufrichtig gestanden, liebe Gräfin, Nichts von all diesem hat meine hohe Meinung erreicht, so ich nach Leipzig gebracht.

Wie lange werden Sie in Leipzig verweilen? fragte mich Herr Buchhändler W. Drei Tage. — Nur? Leipzig muß man zur Zeit der Messe sehen, um einen Begriff von ihrem Verkehr zu haben, man muß hier länger sein, vertraut werden mit mehren Häusern, um den Geist, den Charakter der Stadt auffassen zu können. Herr W. mag allerdings Recht haben; da ich aber kein besonderer Freund von Messen bin — was nemlich das daraus entspringende subjective Vergnügen des contemplativen Zuschauers betrifft, um den Geist des Handels zu studiren, den ich übrigens als Politiker (der sich ja doch auch mit dem Dichter verträgt?) gehörig zu würdigen weiß, und da ich ferner am Geiste, so wie am Charakter im Einzelnen, um so weniger zweifle, da ich weiß, daß in einer Stadt, oder in einem Lande, wo viele Buchhandlungen und keine Klöster sind, auch im Allgemeinen die intensive Bildung, der moralische Charakter kräftigere Wurzeln faßt, so begnüge ich mich denn gerne mit drei Tagen in Leipzig um so mehr, da es mir desto eher vergönnt sein wird, den ersehnten Boden von Weimar zu betreten.

—

Leipzig, 2. Juni 1834.

Trotz eines heftigen Sturmes, so plötzlich am nördlichen Horizonte einherzog, ging oder vielmehr lief ich doch hinaus vor die Stadt zum Hochgericht, wo Napoleon dem Helden das Geschick zurief: bis hierher und nicht weiter! Halb Europa schickte sein Eisen wider den Löwen und entscheidend war der Sieg der vereinten Heere wider ihn bei Leipzig. Mit den Trümmern seiner unüberwindlich scheinenden Macht eilte der Besiegte noch siegend im Grimme über den Rhein und betrat den deutschen Boden nicht wieder.

Was sind die Stürme der Wolken im Vergleich mit den Stürmen des Schicksals — dacht' ich am blutgetränkten Felde, wo einmal 130,000 Menschen für Einen geschlachtet wurden — ließ den Regen über mich herabstürzen und ging von dem Blutacker geraden Weges in eine Vorlesung des Professors Steinacker, wo es im Hörsale eben so leer war, wie es am Felde des Hochgerichts nach Napoleons Retirade gewesen sein mag! Auch eine juridische Vorlesung (vortrefflich ist dieser Ausdruck gewählt) besuchte ich; mir scheint, der Herr Professor hieß Fleischer, wo es nicht minder leer war als bei Steinacker, aber die wenigen Zuhörer notirten sich fleißig den Vortrag. — Müßte man nicht von Jedem das Beste glauben, bis man des Gegentheils überzeugt ist, so wäre ich in Versuchung gerathen zu meinen, die Herren Auskultanten seien darum so fleißig: *quia de divortio agebatur.* Was man doch in der Ferne von einer deutschen Universität für eine Meinung hat! Obwohl in einigen Zweigen der Wissenschaften der reiferen Nation gemäß, freierer Vortrag ertönt als zu Wien und Pesth, wo noch der Druck des absoluten Systems hemmend eingreift, so haben sich doch auch in dieser Hinsicht meine Ansichten mächtig zum Vortheile Letzterer geändert; erinnere ich mich aber erst an die Worte eines freimüthigen Madga zu Oedenburg, eines geistreichen Kövy zu Saros Patak, eines ernsten Pittnitz zu Steinamanger, denke ich mir einen humanen, gelehrten Schedius zu Pesth, so beginnt die Parallele noch mächtiger zu wanken und ich fange an zu glauben, daß man sehen müsse und vergleichen, um vom Wahn geheilt zu werden, daß zu Hause Alles schlecht, im Auslande Alles unübertrefflich sei; nur bitte ich, hieraus im Allgemeinen ja nicht den Schluß zu ziehen, daß wir nicht in Vielem dennoch sehr weit zurück seien.

Mit Vergnügen hörte ich einen Vortrag der Aesthetik von dem würdigen Professor Krug, welcher mir um so interessanter sein mußte, da ich den Geist des Lehrers schon aus seinen Schriften kannte und verehrte. Was soll man aber von der Bildung einer Jugend schließen, die nicht erröthet, solches Verdienst zu höhnen, was erst von jenem deutschen Jüngling, der sich erkühnte einen Mann wie Krug banditenmäßig zu beschimpfen und mit dem Dolche zu bedrohen! — Ich las die im Druck erschienene würdevolle Antwort des Bedrohten, wodurch meine Verehrung für ihn, den Weisen, den höchsten Grad erreicht hat.

Aus der ästhetischen Vorlesung kommend, fiel mir in einem Gasthofe *a la Pologne* ein nicht sonderlich ästhetischer Theaterzettel, „Euryanthe," in die Hände, dessen Schlußnachricht von drei bis vier Zeilen mir neuen Beweis gab, wie rein die deutsche Sprache und wie abhold Deutschland dem Nachäffen des Fremden sei. „Alle diejenigen — hieß es — welche, nachdem sie das Original-Billet bereits an den Billeteur abgegeben haben, das Schauspielhaus wieder verlassen wollen, erhalten vom Controlleur eine Contramarque, die sie bei ihrer Rückkehr wieder abzugeben belieben." Solche Freiheit würde sich unsere Magyaren-Sprache freilich eben so wenig erlauben, als die Verwechslung des persönlichen Wörtchens *ki* und *mely*; doch das sind Kleinigkeiten, an welche sich ein deutscher Magyar, einer in vieler Rücksicht noch etwas barbarischen Erde entsprossen, um so weniger stoßen darf, ohne bittere Züchtigung zu erfahren, da selbst Leipzig, der besondere Stappelplatz deutscher Gelehrsamkeit, gern in fremden Wörtern brillirt und die in sich freilich etwas harte Sprache mit französischem Schmelz marqnirt. Doch mit Theater-Zetteln nimmt man es ja nirgends so strenge, indeß das Theater selbst stets das Gepräge des Geschmackes, des Charakters der Nation trägt. In dieser Hinsicht ist es mir wohl leid, nicht länger in Leipzig zu verweilen, um bei irgend einem Lumpacio vagabundo ähnlichen Kunstprodukte zwischen Leipzig und der Leopoldstadt, dem Olymp der modernen Musen, bescheiden die Parallele ziehen zu können.

Es ist doch eine Frechheit von einem Dichter, mit geborgten vierzig Thalern, könnte man sagen, so platt seine Meinung

herauszusagen; — doch, wer solch hitzigen Geistes wäre, die Frei heit des Menschen — so wie in England das Gewissen — nach dem Pfunde zu wiegen, den kann ich höchstens auf Seneca's Kernsprüche verweisen, damit er weise werde.

Aeußerst anmuthig, liebe Gräfin, sind die Anlagen in Leipzig, welche die Stadt gleichsam mit einem Blumenkranze umschlingen. Hier wandelte ich fern vom Treiben der Massen in stiller Melancholie nach den Sternenbildern der Freundschaft und der Liebe mich sehnend.

Ach, die sind Dir so ferne, unerreichbar sind sie Dir, verwirkt für immer, dachte ich eines Abends, wandelte planlos von Blumendüften umwogt in der Dämmerung der Laubgänge dahin, und — stand, wie dem Leben entführt, an der Pforte eines Friedhofes. Ich trat ein zu den Hügeln der Todten, wo tausend und tausend Leichensteine und Monumente des Lebens flüchtiges Sein verkünden. Wie wohl war es mir da, Adorine, wie innig wohl, Bekannte, Bekannte des Geistes zu treffen, hier zwischen den Todten einer Stadt, wo kein Name, keine Erscheinung im Leben so lebendig, so süß zum Herzen sprach, als hier die Gräber eines Gellert, Spohr, Zollikofer, Arndt, Plattner und Tschirner! Hier an der Urne der Verklärten erhob sich mein Geist aus dem Flor der Melancholie, ein Seufzer zog im Gedanken „es ist doch köstlich, im Andenken der Nachwelt, im Gedächtniß der Guten zu leben" gen Himmel empor, neue Kraft zu Leben und Wirken durchströmte die Brust und gestärkt, heiter und froh verließ ich den heiligen Hain, um mich auch ferner thätig dem Leben zu weih'n.

Ludvigh.

Für die Fackel.

Wunder in der Insektenwelt.

Auf Spaziergängen bearbeitet.

Von
Carl Funke,
ord. Mitglied des entomol. Vereins zu Stettin. Lehrer in Louisville, Ky.

Dritter Spaziergang.

Ich war unsicher, ob Du meine Bestellung hierher erhalten haben würdest und also zweifelhaft, ob Du kommen, oder in die Kirche gegangen sein würdest. Laß uns nun vorwärts.

Ich sage Ihnen, ich mag gar nicht mehr in die Kirche, ich weiß jetzt in Ihrem Tempel ganz andere Belehrung zu suchen und zu finden und mir thun die vielen Tage leid, die ich früher seinem Besuche entzogen. Wenn ich aber auch sonst niemals ins Freie kam, so war mir doch nur der Käfer ein Ungeziefer. Jetzt ist das anders.

Wie es Dir ging, geht es Millionen Leuten; sie brauchen ihre Augen und Ohren nicht zum Beobachten.

Da gaukeln eine Menge Schmetterlinge um uns her, von denen ich Dir heute mancherlei zeigen und erzählen will.

Die Schmetterlinge nennt man auch Schuppenflügler (*lepidoptera*), weil die Flügel an sich wie die einer Fliege anzusehen, mit feinen gefärbten Schüppchen, fast dürfte man es Federchen nennen, besetzt sind. Hier ist ein sogenannter Fuchs. Wische einmal etwas von seinen Flügeln und betrachte es durch diese Loupe.

Wenn man es so ansieht mit bloßem Auge, da sieht es wie schwarzer oder brauner Staub. O ja, jetzt sehe ich ganz etwas Anderes. Das ist merkwürdig.

Sechs Beine haben die Schmetterlinge auch, wie Du siehst. Da fast alle Schmetterlinge nichts genießen, oder doch nur Blumenhonig oder Pflanzensaft &c., so haben sie einen langen Rüssel, den sie wie eine Feder aufrollen oder ausstrecken können. Da nimm die Loupe noch einmal und besieh Dir die großen Augen.

Ach, was sehe ich da. Da sind eine ungeheure Menge kleiner, eckiger Täfelchen.

Ein jedes solches Täfelchen ist ein Auge, d. h. es gibt ein besonderes Bild. Man hat solcher Fagetten über 12,000 gezählt.

Das ist erstaunlich. Darum kann man sie auch so schwer fangen.

Ganz recht, die Schmetterlinge machen, wie die Käfer, eine vollkommene Verwandlung durch. Da die meisten Raupen von Pflanzen leben, so legt das Schmetterlingweibchen seine Eier an die Blätter der betreffenden Pflanzen, oder auch in ihre Nähe. Manche Eier sind ganz nakt an die Blätter oder Zweige &c. angeklebt; bei anderen Arten sind sie übersponnen oder auch mit einer lackartigen Substanz bedeckt. Das ist die ganze Sorge, die der Schmetterling für seine Nachkommenschaft trägt.

Aus diesen Eiern kommen nun die kleinen Räupchen. Manche Arten spinnen sich, wie man an den Apfelbäumen, den Brennesseln und dgl. sehen kann, ein gemeinschaftliches Nest, das ihnen Schutz gewährt. Manche sind auch behaart, wie die Bärenraupen, manche haben nur hie und da einzelne Haarbüschel.

Viele der Raupen sind sehr schön gefärbt. Da sie so entsetzlich viel fressen, oft an einem Tage mehr als sie selbst schwer sind, so wachsen sie schnell; die harte Haut dehnt sich aber so weit nicht mit aus, und darum streifen sie nach mehren Tagen das alte Kleid ab. Das wiederholt sich 3 — 4 Mal, bis sie die vollkommene Größe haben. Nach mehren Tagen sieht man sie dann unruhig werden, sich drehen und wenden oder unruhig umherlaufen, bis sie einen passenden Platz gefunden haben. Hier fangen nun einige an, ein seidenes Gehäuse sich zu spin-

nen, andere hängen sich nur an einem seidenen Faden auf, wieder andere kriechen hinter Baumrinden oder in Mauerritzen und verpuppen sich. Das Thier ist scheinbar gestorben, nachdem es sich selbst erst seinen Sarg gebaut hat. Berührt man sie aber, so bewegt sich die Puppe ein wenig und man sieht, daß Leben da ist. In dieser Puppe geht nun die Verwandlung der Raupe in den Schmetterling vor sich. Manche brauchen lange, manche kurze Zeit dazu. Ist aber die Zeit des Auskriechens gekommen, so sieht man die Puppe sich hin- und herdrehen, bis die Hülle zerreißt. Ist noch ein Gespinnst darüber, so gibt der darin gefangene Schmetterling einen scharfen, gewöhnlich braun aussehenden Saft von sich, womit er die zusammengeleimten Fäden aufweicht und dann durchbricht er diese Hülle. Der nun herausgeschlüpfte Schmetterling sieht aber noch aus wie eine Mißgeburt. Allein dehnt und streckt sich, bis die Schwingen ihn forttragen. Sie schwärmen nun lustig umher, gaukeln von Blume zu Blume, so daß der Dichter sie selbst fliegende Blumen genannt hat, und sind überall und nirgends. Es giebt aber auch solche, die faul und verdrossen, als schämten sie sich ihrer wenig schönen Schwingen, auf dem Platze ihrer Geburt bleiben, sich da begatten und sterben.

Wie kommt es denn, daß man dann und wann an einem warmen Wintertage Schmetterlinge fliegen sieht?

Die Schmetterlinge haben ein gar kurzes Leben und sie leben nur bis bald nach der Begattung. Sind sie vielleicht spät im Jahre ausgekommen und können nichts Liebes mehr finden und überrascht sie der Frost, so kriechen sie in Mauer- oder Baumritzen. Kommt nun ein warmer Wintertag, so lassen sie sich wohl verführen zu glauben, der Frühling sei da und kommen hervor. Sie sind nicht erst aus der Puppe geschlüpft, sie waren überwintert.

Nun muß ich Dich aber auf ein Wunder aufmerksam machen, welches Dich eben so in Erstaunen setzen wird, wie es die Schmetterlingssammler ärgert. Du weißt, daß diese nicht so gerne Schmetterlinge fangen, als dieselben aus eingetragenen Raupen oder Puppen in dazu eingerichteten Behältern erziehen. Nun wissen sie ziemlich genau, daß diese oder jene Puppe an diesem oder jenem Tage auskriechen muß. Aengstlich wird alle Augenblicke durch das Guckloch gesehen. Jetzt fängt die Puppe an zu arbeiten, jetzt platzt die Hülle und herauskommt ein Schmetterling, der — o nicht doch — eine Fliege.

Nein, nein; das machen Sie mir nicht weiß. Aus einer Schmetterlingspuppe muß auch, wie Sie selbst gesagt, ein Schmetterling kommen, aber keine Fliege.

Habe ich Dir nicht vorher gesagt, Du würdest ob dieses Wunders staunen? — Doch, ich will es Dir erklären.

Es giebt eine Menge Arten Schlupfwespen (*Ichneumon*); diese haben einen sehr feinen Legestachel, damit bohren sie ein Loch in eine Raupe und legen ein Ei in dasselbe, und treiben dies so lange bis sie alle ihre Eier abgesetzt haben. Aus diesem Ei kommt im Bauche der Raupe eine Larve, welche sich nun von den Eingeweiden der Raupe nährt. Sie hütet sich aber wohl, die edleren Theile der Raupe zu verletzen. Manche Raupen sterben allerdings an dieser Auszehrung; die meisten aber verpuppen sich, werden aber in der Puppe vollends aufgefressen. Endlich kommt anstatt des erwarteten schönen Schmetterlings ein Ichneumon zu Tage.

Kann denn dies wahr sein? Es ist zu merkwürdig!

Nun, Du kannst Dich in meinem Hause selbst davon überzeugen. Und heute werden wir es mehrmals sehen, wie ein Ichneumon operirt. Uebrigens ist dieses Thierchen uns ein sehr großer Wohlthäter. Wen in manchen Jahren die Raupen recht überhand genommen haben, so würden wir voraussichtlich das nächste Jahr viel mehr Schmetterlinge und demnach dann auch millionenmal mehr Raupen haben. Dem ist jedoch nicht so. Haben wir viel Raupen, so haben wir sicherlich auch viele Ichneumoniden. Und diese räumen unter Jener Nachkommenschaft auf.

Die Raupen haben aber auch noch andere Feinde. Regen und Frost stehen obenan. Die insektenfressenden Vögel, Käfer (*calosoma*) und Käferlarven, sowie Holzwespen, vertilgen eine unglaubliche Menge. Ich habe einmal binnen drei Stunden 34 Raupen durch Holzwespen in zwei Löcher tragen sehen, worin die Brut derselben war.

Wäre dies aber auch nicht der Fall, so hätte unser Feld-, Garten- und Waldbau ein Ende. Die Natur hat für jedes Gift sein Gegengift, obschon dies uns noch meist unbekannt ist. Ich glaube es war im vorletzten Jahrhunderte, als man in Spanien einen allgemeinen Vertilgungskrieg gegen die Sperlinge vollführte, weil sie in den Weizenfeldern freilich etwas zu arg gehaust hatten. Man brachte es fertig. Die Sperlinge waren verschwunden und man freute sich in den nächsten Jahren der köstlichsten Erndten. Keineswegs! — Nach wenigen Jahren war man gezwungen, von Seiten der Regierung Schiffe auszurüsten und fremde Sperlinge nach Spanien einzuführen, wenn man nicht Hungers sterben wollte. Diese Thatsache beweist, wie die Natur ihre Haushaltung zu führen weiß; der Mensch schüttet aber bei solchen Angelegenheiten häufig das Kind mit dem Bade aus.

Von den Schmetterlingen fliegen viele des Tages umher, man nennt sie Tagfalter (*papilio* [*nes*]). Man kennt sie sogleich daran, daß sie beim Sitzen die Flügel aufwärts halten und an den Fühlern ist vorn ein Kolben, wie Du an diesem Fuchs sehen kannst. Zu diesen gehören die so schädlichen Weißlinge, auch die Schwalbenschwänze, Trauermäntel, Perl-

mutterfalter 2c. Der größte Schmetterling ist der **Priamus** von der Insel **Amboina** (Ostindien); er mißt mit ausgespannten Flügeln 15 Zoll und diese glänzen wie grüne Seide.

Dann giebt es eine Menge Schmetterlinge, die nur in der Dämmerung umherschwärmen, man nennt sie **Abend**- oder **Dämmerungsfalter** (*sphinx[ges]*), auch **Schwärmer**. Beim Sitzen halten sie die Flügel nieder, die Fühler sind spindelförmig. Ihre Raupen haben meist ein Horn auf dem vorletzten Bauchringe. Du hast davon schon das Abendpfauenauge, den Wolfsmilchschwärmer und auch den Todtenkopf gesehen, der so heißt wegen seiner todtenkopfähnlichen Zeichnung auf seinem Bruststück und hast auch wohl noch andere gesehen.

O ja, der Weinschwärmer ist mir mehrmals in's Zimmer geflogen.

Dann giebt es Schmetterlinge, die nur des Nachts fliegen, sie heißen **Nachtfalter**, **Phalänen**. Ihre Fühler sind gefiedert oder borstenförmig. Aus den Bärenraupen kommen Nachtschmetterlinge. Hüte Dich aber, diese Raupen mit bloßer Hand anzugreifen.

Warum? Beißen sie?

Das eben nicht; aber ihre Haare oder Borsten haben äußerst feine Spitzen. Diese bohren sich in die Haut ein, brechen ab und es entsteht dann eine Entzündung. Wenn die Tagfalter eine nakte eckige Puppe haben, so verpuppen sich die Dämmerungsfalter meistens in einem leichten Gespinnste; die Nachtfalter dagegen verpuppen sich in einem seidenartigen Gehäuse (*cocon*).

Den Cocon vom **Tabakspanner** hast Du mir selbst gebracht, kennst ihn also. Kennst Du auch den **Seidenschmetterling** (*bombyx mori*?)

Nur dem Namen nach.

In einigen Wochen kannst Du meine Art, ihn zu erziehen, sehen.

Der Seidenschmetterling ist in China daheim. Unter Justinian brachten im 6. Jahrhunderte ein Paar Mönche Eier in Stocknöpfen mit nach Italien. Die Ausfuhr aus China war bei Todesstrafe verboten. Doch was hätten die Mönche nicht fertig gebracht! Hier war es ein Mal Gutes (wenn die Verdrängung unserer leinenen und schafwollenen Kleider durch Seide so genannt werden darf), denn alle Seidenwaaren mußten von China um fabelhaft hohe Preise bezogen werden.

Das Weibchen legt über 400 Eier, alle nebeneinander, die wie Hirsekörner aussehen. Im Freien werden sie an die Rinde des Maulbeerbaumes gelegt; im Zimmer läßt man sie auf Zeug oder Papier legen und bewahrt sie in einem trockenen, temperirten Zimmer auf. Die Eier werden in verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten in die Wärme zum Ausbrüten gebracht. Es sind hiezu durchschnittlich 70 Grad Fahrenheit erforderlich. Nach etwa acht Tagen kommen die kleinen Räupchen aus den Eiern. Damit sie nun gleich Nahrung haben, bringt man sie in eine Art Rinne mit flachem Boden, worein man geschnittene Maulbeerblätter legt. Dies muß natürlich oft erneuert werden und die kleinen Räupchen müssen sorgfältig gesichtet werden, daß sie nicht mit den Ueberbleibseln des Futters verloren gehen. Uebrigens ist diese Angelegenheit ziemlich zeitraubend. Ein anderer Uebelstand ist, daß durch die verwundeten Blätter und durch den vielen Koth der Raupen Nässe und Unreinlichkeit entsteht, wodurch viele Raupen ganz zu Grunde gehen, noch mehre aber kränkeln und bei der Verpuppung kleinere Cocons und zugleich von geringerer Qualität geben. Endlich wird bei dieser Behandlung eine große Menge Futter vergeudet, das oft recht geschätzt ist.

Ein alter Freund von mir und ich legten auch eine Maulbeerstrauch-Pflanzung an, um Versuche mit einer Seidenraupenzucht von etwa 50,000 Stück zu machen. Jetzt galt es, etwas zu ersinnen, wodurch jene Nachtheile vermieden würden. Die Spielerei eines Knaben half uns auf die Spur.

Wir ließen eine Art Tisch verfertigen, nach Art der gewöhnlichen Subsellien in den Volksschulen. Oben ein schmales horizontales Brett von 2½ Zoll breit, an beiden Seiten etwas abhängige Bretter, etwa fünf Zoll beim Fuß, unten noch mit einer überstehenden Leiste (Vorstoß) versehen. In das obere horizontale Brett wurden eine Menge Löcher, je zwei neben einander gebohrt von dem Umfange eines mäßigen Medicin-Glases. Eine Menge solcher Gläser wurde gekauft. Zu der Zeit als die Räupchen auskamen, wurden zarte Zweige in die mit frischem Wasser gefüllten Gläser in je eines der zwei Löcher gesetzt. Die kleinen Dinger liefen schleunigst auf die zarten Blätter und die Verwüstung begann. Mit einem Blatte fertig, liefen sie selbst auf andere. Gegen Mittag waren beinahe alle Zweige abgenagt. Da wurde ein zweites Glas mit einem frischen Zweige in das Loch neben das erste gestellt, so daß sich die kleinen Zweige und Blätter und Blätterrippen Beider berührten. Und die kleinen Fresser halfen sich ganz allein. In einer halben Stunde war die ganze Fütterung nicht nur besorgt, sondern auch die Reinigung. Der von den Raupen herabfallende Koth rollte auf den schrägen Brettern herunter bis an den Vorstoß, von wo er mit dem Borstenbesen schnell entfernt war. So saßen die Raupen fortwährend trocken und reinlich und hatten immerwährend frisches Futter, wir selbst aber hatten wenig Zeitaufwand nöthig. Oft versorgte das ganze Geschäft ein neunjähriges Mädchen.

Schnell erkannten wir aber noch einen andern Vortheil unsers Erziehungs-Systems. Die Raupe hat ein Leben von ungefähr dreißig Tagen; in dieser Zeit häutet sie sich viermal, je nach vier, fünf oder sechs Tagen. Oft geschieht es, daß sie ihre veraltete Kleidung nicht abziehen können und man ihnen, wenn man nicht um die Raupen kommen will, mit einer Lan-

Hülfe nachhelfen muß. Zwar tritt dieser Fall bei unserer Methode, die mein Freund K. in einer Broschüre veröffentlicht hat, seltener ein, als bei der vorhergehenden, kommt aber doch auch vor. Dann setzt Einem das Thier aber händig und die Operation ist schnell gemacht.

Kommt nun die Zeit des Einspinnens so wird die ziemlich große Raupe unruhig, hört auf zu fressen, dreht sich und dehnt sich mit ihrem Vorderkörper nach allen Seiten und sucht einen Platz, wo sie ihre letzte Wiege bauen könne. Gewöhnlich steckt man dürre Reiser daneben. Später haben wir hohle Papierduten massenweise auf und neben einander in der Front ihrer zeitherigen Wohnplätze aufgeschichtet. Sie sind gern hineingegangen, und uns ist nicht das kleinste Fädchen Seide verloren gegangen, weil wir Alles mit dem Messer vom Papier abschaben konnten.

Hat nun die Raupe ihren Platz gefunden, so klebt sie an den Wänden überall einen Faden an und spinnt so ein wirres Gespinnst um sich her. Ist o es so fest, daß es das spätere Gewicht tragen kann, so fängt sie den eigentlichen Cocon von länglich eirunder Form an zu weben, natürlich von außen nach innen Der äußerst feine Faden ist mit einer gummiartigen Substanz ziemlich fest aneinander geklebt, und so leimt sie einen Faden von über 1000 Fuß Länge bis zu der Dicke starken Papiers über einander. In diesem inwendig schön geglätteten Palaste verpuppt sich nun erst die Raupe.

Das ist prächtig; ich möchte es einmal sehen!

Nun, den größten Vortheil von unserer Erziehungsmethode hatten wir durch die Größe und Schwere unserer Cocons, weil, mit wenigen Ausnahmen, nur gesunde, große und kräftige Raupen auf diese Weise herangezogen worden waren. Du kannst noch mehre davon in meiner Sammlung sehen.

Wie werden nun aber diese Cocons zum Spinnen und Weben fertig gemacht?

Da solltest Du eigentlich in eine Fabrik gehen, um Das zu sehen und zu hören, weil es mit meinen Wundern nichts zu thun hat; dennoch will ich es Dir mit wenigen Worten erklären.

Die Cocons, welche man nicht des Samens wegen auskriechen lassen will, sammelt man und tödtet die darin befindlichen Puppen durch Wasserdämpfe. Die wirr um den Cocon hergesponnene Seide, unter dem Namen Floretseide bekannt, wird erst entfernt. Die Cocons werden dann in warmes Wasser gebracht, damit die leimige Substanz, der Schmutz &c. entfernt werden. Dann rührt man mit feinen Ruthen darin herum und die Fäden hängen sich daran. Diese werden nun aufgehaspelt und dann nach der Feinheit 4, 6 — 8 Fäden zusammen gesponnen.

Ich las, daß in Italien und Frankreich viele Leute nur durch die Seidenzucht sich ernährten und daß in der Mark Brandenburg viele Schullehrer, von denen der Eine 14 Thaler, ein Paar neue Lederhosen und den Reihtisch*), der Andere 20 Thaler und die Fähre über das Flüßchen, mit einem Worte, einen kaum benennenswerthen Gehalt hätten, sich durch die Seidenraupenzucht nach und nach sogar etwas Vermögen sammelten Wie viel müssen Sie aber da Raupen erziehen?

Von etwa hundert männlichen und weiblichen Schmetterlingen erhält man ein Loth Eier. Ein Viertheil davon sind nicht gut, und nur etwa 15 — 16,000 brauchbar. Diese bringen bei guter Pflege durchschnittlich 50 Pfund Cocons und geben ungefähr fünf Pfund gehaspelte Seide. Je nachdem nun der Preis derselben ist, bringt es geringeren oder größeren Gewinn.

Wer einige Acker Land hat und setzt darauf Maulbeersträucher, denn von diesen ist das Futter am zartesten, kann sie durch Nichts höher verwerthen. In fünf bis sechs Wochen ist die ganze Arbeit mit der Raupenzucht gethan. Nur verlangt diese außer den schon angeführten Bedingungen noch große Ruhe. In Häusern, wo viel Geräusch ist, gedeihen sie nicht.

*) Thatsächlich.

Es giebt doch so ungeheuer viel Raupen und Schmetterlinge, ist denn keines von Allen weiter zu Etwas gut?

Nicht, daß ich weiß. Man hat die Puppe einiger anderer Schmetterlinge zur Seidenweberei zu benutzen gesucht. Allein für diesen Zweck waren ihrer nicht genug und um sie zu züchten war die Seide zu grob.

Ein Wunder will ich Dir noch erzählen, vielleicht auch zeigen, da die Sonne doch schon unserem Stückchen Erde den letzten Kuß gibt und dieses sich nur eben des Abends ereignet.

Ich bin ganz aufmerksam.

An den Eichen, gewöhnlich nicht hoch über der Erde, lebt eine Raupe gemeinschaftlich in einem Gespinnst, in manchen Jahren in ungeheurer Zahl, still und zurückgezogen. Sind nicht gerade so auch die Wegelagerer? Am Abende geht diese Raupe ihren Geschäften nach, aber nicht wie es jeder einzelnen beliebt, sondern in wohlgeordnetem Zuge. Erst kommen sie einzeln, dann paarweise, dann zu dritt u. s. f., eine Phalanx, bis Sie die Blätter des Baumes erreicht haben, wo sich nun jede ihrem Gelüste hingibt. In derselben Ordnung ziehen sie nach der Weide auch wieder in ihre Wohnung ein.

Was thun sie aber, wenn sie mit den Blättern eines Baumes fertig sind, was wahrscheinlich nicht lange währt?

Dann lebt dieselbe Ordnung unter ihnen, indem sie von dem geplünderten und meist zu Grunde gerichteten Baume in schönster Reihe weiter ziehen bis an ein neues Magazin. Aber Freund, wer ruft sie zusammen zum Abmarsch? zum Heimmarsch? Wer giebt Befehl? wer richtet sie ein? Wodurch macht sich der Befehlshaber verständlich und geltend? Da sind Wunder!

Ihres Gebahrens wegen nennt man diese Raupe die Processionsrau-

pe. Sie ist eine Bärenraupe, sieht bräunlich aus, ihre Haare aber sind durchaus nicht gefährlicher als die anderer Bärenraupen, obgleich man hie und da in „Naturgeschichten“ lies't, sie seien giftig und könnten, wenn eingeathmet, selbst gefährliche Krankheiten, oder auch Fieber erzeugen und dergleichen Faseleien.

Wer athmet sie denn ein? Und geht man mit diesen Thieren um, so weiß man sie schon so zu fassen, daß ihre abgebrochenen Borsten Einem nicht eine Entzündung an der Hand hervorbringen. Ist aber ein Tagedieb von einem Buben naseweis genug, das Thier zu quälen, so geschieht ihm ganz recht, wenn er eine kleine Lehre erhält. Die Natur braucht der müßigen Buben nicht, sie zu vertilgen. Gerade, wenn die Processions-Raupe in großer Zahl da ist, sind auch eine große Menge Ichneumoniden da. Die Mutter Natur, wenn sie auch noch jung ist, weiß doch schon ihren Haushalt zu führen, daß Alles im Gleichgewichte bleibt. Doch nun wird es Zeit, uns auf den Heimweg zu machen. Und da habe ich Gelegenheit, Dir noch von einer Art Schmetterlinge, den Motten (*tineae*) einiges Wunderbare zu erzählen. Bei ihnen machen nicht erst die Raupen für den Puppenzustand, sondern für sich selbst ein Gespinnst, in welchem sie geschützt leben. So klein und so schön diese Schmetterlinge sind, so schädlich werden sie dem Menschen.

Da ist unter Andern die Apfelmotte. Du findest in Aepfeln, Birnen, Pflaumen 2c. sehr häufig einen Wurm. Das ist die Raupe der Apfelmotte, die sich hier nährt. Die Motte legt ihre Eier an den Fruchtknoten und das ausgekrochene Räupchen frißt sich bald bis in das Innere hinein

So ist auch der weiße Kornwurm nichts anderes als die Raupe der Kornmotte. Sie spinnt sich mehre Körner zusammen und diese dienen nun eben so zum Schutz als auch zur Nahrung.

Kleider- und Pelzmotte sind zu bekannt genug.

Nun, werden wir nächsten Donnerstag wieder einen Ausflug machen? Das Leben und Treiben dieser Thiere ist gar zu interessant. Ich möchte gern noch mehr davon kennen lernen.

Sagte ich es Dir nicht? Thue erst einen Blick hinein, und Du kannst Dich gar nicht mehr wegwenden. Wenn das Wetter günstig ist, können wir da wohl wieder eine Wanderung antreten. Nun denn Adieu auf heute!

Leben Sie wohl!

Die Weiber.

Von Julius Weber.

Das passendste Studium für den Mann (Menschen) ist das Weib.

Gott schuf den Menschen, ein Männlein und ein Fräulein; in der ganzen Körperwelt herrscht das Gesetz der Attraction, und so herrscht es auch zwischen Männlein und Fräulein. Adam begrüßte zwar seine Hälfte freundlich: „Es ist Fleisch von meinem Fleische;“ ob er es auch besser machte als die Wilden, und in der ersten Nacht, als sie aus dem Paradiese geworfen waren, der Eva gute Nacht gegeben? daran möchte ich zweifeln, ob sie ihm gleich entgegnen konnte: „Adam, Du hättest gescheiter sein sollen!“ Die Gewalt und das Schwert, womit der Cherubim ihn vom Garten Eden abhielt, wandte er gegen das Weib und so kam die zweite Erbsünde zur Welt. So wurde das Weib der Naturvölker und der Barbaren ein Lastthier, im Orient ein Hausrath, wie etwa ein Kunstwerk und im Abendlande zur Magd, höchstens zum verdorbenen Kinde bei höhern Ständen. — Gott sahe an Alles, was er gemacht, und sprach: „Es ist gut!“ bei der Erschaffung des Weibes aber sagte er — nichts; es war eine Art Nachdruck des Mannes, der aber schon als erbärmlicher Siemandl*) erscheint, da er sagte: „Das Weib hat mir es gegeben!“

Die Thiere beobachten weit mehr Gleichheit der Geschlechter als die Menschen; die ganze Vorwelt weiß kein Wörtchen von verschwisterten Seelen, wie noch heute die Morgenländer, Afrikaner, Amerikaner und Südseeinsulaner; das Weib ist blos das Glied, das Mensch und Thier zusammenbindet, und nebenbei für Tisch, Kleidung und Kinder sorgt. Was dem fühlenden Mann gerade das Weib am interessantesten macht, die Schwangerschaft und Niederkunft, scheint die erste Stufe zur Erniedrigung gewesen zu sein, dadurch wurde sie Sklavin und Hausthier, dessen periodisches Blut sogar für Gift galt und der Mann verwilderte als Jäger und war der erste Tyrann. Indessen — die Stelle Genesis 2, 21. „Und er schloß die Stätte zu mit Fleisch“ macht sehr Vieles wieder gut, und wenn der Teufel nöthig fand, Eva in Gestalt einer Schlange zu versuchen, es ihr aber allein überließ, Vater Adam zu versuchen, so ist dies immer ein großes Präjudiz — und es gelang wie noch heute.

Du armer Vater Adam, Du!
Dein erster Schlaf war Deine letzte Ruh

Die Patriarchen scheinen bei Behandlung der Weiber ihre Heerden zum Muster genommen zu haben. Erzvater Abraham, als er Engel traktirte, sagte seiner Sara: „Eile, menge drei Maaß Semmelmehl und backe Kuchen,“ und war gar keine Rede, sie zur Tafel zu ziehen. Moses ruft ein barsches: „Und er soll Dein Herr sein!“ was noch heute in der Trauungsformel wiederhallt, und weit mehr als *votum decisivum* besagen will, daß auch nur darüber gelacht, und nur in einigen abgelegenen Gegenden Schwabens vom Herrn oder seligen Heern, (dem Manne) gesprochen wird. Moses Worte „Dein Wille soll Deinem Manne unterworfen sein,“ scheinen mir vielmehr eine Erinnerung an Widerspruch zu sein. Machtsprüche macht man sich kein Gewissen zu umgehen und ist man gar zu früh men gezwungen worden, so appellirt m

*) Ein Sie- (Weib-) Mann.

desto eher an Amor, der eine Fackel hat, und doch sitzt die Keuschheit auf einem Pulverfäßchen! Salomo ist noch unartiger als Moses, vielleicht verstimmten ihn die Räthsel der Königin von Arabien, und Gott weiß, was das für Räthsel gewesen sein mögen? Die Weiber scheinen etwas davon zu wissen geben noch heute Räthsel auf und sind dem Manne oft selbst Räthsel!

Apostel Paulus, wenn man ihm auch sein: „Das Weib soll schweigen in den Gemeinden" verzeihen kann, fällt ganz mit der Thür in's Haus: „Ihr Weiber seid unterthan Euern Männern," und wahrlich, jene Dame hatte so Unrecht nicht, die hierbei ausrief: „O du erzgrober Paulus! ist's nicht genug, daß mein Mann das Recht hat, mir eine neunmonatliche Krankheit aufzuhängen, die meine Schönheit entstellt und oft zum Tode führt; ist's nicht genug, daß mir schon die Natur eine zwölfmalige Krankheit im Jahr aufgeladen hat, und wenn sie mich auch dafür mit Glatze und Gicht verschont, gibt dies dem Manne ein Recht, mein orientalischer Herr, und mir die Pflicht, Unterthan zu sein? O du grober Apostelsknoll!" — Paulus würde sich um solche Sophistereien wahrscheinlich wenig bekümmert haben, da selbst der sanfte Jesus auf Maria's Erinnerung: „Sie haben nicht Wein," der eigenen Mamma sagen konnte: „Weib was hab' ich mit Dir zu schaffen?" — Das Weib ist körperlich schwächer als der Mann, das ist ihr Unglück. Nicht die Starken bedürfen des Arztes, sondern die Schwachen, und so war der Mann in der Schwachen mächtig!

Etwas galanter ist die Stelle (Deut. 12.), wo die Dirne, die auf dem Felde beschlafen wird, frei ausgeht, weil das Gesetz annimmt, „daß sie schrie, und war Niemand, der ihr half," daher man jetzt hübsch abgelegene Orte aufsucht. Indessen zeigt der Umstand wieder die eingerissene Ungleichheit, daß eine Wöchnerin, die ein Mädchen gebar, zwei Wochen unrein und 66 Tage zu Hause sein soll, während eine männliche Geburt sie nur 7 Tage unrein macht und nur 33 Tage zu Hause hält; ein Mannsbild wird geschätzt 50 Säckel Silbers, ein Weibsbild nur 30 Seckel. Erzvater Jakob bleibt immer der galanteste Hebräer, nicht weil er Rahel am Brunnen half — sie war schön, und noch nicht seine Frau — sondern sieben Jahre um sie diente, und da der Schwiegervater die ältere Lea ihm in's Bett praktizirte, noch einmal sieben Jahre um Rahel! Rebecca war das Vorbild der Weibeslisten, sie gab zwei Böcklein für Wildpret aus und legte sogar ihre Felle um ihres Jakobchens Hände und Hals, damit ihn der blinde Isaak statt Esau's segne; Jakobchen lernte wieder von der Mama, wie die bunten Stäbchen beweisen, die er in die Tränkrinne der Schafe Labans praktizirte. Solche Geschichtchen sprechen sie nicht wieder für Moses, Salomo, Paulus? Recht ungalant jagte Israel alle fremden Damen fort, und die von ihnen geboren waren; desto galanter aber neigte Ahasverus seinen Scepter gegen die schöne Esther, da sie zweimal in reizende Ohnmacht fiel.

Unter Egyptern, Griechen und Römern standen die Sachen nicht besser. — Egypterinnen durften nur mit bloßen Füßen ausgehen, damit sie desto lieber zu Hause blieben, und doch lesen wir wieder von einer Tochter Pharao's, die sich preisgeben mußte, um die Quadern zu einer Pyramide zusammenzubringen und von einem Pharao, dem das Orakel für seine Blindheit den Speichel eines ganz reinen Weibes verordnete; nach tausend vergeblichen Versuchen fand man endlich eine alte Bäuerin! Vater Homer lehrt:

— Ein blühendes Weib in den Kampfkreis,
Klug in menschlicher Kunst, und geschätzt — vier Rinder am Werthe.

Telemach sagt seiner Mutter:

Auf! zum Gemach, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebiete den dienenden Weibern,
Fleißig im Werke zu sein. Das Wort gebühret nur Männern,
Mir am meisten, denn mein ist in diesem Hause die Obmacht!

Und was sagte Penelope, die Mama?

Und sie erwog im Geist die verständige Rede des Sohnes,

und trollte sich. Am ärgsten machte es Simonides in seinen Jamben, der die Weiber mit Schweinen, Füchsen, Hunden und Affen vergleicht; Euripides macht es nicht viel besser, und doch ist Sophokles Antwort: „Warum schilderst du die Weiber so gut und Euripides so böse?" schlimmer noch: „Ich male sie, wie sie sein sollen, Euripides aber wie sie sind!" Mein lieber Demokrit aber ist noch der artigste, er heirathete ein ganz kleines Weibchen und sagte: „Unter den Uebeln muß man das kleinste wählen."

Plato macht eine Ausnahme und will den Weibern gleiche Rechte und gleiche Erziehung, ja selbst Staatsämter ertheilt wissen a la Hippel; er spricht von Weibergemeinschaft sogar zur Beförderung der Vaterlandsliebe und Eintracht und setzt Zeiten zur Begattung fest zur Verhinderung von Ausschweifungen — Alles das gehörte in die platonische Republik; „Hunde," sagt er nicht sehr schmeichelhaft, „bewachen die Heerde und Diener die Stadt, und fragt man: ob sie Männchen oder Weibchen sind?" Wegen seiner Weibergemeinschaft fand sich zu Rom seine Republik in den Händen aller Damen, und sie vergaßen darüber jene Vergleichung, und daß er den Göttern Dank sagte, ihn zum Manne und nicht zum Weibe erschaffen zu haben.

Plutarch spricht auch lobend von Weibern, und wenn sie auch keine glänzende Rolle spielten, und ein anderer Grieche die Frau für die beste erklärte, von der man am wenigsten spreche, gleich dem Cäsar: „Sie muß nicht blos züchtig sein sondern es auch scheinen." so spielten dafür die Hetären glänzendere Rollen: Aspasia regierte die Griechen, Sokrates

und Perikles opferten in ihrem Hause den Gratien: Demosthenes vergaß über die Phryne die Rednerbühne, und Praxiteles modelte nach ihr seine Venus, sie erhielt Altäre, wie im verdorbenen Rom die Flora.

Metellus öffentliche Rede: „Wenn die Natur uns erlaubt hätte, unser Geschlecht ohne Weiber fortzupflanzen, so brauchten wir diese beschwerlichen Gefährtinnen nicht; die Ehe ist ein dem Staate gebrachtes Opfer," gewährt einen tiefen Blick in die Ansichten der ersten rohen Römer, bis sie Griechenland und Asien kennen lernten; die armen Weiber wagten schon das Leben, wenn sie ein Schlückchen Wein zu sich nahmen, die Sklavinnen mögen ihnen schon manchen Verdruß gemacht haben, und die Achtung des Weibes ging endlich ganz verloren durch schändliche Männerliebe und Buhlerinnen, die allerdings mehr Bildung haben mochten, als das beschränkte Hausthier, das bloß als Form zu Kindern betrachtet wurde; daher wir auch nichts von seufzenden Liebhabern, von unglücklichen Ehemännern oder Selbstmördern aus Liebe bei den Alten lesen. Die Priesterinnen der öffentlichen Venus, wenn sie auch gleich schwerlich den Hetären von Paris, London, Venedig ec. erster Klasse beikamen, begeisterten selbst Philosophen; Epikur philosophirte mit der Leontium; Diogenes und Aristipp schliefen bei der Lais, wie Menander bei Glycere; Aristoteles erzeugte mit der Hyperillis seinen Nicomachus; Crates bewies öffentlich und praktisch in der Stoa mit der Hipparchia *Naturalia non sunt turpia*;*) Sokrates und Praxiteles begegneten sich bei Aspasien, wie St. Evremond und Conde bei der Ninon! Unter solchen Umständen scheint von keiner veredelten Liebe, dem höchsten Gut der Sterblichen, die Rede gewesen zu sein, höchstens von öffentlicher Achtung; denn bei Plautus und Terentius genießt die Matrone stets Achtung, nicht so die Hetäre.

*) Natürliche Dinge sind nicht schimpflich.

Roms Welteroberung war die Epoche des Sittenverfalls; die Agrippinen, Fulvien, Messalinen, Faustinen ec. spielten Rollen, wie sie nie zu London und Paris gespielt wurden; Nero's Pepäa brauchte jeden Morgen zum Baden die Milch von fünfzig Eselinnen und ganz Rom feierte die Floralia (1. Mai) zum Andenken einer Hure Flora, die ihre Reichthümer dem Staat vermacht hatte! Ehescheidung war Spiel und Damen zählten ihre Jahre nicht mehr nach Consulen, sondern nach der Zahl ihrer Männer; der Venus waren ja Sperlinge, Tauben, Ziegen und Hasen heilig, der Daumen und die Zahl 6. Indessen brachten ja auch noch im erstern, unverdorbeneren Rom Weiber den Coriolan, den ganz Rom nicht zu seiner Pflicht zurückbringen konnte, zurück, die Mutter Veturia und sein Weib Volumnia. Das Pantoffelholz schwimmt überall oben.

In der ganzen langen Römergeschichte gefällt den Damen nichts so wohl als Antonius, der in der Schlacht von Actium die Herrschaft der Welt aufgab, um den Purpursegeln seiner fliehenden Cleopatra nachzusegeln. Besser als diese Buhlerin aber war Cornelia, die Mutter der Grachen, die, allen Luxus verachtend, auf ihre Kinder zeigte: „Sie sind mir Alles," und so auch Portia, Arria, Agrippina ec., die junge Römerin, die ihren alten Vater im Gefängniß mit ihrer Milch säugte und die Damen, die zur Zeit des Brennus und Hannibal ihren Schmuck niederlegten auf den Altar des Vaterlandes. Madame de Stael antwortete, als die Rede von ihren Memoiren war: „Wie werden Sie aber von ihren Galanterien sprechen?" „Oh, da zeige ich mich nur im Brustbilde."

Alle rohen Völker haben erst dann die Stufe einer gewissen Humanität erreicht, wenn sie bei ihren Weibern, wahrscheinlich Erfinderinnen aller häuslichen Bequemlichkeiten, mehr suchen als Geschlechtslust, wie die meisten Orientalen thun, die das Weib „das Feld des Mannes" nennen und zu den freien Sitten des Abendlandes den Kopf schütteln. „Wenn man die Butter an die Sonne bringt, muß sie nicht schmelzen?" Mahomed soll die Weiber sogar aus dem Paradiese ausgeschlossen haben, so daß sie nur vor den Pforten sitzen; würden da die Moslem sich nicht stets vor den Pforten aufhalten? Er soll auch die Alten davon ausgeschlossen und ein graues darüber weinendes Mütterchen vollkommen damit getröstet haben, daß die Alten dort wieder jung würden. Mehr Rücksicht scheint mir das Sprüchwort der Tartaren zu verdienen; „Sind die Weiber nicht unterthan, so sind die Männer ihre Sklaven; denn sie müssen entweder gehorchen oder befehlen." Die slavischen Nationen sprechen noch heute nie von ihren Weibern ohne ein „mit Respekt zu sagen" beizufügen, und in Rußland, so gut als in der Türkei, werden unter der Seelenzahl die Weiber nicht verstanden, als ob sie zu Swifts höherer Affengattung gehörten.

In England heißt Weib *woman* (Mannswehe*), wie das altdeutsche Frowe (Frauen) und *Miss* erinnert wenigstens an Mißmuth, Mißgeschick, Mißgriff und Mißgeburt.

Nirgendswo aber ist das Weib mehr zu beklagen, als unter den Wilden Amerika's; es muß dem Mann auf seinen Jagd- wie in Feldzügen folgen; der Mann trägt seine Waffen, das Weib alle andere Bedürfnisse, neben zwei bis drei Kindern; der Mann ruht am Abend, das Weib muß Chica bereiten, worin er sich besäuft und sie dann prügelt. Wird das Weib trotz allen Jammers alt, so sucht sich der wilde Kerl eine jüngere, und die alte wird von ihm und von ihren eigenen Kindern mißhandelt So erzählte eine Wilde selbst einem Missionär, und schloß: „Sollten wir nicht aus Mutterliebe unsere Mädchen gleich bei der Geburt ersticken?" — Gott! der Schwächere wird überall auch bei uns gezupft; er müßte nackend oder gepanzert gehen, und da stände es noch

*) Diese Ableitung ist nicht die richtige, *woes* heißen die Geburtsschmerzen und bilden die Wurzel.

dahin. Alles, was sich das stärkere Geschlecht gegen das schwächere erlaubt, ist die bitterste Satire auf das erstere!

Die größte und früheste Ungerechtigkeit gegen das Geschlecht bleibt immer die Vielweiberei, die schon Vater Abraham mit Hagar übte, woraus nothwendig unordentliche Begierden, Bosheit und Neid, Rachsucht und Mangel aller Bildung folgen müssen; daher lieben alle Orientalinnen das Christenthum. Man lese orientalische Reisebeschreibungen und wie es in den Harems zugeht, oder auch nur das alte Testament. Die Gesetze der Moslem verbinden die Männer, wie oft sie ihren Frauen des Monats beiwohnen sollen, was schon undelikat ist, nach unsern Sitten, und noch die gerichtliche Klage im Unterlassungsfalle? Moses drückte sich nicht bestimmt aus, die Rabbinen erklären ihn gemäßigter als *Dr.* Luther, einmal in der Woche, und Luther sagte: „die Woche zwier, macht 's Jahr hundert vier!" Die natürliche Schwäche des Geschlechts, seine Lustgier, die ihm die Natur gleichsam aus guten Gründen gab, ihre periodische Krankheit, die der rohe Mensch nicht minder verächtlich auslegte, selbst die höhere Schönheit, die der Mann nicht durch Verstand zu besiegen wußte, folglich durch Gewalt unschädlicher zu machen suchte, sind die weitern Ursachen der auffallenden Geringschätzung, die wir überall im frühesten Alterthum finden, und selbst ursprünglich zum Cölibate der Mönche führte, weil Weiber für unheilig angesehen wurden. Der heilige Hieronymus muß aber dennoch mit dem Geschlecht sehr vertraut gewesen sein, da er sagt: „Haltet euch nur an die Weiber, wenn ihr etwas durchsetzen wollt; denn sie saugen schnell ein, weil sie unwissend, sie sprengen leicht aus, weil leicht nnig, sie behalten lang, weil hartnäckig."

Diese Geringschätzung können wir noch heute unter unserm Pöbel finden, der sprüchwörtlich vom Weibe redet wie von Katzen: Sie haben neun Leben, und können manchen Streich vertragen," und gröber als der Türke ist, wenn er gleich in seinem Serail wie ein Hahn erscheint unter den Hühnern und solche bewachen läßt, was der Hahn nicht thut, durch Kapaunen. Wie grob ist nicht unser altes:

Weib, Esel Nuß — darf ich es sagen? —
Thun nie was ungeschlagen.

und nur ein wenig höflicher das neuere: „Der Ofen und die Frau müssen daheim bleiben;" oder die nachstehende Kur:

> Brummt mein Engel wie ein Bär,
> Liese! sprech ich, mußt purgiren
> Rufe dann den Vater her,
> Lasse sie recht durchklystiren —

und was sollen wir zu dem Syllogismus der Russinnen sagen: „Mein Mann prügelt mich nicht mehr, ich bin ihm gleichgültig?" Die Erfahrung lehrt indessen, daß Eheleute, die sich oft entzweien, gerade die meisten Kinder haben — was sich liebt, neckt sich, und wer weiß, ob Reisende die Weibersclaverei außer Europa nicht mit zu grellen Farben gemalt haben? Wildinnen haben auch nicht die empfindsamen Seelen und zarten Nerven unserer Damen und können, wie unsere Bauernweiber, schon einen Puff aushalten. Indessen sagt ein altes Sprüchwort: „Wer sein Weib schlägt, schlägt ihr drei Feiertage und sich drei Fasttage."

Kommt her, all ihr Schönen und Nichtschönen! und streuet Blumen und bauet Altäre den Deutschen oder Celten, über die ihr vielleicht, wenn euch ein Franzose das Händchen leckte, das Näschen rümpftet — Deutsche waren es, die euch aus Egypten führten und euch frei machten, wie die Ehe euch noch frei macht, daher in englischer Gerichtssprache eine Ehefrau *femme covert* (*couverte**) heißt. Was das Christenthum begonnen hatte, steigerte die Galanterie der Ritterwelt bis zur höchsten Poesie; Ritter waren es, die sich wechselsweise euren hohen Werth mit dem Degen bewiesen und vom göttlichen Rechte des Mannes so wenig wußten, als vom göttlichen Rechte des Königs; Ritter kämpften mit Riesen, Drachen und Windmühlen um Minnesold, raubten, entführten und nothzüchtigten, glaubend, daß euch nicht anders beizukommen sei als mit Gewalt, worüber die heutige Welt — lacht. Die Ritter erhoben euch zu Göttinnen und Idealen, obgleich ein schönes Bildniß nach dem Leben, eine veredelte Menschin, besser gewesen wäre und so entstand dann eine verkehrte Welt," die Klinge verdirbt sonst die Scheide, jetzt verdarb die Scheide die Klinge!

Deutsche fanden in Weibern etwas Heiliges sogar, wie in ihrer Velleda und Aurinia, die Sibyllen der Alten, die Gottes Willen wissen, wie das Wort besagt. Indessen finden wir ja bei den Griechen und Römern Weiber auf dem heiligen Dreifuße und selbst bei wilden Völkern pflegt Arzneikunst, Magie und Religionsceremonie in den Händen der Weiber zu sein. Deutsche Alrunen thaten Nichts ohne Wahrsagergeist; Rune bedeutet auch geheime Buchstaben und hat sich in unsern Redensarten: einem etwas ins Ohr raunen und im Worte: alte Runkunkel erhalten, so wie der Hang zum Medikastern, Kaffeesatzweissagungen und Kartenschlagen. Die altdeutschen Gesetze verhängten doppelte Strafe oder Vergütung, wer das Geschlecht verletzte. Die Anerkennung der Weiber selbst als Regentinnen, die hohe Verehrung der heiligen Jungfrau, wovon das Evangelium kein Wörtchen weiß, scheint aus jenen alten Begriffen von besonderer Heiligkeit des Geschlechts hervorgegangen zu sein. Eva stürzte Männer ins Verderben, Maria brachte Weibern die Erlösung.

Wenn Tacitus keine bloße Satire geschrieben hat, so verdienten altdeutsche Weiber, schön, keusch, heimisch, selbst tapfer, alle Auszeichnung. Selten war der Fall, daß der Mann seine Frau mit abgeschnittenen Haaren und nackend durch den Flecken peitschte: denn damals, sagt Tacitus, lachte Niemand über Laster und

*) D. h. für die der Mann vor Gericht einsteht (sie deckt.)

es hieß nicht die Zeit verderbe oder sei verdorben und auf eine spät eintretende und deshalb unerschöpfte Mannbarkeit der Jünglinge durften die Damen rechnen — die Hauptsache! Wie ganz anders bei liederlichen Römern, wo die Versündigung eines Ehemanns mit einer Unverehelichten kein Ehebruch war, indem nur dem Manne *jus tori* zustand! Erst mit dem Christenthum entstand Gleichheit und nun entstanden einfacher, doppelter, versuchter, vollbrachter Ehebruch, gleichsam Ehebruch. Die Alten gaben Amor eine Fackel, diese führt er noch und die Keuschheit saß auch im Schooß der Kirche auf einem — Pulverfäßchen! Hüte dich!

Es ist die Frage: ob deutsche Gesetze, die Mitgaben, Erbschaften und Besitz unbeweglicher Güter dem Geschlecht entzogen, es nicht besser mit demselben gemeint haben, als das Römerrecht? Jene Sitte nöthigte Weiber, sich durch persönliche Verdienste und Vorzüge zu empfehlen und so beruhte vielleicht darauf die ihnen gezollte hohe Verehrung.

Wo Schönheit und Tugend die einzige Auszeichnung sind, kauft man gerne das Kleinod, und wir müssen es wieder so weit bringen, daß wir die Töchter vom Bräutigam bezahlen lassen, wie im Orient, wenn die Sachen besser stehen sollen. Selbst unsere Sprache ehrt das Weib mehr als andere Sprachen; Alles, was Stärke, Gewalt, Macht, Furchtbarkeit bezeichnet, ist Der; was mit Anmuth, Wohlthun, stiller Wirksamkeit und selbstbeschränkter Macht waltet, ist eine Die, z. B. der Geist, die Seele, der Arm, die Hand, der Tag, die Nacht, der Sturm, die Luft, der Berg, die Höhe, der Wald, die Wiese, der Baum, die Blume, die Minne, die Liebe ꝛc. Das schöne Wort Frauen kommt von Freuen, Frohmachen; nur die Sonne, der Mond ist eine Anomalie. Gelehrte Damen sollten blos um Agricola's willen „über den Adel der Frauen, der über das männliche Geschlecht hervorragt" — Lateinisch lernen!

Die hohe deutsche Verehrung des Geschlechts dauerte, so lange wir unsere guten Sitten nicht umtauschten gegen die der südlichen Nation und der Franzosen. Griechen erhoben an ihren Saturnalien die Sklaven zu Herren; der gnädige Spaß dauerte nur wenige Tage; aber Franzosen setzten Weiber auf Throne und huldigten ihnen das ganze Jahr hindurch auf Kosten ihrer Vernunft und Tugend! Der Deutsche hatte auch geliebt, aber mannhafter, ehrlicher; jetzt wurde er auf seine Grammatik aufmerksamer und fand daß die Frau denn doch von der Sonne, gleich dem Mond ihr Licht erhalte, und umhertaufe, wie der Mond, wenn die Sonne schlafen gegangen ist, die Sonne aber, nach neuerer Sitte, etwa einmal des Monats beim Monde schläft, und der einzige Unterschied zwischen beiden Gestirnen und Mann und Weib der ist, daß der Mond Hörner hat, die Frau aber solche dem Manne überläßt, woran abermals der und die — schuld ist. — Man sollte Allen, die am unrechten Orte accentuiren, zurufen, was jene Parterrestimme einer Actrice zurief, die als Orsina sagte: „Also hat der Prinz mein Billet nicht einmal gelesen?" „Einmal? warum nicht gar, tausendmal!"

König Franz 1. hat viel zu verantworten; sein Vater Ludwig 12., den das Volk den Vater des Vaterlandes nannte, sagte von ihm: „dieser dicke Junge wird wieder Alles verderben," und wahrlich, er war schlimmer als der Juristenheilige Justinian, der die Ketten der Schauspielerin Theodora trug er führte die Weiber bei Hofe ein. Der übergalante Brantome nennt einen Hof ohne Damen — einen Garten ohne Blumen, und Hof ohne Hof, so wie Malherbe nur zwei schöne Dinge hienieden kannte: Weiber und Rosen, und nur zwei gute Dinge: Weiber und Melonen. Diese Einführung bei Hofe war schlimmer als das ehemalige Heer feiler Dirnen im Gefolge des Hofes; denn nun kamen zur Liederlichkeit noch — Dameniutriguen, verdiente Männer stürzten, die wichtigsten Angelegenheiten wurden als Kleinigkeiten behandelt, Luxus vergeudete die Schätze des Staats, Weiber waren die Seele aller dieser Unordnungen, und was am Hofe geschah, geschah bald auch in der Stadt, und bald darauf auch in den Provinzen von Amtmännin, Pfarrerin und Schultheißin, endlich gab es mit der Erwachung der alten Literatur gar noch gelehrte, griechisch-römische Damen!

Maitressen standen jetzt an der Spitze des Staates, und Agnes Sorel eröffnete die Reihe, war jedoch noch die beste. — Unter Heinrich 4. war es schlimm, unendlich schlimmer noch aber unter Ludwig 14. und 15., die Nichts von der Größe Heinrichs 4. ahnten, als er seinen Sully mit seiner Gabriele zu versöhnen suchte, diese alle weiblichen Künste erschöpfte, der König aber sie durchschauend mit den Worten verließ: „Lieber zehn Maitressen verloren wie Sie, als einen Diener wie Sully." (Die Here behielt aber dennoch zuletzt den Sieg).— Ludwig 16. der die Skandale der Du-Barry kannte, war wohl der allerungalanteste der Könige der Franzosen, und doch — herrschten Weiber; denn er war nicht der Mann, der seiner Antoinette sagen konnte, was Schwedens Karl 11. der seinigen sagte: „Madame, wir haben Euch genommen, um Kinder zu zeugen, aber nicht um zu regieren." Bald herrschten jetzt Maitressen an den meisten Höfen, wie hätte sonst Pöllnitz *la galante Saxe* schreiben können? und wie der Fürst, so die Diener. Die Idee, daß Weiber der Mittelpunkt seien, um den sich Alles drehe, setzte sich fest in den leichten Köpfchen!

Weiber sind Franzosen das erste Bedürfniß, wie allen geistreichen Menschen, gerade weil sie — geistreich sind; französische Sitten verbreiten sich allwärts, und Damen setzten gar gerne Männer von Geist denen nach, die ihren Geist gerade nicht — im Kopfe führten. In Frankreich sind sie einmal die Seele der Unterhaltung, und der Bediente der Madame Scarron, ehe sie Maintenon wurde,

sagte ihr einst bei Tische ins Ohr: Madame, es fehlt uns ein Braten; noch eine Geschichte! Nach der Höchstädter Schlacht fielen den Siegern vierunddreißig Wagen mit — Damen in die Hände und an Höfen und in großen Städten beteten gar viele das Stoßgebet der Ninon: Gott mache mich zum ehrlichen Menschen, aber nie zur ehrlichen Frau. Galanterie ist keine unebene Sitte, nur darf sie nicht auf ernste Dinge übergehen, und wenn die Königin Polens zu Dresden sich vor die Archivthüre hinpflanzt, so hat sie sich's selbst zuzuschreiben, wenn sie Friedrich mit Grenadieren wegtreiben läßt; ging ja der durch Louise Degenfeld am berühmtesten gewordene Kurfürst von der Pfalz viel weiter und gab seiner Gemahlin, die sich an der Tafel Anspielungen erlaubte, eine Maulschelle, daß sie sich wegen Nasenschweißes hinwegbegeben mußte. Nur die Schwäche und Charakterlosigkeit des Mannes ist die Stärke des Weibes, und die Folge Einmischung in Dinge, die weit über den weiblichen Horizont hinausliegen — und Wirrwarr, worunter politischer Wirrwarr der gefährlichste ist. Wo der Teufel nicht hin will, schickt er ein altes Weib, sagt das Sprüchwort — (mir schickte er eine alte Tante, die man nicht gerne anrührte) — aber dennoch ist es nur halb wahr — der Teufel ist klüger und weiß, daß er weiter kommt mit — jungen Weibern!

Für die Fackel.

Trost.

Von S. Ludvigh.

Geschrieben zu Niagara am 10. Sept. 1864.

Wenn Nationen sich durch Krieg zerfleischen, sind Elend, Calamität und Schmerz dessen unvermeidliche Gefährten. Trauer durchzieht das Land, über welches der rasende Kriegsgott Mars seine Fackel schwingt. Der Tod rafft die Blüthe der Jugend dahin; zerrissen werden die Bande der Freundschaft und der Liebe. Auch in diesem einst durch den Segen der Freiheit und des Friedens so rasch emporblühenden und einst so glücklichen Land wüthet der Krieg, der schlimmste aller Kriege, der Bürgerkrieg, und die vielen trauernden Familien, die vielen Väter, Mütter, Schwestern, Bräute, die vielen verstümmelten Jünglinge und Männer, diese lebendigen Trophäen menschlicher Unvernunft, Leidenschaft und Rache flüstern dem stillen Beobachter der menschlichen Schicksale es leise zu: „es ist böse Zeit — die Menschen bedürfen des Trostes."

Ich habe eine so lehrreiche Schule des Lebens durchgemacht; ich habe so viel von dem was mir theuer war verloren, ich habe so viel gelitten, daß mich das Schicksal nicht mehr gänzlich niederzudrücken vermag, daß ich für Alles vorbereitet selbst keines Trostes von Außen bedarf; doch gerne Jenen Trost spende, deren Geist durch „ungestörtes Glück" geschwächt ist, das plötzlich durch einen Verlust überrascht worden, über den sie weinen, jammern und zu verzweifeln scheinen.

Um glücklich zu sein, bedarf man sehr wenig im Leben. Es liegt das Glück in des Menschen eigener Brust. Um aber die Kunst glücklich zu sein, zu lernen, dazu gehört sehr viel: „eine Reihe von bittern Erfahrungen, vielseitiger Verlust, ein tiefer Blick in das Leben, ein freier und von Vorurtheilen gereinigter Geist." „Nur durch das bittere Meer der Thränen gelangt der müde Wanderer in den Hafen der Ruhe." Ich habe Vater, Mutter und Schwester verloren und das geliebte Vaterland gab ich für ein Linsengericht der amerikanischen Freiheit dahin. Die Leidenschaft meiner Liebe im alten Vaterland blieb unerwidert und ich sehnte mich lange vergebens nach häuslichem Glück. Das große Vermögen des Vaters lag in Trümmern und ein getäuschter Sohn kam arm und verlassen nach dem fernen Land der Verheißung. Als ob das Schicksal ermüdete mich länger zu necken und zu verfolgen, fand ich endlich alles Das verwirklicht, wornach das Herz so lange vergebens sich gesehnt. Freilich gab es auch da keine Rosen ohne Dornen; doch an die Wunden der Dornen längst gewöhnt, genoß ich einen innern Frieden, der durch Sorgen und Unglücksfälle zuweilen getrübt, aber nicht vernichtet werden konnte.

So bedarf ich denn wohl keines Trostes; es möge mich auch das Schlimmste treffen und ich besitze einen Schatz im Innern, den keine Motten fressen und von dem ich gerne Andern mittheile, die Neulinge im Leben und noch ungebeugt durch ein unerbittliches Geschick des Trostes bedürfen.

Am Niagara — mir ist er keine neue Erscheinung; ich habe ihn zu jeder Jahreszeit gesehen, im grünen Frühlingskleid, im Irisgürtel des heißen Sommers, im bunten Farbenschmelz des Herbstes und im eisigen Schmucke des Winters. Ich habe sie im Gefühle und im Geist genossen die majestätische Größe der Natur, habe sie allein und schweigend genossen, ohne je ein Verlangen zu hegen, solche Größe durch Farben oder durch Worte schildern zu wollen und dadurch — sie zu entweihen.

Gestern besuchte ich die Fälle in Gesellschaft meiner Gattin, die mich, nach einem sechsjährigen Gefängniß in den häuslichen Wänden von Minnesota, nach dem Osten begleitet, um in Philadelphia und Newyork ihre Verwandten und Freunde zu besuchen. Leidend wie sie eben, leider, bei ihrem ersten Besuche am Niagara war, hat auch sie dieses imposante Schauspiel der Natur im Gefühl und schweigend in sich selbst verloren genossen. Alles, was sie vor den Fällen sagte, war: „Es müßte ein schöner Tod im Niagara sein" und es schien, als zöge sie eine magische Kraft hin nach dem stillen Ufer, wo ein Fehltritt genügt, um das Sein zu vollenden. Auf dem Rückwege im

wildromantischen Wäldchen des Eilandes sprach sie: „Dafür giebt es keine Worte.“ Und wahrlich, diese lakonische Sprache bei so tiefem Eindruck sagt mehr als die begeistertste Sprache des Dichters zu sagen vermag.

Heute, am Sterbetag meiner guten, unvergeßlichen Mutter, liegt meine Sara an einer Halskrankheit darnieder und anstatt des ihr zugedachten Genusses am Canada-Ufer der Fälle, hat sie zu leiden.

Vor den Fenstern unsers Hotels, Hrn. Behr's River House, einer wahren Idylle, aus deren mannigfaltigen Blumenfeldern Flora Honig nippt, indeß Bachus auf den traubengeschmückten Guirlanden sich wiegt, vor den Fenstern dieses Hotels rauscht der schäumende Fluß in seinem breiten Bett über Felsen dahin und die Tritonen singen ihr ewig monotones Wiegenlied; ich aber sitze da einsam und ruhig, den Geist im Geiste Seneca's nährend, und als ich de consolatione (über Trost) las, da zog es mich hin zur Feder, um jenen Gefühlen Ausdruck zu geben, die mich eben momentan beseelt hatten. Und so wollen wir denn, nach diesem Präludium, einen geistigen Streifzug machen im Gebiet des Weisen, und Blumen pflücken in seinem Hain und sie zu einem Kranze flechten zum Troste Jener, die leiden.

Der Verlust des Vaterlands, den viele beklagen, und den auch ich lange beklagt habe, möge den Reigen beginnen.

Um unter dem Drucke des Schicksals nicht zu erliegen, um das Elend zu mildern, hat man sich an die Abstraction des Christenthums, oder an die heidnische Göttin der Weisheit zu wenden; diese lehrt uns, mit dem Unglück uns vertraut zu machen, ehe es uns befallen.

Den Unverbereiteten trifft der Schlag immer am schwersten, leicht erträgt ihn Jener, der ihm stets entgegen sieht. Auch die Ankunft des Feindes ist dem Feinde am gefährlichsten, wenn er plötzlich überfallen wird. Wer sich für den Krieg vorbereitet, der wird am besten im Stande sein, sich gegen gefährlichen Ueberfall zu schützen.

Der Weise traut dem Unglück nie; auch dann nicht, wenn Alles am ruhigsten ist. Ehrenstellen, Geld, Ruhm und allem irdischen Flitter muß man immer solchen Platz einräumen, von wo man dieselben ohne innere Erschütterung wieder wegschaffen kann. Wer sich mit aller Liebe an Glücksgüter wie an ein ewiges Eigenthum hängt, der weint und jammert und ist trostlos bei dem Verlust. Wer im Glück nicht übermüthig und im Unglück nicht kleinmüthig wird, jedem Wechsel des Glückes die Stirne bietet, der ist ein würdiger Schüler der Weisheit. Betrachtet man das Leben, so findet man, daß die meisten Güter, nach welchen sich die Menschen sehnen, keinen wahren Werth besitzen, und daß Vieles durchaus nicht so schrecklich ist, als es gewöhnlich hingestellt wird. Das Urtheil der Menge kann kein Maßstab für den Weisen sein. Nach diesem Axion wollen wir denn auch das Exil betrachten und darüber Seneca's Worte vernehmen.

Exil ist Orts-Veränderung. Wir wollen also sehen, was die Veränderung des Ortes an und für sich Bitteres habe: „Es ist schmerzlich ohne Vaterland zu sein.“ Doch betrachte nur eine Menge von Menschen in einer großen Stadt und du wirst finden, daß die Meisten derselben kein Vaterland haben: sie strömten aus verschiedenen, aus den entferntesten Gegenden herbei. Den Einen hat der Ehrgeiz, den Andern die Nothwendigkeit des Amtes; Einen die Armuth, den Andern der Luxus getrieben. Manche kamen der Wissenschaften und Künste, Manche der Freundschaft und Andere des Vergnügens wegen. Der Eine brachte käufliche Formen, der Andere eine käufliche Eloquenz mit sich. Frage die Meisten, woher sie kommen und sie werden dir sagen, daß sie eben in die Stadt kamen doch nicht in ihre Geburtsstadt. Verlaß große Städte und siehe nach öden Gegenden hin, gehe nach den unwirthbarsten Inseln und du wirst Leute finden, denen selbst diese Orte zum freiwilligen Asyl geworden. Es liegt im Menschen ein innerer Drang nach Veränderung des Ortes und des Wohnsitzes; denn unruhig ist des Menschen Geist. Die Gedanken überfliegen das Weltall, unstät stets am Neuen sich erfreuend, den Gestirnen ähnlich, die stets in Bewegung sind. Vergleiche den Lauf der Himmelskörper mit den Völkern und du wirst finden, daß sie fortwährend ihren Wohnsitz verändern. In der Barbarei findest du Griechenstädte, in Indien und Persien wohnt der Macedonier; Griechen zogen nach Gallien, Gallier nach Griechenland und die Pyrenäen vermochten es nicht, den Zug der Germanen zu hemmen. Dem menschlichen Geiste und dem leichten Sinn ist Nichts zu fremd und Nichts zu ferne. Weiber, Kinder und Greise wandern von einem Ort zum andern und verschieden sind die Ursachen und Beweggründe der Ortsveränderung. So war es einst, so ist es noch und der Nomadensinn des Menschen tritt uns in der Neuzeit nirgends so sichtbar entgegen als in Nordamerika, wo ein rastloses Volk, doch keine ruhige Nation zu sehen und vom Vaterland und Vaterlandsliebe kaum eine Spur zu finden ist.

Streng genommen giebt es kein Exil; denn wo der Mensch ist, dort ist ja seine Welt. Und bist du exilirt — genügt es dir mit M. Brutus nicht, daß es den Verbannten gestattet ist, ihre Tugenden mit in das Exil zu nehmen? Wesentlich ist es Wenig, was man mit dem Vaterland verliert; denn zwei Dinge folgen uns an das äußerste Ende der Welt: „die gemeinschaftliche Natur und die eigene Tugend, der eigene Werth.“ So ist es durch Gott selbst bestimmt; es mag dieser nun der Schöpfer der Welt sein, oder der ewige, allmächtige, schaffende Geist, die höchste Intelligenz, oder das Fatum und die nothwendige Reyhe unter sich zusammenhängender Ursachen.

Der Geist, der das All bewundert, dieser sublime Theil des Alls ist uns stets eigen und bleibt mit uns so lange wir leben. Folgen wir denn mit Kraft und ohne Murren, wo immer die Nothwendigkeit und Verhältnisse uns hinführen mögen!

Wir finden kaum einen Flecken der Erde, der nicht geeignet wäre für den Menschen. Nur ein beschränkter Geist kann zu sehr am Irdischen hängen. Erhebe die Seele nach solchen Dingen, die überall dieselben sind, die überall im selben Lichte glänzen. Keine Verbannung ist unerträglich, wo man mit diesem Gefolge leben kann. Marcellus nach Mytilene verbannt, lebt da vergnügt und widmete sich den Wissenschaften mit derselben Liebe wie in der Heimath. Er war sogar glücklicher als Jener der ihn verbannt hat. Mag diesem der Ruhm nach Hispanien, nach Egypten, nach Afrika gefolgt sein, so begnügte sich Jener, von Brutus geliebt und gepriesen zu werden. Obschon ihm Armuth in das Exil gefolgt war, vermochte doch die Ortsveränderung Nichts an seiner Seele zu verändern. Armuth kann überhaupt nur Jener für ein Uebel halten, der durch Geiz oder Luxus vollends beherrscht wird. Ach, wie Wenig ist es, was der Mensch zum Leben bedarf! Der Körper hat wenig Bedürfnisse; er will sich gegen Kälte schützen, durch Speis und Trank gegen Hunger und Durst; Alles was über das hinausgeht, gehört zum Entbehrlichen. Es giebt Thoren, die essen, um sich zu erbrechen, und brechen, um wieder essen zu können, Thoren denen Erde, Luft und Meer Stoff liefern müssen, um ihrem Gaumen Genüge zu leisten. Der Tribut von drei Provinzen genügte Cesar nicht für eine Mahlzeit! O, der Beklagenwerthen, deren Gaumen blos durch Leckerbissen gereizt werden kann, deren Werth sie noch mehr nach der Seltenheit und dem hohen Preise, als durch gute Zubereitung bestimmen. So verhält es sich mit jeder Begierde, nicht nur in Betreff der Nahrung und des Geldes, mit jedem Verlangen, das nicht auf Bedürfniß, sondern auf Thorheit oder sogar auf Laster beruht. „Je mehr du ihm bewilligst, desto mehr will es haben." Wer sich also in den Schranken der Natur erhaltet, der wird die Armuth kaum empfinden; wer aber diese Schranken verläßt, der darbt selbst im Ueberfluß des Reichthums. Das Nothwendige ist leicht befriedigt, dem Ueberflüssigen genügen Throne und Reiche nicht.

Homer hatte einen Diener, Plato hatte drei, Zeno keinen; Zeno aber war der Gründer der stoischen Philosophie, der Weiseste der Weisen. Agrippa, der ein einträgliches Amt begleitet hatte, wurde durch gesammelte Beiträge beerdigt. Die Töchter des Scipio erhielten ihre Aussteuer aus dem öffentlichen Schatz, da ihnen ihr Vater kein Vermögen hinterließ. Die Größe solcher Charaktere verstehen freilich junge Gecken nicht zu würdigen, denn Geld das Höchste im Leben und die ohne den Reichthum ihrer Väter elende Creaturen wären. Glaubt Ihr denn, daß Geldprotzen, die ihren Töchtern eine Million als Heirathsgut geben, glücklicher sind, als jener Scipio war, durch den das römische Volk einen Tribut von Karthago bezog? — Gewiß nicht.

Hast du dir erst Einen Stachel gegen das Schicksal eigen gemacht, so wirst du leicht gegen jedes Unglück eine geistige Waffe finden. Hast du Geiz und Habsucht besiegt, diese Pest der menschlichen Gesellschaft, so wird es dir nicht schwer fallen, den Hochmuth zu besiegen. Siehst du im letzten Tag keine Strafe, sondern ein Gesetz der Natur, verbannst du aus deinem Herz die Furcht vor dem Tod, so wird keine Furcht über irgend Etwas in der Welt in deinem Busen Eingang finden. Bedenkst du, daß der sinnliche Trieb dem Menschen nicht des Vergnügens, sondern der Fortpflanzung wegen gegeben wurde, so wirst du ihn nicht mißbrauchen. Die Vernunft vermag es, nicht nur einzelne, sondern alle Laster zu besiegen. Der Weise, der Alles in seinem Innern bewahrt, läßt sich durch keine falsche Meinung Anderer bestimmen.

Ein schmählicher Tod ist mehr als Schande. Sokrates blieb Sokrates auch als er im Kerker war, und der Ort der Schande ward durch ihn geehrt. Wer sich in seinem Innern nicht selbst verdammt, der kann von Andern nicht verdammt werden. Du trauerst über den Verlust eines geliebten Wesens; — ich vermag es deine Trauer zu würdigen, ich vermesse mich kaum, dich trösten zu wollen, denn ich kenne die Macht der Gefühle und weiß, daß nur die gestählte Vernunft, nach bittern Verlusten, das Gefühl zu beschwichtigen vermag. Aber bedenke, daß Alles was lebt nur von kurzer Dauer ist und daß Ein Moment gelebt in der Vollendung einem Jahrhundert gleichkömmt!

Große Opfer können blos große Charaktere bringen und Beispiele großer Männer und großer Frauen sind am geeignetsten, nachgeahmt zu werden.

Nicht nur Individuen streben, ganze Nationen verschwinden vom Schauplatz der Erde. Wie eine Welle die andere drängt ein Geschlecht das andere und das Leben eines Individuums, so sehr auch ein fühlend Herz dessen Verlust fühlen und beklagen mag, ist im Leben der Geschlechter in gar keinen Anschlag zu bringen. Das mag wohl Cornelia gewußt haben, die große Römerin, die von zwölf Kindern nur zwei am Leben behielt. Willst du ihren Verlust nach Zahlen rechnen, so hat sie zehn verloren, betrachtest du den Werth des Verlustes, so bedenke, daß sie die Mutter der Grachen war. Den Weinenden sprach die edle Mutter im Schmerze selbst Trost zu, indem sie sagte: „Klaget nicht das Schicksal an, das mir die Grachen zu Söhnen gab!" — „Rutilia folgte ihrem Sohn Cotta in das Exil und kehrte nur mit ihm in das Vaterland zurück. Als er da starb, war sie gegen den Verlust eben so stark als sie es in der

Verbannung gewesen. Im Verbannten offenbarte sich ihre Tugend, im Verlornen ihre Vernunft. Solche Beispiele sind der Nachahmung werth. Von solchen Charakteren lasset uns lernen, wenn das Unglück schwer auf uns lastet, und bei ihnen lasset uns Trost suchen, wenn wir gebeugt des Trostes bedürfen!

Für die Fackel

S t r e i f z ü g e

Von E. L u d w i g h.

—

A u g u st. 1864.

Kein Licht ohne Schatten; keine Freude ohne Schmerz — und wer den Gewinn liebt, der muß sich auch den Verlust gefallen lassen.

So habe ich denn auch im August wieder Freude gehabt und Schmerz. Ich habe gewonnen und verloren, ich habe dem Schicksal gedankt für den Gewinn und mich über den Verlust erhoben, durch die Kraft, welche man sich geistig erwirbt, wenn man nach vielen Täuschungen und bitteren Erfahrungen endlich gelernt hat auf der Schaubühne des Lebens die **R e a l i t ä t** des Lebens hinter den Coulissen zu betrachten, wo die Schminke als Schminke sich zeigt und alle Illusion aufhört. Und was habe ich denn verloren, was gewonnen? Ich habe **M i l o** verloren, den herrlichen Neufundländer Castraten aus Fountain City und Louis, den Canarienvogel aus Sandusky.

Noch mehr, ich habe meinen vierzehnjährigen Sohn verloren, der durch böse Buben verlockt des Lernens überdrüssig wurde, seine sieben Sachen zusammenpackte und ohne Abschied zu nehmen, in des Vaters Abwesenheit auf Reisen gieng. Das nenne ich amerikanische Unabhängigkeit — Vater und Mutter verlassen, um auf eigenen Beinen zu stehen. Sollte ich ihn suchen und wo sollte man ihn suchen? Wir hatten keine Spur von ihm als die, daß einige Jungen sagten, er sei mit einem Farmer, und Andere, er sei mit einem Viehhändler fort. Nun, das ist ja hier, wo der Dollar Alles in Allem, Eins, ob Farmer, Viehtreiber, oder General-Major — nur möge er, nach meinem Wunsch, in Amerika kein Reformer, kein Gelehrter, kein Drahtzieher und kein Spitzbube werden. Gelernt hat er, dachte ich mich tröstend, in der Schule bereits genug, um ein reicher, also angesehener Mann zu werden und ist auch **s m a r t** genug, um sich jetzt schon selbst zu ernähren, was ich nach allen meinen Studien in Europa nicht im Stande war. Ein fataler Trost und dennoch ein sehr vernünftiger Trost hier zu Lande.

Nach vier Wochen frug mich auf der Straße ein Amerikaner, ob ich wisse, wo mein Sohn sei? Nein. Er ist bei meinem Bruder, sechsundzwanzig Meilen von St. Paul, der ihn sehr lieb hat und ihn behalten will, wenn Sie Nichts dagegen haben. Die Nachricht war eine sehr beruhigende. Zieht er die Farm der Schule vor, sprach ich, so mag er bei Ihrem Bruder bleiben; besser, als daß er in der Stadt in Gesellschaft böser Buben moralisch zu Grunde geht. Der Mann war mit meinem Bescheid zufrieden. Nun, so mag er denn Fensriegel spalten, um dereinst Präsident zu werden! Der Mensch kann seinem Schicksal nicht entgehen. Die Schule vermag Vieles; aber noch mehr vermögen natürliche Anlagen und günstige Verhältnisse, in welche der Mensch im großen Collegio des Lebens gesetzt wird. So Mancher tritt in die Welt mit Allem versehen, was reiche Eltern und Universitätsbildung zu bieten vermögen; doch den hoffnungsvollen Sohn lohnt kein Erfolg; er bleibt auf der Rennbahn ves Glückes in jedem Wettkampf zurück, indeß Andere von armen Eltern entsprossen, mit sehr spärlichem Schulunterricht den höchsten Preis erringen. Dies sind unsere sogenannten *self-made men*; Männer, die sich, im Civil und im Militair, durch eigenen Antrieb, durch Smartheit, durch Parteiunterthänigkeit, durch Servilität, durch Schurkerei sogar, wenn es der Zweck so erheischen sollte, und durch Glück selbst zu dem machten, was sie sind. Ein Venedig das sich aus Sümpfen erhebt.

Also, Samuel, hilf dir selbst! rufe ich meinem verlornen Sohn zu, mache Geld auf ehrliche Weise, sei gut, und du wirst glücklich sein! Auch ich habe meinen Vater verlassen als sein einziger Sohn, da er alt war und der Hilfe eines Sohnes bedürftig war, die ihm später eine gute Enkelin geleistet. Meine Beweggründe waren freilich ganz anderer Art; aber verloren war ich für meinen Vater ja doch, und zwar, weit über dem Ocean, für immer verloren. Das ist die Nemesis, könnte ich mir nun im Stillen selbst zurufen, könnte mir sogar Vorwüfe machen, würde ich die Macht der Organisation so den innern Drang des Menschen nicht bei mir selbst und vielen Andern kennen gelernt haben, und würde ich dem Fatum, das Gläubige Gott nennen, widerstreben, an das wir durch die Gesetze der Nothwendigkeit gekettet sind, trotz aller schönen Theorien über Erziehung und **f r e i e n** Willen.

So hätte ich denn den ersten Abschnitt der Biographie meines Sohnes **i n n u c l e o** geliefert. Die Fortsetzung mag er einst selbst der Welt liefern, falls er Fähigkeiten, interessanten Stoff und Beruf dafür haben sollte. Geht er aber mit tausend und tausend Millionen anderen **Y a h o o s** spurlos unter im Strom der Zeit; so haben er und die Welt wohl Nichts verloren; denn das Edelste, das Schönste, das Größte dauert nur eine Weile, um von der finstern Nacht der Ewigkeit verschlungen zu werden.

G e w o n n e n — habe ich einen Wechsel von siebenundfünfzig Pfund Sterling, dem noch ein anderer nachfolgen soll, aus dem Erlös von Grundstücken, welche theils mein Großvater, theils mein Vater gegen erhobene Capitalien versetzt hatten und nun nach verflossener Versatzzeit zurückgelöst und zu höherem Preis, als die darauf haftende Summe war, zu meinen und meiner Schwester

Gunsten verkauft wurden. Wie gewöhnlich bei unserer verkehrten Civilisation Das was Einem schadet, dem Andern nützt, so hat auch unser heilloser Krieg mir genützt, indem ich für diese geringe Summe Gold sechshundert Dollars in Papier erhielt und somit wäre denn auch das Problem gelöst: wie man in St. Paul zu einem Haus kömmt; indem ich nun im Stande bin die Bilanz zu bezahlen. *Hony soit qui mal y pense.*

Das dritte Heft der Fackel ist broschirt und wie so viele andere Hefte der Wehgebornen als Spätgeburt mit ihren Tugenden und Fehlern in alle Welt versendet. So sollen und so wollen wir denn wieder reisen, um für Wachs und Docht und Pech zu collectiren.

Reiche Leute reisen, um ihr Geld los zu werden. Bereiste selbst auch ein hübsches Sümmchen *„pour le plaisir et l' ambition,"* als ich jung war und — nach Wissen, nach Erfahrung, nach Vergnügen und nach Ruhm gelechzt habe. Nun ist es anders. Man reist, weil man Geld haben muß, um zu existiren und weil das Geld am sichersten eingeht, wenn man selbst eincassirt. Der Drang nach Wissen und Erfahrung ist ziemlich abgekühlt, der Ruhm hat für den gereiften Mann keinen Werth mehr; doch ist die Quelle des Vergnügens noch lange nicht versiegt und so bin ich denn auch des Reisens — wo das Vergnügen im Füllhorn der Veränderung liegt — noch immer nicht müde, so sehr ich es auch, bei freier Wahl, vorziehen würde, den kleinsten Kreis um mich zu ziehen und alle meine Zeit meinen Kindern und — meinem Garten zu widmen. Da nun aber dies nicht möglich ist, so folge ich ohne Murren meinem Beruf, suche die Welt, Glück und Vergnügen dort wo ich bin, und gehöre mit zu den Wenigen, die das Unmögliche nicht wollen und gelernt haben mit Wenig zufrieden und innerlich, im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, glücklich zu sein. Also, die Uhr schlägt drei Uhr. Auf, Kululu! Die Post geht um vier Uhr ab. Die Reisetasche ist gepackt, der Kaffee ist getrunken — und so leb' denn wieder wohl du stilles Haus und Ihr Eichen, durch deren Krone ein rauher Nord saust, den nahen Herbst verkündend. *Good by!* Weckt die Kleinen nicht! Ich küßte sie im Schlafe und fort ging es hinab nach der Fort-Straße, um dort Burbank's vierspännigen Postwagen zu treffen. Es war am 27. August. Der Himmel war heiter und die Luft kalt genug für einen Oberrock. Die Gesellschaft war eine heterogene in geistiger und physischer Hinsicht und man konnte die versäumten Schlafstunden füglich nachholen, ohne an Zeit des Wachens zu verlieren.

In der katholisch-demokratischen Stadt Shakopee, am wasserarmen Minnesota-Fluß recht hübsch gelegen, restaurirte ich mich mit einer Omlete und machte einen Spaziergang von vier Meilen nach den am jenseitigen Ufer gelegenen Städtchen Chaska und Carver. Zwei allerliebste Plätze deutscher Betriebsamkeit, wo man einige wackere und intelligente Leute findet, die Verstand und Kraft genug haben, ein selbstständiges Urtheil zu fällen und auf eigenen Beinen zu stehen. In der Umgebung giebt es viele wohlbestellte deutsche Farmer.

Sonntag den 28. fuhr ich in Gesellschaft des Farmers Ch. Wilson und des Töpfers Honer 15 Meilen nach der Farm des Hrn. Bachmann. Drei Biedermänner und edle Charaktere, die sich weder von Pfaffen der Kirche noch von Pfaffen des politischen Stumps ein X für ein U vormachen lassen. Es war dies, bei heiterem Himmel durch herrliche Wälder eine sehr angenehme Fahrt. Schreiner Bachmann, im Osten vielen als Turner und Sänger bekannt, wohnt in einem selbstgebauten Häuschen einsam, ein kühner nordwestlicher Pionier und Träger deutschen, gemüthlichen Lebens. Als wir ankamen rüstete derselbe sich eben mit seiner Gattin, um nach Young-Amerika zu einem Gesangfeste zu fahren. Das war uns denn sehr willkommen und nach einem Lunch von Milch und Butterbrod traten wir alsbald in zwei Wagen die Lustfahrt an; Farmer Schrempf mit Familie in dem Einen und Bachmann und wir in dem Andern. Die Reise von circa zehn Meilen im dunkeln Schattenrevier der Urwälder war mir um so angenehmer, da mir die Gesellschaft der gebildeten Frau Bachmann zu Theil. Solche Momente weben die launigen Götter dem Sterblichen nur selten in den Dornenkranz des Lebens.

Young-Amerika, das Embryo einer Stadt liegt an einem kleinen See und zählt blos fünfzehn Familien. Wir stiegen bei den Gebrüdern Ackermann ab; unternehmende junge Leute, die da ein Hotel mit einem großen Kaufladen vereinigen und in der Nähe Land eignen. Die Sägmühle wurde vor Kurzem von Bachmann und Schaller angekauft.

Wir hatten einen sehr vergnügten Abend. Es wurde gesungen, declamirt und getanzt. Gründer des Gesangvereins, des westlichen Pionier-Chors, sind Bachmann und Schrempf.

Montag des Morgens ließen sich sämmtliche Mitglieder des Vereins photographiren, um das Bild dem Arion-Verein in Newark zu senden. So sieht man denn deutschen Gesang und die Kunst der Photographie in Amerika bis an die äußerste Grenze der europäischen Civilisation verbreitet, der amerikanische Bären und Indianer endlich für immer werden weichen müssen.

Dieser Ausflug im Minnesota-Thal wird mir stets ein angenehmes Memento bleiben.

Auf dem Rückwege fiel mir ein Exemplar der „Geheimnisse von St. Louis" in die Hände. Man machte mich auf folgende Stelle aufmerksam und meinte darin etwas Prophetisches zu sehen. Ich aber sage, Herr Bornstein, Verfasser des Werkes, der folgende Prophezeiung einem

Jesuiten in den Mund legt, ist ein falscher Prophet. Die Worte des (fingirten) Jesuiten sind übrigens interessant genug, um erwähnt und erwogen zu werden. Herr Börnstein (als Jesuit) sagt: „Diese stolze Union, diese übermüthige Republik, das Asyl aller Revolutionaire und Ungläubigen, fällt in Trümmer. Der Süden steht auf gegen den Norden; sie werden sich untereinander zerfleischen und der Sturz der Republik wird die Folge sein. Wir (die Jesuiten) haben ihm die Sklavenfrage hingeworfen und das Feuer angeschürt. Die Brüder sind thätig, sie mischen sich unter die Abolitionisten des Nordens und wirken unter den Agitatoren und Disunionisten des Südens. Der Congreß vermag nichts mehr gegen die täglich größer werdende Kluft, die wir zwischen dem Norden und dem Süden rissen. Der Bruch wird unheilbar. Der Süden reißt sich los und dann sind wir Sieger. Ist der Süden losgerissen, so kann er sich allein nicht halten, er muß zu uns flüchten, um durch unsere Vermittelung das Protectorat europäischer katholischer Mächte zu erlangen; er muß ein Bünrniß mit Mexiko schließen, damit Einer den Andern schützt. England wird für die römisch-katholische Kirche wieder erobert sein, ehe drei Jahre vergehen. Mexiko wird sich mit dem losgerissenen Süden vereinigen und bald eine Monarchie werden. Den König werden wir geben und es wird ein Prinz aus altem legitimen Geblüt sein.

Hat aber die Monarchie einen festen Fuß gefaßt im Süden, dann ist die Republik auch verloren im Norden und das anglogermanische Element muß dem römischen unterliegen. Daß dies der Wunsch und die Hoffnung der Jesuiten und europäischen katholischen „Mächte ist, kann wohl nicht in Zweifel gezogen werden; daß aber gerade die Jesuiten es worden, so die Sklavenfrage hingeworfen haben, um das Feuer anzuschüren, daran möchte ich wohl zweifeln. Die heterogenen Interessen der Sklavenstaaten und der nördlichen Fabrikstaaten, die unausbleibliche Agitation der freien Staaten gegen das Institut der Sklaverei, die Sucht nach Herrschaft der Aemter, so nur durch erfolgreiche Opposition um jeden Preis erreicht werden kann, dies sind die Ursachen, deren unbedingte Folgen Haß, Trennung und Krieg sein mußten. Daß die römisch-katholische Partei stets der demokratischen Partei im Norden gehuldigt, und daß die demokratische Partei stets die Sklaverei als ein constitutionelles Institut vertheidigt hat, das ist nicht in Abrede zu stellen. Das Resultat der Agitatoren im Norden und der Disunionisten im Süden ist da — ein Krieg auf Leben und Tod, ein Krieg, so die Republik gefährdet, so aber nie Erfüllung der Prophezeiung einer vereinigten Monarchie auf den Trümmern der Republik zur Folge haben wird. Mag Mexiko einen katholischen Kaiser erhalten haben; in den Vereinigten Staaten giebt es kein mexikanisches Volk. Der Süden hat sich losgerissen, wird sich aber nie und nimmer als losgerissene Macht halten [illegible]nen Anstalt ein ersehntes Bündniß mit [illegible]riko zu erreichen, ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Tage eines Kaisers von Mexiko gezählt sind. So wenig England je wieder für die römische Kirche erobert werden kann, eben so wenig Hoffnung ist noch den Jesuiten gelassen, diese nun schwer bedrohte Republik in ein katholisches Kaiserreich verwandelt zu sehen. Ihr werdet es sehen! Das Volk wird durch Pfaffen in Dummheit erhalten; doch Intelligenz und religiöse Heuchelei haben weit mehr Adepten als die Dummheit und die Corruption im Allgemeinen ist noch nicht mächtig genug, um die Republik zu stürzen. Das ist so meine Ansicht, ohne auf Prophetenthum Anspruch machen zu wollen.

September, 1864.

Die Blätter werden gelb und fallen von den Bäumen; die jüngste Tochter des Herbstes, die schöne Aster, erfreut noch das Auge neben der stolzen Dahlia und der dankbaren kleinen Verbena. Es ist so ernst, so heimlich in der Natur, die allmählig ihren Schmuck abiegt, um den langen Winterschlaf zu beginnen. Sieben Monate Winter — ist doch etwas zu viel, und die intensive Kälte von 30 bis 40 Grad Fahrenheit ist eine fast zu harte Strafe für den Genuß des herrlichen Sommers in Minnesota.

Ich sagte eines Tages scherzweise zu meiner Gattin, ob sie nicht Lust habe nach sechsjähriger Verbannung ihre Verwandten und Freunde im Osten einmal zu sehen? Und ein freudiges Ja, gewiß! hatte alsbald den Scherz in Ernst verwandelt. Der Koffer wurde denn gepackt, die kleinen Knaben wurden der Sorgfalt der erwachsenen Schwester und der Aufsicht des Philosophen Hofer anempfohlen und fort ging es, fort nach dem fernen Osten.

Noch nicht lange ist es, daß ich mit einer blinden Tochter unter ganz andern Gefühlen die Reise angetreten und dadurch ihre Genesung bewirkt habe. Das Schicksal scheint mich, den Bewunderer schöner Augen und den Lichtverbreiter in der Nacht religiöser Finsterniß, ganz besonders auserkoren zu haben, meine Geistesstärke durch das Unglück der Blindheit zu prüfen. Auch jetzt sollte ich mich wieder an Bord jenes Unglückes so recht lebhaft erinnern, indem mir ein unbekannter Deutscher ein Mädchen zum Schutze anempfohl, das auf Besuch in St. Paul war und nun nach den Ferien in das Blindeninstitut nach Janesville, im Staate Wisconsin, zurückkehren sollte. Auch auf mein Weib machte dieser Casus einen tiefen Eindruck und schien sie für eine Weile zu verstimmen.

Es war am 3. September als wir an Bord der „Dampfnußschale“ Albany vom [illegible] stießen. Ohne die Dämme, welche Capitän Davidson, Inhaber der Dampfboot-Linie zwischen St. Paul und La Crosse, bei dem fatalen „Schwein's Auge“ (*Pig's eye*) und einigen andern Sandbänken bauen ließ, hätte die Schifffahrt diesen Herbst gänzlich aufhören müssen. Durch diese Dämme hat man jetzt zwei Fuß Was-

ser gewonnen, wo es blos achtzehn Zoll war. Die Kosten beliefen sich auf zwei tausend Dollars; eine Summe, die gute Zinsen trägt.

Vom Bord des Bootes Albany hatten wir nach dem G. H. Gray überzusiedeln, wo uns die Freundlichkeit der Beamten für den Mangel an Comfort entschädigt hat. Um 9 Uhr des Abends hatten wir und die Passagiere, die von unten herauf kamen, abermal Boote zu wechseln, wo uns beim Tausche das beste Loos zufiel; denn das Boot, das uns aufnahm *„the Damsel was indeed, a neat Damsel."* Besonders auf die Damen machte die schmucke Dame einen sichtbar guten Eindruck; denn sie bot ihnen ja Comfort, so sie auf beiden frühern kleinen Böten schwer vermißt hatten. Fußteppiche, gepolsterte Schaukel-Stühle und reine Betten sind Gegenstände, welche unbedingt erforderlich sind, um eine amerikanische Dame in ihrer Behausung zufrieden zu stellen. Fehlt das Eine oder das Andere, so fehlt immer Etwas, das Veranlassung gibt zu Klagen. Also, Ihr Heiraths-Candidaten, bei denen das Herz sich zum Herzen gefunden, vergeßt diese Requisition zum irdischen Glück nicht, wenn Ihr die Braut nach Hause führt; denn das amerikanische Frauenherz ist ein gar seltsam Ding.

Am 4. ging uns der Nordstern in der Person des Hrn. Ulrich auf, der von einer Geschäfts-Toue zurück nach La Crosse ging. Hier hatten wir von 4 P. M. bis um 9 Uhr zu laviren, um auf der Eisenbahn nach Milwaukee zu fahren. Die Bahn ist sehr gut, die Wagen sind bequem und die Seenerien auf einer Strecke von 195 Meilen anmuthig.

In Milwaukee blieb ich blos einen Tag, um meiner Gattin Gelegenheit zu geben die Stadt zu besuchen, welche ihr auch sehr wohl gefiel. Die geschmackvollen Backsteinhäuser, von gelblicher Farbe, die hübschen Gärten, die herrlichen Schattenbäume in den Straßen und das große Panorama des Michigan-Sees sind allerdings geeignet, um auf den Schönheitssinn guten Eindruck zu machen.

Zu unsrer großen Freude und Ueberraschung trafen wir in Milwaukee Hrn. Seitz und Gattin aus St. Louis, die eine Vergnügungsreise hieher machten und hier eine Sommerresidenz zu kaufen gedenken.

Der freundliche General-Agent der Grand-Haven-Bahn gab, in Entgegnung einer Anzeige in der Fackel, nicht mir sondern auch meiner Ehehälfte eine Freikarte, nach dem guten alten Spruch: Mann und Weib sind Ein Leib. Wenn sie nur auch immer Eine Seele wären und ein Wille! Der Mensch kann wohl hübsche Sprüche machen; doch kann er die Natur nicht zwingen etwas anders zu sein als Natur und diese Natur vermag es aber auch nicht, zwei Wesen in Ein homogenes, absolut gleich denkendes, gleich fühlendes, gleich wollendes Wesen zu verschmelzen. Wenn die Radien des Willens nur nicht zu sehr divergiren wenn nur einige Seelenverwandtschaft und Geistesharmonie im Ehestandshimmel vorhanden, so ist das an und für sich naturwidrige Institut der Ehe immer keine Sklaverei, sondern ein Band, das zwar bindet, zuweilen auch etwas hart drückt, doch nicht fesselt, um das Band der Liebe wie eine Kette des Kerkers zu fühlen.

Um 6 Uhr P. M. waren wir an Bord des eleganten und großen Seedämpfers Detroit. Die Wellen schlugen hoch und diese erste Seereise meiner Gattin äußerte auch an ihr bald jene Wirkung, welche nur selten ein menschlicher Magen zu entgehen vermag. Die Fahrt auf dem See, achtzehn Meilen bis nach Grand-Haven, legten wir in acht Stunden zurück. Um 4 Uhr des Morgens stiegen wir von Grand Rapids aus. Eine rührige Stadt am Grand-River, mit bedeutender Wasserkraft. Es sind da Meubelfabriken, Maschinenwerkstätten und eine Wollenfabrik.

Im vorigen Jahre, so sagte man mir, wurde eine freie Schule gegründet, durch einen Verein, der sich von der lutherischen Kirche lossagte. Schisma hier und Schisma dort — Einheit ist ein schönes Wort. Es sind circa fünfzig Schüler und der Lehrer heißt De la Porte. Auch besteht zu Grand-Rapids ein Gesangverein. Das katholische Christenthum ist vorherrschend und — Hrn. Christ's Brauerei liefert echten, seligmachenden Stoff, der in Blut verwandelt wird, wenn auch nicht wie geweihter Wein in transsubstantionellem Sinne.

Die Fahrt in dieser Gegend von Michigan ist ziemlich monoton und erhält etwas mehr Reiz von der hübsch situirten Stadt Pontiac bis nach Detroit, eine Entfernung von 26 Meilen.

Ich hatte dieses Mal in Detroit keine besondern Geschäfte und blieb da blos ein Paar Tage, um meine Frau mit der Stadt und einigen deutschen Familien bekannt zu machen, die mir freundlich gesinnt sind. Von den bekannten Lebenden freundlich aufgenommen, versäumten wir nicht, auch den Todten einen Besuch abzustatten, denn der Friedhof verdient gesehen zu werden. Ueberhaupt wird in den meisten amerikanischen Städten für Verschönerung der Friedhöfe, durch Bäume, Blumen und Monumente, sehr viel gethan und es scheint, als wolle man Das an den Todten gutmachen, was man aus Mangel an Liebe an den Lebenden so oft verschuldet.

Eine Kirche am Marktplatz wurde zu einem Theater umgewandelt, Athenäum genannt; keine große, doch recht niedliche Baute.

Herr Seereiter, der berühmte Billiardspieler, eignet hier einen Salon mit acht Tafeln. Es ist ein wahrer Genuß, den Mann spielen zu sehen. Die Anlagen und Fähigkeiten des Menschen sind verschieden und ohne Talent macht selbst Uebung keinen Meister. So ging es mir mit dem Billiardspiel; habe es trotz aller Uebung in der Jugend nie über den Pfuscher gebracht.

Ferner verkündet die freudige Bottschaft, daß Sherman Atlanta genommen hat. Für McClellan, den Präsidentschafts-Candidaten läßt die demokratische Partei 100 Kanonenschüsse abfeuern; den großen Sieg über die Rebellen hält man des Pulvers nicht werth.

Das Michigan-Journal geht für Lincoln und das Blatt: „Der radikale Demokrat" agitir für Fremont*) Sollte Fremont sich zurückziehen, was er klugerweise längst hätte thun sollen, so bleiben die Fremont-Organe ohne Candidaten und werden sich wohl mit Lincoln begnügen, oder sich, wie wir selbst, vom Wahlkampf gänzlich zurückziehen müssen, was allerdings einzig und allein ehrenhaft sein kann. Zwei Uebel bleiben stets ein Uebel in concreto.

Auch ich mußte mich wieder ein Mal im Leben ehrenhaft zurückziehen, nicht nur vom Wahlkampfe, sondern auch von der beabsichtigten Reise nach East Saginaw, um nicht von zarten Frauenhänden gelyncht oder von derben Männerfäusten gehenkt zu werden; denn, ach, der Zeiger, der kleine Zeiger in den Streifzügen, der den Ton eines dortigen Balles wahrheitgetreu anzeigte, hat — wie ich in Detroit vernahm — böses Blut gemacht und mir bittere Feinde zugezogen. So leb' denn wohl, du rührige Stadt, in der ich so angenehme Stunden genoß und nicht ahnte, daß einige copirte „dumme Witze" solche Wuth erregen würden. Verzeihet denn dem armen Sünder, Ihr zart fühlenden Frauen und Ihr züchtigen Herren! Er wird weder Euch, noch eure Stadt je wieder mit seiner Gegenwart entweihen und wünscht aufrichtig, daß Jene, die sich so schwer betroffen fühlten, in keine Salzsäule verwandelt werden mögen.

Am 9. des Morgens um sechs Uhr zu Niagara angekommen und in Hrn. Behr's River-House Quartier genommen. Die poetische Lage des Hauses am brausenden Niagara-Strom, die Grasteppiche mit Blumen geschmückt, die fruchtbeladenen Pfirsichbäume, die üppigen Weinlauben mit Trauben behangen; die niedlichen, reinen Wohnzimmer und der ausgezeichnete Tisch machen den Aufenthalt daselbst dem Aesthetiker sowohl wie dem Feinschmecker zum Eldorado. Mögen das Cataract- und das International-House an Dimension das River-House übertreffen, so fehlt ihren großen, eleganten und steifen Räumen doch all das Gemüthliche und alle Poesie, ohne welche sich blos der geistlose Shoddy-Aristokrat am Niagara wohl fühlen kann.

Ich habe die Fälle zu allen Jahreszeiten oft zu wiederholten Malen genossen; nun ward mir auch der Genuß zu Theil, mich des Genusses meiner Gattin zu freuen, die früher noch nie hier war. Sogleich nach unserer Ankunft machten wir einen Morgenspaziergang über die Brücke hin durch das schattige Gehölz nach dem Falle auf der amerikanischen Seite. Der erste Eindruck auf meine Gefährtin war so tief, daß sie nach langem Schweigen einer Ohnmacht nahe leise sprach: „Für solche Größe giebt es keine Worte." Durch die Seekrankheit angegriffen, auf dem Morgenspaziergange sich erkältend, erschüttert in ihrem ganzen höchst nervösen Wesen überfiel sie eine gefährliche Halskrankheit mit Fieber und lag drei Tage schwer krank darnieder. Es ist so schön hier, selbst krank zu sein, sagte sie öfter und erhob sich im Fieberparoxismus und wollte hinaus gehen in das schöne Wasser, wo es, wie sie lächelnd sprach, so herrlich sein müßte zu sterben.

Einige cephalische Pillen und fleißiges Gurgeln mit Essig, mit einem Zusatz von Salz und Pfeffer, waren die Arzneien, so ich ihr gereicht habe. Am vierten Tage war sie frisch und gesund und genoß den Reiz der Fälle nun um so mehr in vollen Zügen. In Gesellschaft von Fräulein Behr fuhren wir in einer der Kutschen — deren Eigner die Fremden an den Fällen gleich hungrigen Moeven überfallen — über die colossale Drahtbrücke (*Suspension-Bridge*) hinüber nach dem Canada-Ufer, wo wir uns, durch freundliches Wetter begünstigt, am Total-Eindruck der irisumschlungenen Fälle ergötzten; deren imposante Größe weder Dichter noch Maler darzustellen vermögen, ohne an der Wirklichkeit der Natur eine Sünde zu begehen. Wenn auch nicht schneller, so geht doch Alles besser, wenn man geht, wie einst auch der geniale Seume sagte, und so verließen denn auch wir nach einigen Stunden den Wagen, gingen am amerikanischen Ufer spazieren und waren selig, wie eben ein armer Sterblicher, an die rauhe Erdscholle gefesselt, momentan selig zu sein vermag.

Am 12. des Morgens, zwanzig Meilen, nach Buffalo gefahren. Durch Hrn. John Weber's Theilnahme hat die Fackel, so hier durch zahlreiche Kirchenlichter nur schwer durchzudringen vermag, mehre neue Abonnenten erhalten. Wenn man mit den Eindrücken der Niagarafälle nach Buffalo kömmt, sehnt man sich gewiß nicht, hier lange zu verweilen und so schön und so lebhaft auch die Stadt an und für sich ist, gewährt sie doch an sonstigen Reizen der Lage und Scenerien durchaus Nichts, das Geist und Gemüth besonders in Anspruch nehmen könnte. Wir fuhren denn sogleich weiter nach Rochester. Hier gab es wieder interessante Momente in angenehmer Gesellschaft der Wittwe Klein und auf Spaziergängen nach dem anmuthigen Kirchhof, nach der großen Baumschule von Ellwanger und Barry und nach den untern Gennessee-Fall. Dieser Fall, entbehrt er auch die Majestät von Niagara, ist sehr pittoresk und verdient gesehen zu werden. Man wird da weder durch Staunen hingerissen, noch durch erhabene Größe betäubt; doch fühlt man so innig wohl im stillen Anschauen der Cascade und der malerischen, felsigen Scenerien, wenn man andres Sinn hat für das Schöne und nicht zu Jenen gehört, denen das Schöne und Große nicht genügt, nachdem sie das Schönste und Größte gesehen und genossen.

Via Syrakuse, eine sehr schön gelege-

*) Hat, leider, aufgehört zu erscheinen.

ne durch reichhaltige Salzquellen begünstigte Stadt am Onondago-See, und via Rom nach Troy gefahren. Welch' große Namen! Syrakus, Rom, Troja — *fuimus Trojae* — dort, tausende von Meilen, im alten Syrakus habe ich einst begeistert aus der Arethuse getrunken, dort im alten Rom sah ich den Papst: heilige Quellen für Dichter giebt es in Amerika keine; Elemente für ein heiliges Papstthum giebt es genug; für einen troyanischen Krieg aber haben Jeff. Davis und Consorten gesorgt und auf den Ruinen zerstörter Städte auf dem classischen Boden von Secessia wird man bald ausrufen können: *Fuit Ilium! Fuit servitus! „Sic semper Tyrannis!“**) Vier Millionen Menschen sollen und werden ihre Freiheit erlangen. Menschen — zischt die gefühllose Kupferschlange, Menschen sind es nicht, es sind blos Schwarze, um die über eine Million Weiße geopfert werden in diesem heillosen Abolitionskrieg. Also der Afrikaner kein Mensch, weil er schwarz ist — in der That, Ihr habt den Kosmos vortrefflich auswendig gelernt, und seid würdig, in Secessia als Professoren der Naturwissenschaften zu fungiren. Eine Million Menschen hingeopfert, um vier Millionen Menschen die Freiheit zu geben — ja, so ist es, in der That, und ist das Opfer zu groß? Ich sage nein. Mögen auch die meisten der Sklaven das Erdenglück blos nach Befriedigung der physischen Bedürfnisse beurtheilen und glücklich sein, wie das wohlgenährte Pferd, wenn es die Peitsche des Treibers nicht empfindet, so giebt es doch Tausende unter ihnen, die den Werth der Freiheit kennen und namenlos unglücklich sich fühlen im entehrenden Joch der Sklaverei — die Freiheit Eines solchen zum Selbstbewußtsein erwachten Negers, Mulatten oder Quarterons ist mit tausend Menschenleben nicht zu theuer erkauft; denn der Tod vernichtet in einer Sekunde, indeß die Sklavenkette jede Seh..e foltert, das Herz zerfleischt und das Blut tropfenweis aus den Adern preßt. Die Freiheit von einer Million Menschenleben erkauft wäre denn kein zu hoher Preis. Für einen solchen Preis zu kämpfen und zu sterben ist ehrenvoller, als nutzlos ein hohes Alter erreichen und als durchgerutschte Hose, wie Danton sagt, in die Garderobe geworfen und von den Motten gefressen zu werden. Doch nur Wenige schwingen sich im Geist aus dem Begriffe der Individualität zur Totalität der Menschheit empor. Nur Wenige durchschauen das Schaffen und Zerstören in der physischen und geistigen Welt; nur Wenige sind fähig, durch eine Idee sich begeistern zu lassen und für das allgemeine Wohl ein Opfer zu bringen. Daher so viele Klagen, so viele verkehrte Urtheile, so viele Verwünschungen auch über den gegenwärtigen Krieg, welcher, wie sie sagen, blos geführt wird, um die Schwarzen frei zu machen. Ach, Ihr thut gewissen Leuten zu viele Ehre an, deren eignes Verdienst an der Sklavenbefreiung unter Null steht, da sie ja blos vom Strome der Nothwendigkeit fortgerissen in ein Stadium getrieben worden, das sie weder vorausgesehen, noch je gewünscht hatten.

Mag die französische Revolution auch das Gräßlichste alles Gräßlichen sein, was je von civilisirten Menschen in Scene gesetzt worden war, so liegt doch jenen blutigen Ereignissen die große Idee der Freiheit und des Humanismus zu Grunde und unter den großen Schurken giebt es auch große Männer der That und Heroen des Geistes. Da konnte z. B. ein St. Just, nach Vieler Meinung ein großer Schurke, doch jedenfalls ein kühner Denker, sagen: Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflikt kömmt. Eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Ueberschwemmung begraben Tausende. Was ist das Resultat? Eine im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur. Soll nun eine Idee nicht eben so gut wie ein Gesetz der Physik das vernichten dürfen, was sich ihr widersetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, das die ganze moralische Natur der Menschheit verändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Was liegt daran, ob die Menschen an einer Seuche, oder an einer Revolution sterben. Es mag Jeder Vorzüge, doch darf Keiner Vorrechte haben, weder ein Einzelner, noch eine geringere oder größere Klasse von Individuen. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind Interpunktionszeichen dieses auf die Wirklichkeit angewandten Satzes. — Die Revolution gleicht den Töchtern des Pelias; sie zerstörten die Menschheit, um sie zu verjüngen. Wie aus den Wellen der Sündfluth wird sich die Menschheit aus dem Blutkessel mit urkräftigen Gliedern erheben, als wäre sie zum ersten Mal geschaffen.

Eine fürchterliche, und doch wahre Philosophie; Argumente der Reden eines Robespierre, Desmoulins, Danton, Legendre und Anderer die personifiziert wurden in dem Anblick von tausend und tausend Elenden, von bluttriefenden Köpfen, von Henkersknechten und von Guillotinen.

Solche Philosophie, solche Sprache findet man freilich nicht in den modernen Proklamationen unseres Abe Lincoln und Jeff. Davis. Wir sind aber auch fromme Christen; wir machen nicht Revolution für Menschenrechte; wir führen, im Namen Gottes, Krieg, systematischen Krieg: dort für Unabhängigkeit und Sklaverei, hier für Union „mit oder ohne“ Sklaverei. Wir haben keinen Convent, keinen Nationalausschuß, kein Revolutions-Tribunal, keine Guillotine. Wir lassen die Rebellen auf die Bibel den Eid der Treue schwören und schicken sie zu den verirrten Brüdern zurück, um bald wieder gegen uns zu kämpfen; wir exiliren Verräther, dulden sie, wenn sie des Exiles müde zurückkehren in unsere Mitte und lassen uns von ihnen Tyrannen schimpfen, die Constitution und Recht mit Füßen treten. Un-

*) Es gab ein Troja. Es gab Sklaverei. — So stets den Tyrannen!

sere Civilisation ist um ein Jahrhundert vorangeschritten, wir verabscheuen die Guillotine und verehren den Monitor, und wissen, als rechtgläubige Christen, daß Spitzkugeln und zwanzigzöllige Kanonen denselben Erfolg haben in der Scala des systematischen Mordes, ohne uns, der Grausamkeit wegen, den Haß der Kirche und ihrer heiligen Diener zuzuziehen.

Am 16. verließen wir Hilke's ausgezeichnetes Hotel am Depot zu Troy und fuhren hinüber nach der Capitolstadt Albany. Eine große und schöne Stadt am Hudson, von sehr vielen Deutschen bewohnt. Seitdem der vormalige Agent der Fackel, seligen Andenkens Her. Wächter, die Fackel im Ofen, als Sühn-Opfer der Demokratie verbrannte, und seitdem ich den letzten Abonnenten der freisinnigen Bevölkerung, einen lutherischen Prediger, freiwillig gestrichen, um die Stadt von der Schmach der Ketzerei zu befreien, ist Albany für mich blos ein „Durchgangsposten" geworden und so hatte ich denn auch jetzt nichts Anders hier zu thun, als mich an Bord des Steamers zu begeben, der uns nach Newyork bringen sollte. Es war der St. John. Ein Heiliger, den die Lumpensammler und Fischweiber zu Paris oder Lyon zur Zeit der Revolution summarisch vernichtet haben würden; denn er ist ein Aristokrat, der ein Schnupftuch hat und dem Luxus fröhnt. In der That ein großes, prachtvolles Boot mit korinthischen Säulen, Statuen, Candelabern, großen Spiegeln und eleganten Räumen. Es sind da 152 State Rooms, 2 Club-Rooms, jedes mit 12 Zimmern, außerdem die Betten der untern Cajüte, drei Etagen hoch. Die Länge des heiligen Johannes ist 418 Fuß. Unstreitig der längste Heilige in der christlichen Welt. Meine Sara, die Personification des ästhetisch Schönen, der weibliche Typus luxuriösen Ameublements, fühlte sich da ganz selig. „*Let me see the Niagara and enjoy the St. John!*" sagte sie, und ich bedauerte, nicht Millionair zu sein, um eine Reise mit ihr nach den Orinoko-Fällen zu machen und um uns, nachdem wir das Schönste der Welt gesehen, am Hymalaya einen Tempel zu bauen, wo Bildhauerei und Malerei den Triumph feiern und gediegene Musik uns mit den Schattenseiten des Lebens versöhnte, als da sind: Kopfweh und Migrene, Zahnweh und sonstige Wehen; so durch Comfort etwa beschwichtigt, doch durch keinen Luxus der Welt in angenehme Empfindungen metamorphosirt werden können. Die Fahrpreise auf dem Hudson sind sehr billig. Ein Dollar und fünfzig Cents von Albany nach Newyork. Für ein State-Room mit zwei Betten zwei Dollars und für eine Mahlzeit 75 Cents. Von La Crosse nach St. Paul, eine kleinere Entfernung, kostet es acht Dollars, ohne Eleganz, ohne Comfort, mit dem einzigen Vorzug: Stundenlang auf Sandbänken stecken zu bleiben und Betrachtungen anzustellen über die Gesetze der Harmonie in der physischen sowohl wie in der geistigen Welt.

Ein Musik-Corps, mit rothen Hosen und blauen Oberröcken uniformirt, spielte an Bord bei hellem Mondschein das Star spangledbanner, das Hail Columbia und den Yankee-Doodle. Ja, wir haben jetzt aus voller Kehle zu dudeln und zu jodeln um die Republik zu „säen;" denn die Rebellen fechten mit der Wuth eines angeschossenen Ebers und Columbia hat „*hell*", seitdem man nach der Melodie der Monroedoctorin in Mexiko singt: Gott erhalte *Maximiliano primo, Imperatore!* und *Louis Napoleon intonirt:* „der Teufel hol' die Republik!!"

In den luxuriösen Salons bewegten sich über 500 Passagiere, meist elegante Herren und Damen. An der Speisetafel aber konnte man sagen: *tant de luxe pour une omlet!**)

Es war eine herrliche Mondnacht. Der colossale Palast schwebte auf der tiefen Fluth des Hudson still und melancholisch hinab und die Gebirge, photographischen Bildern ähnlich, lagen im Schooße der schlummernden Natur wie ein schwerer Traum. Der Hudson ist unstreitig der schönste Strom von Amerika. Diese imposanten Gebirgshäupter, diese pittoresken Hügelungen; diese freundlichen Städte an beiden Ufern, diese Villas und mannigfaltigen Sommerresidenzen unserer modernen Raubritter, dieser breite, mit Steamern und Segeln bewegte Strom, kann nur mit dem Rhein verglichen werden, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Auch unser oberer Mississippi ist groß und erhaben; doch noch weit weniger kultivirt seine Ufer, wilder seine Conturen und monotoner.

Es war Sonntag als wir in Newyork ankamen. Die Geschäftslokale geschlossen, die Straßen öde und leer. Wir consignirten unser Gepäck an einen Expreß-Wagen und trottirten *per pedes* circa zwei Meilen nach der Perry-Straße, wo ich bei meinem Landsmann *Dr.* Kelemen, einem alten Bekannten, meine Ehehälfte interimaliter deponirt habe, indeß ich mir ein Zimmer nahm in Jegel's Hotel. Und warum nicht wieder bei Dietz, im Prescot-House? Weil vier Dollars per Tag ein zu hoher Preis für den Fackler. Uebrigens stehen die Actien nicht so ganz schlecht, daß ich mir auch den Genuß der Dietz'schen Restauration hätte versagen müssen. Prachtvolle Blumenvasen vor Delmonico in der fünften Avenue verlockten mich, auch dieses Heiligthum Epikurs, zu betreten und — 40 Cents für eine Tasse Kaffee zu bezahlen. Wie in Paris und sonstigen Grosstädten läßt es sich auch in Newyork theuer und wohlfeil leben und obschon in der Schule Epikur's zur äußersten Linken gehörend, verstehe ich es doch auch, wenn nothwendig, mich pflichtgemäß, in ökonomischer Hinsicht, in die äußerste Linke der Stoa zu fügen. Käs und Brod sind die besten Bissen für Gesunde. — Und das: „immer Rebhühner" — wird am Ende eben so gleichgültig, wie immer Rindfleisch mit Gemüse.

*) So viel Luxus einer Omlete wegen!

Im Hause des Doctors trafen wir interessante und geistreiche Gesellschaft. Da war ein junger Kaufmann, mit seiner Frau, einer schönen Dame und ausgezeichneten Klavierspielerin, die er sich vor Kurzem als seine Braut von Bremen geholt hatte. Ferner Herr Scheinert, aus Ungarn, vormals Bürgermeister zu Arad und Polizei-Chef während des ungarischen Befreiungskampfes; jetzt im Exil Professor der Musik und modernen Sprachen. *Sic Fata tulere.**)

Eine Erzählung aus jener Zeit der Verheißungen mag hier als Episode dem Leser willkommen sein.

Die Schwarzenberg-Uhlanen, als sie von Debreczin aufgebrochen waren, hatten die Absicht die Marosch bei Mako zu passiren. Das Volk stellte sich diesem Marschplan entgegen, aus Verdacht, Dieselben seien der ungarischen Sache nicht geneigt. Ein Aviso, das ein Geistlicher eines deutschen Dorfes zum Chef der Polizei (Scheinert) brachte, veranlaßte ihn sogleich eine Generalversammlung einzuberufen; indem die Uhlanen den Weg nach Arad eingeschlagen hatten. Man traf alle mögliche Vorkehrungsmaßregeln und wurde an den Commandanten der Truppen ein offizielles Schreiben abgesandt, in welchem ihm der Beschluß der Versammlung, daß den Uhlanen der Einmarsch zu Arad nicht gestattet werde, mitgetheilt ward. Obiger Chef wurde beordert, das Schreiben zu überliefern, bei welcher Gelegenheit Derselbe mündlich aufmerksam machte, daß dieser Beschluß mit Gewalt aufrecht erhalten wird, und daher man sich ihm fügen soll, um unnützes Blutvergießen zu verhindern. Auf dieses erwiederte der Commandant: „Ich bin da mit sechshundert Piken und werde mir den Weg zu bahnen wissen." Sagen Sie das Ihrer Versammlung! —

Zurückgekehrt mit der Antwort des Commandanten, wurde Alles zu den Waffen gerufen. Ein Parlamentair aus der Festung von Arad erschien bei dem Polizei Chef und drohte, die Stadt zu bombardiren, falls die Ungarn sich in einer Stunde nicht zurückziehen würden.

Auf dieses wurde eine Deputation nach der Festung geschickt, um zu Gunsten der Stadt Vorstellungen zu machen. In der Festung frug der Oberst: Wessen ist die Unterschrift des an mich geschickten Briefes? Einer der Deputirten erwiderte: „Es ist die Meinige, ich bin ein Diener der Bürgerschaft, und als solcher habe und mußte ich unterschreiben." Was, rief der Oberst: „auch ich bin ein Wiener und doch dem Kaiser treu." Nicht ein Wiener, ein Diener sagte ich, Herr Oberst.

Meine Geschäfte in der Weltstadt sind in wenigen Tagen abgemacht, was freilich blos meine Schuld ist; denn ich habe sie nebst ihrer großen Schwester Philadelphia weder selbst ausgebeutet, noch durch Agenten ausbeuten lassen; die deutsch-amerikanische Journalistik aber gedeiht nur in einem höherem Maaßstabe durch — Ausbeuten. Ach, dieser schmählichen Beute, die stupide Leute reich, und mittelmäßige Talente zu „Senatoren und Ministern macht!" Also Beute, Ihr lieben Leute, Beute um jeden Preis, besonders um den des Charakters, damit etwas Rechtes in der Republik aus Euch werde!! —

Das Vergnügen ist mir in Newyork erste Bedingniß und Entschädigung für das Triviale des Collektirens, oder bildlich gesprochen des Lumpensammelns; denn Banknoten und Greenbacks sind ja das edle Fabrikat aus Lumpen.

In Gesellschaft der gebildeten Familie Black, die früher in Cleveland wohnte, entschwanden mir wieder recht angenehme Stunden; die deutsche Oper, mit Forbes, sorgte für geistigen Genuß, der Centralpark, den ich in Gesellschaft von Damen besuchte, überraschte mich und übertraf meine Erwartung. Der Park ist noch lange nicht vollendet und dürfte wohl nach zehn oder fünfzehn Jahren der großartigste Corso der Welt werden, in dem die Natur mit der Kunst in entzückende Harmonie gebracht wird.

Bei einem Besuch der Landmann'schen Gartenwirthschaft wurde eben von der katholischen Gemeinde der zweiten Straßen-Kirche ein Picnic gefeiert, bei dem wohl an zweitausend Menschen sich betheiligt haben mögen. Ein deutsches Kirchweihfest in der That. Dieses Drängen und Treiben! Diese Lagerbierconsumtion! Dieser schlagende Beweis des geistigen Fortschrittes in Folge des Segens einer freien Presse! Diese gemüthlich geistlose Herde, begleitet von ihren Hirten, den Priestern, die ich an einem der Biertische an der Seite der Honoratioren vergnügt sitzen traf! Ach, konnte mir den Humor nicht versagen, den Einen Latein anzusprechen und mich ihm als den Fackler zu präsentiren. Er war ein Preßburger; also ein Landsmann. Der Geburt nach homogen, dem Geist und dem Beruf nach heterogen — das ist eben nichts Seltenes im Leben. Das Volk will betrogen sein; ist zu schwach sein eigener Priester zu sein, um den Weg in den Himmel zu finden. Es ist denn ganz natürlich, daß es seine geistlichen Führer verehrt und honorirt, die Achtung und Honorar verlieren würden, wenn sie es versuchen wollten, ihnen statt der heiligen Lügen und verjährten Irrthümer die einfache Wahrheit der Natur zu predigen. Also man gebe den Schafen, was der Schafe ist und denke: „die Wolle ist des Scherens werth." Es ist eine ganz vergebene Mühe, die Vorurtheile durch Schimpfen auf Pfaffen beseitigen zu wollen; so lange die Religion, sie möge eine heidnische, jüdische, — oder christliche sein, das Alpha bildet bei der Erziehung und das Omega die ganze Entwickelungsperiode der Jugend hindurch, so lange wird es Bonzen, Rabbinen, Priester und Pfaffen geben.

Guillotinirt erst die Dummheit; dann wird es keine Pfaffen geben! —

*) So hat es das Fatum gebracht.

Ich machte Promenaden den Broadway auf und nieder; ich passirte die fünfte Avenue und sah Paläste von Kaufmanns-Fürsten und von Landpiraten der modernen Civilisation; ich gieng nach den Avenues *A.* und *B.* 1. und 2. und mehreren andern Straßen "über den Rhein" und sah da Hunderte von Kindern, roh, schmutzig und zerlumpt; große Backsteinhäuser, jedes von mehren Familien bewohnt, große Kirchen, besonders alleinseeligmachende, und in den Straßen von Deutschen bewohnt schwebten als Pendel der Demokratie colossale Lappen mit den Portraiten von McClellan und Pendelton. Des Volkes Stimme, heißt es, ist Gottes Stimme und die unterste Schichte des Volkes ist eben demokratisch, unbekümmert um die Prinzipien, welche der Partei zu Grunde liegen. Würde der liebe Gott, als guter Demokrat, über die Wahl verfügen und die Bargen Newjork und St. Paul der Maaßstab der Staaten sein, so müßte Mc. Clellan Präsident werden, und das von Vielen gefürchtete Experiment wäre am Ende so übel nicht, um Krethi und Plethi a posteriori zu überzeugen, daß der Süden nur unter der Bedingung der Trennung, Frieden haben und daß er nie und nimmer mit uns in einer Union leben will und denke ich an Savannah, so geht es mir gerade so, und sage, was ich bei Ausbruch des Krieges in der St. Louiser Turner Halle zum Entsetzen der schwarz republikanischen Drahtzieher gesagt habe: "Ich möchte lieber in der Hölle wohnen als in einer Union, wie sie war." Den Leuten in den demokratischen Quartieren ist Mac Clellan der Messias, der das Reich Gottes bringen soll, welches ist der Frieden, und den ehrlichen Abraham, der unsere Hyänen, die Rothhäute zu Rockisland auf Onkel Sam's Kosten gnädigst füttert, nennen sie einen Bluthund. Der Name Lincoln und schwarzer Republikaner ist in diesen Quartieren verhaßt wie der Teufel.

Ach, der Central Park mit seinen herrlichen Grotten, Brücken, Teichen, Alleen, Schwänen, Geiern, Merino-Böcken, Adlern, Büsten großer Männer, Codfisch- und Stockfisch-Aristokraten bildet einen seltsamen Contrast mit den Tröblern, Lumpensammlern, Kneipwirthen, Kleinhändlern und braven armen Handwerkern, daß man fast in Versuchung kömmt zu glauben, der Glaube an die heilige Dreifaltigkeit sei weit weniger mysteriös als der heilige Glaube an das Dogma der Gleichheit und Bruderlibe.

Hier kann man auch jene Klasse finden, die zur Erndtezeit einer Revolution ausrufen: Er hat ein Schnupftuch, er ist ein Aristokrat, an die Laterne mit ihm! und die bei Kravallen die größten Virtuosen sind im Plündern.

Indeß wir Sheridan's Siege im Shenandoah-Thal über den Rebellen-Generalen Early feiern, herrscht unter den Kaufleuten ein fürchterlicher Schrecken in Folge des plötzlichen Fallens im Golde. Das nahe Ende des Krieges muß auch ein Fallen der Preise nach sich ziehen; aber ist denn das Ende wirklich schon so nahe? Man erlaube mir zu zweifeln. Das Gold ist gefallen und das Gold wird wieder steigen und der Bankerott kann, früher oder später, unmöglich verhindert werden, ob L. oder M. Präsident wird. Wie die Saiten nur bis zu einer gewissen Höhe gespannt werden können, ohne zu springen, so ist es auch mit dem Credit der Individuen und der Staaten. Unsere Saiten der Finanzen werden in Folge des Krieges bald jene Höhe erreicht haben, wo das Sprengen keine Macht der Erde wird verhindern können.

Auch Hrn. Fremont's Actien als Präsidentschafts-Candidat sind auf Null herabgesunken. Er zog sich freiwillig zurück; wozu freilich kein großer Entschluß nothwendig war; denn ausser Missouri hätte er wohl keinen Staat bekommen. So wäre denn dadurch die Platform der radikalen Demokratie eine *tabula rasa*; darum aber bleiben ihre Grundsätze frei und wahr und müssen später noch zur Geltung kommen.

Meine Frau gefällt sich in Newyork so gut, daß sie keine Lust hat, zurück zu kehren. Nun, ich wünsche, daß sie ihre Ferien im Osten angenehm zubringen möge. Die Zukunft deckt ein dichter Schleier.

Von Newyork reiste ich allein nach Newhaven, Norwich, Boston und Hartford.

Die Deutschen in Newhaven sind im Begriff, eine freie Schule zu gründen. Der Verein besteht aus fünfzig Mitgliedern; der Bauplatz wurde bereits angekauft. Möge das rühmliche Unternehmen gedeihen und gute Früchte tragen am Baume der Intelligenz und der Tugend!

Durch Hrn. Feldmann hat die Fackel in Newhaven einige neue Abonnenten erhalten. Wie die Menschen sich auf der Erde zerstreuen! Herr Feldmann ist ein Bruder des Dichters Feldmann, in dessen Gesellschaft ich 1835 von Triest nach Griechenland reiste, und der gegenwärtig als Schriftsteller in Wien lebt. Er schrieb für die Bühne mehere gute Piecen und hat sich über dem Niveau der Revolution zu halten gewußt.

In Norwich angekommen vermißte ich in meinem frühern Absteigquartier den freundlichen Empfang der Hausfrau, den ich mir in Springfield werde holen müssen, wo Herr Burbach ein Hotel übernommen hat.

Das schöne Norwich! Ich habe mich da an den Brüsten der bergbekränzten Schönen auf einsamen Promenaden in den breiten herrlichen Straßen, mit großen Alleen und prachtvollen Raub-Residenzen, wieder recht voll gesogen.

Die Reise nach Boston, so wie überhaupt in den Neuenglandstaaten, ist sehr angenehm. Viele blühende Landstädte und große Fabriken schmücken das pittoreske Land von Connecticut und Mas-

sachussets. Die Bahnen sind gut, die Waggons bequem und nirgends Spuren von Brutalität und Rohheit, denen man so häufig auf westlichen Bahnen begegnet. Ich kann weder den Temperenz-Humbug, noch den Nativismus billigen, Extravaganzen, denen ganz besonders in den Neuenglandstaaten gehuldigt wird; wenn ich aber bedenke, wie hier zu Lande das Trinken in habituelles Saufen ausartet und wie man eine gewisse Classe von Eingewanderten als Stimmvieh zu benutzen pflegt, zum Segen der Sklaverei und der Kirche, so muß ich seufzen und zugeben, daß Mäßigkeitsvereine blos die Folge von Trunkenheit und der Nativismus die Folge hyerarchischer Bestrebungen sind. Schade, daß Beide selbst zum Uebel geworden sind, anstatt ein anderes Uebel zu heilen. Mäßigkeit ist Tugend, gänzliche Enthaltsamkeit ist Thorheit. Einen Normalunterricht, wenn auch nicht höhere Intelligenz, von einem stimmfähigen Bürger zu verlangen, ist vernünftig; das Stimmrecht auf Geburt basiren, ist unvernünftig und ungerecht zugleich. Am vernünftigsten aber und am gerechtesten wäre es, den indirecten Einfluß des heiligen Vaters zu Rom auf die inneren Angelegenheiten dieser Republik durch ein angemessenes Naturalisationsgesetz zu beseitigen. —

Am 25. October in Boston angekommen. Als ich eines Abends eben zu Bett gehen wollte, wird geklopft und ich folgte alsbald einer Einladung zu den Gebrüdern Hinke, wo auch *Dr.* Geist anwesend war. Da hieß es nach Horaz: *nunc bibendum est.**) Und was wir tranken war nicht Fusel, es war echter Tokaier Wein. Von der Weincultur in Ungarn kam das Gespräch auf den Weinbau zu Eggharbor, wo erwähnte Herren auch selbst Land eignen und Wein pflanzen. Dieses Eggharbor, worüber ich schon so viel *pro* und *contra* gehört und gelesen, wollte ich schon oft besuchen, ohne bis jetzt noch hingekommen zu sein. Da nun meine Frau nur mit Widerwillen nach St. Paul zurückkehren würde, des langen und strengen Winters wegen, so faßte ich hier nun den festen Entschluß, diese deutsche Schöpfung im Staate Jersey zu besuchen, und im Fall es mir gefallen sollte, mich dort anzukaufen, wozu die Lage zwischen Newyork und Philadelphia mich am wesentlichsten bewegen könnte. Also ein dreimaliges Hoch mit Tokaier Blut auf Eggharbor! — Und — auf eine neue Hoffnung! Der Mensch ist doch ein unruhiges Geschöpf, fast nie zufrieden hascht er immer nach Veränderung, hofft und hofft und pflanzt seinen Anker noch am Grabe auf. Und das — wird dann wohl seine letzte Täuschung sein.

Bei meiner Ankunft in Boston hat eben die Einweihung der Turnhalle stattgefunden. Der Verein, sagte man mir, zählt hundert Mitglieder.

Die Bekanntschaft mit einem gebildeten jungen Deutschen, Hrn. Sommer, Stiefsohn des berühmten Optikers Vogtländer gewährte mir einige sehr angenehme Stunden, welche Derselbe nicht nur geistig, sondern durch ein ausgezeichnetes Nachtessen in Blanc's Restaurant Parisien von Filet Beauharnaise, Bordeaux und Chartreuse auch physisch gewürzt hat.

In Clifford's Atelier, wo sich Herr Sommer meine alte Maske photographiren ließ, war ich Zeuge einer höchst interessanten Ohnmacht. Eine junge Dame, wurde im Moment der Sitzung todtenblaß und neigte sich in einer reizenden Stellung auf die Schulter einer Freundin Was mag wohl Psyche veranlaßt haben zu dieser Nervenaufregung? Die Freude über das eigene Bild, oder der Eindruck des jungen Künstlers auf ihr Herz? Das Letztere ist wohl das Wahrscheinlichste.

Bin auch schon zwei Mal im Leben ohnmächtig geworden; ein Mal nach einem Sturz vom Pferd bei der Operation eines verrenkten Fußes durch einen magyarischen Bauer-Magnetiseur und das andere Mal durch die Vertiefung des Betrachtens eines Schnittes im Finger. So können denn auch verschiedene Ursachen einen und denselben Erfolg haben? Oder läßt sich vielmehr der Erfolg „die Ohnmacht" auf Eine Ursache reduciren? Ganz gewiß: die beim Photographiren der Dame herrschende fixe Idee, der Sturz vom Pferd, der Schnitt in den Finger sind Motive; Ueberreiz des Nervensystems ist Ursache, also immer nur: dieselbe Ursache, dieselbe Wirkung.

Wenn das Sterben so angenehm ist wie das Ohnmächtig werden, so möchte ich jede Stunde ein Mal sterben. Welche Todesart wohl die leichteste, oder gar die angenehmste sein mag? Ich habe schon öfter gehört: die des Gehenkt werdens. Mag sein; danke jedoch für diesen letzten Reiz auf der Reise von der Erde nach dem Himmel.

Also auch Pfüster der Wiener Feldkaplan der Aula ist nicht mehr; er, der gemüthliche Bonvivant, der vollkommenste Typus eines österreichischen, katholischen Priesters! Ich vernahm die Kunde seines Todes zu Boston im Apollo-Garten, in Gesellschaft von *Dr.* Birnstingel und Gerstorf. Wenn ein gesunder Verstand (*mens sana*) nur in einem gesunden Körper wohnen kann, so mußte Pfüster's Verstand höchst gesund gewesen sein; denn seinem gesunden rüstigen Corpus waren vierzehn Pfund Kalbfleisch zu einer Mahlzeit blos eine Bagatelle. Er ruhe in Frieden!

Ich drehte das Kaleidoskop und, siehe da, die schöne Frau von Norwich begrüßte mich im United States Hotel zu Springfield. Und das war keine optische Täuschung; aber immer nur eine der Erscheinungen, welche in der cylindrischen Röhre der Streifzüge bald als regelmäßige Figuren, bald in Unordnung durcheinander sich präsentiren. Ich bin oft durch Springfield gereist, habe mich jedoch da nie um Abonnenten beworben. Durch Hrn. Burbach wurde nun auch der Fackel Eingang ver-

*) Jetzt lasset uns trinken.

schafft, und dem schrecklichen Ungläuben eine Gasse geöffnet. Springfield ist eine schöne und rührige Yankeestadt am Connecticut-Fluß. Es wohnen da an tausend Deutsche, worunter mehre wohlhabende Geschäftsleute. Deutsche Hotels sind zwei: das Erwähnte und das von Becherer. Es besteht hier ein Turn- und Gesangverein, Lortzing-Männerchor, mit guten Kräften; eine freie Schule unter Leitung des Lehrers Buck. Zu den bedeutendsten deutschen Geschäften gehören das Meuble-Geschäft des Hrn. Frops (aus Teplitz in Böhmen) und das Kleider-Geschäft von Herrn Foth.

Die Waffenwerkstätten (Armory) der Ver. Staaten daselbst umfassen ein Areal von fünfzig Acker Land. Es sind da einige zwanzig Gebäude, in denen drei tausend Menschen arbeiten, um durch ihre mörderischen Fabrikate den rebellischen Süden zu bändigen. Es ist für den Moralphilosophen nicht ganz leicht zu entscheiden, was für die Menschen entehrender sei, durch Sklaven Feld und Haus bestellen zu lassen, oder Waffen zu schmieden zur *en gros* Vertilgung der Menschen. Doch, was kümmern sich die Völker um Moralphilosophie; sie sind ein Produkt der Natur, die selbst nicht noch moralischen, sondern nach physischen Gesetzen schafft, um zu zerstören und mordet, um neues Leben zu schaffen. Und warum denn all das Leben und Sterben, das Schaffen und Zerstören intelligenter Wesen? Um eine Weile zu genießen und zu leiden, und aufzuhören zu sein, zurückzukehren in das Allemnoll? Und Alles das soll durch den Willen einer höchsten Intelligenz vor sich gehen, die man Gott nennt! Wie soll ich das: höchste Intelligenz begreifen? Wie soll ich mir Gott vorstellen? Ist er Geist, oder Materie? Was ist ein Geist? Ist er wie der Geruch der Blume die Aeußerung der Materie? Ach, ich stoße an eherne Schranken, und vermag es nicht, auf der Schaubühne des Lebens mit ihren Myriaden Schauspielern und Decorationen, diesem deinen Gott, dessen Existenz du mir zu beweisen suchst, hinter die Coulissen zu schauen. Es springt ein Dampfkessel und tödtet was ihm nahe ist — es schlägt der Blitz in die Kirche und tödtet die Betenden in ihrer Andacht; — es tobt der Ocean und verschlingt das stolze Schiff mit Jenen, die sich seiner Laune anvertrauten — Herodes läßt unschuldige Kinder tödten — Moses mordet auf Jhova's Befehl — Caligula wünscht der Menschheit Einen Nacken, um ihn mit Einem Streich herabzuschlagen — der Räuber lauert auf Beute und mordet, um nicht verrathen zu werden — ein Thier verfolgt und verschlingt das andere und der Mensch, der Mensch führt Krieg gegen sein eigenes Geschlecht und hat den Mord *en masse* zur Tugend erhoben und in Systeme gebracht. Und alles Das durch die höchste Intelligenz! Alle diese Widersprüche, zwischen Vernunft und Unvernunft, Tugend und Laster unter der Aegide Gottes! Laßt mich ungeschoren mit eurer Theologie, mit eurer Metaphysik; sie zeigen mir überall nur Götter, die der Mensch in seiner subjectiven Wesenheit noch sich selbst gemacht hat, um sie anzubeten, oder durch sie seine eitle Gelehrsamkeit und Phrasen-Drescherei zur Schau zu stellen. Nun so glaubt denn immerhin an Gott; schmiedet Waffen gegen eure Feinde, anstatt sie zu lieben, oder ihnen zu verzeihen, sie durch Vernunftgründe zu versöhnen; nur bildet euch nicht zu viel ein auf eure Civilisation, auf euer Christenthum und blickt nicht mit Bedauern, mit Verachtung oder gar mit Verdammung auf Jene herab, die nicht glauben, wie Ihr glaubt, die bescheiden zweifeln, wo Ihr anmaßend behauptet!

October, 1864.

Von Springfield fuhr ich nach Hartford. Die große Colt'sche Gewehrfabrik fand ich da großentheils durch Feuer zerstört. Die Wittwe Brehm hat seit Kurzem ein hübsches und comfortables Hotel eröffnet. In einem deutschen demokratischen Biersalon traf, oder besser gesagt, stieß ich mit einem deutschen Doctor — einem Bierbummler und Renommisten erster Classe — zusammen, der mich in seiner Haarbeutelbegeisterung mit dem Titel eines „politischen Lumpen" beehrte, blos darum, weil ich sagte, daß ich kein Parteimann sei, daß ich an Wiederherstellung einer Union von freien Staaten glaube, und daß trotz aller Corruption das Volk noch immer nicht genug verdummt und demoralisirt sei, um *a la Mexico* auf den Trümmern der Republik eine Monarchie errichten zu können. Wenn im Bier ebenso wie im Wein Wahrheit liegt, so konnte man deutlich es vernehmen, daß der vor Kurzem aus Deutschland eingewanderte Herr *Doctor medicinae* das amerikanische Volk eben so sehr haßt wie die Republik und Alle, die zu Gunsten der Republik schreiben oder sprechen. Der Herr Wirth, ein sehr guter Demokrat, würdigte mich keines freundlichen Wortes, nickte dem „guten Kunden des Hauses" Beifall zu, bezahlte den Jahrgang der Fackel und gab sie auf; das elende Blatt, dessen Herausgeber, der politische Lump, nicht Vernunft genug besitzt, um Demokrat zu sein und Demokrat zu bleiben, gleichviel, welche Grundsätze die Demagogen der Partei dem Volke geben mögen, um unter dem Namen der Demokratie der Sklaverei und dem Papste zu dienen. Doch darum Nichts für ungut. Jene geistreiche Conversation soll mir eine Lehre für die Zukunft sein: mich in Kneipen nie mit Bummlern in ein politisches Gespräch einzulassen. O, das Delirium, das Delirium des Saufens ist ein eben so großes Unglück, wie das Delirium der Politik und des religiösen Wahnsinns!

Als ich mit „Grimm und Graus" von Hartford zog hinaus, war es sehr lebhaft in der Hauptstraße, wo eben die Feuerleute in ihrer schmucken rothen Uniform

versammelt waren, um in Procession durch die Stadt zu ziehen.

Ueber New-London fuhr ich nach New-York zurück, besuchte meine Gattin und machte einen Ausflug nach Newark und Orange. Dort überlieferte ich das Bild der Sänger von Young-Amerika an den Arion-Verein, und hier einen Brief an G. Herrmann, durch den nun auch in diesem Städtchen die Fackel Leser erhielt. Orange, im Staat New-Jersey, ist ein allerliebster Platz, mit Newark durch eine Straßeneisenbahn verbunden. Der Waggon war so vollgefüllt, daß ich eine junge Frau auf ein Bein und ein Kind auf das andere zu placiren hatte. Orange zählt bereits 6000 Einwohner und kann durch den Eisenbahnverkehr ebenso wie Newark als eine Vorstadt von New-York betrachtet werden. General McClellan, Präsidentschafts-Candidat der demokratischen Partei, wohnt gegenwärtig in der Nähe von Orange auf einer Anhöhe im Haus seines Schwiegervaters. Der Staat New-Jersey ist ihm gewiß, obschon in der Regel Niemand in seinem Vaterland als Prophet gilt. So feig und miserabel auch die Plattform seiner Partei ist, auf die er sich mit einem Janusgesicht stellen soll, so würde ich doch nichts von der Zukunft fürchten, falls er erwählt werden sollte, da ich ihn für keinen Verräther halte und glaube, daß er an der Spitze des Janhagels, der jetzt noch an eine Union glaubt, „wie sie war," und an einen Frieden mit den Rebellen ohne Trennung, den Krieg in kürzerer Zeit, auch ohne Bounties, zu Ende bringen würde, als Lincoln; doch Abraham wird ohne Zweifel wieder gewählt werden, und ich wünsche blos, daß er künftig sich des Titels eines Tyrannen, den ihm seine politischen Gegner beilegen, durch Energie und schonungslose Strenge gegen überwiesene Verräther auch würdig bezeigen möge. Im Bürgerkrieg hat die Bruderschaft aufgehört, da gilt das Mosaische: Aug um Auge, Zahn um Zahn. Atlanta, Savannah, Charleston müssen das Loos Karthago's theilen und sind die Festungswerke von Richmond wirklich unüberwindlich, so sind es doch die Bewohner nicht — durch Hunger. Der Krieg ist noch lange nicht aus; doch überlegen an Armeen der freien Staaten muß der Süden unterjocht, ja unterjocht werden, um der Freiheit einen dauernden Frieden zu erringen. Aber einig muß der Norden sein und wer jetzt noch zu Gunsten der Sklaverei gegen die freie Republik ist, mit dem heiße es nicht: an die Laterne! sondern — wenn nach strengen Beweisen schuldig befunden — auf den Galgen! Ein Krieg, der bereits hunderttausend Leben als Opfer gekostet und eine gefährliche Finanz-Crisis zur Folge haben muß, kann nicht durch Compromisse auf der Basis „des Alten" beendigt werden, ohne den Fluch der Nachkommen auf Jene zu laden, die zu dumm, oder zu schlecht waren, die Ursache nicht zu vernichten, welche den Krieg zur Folge hatte; ein solcher Krieg kann nur dann ein Segen der Völker sein, wenn er mit „gänzlicher Vernichtung der Sklaverei und mit Reconstruction einer Union von freien Staaten endet." Amen. So geschehe es!

Auf dem Rückweg übernachtete ich in Newark zum Völkerbund bei Döller, wo ich Gelegenheit hatte, mit mehreren Mitgliedern des Arion-Gesangvereins Bekanntschaft zu machen; tüchtige, freisinnige junge Leute.

Am 5. Oktober fuhr ich mit meiner Gattin von Newyork nach Philadelphia, ihrer Geburtsstadt; die Stadt der Bruderliebe, wo ich im Jahr 1837 als Redakteur der Alten und Neuen Welt, bei Wesselhöfft, in der Brod-Straße das erste Stück amerikanisches Brod verdiente; wo ich auf Freiersfüßen ging und selig war; wo ich an der Seite des jetzigen Herausgebers der Freien Presse, Fr. W. Thomas, den Wahrheitsforscher mit blutigen Fingern gesetzt habe, um ihn mit der 13. Nummer in Einer Woche mit meinem ersten Kind, Oscar, zu Grabe zu tragen. Die Stadt, wo ich zum ersten Mal in der Juliana-Kirche der freien Gemeinde des Hrn. H. Ginal mich als Kanzelredner versuchte und, ohne durchzufallen, über das Thema: Gott, Welt, Unsterblichkeit sprach. Von Gott und Unsterblichkeit wußte ich damals so wenig als ich jetzt weiß; die Welt ist in *statu quo* geblieben und ich bin, obschon älter und an Erfahrung reicher, noch immer dasselbe winzige Atom im All, das ich im Embryo war. Wie man diese Welt und das Leben doch so ganz anders betrachtet, wenn man sie durch die Brillen des Alters beschaut! Wie groß, wie wünschenswerth erscheint dem Jüngling so Vieles, was der gereifte Mann, der Greis für klein und für gleichgültig hält!

Philadelphia ist eine große, höchst reinliche, an der Schuylkill gelegene Stadt; eine Stadt, deren deutsche Bevölkerung allein der einer Großstadt Deutschlands gleichkömmt. Und doch erscheint Philadelphia blos als großes, elegantes Dorf, wenn man von Newyork's Broadway nach der Chesnut-Straße kömmt.

Plakate verkünden während meines Hierseins eine republikanische Massenversammlung, zu welcher das Publikum eingeladen wird, die Reden des Hrn. Carl Schurz, des *Dr.* Schütz und Anderer zu hören. Da ich mich als Redner — für Lorbeeren gleichgültig und für Parteischmähungen zu empfindlich geworden — vom Stump zurückgezogen habe, doch noch immer gerne Theil nehme an der Politik der Republik im Allgemeinen und da ich mich auch noch zum Publikum zählen zu dürfen glaube, so ging ich denn ebenfalls hin nach der Musikal-Fund-Hall in der Locuststraße.

Die fatalen Locusten! Sie bringen mir den Teufels-See in's Gedächtniß, wo ich das Vergnügen des Geistes mit dem Angedenken eines Halsgeschwürs bezahlen mußte, an dem drei große Aerzte ihre Kunst versuchten. Fast reute mich der Vorsatz, nach der Versammlung zu ge-

hen; denn die Locuststraße hatte für mich einen ominösen Klang. Es war ein finsterer Abend; ich mußte oftmals nach der Straße und nach der Halle fragen und die Meisten, die ich, in der fatalen Straße angelangt, gefragt habe, waren so schwarz, daß ich blos aus ihrer Stimme entnehmen konnte, daß sie Menschen — oder wie ein Demokrat und conservativer Republikaner sagen würde, — daß sie Neger waren. Endlich, nach einem Marsch von einer Meile stand Ahasveros an der Pforte der schwarzrepublikanischen Versammlung, und anstatt Entree zu verlangen, überreichte man ihm und Andern eine gedruckte Rede von Carl Schurz. Die Halle war mit circa vierhundert Zuhörern zur Hälfte gefüllt. Ich setzte mich auf eine Bank, welche unbesetzt blieb, und so sehr mich die Schwärme der Locusten am Teufelssee incommodirten, so unbelästigt blieb ich da auf meinem isolirten Posten; von Mehren wohl beäugt, doch von Keinem angesprochen. Da war denn keine Gefahr, wie weiland in der Turnhalle zu St. Louis bei Ausbruch des Krieges, aufgefordert zu werden eine Rede zu reden, welche, wenn verlangt, mich hier in dasselbe Dilemma bei den Drahtziehern gebracht haben würde als jene in St. Louis. Wie man doch zum Rokoko werden kann, wenn man sich zurückzieht vom Treiben des öffentlichen Lebens! Der in den dreißiger und vierziger Jahren vielbekannte Redakteur der Alten und Neuen Welt, der Nationalisten-Redner, der in Newyork wöchentlich ein Auditorium von mehr als tausend Zuhörern hatte, sitzt jetzt im Jahr unseres Herrn Jesus Christus 1864 ungekannt und ungenannt in einer politischen Versammlung von Philadelphia und hört ruhig zu, wie dem Redner donnernder Beifall zugeklatscht wird. *Dr.* Schütz weiß auch in der That den Nagel auf den Kopf zu treffen, er kennt den Michel und das Volk und verdient den Namen eines Volksredners in vollem Maaße. Die Rede war, als Parteirede, wirklich ausgezeichnet. Die begeisterten Tyraden gegen Königthum, Pfaffenthum und Sklaverei wurden natürlich am lautesten beklatscht. „Friede mit den Rebellen nur dann, wenn der letzte Sklave frei wird.“ (Ich mischte mein stilles Bravo in den Beifall ein.) Man zerreiße eine Constitution, die solche Früchte bringt wie der jetzige Krieg. (Beifall.) Ich aber sage: wir haben einst zu dieser Constitution geschworen; also: man zerreiße sie nicht, sondern verbessere sie nach dem Geiste der Zeit. „Die Aristokratie des Südens wurde eine fluchwürdige genannt.“ (Beifall.) Habe Nichts dagegen; frage jedoch: sind Fabriks-Aristokratie, die Stockfisch-Aristokratie, die allermodernste Shoddy-Aristokratie weniger fluchwürdig, wenn der Fluch dahin gedeutet werden soll, daß sie sich insgesammt vom Schweiß der Arbeiter und vom Betruge mästen und groß ziehen? — Die Friedensbestrebungen der Opposition mit Anerkennung der südlichen Conföderation wurde gegeißelt und mit Recht der Platform von Baltimore der Vorzug gegeben. Herr Lincoln aber kam bei dem Vertrag am schlimmsten weg; er wurde weder der Ehrlichkeit wegen gelobt, noch als Staatsmann gepriesen; blos entschuldigt — so, daß er in der Glorie des begeisterten Abends blos als personificirter Abklatsch eines nothwendigen Uebels figurirte. Armer, guter Lincoln, Dich hat Gott zum großen Mann gemacht und die Menschen werden dich in der Geschichte als den Befreier von vier Millionen Sklaven preisen. Ach, wie verschieden doch die Wege sind, ein großer Mann zu werden! Wie gerne und wie irrthümlich mag oft die Handlungen des Menschen nach dem Erfolg beurtheilt, ohne Motive und Verhältnisse in „Betracht zu ziehen!“

Die Rede des *Dr.* Schütz hat zwei Stunden ausgefüllt; so, daß dem Generalen Schurz Nichts übrig blieb zur Ergänzung und Derselbe blos ein Danksagungsvotum in Vorschlag brachte. — Ob er jedoch auch selbst, oder Andere noch gesprochen haben, weiß ich nicht; denn ich bin kein Freund von langem Sitzen und ging den weiten Weg nach Hause. So? Ach, wo bin ich denn eigentlich zu Hause? Ueberall und nirgends. Als ich vor vielen Jahren mit Erato einen Bund der Liebe schloß, da flüsterte ein Genius mir zu: „Du hast der Erde entsagt — du magst mit mir im Olymp wohnen, auf Erden sollst du keine bleibende Stätte haben.“ Und so geschah es. Des Jüngling's Stolz und Ideale, das Traumleben einer dichterischen Seligkeit waren in der Monarchie der Heimath nicht geeignet, dem „Sonderling“ eine Heimstätte zu erwerben und die möglichst strenge Principientreue und Consequenz des Mannes sind Eigenschaften in dieser Republik der Sklavenzucht und Geldjägerei *a tout prix*, welche ihm wohl den Genuß des Olympes oder des Himmels sichern mögen, aber nie einen bleibenden Platz auf Erden.

Am Tage nach der Versammlung, als ich auf der Collectionstour mich den Pflichten der Erde weihte, da wurde an einem Fenster geklopft und ich hineingerufen: „Ich möchte für Ihre Fackel abonniren, hieß es, und ich, von Staunen ergriffen, daß es in Philadelphia einen Menschen giebt, der aus eigenem Antrieb nach der Fackel begehrt, griff denn nach der Tasche und zeichnete den seltenen Namen des seltenen Mannes „Kehrwieder“ in die Liste. Ein junger Fresco-Mahler, dessen Vater, ebenfalls Künstler, 74 Jahre alt ist und noch recht gute historische Bilder in Oehl liefert. Das jüngste Werk des greisen Malers ist der Sabinen-Raub. Das war keine Begebenheit, das war ein Ereigniß, welches von tausend und tausend Philistern umgeben ein Stück Himmel darreicht, um für die Erde zu entschädigen. Ach, dieser Philister, dieser Pfaffenfresser, dieser Communisten, Freigemeindler und Socialisten, Raisonneurs, Ungläubigen u. Nationalisten, von denen aus circa vier Millionen etwa viertausend Schüneman Pott's Blätter für freies religiöses Leben, Heinzen's Pionier und die Fackel lesen!

„Ich war ein freier Bursche einst —
war das nicht dumm?
Es lebe das Philisterthum!“

Ich habe mir durch diesen Reim beinahe selbst das Urtheil gesprochen; denn die größte Demonstration der republikanischen Partei — die seit 1844, als die Nativisten den Culminationspunkt des Fremdenhasses erreicht hatten, stattgefunden — ging mir unbeachtet vorüber. Es soll zwei Stunden genommen haben, um die ganze Länge der Procession zu sehen. Wie der Mensch sich doch verändert! Vor zwanzig Jahren konnten mich solche Demonstrationen eines freien Volkes zu Thränen rühren; jetzt konnte mich Hufegeklirr, Musik und Hurrahrufen nicht einmal bewegen, das Bett zu verlassen, um den Zug vorbeiziehen zu sehen. Wie doch Erfahrung und Alter den Menschen gleichgültig und fade machen.

Ich habe in Philadelphia einen Sonntag zugebracht. Auch die Physiognomie dieser großen Stadt am christlichen Schabbes ist fade, sehr fade. Keine Spur von Freude zu sehen, keine Heiterkeit, keine Vergnügungen der Handwerker, die sechs Tage arbeiten, um Sonntags als Erholung sich in der Kirche zu langweilen; indeß ihre Herren Pastoren sechs Tage spazieren gehen und am siebenten ihre Eloquenz verkaufen. — Hätte Schünemann Pott's freisinnigen Vortrag besuchen können; doch das religiöse Thema, das ich ja selbst seit einigen zwanzig Jahren drehorgelmäßig herableire, ist mir völlig zum Eckel geworden und werde das dogmatische Gebiet bald ganz verlassen und die Fortsetzung der herkulischen Arbeit, die Menschen aufzuklären, anderen, jüngeren Reformern überlassen. Der Autoritätsglaube ist gar zu süß, gar zu bequem, gar zu gemüthlich, daß es beinahe Frevel ist, die alten verzogenen Kinder darin zu stören. Man müßte mit den kleinen Kindern beginnen — aber, aber — die werden, mit Ausnahmen, schon bei der Geburt von der heiligen Kirche in Beschlag genommen und durch ihre Diener geistig entmannt. Daher die Reform so schwierig, der Fortschritt so langsam, aber dennoch im großen Ganzen, mit der Vergangenheit verglichen, sicher und nicht zu unterdrücken.

Ich habe, durch Herrn Henry Kelly, einen Cousin meiner Gemahlin, die V. Staaten Schiffswerfte (Navy Yard) besucht, wo Derselbe seit vielen Jahren als Schiffbauer arbeitet. So schwer man die Menschen überzeugen kann, daß man von Gott oder Göttern Nichts wissen kann und die Unsterblichkeit eine nie zu lösende Sphynx ist; so langsam der geistige Fortschritt in religiöser Hinsicht, so staunenswerth sind Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Technik, besonders in der Kriegswissenschaft.

Des Morgens um ein Viertel vor Sieben wird in der Navy Yard mit einer Glocke den Arbeitern das Zeichen zur Arbeit gegeben. Es sind gegenwärtig drei tausend Arbeiter da beschäftigt. Ich sah hier zwei Monitors, den Tunxis und den Tonawanda. Jedes dieser mörderischen Böte hat vier 15zöllige Kanonen an seinem eisernen Bord. Ersteres ist 350 Fuß lang, 12 Fuß tief, mit einer Maschine von achthundert Pferdekraft, mit circa 300 Seeleuten bemannt. Von diesen schwimmenden Ungeheuern sind blos die eisernen Thürme, (*turrets*) über dem Wasserspiegel zu sehen. Es sind da gegenwärtig zwei große Kriegsschiffe an Bord. Das Widderschiff Albemarle liegt hier in Reparatur. Neben diesem das Kanonenboot Sassacus, dieses Jahr in der Schiffswerfte zu Washington gebaut. Der große Monitor, Shakamaran, der eben im Bau, ist 20 Fuß tief und 275 Fuß lang.

Wie oft wurde in frühern Jahren des Friedens in Zeitungen geklagt, daß wir keine Marine haben. Nun seid Ihr endlich so glücklich Euch, wenn nothwendig, mit England oder mit Frankreich messen zu können. Bei Ausbruch des Krieges fand Lincoln eine leere Schatzkammer, eine Armee von circa zwölftausend Mann, von welchen die besten Offiziere der Rebellion sich angeschlossen hatten, und eine kaum nennenswerthe Flotte! Jetzt kann die Republik den vereinten Mächten Europa's die Stirne bieten, wenn — Nord und West einig sind und die Malcontenten der Opposition aufhören, von einem faulen Frieden mit Rebellen zu faseln: „Siegen oder sterben“ ist das Motto des heldenmüthigen und stolzen Rebellen, „Freiheit oder Tod sollte das Feldgeschrei ihrer Gegner sein.“

Im Angesicht der Navy Yard lag eben eine italienische Fregatte aus Genua. Der Ocean trennt entfernte Welttheile; der Dampf verbindet sie. Dampf und electromagnetische Kraft sind die großen Potenzen der Neuzeit die da unfehlbar sagen dürfen: „Es findet kein Rückschritt mehr statt.“

Von der Marine ging ich nach Herrn Martin Landenberger's großen Strumpfwaaren-Fabrik. Ich erwähne diesen Besuch, um einen Beitrag zur menschlichen Charakteristik zu liefern. Herr Landenberger streckte mir 1853 zum Drucke meines Drama's: Kossuth, oder: der Fall von Ungarn, hundert Dollars in Gold vor. Nach mehr als einem Jahr war es mir möglich vierzig Dollars auf Abschlag zu bezahlen. Von der Freisinnigkeit des Gläubigers nicht weniger überzeugt, als von seinem Wohlstand, schickte ich ihm als früheren Abonnenten die Fackel fortwährend zu und publicirte, ohne dazu aufgefordert, die Anzeige seines Geschäftes. Anstatt Kapital oder Zinsen je verlangt zu haben, erhielt ich vor zwei Jahren ein hübsches Geschenk aus seiner Fabrik für meine Töchter und nachdem wir nun scherzweise abgerechnet, und ein Quitt herauskam, präsentirte er mir für meine Frau und drei Töchter elegante Wollenjacken und Shawls. Das ist ein Seitenstück zu Hrn. W. Wilkens in Baltimore, dessen Vorschüsse auf beliebige Zeit es mir möglich machten, zu jener Zeit die Fackel ununterbrochen herauszugeben. Solche Gläubiger sind allen Dichtern und armen Journalisten zu empfeh-

len, bei denen fünfzig Thaler Vorschuß für sie selbst einen großen Werth haben und dem Publikum stets lohnende Zinsen tragen.

Nun soll es nach dem Eierhafen, das heißt nach Eggharbor City gehen, um dort das Land von Schmuli's großen Verheißungen zu sehen.

Am 7. October um zwei Uhr Nachmittags setzte ich mich von der Otsego-Straße aus in Bewegung, trottirte eine halbe Stunde durch die Front-Straße, mit Molasses-Käse und stockfisch-aristokratischem Dufte saturirt, zur Fähre, Ecke der Vine-Straße; passirte — *Washington's crossing* im Gedanken — den breiten Strom Delaware und fuhr, für 1 Doll. 35 Cts., um halb nach Vier vom Depot ab, einundvierzig Meilen nach der deutschen aufblühenden Handels-, Fabrik- und Hafenstadt Eggharbor City, gelegen — wie ich aus einem Pamphlet des Contractoren Herrn Louis Bullinger ersehen — in der schönen deutschen Ansiedelung der Gloucester Landgut und Stadtgesellschaft, im Staate New-Jersey. Die Bahn, Camden- und Atlantic-Rail-Road, ist gut, die Waggons bequem und in der Sommer-Saison von Tausenden befahren, die des Staubes in den Großstädten überdrüssig, Geld genug haben, um zu Atlantic City, 12 Meilen von Eggharbor City, den poreuverstopfenden Staub im Salzwasser des Oceans abzuwaschen und im Sande der Seestadt, „ohne Garten und ohne Schatten" zu lustwandeln. An den Ufern des Oceans sind, wie bekannt, überall Sandhügel aufgehäuft. Der Staat Jersey am Ocean gelegen hat denn auch großentheils einen sandigen Boden, in welchem jedoch alle Sorten von Getraide, Gemüsen, Reben und Kernobstsorten, bei gehöriger Düngung, gezogen werden können. Besonders günstig sind da Boden und Clima für Pfirsige, welche an Aroma alle übrigen der Union übertreffen.

Im Waggon wurde viel deutsch gesprochen. Fünfzehn Meilen von Philadelphia ist die Gegend fleißig cultivirt und wer ein Freund von Flächen ist, der wird sie mit den Kornfeldern, Gemüse- und Obstgärten sogar hübsch finden. Nun aber, von der Station Lanqueoming an, kömmt man in eine wüste Region von Fichten, Tannen, verkrüppelten Eichen und wildem Gesträuch, aus denen hie und da eine Farm hervorlugt. Auf der kurzen Strecke der Fahrt passirten wir Waterford, Winslow, Hamilton, Daconta und Ellwood, hübsche kleine Städtchen (*villages*). In Ellwood erscheint sogar eine Zeitung, ein McClellan-Organ, *The Democrat and Register* herausgegeben von D. A. Douglas Unterwegs sprach mich ein Herr bei meinem Namen an und siehe da, es war der Herausgeber erwähnten Blattes, der in Newark Setzerlehrling war, als ich dort *ci devant* zwei Jahre als Sprachlehrer gelebt habe; wenn der Mann ein so gutes Judicium als Gedächtniß hat, so kann die Sklaverei durch Souveränetät der Sklavenstaaten garantirt, und so eine „Union wie sie war" einen wackeren Vertheidiger an ihm finden.

Bei Waterford erinnerte ich mich an das am merikanischen Golf gelegene Indianola in Texas; nur daß dort Cartusse und Myrten aus dem sandigen Boden hervorschießen und hier ärmliche Fichten. Bei Winslow kann man sich ein Stück Lüneburger Haide repräsentiren.

Es war dunkel als wir zu Eggharbor ankamen. Die Stadt liegt unmittelbar an der Eisenbahn. Das kleine Depot, ohne alle Bequemlichkeit, zeigt, daß der Verkehr hier noch nicht sehr bedeutend ist. Diesem gegenüber stehen das New York Hotel, Louis Bullinger's geschmackvolles Haus mit einer jungen Gartenanlage, und ein Paar andere hübsche Wohnhäuser. Ueber Alle ragt ein großes und solide Baute, der Vollendung nahe, empor; bestimmt für eine polytechnische Schule. Die Fronthäuser haben mich in der Abendbeleuchtung sehr freundlich überrascht. Ich stieg im New York Hotel ab, wo es nach der eben geschlossenen Agricultur-Ausstellung in der Schenkstube recht lebhaft hergieng. Da man kein Fremdenbuch führt, hatte ich Gelegenheit, ungekannt hier zu verweilen, ohne Besuche zu machen. Nach dem Nachtessen, das sehr gut war, gieng ich in das Theater, nahe vom Hotel gelegen. Man gab, wie gewöhnlich, eine Posse.

Das fahle Licht des Mondes zeigte mir auf dem Wege dahin und auf einer weiteren Nachtwandlung einige breite Avenues mit jungen Bäumen in Reihen bepflanzt. Avenues, welche nach fünfzig oder mehren Jahren, wenn etwa Eggharbor das Glück haben sollte, eine Handel- und Fabriksstadt zu werden, den Omnibussen mehr Raum bieten werden als der Broadway, oder die Chesnutstraße in ihrer Nachbarstadt. Die Bauart von Eggharbor ist die gewöhnliche amerikanische, theils von Backsteinen, theils von Brettern, weiß oder braun mit Oehlfarbe angestrichen.

Die Militär-Halle, wo sich das Theater befindet, ist hübsch und geräumig, die Bühne klein und die Vorstellungen den Piecen angemessen. Die Bänke waren mit einem nicht fashionablen, doch sehr anständigen Publikum von ca. 150 Personen besetzt. Die amerikanisch-demokratisch-deutsche Sitte, im Theater zu rauchen und Bier zu verzapfen, ist auch hier eingeführt. Zum Rauchen haben es die deutschen Frauen, Gott sei Dank, auf dem Wege der Emancipation auch in Egg Harbor noch nicht gebracht.

Es wurde, *more consueto*, um die Bühne zur **B i l d u n g s s c h u l e** zu machen, eine Posse gegeben, von welcher ich einen Akt mit ansah. Emma Fellmann, vom Baltimorer Turnertheater, spielte recht brav und hat eine sehr hübsche jugendliche Bühnenfigur. Aber das Klavier, das fürchterliche Klavier u. die noch fürchterlichere Fidel als Orchester—

das war eine etwas zu große Folter für mein Trommelfell, wofür mir weder Fräulein Emma, noch das gute Lagerbier hinlänglichen Ersatz leisten konnten.

Nach dem Theater Ball; während dessen ich auf meinem spartanischen Lager von allerlei irdischen und überirdischen Dingen träumte, die keine Seele interessiren; also auch nicht verdienen erwähnt zu werden. Früh des Morgens noch vor dem Frühstück machte ich mich auf die Beine, um eine größere Tour zu machen und zu sehen, ob ich einen Platz finden kann, um mich da anzusiedeln.

Durch die Liverpool Avenue, hundert Fuß breit, trottirte ich fürbaß; ein Zettel an einem alten Framehaus bewog mich, nach dem Preis zu fragen: Zwölfhundert Dollars, hieß es: Haus nebst zwei Lotten (Bauplätzen). Zuviel für alte Waare, dachte ich, und ging eine viertel Meile in der Richtung von Pracht's Farm in's Freie hinaus. Da traf ich einen Mann mit Einfriedung von Bauplätzen beschäftigt. Wem gehören diese Lotten? frug ich: „Herrn DoktorSchmöle in Philadelphia." Wie groß sind sie? „37 Front und 150 tief." Der Preis? 38 Dollars und 50Cents. Sehr billig, in der That. Ueberhaupt sind die Preise im Allgemeinen sehr billig gestellt und den Käufern werden durch Ratenzahlungen große Vortheile geboten.

Zwischen wildem Gebüsch wendete ich mich auf einem Fahrwege rechts hinüber nach der Pennsylvania Avenue. Hier bemerkte ich zweiLotten mitReben bepflanzt. Wenn ich mich recht besinne, heißt der Eigenthümer Glockenbrinck. Ein sehr gefälliger Mann, der mich in seinenWeingarten führte und mit der Schaufel den Boden aufwarf, um zu zeigen, wie der sandige Boden durch Muscheln und Sumpferde mit dem bestenErfolg gedüngt werden kann. Dieses Düngen, sagt er, habe ihm viel Geld und Mühe gekostet, jetzt lohnt es sich aber auch durch reichen Ertrag von Trauben. Die Trauben, die ich vom Stock weg gepflückt, waren ausgezeichnet, und so läßt es sich denn erwarten, daß man hier guten Wein produciren werde. Sein Nachbar hatte ein Fäßchen Most, den er mir kosten hieß, um mich von der Qualität des Egg Harbor Weines zu überzeugen. Herr Glo ckenbrink war der Einzige, der mich nach meinem Namen frug und so mußte ich denn das Incognito brechen, indem ich sagte: mein Name ist Samuel. Also, Herr Sammuel dankte für den freundlichen Empfang und kehrte zurück zum Frühstück.

Die breiten Straßen und die großen Namen derselben zeigen, daß der Gründer von Egg Harbor mit sehr sanguinischen Hoffnungen zu Werke ging. Mögen sie erfüllt werden! Eins ist übrigens gewiß, daß alle auf Speculationen, unter leichten Begingnissen gegründeten deutschen Städte es bis jetzt nie über gemüthliche deutsche Dörfer gebracht haben. Etwa wird Egg Harbor der günstigen Lage wegen zwischen New-York und Philadelphia eine Ausnahme machen, was aber unbedingt nur dann der Fall sein kann, wenn Kapitalisten sich da niederlassen, denn ohne Kapital keine Fabriken, kein Handel. Bis jetzt fehlt der Nervus und die Stadt hat es auf dem groß ausgelegten Terrain noch nicht über 2000 Seelen gebracht. Doch sind bereits vierKirchen da und eine fünfte ist im Bau. Die herrlichen Avenues, in denen ich bei einer dritten Wanderung in einer Stunde ca. zehn Menschen begegnete, kamen mir vor wie ein modernes Popeji, das man aus den Sandfeldern des atlantischen Oceans herausgrub. Auch spazierte eine magere Kuh in der AggassitzAvenue auf und nieder, die mit derselben naturhistorischen Niedergeschlagenheit Gras zu suchen schien, wie Ahasveros einen bleibenden Wohnsitz. Hier giebt es keine Wiesen; daher es auch hier der Kühe und Pferde nur sehr wenige giebt und woher es sich mir erklärt hat, warum nur einige Häuser einen Stall haben. Milch und Butter kommen von Philadelphia. Es wohnen hier sehr intelligente und gebildete Familien, von denen ich einige schon vormals in Baltimore gekannt; aber ich habe Niemanden besucht, im bitteren Gefühle der getäuschten Erwartung.

Mag der Boden auch durch rationelle Behandlung die edelsten Trauben und Pfirsige hervorbringen, mögen auch die schönsten Rosen und Dahlien blühen; Kohl und Rüben und sonstige Gemüse üppig gedeihen; Alles Vortheile, die vielen Ansiedlern genügen: meinem Geschmack, meiner Weise, mich heimisch zu fühlen, kann Das nicht genügen und das mag man eben mir und nicht Egg-harbor zur Schuld anrechnen. Eine Gegend „wo man meilenweit Nichts sieht, als Eichengebüsch, Fichten, Cedern und Sumpfland, wo kein Berg, kein Hügel zu sehen, wo keine blumige Wiese das Aug entzückt, wo kein Schattenbaum gegen die heiße Sommerhitze Schutz bietet; wo keine Singvögel den Lenz verherrlichen, wo kein Bach fließt und keine Quelle rieselt; wo die aus dem Ocean gestiegene Tellus noch nicht im Stande ist üppige Vegetation zu schaffen; wo man unwillkührlich an Sahara oder Lüneburg erinnert wird, dort kann für den kein freiwilliges Asyl sein, der im prosaischen Leben Amerika's noch nicht alle Poesie verloren hat. Nein, so schwer ist des Dichters Fluch noch immer nicht, um ihn nach einer sandigen Ebene zu verbannen. In St. Paul oder New-Ulm entschädigt doch für den langen Winter ein herrlicher Sommer, eine pittoreske Umgebung. Was soll mich zu Eggharbor entschädigen für das Entbehren aller Reize der Natur? Das gemüthliche deutsche Leben? Es ist mir viel zu monoton. Die Trauben und Pfirsige, die ich erst pflanzen müßte? Bin zu alt dazu. Die Nähe von Newyork oder Philadelphia? Da zieh ich lieber sogleich dahin. Die hunderttausend Menschen, die in der Sommersaison Eggharbor vorbei nach Atlantic City fahren? Ach, was können diese meinem Geiste, oder meinem Herzen bieten! Al-

so, lieber *Dr.* Geist, lieber Herr Hincke, mag Ihr Lieblingsplatz Eggharbor Alles bieten, was Tausenden von Menschen genügt, mir bietet es gerade Das nicht, was Hauptbedingniß ist um mich zu einer freiwilligen Ortsveränderung zu bewegen. Da es aber der poetischen Naturen nur sehr wenige giebt, so kann Eggharbor immer noch mit der Zeit eine große Stadt werden, mit Fabriken und mit Handel. Rom ward nicht Einem Jahr gebaut. Auch dort scheint in poetischer und pittoresker Hinsicht der Fluch auf der Umgebung zu ruhen und dennoch war Rom die Stadt der römischen Cesaren und ist jetzt die Residenz der Päpste.

In Eggharbor erscheint eine deutsche Zeitung, meist den Interessen der Gesellschaft gewidmet. Der Turnverein zählt zwanzig Mitglieder.

Gerne wäre ich hier über Sonntag geblieben; da ich aber den Musen keinen Comfort bieten konnte, eilte ich nach Atlantic City und von dort zurück nach Philadelphia.

Atlantic City ist eine Stadt von Hotels und Boardinghäusern, in denen in den Sommermonaten Luxus und Fashion ihre Altäre aufschlagen, indeß sie den Rest des Jahres über menschenleer und geschlossen sind. Am Depot eignet Herr Schauffler ein großes Gasthaus, das gut geführt wird.

Auch hier sind die parallel laufenden Straßen circa hundert Fuß breit. Die Bauart sämmtlicher Häuser ist leicht. Zur Verschönerung durch Gärten ist Nichts geschehen. Wenige Cederngruppen ist Alles, was die Erde hier hervorzubringen im Stande war. In der Sommersaison bewegen sich da 15 bis 16,000 Menschen. Jetzt wohnen an 400 Personen hier, von den 168 stimmfähige Bürger. Für den Gottesdienst der Badegäste ist durch drei Kirchen gesorgt, eine Katholische, eine Presbyterianer und eine Methodistenkirche.

„Wir verdienen hier in zwei Monaten mehr, sagte ein Deutscher, als unsere Nachbarn in der Strafcolonnie von Eggharbor im ganzen Jahr“ Nun. Geld machen ist ja auch der Hauptzweck der Geschäftsleute, besonders in einem Badeorte und was in Eggharbor noch nicht ist, das kann ja noch werden.

Ich bestieg den 176 Fuß hohen Leuchtthurm, auf welchen eine Wendeltreppe von Gußeisen hinanführt. Wild wogend schäumte der Ocean und wogend schlug mein Herz hinüber in momentaner Sehnsucht nach — dem lieben Vaterland. Auf einige Meilen hin am Ufer sind Schneelawinen ähnlich weiße Sandberge aufgehäuft und weiter hin erstreckt sich ein großes Sumpfgebiet, an dessen Saume die Vegetation mit Eichengestrüpp beginnt. Ein wildes und erhabenes Bild, aller Reize bar, ohne ein Gefühl der Wonne zu erregen.

Auf dem Rückwege überfiel mich im Waggon ein Fieberfrost, um mich mit der hier endemischen Krankheit „Jersey Chill“ bekannt zu machen.

Am 11. Oktober fuhr ich nach Baltimore und ließ meine Frau auf beliebigen Besuch bei ihren Verwandten zurück.

Baltimore ist nicht mehr die Rowdy-Stadt, welche sie früher war und Maryland ist kein Sklavenstaat mehr. Die neue Constitution des Staates ging mit einer Majorität von 375 Stimmen durch. Die Entscheidung hing wie Damokles' Schwert über den Freunden der Freiheit, bis endlich die Stimmen von allen Counties einkamen und das Soldaten-Votum den Ausschlag gab. Die Stadt hat sich am Besten gezeigt: von 11,730 Stimmen fielen 7,572 für die neue Verfassung eines freien Staates Missouri und Kentucky mögen sich ein Beispiel nehmen an *Maryland — my Maryland*! —

Die Entwickelung des geistigen Lebens der Deutschen in Baltimore zeigte sich mir auf erfreuliche Weise durch den Bau eines großen Schulgebäudes des tüchtigen und unternehmenden Lehrers, Hrn. Knapp und durch eine großartige Baute, welche der Concordia-Verein anführen läßt. Knapp's German-Englisch-Institute, im Center der Stadt gelegen, wird aus zehn geräumigen Schulzimmern bestehen. Zwei Räume sind für Mädchen, ein Saal ist für Prüfungen bestimmt. Im Hofe sind die Apparate für Turnübungen. Das Gebäude mit Grund kostet 20,000 Dollars. Das Gebäude der Concordia ist 70 Fuß Front und 167 Fuß tief, mit zwei Sälen. Die Front ist aus Gußeisen. Dieser Verein besteht schon seit vielen Jahren, repräsentirt die Intelligenz der Stadt und thut sehr Viel für geselliges Vergnügen.

Durch Bekanntschaft mit dem Stewart Hrn. Schulz habe ich das Hospital besucht, für Rebellen bestimmt. Apotheker und Stewart sind Deutsche, beide sehr intelligente und freisinnige junge Männer. Es sind gegenwärtig 500 Kranke da. Auf meinem Wege dahin sah ich einen Transport von tausend „Grauröcken“ als Gefangene nach Point Look out durchmarschiren. Ein herrlicher Platz für Gefangene. *Look out, how you may get out!* Es ist wirklich ein kläglicher Anblick, diese armen Teufel zu sehen, von denen so Mancher, jetzt zerlumpt, schöne Tage von Aranjuez im sonnigen Süden gesehen und genossen haben mag!

Die herannahende Präsidentenwahl ist neben dem Kriegs-Bulletins jetzt Hauptgegenstand der Zeitungen und der Gespräche. In den Waggons wurde man fast bei jeder Fahrt angegangen, die Stimme für L. oder M. abzugeben. Ich habe, trotz alledem, sieben Mal für Lincoln gestimmt, mit Vorbehalt, aus Consequenz bei der wirklichen Abstimmung am 12. November gar nicht zu stimmen. Lincoln hat jedes Mal eine große Mehrheit erhalten und ich zweifle nicht im Geringsten, daß er auch ohne mich im weißen

Haus einen andern Termin das Regiment führen wird. Er hat im ersten Termin viel gelernt und braucht das Gelernte jetzt blos energisch anzuwenden, um auch seine Gegner in der eigenen Partei mit sich auszuversöhnen.

Das Wahlcollegium besteht, ohne die Staaten in Rebellion, aus 225 Electoral-Stimmen. Angenommen, McClellan bekäme Pensylvanien, Indiana, Kentucky, Missouri, Jersey und Connecticut, so hätten die übrigen Staaten noch immer die Mehrheit. Also keine Hoffnung für Mac.

Mit einer Freikarte von Prescot Smith, von der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn-Gesellschaft, fuhr ich am 14. bei heiterem Himmel nach Washington. Keine Sklaven fegen das Kapitol mehr und auf der kolossalen Kuppel steht nun die Göttin der Freiheit und schaut nach Osten. Der Anbau des Capitols ist noch immer nicht vollendet — wird wohl fertig werden bis die Freiheit, oder richtig gesprochen, bis die Sklaverei fertig sein wird, in dem Sinne wie man von einem Todten sagt: er ist jetzt fertig.

Seit dem Kriege ist man zu Washington um kein deutsches Hotel verlegen. Da sind Rullmann's Hotel, das European House, das Willam Tell House und mehre andre; indeß Baltimore blos ein deutsches Hotel erster Klasse besitzt, das von Simon. In Washington wimmelt es von Soldaten. Die Stadt, ist eben, da Congreß nicht versammelt ist, nicht besonders lebhaft. Auch sah ich dieses Mal keine Cavalliere in Uniform. wie Prinz Salm, Figyelmessy, Blenker und andere seines Stabes waren, die am Rand des Grabes es verstanden, mit Champagner das unsichere Leben zu würzen.

Herr F. Mühlinghaus theilte mir einen Bericht der deutschen Hülfsgesellschaft zur Unterstützung kranker und verwundeter Soldaten mit. Diese Gesellschaft hat einen großen und sehr wohlthätigen Wirkungskreis, um so mehr, da sie in Verbindung steht mit den Zweig-Gesellschaften in Newyork, Williamsburg, Brooklyn und Newark. Der Kassenbestand am 6. Juli 1864 war $55. 58. An Geschenken von Gesellschaften, Soldaten und Privatpersonen, während des Quartales ergeben sich $3,194.33. Die Ausgaben beliefen sich auf $2,894. 98. Somit blieb am 7. Oktober ein Kassenstand von $298.35. Das Lesepublikum der Fackel wurde schon früher auf diesen wohlthätigen Verein aufmerksam gemacht, und ich wiederhole die Bitte an Menschenfreunde, irgend eine Gabe an den Präsidenten der Gesellschaft zu Washington, General Consul John Hitz, verabfolgen zu lassen.

Einen Sonntag in Baltimore zugebracht. Diese Großstadt hat am heiligen Sabbath eine sehr pietistische, langweilige Physiognomie. Von vorne alle Lokale geschlossen; von den Salons jedoch viele von hinten offen. Einen Spaziergang in's Freie gemacht und bei einer Landsmännin, Frau Batory, eingekehrt, wo mir deren elfjährige Tochter Emma am Clavier, wie weiland der Mann Gottes David dem Saul, mit der Harfe, meine Grillen mit *„Il Trovatore"* verscheucht hat. Frau Capt. Lönyi aber hat sich mir durch einen ungarischen Strudel*) und gefülltes Kraut ein Memento gesetzt. Ach, schon der ungarischen Struteln wegen wäre es der Mühe werth, um Amnestie zu bitten und den Ocean zu durchschiffen; aber wer bittet in der Heimath für Ahesveros, wer vermag es, seinem innern Drang nach *retes* und *haluska* zu würdigen; wer kann die stille Sehnsucht nach Allem was heimisch ist eines seit 27 Jahren Eliriten fühlen, den der Strudel der Ideale und der Freiheitsliebe bis in den tiefsten Abgrund gezogen, um da bis an's Ende des Lebens festgebannt zu bleiben!? Doch, wer weiß was noch geschieht; die Zukunft deckt ein dichter Schleier.

*) Eine Mehlspeis.

Habe den Pianisten Szemelenyi besucht, der vor Kurzem mit seiner Familie von einer Teur in Europa zurückkehrte. Seinem Urtheile nach ist Wien u. Oesterreich überhaupt seit 49 um ein Jahrhundert vorangeschritten. Der Metternich'sche Zopf soll abgeschnitten sein, und der junge Kaiser folgt *tout doucement* der Mode des Zeitgeistes. Die Censur soll liberal, die Beamten höflich sein und die Reisenden frägt man nicht mehr nach Pässen. In Ungarn aber sehnt sich der Magyarengeist noch immer nach Unabhängigkeit, auch wenn man aus dem Regen in die Trause kommen sollte, und der Tokaier ist noch immer so edel wie vor dem Jahr 49, wovon mich Szemelenyi *de facto* zu überzeugen die Güte hatte.

Am 17. via Harrisburg nach Altoona, am Fuße der Allegheny-Gebirge, gefahren. Altoona ist erst 13 Jahre alt und zählt 7000 Einwohner, die in vier verschiedenen confessionellen Kirchen von Menschenhänden gemacht, Christum anbeten, der sie gelehrt hat, Gott seinen Vater, im Geist und in der Wahrheit, im stillen Kämmerlein anzubeten. Es erscheint hier eine Zeitung. Es sind da drei Brauereien, zwei deutsche Apotheken, fünf Freischulen. Mit Brauer Odenwälder erstieg ich eine Anhöhe, um die reizende Berggegend zu betrachten. Es war mir so wohl auf den Höhen. Auf den Bergen wohnt die Freiheit. Das Logan House an der Eisenbahn ist sehr groß und wird von der Pennsylvanien-Centralbahn-Compagnie gehalten. Es passiren hier täglich, den Tag des Herrn abgerechnet, elf Passagierzüge, jede mit acht bis zwölf Waggens die Passagiere von zehn derselben essen hie zu Mittag. Zur Bahn gehören 400 Lokomotive. Vor Kurzem kamen auf dieser Bahn Zuge in Collision, wodurch vierzig Personen auf schreckliche Weise theils zerquetscht, theils verbrannt sind: unter ihnen der brave Kredel, Prediger zu Pittsburg, und sein Sohn, ein Apotheker.

Von Altoona einen Abstecher nach Hollidaysburg gemacht. Ich habe dort einige aufrichtige, alte Freunde, bei denen ich gerne wenigstens einen Tag verweilt hätte; doch es zog mich unwiderstehlich heimwärts, da ich seit drei Wochen keine Briefe erhalten.

Die Fahrt über die Alleghenies machte ich bei Tag. Unser Zug, mit einigen zwanzig Karren im Schlepptau, zog brausend durch die Gebirge hin, einer Riesenschlange gleich bald an Abgründen sich hinwindend, bald zwischen hohen durchgebrochenen Felswänden, bald durch langer Tunnels schaurige Nacht.

Von Altoona nach Johnstown, Pa., sind 37 Meilen. Zwanzig Meilen diesseits hielten wir vor Cresson, wo ein großes Hotel steht, das in der Sommersaison stark frequentirt wird, um da die frische Bergluft zu genießen.

Johnstown's habe ich schon öfter auf meinen Zügen erwähnt. Es hat eine wildromantische Lage. Von Prospect-Hill hat man eine herrliche Aussicht auf das bergbekränzte Thal.

Bei Herrn Luckhart wurden mir einige genußreiche Momente zu Theil, gespendet durch seine vierzehnjährige Tochter, die Chopin's Concertstücke und Thalberg's *Don Juan* mit der Präcision eines Künstlers vortrug.

Nicht nur in Minnesota hat man zuweilen im Oktober Frost, auch hier war es am 19. kalt und in den Bergen fiel zwei Zoll tiefer Schnee.

Von Johnstown setzte ich die interessante Gebirgsreise nach Pittsburg fort. Hier und in Birmingham nahm das Colektiren alle meine Zeit in Anspruch. Anstatt, dem vorgefaßten Plan gemäß, von hier directe nach St. Paul zu reisen, hatte ich mich, der Finanzen wegen, nach einer andern Richtung hin zu bestimmen. Ich ging denn per Eisenbahn nach Wheeling, Va. und von da auf dem Ohio an Bord des Expreßbootes nach Marietta, einem früher noch nie berührten Platze. Düster, doch ruhig, wie meine innere Welt, lagen die schmuckberaubten Hügel von Virginien und Ohio vor den Blicken. Das Publikum an Bord war ein ziemlich rauhes, das am glühenden Ofen, mit orientalem Schweigen, im Kreise saß. Der Capt. Harson und der Clerk Anschütz verdienen ihrer Freundlichkeit wegen, die auf Böten zur Ausnahme gehört, erwähnt zu werden. Es war Nacht, als wir zu Marietta ankamen. Ich ging in das nahe National-Hotel, das mit Oehlspekulanten und sonstigen Leuten so überfüllt war, daß ein Bett, auf dem Porlor-Flur aufgeschlagen, als Gnadenakt betrachtet werden konnte.

Des Morgens siedelte ich nach der „Deutschen Heimath" über. Das Städtchen, das Aelteste im Nordwesten, mit 300 deutschen Familien, ist sehr anmuthig gelegen. In der Nähe sind unerschöpfliche Quellen von Petrolium, ein Oehl, das in neuerer Zeit Kerzen und Camphin aus den meisten Häusern verdrängt hat und das so manchen armen Teufel zum reichen Mann macht.

In Gesellschaft des Hrn. Lorey, vormals an der Zeitschrift: „Locomotive" zu Philadelphia betheiligt, macht ich einen Spaziergang nach einem Indianer-Hügel, (*mound, tumulus*), in der Form jener, wie man sie häufig im Orient trifft und auch jenem ähnlich, den ich auf dem Schlachtfelde von Marathon gesehen. Der von Menschenhänden gebaute Hügel zu Marietta scheint eher zur Vertheidigung gegen feindliche Stämme, als zu einer Grabstätte gedient zu haben. Auf dem Hügel prangen einige hübsche Eichen, so vom Alter des Werkes Zeugen. In der Nähe sind auch noch Spuren von indianischen Schanzgräben. Der Kirchhof in unmittelbarer Nähe des Indianer-Mound enthält die Ueberreste und Denksteine von einigen denkwürdigen Personen. Hier liegt Commodore Abraham Whipple, der im 85sten Lebensalter starb. Jonathan Meigs, General-Postmeister, der im Jahr 1825 mit Tod abging. Unter den Lebenden traf ich einen Zeugen meiner Leiden zu Savannah, Hrn. Schramm. „Süß ist die Erinnerung der Vergangenheit." — Marietta hat ein Collegium, eine deutsche Apotheke, zwei deutsche Aerzte, eine deutsche Schule. Schade, daß diese romantisch-situirte Stadt zwei gefährliche Nachbarn hat, den Ohio und den Muskingum, welche bei hohem Wasser einen großen Theil derselben überschwemmen.

Am 14. kam ich nach Parkersburg, am virginischen Ufer des Ohio gelegen. Vor mehren Jahren fiel mir nahe dieser Stadt eine Uhr, ein Andenken von meinem Vater, nebst goldner Kette in den Strom, wo sie wohl noch begraben liegt. Da nach einem zweistündigen Aufenthalt ein Dämpfer ankam, der den Strom hinab ging, eilte ich, die Liste mit sieben Abonnenten vermehrt — ungern fort, da ich hier recht intelligente Deutsche traf, bei denen ich mit Vergnügen einen Tag verweilt hätte.

Ich fuhr von da 140 Meilen, bei sehr günstigem Wetter, nach Ironton, wo ich im Ironton House, das gut geführt wird, sehr freundliche Aufnahme fand.

Nach zwei Jahren traf ich hier, leider, zwei meiner besten Freunde nicht zu Hause. Die Nacht hindurch auf unserer Fahrt wurden Fässer eingeladen und am Morgen hielt uns der Nebel zurück. Eine langsame und langweilige Reise, um so langweiliger, wenn man nach bald zwei monatlicher Abwesenheit sich nach dem Hafen der Heimath sehnt. Vor meinem Zimmer stand eine Kiste mit der Aufschrift: *Glass with care.* (Glas mit Sorgfalt.) Doch der Todtengeruch, der den Poren der Kiste entwischte, ließ auf den wahren Inhalt, auf eine Leiche, schließen. So schreibt denn der Mensch selbst noch auf Leichen eine Lüge!

Es hat geschellt. Man drängt und postirt sich an die Tafel — Aller Augen sind

nach Oben gerichtet, ob die Damen bereits alle ihre Sitze eingenommen — endlich setzt man sich und füllt die calvanischen Lampen mit allerlei thierischen und vegetabilischen Stoffen. Ueber Quantität hat man auf Reisen in Amerika nicht zu klagen, doch häufig über Qualität.

Vor Cayenne trafen wie ein Dampfboot mit Soldaten gefüllt; sie sind da, um einer bedrohten Razzia der Rebellen zu begegnen. Wie es die Ruinen mehrer Häuser bezeugen, haben diese galanten Herren den Bewohnern von Cayenne schon früher einen Besuch abgestattet. Pomroy passirt, wo der Guerillaführer Morgan gefangen genommen wurde. Wenn er jetzt weder im Himmel, noch in der Hölle ist, so ist er doch, Gott Lob, nicht mehr unter den Lebenden, um sie zu plündern.

Nach Portsmuth, 30 Meilen, fuhr ich an Bord des „Telegraph", eines ausgezeichneten Bootes. In Portsmouth machte ich einen Morgenspaziergang von anderthalb Meilen nach Wälty's Farm und Weinberg. Ein herrliches Thal, das Thal des Scioto!

Nach Cincinnatti ging es an Bord eines sehr guten Bootes. Der Capitain, deutscher Abkunft, heißt Lodwick. Dieses Boot, Bostona, macht regelmäßig drei Fahrten zwischen Cincinnati und Portsmouth.

Am 29. um 2 Uhr des Morgens landeten wir an der Levee von Cincinnati. Wie gerne hätte ich da meine Freunde besucht! Doch da eben des Morgens um 4 Uhr der Zug nach Indianapolis abging, und Eile Noth that, fuhr ich mit dem Morgen-Expreß nach Indianapolis und von da, nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden nach Chicago. Von hier nach *Praire du Chien*; nahm da das Boot nach La Crosse und fuhr, nach kurzem Lawiren, auf dem niedrigen Mississippi nach St. Paul. Auf dieser höchst langweiligen Fahrt, wo man in dieser Saison der Kälte wegen in der Cajüte festsitzen muß, wo auch nicht Ein Mensch an Bord der schwimmenden Nußschaalen war, der mich angezogen hätte, wo dem überfüllten Raume wegen kein Comfort zu finden, auf dieser Fahrt waren es die „Frauen der französischen Revolution" — von Michelet — die mich vor dem Seelenkerker der Langeweile schützten. Mit diesen Frauen gedenke ich auch meine Leser im nächsten Jahrgang der Fackel bekannt zu machen. Eine höchst interessante Lectüre, die auch bei Wiederholung Genuß gewährt. —

November, 1864.

Endlich am 3. November hatten wir die Stadt St. Paul mit ihren Bluffs und pittoresken Scenerien vor uns. Es war ein prachtvoller Morgen. Keine Wolke trübte den Himmel und die Strahlen der Sonne waren so mild, daß man die Cajüte verlassen konnte, um das schöne Bild zu genießen. Ich war sehr heiter gestimmt und sang an einem isolirten Posten mein altes ungarisches Lied, aus dem sich einst ein ganzer Roman entspann: „*Csere bogar, kis madar*" und anstatt Lina rief mir das Echo zu: Sara.

Schon sehe ich das idyllische kleine Haus unter den Eichen — wie werde ich die Kinder antreffen? und, siehe da, alsbald laufen mir die Jungen entgegen, freudig den Vater begrüßend. Auch Samuel traf ich wieder zu Hause, der, nachdem er auf der Farm zur Einsicht gekommen, daß es doch besser sei, in die Schule zu gehen, nun ein fleißiger und braver Schüler geworden. Aber, aber, diese Freude wurde bald verbittert, als ich erfuhr, daß mein Philosoph Hofer, dem ich die Kinder anvertraut hatte, zum Philosauf entartend, die Fackel und mich im Stiche ließ und — Soldat wurde. Anstatt das 4. Heft bald nach meiner Zurückkunft zu erpediren, mußte der Satz mit dem 3. Bogen begonnen werden, so, daß es sechs Wochen erheischt; um das Heft zu vollenden. Solche Unregelmäßigkeit können nur Leser verzeihen, ohne zu kündigen, die, mit der Fackel seit Jahren gleichsam verwachsen, des Facklers Freunde sind. Entschuldigung kann da nicht helfen; doch werde ich durch höchst wahrscheinliche Verlegung des Geschäftes nach einer großen Stadt es dahin zu bringen suchen, daß ich nicht wieder durch Setzer düpirt, oder betrogen in eine so höchst unangenehme Lage versetzt werde, und ein ähnlicher Fall der Verspätung nicht wieder eintreten möge. „Ihr könnt mich beugen — brechen kann mich blos der Tod!"

Von einer Seite gedrückt, erhebt das Schicksal gewöhnlich seine Günstlinge von der andern Seite wieder. Leiden, Unterdrückung und Feindesstücke machen den Starken nur noch stärker in der Schule des Lebens, indeß der Schwächling unrettbar untergeht. Sorgen und Aerger über dieses heilbare, momentane Misere wurden durch die Freude über Briefe aus Ungarn von meinem Neffen, C. v. Küttel u seiner Schwester Emilie von Mesko, zu Temesvar, balancirt und zu dieser Freude gesellte sich noch der Empfang eines ungarischen Werkes, durch den Verfasser, *Dr.* Römer, Professor am Hochgymnasium zu Raab, der sich meiner seit dem Jahr 1826 erinnert und nun schreibt, daß er damals mir auf meiner Reise, bei dem Besuch des großen Benediktiner-Klosters, Mons Pannoniae, wo er Clerleus war, als Führer assistirt habe. Solche Erinnerung, solche Auszeichnung. von Seiten eines Priesters ist, gewiß, des öffentlichen Dankes werth.

Um meinen Lesern zu zeigen, was man in Ungarn gegenwärtig von Amerika hält, will ich meinen Neffen sprechen lassen, der ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist und in seinem Schreiben folgendermaßen sich äußert:

„Glauben ist nicht wissen. Wer blos glaubt, irrt sich im Laufe der Zeit fortwährend und muß sich corrigiren.— Mich

interessirt eigentlich gar nicht was die Menschen allenthalben Alles glauben — ob Cesarenthum, constitutionelle Gaukeleien, oder *respublica*, überall finden sich *dresseurs* und *dresees**); daher gar nicht der Mühe werth, eine Aenderung anzustreben, da nichts Besseres nachzukommen pflegt, und gemeiniglich dies Dasjenige für besser geglaubt wird, was man eben nicht hat, und was andere haben; dabei aber das eigene Ich in den Vordergrund drängt. Die Welt ist lediglich ein Theater und wo man eben ist, dort hat man den Anblick des Stückes, welches zur Aufführung gelangt und sich von Scene zu Scene abwickelt *durante curriculo vitae***) Die Reisen haben auch nur das Interessante, sich auch einmal ein anderes Welttheaterstück anzusehen und je mehr die Eisenbahnen sich vermehren und ihre Netze vergrößern, desto kurzweiliger wird es werden hienieden. Vorigen Sommer (1863) sah ich mir mit meinem Weibe Beatrix ein so ein anderes Theaterstück — in Venedig an, badeten im Meere am Lido, um den Unterschied vom Ungarischen, Deutschen und Italienischen zu sehen. Wir sahen, hörten und das Ding gefiel, so daß wir nun neugierig sind, wie das Welttheater wohl zu Paris, London aussehen mag und vielleicht kommts noch dazu — sammt Constantinopel und Cairo. Bis nach America, den neuesten Meistern der Massenschlachten, den Niggerverabscheuern und Rothhäuteausrottern und *soi disant* Freiheits-Enthusiasten *par excellence* — den Restaurateuren *alla grosso*, gegen welche die ungarischen Komitats-Restaurationen wahre Lappalien sind — möchte ich mich nicht wagen; denn ich halte mit Christus: liebe deine Nächsten wie dich selbst, nicht nur mit der Zunge, sondern in Wahrheit.—Lieber studire ich die Mappen und Aufsätze von *Dr.* A. Petermann's geographischen Mittheilungen über die Reisen durch die Gebiete der Bieber-Colonien, Strauße und Kängurubs, Crocotille und Gorillas, *Dr.* Kane's Reise zum Nordpol u. dgl.

Ad vocem nigger — fällt mir ein, daß ich vor der hiesigen Sündfluth (1848) als *Temeser Comitat Vicefiscal* einen Neger von der Küste Guinea *ex offo* zu vertheidigen hatte, der in eines hiesigen Gutsbesitzers Hause (Manassy's) zur *parade* und *par noblesse* Bedientendienste leistete und von seinem weißen Diensteollegen öfters zum Stichblatte dienend, einmal dem Kutscher ein Küchenmesser nachwarf und seatig tödtete. — Mir glückte es, den armen Africaner mit seinem heißen Blute, der sich auswies, durch Betretung Gibraltars seine Freiheit erlangt zu haben — von der Todesstrafe zu retten; indeß ward er unter die Comitatssträflinge gesteckt, verfiel dem Banaler Fieber, sah dabei beinahe weiß aus und — starb am Fieber — vielleicht im Glauben an die Ungerechtigkeit seiner Mitmenschen, oder an der Sehnsucht nach Freiheit, wie er sie verstand."

Ja, lieber Carl, die Welt ist ein Theater, auf welchem sich weit mehr Dilettanten, Pfuscher und Coulissenreißer bewegen als Künstler. Um alle diese Dummheiten und Erbärmlichkeiten mit deinem Auge zu betrachten, muß man sich eine tüchtige Portion Philosophie erworben haben und Egoist sein. Gäbe es keine Enthusiasten, die da glauben, die Welt reformiren zu können, deren Anbition oder Menschenliebe sie bewegt, gegen ihren Vortheil, Vorurtheile zu bekämpfen, so wäre das Welttheater ein noch viel erbärmlicheres: freilich, eine saure Arbeit, aus gläubigen Ignornanten vernünftige Menschen zu machen, welche endlich den Enthusiasten etwas nüchtern macht; der jedoch darum nie den Glauben, ja die Gewißheit des Fortschrittes verliert. Deinem Urtheil über Amerika stimme ich vollkommen bei und kannst Du mir eine Brücke bauen über den Ocean, welche mich zu Euch bringt, so will ich Dir als Lohn das Leben und Streben Deines Onkels in Amerika: „Ahesverus, der Fackler, niederschreiben; zum Nutzen und Vergnügen von zwei Welttheilen."

Von Innen und von Außen heftig angeregt, halte für mich am 12. November selbst die Wahl keinen Reiz. Ich stumpte nicht; ich stimmte nicht und Lincoln wurde, wie es mit höchster Wahrscheinlichkeit vorauszusehen war, dennoch auch ohne mich wieder erwählt und zwar mit einer eclatanten Mehrheit. Das Gold ist noch immer im Schwanken; doch das Kupfer ist unter Null herabgesunken und das Vernünftige, was jetzt gethan werden sollte, ist: „die Aussöhnung der radikalen Demokraten und der Kriegs-Demokraten mit den Republikanern, um mit vereinter Kraft die Rebellion zu unterdrücken und mit Beseitigung der Ursache derselben der schwer geprüften und schwer gezüchtigten Repubik den ersehnten Frieden wieder zu geben. *Fiat!* Es geschehe!

*) Ich heiße sie Humbugger und Behumbugte. L.

**) Während der Lebenszeit.

Die Zerstörung der Bastille durch eine Frau.

Von Jules Michelet.

Das erste Auftreten der Frauen in der Laufbahn des Heldenmuths (außerhalb des Bereiches der Familie) geschah, wie sich erwarten ließ, aus einem Antriebe von Mitleid.

So war es zu allen Zeiten. Das aber, was ausschließlich und eigentlich dem großen Jahrhundert der Menschlichkeit angehört, das, was in dieser Zeit der Opferfreudigkeit sich als neu und ursprünglich fundgab, war die erstaunenswerthe Ausdauer in einem beispiellos schwierigen gefahrvollen und hinsichtlich des Gelingens, unwahrscheinlichen Unternehmen, eine unerschrockene Humanität, die, jeder Gefahr trotzend, jedes Hinderniß besiegte und selbst die Zeit bezähmte.

Und das Alles für ein Wesen, das zu andern Zeiten vielleicht Keinen interessirt

hätte, für ein Wesen, das nichts für sich hatte, als: Mensch und — unglücklich zu sein!

Es giebt keine Legende, die ergreifender ist als jene des gefangenen Latude*); keine, die erhabener wäre, als die seiner Befreierin, Madame Legros.

Wir wollen weder die Geschichte der Bastille, noch jene des unglücklichen Latude erzählen. Es genüge zu sagen, daß, während alle Gefängnisse minder hart wurden, Latude's Kerker grausamer und unmenschlicher geworden war. Jedes Jahr verschärfte dessen traurige Zelle: man verstopfte die Fenster; man fügte Eisengitter hinzu.

Es fand sich, daß die alte, morsche, schwachköpfige Tyrannei in diesem Masers de Latude einen Menschen eingekerkert hatte, der mehr als jeder Andere geeignet war, dieselbe anzuklagen, ein eifriger und fürchterlicher Mann, den nichts zu bezähmen vermochte, dessen Stentorstimme die Mauern seines Kerkers erschütterte, dessen Geist und Kühnheit unbesiegbar waren. Ein Körper von unverwüstlichem Eisen, der allen Gefängnissen, der Bastille, Vincennes und Charenton, endlich sogar dem Schrecken der Mauern von Bicetre unbeugsam Trotz zu bieten schien.

Das aber, was dessen Anklage niederschlagend und gehässig macht, ist der Umstand, daß dieser Mann, zweimal seinem Kerker entwischt, sich beide Male wieder selbst gestellt hat. Das eine Mal hatte er aus seinem Schlupfwinkel an Frau von Pompadour geschrieben, die ihn gleich darauf einfangen ließ. Das zweite Mal geht er nach Versailles, will den König sprechen, erreicht dessen Vorzimmer und des Königs Maitresse läßt ihn dort zum zweiten Male festnehmen. Also selbst ein königliches Gemach ist kein geheiligter Ort, keine Zufluchtsstätte, kein Asyl?

Unglücklicherweise sind wir verpflichtet zu sagen, daß jene verweichlichte, schwache, hinfällige Gesellschaft reich an Philanthropen aller Stände, Ministern, Magistratspersonen und großen Herren war, die alle insgesammt den armen Teufel aufrichtig beklagen; keiner aber von Allen hatte den Muth, sich seiner anzunehmen. Malesherbes weinte, und Rohan vergoß heiße Thränen. Das aber war denn auch Alles!

Der arme Latude verschmachtete auf seinem unterirdischen Misthaufen im Bicetre, buchstäblich gefressen von Flöhen und bisweilen heulend von Hunger und Durst. Noch einmal hatte er versucht, durch einen betrunkenen Schließer eine Bittschrift zu richten, an, ich weiß nicht mehr, welchen hochgestellten Menschenfreund. Dieser verliert sie glücklicherweise . . . eine Frau ist's, die sie findet. Diese liest sie, sie schaudert, aber sie weint nicht, diese Frau da! Aber sie beschließt, sofort zu handeln.

Madame Legros — so hieß die Finderin der Bittschrift — war eine arme kleine Krämerin, die, vom Schweiße ihrer Arbeit lebend, flickend in ihrer Bude saß, während ihr Mann, Stundenmarken nachlaufend, Unterricht im Lateinischen gab. Aber diese kleine Krämerin hatte Muth, mehr Muth als der Herr von Malesherbes-Lamoignon und Rohan, die ihre Thränenschleußen unnütz in Bewegung gesetzt. Madame Legros hatte keine Furcht, sich einzumischen in die Fäden dieser grauenerregenden Geschichte. Sie begriff mit ihrem gesunden Menschenverstande das, was die Andern nicht begriffen hatten oder vielleicht nicht begreifen wollten, daß der Unglückliche, der um Hilfe schrie, kein Narr, sondern das Opfer einer abscheulichen Rache der Regierung sei, die sich gezwungen sah, die Ruchlosigkeit ihrer alten Fehler vor den Augen der Welt zu verbergen. Sie sah dies, aber ließ sich dadurch weder entmuthigen noch abschrecken. Nie war ein Heroismus uneigennütziger oder vollständiger! Sie besaß die Kühnheit zu unternehmen, die Kraft der Ausdauer, die Halsstarrigkeit der Aufopferung jeden Tages und jeder Stunde, den Muth, die Tollkühnheit, alle Drohungen zu verachten, den Scharfsinn und jede schlaue List, um alle Verläumdungen des tyrannischen Gouvernements zu hintertreiben.

Drei Jahre ohne Unterlaß verfolgte sie ihr Ziel mit unerhörter Hartnäckigkeit, mit der unermüdlichen Gierigkeit des Jägers oder Spielers, mit einer Energie, die Andere sonst nur in Erreichung und Befriedigung böser Leidenschaften zu entwickeln pflegen.

Alle Unglücksfälle, die unterwegs ihr begegnen, sind nicht im Stande, sie von ihrem Ziele zu entfernen. Ihr Vater stirbt, ihre Mutter stirbt. Sie verliert ihren kleinen Handel; sie wird von ihren Verwandten getadelt und auf gemeine Weise beargwohnt. Man fragt sie, ob sie die Maitresse jenes abenteuerlichen Gefangenen sei, für den sie sich so auffallend lebhaft interessire. Die Maitresse eines Schattenbildes, eines von Krätze und Ungeziefer zerfressenen Leichnams!

Die Versuchung der Versuchungen, der Gipfel, die Spitze der Kreuzesstätte, sind die Klagen, die ungerechten Vorwürfe, die Zeichen des Mißtrauens von Seiten Desjenigen, für dessen Rettung sie sich aufopfert!

Erhabenes Schauspiel, ein armes, schlechtgekleidetes Weib zu sehen, das von Thür zu Thüre geht und dem Domestikenvolke den Hof macht, um sich dafür die Erlaubniß zu erbetteln, in die Hotels der Großen eindringen und dort für ihre Sa-

*) Henri Masers de Latude, deutschen Lesern weniger bekannt, wurde auf Befehl der Marquise von Pompadour (der er, um mit ihr in Verbindung zu kommen, eine Verschwörung vorgelogen hatte, die gegen sie angezettelt sei) in die Bastille gesteckt und von dort nach Vincennes abgeführt. Nach 39jähriger Gefangenschaft schrieb er die Geschichte seiner Leiden u. starb im Jahre 1805.

che plaidiren und den Schutz dieser sogenannten Großen anflehen zu dürfen.

Die Polizei schaudert und ist empört. Madame Legros läuft Gefahr, von Augenblick zu Augenblick aufgegriffen, eingekerkert zu werden und zu verschwinden für immer. Das sagt ihr täglich alle Welt. Doch was liegt daran? Endlich läßt der Polizei-Lieutenant sie rufen. Er droht... sie aber blieb standhaft, fest, unbeweglich. Sie ist's, die ihn zittern macht!

Glücklicherweise weiß sie sich den Schutz der Madame Duchesne, der Kammerfrau der Prinzessinnen, zu verschaffen. Sie geht nach Versailles ... zu Fuß ... im strengsten Winter ... im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft. Ihre Beschützerin ist abwesend ... sie läuft ihr nach, verstaucht sich den Fuß, setzt aber dessenungeachtet ihren Weg fort. Und endlich findet sie Madame Duchesne. Auch Madame Duchesne weint und weint sehr viel. Aber ach! was kann sie thun? Eine Kammerfrau gegen zwei oder drei Minister! Sie hält die Bittschrift in der Hand. Ein Abbé vom Hofe, Zeuge dieser Scene, entreißt sie ihr mit den Worten: Was kümmert Sie dieser elende Narr? Hüten Sie sich, sich in Dinge zu mischen, die Sie nichts angehen.

Und ein ähnliches Wort genügt, um selbst das Mitleid der Königin, der man davon erzählt, mit Einem Male abzukühlen und erstarren zu machen. Sie hatte eine Thräne im Auge. Die Höflinge sahen diese Thräne. Sie scherzten und ... Alles war vergessen.

Zu jener Zeit gab es in ganz Frankreich keinen bessern Menschen, als der König. Man beschloß, sich an ihn zu wenden. Der Cardinal von Rohan (ein Straßenjunge, aber — Alles in Allem! — mildthätig*) sprach dreimal mit Ludwig *XVI.* Aber dreimal erhielt er abschlägliche Antwort.

*) *Un polisson, mais, après tout, charitable,* so lautet das Original!

Der König war zu gut, um nicht Alles zu glauben, was Herr v. Sartines ihn glauben zu machen für gut und rathsam hielt. Sartines war zwar nicht mehr Polizei-Lieutenant; doch war dies kein Grund, ihn den Feinden gegenüber, die ihn gestürzt hatten, durch Mißtrauen noch tiefer zu kränken. Ueberdem — Sartines ganz bei Seite! — muß erwähnt werden, daß Ludwig *XVI.*, trotz all' seiner Herzensgüte, eine gewisse, wir möchten sagen, ihm angeborene Vorliebe für die Bastille besaß. Er wollte ihr nicht Unrecht thun. Es lag ihm an ihrem Rufe.

Dessenungeachtet war der König sehr menschlich. Er hatte die unterirdischen Kerker im Chatelet, das Gefängniß zu Vincennes abgeschafft und dafür die Force creirt, ein Gefängniß für die Schuldgefangenen, um diese von den Spitzbuben zu trennen.

Aber die Bastille, die Bastille! Das war ein alter, im Dienste seiner erlauchten, von Gott gesalbten Vorfahren ergrauter, treu bewährter Diener, der nicht dulden wollte, daß irgend Jemand der alten Monarchie ein Haar an ihrem Zopfe krümme. Die Bastille war ein Mysterium des Schreckens, oder, wie Tacitus gesagt, ein *instrumentum regni**).

Als sein Bruder, der Graf von Artois und die Königin, ihm eines Abends Beaumarchais' Figaro vorlasen, um ihn zu bewegen, die Aufführung dieses Lustspiels zu gestatten, warf er statt aller Antwort blos die Bemerkung hin:

— Sonach müßte man also auch die Bastille abschaffen?

Als im Juli 1789 in Paris die Revolution ausbrach, schien es, als ob der König ziemlich unbesorgt, selber daran Theil nehmen wolle. Erst als man ihm sagte, daß der Pariser Gemeinderath die Niederreißung der Bastille beschlossen habe, traf ihn dieser Befehl wie ein Donnerschlag.

— Ah, ah! rief er aus. Das ist denn doch zu stark!

Alles, was seine treue Bastille compromittirte, war ihm unangenehm. Und so geschah es, daß die Bittschrift, welche der mildthätige Polisson ihm im Namen Latude's überreicht hatte, zurückgewiesen ward.

Jetzt aber bestürmten ihn hochgestellte Frauen.

Er las und prüfte aufs Sorgfältigste alle auf diese Angelegenheit bezüglichen Papiere; aber er hatte deren keine andern, als jene, welche ihm von seiner Polizei, von denjenigen Leuten vorgelegt worden waren, die ein Interesse dabei hatten, das Opfer ihrer himmelschreienden Ungerechtigkeit bis zu seinem Tode in festem Verwahrsam zu halten. Endlich erklärte er bestimmt: Latude sei dergestalt gefährlich, daß er sich nicht entschließen konnte, ihm jemals die Freiheit wiederzugeben.

Jemais! Jeder Andere wäre dabei stehen geblieben. Madame Legros aber beharrte bei ihrem Vorsatze.

Eh bien, sagte sie! Das, was mir nicht möglich geworden ist mit Hülfe des Königs, wird mir vielleicht ohne dessen Hilfe gelingen. —

Sie wird von den ewig unzufriedenen, ewig schmollenden Condés empfangen, empfangen von dem jungen Herzog von Orleans, von dessen gefühlvoller Gemahlin, der Tochter des guten Penthièvre; empfangen von einigen Philosophen und Menschenfreunden, vom Herrn Marquis de Condorcet, dem beständigen Secretär der Akademie der Wissenschaften,

*) Herr v. Sartines pflegte sie „*ultima regis ratio*" zu nennen. Ein spottsüchtiger Septembriseur hatte sie „*ultimi regis ratio*" umgetauft.

von Dupaty, von Villette, dem Quasi-Eidame Voltaire's u. s. w.

Die öffentliche Meinung beginnt zu murren. Die Fluth der Erbitterung ist im Steigen. Necker hatte Herrn v. Sortines fortgejagt. Gleich darauf folgte diesem sein Freund und Nachfolger Lenoir. Bald wird sich die Ausdauer belohnt sehen. Latude beharrt zu leben und Madame Legros beharrt darauf, ihn zu befreien.

1783 gelangt Breteail, der Mann der Königin, der sie um jeden Preis volksthümlich machen will, ans Staatsruder. Er erlaubt der Akademie, den Tugendpreis der Madame Legros zuzuerkennen, sie damit zu krönen, aber mit der sonderbaren Bedingung, daß der Grund dieser Krönung, das Motiv des zuerkannten Preises, nicht erwähnt werden dürfte.

Ein Jahr später entreißt man Ludwig *XVI.* die Befreiung Latude's. Und einige Wochen später erscheint der sonderbare, bizarre Befehl, der dem Intendanten befiehlt, Keinen mehr, auf Ansuchen seiner Familie, einzukerkern, sobald nicht hinreichend motivirter Grund dazu vorhanden sei u. s. w.

Auf diese Weise entschleierte man die ganze Tiefe des widernatürlichen Abgrundes gesetzloser Willkühr, in welchen Frankreich immer mehr und mehr hineingerathen war. Zwar wußte es schon genug davon; die Regierung aber gestand noch mehr!

Madame Legros erlebte nicht die Zerstörung der Bastille. Sie starb kurze Zeit vorher. Aber nichts desto weniger ist sie es, welcher der Ruhm gebührt, sie zerstört zu haben. Sie war es gewesen, welche die Einbildungskraft des Volkes mit Schreck und Haß gegen das Gefängniß der Willkührherrschaft, gegen den Kerker des *„bon plaisir"*, gegen die Bastille, in welcher so viele Märtyrer des Glaubens und Gedankens gefangen saßen, erfüllt hatte. Die schwache Hand einer armen, alleinstehenden Frau zerbrach in Wahrheit den stolzen Zwinger jahrhundertlanger Tyrannei.

Georg Büchner's Biographie.

Georg Büchner wurde am 17. Oktober 1813, am Schlachttage ohnweit Darmstadt, wo sein Vater Arzt war, als erstes Kind der Familie geboren. Der Vater wurde bald in eine höhere Stellung nach Darmstadt berufen, und Büchner erhielt auf dem dortigen Gymnasium seine Schulbildung. Ein frühreifer Geist ließ ihn hier bereits unter den Besten erscheinen, und als er im Herbste des Jahres 1831, in einem Alter von 18 Jahren, das Gymnasium verließ, hielt er auf dem in Darmstadt üblichen Redeactus eine Rede, welche die Vertheidigung des Selbstmords Cato's zum Gegenstande hatte. In einer körnigen Sprache abgefaßt, ist sie ein Beweis für seine damals schon von politischem Enthusiasmus beseelte Geistesrichtung und befindet sich unter einer Reihe von Jugendarbeiten, die noch vorliegen und meist lyrischen Inhalts sind. In späterem Alter machte er niemals mehr Gedichte.

Der Wunsch des Vaters und eigne Neigung bestimmen ihn für das Studium der Medicin und der damit verwandten Naturwissenschaften. Als Studienort wurde, ebenfalls auf den Wunsch des Vaters und als Ausnahme von der Regel, Straßburg gewählt, wohin sich Büchner im Herbst 1831 begab. Mit der französischen Sprache genau vertraut, besuchte er die in dieser Sprache vorgetragenen Vorlesungen über Chemie, Physik, Zoologie, Anatomie, Physiologie, *materia medica* u. s. w. — Zugleich trieb er mit Vorliebe neuere Sprachstudien, namentlich Italienisch.— An die Familie des Straßburger Pfarrers Jägle, bei dem er Wohnung und Kost hatte, wurde er sehr bald durch seine Liebe zu dessen einziger Tochter Minna aufs Engste gefesselt. Theils dieß, theils das rege Treiben der großen, lebendigen Stadt, verbunden mit häufigen Besuchen des „Münster," theils die sehr freundliche Aufnahme bei mehreren Straßburger Verwandten, ließen ihm seinen Aufenthalt in Straßburg sehr angenehm erscheinen, und seine Briefe aus jener Zeit bekunden die heiterste Stimmung. Zugleich spiegelt sich in denselben häufig das Bild der damals in Folge der Julirevolution noch tief aufgeregten Zeit; der abgedruckte Briefauszug vom Oktober 1831 beschreibt den Empfang des aus dem polnischen Befreiungskampfe zurückkehrenden Generals Romarino in Straßburg, desselben, der im vorigen Jahre in Piemont durch kriegsrechtlichen Spruch den Tod erlitt; häufig auch erwähnen die Briefe des Besuchs europäischer Flüchtlinge.

Sein Glück zu Hause und eine gewisse Scheu vor geräuschvollen Vergnügungen ließen Büchner nur selten Gesellschaften, Bälle und dergleichen besuchen; dagegen machte er, den eine innige Liebe zur Natur beseelte, häufige Fußreisen in die naheliegenden Gebirge: Schwarzwald, Vogesen und weiter bis zum Jura. Der Briefauszug, vom 8. Juli 1833 beschreibt eine solche Tour.

Unter seinen Straßburger Freunden nennen wir Lauth, den berühmten Professor der Anatomie, sowie Professor Reuß, den bekannten Orientalisten; mit ersterem machten ihn seine Studien, mit letzterem verwandtschaftliche Verhältnisse bekannt. —

Nach einem kurzen Ferienaufenthalt in Darmstadt im Herbst 1832 kehrte Büchner nach Straßburg zurück, um seine früheren Studien mit Eifer fortzusetzen. Bei einem Besuche des Münster, dessen Bauart einen Gegenstand seiner Lieblingsstudien bildete, und das

er immer bis in die höchste Spitze, die sogenannte Kuppel, zu erklimmen pflegte, wäre er, indem er sich rasch nach einem ihm entfallenen Fernglase bückte, beinahe ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden. — Daß Büchner, wie mehrfach erzählt wurde, damals schon handelnd in der Politik aufgetreten und namentlich dem Frankfurter Attentat (April 1833) nicht fremd gewesen sei, ist durchaus falsch; er erfuhr den Vorfall erst durch Briefe von Hause, und spricht sich in dem mitgetheilten Briefauszuge vom 5. April 1833 darüber aus. — Er schreibt ferner einmal: „Wegen mir könnt Ihr ganz ruhig sein; ich werde nicht nach Freiburg gehen, und eben so wenig wie im vorigen Jahre an einer Versammlung Theil nehmen." Und ein andermal, indem er auf seinen bevorstehenden Gießener Aufenthalt hindeutet, und im Anschluß an das Brieffragment vom Juni 1833: „Ihr könnt voraussehen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht einlassen werde."

Diese Voraussicht betrog ihn. Die Gesetze seiner Heimath riefen ihn, nach einem zweijährigen Aufenthalte in Straßburg, nach der Landesuniversität Gießen, wo er seine medicinischen Studien fortsetzte. — Gießen war damals der Mittelpunkt eines Theils der geheimen revolutionären Bestrebungen in den süddeutschen Staaten, die sich nach dem Mißlingen des Frankfurter Attentats mehr ein Wirken zur politischen Aufklärung und Aufregung der unteren Volksklassen zum Ziele gesetzt hatten. Die leitende Triebfeder in Oberhessen war der drei Stunden von Gießen entfernt wohnende, bekannte Pfarrer Weidig in Butzbach, ein Mann von eben so viel politischem Wissen, als energischer Thatkraft.

Um Büchner in dieses Treiben, das er übersah und als unter den damaligen Verhältnissen bedeutungslos und ohne Nachhalt bereits früher erkannt hatte, hineinzuziehen, bedurfte es eigenthümlicher Anregungen. Die ihm beinahe unerträglich scheinende Trennung von seiner Braut erzeugte in ihm während der ganzen Dauer seines Gießener Aufenthaltes eine trübe und zerrissene Gemüthsstimmung, die sich in seinen Briefen häufig ausspricht und den sonst lebensfrohen jungen Mann sagen läßt: „Ich habe Anlagen zur Schwermuth." Dazu das unfreundliche Gießen, das er stets mit Straßburg verglich und nicht genug tadeln konnte! Diese Stimmung wurde genährt durch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen. Je mehr sich Büchner's Studium dem eigentlich praktischen Felde der Medicin näherte, desto mehr fand sich sein mehr zur Speculation, als zur Beobachtung neigender Geist davon zurückgestoßen. Er spöttelte und wand sich zum Studium der Grundlagen des menschlichen Wissens, zur Geschichte und zur Philosophie, um die Lösung derjenigen Räthsel zu finden, welche in einem Alter von zwanzig Jahren jeden strebenden Geist beschäftigen und bei den am Tiefsten Eindringenden auch den nachhaltigsten Seelenschmerz zu erzeugen im Stande sind. Das Studium der neueren Geschichte ließ ihn die Schmach des Vaterlandes tief empfinden; dazu seine glühende Liebe zur Freiheit, — sein Ekel vor der Verderbtheit der herrschenden Kaste, — die durch die Auflösung des hessischen Landtags von 1833 noch gesteigerte Aufregung um ihn her — und man wird sein nunmehriges Auftreten erklärlich finden. Seine Aeußerung: „die Leute gehen in's Feuer, wenn's von einer brennenden Punschbowle kommt." (Brief vom 1. November 1833) beweist, wie wenig Vertrauen er in die Kraft der Bewegung setzte, — aber er stürzte sich in die Politik, wie in einen Ausweg aus geistigen Nöthen und Schmerzen. Wir bemerken nebenbei, daß die damalige hessische Kammer-Opposition Büchner's Beifall nicht besaß und oft der Gegenstand seiner Spöttereien wurde. Namentlich äußerte er oft seinen besonderen Widerwillen gegen deren damaligen Führer, Heinrich v. Gagern.

So wurde die erste Hälfte des Jahres 1834 zu einem der bedeutungsvollsten Zeitabschnitte in Büchner's Leben. Es war zu derselben Zeit, wo ein neues, geistiges Leben das gebildete Deutschland zu durchzucken begann; wo Wienbarg das „Junge Deutschland" stiftete (zu dem Büchner später in nähere Beziehung gebracht wurde), und wo durch eine Revolution der Geister eine neue Ordnung in die politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse von Europa gebracht werden sollte. Während man in Deutschland die Emancipation des Fleisches predigte, versuchten die praktischeren Republikaner Frankreichs einen Aufstand in Paris (13. April 1834), der blutig niedergeschlagen wurde. Diese Dinge konnten nicht ohne die stärkste Rückwirkung auf die Geister, und namentlich auf die studirende Jugend Deutschlands bleiben, um so mehr, als man damals noch gewohnt war, die Universitäten als den Angelpunkt anzusehen, um den sich das geistige Leben der Nation drehen sollte: und da nun alle Wege zu einer öffentlichen Discussion und Behandlung des politischen und socialen Fortschritts verschlossen waren, so ergoß sich die Bewegung in die unterirdischen Gänge. Ich übergehe die Geschichte der geheimen politischen Bewegungen, die diesem Jahre vorausgegangen sind, die in Folge der Bundestagsbeschlüsse des Jahres 1832 ihren ersten Anfang genommen hatten, ihre Entstehung theilweise dem Feste auf der Frankfurter Mainlust (Herbst 1832) verdankten, sich von da bis zum Frankfurter Attentat fortzogen und theilweise in den Mitte 1833 begonnenen Untersuchungen in Hessen ihre Auflösung fanden. Im Jahre 1834 hatte man auch die in Folge der Frankfurter Vorfälle Verhafteten wieder freigegeben, und dieselben nahmen sogleich den lebhaftesten Antheil an den nun folgenden Bestrebungen.

Wie oben bereits angedeutet, wollte man jetzt auf die Masse der Bevölkerung wirken, u. suchte diesen Zweck durch Flugschriften zu erreichen. Weidig stand in Oberhessen an der Spitze und betrieb seine Agitationen in Verbindung mit dem in Frankfurt a. M. existirenden „Männerbund," der nach „Nöllner" mit der Schweiz und Frankreich communicirte und ebenfalls revolutionäre Schriften verbreitete. Beide Hessen, Würtemberg und Baden waren unter den süddeutschen Staaten am stärksten betheiligt.

In Gießen sah das Jahr 1834 zwei geheime Gesellschaften entstehen, eine Burschenschaft und eine andere rein politische, an der Studenten und Bürger Theil nahmen, und die sich namentlich das Verbreiten von Flugschriften zum Zwecke gesetzt hatte. Diese Verbindung wurde hauptsächlich durch Büchner gestiftet und erhielt von ihm den Namen „Gesellschaft der Menschenrechte." Unter ihren Haupttheilnehmern nennen wir: Klemm, Minnigerode, A. Becker, Trapp, Schütz und Andere.

„Nöllner" (Aktenmäßige Darlegung des Prozesses gegen rc. Weidig rc., Darmstadt, 1844) erzählt über die Entstehung jener Gesellschaft: „Die Ansichten und Grundsätze, welche Büchner während eines zweijährigen Aufenthaltes zu Straßburg angenommen zu haben scheint, erfreuten sich des Beifalls der Anderen und veranlaßten deren Zusammentreten in jene Verbindung, welche sich zum Zwecke setzte, Flugschriften zu verbreiten u. Gleichgesinnte an andern Orten zu ähnlichen Vereinen zu bestimmen. Die Mitglieder hatten bei Einzelnen von ihnen Zusammenkünfte, in welchen über den politischen Zustand Deutschlands, über die Mittel zu dessen Veränderung, über den nächsten Zweck einer Revolution, sodann im Speziellen über die eigne Thätigkeit und über die Ausdehnung der Gesellschaft gesprochen wurde, welche eine Zeitlang auch den ihr von Büchner beigelegten Namen „Gesellschaft der Menschenrecht" führte, so wie sich Schütz auch mit dem Entwurf einer Constitution für sie beschäftigt haben soll." — Die Idee, die Gesellschaft abweichend von den andern, eine Gesellschaft der Menschenrechte zu nennen, mag Büchner aus dem damals schon sehr eifrig von ihm betriebenen Studium der französischen Revolution geschöpft haben. Aus dieser Gesellschaft und aus der Feder Büchner's ging die schärfste der damals erschienenen Flugschriften, der „......'sche Landbote" hervor, auf die wir zurückkommen werden, und die verbreitet wurde, nachdem Weidig bereits früher fünf Nummern des „Leuchters und Beleuchters für Hessen" in die Welt gesandt hatte.

Unterbrochen wurde diese revolutionäre Thätigkeit Büchner's durch eine plötzliche und heimliche Reise desselben nach Straßburg am Ende des Monats März, wohin ihn Sehnsucht und Angst um seine plötzlich erkrankte Braut getrieben hatten. Von Straßburg schrieb er an seine Eltern und entdeckte ihnen das bisher verheimlichte Verhältniß, wobei er seine Gemüthsstimmung in Gießen so beschreibt: „Ich war im Aeußern ruhig, doch war ich in tiefe Schwermuth verfallen; dabei engten mich die politischen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen. Ich komme nach Gießen in die niedrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machen mich krank." — Die Einwilligung der beiderseitigen Eltern in die Verbindung erfolgte, und Büchner kehrte ins elterliche Haus nach Darmstadt zurück, um die Osterferien da zuzubringen. Diese Ferienzeit benutzte er, um in Darmstadt eine Zweiggesellschaft der „Gesellschaft der Menschenrechte" zu gründen. Sie bestand meist aus jungen Bürgerssöhnen und erhielt später durch Büchner ihre Instruktionen von Gießen, ohne die höheren Leiter der geheimen Gesellschaften zu kennen.

Nach Gießen zurückgekehrt ging Büchner auf dem betretenen Wege weiter, und namentlich waren es jetzt der Dank und die Verbreitung der oben genannten Flugschrift, die ihn beschäftigten. Zu gleicher Zeit bemühte sich Weidig, indem er Verbindungen zwischen den damals noch vereinzelten Bestrebungen herstellte, der Bewegung mehr Einheit und Kraft zu geben. Büchner's Schrift wurde ihm in Manuscript durch Becker gebracht; er billigte sie in ihren Haupttheilen, änderte Einiges daran, setzte Anderes hinzu, gab ihr den Namen: „.....'scher Landbote," und beschloß den Druck derselben; worauf im Anfange des Monats Juni 1834 Büchner mit Schütz nach Offenbach reiste, um dieselbe der geheimen Presse zu übergeben. Büchner war über die Veränderungen, die Weidig vorgenommen hatte, sehr aufgebracht, wollte die Schrift nicht mehr als die seinige anerkennen und sagte, daß Weidig ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt, durchgestrichen habe. Ueberhaupt vertrug er sich mit Weidig schlecht; einer seiner Freunde und Mitschuldigen sagte vor dem Untersuchungsrichter über dieses Verhältniß aus (Nöllner rc.):

„Weidig war in Allem der Gegensatz zu Büchner; er (Weidig) hatte den Grundsatz, daß man auch den kleinsten revolutionären Funken sammeln müsse, wenn es dereinst brennen solle; er war unter den Republikanern republikanisch und unter den Constitutionellen constitutionell. — Büchner war sehr unzufrieden mit dieser Bemerkung Weidig's und sagte, es sei keine Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen habe. Indessen konnte Weidig der Flugschrift seinen Beifall nicht versagen und meinte, sie müsse vortreffliche Dienste thun, wenn sie verändert werde. Dies zu thun, behielt er sie zurück und gab ihr die Gestalt, in der sie im Druck erschienen ist. Sie unterscheidet sich von dem Original namentlich dadurch, daß an die Stelle der Reichen die Vor

nehmen gesetzt sind, und daß das, was gegen die sogenannte liberale Partei gesagt war, weggelassen worden ist. Das ursprüngliche Manuscript hätte man eher als eine Predigt gegen den Mammon betrachten können, nicht so das letzte. Die biblischen Stellen, sowie überhaupt der Schluß sind von Weidig."

Und an einer andern Stelle:

„Ich erinnere mich, daß Büchner einst Streit mit Weidig über Wahlcensus hatte. Büchner meinte, in einer gerechten Republik, wie in den meisten nordamerikanischen Staaten, müsse Jeder ohne Rücksicht auf Vermögens-Verhältnisse eine Stimme haben und behauptete, daß Weidig, welcher glaubte, daß dann eine Pöbelherrschaft, wie in Frankreich, entstehen werde, die Verhältnisse des deutschen Volkes und unserer Zeit verkenne. Büchner äußerte sich einst in Gegenwart eines Freundes sehr heftig über diesen Aristokratismus des Weidig, wie er es kannte."

Am 3. Juli veranstaltete Weidig auf der Badenburg bei Gießen zum Zwecke einer näheren Vereinigung und Besprechung eine Zusammenkunft Gleichgesinnter aus weiteren Kreisen, an der übrigens fast nur Gießener und Marburger sich betheiligten. „Vor dieser Besprechung meinte Büchner," (so sagt der Nämliche bei „Nöllner" aus), daß man Gesellschaften errichten müsse; Weidig glaubte, daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden mit einander bekannt mache und durch sie Flugschriften verbreiten lasse. Büchner hoffte auf der Badenburg seine Ansichten bei den Marburgern durchzusetzen. Ich weiß nicht, wie weit ihm dies gelungen ist. Als ich ihn später über die Sache sprach, sagte er mir, daß auch die Marburger Leute seien welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmährchen, hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten u. s. w. Es muß demnach auf dieser Versammlung die Rede davon gewesen sein, in welchem Geiste die Flugschriften abgefaßt werden müssen, und Büchner, welcher glaubte, daß man sich an die niederen Volksklassen wenden müsse, und der auf die öffentliche Tugend der sogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt, muß auf der Badenburg seine Absichten nicht gebilligt gesehen haben, weil er über die Marburger sich so ungehalten äußerte."

In demselben Monat Juli ging der „Landbote" aus der Presse hervor und wurde im Auftrage Weidig's durch die Mitglieder der geheimen Gesellschaften verbreitet. Die Hauptstellen aus diesem merkwürdigen Aktenstücke, dem eigentlich mehr sociale, als politische Tendenz zu Grunde liegt, haben wir in der Sammlung mitgetheilt. — Nöllner hat noch einige andere Aussagen desselben Mitschuldigen, von dem die obigen Angaben herrühren, über Büchner und seine Flugschrift veröffentlicht; dieselben sind für den Charakter der damaligen Bewegung sowohl, als auch für Büchner's politische Ansichten u. Richtung zu bezeichnend, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. „Den Landboten betreffend," erzählt derselbe, „sei es mir erlaubt, den Verfasser desselben, Georg Büchner, in seinen eigenen Worten, deren ich mich noch ziemlich genau erinnere, hier für mich reden zu lassen. — Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, die Verhältnisse Deutschland's umzustoßen, sagte er, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampf, auf den man doch gefaßt sein müßte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen Nichts hätte entgegenstellen können, als eine handvoll undisciplinirte Liberale. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Es handelt sich also darum, diese große Masse zu gewinnen, was vorderhand nur durch Flugschriften geschehen kann.

„Die früheren, zu diesem Zweck erschienenen Flugschriften entsprachen demselben nicht, es war darin die Rede vom Wiener Congreß, Preßfreiheit, Bundesordonnanzen und dergl., lauter Dinge, um welche sich die Bauern (denn an diese, meinte Büchner, müsse man sich vorzüglich wenden) nicht kümmern, so lange sie noch mit ihrer materiellen Noth beschäftigt sind; denn diese Leute haben aus sehr nahe liegenden Ursachen durchaus keinen Sinn für die Ehre und Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen u. s. w., sie sind gegen all das gleichgültig, und in dieser Gleichgültigkeit allein beruht ihre angebliche Treue gegen die Fürsten und ihre Theilnahmlosigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit; gleichwohl scheinen sie unzufrieden zu sein, und sie haben Ursachen dazu, weil man den dürftigen Gewinn, welchen sie aus ihrer sauren Arbeit ziehen, und der ihnen zur Verbesserung ihrer Lage so nothwendig wäre, als Steuer von ihnen in Anspruch nimmt. So ist es gekommen, daß man bei aller partheiischen Vorliebe für sie doch sagen muß, daß sie eine ziemlich niederträchtige Gesinnung angenommen haben, und daß sie, es ist traurig genug, fast an keiner Seite mehr zugänglich sind, als gerade am Geldsack; dieß muß man benützen, wenn man sie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will; man muß ihnen vorrechnen, welche Lasten sie tragen, während Andere den Vortheil davon beziehen; .... daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigenthum verfügen, in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden, u. s. w. Dieses Mittel muß man benutzen, so lange es noch Zeit ist. Sollte es den Fürsten einfallen, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, sollten sie ihren Hofstaat, die kostspieligen, stehenden Heere vermindern, den künstlichen u. deßwegen theuren Organismus der Staats-

maschine auf einfachere Principien zurückführen, dann ist die Sache der Revolution, wenn sich der Himmel nicht erbarmt, in Deutschland auf immer verloren. Seht die Oestreicher, sie sind wohlgenährt und zufrieden! Fürst Metternich, der geschickteste unter Allen, hat allen revolutionären Geist für immer in ihrem eigenen Fett erstickt. So sind die eigenen Worte des Büchner's gewesen.

„Die Flugschrift hatte hiernach den Zweck, die materiellen Interessen des Volkes mit denen der Revolution zu vereinigen, als den einzig möglichen Weg, die letztere zu bewerkstelligen. — Solche Mittel, die Revolution herbeizuführen, hielt Büchner für ebenso erlaubt und ehrbar, als alle anderen. Wenigstens sagte er oft, der materielle Druck, unter dem ein großer Theil Deutschlands liege, sei eben so traurig und schimpflich, als der geistige, und es sei in seinen Augen bei weitem nicht so betrübt, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfe, als daß viele tausend Familien nicht im Stande wären, ihre Kartoffeln zu schmelzen u. s. w.

„Ob ich mich gleich hier meistens der Worte Büchner's bedient habe, so dürfte es doch schwer sein, sich einen Begriff von der Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Meinungen vortrug, zu machen.

„Büchner imponirte Allen von uns, ohne daß sie es vielleicht sich selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen, als durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vortrug."

An einer anderen Stelle:

„Büchner, der bei seinem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich das deutsche Volk wenig kannte, wollte, wie er mir oft gesagt hat, sich durch diese Flugschrift überzeugen, in wie weit das deutsche Volk geneigt sei, an einer Revolution Antheil zu nehmen. Er sah indessen ein, daß das gemeine Volk eine Auseinandersetzung seiner Verhältnisse zum deutschen Bund nicht verstehen und einem Aufrufe, seine angeborenen Rechte zu erkämpfen, kein Gehör geben werde; im Gegentheile glaubte er, daß es nur dann bewogen werden könne, seine gegenwärtige Lage zu verändern, wenn man ihm seine nahe liegenden Interessen vor Augen lege. Dieß hat Büchner in der Flugschrift gethan. Er hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die großherzoglich hessische Regierung; er meinte im Gegentheile, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten, noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Princip, welches er für die Ursache alles Elendes hielt. — Mit seiner Flugschrift wollte er vor der Hand nur die Stimmung des Volkes und der deutschen Revolutionärs erforschen. Als er später hörte, daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Polizei abgeliefert hätten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in Bezug auf ein Anderswerden auf. Er glaubte nicht, daß durch die constitutionelle landständische Opposition ein wahrhaft freier Zustand in Deutschland herbeigeführt werden könne. Sollte es diesen Leuten gelingen, sagte er oft, die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus, wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist." —

Jordan sprach sich mißbilligend über den „Landboten" aus.

„Dieser Büchner," — so erklärte weiter noch der Obige im Verhör, — „war ein Freund, der mich lange Zeit zum einzigen Vertrauten seiner theuersten Angelegenheiten machte, von welchen er weder seiner Familie, noch einen seiner anderen Freunde Etwas gesagt hatte. Ein solches Vertrauen mußte ihm mein Herz gewinnen; seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, von welchen ich hier freilich keinen Begriff geben kann, mußten mich unbedingt für ihn einnehmen bis zur Verblendung. Die Grundlage seines Patriotismus war wirklich das reinste Mitleid und ein edler Sinn für alles Schöne und Große. Wenn er sprach und seine Stimme sich erhob, dann glänzte sein Auge, — ich glaubte es sonst nicht anders — wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugschrift abgeschrieben. Was hätte ich nicht für ihn gethan? wovon hätte er mich nicht überzeugt?!" —

Ferner schreibt Becker noch in einem Brief an Gutzkow: „Ich habe den Büchner bei Weidig eingeführt. Er vertrug sich nicht gut mit ihm *in politicis*. Desto mehr enchantirt war er von seiner Frau, einem überaus herrlichen Geschöpf. Er verlor sein natürliches Ungestüm, wenn er dazu kam, und ward zahm, wie ein Hirsch, wenn er Musik hört."

Die abgedruckten Briefauszüge ergänzen Dasjenige, was die angeführten Druckstellen an dem Bilde von Büchner's politischem Charakter unvollendet lassen, und überheben mich der Verpflichtung, zu demselben Etwas aus besonderer Kenntniß zuzufügen.

Während nun so die Mitglieder der geheimen Gesellschaften den „Landboten" möglichst im Lande zu verbreiten suchten, indem sie die Exemplare durch die Fenster warfen oder Nachts zwischen die Läden schoben, trat ein Ereigniß ein, das unseren Revolutionären einen bedeutenden Schlag versetzte, und der Hauptanstoß zu den nun folgenden ausgedehnten Untersuchungen und Verhaftungen wurde. Nachdem Schütz und Minnigerode (zwei Mitglieder der „Gesellschaft der Menschenrechte") den Auftrag erhalten hatten, einen Theil der Exemplare des „Landboten" aus der Druckerei in Offenbach abzuholen, wur-

de der Letztere am 1. August 1834 in Folge einer an das Ministerium in Darmstadt geschehenen Denunciation an einem Thore Gießens verhaftet, als er zu Wagen eine Anzahl von ungefähr einhundert und fünfzig jener Flugblätter bei sich hatte, um sie nach Gießen zu bringen.*)

Sogleich nach Empfang dieser Nachricht eilte Büchner von Gießen weg, und kam in der Nacht vom 1. auf den 2. August zu Weidig nach Butzbach; er setzte auf dessen Ansichten sogleich seine Reise zu Fuß weiter fort nach Frankfurt und Offenbach, um die dortigen Theilhaber zu warnen. Der Brief, *d.d.* Frankfurt, 3. Aug. 1834, erzählt diese Reise. Während seiner Abwesenheit von Gießen ließ der Universitätsrichter Georgi, der Verdacht geschöpft haben mußte, Haussuchung bei Büchner halten, diese Papiere mit Beschlag belegen und das Uebrige versiegeln, jedoch die Siegel wieder abnehmen, als Büchner unerwartet schon am 4. August wieder zurückkam. Die Briefe vom 5. u. 8 August 1834 besprechen diese Vorfälle ausführlich. Das Zurückbehalten der französischen Briefe geschah, weil man Verbindungen mit Frankreich witterte, — um so mehr, als Büchner bei derselben Reise zufällig in Frankfurt einen Straßburger Freund, Namens Böckel, getroffen hatte. (Böckel wurde bei seiner Weiterreise in Mainz angehalten und verhört, aber sogleich wieder entlassen.) Die Untersuchung muß damals keine weiteren Indicien gegen Büchner ergeben haben; denn man ließ ihn fortan in Ruhe. Doch erzeugte der Vorfall in ihm eine sehr gesteigerte Erbitterung. — Seine und seiner Freunde revolutionäre Thätigkeit blieb natürlich in der nächstfolgenden Zeit etwas gelähmt.

Den Winter 1834 auf 1835 brachte Büchner auf Wunsch seines Vaters im elterlichen Haus in Darmstadt zu. Im September 1834 hatte er das Vergnügen, seine Braut, welche in Darmstadt einen Besuch abstattete, für einige Zeit zu sehen. — Unter Anleitung seines Vaters hielt er während dieses Winters Vorlesungen über Anatomie für junge Leute, die sich für das Studium vorbereiteten. Außer diesen streng-wissenschaftlichen Arbeiten waren es, wie früher, Geschichte, Philosophie und Literatur, die ihn beschäftigten. Shakspeare war sein Ideal, und eine gewisse Nachahmung desselben in der dramatischen Diction ist bei ihm nicht zu erkennen. Nächst Shakspeare schlug Byron die meisten verwandten Saiten in seinem Geiste an. Unter den deutschen Schriftstellern behauptete eine Zeitlang Tieck den ersten Platz; es hatte zu jener Zeit die sogenannte romantische Schule, deren Haupt Tieck war, großen Anhang unter der deutschen Jugend, und so auch bei Büchner und seinen nächsten Freunden gefunden. Während der Anwesenheit seiner Braut in Darmstadt las er mit derselben Tieck's „Aufstand in den Cevennen."

Seine politische Thätigkeit konnte natürlich in diesem Winter nicht die Ausdehnung von früher haben; doch blieb er fortwährend in Verbindung mit Gießen, und stand der im vorhergegangenen Frühjahr in Darmstadt von ihm gegründeten „Gesellschaft der Menschenrechte" vor, die bald bedeutend stärker aufblühte, als ihre Gießner Muttergesellschaft. Man versammelte sich bald im Freien, bald in einem abgelegenen Hause, und bewahrte große Vorsicht vor Entdeckung. Die Mitglieder übten sich sehr eifrig in den Waffen und hatten bedeutende Schießvorräthe verborgen. Als Führer ragten noch Nievergelter, Kahlert, Koch hervor. (Ersterer lebt jetzt als Wirth in Amerika; Kahlert kämpfte den Freiheitskampf von Texas mit und starb kurz darauf; beide waren noch vor Büchner flüchtig geworden. Koch starb im Gefängniß. Die meisten Mitglieder der Gesellschaft saßen später längere Zeit in Darmstadt in Untersuchungshaft und wurden durch die hessische Amnestie vom Jahre 1839 befreit.) Büchner verfaßte für die Gesellschaft nach dem Muster der französischen eine Erklärung der Menschenrechte', die mit ihren Ausführungen damals als Programm der vorgeschrittensten Fraktion der revolutionären Partei gelten konnte. Diese Schriftstücke wurden während der Periode der Untersuchungen mit anderen Papieren verbrannt. Büchner besaß auch hier denselben überwiegenden Einfluß auf seine politischen Freunde wie in Gießen; er war die Seele des Ganzen, und nach seiner Flucht im März 1835 löste sich die Gesellschaft von selbst auf, nachdem sie ein Jahr bestanden hatte.

Dieser Winter sah Büchner's erste literarische Schöpfung, das Drama: „Danton's Tod" entstehen. Sein revolutionärer Instinct und seine geistige Verwandtschaft mit den großen und außergewöhnlichen Männern und Thaten der französischen Revolution, gegenüber der politischen Dürre, die ihn umgab, hatten ihn immer tiefer in das Studium jenes geschichtlichen Dramas hineingezogen; die große Bibliothek in Darmstadt lieferte ihm die nöthigen Materialien zur Erwerbung von Detail-

*) Karl Minnigerode, ein 20jähriger, talentvoller Jüngling, *Stud. jur.* in Gießen, wurde in Folge 3jähriger Kerkerleiden im Jahre 1837 wahnsinnig, verbunden mit schweren körperlichen Leiden. Nachdem man ihn endlich gegen Caution freigelassen hatte, und nachdem sein Perhorrescenz-Gesuch gegen den nach dem einstimmigen Ausspruche der Aerzte damals an Säuferwahnsinn leidenden Untersuchungs-Richter Georgi von den obersten Gerichten verworfen worden war, beruhte die Untersuchung gegen ihn am 3. April 1839 auf Verfügung des Großherzogs auf sich. Er wurde später wieder hergestellt und ging nach Amerika. — Minnigerode's Name erscheint oft in Büchner's Briefen, u. sein Schicksal schmerzte ihn um so tiefer, als er eine gewisse Mitschuld an seinem gräßlichen Unglücke zu tragen glaubte.

Kenntnissen, und namentlich waren es die Memoiren von Barrere, die er eifrig studirte. Der merkwürdige Charakter und Thatenlauf dieses Mannes, den er eine Rolle in seinem „Danton" spielen läßt, und der als der Einzige von Allen mithandelnd alle Phasen der Revolution durchlief, ohne von ihr verschlungen zu werden, zogen ihn besonders an. Barrere's geheime Genüsse, seine menschlichen Empfindungen, gegenüber der öffentlichen „Tugend" Robespierre's, gegen den er im Wohlfahrtsausschuß die Tugendmiene zog, gehören zu den bedeutungsvollsten Zügen jener Epoche. — So entstand in dem schöpferischen Geiste Büchner's die Idee und das innere Bedürfniß zur Produktion seines dramatischen Gemältes; er wählte diejenige Periode der Revolution, die zum Markstein zwischen Auf- und Niedergang derselben geworden ist. Nur wie eine Verzweifelnde und von Gewissensbissen Gepeinigte steigerte sie sich nach Danton's Tod noch für einige Augenblicke zur höchsten Extase, um dann erschöpft niederzusinken, nachdem sie alle ihre Erzeuger und Nährer in ihren Armen erstickt hatte.

Büchner's Arbeiten geschah im Verborgenen und war mannigfach gestört: während an seinem Arbeitstische die anatomischen Tafeln und Schriften obenauf lagen, zog er furchtsam unter denselben die Papierbogen hervor, auf denen er seine Gedanken mit einer gewissen geistigen Hast niederwarf.

Die politischen Untersuchungen in Hessen nahmen unterdeß, gestützt auf neue Entdeckungen, einen eifrigen Fortgang, namentlich wegen der Flugschriften, und rückten Büchner immer näher. Fast jede Woche hörte man von neuen Verhaftungen. Nachdem Büchner zweimal, in Friedberg und Offenbach, verhört, jedoch immer wieder entlassen worden war, wuchs der Verdacht gegen ihn, und die Straße, in der er wohnte, war täglich an beiden Enden durch Polizisten bewacht. Die fortwährende Angst vor Verhaftung, verbunden mit der angestrengtesten Arbeit an „Danton," hatten ihn in der letzten Zeit seines Darmstädter Aufenthalts in eine unbeschreibliche geistige Aufregung versetzt; er sprach selten, aß wenig und zeigte immer eine verstörte und stiere Miene. Man muß auf diesen Zustand, während dessen der größte Theil von „Danton" geschrieben wurde, aufmerksam gemacht sein, um für manches Subjektive in dem Drama eine Erklärung zu finden. Büchner schrieb später darüber an Gutzkow: „Für Danton sind die Darmstädtischen Polizeidiener meine Musen gewesen." Endlich entschloß er sich zur Flucht, nachdem er einige Tage vorher das Manuscript seines „Danton" an Gutzkow nach Frankfurt a. M. gesandt hatte. Er wartete die Antwort Gutzkow's nicht ab, und das von dem Verleger bezahlte Honorar kam erst in Darmstadt an, als er bereits über die Grenze war. Er nahm seinen Weg durch Würtemberg und Baden und wurde überall von den Anhängern der geheimen Gesellschaften weitergefördert. Sein erster Brief aus Weißenburg, über der französischen Grenze, vom 9. März 1835, befindet sich unter den abgedruckten Briefauszügen.

Ueber das Schicksal seines Manuscripts in Frankfurt und über das dadurch rasch entstandene Verhältniß zu dem berühmten Kritiker Gutzkow lassen wir am Besten den Letzteren selbst reden. Gutzkow hat zuerst in der Zeitschrift „Telegraph" und später in seinen gesammelten Schriften unter dem Abschnitt „Oeffentliche Charaktere" eine Biographie und Charakteristik Georg Büchner's geliefert, der wir die bezügliche Stelle entlehnen:

„In den letzten Tagen des Febr. 1835, dieses für die Geschichte unsrer neueren schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sah. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript mit einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

„„Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmanne von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wracke dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dieß erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten.

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dieß, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß Shakspeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um

schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolges können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: *la bourse ou la vie!* zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern."

G. Büchner.

Dieser Brief reizte mich, augenblicklich das Manuscript zu lesen. Es war ein Drama: Danton's Tod. Man sah es der Production an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. .... Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. .... Aber diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen, scharfen Umrissen schnell, im Fluge, an die Wand zu schreiben.

Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch jenem nicht, nur bloß Gesinnungen und Ueberschweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigstens eine Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichen Stahlquelle der Natur fließenden, krystallhellen und munteren Worte. Danton's Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme des Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl davon erregte Bewunderung vor dem Talente des jugendlichen Verfassers.

Kaum hatte G. Büchner einen Bescheid, so erfahren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick befürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in die politischen Wirrnisse verwickelt.....; ob ihn der Verdacht oder eine vorliegende Beschuldigung verfolgten, weiß ich nicht ... Vielleicht hatten ihn nur seine Straßburger Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergriff Büchner die Parthei der Flucht gern. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Exil, für Andere eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er gestand mir ein, daß er die Theilnahme seiner Eltern durch seine tollkühnen Streiche auf eine harte Probe stelle, und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dieß spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürgerlichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Danton, daher das Pistol und die unschuldige Phrase: *la bourse ou la vie!*

Mehrere der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchner's sind mir nicht mehr zu Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem Danton. Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. .... Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift ergriff und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur beschnitt, fühlt' ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unseren Sitten und unseren Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft oder krumm gebogen werden. Der ächte Danton von Büchner ist nicht erschienen." —

So erschien denn „Danton's Tod," während sein Verfasser als Flüchtling in der Fremde lebte, im Sommer 1835 bei Sauerländer in Frankfurt im Druck, und wurde durch Gutzkow mit einer der glänzendsten Kritiken in die literarische Welt eingeführt. Diese Kritik, welche in dem Literaturblatte des „Phönix" vom 11. Juli 1835 abgedruckt ist, beginnt mit den Worten: „Die Kritik ist immer verlegen, wenn sie an die Werke des Genies herantritt; sie kann hier nicht mehr sein, als der Kammerdiener, der die Thüre des Salons öffnet und in die versammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft; das Uebrige wird das Genie selbst vollbringen" — und schließt: „Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat.

Die kritische Welt kam in Bewegung. Während das „Junge Deutschland" unter seiner literarischen Fünfherrschaft (Wienbarg, Gutzkow, Heine, Laube, Mundt) das damals noch in dem süßen Wahne lebte, mit der Macht der Idee Bajonnette und Gelde bekämpfen zu können, und das noch nicht die traurige Erfahrung des Verbotenwerdens gemacht hatte, — während das junge Deutschland in Büchner einen starken Mitkämpfer erblickte und seinen Beifall nicht sparte, konnte es natürlich von reactionär-pietistischer Seite nicht an der Bekämpfung eines Autors fehlen, der die Principien der Revolution und der Freigeisterei so offen und mit so seltenem Talent entwickelt hatte, und zwar gerade aus derjenigen Periode der französischen Umwälzung, welche man bisher nur verstohlen und alsdann nicht ohne die lebhaftesten Aeußerungen eines frommen Abscheues zu nennen gewohnt war. Büchner selbst blieb diesem Treiben ziemlich fremd; nur versprengt

[N]achrichten über das Schicksal seines [Fl]üchtlings kamen zu ihm über den Rhein; [d]agegen blieb er von jetzt an in fort[w]ährender brieflicher Verbindung mit [G]utzkow. In den abgedruckten Briefen [a]us Straßburg vom 5. März und vom [2]8. Juli 1835 gibt er einen zur Be[ur]theilung wesentlichen Commentar zu [„]Danton" und eine Selbstrecension des[s]elben. —

Der großen geistigen Aufregung folgte in Straßburg Abspannung, aber auch eine wohlthätige Ruhe und Erholung in der Nähe der Geliebten. Büchner fühlte sich sicher vor den gefürchteten Leiden eines langwierigen Kerkers, und eine heitere Stimmung spricht aus seinen Briefen, die nur durch die Sorge um seine Zukunft und den Schmerz über die Leiden seiner politischen Freunde in Deutschland getrübt wird. Dem politischen Treiben, das um jene Zeit durch den in Lausanne in der Schweiz zwischen den Abgesandten des „Jungen Europa" und denen der französischen Republikaner geschlossenen Verbrüderungsvertrag (10. April 1835) neue Nahrung erhielt, blieb er von jetzt an fremd. Gutzkow schreibt darüber: „Büchner hörte bald auf von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter anderm: „„Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sieben egyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topfe jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden.""

An seinen Bruder schreibt Büchner über den nämlichen Gegenstand: „...... Ich würde Dir das nicht sagen, wenn ich im Entferntesten jetzt an die Möglichkeit einer politischen Umwälzung glauben könnte. Ich habe mich seit einem Jahre vollkommen überzeugt, daß Nichts zu thun ist und daß Jeder, der im Augenblicke sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann Dir nichts Näheres sagen, aber ich kenne die Verhältnisse, ich weiß, wie schwach, wie unbedeutend, wie zerstückelt die liberale Partei ist, ich weiß, daß ein zweckmäßiges, übereinstimmendes Handeln unmögli[ch] [i]st, und daß jeder Versuch auch nicht zum geringsten Resultate führt."

An einer andern Stelle:

„Eine genaue Bekanntschaft mit dem Treiben den deutschen Revolutionärs im Auslande hat mich überzeugt, daß auch von dieser Seite nicht das Geringste zu hoffen ist. Es herrscht unter ihnen eine babylonische Verwirrung, die nie gelöst werden wird. Hoffen wir auf die Zeit!"

In Straßburg wandte sich Büchner wieder ganz seinen ernsten Studien zu; beinahe auf sich allein angewiesen, suchte er sich mit Macht eine Stellung zu erringen. Sein Erfolg auf dem Felde der dramatischen Poesie war weit entfernt, ihn seinem ursprünglichen Studienplane zu entfremden. Wenn er auch die praktische Medicin entschieden aufgab, so setzte er doch die naturwissenschaftlichen Studien um so eifriger fort. Nachrichten aus Zürich über die schlechte Besetzung einiger naturwissenschaftlicher Fächer ließen ihn den Gedanken fassen, sich für einen Lehrcursus über vergleichende Anatomie, die in Zürich noch nicht vorgetragen worden war, vorzubereiten. Der berühmte Lauth und Duvernoy, Professor der Zoologie, leisteten ihm für diese Studien allen Vorschub, und machten ihm den Gebrauch der Stadtbibliotheken möglich. Einige leichte literarische Arbeiten, die ihn zwischendurch beschäftigten, betrachtete er mehr als Erholung. Auf Sauerländer's Ansuchen übersetzte er in der Serie von Victor Hugo's übertragenen Werken die „Tudor" und „Borgia" mit ächt dichterischer Verwandtschaft zum Original. Alfred de Müsset zog ihn, wie Gutzkow erzählt, an, während er nicht wußte, „wie er sich durch Victor Hugo durchnagen" solle. Hugo gäbe nur „ausspannende Situationen," Alfred de Müsset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte." — In Gutzkow's Literaturblatt sollte Büchner auf dessen Wunsch Kritiken der neu erscheinenden französischen Literatur liefern. — Zugleich mit den naturwissenschaftlichen Studien betrieb Büchner in Straßburg philosophische, und zwar namentlich als Grundlage „Geschichte der Philosophie." Unter den neueren Philosophen waren es Cartesius und Spinoza, mit deren Systemen er sich hauptsächlich beschäftigte und aufs Innigste vertraut machte. Daneben fand sein rastloser Eifer noch Zeit, das Englische zu erlernen. Er studirte meist anhaltend von Morgens früh bis um Mitternacht.

Seine vergleichend anatomischen Studien führten ihn zur Entdeckung einer früher nicht gekannten Verbindung unter den Kopfnerven des Fisches, welches ihm die Idee gab, eine Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben. Er ging sogleich an die Arbeit, und dieselbe beschäftigte ihn fast ausschließlich in dem Winter von 1835 auf 1836.

Im Oktober 1835 erhielt Büchner durch besondere Vergünstigung eine französische Sicherheitskarte, die ihn aller Chikanen überhob, welche damals gegen die Refugies in Folge auswärtiger Noten im Schwange waren. Es waren kaum acht bis zehn deutsche Flüchtlinge in Straßburg, alle mit ihren Studien beschäftigt, und die deutschen Regierungen träumten von Einfällen derselben über den Rhein. Von politischen Leidensgenossen

und Fremden aus Deutschland traf Büchner in Straßburg nach und nach: Koch, Beilfuß, Dittmar, Stamm, Schütz, Walloth, Heumann, Schulz, Nievergelter, Becker, Rosenstiel, Winter und Andere; sie zerstreuten sich immer bald wieder, einige nach Paris, andere in die Schweiz, nach Belgien und nach Amerika.

In Straßburg selbst besaß er einen kleinen, aber bedeutenden Kreis von Freunden, worunter der jetzige Professor Baum, der um jene Zeit mit einer Abhandlung über die Methodisten einen französischen Preis von 3000 Franken gewonnen hatte, ferner die beiden Dichter Stöber (Adolph und August), *Dr.* Böckel, Follenius und Andere. —

Im September 1835 wurde bekanntlich als Organ des „Jungen Deutschland" die deutsche Revue durch Gutzkow und Wienbarg gegründet, und sollte mit Anfang des Jahres 1836 erscheinen. Büchner wurde zum Mitarbeiten eingeladen. Er sagte zu, wenn auch nicht zu regelmäßigen Beiträgen, und sein Name wurde unter den Mitarbeitern in der Ankündigung aufgeführt. Für diese deutsche Revue hatte Büchner seine Novelle „Lenz" bestimmt. Er hatte in Straßburg interessante und bis da unbekannte Notizen über Lenz, den unglücklichen Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, den Jugendfreund Goethe's, erhalten. Lenz, nachdem er sich längere Zeit mit Goethe zugleich in Straßburg aufgehalten, verliebte sich in die bekannte Goethe'sche Friederike und wurde zuletzt verrückt. Die Novelle ist, da die deutsche Revue noch vor ihrem Erscheinen unterdrückt wurde, leider Fragment geblieben und behandelt in dieser Form jenen Moment in Lenzen's Leben, wo derselbe, nachdem er in Weimar nicht bleiben konnte, zum zweiten Mal in das Elsaß und in einem halbwahnsinnigen Zustand zu dem durch seine pietistische Frömmigkeit bekannten Pfarrer Oberlin in Waldbach kam. Büchner hat seine Erkundigungen über diesen Aufenthalt Lenzen's an Ort und Stelle eingezogen. Das Fragment bildet das dritte Stück in der Sammlung und ist zuerst in Gutzkow's Telegraph im Jahre 1839, als der Verfasser schon zwei Jahre todt war, abgedruckt worden. Wir setzen die Bemerkung her, mit der Gutzkow damals den Abdruck begleitete:

„Diese Probe von Büchner's Genie wird aufs Neue beweisen, was wir mit seinem Tod an ihm verloren haben. Welche Naturschilderungen, welche Seelenmalerei! Wie weiß der Dichter die feinsten Nervenzustände eines, im Poetischen wenigstens, ihm verwandten Gemüthes zu belauschen! Da ist Alles mitempfunden, aller Seelenschmerz mitdurchdrungen; wir müssen erstaunen über eine solche Anatomie der Lebens- und Gemüthsstörung. G. Büchner offenbart in dieser Reliquie eine reproduktive Phantasie, wie uns eine solche selbst bei Jean Paul nicht so rein, durchsichtig und wahr entgegentritt."

Mit dem Verbot der deutschen Revue war die literarische Verbindung und Richtung, die man das „Junge Deutschland" nannte, so ziemlich zu Ende, und seine Koryphäen verfolgten von nun an jeder seinen eigenen Weg. Was Büchner's Verhältniß zum Jungen Deutschland und seine Meinung über dasselbe angeht, so verweisen wir auf den Brief vom 1. Januar 1836, worin er sich entschieden darüber ausspricht.

Da nun Büchner die Absicht hatte, schon im Frühjahre des Jahres 1838 nach Zürich als Privatdocent zu gehen, so beeilte er sich mit seiner Abhandlung sehr. Im März 1836 war sie fertig, und nachdem er in der Straßburger gelehrten Gesellschaft für Naturwissenschaften mit sehr großem Beifall drei Vorträge über den Gegenstand gehalten hatte, beschloß die Gesellschaft auf Antrag der Professoren Lauth und Duvernoy, die Abhandlung in ihre Annalen aufzunehmen und dieselbe zum Druck auf seine Kosten zuzulassen. Zugleich ernannte sie Büchner zum correspondirenden Mitglied. Die Schrift erhielt den Titel: *Sur le systeme nerveux du barbeau* (über das Nervensystem der Fische), und wurde von den ausgezeichnetsten Kennern der Naturwissenschaften für eine meisterhafte Arbeit erklärt, die zu den höchsten Erwartungen berechtige. Theils die Verzögerung des Druckes der Schrift, theils politische Maßregeln, die damals gegen die Flüchtlinge in der Schweiz ergriffen wurden, bewogen Büchner, seine Uebersiedelung nach Zürich noch bis zum Herbste zu verschieben. Die ihm dadurch freigewordene Zeit benutzte er, um sowohl seinen anatomischen Cursus bis zu Ende vorzubereiten, als auch namentlich zur Vervollständigung seiner philosophischen Studien. Er präparirte, um mit zwei Fächern ausgerüstet nach Zürich zu kommen, einen vollständigen Lehrcurs über „die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza." In dem Nachlasse befindet sich sowohl eine mit großer Gründlichkeit geschriebene Geschichte und Darstellung der Systeme von Cartesius und Spinoza, als auch eine ganz ausgearbeitete Geschichte der älteren griechischen Philosophie. Da Büchner in demselben Sommer auch dramatische Poesien vollendete, von denen wir noch reden werden, so beweisen diese Arbeiten einen enormen Fleiß. Seine Mutter und Schwester, die ihn diesen Sommer in seinem Exil besuchten, fanden ihn zwar gesund, aber doch in einer großen nervösen Aufgeregtheit und ermattet von den anhaltenden geistigen Anstrengungen. Er äußerte damals oft: „Ich werde nicht alt werden." Dennoch ließen sein angeborner Lebensmuth und die Aussicht in eine ruhmreiche Zukunft ihn oft sehr heiter sein. Er schreibt um diese Zeit an Gutzkow:

Lieber Freund!

„War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch

im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fire Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Curs über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohne Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt und unangefochten!

Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als Nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampfe gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzel's Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell; wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzliche Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von unserem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier *a la* Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum ersten Mal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren, und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterlande nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stünde. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unsern Hosen seien Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben; so aber friert man erbärmlich." —

Das Lustspiel „Leonce und Lena," das zweite Stück der Sammlung, ist in demselben Sommer entstanden. Die Cotta'sche Buchhandlung hatte bis zum 1. Juli 1836 einen Preis auf das beste Lustspiel ausgesetzt, und Büchner wollte mit seiner Arbeit concurriren. Seine Trägheit im Abschreiben des Concepts ließ ihn leider die Zeit versäumen; er schickte das Manuscript zwei Tage zu spät, und erhielt es uneröffnet zurück. Außerdem muß er in derselben Zeit noch ein zweites Drama vollendet haben, das nicht mehr vorhanden ist; wenigstens schreibt er im September 1836, nachdem er von zwei fertigen Dramen schon in früheren Briefen gesprochen: „Ich habe meine zwei Dramen noch nicht aus den Händen gegeben, ich bin noch mit Manchem unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erste

Mal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid."

Unterdessen war die Abhandlung über das Nervensystem der Fische nach Zürich geschickt, und auf Grund derselben das Doktordiplom der philosophischen Fakultät sogleich an Büchner ausgefertigt worden. Zugleich wurde er eingeladen, eine Probevorlesung in Zürich zu halten, um, wenn diese gefiele, das Recht des Docirens zu erhalten.

Am 18. Oktober 1836 reiste Büchner nach Zürich, vorbereitet auf zwei Lehrcurse, einen über vergleichende Anatomie, den anderen über Philosophie. Dem letzteren gab seine eigne Neigung den Vorzug, doch da Professor Bobrik bereits philosophische Vorlesungen angekündigt hatte, so sparte er, um Collisionen zu vermeiden, diesen Plan für das folgende Sommersemester auf und entschloß sich zur vergleichenden Anatomie. Büchner's Probevorlesung, aus deren Eingang wir einen kurzen Abriß in der Sammlung gegeben haben, wurde vor einem sehr zahlreichen Publikum gehalten und erntete den allgemeinsten Beifall. Der berühmte Oken, Professor in Zürich war entzückt davon, und sowohl er, als Arnold, Professor der Anatomie, wurden sehr für Büchner eingenommen, nachdem sie bereits früher das günstigste Urtheil über die Abhandlung gefällt hatten. Arnold stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung; und Oken, nachdem der Zürcher Erziehungsrath Büchner zum Privatdocenten ernannt hatte, empfahl die Vorlesungen desselben vom Katheder herab und schickte seinen eignen Sohn in dieselben. Dadurch wurde Büchner mit Oken und dessen Familie bald sehr befreundet, und lernte in seinem Haus im Verlaufe des Winters mehrere der bedeutendsten Männer jener Zeit kennen. Schönlein, der damals noch in Zürich docirte, erkundigte sich bald nach Büchner, lud denselben ein, und stellte ihm seine werthvollen Präparate zur Verfügung. Ueberhaupt wurde der junge Gelehrte von allen Seiten auf das Zuvorkommendste aufgenommen, und man hatte sogar im Züricher Erziehungsrathe die Absicht, ihm bald für ihn eine Professur der vergleichenden Anatomie zu creiren. Seine Vorlesung beschäftigte ihn vollauf, da es damals in Zürich beinahe völlig an vergleichend anatomischen Präparaten fehlte, und er dieselben fast alle selbst anfertigen mußte. Er schreibt an seinen Bruder: „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell u. die Nacht mit den Büchern."

Von früheren politischen Leidensgenossen fand er in Zürich außer Schulz, Trapp, Geilfuß und Braubach. Mit *Dr.* Wilhelm Schulz und dessen Frau, die ihn mit der aufopferndsten Sorgfalt auf seinem Krankenlager gepflegt hat, war er namentlich aufs Innigste befreundet; ebenso mit Professor Sell und dem damaligen Tagsatzungsgesandten *Dr.* Zehnder, bei dem er wohnte.

Die Briefe aus der Zeit des Züricher Aufenthaltes sind meist heiter und voll Zufriedenheit. Häufig fragt er in denselben nach den Darmstädter Gefangenen (Minnigerode, Küchler, Gladbach und Andere), deren Untersuchungen damals mit besonderer Strenge geführt wurden, und immer wirft die Erinnerung an seine unglücklichen Freunde, die leiden müssen, während er frei ist, einen düstern Schatten in seine sonst fröhliche Stimmung.

Was Büchner's literarisch-produktive Thätigkeit in Zürich angeht, so ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob hier etwas Neues entstanden oder nur früher Angefangenes weiter geführt worden ist. Kurz vor Beginn der tödtlichen Krankheit schrieb er an seine Braut, er würde „in längstens acht Tagen Leonce und Lena mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen." Diese Briefstelle ist räthselhaft, wie die früher schon angeführte. In dem Nachlasse fand sich außer Leonce u. Lena und einem ziemlich weit gediehenen Fragment eines bürgerlichen Trauerspiels ohne Titel. Nichts von dramatischen Sachen vor. Das dritte Drama, dessen Büchner Erwähnung thut, kann nur dasselbe sein, das schon in dem angeführten Straßburger Briefe vorkommt, und von dem keine Spur aufgefunden werden konnte. Es handelte, wie aus mündlichen Mittheilungen des Dichters an seine Braut hervorzugehen scheint, von dem Florentiner Pietro Aretino.

Es ist bemerkenswerth, daß Büchner während der Fieberdelirien seiner Krankheit sich vergebens anstrengte, von etwas Mittheilung zu machen, das ihm Sorge zu machen schien. Der Tod schloß seine Zunge.*) Als man unter seinen Papieren das Drama nicht fand, vermuthete man, daß jene Anstrengung zu reden sich auf dasselbe bezogen haben möchte, und ließ das Zimmer nochmals genau durchsuchen, ohne etwas zu finden.

Was das erwähnte Trauerspielfragment anlangt, so ist dasselbe zum größten Theile mit blasser Tinte geschrieben und durchaus unleserlich; die einzelnen Scenen, die entziffert werden konnten, sind durch das Ausfallende so wenig unter einander in Zusammenhang zu bringen, daß nichts davon in der Sammlung mitgetheilt werden konnte.

Mit Anfang des Jahres 1837 scheint Büchner's Stimmung trüber geworden zu sein, wohl nur durch das Unangenehme der längeren Trennung von seiner Braut, da mit seinen sonstigen Angelegenheiten Alles nach Wunsch ging. Aus den in den letzten Wochen vor seinem Tod an seine Braut geschriebenen Briefen heben wir die folgenden Stellen aus:

Vom 13. Januar 1837: „Mein lieb Kind! ..... Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern. Es wird immer öder. So im Anfange ging's;

*) Auf diesen Moment beziehen sich einige, sonst unverständliche, Verse in Herweghs Gedicht an Büchner.

neue Umgebungen — aber jetzt, da ich an Alles gewöhnt bin, Alles mit Regelmäßigkeit vor sich geht, man vergißt sich nicht mehr. Das Beste ist, meine Phantasie ist thätig, und die mechanische Beschäftigung des Präparirens läßt ihr Raum. Ich sehe dich immer so halb durch zwischen Fischschwänzen, Froschzehen rc. Ist das nicht rührender, als die Geschichte von Abälard, wie sich ihm Heloise immer zwischen die Lippen und das Gebet drängt? O, ich werde jeden Tag poetischer, alle meine Gedanken schwimmen in Spiritus. Gott sei Dank, ich träume wieder viel Nachts, mein Schlaf ist nicht mehr so schwer."

Vom 20. Januar: „Ich habe mich verkältet und im Bett gelegen. Aber jetzt ist's besser. Wenn man so ein wenig unwohl ist, 'hat man ein so groß Gelüsten nach Faulheit; aber das Mühlrad dreht sich als fort ohne Rast und Ruh. ... Heute und gestern gönne ich mir jedoch ein wenig Ruhe und lese nicht; Morgen geht's wieder im alten Trab, du glaubst nicht, wie regelmäßig und ordentlich. Ich gehe fast so richtig, wie eine Schwarzwälder-Uhr. Doch ist's gut: auf all das aufgeregte, geistige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner poetischen Produkte. Der arme Shakspeare war Schreiber den Tag über und mußte Nachts dichten, und ich, der ich nicht werth bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, hab's weit besser. — ...... Lernst Du bis Ostern die **Volkslieder** singen, wenn's Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das **Volk** singt nicht, und Du weißt, wie ich die Frauenzimmer lieb habe, die in einer Soirée oder einem Concerte einige Töne todtschreien oder winseln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller — und gelt, Du singst die Lieder? Ich bekomme halb das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie summe. .... Jeden Abend sitz' ich eine oder zwei Stunden im Casino; Du kennst meine Vorliebe für schöne Säle, Lichter und Menschen um mich." ....

Vom 27. Januar: „Mein lieb Kind! Du bist voll zärtlicher Besorgniß und willst krank werden vor Angst; ich glaube gar, Du stirbst — aber ich habe keine Lust zum Sterben und bin gesund wie je. Ich glaube, die Furcht vor der Pflege hier hat mich gesund gemacht; in Straßburg wäre es ganz angenehm gewesen, und ich hätte mich mit dem größten Behagen in's Bett gelegt, vierzehn Tage lang *St. Guillaume Nro.* 66, links eine Treppe hoch, in einem etwas überzwergen Zimmer, mit grüner Tapete! Hätt' ich dort umsonst geklingelt? Es ist mir heut einigermaßen innerlich wohl, ich zehre noch von gestern, die Sonne war groß und warm am reinsten Himmel — und dazu hab' ich meine Laterne gelöscht und einen edlen Menschen an die Brust gedrückt, nämlich einen kleinen Wirth, der aussieht, wie ein betrunkenes Kaninchen, und mir in seinem prächtigen Hause vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermiethet hat. Edler Mensch! Das Haus steht nicht weit vom See, vor meinen Fenstern die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen, wie sonnenglänzendes Gewölk. -- Du kommst bald? mit dem Jugendmuth ist's fort, ich bekomme sonst graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückseligkeit stärken und Deiner göttlichen Unbefangenheit und Deinem lieben Leichtsinn und all Deinen bösen Eigenschaften, böses Mädchen. *Adio piccola mia!* —

Die neue Wohnung am See bei dem kleinen Wirth sollte Büchner nicht mehr beziehen. Am 2. Februar klagte er das erste Unwohlsein, das sich rasch zu einer heftigen Krankheit ausbildete. *Dr.* **Zehnder** und **Schönlein** leiteten die ärztliche Behandlung. Seine Freunde **Wilhelm Braubach** und **Schmid**, sowie die Frau von Schulz, pflegten ihn mit aufopfernder Sorgfalt und mit der Liebe, die er bei allen ihm näher Stehenden für sich erweckt hatte. **Schulz** selbst erzählt die letzten Lebensaugenblicke des Dichters in seinem damals in der Züricher Zeitung erschienenen Nekrolog folgendermaßen:

„Keiner von Büchner's Freunden hatte diesen Tag noch vor wenigen Wochen nahe geglaubt. Außer einigen leichten Unpäßlichkeiten war er während seines Aufenthalts in Zürich stets gesund geblieben. Sein Aeußeres schien mit seinem Innern in Harmonie zu stehen, und die breit gewölbte Stirne schien noch lange seinem umfassenden Geiste eine sichre Stätte zu sein. Doch mochte er selbst ein Vorgefühl seines nahen Endes haben. Wenigstens vergleicht er in einem hinterlassenen Tagebuche den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabend und schließt mit den Worten: „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!"

„Am 2. Februar mußte er sich zu Bette legen, das er von jetzt an nur für wenige Augenblicke verließ. Trotz der Sorgfalt der Aerzte und der Pflege seiner Freunde machte die Krankheit unaufhaltbare Fortschritte, und bildete sich bald zum heftigen Nervenfieber aus. Am zwölften Tage fingen die Delirien an. Der Gegenstand seiner Phantasieen waren seine Braut, seine Eltern und Geschwistern, deren er mit der rührendsten Anhänglichkeit gedachte, und das Schicksal seiner politischen Jugendgenossen, die seit Jahren in den Kerkern seiner Heimath schmachten. Wie vor seiner Krankheit, so sprach er auch jetzt in bittern aber wahren Worten, die in dem Munde eines Sterbenden ein doppeltes Gewicht haben, über jene Schmach unserer Tage sich aus, über die verwerfliche Behandlung der politischen Schlachtopfer, die nach gesetzlichen Formen und mit dem Anscheine der Milde in Jahre langer Untersuchungshaft gehalten werden, bis ihr Geist zu Wahnsinne getrieben und ihr Körper zu Tode gequält ist. „In jener französischen Revolution," so rief er aus, „die wegen ihrer Grausamkeit so verrufen ist, war man milder als jetzt

Man schlug seinen Gegnern die Köpfe ab. Gut! Aber man ließ sie nicht Jahre lang hinschmachten und hinsterben." Später jedoch, als ihm der Tod näher gerückt war, schien er sich bereits von allen irdischen Banden losgerissen zu haben; und mit gehobener Sprache, deren Worte die erhabensten Stellen der Bibel ins Gedächtniß riefen, ergoß sich seine Seele in religiöse Phantasieen.

Auf die erste Nachricht von seiner Krankheit eilte seine Verlobte an das Krankenbett ihres Bräutigams. Die Nähe der Geliebten leuchtete freundlich in seine Träume hinein, und seine sichtbar freudige Bewegung weckte einen letzten Schimmer der Hoffnung bei denen, die ihm nahe standen. Aber es war nur ein letztes Aufflackern des verglimmenden Lebens! Von Landsleuten und Freunden umgeben, starb er am 19. Februar, Nachmittags gegen 4 Uhr, und seine treue Braut schloß ihm das gebrochene Auge. Sein Verscheiden war schmerzlos und sanft, denn der Segen der Liebe ruhte auf ihm!" —

Herwegh singt von ihm in einem größeren Gedichte, das zu seinen schönsten gezählt werden muß:

„— Es bricht die müde Brust in Staub!
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze;
Auf's stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben,
Und seine Träume müssen Träume bleiben,
Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab." —

Büchner's Krankheit und Tod erregten die lebhafteste Theilnahme an dem Orte, wo er erst seit wenigen Monaten gelebt hatte. Die ausgezeichnetsten Bewohner der Stadt, die beiden Bürgermeister an der Spitze, folgten seiner Bahre. — Große Hoffnungen und das Lebensglück eines edlen Mädchens wurden mit ihm zu Grabe getragen. „Mein Leben," schrieb damals seine Braut, „gleicht einem schwülen Sommertage! Morgens heitere angenehme Luft — in etlichen Stunden Sturm und Gewitter, zerknickte Blumen, zerschlagene Pflanzen. Meine Ansprüche auf Lebensglück, auf eine heitere Zukunft zu Grabe getragen, Alles, Alles verloren — —"

Am 15. Februar 1837 wurde Ludwig Börne zu Paris, am 21. Febr. Georg Büchner zu Zürich beerdigt. Zwei Tage später, am 23. Febr., erlitt sein unglücklicher Glaubensgenosse, Pfarrer Weidig, in den Darmstädter Kerkern seinen schauervollen und immer noch in die Geheimnisse eines fürchterlichen Augenblickes begrabenen Tod. Keiner von den Dreien sollte die Wonne haben, die Zeit zu sehen, an deren Herbeiführung sie die Kräfte ihres Lebens gesetzt hatten; aber auch der Schmerz wurde ihnen erspart, die Wiedervernichtung alles dessen zu erleben, was diese Zeit als Groß und Wahr für ewig errungen zu haben glaubte! —

Büchner zählte 23½ Jahr, als ihn der Tod ereilte, und das, was dieser kräftige Geist in so jungen Jahren bereits geleistet hatte, mag zeigen, was er geleistet haben würde, wenn ein bitteres Geschick milder gegen ihn gewesen wäre. Büchner war groß, schlank, von schönen und einnehmenden Gesichtszügen; das lodernde Feuer seines Geistes wurde gedämpft durch eine gewisse Milde und Sanftmuth seines Wesens, die oft selbst zum Melancholischen hinneigte. Wer ihn nach „Danton" und seinem politischen Auftreten beurtheilt und ihn für einen wilden, das Maaß überschreitenden Charakter hält, irrt sich sehr. Die innige Harmonie seiner Seelenkräfte ließ keine derselben auf Kosten der anderen sich verdrängen, und ein tiefes, weiches Gemüth spricht sich fast in jeder Zeile seiner Briefe aus. „Er hatte die Rede und den Gedanken," sagt Gutzkow, „stets in gleicher Gewalt, und wußte mit einer, an jungen Gelehrten so seltenen Besonnenheit seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren." — Sein inniges, fast schwärmerisches Zusammenleben mit der Natur, deren Geheimnisse zu ergründen sein Studium war, und die er mit dem doppelten Auge des Dichters und Forschers betrachtete, spricht nicht minder für die Weichheit seiner Seele. Tagelang streifte er in den schönen Gebirgen des Elsaß umher, gleich seinem „Lenz," u. schien gleich ihm mit seiner Umgebung zu verwachsen, sich in sie aufzulösen.

„Du hast ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefste Seele sah"

singt Herwegh. In Lenzen's Leben und Sein fühlte er verwandte Seelenzustände und das Fragment ist halb und halb des Dichters eigenes Porträt. Sonderbar und auffallend ist dabei die schwermüthige und zerrissene Gemüthsstimmung, in die er sich mit einer gewissen Lust am Wehe hineinzuwühlen schien; immer spielt seine Phantasie, wie auch schon früher in „Danton," am Liebsten mit Tod und Verwesung, mit der raschen Vergänglichkeit des Irdischen.

Diese gemüthliche und tiefsinnige Seite seines Charakters, verbunden mit seinem Hasse gegen die sogenannte idealistische Richtung in der Literatur, hatte in ihm eine große Vorliebe für Volkslieder, namentlich mehr schmerzlichen Inhalts, erzeugt; er sammelte sie, wo er konnte, und das Trauerspiel-Fragment, dessen wir Erwähnung thaten, enthält deren fast auf jeder Seite. Lenzen läßt er darüber ausführlich reden. Dieselbe Stelle im „Lenz" gibt zugleich eine Darlegung seiner Ansichten über die Grundregeln der Aesthetik und deren Beziehungen zur Wirklichkeit und zum Leben; seine darin ausgesprochene Hinneigung zum Natürlichen, seine Meinung, daß die Kraft nur der Geschichte und der Natur dienen, sie aber nicht meistern solle, sein Haß gegen den Idealismus

e Ursache und Erklärung für Manches
seinen literarischen Erzeugnissen, was
ch vielleicht weiter als zulässig von dem
dealen Standpunkte der Kunst entfernt.
Seine Ansichten waren die richtigen; nur
ieb ihn die Verkehrtheit und Fadheit der
rtrem-idealistischen Richtung manchmal
twas zu sehr auf die entgegengesetzte
Seite.

In der Gesellschaft war Büchner munter, nie zurückstoßend, nur scharf und eine übermüthige Satyre entwickelnd, wo gemeine Gesinnung oder hohlköpfige Anmaßung an ihn herantraten. Sein treffender Witz, seine launigen Einfälle, die, wenn er in guter Stimmung war, in sprudelnder Fülle einander drängten, belebten die Unterhaltung, und machten ihn zum angenehmen Gesellschafter.

Was seinen politischen Charakter anbelangt, so war Büchner noch mehr Socialist, als Republikaner; sein tiefes Mitgefühl für die Leiden des Volkes und sein richtiger Scharfblick hatten ihn damals schon erkennen lassen, daß es sich bei den Stürmen der Zukunft nicht um eine Reform der Gesetze, sondern um eine solche der Gesellschaft handle. Während er die moralische Verderbtheit der höheren Klassen völlig durchblickte, erkannte er zugleich vorurtheilslos die Schwäche der geheimen revolutionären Kräfte, und beurtheilte damals schon völlig richtig die Unfähigkeit und den lächerlichen Doctrinarismus derjenigen Partei, die sich die „liberale" schelten ließ; seine Streitigkeiten mit Weidig, seine Briefe sind Belege dafür. Seine Schrift: „der Landbote," ist, wie sein Mitschuldiger im Verhör richtig bemerkte, mehr eine Predigt für die Armen und gegen die Reichen, als eine politische Flugschrift. In „Danton" läßt er den Proletarier ausrufen: „Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln; aber wir werden uns losschneiden!" — Büchner würde niemals, hätte er das Jahr 1848 erlebt, auf Seite derjenigen gestanden haben, die durch lächerlichen Eigendünkel und kindische Furcht die Freiheit verrathen haben, die man in ihren Händen für gesichert hielt.

Die Philosophie betrieb Büchner nicht wie ein Gelehrter, sondern wie Einer, der von dem Baume der Wissenschaft die Früchte des Lebens pflücken will. „Büchner würde," sagt Gutzkow, „wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anklagen läßt."

Als Büchner gestorben war, versprach Gutzkow in öffentlichen Ankündigungen die Herausgabe seines Nachlasses, und ließ eine Bitte an Büchner's Freunde zur Abgabe von Notizen über Leben und Charakter desselben ergehen, die aber nicht von allen Seiten genügend beantwortet wurde. Eigenthümliche Verhältnisse, die hier nicht erörtert werden können, und die bedeutenden Schwierigkeiten, welche die damals bestehende Censur der Herausgabe in den Weg zu legen schien, machten, daß das Unternehmen liegen blieb. Heute, wo die Zeit so Vieles aus dem Wege geräumt und einen versöhnenden Schleier über Anderes geworfen hat, hielten wir es für unsere Pflicht, sowohl gegen das Publikum, als gegen die Manen des Verstorbenen, diese Lücke auszufüllen. Das Drama „Danton" wurde nach dem Manuscript vervollständigt und corrigirt. In den Briefauszügen wurde beinahe nur das gegeben, was zur Kenntniß der politischen Bewegungen jener Zeit und des Antheils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien. Die Briefe an seine Braut, die mehr künstlerischen und poetischen Werth besitzen, konnten leider nur zum kleinsten Theile benutzt werden. Die wenigen gegebenen Auszüge rühren aus der Zeit des ersten Aufenthaltes in Gießen her, und die ihnen eigne unmotivirte Färbung der Trauer und inneren Zerfahrenheit muß aus den damaligen Lebensverhältnissen des Dichters erklärt werden. Eine heftige Krankheit ließ ihn die erste Trennung von seiner Braut doppelt schmerzlich empfinden, und es war dieselbe Zeit, in der er sich, getrieben von innerer Rastlosigkeit, mit Macht in die revolutionären Umtriebe stürzte. — Von dem „Landboten" konnten wir nur den kleinsten Theil wiedergeben; Vieles darin bezog sich auf ehemalige specielle Landesverhältnisse, Anderes würde noch heutzutage Staatsverbrechen involviren. Die gegebenen Stellen mögen zur Beurtheilung des Ganzen hinreichen, dessen Hauptwerth ein historischer ist. —

Nöthige sie herein zu kommen.

Von Freret.

Den Lesern der frühern Jahrgänge der Fackel ist der Name Freret nicht unbekannt. Wir wollen den sechzehnten Jahrgang mit seinen Ansichten über das Christenthum schließen, um abermals zu zeigen, daß dieses gepriesene System in seinen Folgen noch schrecklicher war als das eines Mahomed. Ob es Früchte des Christenthums oder Mißbrauch der Religion sind, das ist ziemlich gleichgültig — den Baum, sagte ja Christus selbst, erkennt man an seinen Früchten. Also — der Cardinal von Perron gesteht, daß die erstern Väter der Kirche mit den Bischöfen des letzteren Jahrhunderts in Absicht des Betragens gegen die Ketzer nicht einig gewesen sind. Die Kirche wendet die Regeln der Klugheit zur Erhaltung der Religion, auf eine sehr verschiedene Weise nach Verschiedenheit

der Zeit und Umstände an. Als sie sich, z. B. noch unter den ersten heidnischen Kaisern befand, so behaupteten die Christen, man müsse Niemanden des Glaubens wegen verfolgen; zur Religion könne man Niemanden zwingen. So bald sie Herren des Reichs, und die Kaiser katholisch wurden; so griff die Kirche auf einmal zur Gewalt, und bemühete sich, die große Anzahl von Ketzern mit Strafen und zeitlichen Züchtigungen auszurotten. Die Väter hielten sich dann nicht mehr an die deutlichen Worte des Tertullians, daß der Zwang keine Religionshandlung sei, daß man aber Apostaten und Ketzer, wenn sie sich auch außer dem Schooß der Kirche befänden, so bald sie denselben geschworen haben, mit dem weltlichen Arm und durch zeitliche Strafen zur Bekehrung zwingen könne.

Augustin erklärt sich dahin, daß er sonst zwar andrer Meinung gewesen, durch die Gründe seiner klügeren und erfahrneren Mitbrüder aber anders gesinnt geworden sei, und sich nun auf den Ausspruch des Evangelii berufe: nöthige sie herein zu kommen. Im Anfang enthielten sich die Theologen aller Todesstrafe und verurtheilten die Ketzer zu einer Geldbuße von 10 Pfd. Gold, als aber nachher Unglaube und Ketzerei weiter um sich griffen, so nahm man zum mosaischen Gesetz seine Zuflucht, welches denen, die falsche Götter anbeten, die Strafe des Todes zu erkennt, und so nahm man den Ketzern nicht nur ihre Güter, sondern auch ihr Leben.

Diese Regel bestimmte den Calvin, daß er den Servet verbrennen ließ. In England müßten die Arianer sterben. Ob dies nun gleich durch die weltliche Obrigkeit geschieht, so ist es doch nicht eher erfolgt, als seitdem die Kirche der Obrigkeit gleichsam befohlen hat, das Schwerdt zu ziehen *ad nutum sacerdotis.**)

*) Auf den Wink des Priesters.

Diese traurigen Grundsätze haben das Ungeheuer, die Inquisition erzeugt.

Bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts befanden sich die Suveräne allein im Besitz des Rechts, Gesetze und Verordnungen zur Unterdrückung der Ketzereien zu machen und auch in der Ausübung derselben. Allein gegen das Jahr 1200 erfuhr Pabst Innocentius *III.*, daß in Frankreich die Anzahl der Ketzer ungemein zunehme. Die Hauptketzerei war der Unglaube an den Pabst. Die Quelle dieser ihm so nachtheiligen Uebel war zu offenbar und zu gefährlich, als daß sie ihm unbekannt bleiben konnte. Die weltlichen Herren waren zu schläfrig die Ketzer zu bestrafen und die Bischöfe, die die meiste Gewalt hatten, boten auch nicht sehr die Hand dazu, weil sie sich noch vor der weltlichen Macht etwas fürchteten. Der Pabst sah also wohl, daß man nicht mit Ernst am Werke Gottes arbeitete, und hielt daher mit dem Abt eines Zisterzienser Klosters und mit dem spanischen Mönche Dominikus einen Rath, wie dem Uebel gesteuert werden könnte. Dieses Triumvirat hielt fürs rathsamste den saumseligen Laien das Recht der Verfolgung aus den Händen zu nehmen, und es den Geistlichen zu überliefern. Man bestellte also Inquisitoren. Dominikus ward zum Chef ernannt und der von ihm gestiftete Mönchsorden hat sich nachher diesem Geschäfte allezeit sehr getreu unterzogen.

Nicht lange darauf stiftete man das Inquisitionsgericht und brachte also die Verfolgung in ein ordentliches System. Man baute Häuser, worin man den Inquisitoren heimliche Wohnungen anwies, und Gefängnisse für die armen Leute die das Unglück hatten ihnen in die Hände zu fallen. Man vergaß auch nicht den Henker und derer, welche die Tortur verrichteten. Endlich fanden sich noch fromme Leute, die unterm Namen als Bediente des heiligen Officii sich eine Ehre daraus machten, Häscher, Trabanten und Spionen ihrer heiligen Herren zu sein.

Die Jurisdiktion dieses Tribunals erstreckte sich nicht allein über die Unterthanen der Fürsten, sondern über den Fürsten selbst. Die Habsucht, die Ungerechtigkeit und Grausamkeit dieses geistlichen Gerichts sind eben so unumschränkt als seine Macht. Der Anfang der Inquisition wird damit gemacht, daß man dem Angeklagten seine Kleider wegnimmt und dann von seinem Vermögen Nachrichten einzieht. Um ihn treuherzig zu machen, verspricht man ihm feierlich alles wieder zu geben, so bald er unschuldig befunden würde; allein es ist nicht die Art der Inquisitoren Wort zu halten, wenn der Angeklagte reich ist. Kann man nicht so viel als man wünscht vom Inquisiten erforschen, so bedient man sich erst der Territion und dann der Tortur.

Oft muß der Gefangene viele Monate sitzen, ohne daß man ihm etwas von der Ursache seines Gefängnisses sagt, und anstatt es ihm bekannt zu machen, frägt ihn das Gericht selbst nach der Ursache seiner Gefangenschaft. Weil die Gefangenen die Ursache oft nicht wissen und die Inquisitoren auch weiter keine haben, als etwa das Vermögen des Inquisiten, so beschwören sie ihn bei der Barmherzigkeit Jesu Christi ein vollständiges Bekenntniß aller seiner bisher begangenen Sünden und Verbrechen abzulegen, mit der Versicherung, daß Das das einzige Mittel sei, ihnen Freiheit und Leben zu erhalten. Wenn alle diese geistliche Künste nicht anschlagen wollen, so nimmt man zu Drohungen und Martern seine Zuflucht; sind diese auch ohne Erfolg, so sagt man ihnen etwas von dem, wessen sie angeklagt worden, um mehr von ihnen zu erfahren. Ihre Ankläger hören sie niemals nennen, daher oft ganz Unschuldige die grausamsten Marter erdulden und selbst mit dem Tode belegt werden.

Bei diesem Tribunal ist jedermann ein gültiger Zeuge, wenn er auch gleich ehrlos und des Meineides öfters überführt ist, Männer sind Zeugen wider

ihre Weiber, und Weiber Zeugen wider ihre Männer, Eltern wider ihre Kinder, und Kinder wider ihre Eltern. Wollen sie nicht in Güte, so werden sie dazu gezwungen. Um Kinder zu reizen, verspricht ihnen das Gericht oft einen Theil des Vermögens der Eltern, wenn deren Ketzerei bezeugt wird. So feuert dies höllische Gericht oft zum Meuchelmord an, so hat es die Kinder in Sold ihre Eltern ums Leben zu bringen. Die schwärzesten Verbrechen verändern ihre Natur und sind Gott angenehm und verdienstliche Werke, so bald sie zum Besten der Diener Gottes begangen werden.

Die verübten Grausamkeiten dieses Tribunals sind eben so erstaunend als fürchterlich. Viele hat man sorgfältig der Kenntniß der Welt entzogen. Aber man würde doch Folianten schreiben müssen, wenn man nur die bekannt gewordenen anzeigen wollte. Man hat einige Schriften von denen, welche glücklicher Weise den Händen dieser blutgierigen Tiger entgangen sind. Ich will also nur etwas anführen für diejenigen, welche z. B. Lunborchs Geschichte der Inquisition nicht gelesen haben, um sich eine Idee von dieser geistlichen Bosheit machen zu können.

Sobald ein Angeklagter in Verhaft genommen ist, so wirft man ihn in ein finsteres Loch, worin er bisweilen Jahre lang und zwar gewöhnlich allein sitzen muß. Man giebt ihm kein Buch, auch nicht einmal ein Andachtsbuch, um ja nichts beizutragen seine Strafen zu lindern. Er muß sich ganz still verhalten, darf weder laut beten noch husten und kann er das Letzte nicht lassen, so hat der Kerkermeister das Recht ihn so lange schlagen zu lassen bis er seinen Geist aufgiebt.

Obgleich ein solches Gefängniß einen Menschen leicht verrückt machen kann, oder ihn zum Selbstmord verleiten, wie Dellon von sich gesteht, der zu Goa im Inquisitions-Gefängnisse gesessen hat, so ist doch dies nur ein kleiner Theil der Leiden, welche diejenigen ausstehen müssen, die den Händen der Inquisitoren überliefert werden. Diese Ungeheuer belegten die unglücklichen Schlachtopfer ihrer Wuth mit den unerhörtesten Martern. Ihr Zweck ist die Gefangenen zu zwingen sich selbst oder andere anzuklagen und oft klagen sie auch fälschlich sich und andere an.

Beim Inquisitions-Prozeß in Flandern wider die Weiber, welche der Hexerei und eines verbotenen Umgangs mit dem Teufel beschuldigt wurden, leugneten sie im ersten Verhör einstimmig alles ab, so bald sie aber auf die Tortur kamen, so gestanden sie alles. Sie gestanden, daß der Teufel sich fleischlich mit ihnen vermischt hätte. Nachher, wenn sie zum Richtplatz geführet wurden, versicherten sie, und man konnte es ihnen im Ernst glauben, bloß durch Marter zu solchem Geständniß gezwungen worden zu sein, welches aber nicht verhinderte sie lebendig zu verbrennen.

Die Inquisitoren unterlassen nichts, was die armen Angeklagten erschrecken kann. Der Ort der Tortur ist ein dunkles unterirdisches Zimmer, mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und mit Lichtern erleuchtet. So bald der Inquisit hereingeführt worden, erscheint ein schwarz angekleideter Gerichtsdiener, der dem Teufel ähnlich sieht, und dem Gefangenen das Werkzeug der Qual vorhält. Die Angeklagten, sie mögen Männer, Weiber oder Mädchen sein, werden ohne alle Schaam ganz nackt ausgezogen, worauf ihnen ein Gürtel gegeben wird, um ihre Schaam zu bedecken.

Die Tortur-Instrumente sind von verschiedener Art, viele können für Werkzeuge der Hölle geachtet werden. Eine besteht darin, daß man dem Angeklagten die Hände auf den Rücken bindet, ihm große Klötze an den Füßen befestigt, und sodann mit Hülfe eines Klobens am Kopfe in die Höhe zieht. Er muß hierauf eine ziemliche Zeit in der Luft schweben, um seine Glieder und Gelenke auszurenken. Dann läßt man ihn plötzlich herunter fallen, jedoch nur so weit, daß er ja nicht die Erde berühren kann. Durch diesen plötzlichen Fall werden alle seine Knochen verrenkt. Diese Procedur wird zwei- bis dreimal wiederholt, und nach Piazza's Versicherung, der selbst ein Inquisitionsrichter gewesen, werden diese unglücklichen Menschen während ihres Schwebens in Luft noch auf das grausamste geschlagen.

Eine andere Qualmethode ist folgende. Man setzt dem Unglücklichen ein Becken mit glühenden Kohlen unter die Fußsohlen. Ehe es aber geschieht, werden sie mit Speck gerieben, damit die Hitze desto empfindlicher ist. Doch um mich nicht zu lange bei einem die ganze Menschheit so sehr entehrenden Gegenstand aufzuhalten, will ich nur noch eine Art der geistlichen Tortur anführen. Man hat einen hölzernen Trog, der so lang ist, daß ein Mensch darin liegen kann. Auf dem Boden dieses Trogs sind eiserne Spitzen, worauf man den Gefangenen dergestalt auf den Rücken legt, daß seine Füße viel höher als der Kopf zu liegen kommen. In dieser Lage werden seine Füße und Arme mit einem feinen Bindfaden zusammengebunden, den man ihm so weit einschneidet, daß er bis auf die Knochen dringen muß. Das ist der Anfang der Qual. Dann stopft man in Mund und Nasenlöcher dünnes Zeug, worauf man von einer ziemlichen Höhe an einem Faden, Wasser auf den Mund des Unglücklichen träufelt, welches das Zeug in seinen Hals so tief hineinstößt, daß ihm das Athemholen fast unmöglich wird und er in letzten Zügen zu liegen scheint. Wenn man es ihm aus dem Munde nimmt, um auf die Fragstücke zu antworten; so ist es gewöhnlich mit Blut angefüllt. Diejenigen, welche diese Tortur ausgestanden haben, sagen, daß es eben so sei, als wenn eJmanden die Eingeweide aus dem Munde giengen. Die Wiederholung dieser Tortur ist ein vervielfältiger Tod.

Das sind die höllischen Erfindungen der Priester des Gottes der Barmherzigkeit und Gütigkeit. In Wahrheit, die

Hölle, ihre Dauer abgerechnet, kann nicht ärger als der heilige Inquisition sein, u. der Teufel nicht grausamer als diese andächtigen Priester. Ich will einige Beispiele anführen, von Menschen, die das Unglück gehabt haben, in ihre Hände zu fallen.

Wilhelm Lithgow, ein Schottländer, der zum Vergnügen reiste, ward bei diesem ehrlosen Gerichte angeklagt. Nachdem er unerhörte Marter erduldet hatte, ward er als Ketzer verdammt, lebendig verbrannt zu werden. Aber die Inquisitoren, die mit diesem schmerzhaften Tode noch nicht zufrieden waren, wollten ihn vorher noch auf elf verschiedene Torturen bringen lassen. Eine von diesen erzählt er selbst. Als er nackend ausgezogen war, mußte er sich auf die Knie setzen und die Hände in die Höhe halten. Hierauf öffnete man ihm mit einem eisernen Instrumente den Mund und ließ ihn so viel Wasser einschlucken, bis es ihm aus dem Munde lief. Nach diesem legt man ihm einen Strick um den Hals und schleppte ihn siebenmal in der Marterkammer auf und nieder, so daß er glaubte, man würde ihn stranguliren. Als dieses vorbei war, band man ihm einen dünnen Bindfaden um beide großen Zehen, und zog ihn daran, den Kopf herunterhängend, in die Höhe, worauf man das Seil um den Hals losschnitt. In diesem Zustand ließ man ihn, bis er alles ihm eingegossene Wasser wieder von sich gegeben hatte. Endlich warf man ihn auf die Erde, wo er lange Zeit als todt lag. Durch ein unvorhergesehenes Glück kam er aus dem Gefängnisse und gieng nach England zurück.

Eine sehr rechtschaffene Frau ward der Ketzerei wegen bei dem Inquisitionsgericht zu Sevilla mit ihren beiden Töchtern, die noch Jungfern waren, und mit einer verheiratheten Muhme angeklagt und ins Gefängniß geworfen. Es wurden verschiedene Torturen gebraucht, ihnen das Geständniß schuldig zu sein, abzuzwingen, und um Personen zu entdecken, die ebenfalls ihres Glaubens wären, besonders aber, um sich unter einander anzuklagen. Es war aber alles umsonst. Da ließ sie der Inquisitor mit dem Vorwande, daß er etwas Geheimes mit ihr allein zu sprechen habe, zu sich kommen. Er versicherte ihr, daß er großen Antheil an ihrem Unglück nehme, und stellte sich, als wenn er sie trösten wollte. Nachdem er sie dadurch treuherzig gemacht hatte, so ermahnte er sie alles zu gestehen, was sie selbst begangen und auch alles zu entdecken, was sie von ihrer Mutter, Schwester, Tante und einigen andern Personen wüßte, die noch nicht eingezogen wären. Er betheuerte ihr mit einem Eide, daß, wenn sie offenherzig werden würde, er schon Mittel finden wollte, ihren Leiden ein Ende zu machen, und sie wieder auf freiem Fuß zu sehen. Diese Liebkosungen brachten diese Person zu einem Geständniß, das ihr die Martern nicht hatten abzwingen können. Durch diese Verheißungen und wiederholten Eide verführt, entdeckte sie dem Inquisitor alles was er wissen wollte. Da dieser Meineidige nun einmal so weit gekommen war, so ließ er diese Unglückliche auf die grausamste Folter bringen. Sie sagte etwas gegen ihre Mutter und Schwester aus, und das war genug sie zusammen auf einem Schelterhaufen lebendig zu verbrennen.

So fürchterlich dies Beispiel ist, so giebt ihm doch folgendes nichts nach. Madam Bohorquia, Gemahlin des d'Higara in Spanien, ward, ob sie gleich im sechsten Monate schwanger war, von der Inquisition in Verhaft genommen, blos weil ihre Schwester, die gleichfalls ins Gefängniß geworfen war und nachher verbrannt ward, auf der Tortur ausgesagt hatte, daß sie von ihr oft mit ihrer Art zu denken unterhalten worden. Jene kam im Gefängniß nieder. Vierzehn Tage darauf ward sie in einer sehr festen Zelle eingeschlossen und eben so hart als andere Gefangene gehalten. Ihr einziger Trost war ein junges Mädchen, das man ihr zur Gesellschaft gegeben hatte. Allein dieser Trost war bald dahin: denn diese unglückliche Gesellschafterin ward ihr entrissen um di[e] Folter auszustehen, und man brachte [sie] ihr nicht eher wieder, als bis alle Ge[-]lenke und Glieder verrenkt waren. Die[-]ses abscheuliche Schauspiel zeigte i[hr] alles, was sie selbst zu erwarten habe[n] würde. Kaum hatte sich das junge Mä[d-]chen ein wenig erholt; so nahm man Ma[-]dam Bohorquia, um sie gleicher Tortu[r] zu unterwerfen. Nach ausgestandene[n] Martern, die so eingerichtet waren, da[ß] sie ihr das Leben kosten sollten, ward [sie] wie todt in ihr Gefängniß geschlepp[t,] worin sie auch wirklich nach acht Tage[n] starb. Nachher fand sich, daß diese Da[-]me in Absicht des Verbrechens, dessen man sie beschuldigt hatte, vollkommen un[-]schuldig war Die Inquisitoren [ihre] Henker, erklärten sie selbst für unschuldig.

Um die Schilderung von einem Tribu[-]nal, das aus dem tiefsten Schlund de[r] Hölle auf unsere Erde ausgespien zu sein scheint, zu endigen, so will ich nur noch etwas von der Execution anführen.

So bald die Inquisition ein Auto de Fe, das heißt eine Handlung des Glaubens, bekannt gemacht hat, so ist dieser Tag ein Triumpf für die Kirche und ein Tag der Fröhlichkeit für den Pöbel in Portugal und Spanien. Die Inquisitoren zeigen sich dann in ihrer ganzen Unverschämtheit oder Ehre und der Pöbel jauchzet ihnen Beifall zu. Die Vollstreckung des Urtheils geschieht mit einer Wuth und Barbarei, die nur christliche Priester ausüben können.

Die Unglücklichen, welche lebendig verbrannt werden sollen, sitzen auf einer Bank, die zwölf Fuß hoch ist. Zwei Dominikaner steigen auf eine Leiter, um sich dem Juden oder Ketzer zu nähern und ihn zu bewegen sich, mit der Kirche Jesu Christi auszusöhnen. Wenn er sich solches nach wiederholter Ermahnung zu thun weigert; so sagen ihm die Mönche, daß der Teufel bereit sei ihn zu holen und in die Hölle zu bringen. Auf diese liebreiche Nachricht ruft das Volk mit großem Geschrei, daß man sie verbrennen möge.

indem es sagt: man putze den Hunden den Bart. Dieses geschieht dadurch, daß man ihnen mit einem brennenden Besen so lange ins Gesicht herumfährt, bis er verbrannt ist. Dann steckt man die Bündel Holz an, woraus der Scheiterhaufen besteht. Weil man aber sehr dafür sorgt, daß die Flamme nicht höher, als bis an die Kniee brenne, so werden die Unglücklichen mehr gebraten als verbrannt, und diese Marter läßt man oft über zwei Stunden dauern. Der verstorbene König von Portugal war selbst einmal Augenzeuge dieser Barbarei. Er stand mit seinen Brüdern an einem Fenster so nahe am Scheiterhaufen, daß er die pathetische Rede eines dieser Unglücklichen, den man am langsamen Feuer bratete, hören konnte. Da dieser den König erblickte, bat er ihn um die einzige Gnade, mehr Holz anlegen zu lassen, um seine Marter zu enden. Allein der König unterstand sich nicht mehr diese Gnade zu ertheilen. Ein Augenzeuge dieser Scene sagt, daß, nachdem sein Rücken und der ganze Hintertheil seines Leibes schon verbrannt gewesen, sich plötzlich, als er noch greredet, sein Magen geöffnet habe. Das ist die Liebe und Barmherzigkeit der Christen, das sind die Früchte des Christenthums!!!

Nicht Früchte des Christenthums, sondern des Mißbrauchs der Religion, könnte man einwenden; es sei bekannt, daß die allernützlichsten Dinge gemißbraucht und schädlich werden können, und das hat auch die Religion betroffen. Vergebene Einwendung!

In den Grundsätzen der Religion selbst und in den Begriffen, welche sich die Menschen von ihrem Gott gemacht haben, muß man die Quellen der Abscheulichkeiten und Bosheiten als nothwendige Folgen der Religion aufsuchen.

Bei einem Auto da Fe, die man in Spanien feiert, war die Königin, eine französische Prinzessin, gegenwärtig. Man verbrannte ein jüdisches Mädchen von außerordentlicher Schönheit und in einem Alter von noch nicht siebenzehn Jahren. Diese arme Unglückliche wandte sich an die Königin, um ihrer Strafe bald ein Ende machen zu lassen. „Große Königin," sagte sie, „wird Ihre Gegenwart nicht meine Pein lindern? Betrachten Sie meine Jugend; bedenken Sie, daß ich meiner Religion wegen verurtheilt worden, die ich mit der Muttermilch eingesogen habe." Die Königin kehrte die Augen ab, und weinte über das traurige Schicksal dieses Mädchens; aber sie wagte es nicht eine Fürbitte einzulegen, noch irgend ein Wort zu ihrem Besten zu sagen.

Philipp *III.* konnte sich nicht enthalten, da er einen von der Inquisition verdammten Juden fröhlich zu seinem Scheiterhaufen gehen gesehen hatte, zu sagen, daß, dieser Unglückliche von der Wahrheit seiner Religion vollkommen überzeugt sein müßte. Die Inquisitoren, die sich über diese Aeußerung sehr ärgerten, forderten eine feierliche Ersetzung der Beleidigung. Man ließ also dem König aus der Ader, und das geflossene Blut ließ man durch Henkers Hand verbrennen.

Nur erst seit einigen Jahren haben die Engländer die Ungerechtigkeit eingesehen, wenn man Irrgläubige mit dem Tod bestraft, und die Akte *de haeretico comburendo* ist unter Carl *II.* abgeschafft worden. Desgleichen grausamen Gesinnungen gemäß hat man, zur Schande des Christenthums sei es gesagt, öffentlich gelehrt, man brauche den Ketzern keinen Glauben zu halten. Eine Meinung, die selbst Clemens *VIII.* annahm, der doch als Pabst betrachtet, immer noch rechtschaffen genug dachte. Der unmenschliche Schluß des Conciliums zu Kostnitz, daß man das den Ketzern versprochene sichere Geleit nicht zu halten nöthig habe, ist eine Folge dieser verderblichen Lehre.

Der Biograph des H. Wilhelms, Erzbischofs von Bourges, schildert z. B. den Sieg der Katholiken über die Albigenser und lobt jene, daß sie weder Alter, noch Geschlecht geschont, daß sie die Kinder in den Armen der Mütter ermordet, und sich weder an Klöster noch Kirchen, wohin diese Unglücklichen sich flüchteten gekehrt hatten.

Hiezu kann man noch rechnen, was sich unter der Regierung der Maria in England zutrug. Eine Mutter sollte mit ihren beiden Töchtern verbrannt werden. Eine von diesen war schwanger, und ihrer Niederkunft nahe. Das Feuer und der Schmerz beschleunigten dieselbe. Einer der Umherstehenden, der Gefühl der Menschlichkeit hatte, zog das Kind aus dem Feuer. Andere aber warfen es von neuem hinein.

Der katholischen Religion hat man die Bartholomäusnacht, — und das abscheuliche Blutbad in Irrland zu danken. Caßsamoom, der einige Zeit nach diesen letzteren schrieb, ermahnte in seinem zu Frankfurt gedruckten Werke, seine Landsleute, alle Ketzer und ihre Vertheidiger zu tödten. Er freut sich sogar, und wünscht ihnen dazu Glück, daß sie in 4 Jahren (1641 bis 1645) mehr als 150,000 auf die Schlachtbank geliefert hatten. — Das Blutbad in den Thälern von Piemont übertrifft alle Beschreibung, und man kann folgende Schilderung des Legers gewiß nicht ohne Thränen lesen: die kleinen Kinder, heißt es, riß man von den Brüsten ihrer zärtlichen Mütter, nahm sie bei den Füßen und schleuderte sie gegen Mauern und Felsen. Ihr Gehirn klebte an den Klippen, und ihren Körper warf man auf den Schindanger. Oft riß man ihnen die Beine aus, und warf sie auf den Weg. Kranke und Alte, Männer und Weiber ohne Unterschied wurden in ihren eignen Häusern verbrannt, oder in Stücke gehauen, oder ganz nackend mit dem Kopf zwischen den Füßen, in Form eines Zwirnknauls zusammengebunden, und auf diese Art von den Felsenspitzen herabgeworfen, oder die steilsten Berge herunter gerollt. Armen geschändeten Mädchen und Frauen stopfte man den Leib voll Kieselsteine oder Pulver, das man anzündete. Andern that man Pulver in den Mund und in die Ohren, und zündete es mit Feuer an, man zerspaltete ihre Kinnbacken, und sprengte

auf diese Art ihr Gehirn aus dem Kopfe. Andere unglückliche Mädchen oder Frauen wurden lebendig gespießt, und nackt auf die Heerstraßen ausgestellt. Noch andere wurden verstümmelt, ihre unbarmherzigen Henker rißen ihnen die Brüste ab und fraßen sie auf.

Mannspersonen wurden lebendig in Stücke zerrissen; man schnitt ihnen das männliche Glied ab, und steckte es zwischen die Zähne ihres abgehauenen Hauptes. Andere wurden lebendig geschunden; hier sah der trostlose Vater sein Kind von diesen Tyrannen geschunden; Soldaten warfen es gegen die Felsen, und schlugen sich mit den zerschmetterten Gliedern. Dort erdickte ein Ehemann seine Frau, die man in seiner Gegenwart entehrte. Die Mutter sah ihre Tochter nothzüchtigen, und ihr hernach den Leib aufschneiden, und denselben mit Steinen oder Pulver anfüllen. Schwangern Weibern wurde der Leib aufgehauen und die Frucht mit der Hellebarde herausgehoben.

Baile sagt daher ganz richtig, „daß die Unmenschlichkeiten, die das Christenthum begangen habe, um entweder den Götzendienst über den Haufen zu werfen, oder die Ketzerei auszurotten, über alle Beschreibung wären, daß die Geschichte uns die schreckenvollsten und die abscheulichsten Beispiele liefere, daß selbst der Barmherzige bei solchen Anblicken zittern müsse.— — Ein weichgeschaffner Mensch wird dergleichen Nachrichten nicht ohne dem größten Unwillen lesen können; er wird das Andenken derer verfluchen, die an einem solchen Unglück Schuld sind; anstatt Blumen auf ihr Grab zu werfen, anstatt aus dem Juvenal gute Wünsche ihnen nachzurufen, wird er aus dem Tibull Verwünschungsformeln suchen, mit denen er ihr Gedächtniß begleitet."

Kurz die Intoleranz der Christen gieng so weit, daß sogar philosophische Meinungen bei Lebensstrafe verboten wurden. Hier ist ein von unsren Zeiten eben nicht so sehr entferntes Beispiel. Villon, Bitaut und Claves äußerten im Jahre 1642 gewisse Meinungen, welche denen des Aristoteles widersprachen. Die Fakultät in Paris verdammte sie, und zeigte diese Gelehrten dem Parlamente an, welches ein besondres Urtheil fällte, das man beim Hrn. *de Launy* findet. Es wurde nämlich in demselben befohlen, „daß die Theses, worin sich dergleichen Sätze befinden würden, zerrissen werden, daß ferner den gedachten Herren durch einen königlichen Gerichtsbedienten befohlen werden sollte, in 24 Stunden Paris zu verlassen. Es ward ihnen untersagt, auf irgend einer Universität die Philosophie zu lehren, und allen übrigen Einwohnern aus allen Ständen bei Lebensstrafen verboten, über die gedachten Sätze zu controvertiren, oder sie zu verkaufen. Eben so ist es untersagt, irgend etwas gegen die alten Lehrer, das heißt, gegen den Aristoteles zu sagen.

Man müßte jedoch die ganze Kirchengeschichte durchgehen, um das Verderben der Kirche in seinem ganzen Umfange zu schildern, und dann würde man Stolz, Grausamkeit und Sittenverderbniß bis auf den höchsten Grad gestiegen erblicken. Die für ihre Sache noch so sehr eingenommenen christlichen Geschichtschreiber müssen dies eingestehen; es sind aber zu ausgemachte Begebenheiten, daß es Zeitverderb sein würde, sie einzeln zu erzählen. Die Kirche von Rom, die ein gutes Beispiel geben sollte, war der Mittelpunkt aller Unordnung.

Alkuin klagte schon zu seiner Zeit, daß zu Rom weder Furcht vor Gott, noch Menschenliebe, noch Zucht und Ehrlichkeit herrschte, daß viel mehr die unerhörtesten Laster ihren Sitz daselbst aufgeschlagen hätten. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten herab giebt es keine gesunde Pflanze; das Oberhaupt der Welt ist jetzt zum Haupte des Lasters geworden.

Der gute Pabst Adrian der sechste gesteht geradezu, „daß auf dem heiligen Stuhl seit mehren Jahren Mißbrauch in geistlichen Dingen, Ereesse in den Mandaten hergehen und Alles in Schlechtigkeit verwandelt sei." Picus von Mirandola geht noch weiter: „In der Kirche Gottes, so drückt er sich aus, fand sich weder Scham noch Scheu, weder Bescheidenheit, noch ehrbares Wesen. Gottesfurcht hatte sich in Aberglaube verwandelt, das Laster ward geehrt, der Tugend Hohn gesprochen; Kirchen und Klöster waren öffentliche Oerter zur Ausschweifung, wo man sich die unerhörtesten Sünden und Gottlosigkeiten ohne alle Scham erlaubte. Priester und Bischöfe wußten nicht einmal mehr das Gebet, so sie vor dem Crucifix ablegen mußten, und ergaben sich ganz ungescheut der Simonie."

Um aber augenscheinlich darzuthun, daß das Christenthum die Sitten gewiß nicht verfeinert habe, will ich aus dem berühmten Werke des Bartholomäus de las Casas ein Beispiel anführen, welches zwar Grausamkeiten und Schrecken erregt, aber für meine Sache zu wichtig, als daß ich es mit Stillschweigen übergehen könnte.

Nachdem er den sanften, wohlwollenden, und biegsamen Charakter der Indianer geschildert hatte; so giebt er folgende Darstellung der gegen sie begangenen Grausamkeiten.

Zu diesen Lämmern kamen die Spanier gleich gierigen Löwen, hungrigen Wölfen, und reißenden Tigern. Seit 40 Jahren beschäftigten sie sich mit nichts anders, als sie zu quälen und Grausamkeiten auszuüben. Von 3 Millionen Menschen blieben in Hispaniola nur 200. Mehr als 10 weit größere Königreiche, als Spanien, Portugall und Arragonien inbegriffen, zweimal mehr Länder, als der Weg von Sevilien bis nach Jerusalem haben die Spanier entvölkert. Nach einer genauen und richtigen Berechnung haben die Spanier mehr als 14 Millionen Menschen auf die Schlachtbank geliefert. Schwangern Weibern rissen sie den Leib auf und nahmen die Frucht heraus. Sie stellten Wetten an, wer jemanden mit einem Hieb spalten oder erstechen, oder am geschicktesten den Kopf vor die Füße legen, oder am schleunigsten die Eingeweide durchbohren würde. Die Säuglinge rießen sie von den Brüsten der Mütter, schleuderten sie mit dem Kopf an

die Felsen. Andere warfen sie in den Fluß, tauch'en sie unter, und, wenn sie wieder in die Höhe kamen, brachen sie in freudenvolle Gesänge hierüber aus. Sie verfertigten lange u. kurze Galgen, so daß der Sterbende mit seinen Füßen die Erde berührte. An jedem ließen sie 13 zur Ehre Jesu Christi und der 12 Apostel aufhängen, hernach legten sie Feuer unten an und verbrannten alle, die daran hiengen, lebendig. Dieß sind einige von den Früchten des Christlichen: „Nöthige sie herein zu kommen."

Ende.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvigh.

Siebenzehnter Jahrgang.

St. Paul, Minn., 1865.

DANTON'S TOD.

Ein Drama.

Von Georg Büchner.

Personen.

Georg Danton
Legendre
Camille Desmoulins
Herault-Sechelles
Lacroix
Philippeau
Fabre d'Eglantine
Mercier
Thomas Payne.
} Deputirte.

Robespierre
St. Just
Barrere
Collot d'Herbois
Billaud Varennes.
} Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses.

Chaumette, Prokurator des Gemeinderaths.

Dillon, ein General.
Fouquier Tinville, öffentlicher Ankläger.
Herrmann,
Dumas.
} Präsidenten des Revolutions-Tribunals.

Paris, ein Freund Danton's.
Simon, Souffleur.
Laflotte.
Julie, Danton's Gattin.
Lucile, Gattin des Camille Desmoulins.

Rosalie
Adelaide
Marion
} Grisetten.

Männer und Weiber aus dem Volke, Grisetten, Deputirte, Henker u. s. w.

Erster Act.

Herault Sechelles, einige Damen (am Spieltische), Danton, Julie, seine Gattin (etwas weiter weg. Danton auf einem Schemel zu den Füßen Julien's.)

Danton. Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! Ja wahrhaftig, sie versteht's; man sagt, sie halte ihrem Manne immer das Coeur und andern Leuten das Carreau hin. Ihr könntet Einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubst du an mich?

Danton. Was weiß ich! Wir wissen wenig von einander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nach einander aus, aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir sind sehr einsam.

Julie. Du kennst mich, Danton.

Danton. Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh', wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. —

Eine Dame (zu Herault.) Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Herault. Nichts.

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehen.

Herault. Seh'n Sie nur, das Ding hat eine ganz eigne Physiognomie. —

Danton. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend.) Oh!

Danton. Die Leute sagen, im Grabe sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooße schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame. Verloren!

Herault. Das war ein verliebtes Abenteuer, es kostet Geld, wie alle anderen.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubstummer, mit den Fingern gemacht.

Herault. Ei, warum nicht? Man will sogar behaupten, gerade die würden am leichtesten verstanden. Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen, Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so seltsam durcheinander, und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille, Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Herault. Philippeau, welch trübe Augen! Hast du dir ein Loch in die rothe Mütze gerissen? Hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder hast du einen schlechten Platz dabei bekommen und nichts sehen können?

Camille. Du parodirst den Sokrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibades fragte, als er ihn eines Tages finster u. niedergeschlagen fand: „Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfelde verloren, bist du im Wettlauf oder im Schwerdtkampfe besiegt worden? Hat ein Anderer besser gesungen oder besser die Cither geschlagen?“ Welche klassischen Republikaner! Nimm einmal unsere Guillotinenromantik dagegen!

Philippeau. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthume, man hat die Hebertisten nur aufs Schaffot geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfahren, vielleicht auch weil die Decemvirn sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als sie.

Herault. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Just säh' es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren kriechen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

Philippeau. Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein, wie neugeborne Kinder, die Guillotine zur Wiege haben und mit Köpfen spielen? Wir müssen vorwärts: Der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßenen Deputirten müssen wieder aufgenommen werden.

Herault. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. — Die Revolution muß aufhören, und die Republik muß anfangen. — In unseren Staatsgrundsätzen muß das Recht an die

Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seinen Naturtrieb durchsetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle sind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzudringen und ihm ein Gesetz darans zu machen. — Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf.

Camille. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin ausdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht, zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen auf die Finger schlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympische Spiele und melodische Lippen; ach, die gliederlösende, böse Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, sich in die Ecke zu setzen und Rüben zu kochen, aber sie sollen uns keine Gladiatorenspiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und Venus müssen statt der Heiligen Marat und Chalier die Thürsteher der Republik werden. — Danton! du wirst den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden sechzig Minuten verflossen sein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille. Was soll das hier? das versteht sich von selbst.

Danton. O, es versteht sich Alles von selbst. Wer soll denn aber alle die schönen Dinge ins Werk setzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und" dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zusammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter stehen und seine Töchter an sie verheirathen, aber das ist Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Katone nie ansehn, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. (Er erhebt sich.)

Julia. Du gehst?

Danton (zu Julie.) Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehen.) Zwischen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kömmt?

Herault. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

Eine Gasse.

Souffleur Simon. Sein Weib.

Simon (schlägt das Weib). Du Kuppelpelz, du runzliche Sublimatpille, du wurmstichiger Sündenapfel!

Weib. Zu Hilfe! Hilfe!

(Es kommen Leute gelaufen.)

Reißt sie auseinander, reißt sie auseinander!

Simon. Nein, laßt mich, Römer! Zerschellen will ich dieß Gerippe! Du Vestalin!

Weib. Ich eine Vestalin? Das will ich sehen, ich?

Simon. So reiß ich von den Schultern dein Gewand,
Nackt in die Sonne schleudr' ich dann dein Aas,
In jeder Runzel deines Leibes nistet Unzucht.
(Sie werden getrennt.)

Erster Bürger. Was giebt's?

Simon. Wo ist die Jungfrau? Sprich! Nein, so kann ich nicht sagen. Das Mädchen! nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch Ein Name; o, der erstickt mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger. Das ist gut, sonst würde der Name nach Wein riechen.

Simon. Alter Virginius, verhülle dein kahles Haupt, — der Rabe Schande sitzt darauf, und hackt nach deinen Augen. Gebt mir ein Messer, Römer! (Er sinkt um.)

Weib. Ach, er ist sonst ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Wein stellt ihm gleich ein Bein.

Zweiter Bürger. Dann geht er mit dreien.

Weib. Nein, er fällt.

Zweiter Bürger. Richtig, erst geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte selbst wieder fällt.

Simon. Du bist die Vampyrzunge, die mein wärmstes Herzblut trinkt.

Weib. Laßt ihn nur, das ist so die Zeit worin er immer gerührt wird; es wird sich schon geben.

Erster Bürger. Was giebt's denn?

Weib. Seht ihr: ich saß da so auf dem Stein in der Sonne, und wärmte mich; — seht ihr, denn wir haben kein Holz, seht ihr —

Zweiter Bürger. So nimm deines Mannes Nase.

Weib. Und meine Tochter war da

hinunter gegangen um die Ecke — sie ist ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

Simon. Ha, sie bekennt.

Weib. Du Judas, hättest du ein Paar Hosen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren nicht gegen sie — artig wären? Du Weinfaß, willst du verdursten, wenn das Brünnlein zu laufen aufhört? He! — Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat geschafft, wie sie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann sie für ihre Mutter nicht auch schaffen, he? Und thut's ihr auch weh dabei, he? Du Dummkopf!

Simon. Ha, Lucretia! ein Messer; gebt mir ein Messer, Römer! Ha, Appius Claudius!

Erster Bürger. Ja, ein Messer, aber nicht für das arme Kind! Was that es? Nichts! Ihr Hunger bettelt. Ein Messer für die Leute, die das Fleisch unserer Weiber und Töchter kaufen! Weh über die, so mit den Töchtern des Volkes buhlen! Ihr habt Kollern im Leib, und sie haben Magendrücken, ihr habt Löcher in den Jacken, und sie haben warme Röcke, ihr habt Schwielen in den Fäusten, und sie haben Sammthände. *Ergo* ihr arbeitet und sie thun nichts, *ergo* ihr habt's erworben und sie haben's gestohlen, *ergo*: wenn ihr von eurem gestohlnen Eigenthum ein Paar Heller wieder haben wollt, müßt ihr buhlen und betteln, *ergo*: sie sind Spitzbuben, und man muß sie todtschlagen.

Dritter Bürger. Sie haben kein Blut in den Adern, als das sie uns ausgesogen haben. Sie haben uns gesagt: schlagt die Aristokraten todt, das sind Wölfe! Wir haben die Aristokraten an die Laterne gehenkt. Sie haben gesagt: das Veto frißt euer Brod! wir haben das Veto todtgeschlagen. Sie haben gesagt: die Girondisten hungern euch aus; wir haben die Girondisten guillotinirt. Aber sie haben die Todten ausgezogen, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren. Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen damit schmelzen. Fort! Todtgeschlagen wer kein Loch im Rocke hat!

Erster Bürger. Todtgeschlagen, wer lesen oder schreiben kann!

Zweiter Bürger. Todtgeschlagen, wer auswärts geht!

Alle schreien: Todtgeschlagen, todtgeschlagen!

(Einige schleppen einen jungen Menschen herbei.)

Einige Stimmen. Er hat ein Schnupftuch! ein Aristokrat! an die Laterne! an die Laterne!

Zweiter Bürger. Was? er schneuzt sich die Nase nicht mit den Fingern? An die Laterne!

(Eine Laterne wird heruntergelassen.)

Junger Mensch. Ach, meine Herren!

Einige singen:

Die da liegen in der Erden,
Von den Würm gefressen werden;
Besser hangen in der Luft,
Als verfaulen in der Gruft!

Junger Mensch. Erbarmen!

Dritter Bürger. Nur ein Spielen mit einer Hanf-Locke um den Hals! Es ist nur ein Augenblick! Wir sind barmherziger, als ihr. Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln, aber wir werden uns losschneiden. — An die Laterne.

Junger Mensch. Meinetwegen, ihr werdet deßwegen nicht heller sehen.

Die Umstehenden. Bravo! Bravo!

Einige Stimmen. Laßt ihn laufen! (Er entwischt.)

(Robespierre tritt auf, begleitet von Weibern und Ohnehosen.)

Robespierre. Was gibt's da, Bürger?

Dritter Bürger. Was wird's geben? Die Paar Tropfen Bluts vom August und September haben dem Volke die Backen nicht roth gemacht. Die Guillotine ist zu langsam. Wir brauchen einen Platzregen.

Erster Bürger. Unsere Weiber und Kinder schreien nach Brod, wir wollen sie mit Aristokratenfleisch füttern. He! todtgeschlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Alle. Todtgeschlagen! Todtgeschlagen!

Robespierre. Im Namen des Gesetzes!

Erster Bürger. Was ist das Gesetz?

Robespierre. Der Wille des Volkes.

Erster Bürger. Wir sind das Volk, und wir wollen, daß kein Gesetz sei; *ergo*: im Namen des Gesetzes gibt's kein Gesetz mehr, *ergo*: todtgeschlagen!

Einige Stimmen. Hört den Aristides, hört den Unsterblichen!

Ein Weib. Hört den Messias, der gesandt ist, zu wählen und zu richten; er wird die Bösen mit der Schärfe des Schwertes schlagen. Seine Augen sind die Augen der Wahl, und seine Hände sind die Hände des Gerichts.

Robespierre. Armes, tugendhaftes Volk! Du thust deine Pflicht, du opferst deine Feinde. Volk! du bist groß, Du offenbarst dich unter Blitzstrahlen und Donnerschlägen. Aber, Volk, deine Streiche dürfen deinen eignen Leib nicht verwunden; du mordest dich selbst in deinem Grimm. Du kannst nur durch deine eigne Kraft fallen, das wissen deine Feinde. Deine Gesetzgeber wachen, sie werden deine Hände führen, ihre Augen sind untrügbar, deine Hände sind unentrinnbar. Kommt mit zu den Jacobinern. Eure Brüder werden euch ihre Arme öffnen, wir werden ein Blutgericht über unsere Feinde halten.

Viele Stimmen. Zu den Jacobinern! Es lebe Robespierre. (Alle ab.)

Simon. Weh mir, verlassen! (Er versucht, sich aufzurichten.)

Weib. Da! (Sie unterstützt ihn.)

Simon. Ach meine Baucis, du sammelst Kohlen auf mein Haupt.

Weib. Da steh!

Simon. Du wendest dich ab! Kannst du mir vergeben, Portia? Schlug ich dich? Das war nicht meine Hand, war nicht mein Arm, mein Wahnsinn that es. Sein Wahnsinn ist des armen Hamlet Feind. Hamlet that's nicht, Hamlet verläugnet's. Wo ist unsere Tochter, wo ist mein Sannchen?

Weib. Dort um das Eck herum.

Simon. Fort zu ihr! Komm, mein tugendreich Gemahl. (Beide ab.)

Der Jacobinerklubb.

Ein Lyoner. Die Brüder von Lyon senden uns, um in eure Brust ihren bitteren Unmuth auszuschütten. Wir wissen nicht, ob der Karren, auf dem Ronsin zur Guillotine fuhr, der Todtenwagen der Freiheit war, aber wir wissen, daß seit jenem Tage die Mörder Chalier's wieder so fest auf den Boden treten, als ob es kein Grab für sie gäbe. Habt ihr vergessen, daß Lyon ein Flecken auf dem Boden Frankreichs ist, den man mit den Gebeinen der Verräther zudecken muß? Habt ihr vergessen, daß diese Metze der Könige ihren Aussatz nur in dem Wasser der Rhone abwaschen kann? Habt ihr vergessen, daß dieser revolutionäre Strom die Flotten Pitt's im Mittelmeer auf den Leichen der Aristokraten muß stranden machen? Eure Barmherzigkeit mordet die Revolution. Der Athemzug eines Aristokraten ist das Röcheln der Freiheit. Nur ein Feigling stirbt für die Republik, ein Jacobiner tödtet für sie. Wißt: finden wir in euch nicht mehr die Spannkraft der Männer des 10. August, des September und des 31. Mai, so bleibt uns, wie dem Patrioten Gaillard, nur der Dolch des Cato. (Beifall und verwirrtes Geschrei.)

Ein Jacobiner. Wir werden den Becher des Socrates mit euch trinken!

Legendre (schwingt sich auf die Tribüne.) Wir haben nicht nöthig, unsere Blicke auf Lyon zu werfen. Die Leute, die seidene Kleider tragen, die in Kutschen fahren, die in den Logen im Theater sitzen und nach dem Dictionär der Akademie sprechen, tragen seit einigen Tagen die Köpfe fest auf den Schultern. Sie sind witzig und sagen, man muß Marat und Challer zu einem doppelten Märtyrerthum verhelfen, und sie *in effigie* guillotiniren. (Heftige Bewegung in der Versammlung.)

Einige Stimmen. Das sind todte Leute, ihre Zunge guillotinirt sie.

Legendre. Das Blut dieser Heiligen komme über sie! Ich frage die anwesenden Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses, seit wann ihre Ohren so taub geworden sind? —

Collot d'Herbois (unterbricht ihn.) Und ich frage dich, Legendre, wessen Stimme solchen Gedanken Athem gibt, daß sie lebendig werden und zu sprechen wagen? Es ist Zeit, die Masken abzureißen. Hört! die Ursache verklagt ihre Wirkung, der Ruf sein Echo, der Grund seine Folge. Der Wohlfahrts-Ausschuß versteht mehr Logik, Legendre. Sei ruhig. Die Büsten der Heiligen werden unberührt bleiben, sie werden wie Medusenhäupter die Verräther in Stein verwandeln.

Robespierre. Ich verlange das Wort.

Die Jacobiner. Hört, hört den Unsterblichen!

Robespierre. Wir warteten nur auf den Schrei des Unwillens, der von allen Seiten ertönt, um zu sprechen. Unsere Augen waren offen, wir sahen den Feind sich rüsten und erheben, aber wir haben das Lärmzeichen nicht gegeben; wir ließen das Volk sich selbst bewachen, es hat nicht geschlafen, es hat an die Waffen geschlagen. Wir ließen den Feind aus seinem Hinterhalt hervorbrechen, wir ließen ihn anrücken, jetzt steht er frei und ungedeckt in der Helle des Tages, jeder Streich wird ihn treffen, er ist todt, sobald ihr ihn erblickt habt. — Ich habe es euch schon einmal gesagt: in zwei Abtheilungen, wie in zwei Heereshaufen, sind die inneren Feinde der Republik zerfallen. Unter Bannern von verschiedener Farbe und auf den verschiedensten Wegen eilen sie Alle dem nämlichen Ziele zu. Die eine dieser Faktionen ist nicht mehr. In ihrem affectirten Wahnsinne suchte sie die erprobtesten Patrioten als abgenutzte Schwächlinge bei Seite zu werfen, um die Republik ihrer kräftigsten Arme zu berauben. Sie erklärte der Gottheit und dem Eigenthume den Krieg, um eine Diversion zu Gunsten der Könige zu machen. Sie parodirte das erhabene Drama der Revolution, um dieselbe durch studirte Ausschweifungen bloszustellen. Hebert's Triumph hätte die Republik in ein Chaos verwandelt, und der Despotismus war befriedigt. Das Schwerdt des Gesetzes hat den Verräther getroffen. Aber was liegt den Fremden daran, wenn ihnen Verbrecher einer anderen Gattung zur Erreichung des nämlichen Zweckes bleiben? Wir haben Nichts gethan, wenn wir noch eine andere Faction zu vernichten haben. — Sie ist das Gegentheil der vorhergehenden. Sie treibt uns zur Schwäche, ihr Feldgeschrei heißt: Erbarmen! Sie will dem Volke seine Waffen und die Kraft, welche die Waffen führt, entreißen, um es nackt und entnervt den Königen zu überantworten. — Die Waffe der Republik ist der Schrecken, die Kraft der Republik ist die Tugend, — der Tugend, weil ohne sie der Schrecken verderblich, — der Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist ein Ausfluß der Tugend, er ist nichts Anderes, als die schnelle, strenge und unbeugsame Gerechtigkeit. Sie sagen: der Schrecken sei die Waffe einer despotischen Regierung, die unsrige gleiche also dem Despotismus. Freilich, aber so, wie das Schwerdt in den Händen eines Freiheitshelden dem Säbel gleicht, womit der Satellit des Tyrannen bewaffnet ist. Beherrscht der

Despot seine thierähnlichen Unterthanen durch den Schrecken, er hat Recht als Despot. Zerschmettert durch den Schrecken die Feinde der Freiheit, und ihr habt als Stifter der Republik nicht minder Recht. Die Revolutionsregierung ist der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei. Erbarmen mit den Royalisten! rufen gewisse Leute. Erbarmen mit Bösewichtern? Nein! Erbarmen für die Unschuld, Erbarmen für die Schwäche, Erbarmen für die Unglücklichen, Erbarmen für die Menschheit! Nur dem friedlichen Bürger gebührt der Schutz der Gesellschaft! In einer Republik sind nur Republikaner — Bürger; Royalisten und Fremde sind Feinde. Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen, ist Gnade, ihnen verzeihen, ist Barbarei. Alle Aeußerungen einer falschen Empfindsamkeit scheinen mir Seufzer, welche nach England oder Oestreich fliegen. — Aber, nicht zufrieden, den Arm des Volkes zu entwaffnen, sucht man noch die heiligsten Quellen seiner Kraft durch das Laster zu vergiften. Dies ist der feinste, gefährlichste u. abscheulichste Angriff auf die Freiheit. Das Laster ist das Kainszeichen des Aristokratismus. In einer Republik ist es nicht nur ein moralisches, sondern auch ein politisches Verbrechen; der Lasterhafte ist der politische Feind der Freiheit, er ist ihr um so gefährlicher, je größer die Dienste sind, die er ihr scheinbar erwiesen. Der gefährlichste Bürger ist derjenige, welcher leichter ein Dutzend rothe Mützen verbraucht, als eine gute Handlung vollbringt. Ihr werdet mich leicht verstehen, wenn ihr an Leute denkt, welche sonst in Dachstuben lebten und jetzt in Carossen fahren, und mit ehemaligen Marquisinnen und Baronessen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen, ist das Volk gepfändet, oder sind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Gesetzgeber des Volkes mit allen Lastern und allem Luxus der ehemaligen Höflinge Parade machen, wenn wir diese Marquise und Grafen reiche Weiber heirathen, üppige Gastmähler geben, spielen, Diener halten und kostbare Kleider tragen sehen? — Wir dürfen wohl staunen, wenn wir sie Einfälle haben, schöngeistern und so Etwas von gutem Tone bekommen hören. Man hat vor Kurzem auf eine unverschämte Weise den Tacitus parodirt, ich könnte mit dem Sallust antworten und den Catilina travestiren; doch ich denke, ich habe keine Striche mehr nöthig, die Porträts sind fertig. — Keinen Vertrag, keinen Waffenstillstand mit den Menschen, welche nur auf Ausplünderung des Volkes bedacht waren, welche diese Ausplünderung ungestraft zu vollbringen hofften, für welche die Republik eine Spekulation und die Revolution ein Handwerk war! In Schrecken gesetzt u. durch den reißenden Strom der Beispiele, suchen sie ganz leise die Gerechtigkeit abzukühlen. Man sollte glauben, jeder sage zu sich selbst: wir sind nicht tugendhaft genug, um so schrecklich zu sein. Philosophische Gesetzgeber! erbarmt euch unserer Schwäche; ich wage euch nicht zu sagen, daß ich lasterhaft bin; ich sage euch also: seid nicht grausam. Beruhige dich, tugendhaftes Volk; beruhigt euch, ihr Patrioten, sagt euern Brüdern zu Lyon: das Schwerdt des Gesetzes roste nicht in den Händen, denen ihr es anvertraut habt. Wir werden der Republik ein großes Beispiel geben. (Allgemeiner Beifall.)

Viele Stimmen. Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre!

Präsident. Die Sitzung ist aufgehoben.

Eine Gasse.

Lacroix. Legendre.

Lacroix. Was hast du gemacht, Legendre? Weißt du auch, wem du mit deinen Büsten den Kopf herunterwirfst?

Legendre. Einigen Stutzern und eleganten Weibern, das ist Alles.

Lacroix. Du bist ein Selbstmörder, ein Schatten, der sein Original und somit sich selbst ermordet.

Legendre. Ich begreife nicht.

Lacroix. Ich dächte: Collot hätte deutlich gesprochen.

Legendre. Was macht das? Er war wieder betrunken.

Lacroix. Narren, Kinder und — nun? — Betrunkene sagen die Wahrheit. Wen glaubst du denn, daß Robespierre mit dem Catilina gemeint habe?

Legendre. Nun?

Lacroix. Die Sache ist einfach. Man hat die Atheisten und Ultrarevolutionärs aufs Schaffot geschickt; aber dem Volk ist nicht geholfen, es läuft noch barfuß in den Gassen und will sich aus Aristokraten-Leder Schuhe machen. Der Guillotinen-Thermometer darf nicht fallen; noch wenige Grade, und der Wohlfahrts-Ausschuß kann sich sein Bett auf dem Revolutionsplatz suchen.

Legendre. Was haben damit meine Büsten zu schaffen?

Lacroix. Siehst du es noch nicht? Du hast die Contre-Revolution officiell bekannt gemacht, du hast die Decemvirn zur Energie gezwungen, du hast ihnen die Hand geführt. Das Volk ist ein Minotaurus, der wöchentlich seine Leichen haben muß, wenn er sie nicht auffressen soll.

Legendre. Wo ist Danton?

Lacroix. Was weiß ich! Er sucht eben die mediceische Venus stückweise bei allen Grisetten im Palais-Royal zusammen; er macht Mosaik, wie er sagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade ist. Es ist ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerstückt und sie so in Fragmenten in die Körper gesenkt hat. — Gehn wir ins Palais-Royal! (Beide ab.)

Ein Zimmer.

Danton. Marion.

Marion. Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!

Danton. Du könntest deine Lippen besser gebrauchen.

Marion. Nein, laß mich einmal so. Meine Mutter war eine kluge Frau; sie sagte mir immer, die Keuschheit sei eine schöne Tugend. Wenn Leute ins Haus kamen, und von manchen Dingen zu sprechen anfingen, hieß sie mich aus dem Zimmer gehen; fragte ich, was die Leute gewollt hatten, so sagte sie: ich solle mich schämen; gab sie mir ein Buch zu lesen, so mußte ich fast immer einige Seiten überschlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war Alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich mochte auch Niemand fragen, ich brütete über mir selbst. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Theil hatte. Ich gerieth in eine eigne Atmosphäre, sie erstickte mich fast. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich doppelt u. verschmölze dann wieder in Eins. Ein junger Mensch kam zu der Zeit ins Haus; er war hübsch und sprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht mehr, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns Beiden recht. Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht eben so gut auf — sonst eine Art uns miteinander unterhalten, als bloß auf zwei Stühlen neben einander sitzen dürfen. Ich sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir thaten's heimlich, und das ging so fort. Aber ich wurde wie ein Meer, das Alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur Ein Gegensatz da, alle Männer verschmolzen in Einen Leib. Meine Natur war einmal so, wer kann da drüber hinaus? Endlich merkt' er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich ersticken; seine Arme schnürten sich um meinen Hals, ich war in unsäglicher Angst. Da ließ er mich los, und lachte und sagte: er hätte fast einen dummen Streich gemacht, ich solle mein Kleid nur behalten und es brauchen, es würde sich schon von selbst abtragen, er wollte mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben, es wäre doch das Einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend saß ich am Fenster, ich bin sehr reizbar und hänge mit Allem um mich nur durch eine Empfindung zusammen; ich versank in die Wellen der Abendröthe. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber sahen aus den Fenstern. Ich sah hinunter, sie trugen ihn in einem Korbe vorbei, der Mond schien auf seine bleiche Stirn, seine Locken waren feucht, er hatte sich ersäuft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Wesen. Die anderen Leute haben Sonn- und Werktage, sie arbeiten sechs Tage u. beten am siebenten, sie sind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon; ich bin immer nur Eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Fassen, eine Gluth, ein Strom. Meine Mutter ist vor Gram gestorben; die Leute weisen mit Fingern auf mich, das ist dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man seine Freude hat, an Reliquien oder an Lebendigen, an Blumen oder Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl; wer am meisten genießt, betet am meisten.

Danton. Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich fassen, sie nicht ganz umschließen?

Marion. Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton. Ich möchte ein Theil des Aethers sein, um dich in meiner Fluth zu baden, um mich auf jeder Welle deines schönen Leibes zu brechen.

Lacroix, Adelaide, Rosalie treten ein.

Lacroix (bleibt in der Thüre stehn). Ich muß lachen, ich muß lachen.

Danton. Nun?

Lacroix. Die Gasse fällt mir ein.

Danton. Und?

Lacroix. Auf der Gasse waren Hunde, eine Dogge und ein Bologneser Schooßhündlein, die quälen sich.

Danton. Was soll das?

Lacroix. Das fiel mir nun grade so ein, und da mußt' ich lachen. Es sah erbaulich aus! Die Mädel guckten aus den Fenstern; man sollte vorsichtig sein und sie nicht einmal in der Sonne sitzen lassen. Die unmoralischen Mücken erwecken ihnen sonst allerhand erbauliche Gedanken. Legendre und ich sind fast durch alle Zellen gelaufen, die Männlein von der Offenbarung durch Fleisch hingen uns an den Rockschößen und wollten den Segen. Legendre gibt Einer die Disciplin, aber er wird einen Monat dafür zu fasten bekamen. Da bringe ich zwei von ihnen.

Marion. Guten Tag, Demoiselle Adelaide, guten Tag, Demoiselle Rosalie.

Rosalie. Wir hatten schon lange nicht das Vergnügen.

Marion. Es war mir recht leid.

Adelaide. Ach Gott, wir sind Tag und Nacht beschäftigt.

Danton (zu Rosalie). Ei, Kleine, du hast geschmeidige Hüften bekommen.

Rosalie. Ach ja, man vervollkommnet sich täglich.

Lacroix. Was ist der Unterschied zwischen dem antiken und einem modernen Adonis?

Danton. Und Adelaide ist sittsam-interessant geworden; eine pikante Abwechslung. Ihr Gesicht sieht aus wie ein Feigenblatt, das sie sich vor den ganzen Leib hält. So ein Feigenbaum an einer so gangbaren Straße gibt einen erquicklichen Schatten.

Lacroix. So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, sondern von Säuen zerrissen; er bekommt seine Wunde nicht am Schenkel, sondern in den Lenden, und aus seinem Blute sprossen nicht Rosen hervor. —

Danton. O laß das; Fräulein Rosalie ist ein restaurirter Torso, woran

nur die Hüften u. Füße antik sind. Sie ist eine Magnetnadel; was der Pol-Kopf abstößt, zieht der Pol-Fuß an.

Lacroix. Zwei barmherzige Schwestern; jede dient in einem Spital, d. h. in ihrem eignen Körper.

Rosalie. Schämen Sie sich, unsere Ohren roth zu machen.

Adelaide. Sie sollen mehr Lebensart haben. (Adelaide und Rosalie ab.)

Danton. Gute Nacht, ihr hübschen Kinder!

Lacroix. Gute Nacht, ihr Metallgruben.

Danton. Sie dauern mich, sie kommen um ihr Nachtessen.

Lacroix. Höre, Danton, ich komme von den Jacobinern.

Danton. Nichts weiter?

Lacroix. Die Lyonee verlasen eine Proklamation; sie meinten, es bliebe ihnen nichts übrig, als sich in die Toga zu wickeln. Jeder machte ein Gesicht, als wollte er zu seinem Nachbar sagen: *Paetus*, es schmerzt nicht! — Legendre rief: man wolle Chalier's und Marat's Büsten zerschlagen. Ich glaube, er will sich das Gesicht wieder roth machen; er ist ganz aus der *terreur* herausgekommen, die Kinder zupfen ihn auf der Gasse am Rock.

Danton. Und Robespierre.

Lacroix. Fingerte auf der Tribüne und sagte: die Tugend muß durch den Schrecken herrschen. Die Phrase machte mir Halsweh.

Danton. Sie hobelt Bretter für die Guillotine.

Lacroix. Und Collot schrie wie besessen, man müsse die Masken abreißen.

Danton. Da werden die Gesichter mitgehen.

(Paris tritt ein.)

Lacroix. Was gibt's Fabricius?

Paris. Von den Jakobinern weg ging ich zu Robespierre; ich verlangte eine Erklärung. Er suchte eine Miene zu machen wie Brutus, der seine Söhne opfert. Er sprach im Allgemeinen von den Pflichten; sagte: der Freiheit gegenüber kenne er keine Rücksicht, er würde Alles opfern, sich, seinen Bruder, seine Freunde.

Danton. Das war deutlich; man braucht nur die Scala herumzukehren, so steht er unten, und hält seinen Freunden die Leiter. Wir sind Legendre Dank schuldig, er hat sie sprechen gemacht.

Lacroix. Die Hebertisten sind noch nicht todt, das Volk ist materiell elend, das ist ein furchtbarer Hebel. Die Schaale des Blutes darf nicht steigen, wenn sie dem Wohlfahrts-Ausschuß nicht zur Laterne werden soll; er hat Ballast nöthig, er braucht einen schweren Kopf.

Danton. Ich weiß wohl, — die Revolution ist wie Saturn, sie frißt ihre eigenen Kindern. (Nach einigem Besinnen.) Doch, sie werden's nicht wagen.

Lacroix. Danton, du bist ein todter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, sie hat die Gebeine aller Könige auf die Gasse und alle Bildsäulen von den Kirchen geworfen. Glaubst du, man würde dich als Monument stehen lassen?

Danton. Mein Name! das Volk!

Lacroix. Dein Name! du bist ein Gemäßigter; ich bin einer, Camille, Philippeau, Herault. Für das Volk sind Schwäche und Mäßigung eins; es schlägt die Nachzügler todt. Die Schneider von der Sektion der rothen Mütze werden die ganze römische Geschichte in ihrer Nadel fühlen, wenn der Mann des September ihnen gegenüber ein Gemäßigter ist.

Danton. Sehr wahr, und außerdem, Danton, sind wir lasterhaft, wie Robespierre sagt, d. h. wir genießen; und das Volk ist tugendhaft, d. h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane stumpf macht; es besäuft sich nicht, weil es kein Geld hat, und es schweift nicht aus, weil es nach Käse und Häring aus dem Halse riecht, und die Mädel davor einen Ekel haben.

Danton. Es haßt die Genießenden, wie ein Eunuch die Männer.

Lacroix. Man nennt uns Spitzbuben und (sich zu den Ohren Danton's neigend) es ist, wenn uns gesagt, so halbwegs was Wahres daran, Robespierre u. das Volk werden tugendhaft sein. St. Just wird einen Roman schreiben, und Barrere wird eine Carmagnole schneidern und dem Convent das Blutmäntelchen umhängen und — ich sehe Alles.

Danton. Du träumst. Sie hatten nie Muth ohne mich, sie werden keinen gegen mich haben; die Revolution ist noch nicht fertig, sie könnten mich noch nöthig haben, sie werden mich im Arsenal aufheben.

Lacroix. Wir müssen handeln.

Danton. Das wird sich finden.

Lacroix. Es wird sich finden, wenn wir verloren sind.

Marion (zu Danton). Deine Lippen sind kalt geworden, deine Worte haben deine Küsse erstickt.

Danton (zu Marion). So viel Zeit zu verlieren! das war der Mühe werth! (zu Lacroix) Morgen geh' ich zu Robespierre, ich werde ihn ärgern, da kann er nicht schweigen. Morgen also. Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht, ich danke euch.

Lacroix. Packt euch, meine guten Freunde, packt euch! Gute Nacht, Danton, der *mons Veneris* wird dein tarpejischer Fels.

Ein Zimmer.

Robespierre. Danton. Paris.

Robespierre. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwerdt ziehe, ist mein Feind, — seine Absicht thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, tödtet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Nothwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Tödten zwänge.

Robespierre. Die sociale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht todt, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.

Danton. Ich verstehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere schlechter zu finden, als mich. — Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: du lügst, du lügst!

Robespierre. Mein Gewissen ist rein.

Danton. Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält, jeder putzt sich, wie er kann und geht auf seine eigne Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe werth, sich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag sich wehren, wenn ein Anderer ihm den Spaß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschzuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abgeschlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir darauf spucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, so lange sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht geniren, so herum zu gehen, hast du deßwegen das Recht, sie ins Grabloch zu sperren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? und — kannst du es nicht eben so gut mit ansehen, als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre. Du längnest die Tugend? —

Danton. Und das Laster. Es gibt nur Epikuräer, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, d. h., er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrath.

Danton. Du darfst es nicht proscribiren, ums Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du bist ihm zu viel schuldig, durch den Contrast nämlich. — Uebrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

Danton. Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris): Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen! (Danton und Paris ab.)

Robespierre (allein). Geh' nur! Er will die Rosse der Revolution am Zügel halten, wie ein Kutscher seine dressirten Gäule; sie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu schleifen. — Mir die Absätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Ist's das eigentlich? — Sie werden sagen: seine gigantische Gestalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deßwegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn sie Recht hätten? — Ist's denn so nothwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen. — Er muß weg. Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als träť' er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den seichten Berechnungen und den Schlammbänken dieser Leute stranden lassen, wir müssen die Hand abhauen, die es zu halten wagt, und wenn er es mit den Zähnen packte! — Weg mit einer Gesellschaft, die der todten Aristokratie die Kleider ausgezogen und ihren Aussatz geerbt hat. — Keine Tugend! die Tugend ein Absatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag so viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut schlägt immer durch. — (Nach einer Pause:) Ich weiß nicht, was in mir das Andere belügt. (Tritt ans Fenster.) Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wüsten Traum. Gedanken, Wünsche, kaum geahnt, wirr und gestaltlos, die scheu vor des Tages Licht sich verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und stehlen sich in das stille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln — Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum, sind wir nicht Nachtwandler, ist nicht unser Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, bestimmter, durchgeführter? Wer will uns darum schelten? In einer Stunde verrichtet der Geist mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unseres Leibes in Jahren nachzuthun vermag. Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachspielt, das ist Zufall.

(St. Just tritt ein.)

Robespierre. He, wer da im Finstern? He, Licht, Licht!

St. Just. Kennst du meine Stimme?

Robespierre. Ah, du St. Just!

(Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Just. Warst du allein?

Robespierre. Eben ging Danton weg.

St. Just. Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal. Er machte seine revolutionäre Stirn u. sprach in Epigrammen, er duzte sich mit den Ohnehosen, die Grisetten liefen hinter seinen Worten drein, und die Leute blieben stehen und zischelten sich in die Ohren, was er gesagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffes verlieren. Willst du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir sind entschlossen.

Robespierre. Was wollt ihr thun?

St. Just. Wir berufen den Gesetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrts-Ausschuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre. Viel Umstände.

St. Just. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht verstümmeln, alle ihre Glieder müssen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.

St. Just. Wir müssen ihn in seiner Waffenrüstung beisetzen, und seine Pferde und Sclaven auf seinem Grabhügel schlachten: Lacroix —

Robespierre. Ein ausgemachter Spitzbube, gewesener Advokatenschreiber, gegenwärtig Generallieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Just. Herault-Sechelles —

Robespierre. Ein schöner Kopf!

St. Just. Er war der schöngemalte Anfangsbuchstabe der Constitutionsacte, wir haben dergleichen Zierrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewischt. — Philippeau, Camille! —

Robespierre. Auch den?

St. Just (überreicht ihm ein Papier). Das dacht' ich. Da lies!

Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.

St. Just. Hier, hier! (Er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (liest). „Dieser Blutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Collet, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betschwestern stehen wie Maria und Magdalena unten. St. Just liegt ihm wie Johannes am Herzen und macht den Convent mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Monstranz."

St. Just. Ich will ihn den seinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (liest weiter). „Sollte man glauben, daß der saubere Frack des Messias das Leichenhemd Frankreichs ist, und daß seine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinenmesser sind? — Und du, Barrere, der du gesagt hast: auf dem Revolutionsplatze werde Münze geschlagen! Doch ich will den alten Sack nicht aufwühlen, er ist eine Wittwe, die schon ein halbes Dutzend Männer hatte, und die sie begraben half. Wer kann was dafür? Das ist so seine Gabe, er sieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratische Gesicht an. Wer mag sich auch zu Leichen setzen und den Gestank riechen?" — Also auch du, Camille? — Weg mit ihnen! Rasch! nur die Todten kommen nicht wieder. Hast du die Anklage bereit?

St. Just. Es macht sich leicht. Du hast die Anklage bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre. Ich wollte schrecken.

St. Just. Ich brauche nur durchzuführen, die Fälscher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie sterben an der Mahlzeit, ich gebe dir mein Wort.

Robespierre. Denn rasch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen. Nur rasch! (St. Just ab.)

Robespierre. Ja wohl, Blutmessias, der opfert u. nicht geopfert wird. Er hat sie mit seinem Blut erlöst, und ich erlöse sie mit ihrem eigenen. Er hat sie sündigen gemacht, und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wollust des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat sich mehr verleugnet? Ich oder er? — Und doch ist was von Narrheit in dem Gedanken. — Was sehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menschen Sohn wird in uns Allen gekreuzigt, wir ringen Alle im Gethsemane-Garten im blutigen Schweiß, aber es erlöst Keiner den Andern mit seinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es ist Alles wüst und leer — ich bin allein.

Zweiter Akt.

Ein Zimmer.

Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

Camille. Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (kleidet sich an). Aber die Zeit verliert uns. — Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen darüber zu ziehen, und des Abends ins Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das Nämliche thun, so daß Alles doppelt geschieht, — das ist sehr traurig.

Camille. Du sprichst in einem ganz kindischen Tone.

Lacroix. Du stürzest dich durch dein Zögern ins Verderben, du reißest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich

zu versammeln, fordere sowohl die vom Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemvirn, sprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirst du die Tribüne erschrecken und selbst die um dich sammeln, die man als Mitschuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Laßt uns wenigstens nicht entwaffnet und erniedrigt, wie der schändliche Hebert sterben.

Danton. Du hast ein schlechtes Gedächtniß, du nanntest mich einen todten Heiligen. Du hattest mehr Recht, als du glaubst. Ich war bei den Sectionen, sie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gasse; du hattest Recht.

Lacroix. Warum hast du es dazu kommen lassen?

Danton. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rocke herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehen! Das ist erbärmlich. So ein armseliges Instrument zu sein, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt! — Das ist nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andere Weise, als ich dachte. Uebrigens auf was sich stützen? — Unsere Metzen könnten sich noch mit den Guillotinen-Betschwestern aufnehmen; sonst weiß ich nichts. Es läßt sich an den Fingern herzählen: Die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung sei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henker, der Gemeinderath thut Buße. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen 31. Mai, sie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre ist das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgestrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, die Revolution hat uns gemacht. — Und — wenn es ginge — ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren lassen. Ich habe es satt; wozu sollen wir Menschen mit einander kämpfen? Wir sollten uns neben einander setzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, als wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns darum die Leiber aufbrechen? Geht, wir sind elende Alchymisten.

Camille. Pathetischer gesagt, würde es heißen: wie lange soll die Menschheit in ewigem Hunger ihre eignen Glieder fressen? Oder, wie lange sollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöschbarem Durst einander das Blut aus den Adern saugen? Oder, wie lange sollen wir Algebraisten im Fleisch beim Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten X unsere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern schreiben?

Danton. Du bist ein starkes Echo.

Camille. Nicht wahr? — ein Pistolenschuß schallt gleich wie ein Donnerschlag. Desto besser für dich, du solltest mich immer bei dir haben.

Philippeau. Und Frankreich bleibt seinen Henkern?

Danton. Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein, oder um überhaupt keine Langweile zu haben? — Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben! Es ist noch vorzuziehen, sie treten mit gelenken Glieder hinter die Coulissen und können im Abgehen noch hübsch gestikuliren und die Zuschauer klatschen hören. Das ist ganz artig und paßt für uns, wir stehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernst erstochen werden. Es ist recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduzirt wird, der Rock war zu lang, unsere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen? 's ist Zeit, daß man das bischen Essenz nicht mehr aus Zubern, sondern aus Liqueurgläschen trinkt, so bekömmt man doch das Maul voll; sonst konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zusammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte schreien, das ist mir der Mühe zu viel, das Leben ist nicht der Arbeit werth, die man sich macht, es zu erhalten.

Paris. So flieh, Danton!

Danton. Nimmt man Vaterland an den Schuhsohlen mit? — und endlich — und das ist die Hauptsache: sie werden's nicht wagen. (Zu Camille). Komm, mein Junge, ich sage dir: sie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu!

(Danton und Camille ab.)

Philippeau. Da geht er hin.

Lacroix. Und glaubt kein Wort von dem, was er gesagt hat. Nichts als Faulheit! Er will sich lieber guillotiniren lassen, als eine Rede halten.

Paris. Was thun?

Lacroix. Heim gehen und als Lucretia auf einen anständigen Fall studiren.

Eine Promenade.

Spaziergänger.

Ein Bürger. Meine gute Jaqueline, ich wollte sagen Corn — — wollt ich: Cor — —

Simon. Cornelia, Bürger, Cornelia.

Bürger. Meine gute Cornelia hat mich mit einem Knäblein erfreut.

Simon. Hat der Republik einen Sohn geboren.

Bürger. Der Republik? Das lautet zu allgemein; man könnte sagen —

Simon. Das ist's gerade, das Einzelne muß sich dem Allgemeinen —

Bürger. Ach ja, das sagt meine Frau auch.

Bänkelsänger (singt).

Was doch ist, was doch ist
Aller Männer Freud' und Lust?

Bürger. Ach mit den Namen, da komme ich gar nicht ins Reine.

Simon. Tauf' ihn: Pike, Marat.

Bänkelsänger.

Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn vom frühen Morgen,
Bis der Tag vorüber ist.

Bürger. Ich hätte gern drei; es ich doch was mit der Zahl Drei, und dann was Nützliches und was Rechtliches; jetzt hab' ich's: Pflug, Robespierre. Und dann das dritte?

Simon. Pike.

Bürger. Ich dank' Euch, Nachbar; Pike, Pflug, Robespierre, das sind hübsche Namen, das macht sich schön.

Simon. Ich sage dir, die Brust deiner Cornelia wird wie das Euter der römischen Wölfin — nein, das geht nicht, Romulus war ein Tyrann, das geht nicht.

(Gehn vorbei.)

Ein Bettler (singt). „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos!" Liebe Herren, schöne Damen!

Erster Herr. Kerl, arbeite, du siehst ganz wohlgenährt aus.

Zweiter Herr. Da! (Er gibt ihm Geld.) Er hat eine Hand wie Sammet. Das ist unverschämt.

Bettler. Mein Herr, wo habt Ihr Euren Rock her?

Zweiter Herr. Arbeit, Arbeit! du könntest den nämlichen haben; ich will dir Arbeit geben, komm' zu mir, ich wohne —

Bettler. Herr, warum habt Ihr gearbeitet?

Zweiter Herr. Narr, um den Rock zu haben.

Bettler. Ihr habt Euch gequält, um einen Genuß zu haben, denn so ein Rock ist ein Genuß, ein Lumpen thut's auch.

Zweiter Herr. Freilich, sonst geht's nicht.

Bettler. Daß ich ein Narr wäre. Das hebt einander. Die Sonne scheint warm an das Eck und das geht ganz leicht. (Singt): „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos — —"

Rosalie (zu Adelaiden). Mach fort, da kommen Soldaten.

Bettler. „Ist auf dieser Erde einst mein letztes Loos!" Meine Herren, meine Damen!

Soldat. Halt! wo hinaus, meine Kinder? (Zu Rosalie.) Wie alt bist du?

Rosalie. So alt wie mein kleiner Finger.

Soldat. Du bist sehr spitz.

Rosalie. Und du sehr stumpf.

Soldat. So will ich mich an dir wetzen. (Er singt.)

Christinlein, lieb' Christinlein mein,
Thut dir der Schaden weh,
Schaden weh, Schaden weh, Schaden weh!

Rosalie (singt):
Ach nein, ihr Herrn Soldaten,
Ich hätt' es gerne meh',
Gerne meh, gerne meh, gerne meh!

Danton und Camille treten auf.

Danton. Geht das nicht lustig? — Ich wittre was in der Atmosphäre, es ist, als brüte die Sonne Unzucht aus.

(Gehen vorbei.)

Junger Herr. Ach, Madame, der Ton einer Glocke, das Abendlicht an den Bäumen, das Blinken eines Sternes —

Madame. Der Duft einer Blume, die natürlichen Freuden, dieser reine Genuß der Natur! (Zu ihrer Tochter.) Sieh, Eugenie — nur die Tugend hat Augen dafür.

Eugenie (küßt ihrer Mutter die Hand). Ach, Mama! Ich sehe nur Sie.

Madame. Gutes Kind!

Junger Herr (zischelt Eugenien ins Ohr). Sehen Sie dort die hübsche Dame mit dem alten Herrn?

Eugenie. Ich kenne sie.

Junger Herr. Man sagt, ihr Friseur habe sie *a l'enfant* frisirt.

Eugenie (lacht). Böse Junge.

Junger Herr. Der alte Herr geht neben ihr, er sieht das Knöspchen schwellen und führt es in die Sonne spazieren, und meint, er sei der Gewitterregen, der es habe wachsen machen.

Eugenie. Wie unanständig! ich hätte Lust, roth zu werden.

Junger Herr. Das könnte mich blaß machen.

Danton (zu Camille). Muthe mir nur nichts Ernsthaftes zu. Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gasse stehen bleiben und einander ins Gesicht lachen. Ich meine, sie müßten zu den Fenstern und aus den Gräbern herauslachen, und der Himmel müsse bersten, und die Erde müsse sich wälzen vor Lachen.

[Gehen ab.]

Erster Herr. Ich versichere Sie, eine außerordentliche Entdeckung. Alle technischen Künste bekommen dadurch eine andere Physiognomie. Die Menschheit eilt mit Riesenschritten ihrer hohen Bestimmung entgegen.

Zweiter Herr. Haben Sie das neue Stück gesehen? Ein babylonischer Thurm, ein Gewirr von Gewölben, Treppchen, Gängen, und das Alles so leicht und kühn in die Luft gesprengt. Man schwindelt bei jedem Tritt. Ein bizarrer Kopf.

[Er bleibt verlegen stehen.]

Erster Herr. Was haben Sie denn?

Zweiter Herr. Ach nichts! Ihre Hand, Herr! die Pfütze, so! Ich danke Ihnen, kaum kann ich vorbei; das konnte gefährlich werden.

Erster Herr. Sie fürchteten doch nicht!

Zweiter Herr. Ja, die Erde ist eine dünne Kruste, ich meine immer, ich könnte durchfallen, wo so ein Loch ist. — Man muß mit Vorsicht auftreten, man könnte durchbrechen. Aber gehen Sie ins Theater, ich rathe es Ihnen.

Ein Zimmer.

Danton. Camille. Lucile.

Camille. Ich sage Euch, wenn sie nicht Alles in hölzernen Copien bekom-

men, verzettelt in Theatern, Concerten u. Kunst-Ausstellungen, so haben sie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt Einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen sieht, an dem sie gezerrt wird, und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen, — welch' ein Charakter, welche Consequenz! — Nimmt Einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hosen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Gesicht, und läßt das Ding sich drei Akte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheirathet oder todt schießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben u. Senken im menschlichen Leben wiedergibt, wie eine Thonpfeife mit Wasser die Nachtigall — die Kunst! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Copisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend in ihnen sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte u. Romane, schneiden den Fratzen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was sie sagten, wenn sie erzählten, Pygmalion's Statue sei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton. Und die Künstler gehn mit der Natur um, wie David, der im September die Gemordeten, wie sie aus der Force auf die Gasse geworfen wurden, kaltblütig zeichnete und sagte: ich erhasche die letzten Zuckungen des Lebens in diesen Bösewichtern. [Danton wird herausgerufen.]

Camille. Was sagst du, Lucile?

Lucile. Nichts, ich sehe dich so gern sprechen.

Camille. Hörst mich auch?

Lucile. Ei freilich.

Camille. Habe ich recht? Weißt du auch, was ich gesagt habe?

Lucile. Nein, wahrhaftig nicht.

[Danton kommt zurück.]

Camille. Was hast du?

Danton. Der Wohlfahrts-Ausschuß hat meine Verhaftung beschlossen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Muth zu sterben wissen; das ist leichter, als zu leben.

Camille. Danton, noch ist es Zeit.

Danton. Unmöglich — aber ich hätte nicht gedacht —

Camille. Deine Trägheit!

Danton. Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.

Camille. Wo gehst du hin?

Danton. Ja, wer das wüßte!

Camille. Im Ernst, wohin?

Danton. Spazieren, mein Junge, spazieren. [Er geht.]

Lucile. Ach, Camille!

Camille. Sei ruhig, lieb Kind.

Lucile. Wenn ich denke, daß sie dies Haupt! — — Mein Camille, das ist Narrheit, gelt, ich bin wahnsinnig?

Camille. Sei ruhig, Danton und ich sind nicht Eins.

Lucile. Die Erde ist weit, und es sind viel Dinge darauf, — warum denn grade das eine? Wer sollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten sie auch damit anfangen?

Camille. Ich wiederhole dir: du kannst ruhig sein. Gestern sprach ich mit Robespierre; er war freundlich. Wir sind ein wenig gespannt, das ist wahr; verschiedene Ansichten, sonst nichts!

Lucile. Such' ihn auf.

Camille. Wir saßen auf einer Schulbank. Er war immer finster und einsam. Ich allein suchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

Lucile. So schnell, mein Freund? Geh! Komm! Nur das [sie küßt ihn] und das! Geh! Geh! [Camille ab.]

— Das ist eine böse Zeit. Es geht einmal so. Wer kann da drüber hinaus? Man muß sich fassen [singt.]

Ach scheiden, ach scheiden, ach scheiden,
Wer hat sich das Scheiden erdacht?

Wie kommt mir grade das in den Kopf? Das ist nicht gut, daß es den Weg von selbst findet. — Wie er hinaus ist, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren, und müsse immer weiter weg von mir, immer weiter. — Wie das Zimmer so leer ist; die Fenster stehen offen, als hätte ein Todter darin gelegen. Ich halt' es da oben nicht aus. [Sie geht.]

Freies Feld.

Danton. Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieser Stille mit dem Geplauder meiner Tritte und dem Keuchen meines Athems nicht Lärmen machen. [Er setzt sich nieder, nach einer Pause.] Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtniß verlieren mache. Der Tod soll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem Alles verlieren mache — Wenn das wäre! — Dann lief' ich wie ein Christ, um einen Feind, das heißt mein Gedächtniß, zu retten. — Der Ort soll sicher sein, ja für mein Gedächtniß, aber nicht für mich; mir gibt das Grab mehr Sicherheit, es schafft mir wenigstens Vergessen. Es tödtet mein Gedächtniß. Dort aber lebt mein Gedächtniß und tödtet mich. Ich oder es? Die Antwort ist leicht. [Er erhebt sich und kehrt um.] — Ich kokettire mit dem Tod, es ist ganz angenehm, so aus der Ferne mit dem Lorgnet mit ihm zu liebäugeln. — Eigentlich muß ich über die ganze Geschichte lachen. Es ist ein Gefühl des Bleibens in mir, was mir sagt: morgen und übermorgen und weiter hinaus ist Alles wie eben. Das ist ein leerer Lärm, man will mich schrecken; sie werden's nicht wagen! [Ab.]

Ein Zimmer.

[Es ist Nacht.]

Danton [am Fenster]. Will denn das nie aufhören? Wird das Licht nie ausglühen und der Schall nie modern? Will's denn nie still und dunkel werden, daß wir uns die garstigen Sünden einander nicht mehr anhören und ansehen? — September! —

Julie [ruft von innen]. Danton! Danton!

Danton. He?

Julie [tritt ein]. Was rufst du?

Danton. Rief ich?

Julie. Du sprachst von geistigen Sünden und dann stöhntest du: September!

Danton. Ich, ich? Nein, ich sprach nicht, das dacht' ich kaum, das waren nur ganz leise, heimliche Gedanken.

Julie. Du zitterst, Danton.

Danton. Und soll ich nicht zittern, wenn so die Wände plaudern? Wenn mein Leib so zerschellt ist, daß meine Gedanken unstät, umirrend mit den Lippen der Steine reden? Das ist seltsam.

Julie. Georg, mein Georg!

Danton. Ja, Julie, das ist seltsam. Ich möchte nicht mehr denken, wenn das gleich spricht. Es gibt Gedanken, Julie, für die es keine Ohren geben sollte. Das ist nicht gut, daß sie bei der Geburt gleich schreien, wie Kinder; das ist nicht gut.

Julie. Gott erhalte dir deine Sinne, Georg! Georg, erkennst du mich?

Danton. Ei warum nicht! Du bist ein Mensch und dann eine Frau und endlich meine Frau, und die Erde hat fünf Welttheile, Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien, und zwei mal zwei macht vier. Ich bin bei Sinnen, siehst du? — Schrie's nicht September? Sagtest du nicht so was?

Julie. Ja Danton, durch alle Zimmer hört' ich's.

Danton. Wie ich ans Fenster kam — [er sieht hinaus] die Stadt ruhig, alle Lichter aus.

Julie. Ein Kind schrie in der Nähe.

Danton. Wie ich ans Fenster kam — durch alle Gassen schrie und zetert' es: September!

Julie. Du träumtest Danton; faß' dich.

Danton. Träumtest? ja, ich träumte; doch das war anders, ich will dir es gleich sagen, mein armer Kopf ist schwach, gleich! so, jetzt hab' ich's. Unter mir keuchte die Erdkugel in ihrem Schwung; ich hatte sie wie ein wildes Roß gepackt, mit riesigen Gliedern wühlt' ich in ihren Mähnen und preßt' ich ihre Rippen, das Haupt abwärts gewandt, die Haare flatternd über den Abgrund; so ward ich geschleift. Da schrie ich in der Angst und ich erwachte. Ich trat ans Fenster — und da hört' ich's, Julie. — Was das Wort nur will? Warum gerade das? Was hab' ich damit zu schaffen? Was streckt es nach mir die blutigen Hände? Ich hab' es nicht geschlagen. — O hilf mir, Julie, mein Sinn ist stumpf. War's nicht im September, Julie?

Julie. Die Könige waren noch vierzig Stunden von Paris.

Danton. Die Festungen gefallen, die Aristokraten in der Stadt.

Julie. Die Republik war verloren.

Danton. Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken lassen, wir wären Narren gewesen, zwei Feinde auf einem Brett; wir oder sie, der Stärkere stößt den Schwächeren hinunter, ist das nicht billig?

Julie. Ja, Ja.

Danton. Wir schlugen sie, das war kein Mord, das war Krieg nach innen.

Julie. Du hast das Vaterland gerettet.

Danton. Ja, das hab' ich, das war Nothwehr, wir mußten. Der Mann am Kreuze hat sich's bequem gemacht: es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! — Es muß; das war dies Muß! — Wer will der Hand fluchen auf die der Fluch des Muß gefallen! — Wer hat das Muß gesprochen, wer? Was ist das, was in uns lügt, stiehlt und mordet? — Puppen sind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen: nichts, nichts wir selbst. — die Schwerter, mit denen Geister kämpfen' — man sieht nur die Hände nicht, wie im Mährchen. — Jetzt bin ich ruhig.

Julie. Ganz ruhig, lieb Herz?

Danton. Ja, Julie, komm zu Bette.

Straße vor Danton's Hause.

Simon. Bürgersoldaten.

Simon. Wie weit ist's in der Nacht?

Erster Bürger. Was in der Nacht?

Simon. Wie weit ist die Nacht?

Erster Bürger. So weit als zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Simon. Schuft, wieviel Uhr?

Erster Bürger. Sieh' auf dein Zifferblatt.. ..

Simon. Wir müssen hinauf! Fort, Bürger! Wir haften mit unseren Köpfen dafür. Todt oder lebendig! Er hat gewaltige Glieder. Ich werde vorangehen, Bürger. Der Freiheit eine Gasse! — Sorgt für mein Weib! Eine Eichenkrone werde ich ihr hinterlassen. — Nur vorwärts, Bürger, ihr werdet euch um das Vaterland verdient machen.

Zweiter Bürger. Ich wollte, das Vaterland machte sich um uns verdient. Ueber all den Löchern, die wir in anderer Leute Körper machen, ist noch kein einziges in unseren Hosen zugegangen.

Erster Bürger. Willst du, daß dir dein Hosenlatz zuginge? Ha, ha, ha!

Die Anderen. Ha, ha, ha!

Simon. Fort, fort! [Sie dringen in Danton's Haus.]

Der National-Convent.

Eine Gruppe von Deputirten.

Legendre. Soll denn das Schlachten der Deputirten nicht aufhören? — Wer ist noch sicher, wenn Danton fällt?

Ein Deputirter. Was thun?

Ein Anderer. Er muß vor den Schranken des Convents gehört werden. — Der Erfolg dieses Mittels ist sicher; was sollen sie seiner Stimme entgegensetzen?

Ein Anderer. Unmöglich, ein Dekret verhindert uns.

Legendre. Es muß zurückgenommen oder eine Ausnahme gestattet werden. Ich werde den Antrag machen; ich rechne auf eine Unterstützung.

Der Präsident. Die Sitzung ist eröffnet.

Legendre [besteigt die Tribüne.] Vier Mitglieder des National-Convents sind verflossene Nacht verhaftet worden. Ich weiß, daß Danton, einer von ihnen ist, die Namen der Uebrigen kenne ich nicht. Mögen sie übrigens sein, wer sie wollen, so verlange ich, daß sie vor den Schranken gehört werden. - - Bürger, ich erkläre es, ich halte Danton für eben so rein, wie mich selbst, und ich glaube nicht, daß mir irgend ein Vorwurf gemacht werden kann. Ich will kein Mitglied des Wohlfahrts- oder des Sicherheits-Ausschusses angreifen, aber gegründete Ursachen lassen mich fürchten, Privathaß und Privatleidenschaften möchten der Freiheit Männer entreißen, die ihr die größten Dienste erwiesen haben. Der Mann, welcher im Jahr 1792 Frankreich durch seine Energie rettete, verdient gehört zu werden; er muß sich erklären dürfen, wenn man ihn des Hochverraths anklagt. [Heftige Bewegung.]

Einige Stimmen. Wir unterstützen Legendre's Vorschlag.

Ein Deputirter. Wir sind hier im Namen des Volkes, man kann uns ohne den Willen unserer Wähler nicht von unseren Plätzen reißen.

Ein Anderer. Eure Worte riechen nach Leichen, ihr habt sie den Girondisten aus dem Munde genommen. Wollt ihr Privilegien? Das Beil des Gesetzes schwebt über allen Häuptern.

Ein Anderer. Wir können unsern Ausschüssen nicht erlauben, die Gesetzgeber aus dem Asyl des Gesetzes auf die Guillotine zu schicken.

Ein Anderer. Das Verbrechen hat kein Asyl, nur gekrönte Verbrecher finden eins auf dem Throne.

Ein Anderer. Nur Spitzbuben appelliren an das Asylrecht.

Ein Anderer. Nur Mörder erkennen es nicht an.

Robespierre. Die seit langer Zeit in dieser Versammlung unbekannte Verwirrung beweist, daß es sich um große Dinge handelt. Heute entscheidet sich's, ob einige Männer den Sieg über das Vaterland davon tragen werden. — Wie könnt ihr eure Grundsätze weit genug verläugnen, um heute einigen Individuen das zu bewilligen, was ihr gestern Chabot, Delaunai und Fabre verweigert habt? Was soll dieser Unterschied zu Gunsten einiger Männer? Was kümmern mich die Lobsprüche, die man sich selbst und seinen Freunden spendet? Nur zu viele Erfahrungen haben uns gezeigt, was davon zu halten sei. Wir fragen nicht, ob ein Mann diese oder jene patriotische Handlung vollbracht habe; wir fragen nach seiner ganzen politischen Laufbahn. — Legendre scheint die Namen der Verhafteten nicht zu wissen; der ganze Convent kennt sie. Sein Freund Lacroix ist darunter. Warum scheint Legendre das nicht zu wissen? Weil er wohl weiß, daß nur die Schamlosigkeit Lacroix vertheidigen kann. Er nannte nur Danton, weil er glaubt, an diesen Namen knüpfe sich ein Privilegium. Nein, wir wollen keine Privilegien, wir wollen keine Götzen! [Beifall.] Was hat Danton vor Lafayette, vor Dumouriez, vor Brissot, Fabre, Chabot, Hebert voraus? Was sagt man von diesen, was man nicht auch von ihm sagen könnte? Wodurch verdient er einen Vorzug vor seinen Mitbürgern? Etwa, weil einige betrogene Individuen und Andere, die sich nicht betrügen ließen, sich um ihn reihten, um in seinem Gefolge dem Glück und der Macht in die Arme zu laufen? — Je mehr er die Patrioten betrogen hat, welche Vertrauen in ihn setzten, desto nachdrücklicher muß er die Strenge der Freiheitsfreunde empfinden. — Man will euch Furcht einflößen vor dem Mißbrauche einer Gewalt, die ihr selbst ausgeübt habt. Man schreit über den Despotismus der Ausschüsse, als ob das Vertrauen, welches das Volk euch geschenkt, und das ihr diesen Ausschüssen übertragen habt, nicht eine sichere Garantie ihres Patriotismus wäre. Man stellt sich, als zittre man. Aber ich sage euch, wer in diesem Augenblicke zittert, ist schuldig, denn nie zittert die Unschuld vor der öffentlichen Wachsamkeit. [Allgemeiner Beifall.] Man hat auch mich schrecken wollen; man gab mir zu verstehen, daß die Gefahr, indem sie sich Danton nähere, auch bis zu mir dringen könne. — Man schrieb mir, Danton's Freunde hielten mich umlagert, in der Meinung, die Erinnerung an eine alte Verbindung, der blinde Glaube an erheuchelte Tugenden könnten mich bestimmen, meinen Eifer und meine Leidenschaften für die Freiheit zu mäßigen. — So erkläre ich denn: nichts soll mich aufhalten, und sollte auch Danton's Gefahr die meinige werden. Wir haben alle etwas Muth u. etwas Seelengröße nöthig. Nur Verbrecher u. gemeine Seelen fürchten, Ihresgleichen an ihrer Seite fallen zu sehen, weil sie, wenn keine Schaar von Mitschuldigen sie mehr versteckt, sich dem Lichte der Wahrheit ausgesetzt sehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieser Versammlung gibt, so gibt es in ihr auch heroische. Die Zahl der Schurken ist nicht groß; wir haben nur wenige Köpfe zu treffen und das Vaterland ist gerettet. [Beifall.] Ich verlange, daß Legendre's Vorschlag zurückgewiesen werde.

[Die Deputirten erheben sich sämmtlich zum Zeichen allgemeiner Beistimmung.]

St. Just. Es scheint in dieser Ver-

sammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort: Blut nicht wohl vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen mögen sie überzeugen, daß wir nicht grausamer sind, als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflikt kommt. Eine Aenderung in den Bestandtheilen der Luft, ein Auflodern des tellurischen Feuers, ein Schwanken in dem Gleichgewicht einer Wassermasse und eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Ueberschwemmung begraben Tausende. — Was ist das Resultat? Eine unbedeutende, im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur, die fast spurlos vorüber gegangen sein würde, wenn nicht Leichen auf ihrem Wege lägen. — Ich frage nun: soll die geistige Natur in ihren Revolutionen mehr Rücksicht nehmen, als die physische? Soll eine Idee nicht eben so gut wie ein Gesetz der Physik vernichten dürfen, was sich ihr widersetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, das die ganze Gestaltung der menschlichen Natur, das heißt der Menschheit, umändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Der Weltgeist bedient sich in der geistigen Sphäre unserer Arme eben so, wie er in der physischen Vulkane, und Wasserfluthen gebraucht. Was liegt daran, ob sie nun an einer Seuche oder an der Revolution sterben? — Die Schritte der Menschheit sind langsam, man kann sie nur nach Jahrhunderten zählen, hinter jedem erheben sich die Gräber von Generationen. Das Gelangen zu den einfachsten Erfindungen und Grundsätzen hat Millionen das Leben gekostet, die auf dem Wege starben. Ist es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geschäfte rascher ist, auch mehr Menschen außer Athem kommen? — Wir schließen schnell und einfach: da Alle unter gleichen Verhältnissen geschaffen worden, so sind Alle gleich, die Unterschiede abgerechnet, welche die Natur selbst gemacht hat. — Es darf daher Jeder Vorzüge und darf daher Keiner Vorrechte haben, weder im Einzelnen, noch eine geringere oder größere Klasse von Individuen. Jedes Glied dieses in der Wirklichkeit angewandten Satzes hat seine Menschen getödtet. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind seine Interpunktionszeichen. Er hatte vier Jahre Zeit nöthig, um in der Körperwelt durchgeführt zu werden, und unter gewöhnlichen Umständen hätte er ein Jahrhundert dazu gebraucht, und wäre mit Generationen interpunktirt worden. Ist es da so zu verwundern, daß der Strom der Revolution bei jedem Absatz, bei jeder neuen Krümmung seine Leichen ausstößt? — Wir werden unserm Satze noch einige Schlüsse hinzuzufügen haben; sollen einige hundert Leichen uns verhindern, sie zu machen? — Moses führt sein Volk durch das rothe Meer und in die Wüste, bis die alte verdorbene Generation sich aufgerieben hatte, ehe er den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das rothe Meer, noch die Wüste, aber wir haben den Krieg und die Guillotine. Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias; sie zerstückt die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutkessel, wie die Erde aus den Wellen der Sündfluth, mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum ersten Mal geschaffen. (Langer, anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.)

St. Just. Alle geheimen Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreise den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf diesen erhabenen Augenblick mit uns zu theilen. (Die Zuhörer und die Deputirten stimmen die Marseillaise an.)

Das Luxemburg.

Ein Saal mit Gefangenen.

(Chaumette, Payne, Mercier, Herault de Sechelles und andere Deputirte.)

Chaumette (zupft Payne am Aermel.) Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein! Vorhin überkam es mich so, ic habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ei wenig mit Ihren Schlüssen, es ist m ganz unheimlich zu Muth.

Payne. So komm, Philosoph Anaxagoras, ich will dich katechisiren. — E gibt keinen Gott, denn: entwe hat Gott die Welt geschaffen, oder nic Hat er sie nicht geschaffen, so hat die We ihren Grund in sich und es gibt kein Gott, da Gott nur dadurch Gott wir daß er den Grund alles Seins enthäl Nun kann aber Gott die Welt nicht ge schaffen haben; denn entweder ist di Schöpfung ewig wie Gott, oder sie hat ei nen Anfang. Ist letzteres der Fall, s muß Gott sie zu einem bestimmten Zeit punkt geschaffen haben. Gott muß also nachdem er eine Ewigkeit geruht, einma thätig geworden sein, muß also einmal ei ne Veränderung in sich erlitten haben, d den Begriff Zeit auf ihn anwenden läß was beides gegen das Wesen Gottes strei tet. Gott kann also die Welt nicht ge schaffen haben. Da wir nun aber sch deutlich wissen, daß die Welt oder daß un ser Ich wenigstens vorhanden ist, und daß sie dem Vorhergehenden nach also auc ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. *Quod erat demonstrandum.*

Chaumette. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, ich danke.

Mercier. Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig ist.

Payne. Dann ist sie schon keine Schöpfung mehr, dann ist sie Eins mit Gott oder ein Attribut desselben, wie Spinoza sagt, dann ist Gott in Allem, in Ihnen, Werthester, im Philosophen Anaxagoras und in mir. Das wäre so übel nicht, aber Sie müssen mir zugestehen daß es gerade nicht viel um die himmlische Majestät ist, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, lebendig begraben werden, oder wenigstens die sehr unangenehmen Vorstellungen davon haben kann.

Mercier. Aber eine Ursache muß doch da sein.

Payne. Wer leugnet das? Aber wer sagt Ihnen denn, daß diese Ursache das sei, was wir uns als Gott, das heißt als das Vollkommenste denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier. Nein.

Payne. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Ursache schließen! — Voltaire wagte es eben so wenig, es mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deßwegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verstand, und ihn nicht einmal consequent zu gebrauchen weiß oder wagt, ist ein Stümper.

Mercier. Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Ursache eine vollkommene Wirkung haben, das heißt, kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes schaffen? — Ist das nicht unmöglich, weil das Geschaffene doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört?

Chaumette. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne. Beruhige dich, Philosoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es gescheidter ganz bleiben. Ist's nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfniß andichten? — Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse den Finger ausstrecken und über Tisch Brodmännchen kneten, — aus überschwänglichem Liebesbedürfniß, wie wir uns ganz geheimnißvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das Alles, bloß um uns zu Göttersöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringeren Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweinställen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonstriren. Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier. Und die Moral?

Payne. Erst beweist ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Was wollt ihr denn mit eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für sich was Böses oder was Gutes gibt, und habe deßwegen doch nicht nöthig, meine Handlungsweise zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemessen, ist für mich gut und ich thue es, und was ihr zuwider, ist für mich bös, und ich thue es nicht und ich vertheidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man so sagt, tugendhaft bleiben und sich gegen das sogenannte Laster wehren, ohne deßwegen Ihren Gegner verachten zu müssen, was ein gar trauriges Gefühl ist.

Chaumette. Wahr sehr wahr!

Herault. O Philosoph Anaxagoras, man könnte aber auch sagen: damit Gott Alles sei, müsse er auch sein eignes Gegentheil sein, das heißt vollkommen u. unvollkommen, bös und gut, selig und lebendig; das Resultat freilich würde gleich Null sein, es würde sich gegenseitig heben, wir kämen zu Nichts. — Freue dich, du kommst glücklich durch, du kannst ganz ruhig in Madame Momoro das Meisterstück der Natur anbeten.

Chaumette. Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren. (Ab.)

Payne. Er traut noch nicht, er wird sich zu guter Letzt noch die Oelung geben, die Füße nach Mekka zu legen, und sich beschneiden lassen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt.)

Herault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn). Guten Morgen! Gute Nacht! — sollte ich sagen. Ich kann nicht fragen, wie hast du geschlafen? Wie wirst du schlafen?

Danton. Nun gut, man muß lachend zu Bett gehn.

Mercier (zu Payne). Diese Dogge mit Taubenflügeln! Er ist der böse Genius der Revolution, er wagte sich an seine Mutter, aber sie war stärker als er.

Payne. Sein Leben und sein Tod sind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton). Ich dachte nicht, daß sie so schnell kommen würden.

Danton. Ich wußt' es, man hatte mich gewarnt.

Lacroix. Und du hast nichts gesagt?

Danton. Zu was? Ein Schlagfluß ist der beste Tod; wolltest du zuvor krank sein? Und — ich dachte nicht, daß sie es wagen würden. (Zu Herault.) Es ist besser, sich in die Erde legen, als sich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe sie lieber zum Kissen, als zum Schemel.

Herault. Wir werden wenigstens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübschen Dame Verwesung die Wangen streicheln.

Camille (zu Danton). Gib dir nur keine Mühe, du magst die Zunge noch so weit zum Hals heraushängen, du kannst dir damit doch nicht den Todesschweiß von der Stirne lecken. O Lucile! das ist ein großer Jammer.

(Die Gefangenen drängen sich um die neu Angekommenen).

Danton (zu Payne). Was Sie für das Wohl Ihres Landes gethan, habe ich für das meinige versucht. Ich war weniger glücklich, man schickt mich aufs Schaffot; meinetwegen, ich werde nicht stolpern.

Mercier (zu Danton). Das Blut der Zwei und zwanzig ersäuft dich.

Ein Gefangener (zu Herault). Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft sind eins.

Ein Anderer (zu Camille). Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbesserung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein Anderer. Laßt ihn! das sind die Lippen, welche das Wort Erbarmen gesprochen. (Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen seinem Beispiele.)

Philippeau. Wir sind Priester die mit Sterbenden gebetet haben, wir sind angesteckt worden und sterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen. Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille. Meine Herren, ich beklage sehr, daß unsere Anstrengungen so fruchtlos waren; ich gehe aufs Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden.

Ein Zimmer.

Fouquier-Tinville. Hermann.

Fouquier. Alles bereit?

Hermann. Es wird schwer halten; wäre Danton nicht darunter, so ginge es leicht.

Fouquier. Er muß vortanzen.

Hermann. Er wird die Geschwornen erschrecken, er ist die Vogelscheuche der Revolution.

Fouquier. Die Geschwornen müssen wollen.

Hermann. Ein Mittel wüßt' ich aber es wird die gesetzliche Form verletzen.

Fouquier. Nur zu.

Hermann. Wir losen nicht, sondern suchen die Handfesten aus.

Fouquier. Das muß gehen. — Das wird ein gutes Heckenfeuer geben. Es sind ihrer Neunzehn. Sie sind geschickt zusammengewürfelt. Die vier Fälscher, dann einige Banquiers und Fremde. Das ist ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. Also zuverlässige Leute! Wer zum Beispiel?

Hermann. Leroi, er ist taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag sich den Hals bei ihm rauh schreien.

Fouquier. Sehr gut; weiter!

Hermann. Vilatte und Lumiere, der eine sitzt immer in der Trinkstube, und der andere schläft immer. Beide öffnen den Mund nur, um das Wort: schuldig zu sagen. — Girard hat den Grundsatz, es dürfe Keiner entwischen, der einmal vor das Tribunal gestellt sei. Renaudin —

Fouquier. Auch der? Er half einmal einigen Pfaffen durch.

Hermann. Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man solle allen Verurtheilten vor der Hinrichtung zur Ader lassen, um sie ein wenig matt zu machen; ihre trotzige Haltung ärgere ihn.

Fouquier. Ah, sehr gut. Also ich verlasse mich drauf!

Hermann. Laß mich nur machen.

Das Luxemburg.

Ein Corridor.

Lacroix, Danton, Mercier und andere Gefangene auf- und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen). Wie, so viel Unglückliche in einem so elenden Zustande?

Der Gefangene. Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie gesagt, daß Paris eine Schlachtbank ist?

Mercier. Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit schwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikanisirt! Da klatschen die Gallerien, und die Römer reiben sich die Hände; aber sie hören das Röcheln der Opfer nicht. Geht einmal Euern Phrasen nach, bis zu dem Punkte, wo sie verkörpert werden. Blickt um Euch, das Alles habt Ihr gesprochen, es ist eine mimische Uebersetzung Eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bautet Euer System, wie Bajazet seine Pyramiden, aus Menschenköpfen.

Danton. Du hast Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menschenfleisch. Das ist der Fluch unserer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es ist gerade ein Jahr, daß ich das Revolutions-Tribunal schuf. Ich bitte Gott und die Menschen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte, Unschuldige zu retten, aber dieser langsame Mord mit seinen Formalitäten ist gräßlicher und eben so unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffe, Sie Alle diesen Ort verlassen zu machen.

Mercier. O, herausgehen werden wir.

Danton. Ich bin jetzt bei Ihnen; der Himmel weiß, wie das enden soll.

Das Revolutions-Tribunal.

Hermann (zu Danton). Ihr Name, Bürger.

Danton. Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte.

Hermann. Danton, der Convent beschuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondisten, mit den Fremden und der Faction Ludwig's *XVII.* konspirirt zu haben.

Danton. Meine Stimme, die ich so oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verläumdung zurückweisen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erscheinen, und ich werde sie mit Schande bedecken. Die

Ausschüsse mögen sich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe sie als Kläger und als Zeugen nöthig. Sie mögen sich zeigen. — Uebrigens, was liegt mir an Euch und Eurem Urtheil! Ich habe es Euch schon gesagt: das Nichts wird bald mein Asyl sein; — das Leben ist mir zur Last, man mag mir es entreißen, ich sehne mich darnach, es abzuschütteln.

Hermann. Danton, die Kühnheit ist dem Verbrecher, die Ruhe der Unschuld eigen.

Danton. Privatkühnheit ist ohne Zweifel zu tadeln, aber jene Nationalkühnheit, die ich so oft gezeigt, mit welcher ich so oft für die Freiheit gekämpft habe, ist die verdienstvollste aller Tugenden. — Sie ist meine Kühnheit, sie ist es, der ich mich hier zum Besten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich fassen, wenn ich mich auf eine so niedrige Weise verläumdet sehe? Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Vertheidigung erwarten. Männer meines Schlages sind in Revolutionen unschätzbar, auf ihrer Stirne schwebt das Genie der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konspirirt, zu den Füßen elender Despoten gesessen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren Gerechtigkeit zu antworten! — Du elender St. Just wirst der Nachwelt für diese Lästerung verantwortlich sein!

Hermann. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor seine Richter.

Danton. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, so mag es sich denn aufrichten und ihnen entgegentreten; unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich sie begraben. — Ich bin nicht stolz darauf. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe. — Ich habe auf dem Marsfelde dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. August geschlagen, ich habe es am 21. Januar getödtet und den Königen einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen von Beifall. — Er nimmt die Anklage-Akte.) — Wenn ich einen Blick auf diese Schandschrift werfe, fühle ich mein ganzes Wesen beben. Wer sind denn die, welche Danton nöthigen mußten, sich an jenem denkwürdigen Tage (am 10. August) zu zeigen? Wer sind denn die privilegirten Wesen, von denen er seine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erscheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und sie in das Nichts zurückschleudern, aus dem sie nie hätten hervorkriechen sollen.

Hermann (schellt). Hören Sie die Klingel nicht?

Danton. Die Stimme eines Menschen, welcher seine Ehre und sein Leben vertheidigt muß deine Schelle überschreien. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerstückten Leibern der Aristokraten geäzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Aristokraten und Reichen dem Volke Waffen geschmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonnetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann. Danton, Ihre Stimme ist erschöpft. Sie sind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächstemal Ihre Vertheidigung beschließen. Sie haben Ruhe nöthig. — Die Sitzung ist aufgehoben.

Danton. Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige Stunden — und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern.

Das Luxemburg.

Ein Kerker.

Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

Dillon. Kerl, leuchte mir mit deiner Nase nicht so ins Gesicht. Ha, ha, ha.

Laflotte. Halte den Mund zu, deine Mondsichel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter. Ha, ha, ha! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein lesen könntet?

(Zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält.)

Dillon. Gib her.

Wärter. Herr, meine Mondsichel hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte. Deine Hosen sehen aus, als ob Fluth wäre.

Wärter. Nein, sie ziehen Wasser. (Zu Dillon.) Sie hat sich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir das geben, das sie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei lesen wollt.

Dillon. Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab — Liest.) Danton hat das Tribunal erschreckt, die Geschwornen schwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte sich um den Justizpalast und stand bis zu den Bänken. Eine Hand voll Geld, ein Arm endlich, — — hm! hm! (Er geht auf und ab, und schenkt sich von Zeit zu Zeit aus einer Flasche ein.) — Hätt' ich nur den Fuß auf der Gasse. Ich werde mich nicht so schlachten lassen. Ja, nur den Fuß auf der Gasse!

Laflotte. Und auf dem Karren, das ist eins.

Dillon. Meinst du! Da liegen noch ein Paar Schritte dazwischen, lang genug, um sie mit den Leichen der Dezemvirn zu messen. — — Es ist endlich Zeit, daß die rechtschaffenen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für sich). Desto besser, um so leichter ist es zu treffen. Nur zu, Alter, noch einige Gläser und ich werde flott.

Dillon. Die Schurken, die Narren, sie werden sich zuletzt noch selbst guillotiniren. [Er läuft auf und ab.]

Laflotte [bei Seite.] Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben,

wie sein Kind, wenn man sich's selbst gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man so mit dem Zufall Blutschande treiben und sein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Oedipus!

Dillon. Man füttert das Volk nicht mit Leichen; Danton's und Camille's Weber mögen Assignaten unter das Volk werfen, das ist besser als Köpfe.

Laflotte [bei Seite]. Ich würde mir hintennach die Augen nicht ausreißen; ich könnte sie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon. Die Hand an Danton! — Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen.

Laflotte [bei Seite]. Er ist doch verloren. Was ist's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grabe zu klettern?

Dillon. Nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde Leute genug finden; alte Soldaten, Girondisten, Ex-Adelige, wir erbrechen die Gefängnisse, wir müssen uns mit den Gefangenen verständigen. —

Laflotte [bei Seite]. Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurkerei. Was thut's? Ich hätte Lust, auch das zu versuchen; ich war bisher zu einseitig. Man bekommt Gewissensbisse, das ist doch eine Abwechselung; es ist nicht so unangenehm, seinen eigenen Gestank zu riechen. — Die Aussicht auf die Guillotine ist mir langweilig geworden; so lange auf die Sache zu warten! Ich habe sie im Geiste schon zwanzigmal durchprobirt. Es ist auch gar nichts Pikantes mehr darin, es ist ganz gemein geworden.

Dillon. Man muß Danton's Frau ein Billet zukommen lassen.

Laflotte [bei Seite]. Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe thun, wer steht mir dafür? Man sagt zwar, es sei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz ist die einzige Sünde, und das Leiden ist das einzige Laster; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon. Höre, Laflotte, wo ist der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß gehen; wir müssen das Eisen schmieden, mein Plan ist fertig.

Laflotte. Gleich, Gleich! ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm sprechen, du kannst auf mich zählen, General, wir werden aus dem Loche kommen [für sich im Hinausgehen], um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteste, die Welt, — er in das engste, das Grab.

Der Wohlfahrts-Ausschuß.

St. Just, Barrere, Collot, d'Herbois, Billaud-Varennes.

Barrere. Was schreibt Fouquier?

St. Just. Das zweite Verhör ist vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erscheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrts-Ausschusses, sie appelliren an das Volk wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther soll unbeschreiblich sein. — Danton parodirte den Jupiter und schüttelte die Locken.

Collot. Um so leichter wird ihn Samson packen.

Barrere. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

Billaud. Das Volk hat einen Instinct, sich treten zu lassen, und wäre es nur mit Blicken; dergleichen insolente Physiognomien gefallen ihm. Solche Mienen sind ärger, als ein adeliges Wappen; der feine Aristokratismus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen, es sollte sie jeder einschlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrere. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembriseurs hat ihn unverwundbar gemacht. — Was sagt Robespierre?

St. Just. Er thut, als ob er etwas zu sagen hätte. Die Geschwornen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

Barrere. Unmöglich, das geht nicht.

St. Just. Sie müssen weg, um jeden Preis, und sollen wir sie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht stolpern, aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen, und er hat etwas in seiner Gestalt, als ob er die Freiheit nothzüchtigen könnte. [St. Just wird herausgerufen.]

[Der Schließer tritt ein.]

Schließer. In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, sie verlangen einen Arzt.

Billaud. Das ist unnöthig, so viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer. Es sind schwangere Weiber dabei.

Billaud. Desto besser, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrere. Die Schwindsucht eines Aristokraten spart dem Revolutions-Tribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Collot [nimmt ein Papier]. Eine Bittschrift! ein Weibername!

Barrere. Wohl eine von denen, die gezwungen sein möchten, zwischen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jacobiners zu wählen. Die wie Lucretia nach dem Verlust ihrer Ehre sterben, aber etwas später als die Römerin — im Kindbett oder aus Altersschwäche. — Es mag nicht so unangenehm sein, einen Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Collot. Sie ist zu alt. Madame verlangt den Tod, sie weiß sich auszudrücken, das Gefängniß liegt auf ihr

wie ein Sargdeckel. Sie sitzt erst seit vier Wochen. Die Antwort ist leicht. [Er schreibt und liest.] „Bürgerin es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest.“

Barrere. Gut gesagt. Aber Collot, es ist nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben sonst keine Furcht mehr davor, man muß sich nicht so familiär machen.

(St. Just kommt zurück.)

St. Just. Eben erhalte ich eine Denunciation. Man conspirirt in den Gefängnissen; ein junger Mensch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er saß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrere. Er schneidet sich mit seiner Bouteille den Hals ab; das ist schon mehr vorgekommen.

St. Just. Danton's und Camille's Weiber sollen Geld unter das Volk werfen. Dillon soll ausbrechen, man will die Gefangenen befreien, der Convent soll gesprengt werden.

Barrere. Das sind Mährchen.

St. Just. Wir werden sie aber mit dem Mährchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volkes, die Bestürzung der Geschwornen; ich werde einen Bericht machen.

Barrere. Ja, geh, St. Just, und spinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf ist.

St. Just. Der Convent muß decretiren, das Tribunal solle ohne Unterbrechung den Prozeß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte schuldige Achtung verletze oder störende Auftritte veranlasse, von den Debatten ausschließen.

Barrere. Du hast einen revolutionären Instinct, das lautet ganz gemäßigt und wird doch seine Wirkung thun. Sie können nicht schweigen, Danton muß schreien.

St. Just. Ich zähle auf Eure Unterstützung. Es gibt Leute im Convent, die eben so krank sind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, sie werden über Verletzung der Formen schreien.

Barrere (ihn unterbrechend.) Ich werde ihnen sagen: Zu Rom wurde der Consul, welcher die Verschwörung des Catilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tode bestrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt. Wer waren seine Ankläger?

Collot (mit Pathos). Geh' St. Just, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge, welche ihren mächtigen Schooß befruchten wollten in ihren Umarmungen ersticken, die Majestät des Volkes wird ihnen, wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erscheinen und sie zu Asche glühen. Geh', St. Just, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerschleudern.

(St. Just ab.)

Barrere. Hast du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specificum machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, sie kämpfen mit dem Laster.

Billaud. Bis jetzt geht unser Weg zusammen.

Barrere. Robespierre will aus der Revolution einen Hörsaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud. Oder als Betschemel.

Collot. Auf dem er aber alsdann nicht stehen, sondern liegen soll.

Barrere. Das wird leicht gehen, Die Welt müßte auf dem Kopf stehen, wenn die sogenannten Spitzbuben von den sogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden sollten.

Collot (zu Barrere). Wenn kommst du wieder nach Clichy?

Barrere. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

Collot. Nicht wahr, über dem Ort steht ein Stern, dessen versengende Strahlen deinen Rücken verdorren machen?

Billaud. Was machen die niedlichen Finger der reizenden Demaly?

Barrere [zuckt die Achseln]. Pst! davon darf der Tugendverein nichts wissen.

Billaud. Er ist ein impotenter Mahomet. [Billaud und Collot ab.]

Barrere [allein]. Die Ungeheuer! — „Es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest!“ Diese Worte hätten die Zunge müssen verdorren machen, die sie gesprochen. — Und ich? — Als die Septembriseurs in die Gefängnisse drangen; faßt ein Gefangener sein Messer, er drängt sich unter die Mörder, er stößt es in die Brust eines Priesters, er ist gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich nun unter die Mörder dränge, oder mich in den Wohlfahrts-Ausschuß setze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taschenmesser nehme? Es ist der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umständen, die Grundverhältnisse sind sich gleich. — Und durft' er Einen morden, durft' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerstenkörner, machen zwei einen Haufen, drei, vier, wie viel dann? Komm, mein Gewissen, komm, mein Hühnchen, komm, da ist Futter. — Doch — war ich auch Gefangener? Verdächtig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. [Ab.]

Die Conciergerie.

Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix. Du hast gut geschrieen, Danton; hättest du dich früher so um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod Einem so unverschämt nahe kommt und so aus dem Halse stinkt und immer zudringlicher wird?

Camille. Wenn er noch seinen

Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern rißt aber so in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt, und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langsam hereinkriecht mit seinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getödtet zu werden!

Camille. Und dann da liegen, allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert, mit Bewußtsein vielleicht, sich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die versetzt werden, unterscheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Versuch ein wenig stinken. Ist das so arg?

Danton. Eine erbauliche Aussicht! Von einem Misthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klassentheorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gesäßschwielen wie ein Affe darauf gesessen.

Philippeau. Was willst du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die ist in Gott.

Danton. Im Nichts: Versenke dich in was Ruhigers, als in das Nichts, und wenn die hübsche Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist; der verfluchte Satz: Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das ist der Jammer! — Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres daran.

Camille. Die Welt ist der ewige Jude, das Nichts ist der Tod, aber er ist unmöglich. O! nicht sterben können, nicht sterben können! wie es im Liede heißt.

Danton. Wir sind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigesetzt, unter dem Himmel, in unseren Häusern, in unseren Röcken und Hemden. — Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da ist keine Hoffnung im Tod; er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisirte Fäulniß, — das ist der ganze Unterschied! — Aber ich bin grad' einmal an diese Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn sie mich einsam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöste — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir müssen schreien, sie müssen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

Ein Zimmer.

Fouquier, Amar, Bouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll; sie fordern eine Commission.

Amar. Wir haben die Schurken, da hast du, was du verlangst. [Er überreicht Fouquier ein Papier.]

Bouland. Das wird sie zufrieden stellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar. Nun rasch, daß wir und sie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutions-Tribunal.

Danton. Die Republik ist in Gefahr, und er hat keine Instruktion! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme ist noch stark genug, um den Dezemvirn die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Commission, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen, Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurückziehen, ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen u. meine Feinde zermalmen. [Zeichen des Beifalls.]

Fouquier, Amar und Bouland treten ein.

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Gesetze! Der Convent beschließt: — In Betracht, daß in den Gefängnissen sich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und sich an die Spitze der Empörer stellen soll, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß diese selbst unruhige Auftritte herbeizuführen sich bemüht und das Tribunal zu beleidigen versucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Untersuchung ohne Unterbrechung fortzusetzen und jeden Angeklagten, der die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen sollte, von den Debatten auszuschließen.

Danton. Ich frage die Anwesenden, ob wir dem Tribunal, dem Volk, oder dem National-Convent Hohn gesprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

Camille. Die Elenden, sie wollen meine Lucile morden!

Danton. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Dictatur; sie hat ihren Schleier zerrissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreitet über unsere Leichen. [Auf Amar und Bouland deutend.] Seht da die feigen Mörder, seht da die Raben des Wohl-

fahrts-Ausschusses! Ich klage Robespierre, St. Just und ihre Henker des Hochverraths an. Sie wollen die Republik im Blut ersticken. Die Gleise der Guillotinen-Karren sind die Heerstraßen, in welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen sollen. — Wie lange sollen die Fußtapfen der Freiheit Gräber sein? — Ihr wollt Brod und sie werfen euch Köpfe hin. Ihr dürstet und sie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geschrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemvirn! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Justiz-Palaste.

Ein Volkshaufe.

Einige Stimmen. Nieder mit den Decemvirn! Es lebe Danton!

Erster Bürger. Ja, das ist wahr, Köpfe statt Brod, Blut statt Wein!

Einige Weiber. Die Guillotine ist eine schlechte Mühle u. Samson ein schlechter Bäckerknecht; wir wollen Brod, Brod!

Zweiter Bürger. Euer Brod — das hat Danton gefressen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

Erster Bürger. Danton war unter uns am 10. August, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt haben?

Zweiter Bürger. Und Lafayette war mit euch in Versailles und war doch ein Verräther.

Erster Bürger. Wer sagt, daß Danton ein Verräther sei?

Zweiter Bürger. Robespierre.

Erster Bürger. Und Robespierre ist ein Verräther.

Zweiter Bürger. Wer sagt das?

Erster Bürger. Danton.

Zweiter Bürger. Danton hat schöne Kleider, Danton hat ein schönes Haus, Danton hat eine schöne Frau, er badet sich in Burgunder, ißt das Wildpret von silbernen Tellern. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er Alles? — Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geschenkt, damit er ihm die Krone stehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch Alle verrathe. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther!

Dritter Akt.

Eine Straße.

Dumas. Ein Bürger.

Bürger. Wie kann man nach einem solchen Verhör so viel Unschuldige zum Tode verurtheilen?

Dumas. Das ist in der That außerordentlich, aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der anderen Menschen fehlt, und dieser Sinn, trügt sie nie.

Bürger. Das ist der Sinn des Tigers. — Du hast ein Weib.

Dumas. Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger. So ist es denn wahr?

Dumas. Das Revolutions-Tribunal wird unsere Ehescheidung aussprechen; die Guillotine wird uns von Tisch und Bett trennen.

Bürger. Du bist ein Ungeheuer!

Dumas. Schwachkopf! du bewunderst Brutus.

Bürger. Von ganzer Seele.

Dumas. Muß man denn gerade römischer Consul sein und sein Haupt mit der Toga verhüllen können, um sein Liebstes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir die Augen mit dem Aermel meines rothen Fracks abwischen; das ist der ganze Unterschied. — Geh', du begreifst mich nicht. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie, ein Knabe.

Julie. Es ist aus. Sie zittern vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh'! ich habe ihn zum letzten Mal gesehen; sag' ihm, ich könne ihn nicht so sehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das, — und sag' ihm, er würde nicht allein gehn. Er versteht mich schon, und dann schnell zurück, ich will seine Blicke aus deinen Augen lesen.

Die Conciergerie.

Lacroix, Herault auf einem Bett. Danton, Camille auf einem andern.

Lacroix. Die Haare wachsen Einem so und die Nägel, man muß sich wirklich schämen.

Herault. Nehmen Sie sich ein wenig in Acht, Sie nießen mir das ganze Gesicht voll Sand.

Lacroix. Und treten Sie mir nicht so auf die Füße, Bester, ich habe Hühneraugen.

Herault. Sie leiden noch an Ungeziefer.

Lacroix. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Herault. Nun, schlafen Sie wohl, wir müssen sehen, wie wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf! — So! zerren Sie nicht so am Leintuch, es ist kalt da unten. —

– Danton. Ja, Camille, morgen sind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille. Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel sich Pantoffel geschnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch darnach. – Meine Lucile!

Danton. Sei ruhig, mein Junge.

Camille. Kann ich's? Glaubst du, Danton?! Kann ich's?! Sie können die Hände nicht an sie legen, das Licht der Schönheit, das von ihrem süßen Leibe sich ausgießt, ist unlöschbar. Siehe, die Erde würde nicht wagen, sie zu verschütten, sie würde sich um sie wölben, der Grabdunst würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Krystalle würden wie Blumen um ihre Glieder sprießen und helle Quellen in Schlaf sie murmeln.

Danton, Schlafe, mein Junge, schlafe.

Camille. Höre, Danton, unter uns gesagt, es ist so elend, sterben zu müssen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus seinen hübschen Augen stehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton. Du wirst sie ohnehin offen behalten. Samson drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf ist barmherziger. Schlafe, mein Junge, schlafe.

Camille. Lucile, deine Küsse phantasiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen sinken und schließen ihn fest ein.

Danton. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken schiebt sie die Wände enger um mich, bis sie so eng sind, wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind so eine Geschichte, die Haare standen mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe werth, mich so groß zu füttern und mich warm halten. Blos Arbeit für den Todtengräber! — Es ist mir, als röch' ich schon. „Mein lieber Leib, ich will mir die Nase zuhalten und mir einbilden, du seist ein Frauenzimmer, das vom Tanzen schwitzt, und dir Artigkeiten sagen. Wir haben uns sonst schon mehr mit einander die Zeit vertrieben. — Morgen bist du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf ist ausgespielt. Morgen bist du eine leere Flasche, der Wein ist ausgetrunken, aber ich habe keinen Rausch davon und gehe nüchtern zu Bett. Das sind glückliche Leute, die sich noch betrinken können. Morgen bist du eine durchgerutschte Hose, du wirst in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich fressen. — Ach, das hilft nichts. Ja wohl, es ist so elend, sterben müssen. Der Tod äfft die Geburt: bei'm Sterben sind wir so hülflos und nackt, wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grabe so gut wimmern, wie in der Wiege. Camille! Er schläft (indem er sich über ihn bückt), ein Traum spielt zwischen seinen Wimpern. Ich will den goldenen Thau des Schlafes ihm nicht von den Augen streifen. (Er erhebt sich und tritt ans Fenster.) Ich werde nicht allein gehn, ich danke dir, Julie. — Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eignen Lippen todt küßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluthen sich begräbt. — Wie schimmernde Thränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt, es muß ein großer Jammer in dem Auge sein, von dem sie abträufelten.

Camille. O! (Er hat sich aufgerichtet und tastet nach der Decke.)

Danton. Was willst du, Camille?

Camille. O, o!

Danton (schüttelt ihn). Willst du die Decke herunterkratzen?

Camille. Ach du, du, o halt mich, sprich du!

Danton. Du bebst an allen Gliedern, der Schweiß steht dir auf der Stirne.

Camille. Das bist du, das ich; so, — das ist meine Hand! ja, jetzt besinn' ich mich. O Danton, das war entsetzlich.

Danton. Was denn?

Camille. Ich lag so zwischen Traum und Wachen. Da schwand die Decke und der Mond sank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte sich gesenkt, ich stieß daran, ich betastete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entsetzlich, Danton.

Danton. Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das sahst du.

Camille. Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um Einem das bischen Verstand verlieren zu machen. Der Wahnsinn faßte mich bei den Haaren. (Er erhebt sich.) Ich mag nicht mehr schlafen, ich mag nicht mehr verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton. Was nimmst du?

Camille. Die Nachtgedanken.

Danton. Willst du zum voraus sterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betstuhl, sondern wie aus der Kammer eines Mädchens wegschleichen.

Platz vor der Conciergerie.

Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber.

Schließer. Wer hat Euch herfahren geheißen?

Erster Fuhrmann. Ich heiße nicht Herfahren, das ist ein kurioser Name.

Schließer. Dummkopf, wer hat dir die Bestellung dazu gegeben?

Erster Fuhrmann. Ich habe keine Stellung dazu gekriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

Zweiter Fuhrmann. Der Schuft will mich um's Brod bringen.

Erster Fuhrmann. Was nennst du dein Brod? — (Auf die Fenster der Gefangenen deutend): Das ist Wurmfraß.

Zweiter Fuhrmann. Kleine Kinder sind auch Würmer, und die wollen auch ihr Theil davon. O, es geht schlecht mit unserem Metier, und doch sind wir die besten Fuhrleute.

Erster Fuhrmann. Wie das?

Zweiter Fuhrmann. Wer ist der beste Fuhrmann?

Erster Fuhrmann. Der am weitesten und am schnellsten fährt.

Zweiter Fuhrmann. Nun, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt schneller, als der's in einer Viertelstunde thut? — Genau gemessen ist's eine Viertelstunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schließer. Rasch, ihr Schlingel! Näher ans Thor; Platz da, ihr Mädel!

(Sie fahren vor.)

Zweiter Fuhrmann (zu den Weibern). Was gafft ihr?

Ein Weib. Wir warten auf alte Kunden.

Zweiter Fuhrmann. Meint ihr, mein Karren wär' ein Winkelhaus? Er ist ein anständiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herren aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile (tritt auf. Sie setzt sich auf einen Stein unter die Fenster der Gefangenen.) Camille, Camille! (Camille erscheint am Fenster.) — Höre, Camille, du machst mich lachen mit dem langen Steinrock und der eisernen Maske vor dem Gesicht, kannst du dich nicht bücken? Wo sind deine Arme? — Ich will dich locken, lieber Vogel [singt]:

Es stehen zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' scheint vor Feinsliebchens Fenster,
Der andre vor die Kammerthür.

Komm, komm, mein Freund! leise die Treppe herauf, sie schlafen Alle. Der Mond hilft mir schon lange warten. Aber du kannst nicht zum Thore herein, das ist eine unleidliche Tracht. Das ist zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührst dich auch gar nicht, warum sprichst du nicht? Du machst mir Angst. — Höre! die Leute sagen du müßtest sterben, und machen dazu so ernsthafte Gesichter. — Sterben! ich muß lachen über die Gesichter. Sterben! Was ist das für ein Wort? Sag' mir es, Camille. Sterben! Ich will nachdenken. Da, da ist's. Ich will ihm nachlaufen, komm, süßer Freund, hilf mir fangen komm! komm!

(Sie läuft weg.)

Camille (ruft) Lucile! Lucile!

Die Conciergerie.

Danton an einem Fenster, welches in das nächste Zimmer geht, Camille, Philippeau, Lacroix, Herault.

Danton. Du bist jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen). Am Sterben.

Danton. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme. Nun?

Danton. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht hast — *des vers.*

Camille (für sich). Der Wahnsinn saß hinter ihren Augen. Es sind schon mehr Leute wahnsinnig geworden, das ist der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waschen unsere Hände. Es ist auch besser so.

Danton. Ich lasse Alles in einer schrecklichen Verwirrung. Keiner versteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Weiber und Couthon meine Waden hinterließe.

Lacroix. Wir hätten die Freiheit zur Dirne gemacht!

Danton. Die Tempelherren citirten ihren Mörder, Philipp den Schönen, vor das Tribunal der Unterwelt, und es verging kein Jahr, als er dort erschien; ich lasse meinen Mördern keine sechs Minuten Frist, ich ziehe sie mit mir.

Camille (für sich). Der Himmel verhelf' ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die gesunde Vernunft tauft, sind unerträglich langweilig. Der glückliche Mensch war der, welcher sich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geist sei.

Lacroix. Die Esel werden schreien; es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehen.

Danton. Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unsere Leichen absetzen, wo sie will, mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.

Herault. Ja, wenn sich gerade ein Samson für unsere Kinnbacken findet.

Danton. Sie sind Kainsbrüder.

Lacroix. Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es nicht so, Camille?

Camille. Meinetwegen, was geht das mich an? — (Für sich.) Was sie aus dem Wahnsinn ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht; es gewiegt und geküßt.

Danton. Wenn einmal die Geschichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unserer Leichen ersticken.

Herault. Das sind Phrasen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen sie eigentlich nichts an.

Camille. Er zieht ein Gesicht, als solle es versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt sich auch der Mü-

he, Männchen zu machen und Roth aufzulegen und mit einem guten Accent zu sprechen; wir sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahllosen, unverwüstlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger. Die Unterschiede sind so groß nicht, wir Alle sind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genie's, und zwar das Alles in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, sie sind nicht so breit, als man sich einbildet. Schlafen, Verdauen, — das treiben Alle; die übrigen Dinge sind nur Variationen aus verschiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man sich auf die Zehen zu stellen und Gesichter zu schneiden, da braucht man sich vor einander zu geniren! Wir haben uns Alle am nämlichen Tische krank gegessen und haben Leibgrimmen, was haltet ihr euch die Servietten vor das Gesicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt. Schneidet nur keine so tugendhaften und so witzigen und so heroischen und so genialen Grimassen, wir kennen uns ja einander, spart euch die Mühe.

Herault. Ja, Camille, wir wollen uns bei einander setzen und schreien; nichts dummer, als die Lippen zusammen zu pressen, wenn Einem was weh thut. — Griechen und Götter schrieen, Römer und Stoiker machten die heroische Fratze.

Danton. Die einen waren so gut Epikuräer, wie die andern. Sie machten sich ein ganz behagliches Selbstgefühl zurecht. Es ist nicht so übel, seine Toga zu drapiren und sich umzusehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was sollen wir uns zerren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu stehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu sehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderschreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

Danton. Aber wir sind die armen Musikanten und unsere Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

Herault. Sind wir die Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruthen todt peitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

Danton. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

Camille. Ist denn der Aether mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tische der seligen Götter steht, und die seligen Götter lachen ewig und die Fische sterben ewig und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Todtenkampfes?

Danton. Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philippeau. Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zufallen. (Sie umarmen einander.)

Herault (nimmt Camill's Arm). Freue dich, Camille, wir bekommen eine schöne Nacht. Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie. Das Volk lief in den Gassen, jetzt ist Alles still. Keinen Augenblick möcht' ich ihn warten lassen. (Sie zieht eine Phiole hervor.) Komm liebster Priester, dessen Amen uns zu Bette gehen macht. (Sie tritt ans Fenster.) Es ist so hübsch, Abschied zu nehmen; ich habe die Thüre nur noch hinter mir zuzuziehen. (Sie trinkt.) — Man möchte immer so stehen. — Die Sonne ist hinunter, der Erde Züge waren so scharf in ihrem Lichte, doch jetzt ist ihr Gesicht so still und ernst, wie einer Sterbenden. — Wie schön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen spielt. — Stets bleicher und bleicher wird sie, wie eine Leiche treibt sie abwärts in der Fluth des Aethers; will denn kein Arm sie bei den goldenen Locken fassen und aus dem Strom sie ziehen und begraben? — Ich gehe leise. Ich küsse sie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer sie aus dem Schlummer wecke. — Schlafe, schlafe. (Sie stirbt.)

Der Revolutions-Platz.

(Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber singen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen stimmen die Marseillaise an.)

Ein Weib mit Kindern. Platz! Platz! Die Kinder schreien, sie haben Hunger. Ich muß sie zusehen machen, daß sie still sind. Platz!

Ein Weib. Höre, Danton, du kannst jetzt mit den Würmern buhlen.

Eine Andere. Herault, aus deinen hübschen Haaren laß ich mir eine Perrücke machen.

Herault. Ich habe nicht Waldung genug für einen so abgeholzten Berg.

Camille. Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch schreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib. Der Berg ist auf Euch.

oder Ihr seid ihn vielmehr herunter gefallen.

Danton (zu Camille.) Ruhig, mein Junge, du hast dich heiser geschrieen.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld). Da, alter Charon, dein Karren ist ein guter Präsentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerst serviren. Das ist ein klassisches Gastmahl, wir liegen auf unseren Plätzen und verschütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton. (Er besteigt das Blutgerüst, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton steigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke). Ihr tödtet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie an dem tödten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen. Das war schon einmal da; wie langweilig!

Lacroix. Die Tyrannen werden über unsern Gräbern den Hals brechen.

Herault (zu Danton). Er hält seine Leiche für ein Mistbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schaffot). Ich vergebe Euch; ich wünsche, Eure Todesstunde sei nicht bitterer, als die meinige.

Herault. Dacht' ich's doch, er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

Fabre. Lebe wohl, Danton. Ich sterbe doppelt.

Danton. Adieu, mein Freund. Die Guillotine ist der beste Arzt.

Herault (will Danton umarmen). Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da ist's Zeit.

[Ein Henker stößt ihn zurück.]

Danton [zum Henker]. Willst du grausamer sein, als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

Eine Straße.

Lucile. Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben — i — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich Alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so Alles weiter bis da hin! — Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken Alles stockt, sich nichts mehr regt. [Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.] Das hilft nichts, das ist noch Alles wie sonst, die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssen's wohl leiden.

[Einige Weiber kommen die Gasse herunter.]

Erstes Weib. Ein hübscher Mann, der Herault.

Zweites Weib. Wie er beim Constitutionsfeste so im Triumphbogen stand, da dacht' ich so, der muß sich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war so eine Ahnung.

Drittes Weib. Ja, man muß die Leute in allen Verhältnissen sehen; es ist recht gut, daß das Sterben so öffentlich wird. [Sie gehen vorbei.]

Lucile. Mein Camille! Wo soll ich dich jetzt suchen?

Der Revolutions-Platz.

Zwei Henker an der Guillotine beschäftigt.

Erster Henker [steht auf der Guillotine und singt]:

Wenn ich nach Hause geh',
Scheint der Mond so schön.

Zweiter Henker. He, holla! Bist bald fertig?

Erster Henker. Gleich, gleich! [Singt]:

Scheint in meines Ellervaters Fenster.

Kerl, wo bleibst so lang! — So! die Jacke her! [Sie gehen singend ab.]

Wenn ich nach Hause geh',
Scheint der Mond so schön.

Lucile [tritt auf und setzt sich auf die Stufen der Guillotine]. Ich setze mich auf deinen Schooß, du stiller Todesengel. [Sie singt]:

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Rosen erstickt hast. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst. [Sie singt]:

Viel hunderttausend sind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

[Eine Patrouille tritt auf.]

Ein Bürger. He, wer da?

Lucile [sinnend und wie einen Entschluß fassend, plötzlich]: Es lebe der König!

Bürger. Im Namen der Republik! [Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.]

Psychologische Skizzen.

Von Dr. Erdmann.

Nationalität. Naturell. Temperament-Anlage. Genie.

An die Racenunterschiede schließen sich auch andere an, bei denen, weil sie wirklich nur im kleineren Maaßstabe ganz Analoges zeigen, wie jene, der gewöhnliche Sprachgebrauch oft dasselbe Wort braucht. Wer hat es nicht gehört, daß

bei Diesem oder Jenem sich die italienische Race zeige? was eigentlich heißen soll: italienische Nationalität. **Nationalität** ist im Verhältniß zu einem Lande, d. h. zu einem sich absondernden Theil eines Welttheils, ganz dasselbe, was die Race im Verhältniß zum Welttheil war. Je mehr ein Land vom andern abgesondert ist, und je mehr es dabei einen ganz eigenthümlichen Charakter hat, um desto mehr wird auch seine Bevölkerung an demselben participiren, und dieses **von Natur seinem Lande Gleichen** ist das, was die **Nationalität** eines Volkes ausmacht. Angedeutet in der körperlichen Beschaffenheit, beschränkt sie sich nicht auf diese, sondern dringt tiefer. Wir können hier das Wort Genius anwenden, da ja Aerzte sogar vom herrschenden Krankheitsgenius sprechen, und dann sagen, daß die Nationalität darin besteht, daß der Genius eines Landes auch in seinen Bewohnern sich geltend macht, ganz wie sich in dem Afrikaner der afrikanische Genius zeigte. Nationalität ist: von Natur gesetzte Gemeinsamkeit des Empfindens und Denkens; darum ist es begreiflich, daß gerade das, wodurch Empfindungen und Gedanken gemeinsam werden, die Sprache, als Hauptmerkmal der Nationalität angesehen wird. Was die Länder am meisten scheidet, die Gebirge, pflegt daher oft Sprachscheide zu sein. Es ist das nie genug zu preisende Verdienst des großen Schöpfers einer wissenschaftlichen Geographie, auf den engen Zusammenhang zwischen Landesbeschaffenheit und historischer Bestimmung eines Volkes aufmerksam gemacht zu haben, und hinfort kann eine pragmatische oder gar philosophische Behandlung der Geschichte diese geographische Basis nicht mehr außer Augen lassen. Die Engländer wären nicht, wie sie sind, wenn sie kein Inselvolk, die Spanier nicht, was sie sind, wenn ihre Halbinsel nicht durch ein Gebirge vom Nachbarlande ganz getrennt würde; die Deutschen wären nicht innerlich allen ausländischen Einflüssen Preis gegeben, wenn sie nicht ein offenes Land bewohnten, das in der Mitte von den verschiedensten Nationalitäten liegt, und in dem sie sich treffen, sei es nun, um sich zu schlagen, sei es, um freundlich mit einander zu verkehren. Diese Gewalt der natürlichen Landesbeschaffenheit über den Menschen, wodurch sie seine eigene nicht zu überwindende Natur wird, geht bis in die höchsten Lebensäußerungen hinauf. Es ist kein Zufall, wenn die Niederländer auf ihre Küchengeschirre und Pfeifen, auf ihre Bauertänze und Musikantengruppen ein solches Gewicht legen, daß sie dieselben in ihren Gemälden verewigen. Alles dies haben sie dem Meere abgetrotzt, es ist eine Trophäe ihres Sieges über die Natur und wenn sie ruhig tanzen, obgleich das Meer höher steht als sie, so ist dies in der That eine Großthat, die der Verewigung eben so werth ist, wie der Gegenstand eines andern historischen Gemäldes. Der Holländer kann nicht anders, als zähe festhalten an dem Kleinsten, denn nur durch diese Zähigkeit existirt er. Er aber ist zugleich der schlagendste Beweis, daß Landesbeschaffenheit u. Nationalität nicht nur in diesem Verhältniß gedacht werden muß, daß Eines allein die Ursache des Andern ist. Weil Holland so ist, so ist der Holländer so. Aber auch umgekehrt: weil der Holländer so ist, deswegen ist auch Holland so, ohne ihn wäre es — Meeresgrund. Mehr oder minder ist dies auch bei andern Nationen nachzuweisen. Die Rohheit der Deutschen ist mit der Rauhheit ihres Klimas, diese mit jener geschwunden. Jetzt ist es eine organische Wechselwirkung, in der Beides zu einander steht. Daß ein solcher Parallelismus da ist, dies ist für unsern Standpunkt die Hauptsache, wie das Wesen der Racen für uns wichtiger war, als ihre Entstehung. — Aber auch innerhalb eines und desselben Landes wird es wieder neue Abtrennungen geben, und die Bevölkerung dieser einzelnen Theile [Provinzen] wird abermals, je mehr sie von einander abgesondert sind, um so mehr einen ganz besondern innerlichen sowohl als äußerlichen Typus haben, der sich nicht nur in dem Dialekt, sondern in der ganzen Denk- und Empfindungsweise zeigen wird, welche von Natur bei dem Schlesier anders ist, als bei dem Würtemberger. Dies kommt daher, daß ein bestimmter Geist — das Wort so genommen, wie wir von dem Geist des Friedens sprechen, der in einem Thale wohnt — an dieses Land gebunden ist, dem sich der dort Einheimische nicht entziehen kann. Die Formation des Landes steht in demselben Verhältniß zu diesem [Provinzial-] Geiste, wie die Physiognomie eines Menschen zu seiner innern Gemüthsstimmung, sie sind untrennbar, und man kann nicht von einer einseitigen Wirkung sprechen, wie ja auch der Zorn die Stirn runzeln läßt, umgekehrt aber durch Stirnrunzeln man sich erboßen kann. Länder und Provinzen sind von Natur, durch **natürliche** Grenzen abgesonderte Erbparcellen. Es gibt aber auch solche, die es **künstlich** wurden, wie z. B. Städte. Die Eltern, die zu einer solchen zusammentreten, werden natürlich nicht einen gemeinschaftlichen Typus haben, nun wird aber, durch allmählig sich ausbildende Gewohnheiten und gleichmäßige Lebensweise sich bei den folgenden Generationen ein solcher Typus ausbilden, der diesen theils angeboren, theils in der frühesten Kindheit beigebracht wird und ihnen das ist, was wir bisher stets Naturell genannt haben. So hat sich, namentlich, früher, wo sie sich mehr von einander absonderten, in freien Reichsstädten ein solcher Typus ausgebildet. Der Venetianer war von Natur anders als der Genuese; Sinnesweise und Ausdruck derselben, Dialekt, war verschieden, und diese Verschiedenheit ließ bis in die höchsten, geistigen Erscheinungen hinauf sich verfolgen. Auch noch heut zu Tage hat dies nicht aufgehört, und der Cockney und das Berliner Kind, der Wiener und der Pariser haben in ihrem ganzen Wesen gewisse Grundzüge, welche nicht zu verleugnen sind, und die das Naturell des Londoners, Berliners u. s. w. bilden, das ihm zukommt, eben

weil er ein Kind dieser Stadt, nicht weil er es selbst ist. Nicht nur die Teltower Rüben, sondern auch der Berlinismus kann blos im Sandboden gedeihen. Dies ist kein Tadel, denn ich liebe [wie Sie wissen] beide, sondern es ist ein Faktum.

Sie erlassen mir es gewiß, darauf hinzuweisen, wie innerhalb des Berlinischen sich ein Königstädtisches Naturell bilden — könnte, sondern machen mit mir den Sprung von diesem besonderen Naturell ganzer Gruppen zu demjenigen, welches uns die natürliche Beschaffenheit nur eines einzigen Individuums zeigt, eben deswegen vorzugsweise als s e i n N a t u r e l l bezeichnet zu werden pflegt. Weil es nur seines, deßwegen kann es sich d i e s e s Naturells am wenigsten entledigen, denn seiner Vaterstadt und seinem Lande kann man sich durch Reisen oder Auswandern entfremden, das Stückchen Erde aber, an welches unser individuelles Naturell geknüpft ist, das schleppt man mit sich, und trotz aller Fortschritte in der Lokomotion, trotz aller Eisenbahnen und Luftballons ist das Mittel, aus der eigenen Haut zu kriechen, noch nicht erfunden. Seit man diese angeborenen individuellen Unterschiede genauer zu betrachten anfing, hat man auch gefühlt, daß die augenfälligsten bedingt seien von dem angebornen Verhältniß oder der constanten Stimmung und Temperatur der wesentlichen Momente, welche das Leben bedingen oder, was dasselbe heißt, der wesentlichsten physiologischen Funktionen. Da nun die Physiologen und Aerzte des Alterthums Leben und Gesundheit abhängig machten von der gehörigen Mischung von vier Flüssigkeiten, dem Schleim, dem Blut, der Galle und der schwarzen Galle, so unterscheiden sie, je nachdem von der einen oder der andern jener Flüssigkeiten sich mehr im Körper befand, als die gehörige Temperatur verlangt, eine bestimmte angeborne Constitution oder ein solches Naturell. Dies die berühmte Classification der T e m p e r a m e n t e, welche nach dem Namen jener Flüssigkeiten die Namen des phlegmatischen, sanguinischen, cholerischen und melancholischen bekamen. Die Theorie der Alten von den Temperamenten hat den Mangel, daß sie die Temperamente als krankhafte Zustände faßten, wozu doch höchstens das Uebermaaß einer Einseitigkeit gerechnet werden könnte, wenn man nicht alle Menschen als krank ansehen will, was dazu führen würde, alle als gesund zu betrachten. Ihre Theorie ist ferner hinsichtlich ihrer Ableitung veraltet, weil kein Mensch mehr an jene fingirten Flüssigkeiten glaubt. Wie sie aber so oft trotz aller falschen Theorien, weil sie unbefangener sahen als wir, das Wahre gefunden haben, wie sie z. B., obgleich sie nicht einmal wußten, daß die Arterien Blut führten, die schwierigsten chirurgischen Operationen gemacht haben, so ist es ihnen auch hinsichtlich dieser verschiedenen Temperamente gegangen. Die Zahl derselben, ja die Charakteristik derselben ist ganz richtig angegeben, und von einem ganz andern Principe aus und auf ganz anderem Wege kann man zu demselben Resultate gelangen wie sie. Indem ich den Versuch machen werde, bemerke ich dies Eine, daß man die angeborne Beschaffenheit, wenn man nur das Leibliche ins Auge faßt, Constitution, wenn mehr das innere Leben, Temperament zu nennen pflegt; daß ich, weil wir [hier wenigstens] gar keinen Grund haben, beides zu scheiden, meistens mich des Wortes Naturell bedienen, bei der Beschreibung desselben aber beide Seiten in Betracht ziehen und darum bald von Constitution, bald von Temperament sprechen werde. Hier handelt es sich zuerst darum, auf die Hauptfunktionen aufmerksam zu machen, in welchen sich das Leben bethätigt. Die Bezeichnungen Sensibilität, Irritabilität und Reproduktion waren am Anfange dieses Jahrhunderts in aller Leute Mund, und es verstand sich fast von selbst, daß in ihnen besonders sich das Leben manifestire. Es kam eine Zeit, und zum Theil dauert sie noch fort, wo der Gebrauch dieser Worte hinreichte, um in den Geruch der Naturphilosophie zu kommen, und da diese Ketzerei bei vielen Inquisitoren der exakten Wissenschaft hinreicht, um zum Feuertode verdammt zu werden, so ist es bedenklich, auf diese Lehre zurückzukommen. Wenn ich es dennoch thue, so kann ich es, da ich ohnedies zu jener unreinen Kaste gehöre; einen gewissen Trost mag es mir gewähren, wenn ich so manche exacte Forscher desselben Weges mit mir ziehen sehe, nur daß sie anstatt Sensibilität Nerven sagen, d. h. daß sie [anatomisch] das Organ, ich dagegen [physiologisch] die Funktion nenne. Es sei also gewagt, die alten Namen beizubehalten und mit ihrer Hülfe die Lehre von dem angebornen Naturell, das man Temperament nennt, zu entwickeln. Ich will mir dabei Mühe geben, einen Fehler zu vermeiden, der nur zu oft begangen wird, ich meine, daß man Carrikaturen gibt anstatt der Portraits. Mag es nun Vorliebe sein für ein bestimmtes Temperament, das ungerecht macht gegen die andern, mag es ein Nachbleibsel sein von der alten Lehre, daß die Temperamente Anomalien sind, genug, es gibt psychologische Werke, wo anstatt des Cholerikers ein Wütherich, anstatt eines Sanguinikers ein Leichtfuß geschildert wird. Am Schlimmsten pflegt es dabei dem Temperament zu gehen, mit dessen Betrachtung ich beginnen werde, und von dem, aus individuellen Gründen wie ich glaube, nur Kant auch die Lichtseite hervorgehoben hat, es ist das gewöhnlich s. g. p h l e g m a t i s c h e Temperament, unter dem ich also die innere Seite des Naturells verstehe, welches in angeborenem Vorwiegen der reproduktiven Thätigkeit besteht, oder bei dem, was ganz dasselbe ist, das System der Eingeweide vorzugsweise afficirbar, darum auch zu Krankheiten geneigt ist. Dem Bestreben des Körpers, das Angeeignete zu behalten, das oft zu einer enormen Anhäufung von Masse wird, entspricht von Seiten des innern Lebens ein Festhalten des Ergriffenen, eine Tenacität hinsichtlich des einmal Angeeigneten, das bei sittlich gesunden Naturen sich als Treue und Beharrlichkeit zeigt, bei mo-

ralischer Ungesundheit zum eigensinnigen Festhalten der eigenen Ansicht, zur krankhaften Anhäufung des Besitzes führt. Nach den beiden Organen, in welchen sich die Funktion der Irritabilität bethätigt, dem Blut und den Muskeln, erzeugt ihr Vorwiegen ein zweifaches Naturell. Das eine, das s. g. sanguinische, zeigt bei blühendem Ansehen, rascher Respiration und eben so schneller Absonderung eine rasche Empfänglichkeit für Reize, bei Krankheiten Neigung zu entzündlichen Erscheinungen. Die Sinnesart ist heiter; schnell ergriffen, ist der Sanguiniker im Stande, in Alles leicht einzugehen, eine Leichtigkeit, die, ohne allen sichtlichen Halt, zur Leichtfertigkeit wird, bei sittlichem Ernst dagegen den liebenswürdigsten Gesellschafter gibt. Das andere Naturell, welches hierher zu stellen ist, zeigt der Cholériker mit seiner robusten Constitution, seiner starken und ruhigen Respiration, seiner kräftigen Assimilation, seiner im Ganzen dauerhaften Gesundheit, deren Unterbrechungen leicht einen congestiven, oft apoplektischen, Charakter annehmen. Erregbar wie der Sanguiniker, wird er durch jede Erregung zur Reaktion veranlaßt, u. geht kräftig aus Werk. Geschickt zum mächtigen Wirken, hat er sich zu bewachen, daß nicht seine Thätigkeit zerstörend, sein Eifer zum maaßlosen Zorn werde. Tritt endlich die Sensibilität oder die Funktion des höhern Nervensystems sehr in den Vordergrund, so gibt dies ein Naturell, was wir das sensible oder noch besser das sentimentale nennen könnten, wenn nicht, da bisher die Namen der Alten beibehalten wurden, die Symmetrie den Namen melancholisches forderte. Eine gewisse Zartheit des Baues, blassere Farbe, schnelle, manchmal unstete Bewegungen, in Krankheitsfällen ein schleichender Charakter derselben, dies sind die sogleich auffallenden Eigenschaften, mit welchen dann Hand in Hand geht ein gewisses In-sich-versunken-sein, wodurch auch bei äußern Reizen nicht sowohl Reaktion als Vertiefen in sich selbst zu erfolgen pflegt; bei gesunder Entwicklung gibt dies, was man die Tiefe des Sinnes und der Gedanken nennt, bei krankhafter kann es zu misanthropischem Abgewandt-sein von der Welt führen.

Ich habe diese verschiedenen, von Natur gegebenen Beschaffenheiten des äußeren und innerlichen Lebens nur ganz kurz charakterisirt, um möglichst schnell dazu überzugehen, was ihre Eigenthümlichkeit am meisten ins Licht setzt, zur Vergleichung derselben. Nicht zu einer solchen, wie sie sehr gewöhnlich ist, wo man die Frage beantworten will, welches Temperament den Vorzug vor dem andern habe, denn diese Frage hat für mich ebenso wenig einen Sinn, als für Sie die haben wird: ob die Musikstücke aus Dur oder Moll die schönern sind. Eben darum kann ich auch nicht zugeben, daß eines dieser Naturelle gefährlicher sei, als das andere, keines ist gefährlich, oder alle, so wie es gefährlich ist, an der Menschennatur Theil zu haben, aus der mancher Teufel hervorgegangen ist. Das Temperament macht Niemanden unsittlich, sondern wo Verderbtheit und Unsittlichkeit des Gemüths Statt findet, da wird die Form derselben durch das Temperament bestimmt, diese Form aber ist gleichgültig. Das phlegmatische Temperament macht darum den Menschen nicht geizig, das sanguinische nicht zum Verschwender, zu beiden wird der Mensch nicht durch Natur, sondern durch seine eigene Schuld, die ihn zu einem unvernünftigen Verhältniß zu Habe und Gut bringt. Hat er durch seinen Willen sich für die Unvernunft entschieden, dann will ich nicht leugnen, daß in der Regel der Phlegmatiker unvernünftig zusammenhalten, der Sanguiniker unvernünftig ausgeben wird; das Eine ist so schlimm wie das Andere, und nur der Umstand, daß von der Unvernunft des Verschwenders viele Menschen Genuß haben, — während vom Geizhals höchstens nach dem Tode der lachende Erbe profitirt, — nur dieser hat die Leute im Chorus rufen lassen, daß die Verschwendung besser sei. Es verhält sich wie im Körperlichen. Soll gestorben sein, so wird wahrscheinlich die phlegmatische Constitution mehr Wassersüchtige darbieten. Einen Tod für den bessern erklären, ist — Geschmackssache. Eben darum ist es auch eine Verkehrtheit, wenn man zur Erfüllung der allerhöchsten Interessen des Menschen dem einen Temperamente mehr Fähigkeit zuschreiben wollte, als dem andern. Kant hat mit Recht sich gegen die erklärt, welche behaupten: der Choleriker sei in der Regel orthodox, der Sanguiniker dagegen Skeptiker u. s. w. Daß kein Temperament die Intensität der religiösen Gesinnung ausschließt, dies zeigt die Erfahrung. Der Choleriker Moses war nicht weniger religiös als der entschiedene Sanguiniker Luther, Muhammed, dieser entschiedene Melancholicus, nicht weniger als der, nach seinen Schriften zu urtheilen, reine Typus des Phlegmatikers Confucius. Das Phlegma Kant's, die cholerische Natur Fichte's, die Sanguiniker Baader u. Steffens, sie beweisen, daß das Temperament nicht den Philosophen macht. Vom Glauben und der Wissenschaft, von der Moralität und Rechtlichkeit gilt das Wort, daß uns das nicht vom Fleisch und Blut gesagt wird; Naturell aber, Constitution, Temperament, wie man es nennen mag, sind die constante Beschaffenheit von Fleisch u. Blut. Also nicht ein Abwägen ihrer Vorzüge soll mein Vergleichen der verschiedenen eben genannten Naturelle sein, sondern es soll nur ihre unterscheidenden Merkmale hervortreten lassen. Da stellen sich die vier unter einander in dieses Verhältniß, daß immer zwei auf einem gemeinschaftlichen Boden stehen, eben deswegen aber sich am allermeisten abstoßen [wie ja der diametrale Gegensatz immer auf gleichem Niveau steht], während, obgleich das andere Paar eigentlich mehr von ihnen unterschieden, hier eher ein Zusammengehen möglich ist. Der Phlegmatiker nämlich und der Choleriker haben beide dieses Gemeinschaftliche, daß ihre Thätigkeit, mag sie nun in ihnen, mag sie durch einen Reiz von Außen entstehen, auf die Sache gerichtet ist, bei dem Einen, um sie sich anzueignen, bei dem Andern, um sie zu bearbeiten und gegen sie zu reagiren.

Sie können sich aber ebendarum selten verstehen, der Eine erscheint dem Andern als Indolenter, dieser ist jenem zu passionirt. Jener scheint sich Alles gefallen zu lassen, bei diesem scheint's, als liefe Alles Gefahr, zerstört zu werden. Es liegt aber auf der Hand, daß, wenn sich's einmal um thätigen Beistand handele, man sich kaum an Bessere wenden kann, als an die Phlegmatiker und Choleriker, während der, welchem daran liegt, daß mit ihm geweint werde, hier selten seine Rechnung finden wird. Dies viel mehr bei den beiden andern oben Erwähnten. Der Sanguiniker nämlich und der Melancholiker sind sich darin gleich, daß Alles von ihnen aufs Subjeet bezogen wird, von dem Einen, um es, von dem Andern, um sich selbst zu genießen. Darum erscheint jener dem Melancholikus als ein genußsüchtiger Flatterhafter, dieser jenem als ein sich selbst quälender Hypochonder. Sie feinden sich an, weil etwas Verwandtes in ihnen sich findet. Wollen Sie einen Kummer, bei dem es keine Abhülfe gibt, um ihn zu lindern, in das Herz eines Andern ausschütten, gehen Sie zum Melancholiker: er hat zu oft über das Elend reflektirt, als daß seine Worte nicht gleichgestimmte Saiten Ihres Herzens treffen sollten. Wollen Sie für irgend Etwas, was Sie interessirt, einen theilnehmenden Zuhörer, der Sanguiniker ist bereit, ihn abzugeben, er wird mit Ihnen lachen, er wird mit Ihnen klagen, denn er versteht augenblicklich sich ganz in Ihre Lage, genießt mit Ihnen alle Schmerzen u. Freuden Ihrer Situation. Dies ist oft viel mehr als Hülfe finden. Diese zu leisten, wird er weniger im Stande sein, weil er unter der Zeit gar Manchen gefunden haben wird, mit dem er weinen und lachen mußte. Ich habe oben schon gesagt, unter den Sanguinikern werde man oft die Gesellschafter finden. Sie sind's deswegen, weil sie sich nicht — pedantisch — in die Sache vertiefen, nicht dociren, sondern die Eindrücke aussprechen, die sie empfingen, und die Empfindungen aller Andern verstehen. Dies ist es eben, was sie den Melancholikern so unbegreiflich und widerwärtig macht, weil diese aus den *eignen* Empfindungen nicht heraus können. Abgesehen von allem Uebrigen war es schon der Contrast der Temperamente, welcher Philine Aurelien verhaßt machen mußte. Nennen wir, des kürzern Ausdrucks wegen, das erste Paar, welches ich charakterisirte, das thätige, das zweite das genießende Naturell, so ist es begreiflich, warum Individuen, deren Naturell verschiedenen Classen angehört, sich besser vertragen werden. Ihre Richtungen kreuzen sich nicht, darum können sie parallel gehen. Daher die Erfahrung, daß der Phlegmatiker gern mit dem Sanguiniker zusammen ist und dieser mit jenem. Einer unterhält den Andern und wird von ihm nicht gestört, weil keiner dem Andern in sein Handwerk pfuscht. Ganz ebenso verhält sich dies wiederum mit dem Choleriker und Melancholiker. Am allermeisten bethätigt sich dies, wo zwei Individuen sich zum steten Zusammenleben entschließen, in der Ehe. Es ist bekannt, daß Gleichheit des Temperaments ein gefährlicher Prüfstein für das Glück derselben ist. Es läßt sich aber sogar bestimmen, *welche* Combinationen die besten sind. Da die ganze Stellung des Mannes ihm die Praxis zuweist, so wird als das normalste Verhältniß angesehen werden müssen, wo der Phlegmatikus ein munteres sanguinisches Weib wählte, oder der Choleriker eine zarte, sensible Natur. Da aber die Natur nicht so grausam war, daß sie die Sanguiniker und Melancholiker zum Cölibat verdammte, so wird auch für diese gesorgt sein müssen. Werden Sie sich jetzt noch wundern über die Erfahrung, die Sie gewiß oft gemacht haben, daß stille poetische Naturen sich mit Frauen verbanden, deren praktische Tüchtigkeit, deren energisches Eingreifen in alle Lebensverhältnisse fast die Grenzen der Weiblichkeit überschreitet?

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, sei mir noch eine Bemerkung erlaubt. Da auch ich, ganz wie die Alten, das Wesen der Temperamente in das Vorwiegen einer Seite des Lebens setze, so scheint es, als müsse ich auch, wie sie, die Gesundheit oder die normale Entwickelung in die Abwesenheit jeder Einseitigkeit, also die Temperamentslosigkeit setzen. Ich habe schon zugegeben, daß die Einseitigkeit bis zum Extrem steigen und dann krankhaft werden kann, was, beiläufig gesagt, der Grund ist, warum manche Psychologen, indem sie nur jene Extreme ins Auge fassen, aus dem Phlegmatiker einen Ai, aus dem Melancholiker einen fürs Irrenhaus reifen Menschenhasser machten. Von diesem Extrem abwärts zum Centrum hin werden sich die Formen des mehr oder minder ausgeprägten Temperaments finden. Es wäre darum sehr wohl denkbar, daß es Individuen gäbe, in welchen die Einseitigkeit nicht nur so gering wäre, daß sie sich dem Auge des Psychologen entzöge — solcher gibt es sehr viele —, sondern sogar völlig verschwände. Die, welchen überhaupt das juste milieu der Ausdruck aller Herrlichkeit ist, werden in diesen Individuen offenbar das Ideal des Menschen sehen. Mir, der, wie Sie wissen, vom juste milieu nicht viel hält, erlauben Sie bis auf bessere Erfahrungen die Ansicht festzusetzen, daß die, in welchen kein besonderes Temperament sich zeigt, zu sehr an die Alltagsnaturen streifen.

Das menschliche Individuum hat außer seinem allgemein-menschlichen, ferner außer seinem besondern Naturell, welches ihm als Glied einer bestimmten Erdparcelle zukam, sein individuelles Naturell, durch welches es dieses eine ist, und sich von aller Welt unterscheidet; da es aber andererseits zur Welt gehört und mit ihr verbunden ist, ein solches von einem Andern Unterschieden- u. mit ihm Verbundensein aber das gibt, was wir Verhältniß nennen, so ist kein Mensch zu denken ohne sein ganz bestimmtes Verhältniß zur Welt. Obgleich nun der Mensch im Stande ist, sein Verhältniß zur Welt durch eigene Thätigkeit selbst zu bestimmen, so ist diese Fähigkeit doch in gewisse Grenzen eingeschlossen. Nicht

nur daß er den Schranken alles natürlichen Daseins überhaupt unterworfen ist, welche es ihm unmöglich machen, sich in ein Verhältniß zu langst vergangenen Zeiten und weit entfernten Räumen, zum König Xerxes oder zum Sirius zu setzen, — sondern er vermag überhaupt sein Verhältniß zur Welt nicht aus Nichts zu schaffen, sondern hat fortzubauen auf der Grundlage, die von Natur gegeben ist. Diesen von Natur gesetzten Keim seines Verhältnisses zur Welt oder das, wozu die Natur ihn bestimmt [angelegt] hat, nennt man die natürliche Anlage des Menschen, die ebenso wie das Temperament zu seinem Naturell gehört. Als das von Natur gesetzte Bestimmt-sein zu irgend einer Sphäre der Wirksamkeit in der Welt, ist die Anlage, namentlich die Entstehung derselben, ein würdiger Gegenstand für die Naturforschung. Aber wie wenig ist hier geschehen! Wir tappen hier noch fast ganz im Dunkeln und müssen uns mit einigen wenigen Bemerkungen begnügen, wie z. B. die sind, daß nicht nur das Haar, sondern auch die praktischen Anlagen nach dem Vater, nicht nur die Zähne, sondern auch die intellektuellen Anlagen nach der Mutter einschlagen sollen, Bemerkungen, die noch dazu häufig bestritten werden, indem Mancher nur auf Erziehung schiebt was Andere als Forterben ansehen. (Die Behauptung, daß bedeutende Väter gewöhnlich unbedeutende Söhne haben, ist zum Theil gewiß daraus zu erklären, daß wir an die Letzteren einen zu großen Maaßstab legen, und daß die Ersteren sich nicht viel um die Erziehung zu bekümmern pflegen.] In der Anlage ist erstlich zu unterscheiden eine angeborne Empfänglichkeit für Eindrücke einer gewissen Sphäre, welche, gewiß durch die Beschaffenheit der Organe bedingt, der Sinn für Etwas genannt wird. So ist der Sinn für Musik etwas Angebernes, und obgleich ich allerdings überzeugt bin, daß die gehörige Erziehung in dieser Hinsicht das Ohr eines Jeden so üben kann, daß er passabel treffen kann, so ist doch eine angeborne physische Bildung des Organs nöthig, um eine über jenes Maaß hinausgehende Empfänglichkeit möglich zu machen. Vereinigt sich mit diesem Sinn die Leichtigkei zu produciren, so nennt man die Anlage Talent, welches angeborne Disposition zur Fertigkeit genannt werden kann und ausgebildet die Virtuosität gibt. Beides, der Sinn und das Talent, darf nicht fehlen, wenn von Genie gesprochen werden soll, worunter die angeborne Fähigkeit eines mächtigen und originellen Wirkens zu verstehen ist, während das Talent sich auf engere Sphären und auf das Reproduciren beschränken kann. Hinsichtlich des Genies sind manche irrige Ansichten herrschend theils gewesen, theils sind sie es noch. Das Erste gilt vom Gegensatze, den man zwischen Talent und Genie gemacht hat und in dem man so weit ging, daß man die wahren Genies sogar talentlos haben wollte. Dies ist absurd, ein Genie ohne Talent hat noch nie existirt, ebenso wenig wie ein Genie ohne Sinn für das, was in seiner Sphäre producirt wird. Dieser Irrthum ist übrigens [ganz ebenso wie ein sehr ähnlicher, daß nämlich Männer von Geist kein Gedächtniß hätten] im Verschwinden begriffen. Mehr verbreitet und praktisch sehr gefährlich ist der Gegensatz von Genie und Fleiß geworden, welcher uns die vielen liederlichen Genies gegeben hatte, denen ich das Eine, daß sie liederlich waren, gewiß nicht abstreite. Auch dieser Gegensatz ist falsch. Ob Einer Genie hat, kann man, ja kann er selbst nur daraus sehen, ob er mit Energie in der von der Natur vorgezeichneten Richtung wirkt. Diese Energie aber ist Fleiß, bei dessen Beurtheilung man oft ungerecht wird, indem man vergißt, daß dasselbe Quantum Fleiß bei dem Einen, der zwölf Stunden arbeitet, als größere Extension, bei dem Andern als größere Intensität sich zeigt, so daß ihm sechs Stunden genügen; ein Unterschied, der sich oft nach dem Temperament richtet. Ein berühmter Philolog sprach es oft aus, daß der Fleißige der sei, der tüchtig zu faullenzen wisse. Gewiß hatte er Recht, wenn gleich es vielleicht gefährlich war, dergleichen auf dem Katheder zu sagen.

Die Frauen des 6. Oktobers 1789.

Von Jules Michelet

Die Männer haben den 14. Juli, die Frauen den 6. Oktober gemacht. Die Männer haben die königliche Bastille, die Frauen aber die königliche Würde selbst genommen und sie in die Hände von Paris, das heißt: in die der Revolution gelegt.

Der Anlaß dazu war die Hungersnoth. Ueberall circulirten schreckenerregende Gerüchte über den nahe bevorstehenden Krieg, über die Ligue der Königin und der Prinzen mit den deutschen Fürsten, Gerüchte über die fremden Uniformen, grün und roth, die man in Paris sah, über die Mehlvorräthe von Corbeil, von denen jetzt alle zwei Tage nicht mehr als ein einziger Sack ankam, über den Mangel an Lebensmitteln, der beim Herannahen der rauhen Jahreszeit mehr zunehmen mußte.

Hier ist keine Zeit zu verlieren, sagte man sich. Will man dem Kriege und dem Hungertode entgehen, dann muß man den König von seinem Versailles, von wo er unser Elend nicht mit eigenen Augen sehen kann, nach Paris bringen. Wenn nicht, dann entführt man ihn!

Niemand fühlte dies Alles lebhafter als der Instinkt der Frauen. Die Entbehrungen und Leiden, aufs Höchste gestiegen, hatten den Heerd der Familie erreicht.

Eine Dame gab Sonnabend, am 6. Oktober, Abends, den ersten Impuls. Einsehend, daß ihr Mann nicht gehört werden würde, läuft sie selbst in's Café de Foy, denonciet dort die antinationalen Uniformen und Cocarden und zeigt Allen die große, allgemeine Gefahr. Montag

ergreift ein junges Mädchen in den Hallen eine Trommel, schlägt Generalmarsch und reißt alle Weiber des ganzen Stadtviertels mit sich fort.

So etwas kann nur in Frankreich geschehen. Die Frauen, welche tapfere Soldaten erzeugen, sind selber brav. Das Land der Jeanne d'Arc, der Jeanne de Montfort und der Jeanne Hochette hat hundert solcher Heldinnen aufzuweisen. Eine dieser Heldinnen, an der Erstürmung der Bastille theilnehmend, zog später in den Krieg und ward Artillerie-Capitain: ihr Mann war Soldat. — Am 18. Juli, als der König nach Paris kam, sah man viele Frauen, die sich bewaffnet hatten. — Sie waren die Vorhut der Revolution. Wer kann darüber wohl erstaunt sein? Waren sie es doch, die am meisten geduldet, die am meisten gelitten hatten!

Große Leiden, großes Elend macht erbittert. Dieses Elend trifft zuerst die Schwachen ... die Frauen mehr als die Männer. Diese da gehen, kommen, suchen dreist und finden Hilfe, wenn auch nur für *einen Tag*. Die Frauen, die armen, hilflosen Frauen aber leben, wenigstens großentheils, eingesperrt; sie spinnen oder nähen und sind nicht im Stande in *Tagen* der Noth, wo Alles fehlt, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Trauriger Gedanke zu denken, daß das Weib, das bestimmt ist, mit einem andern Wesen, zu Zweien, zu leben, viel häufiger allein ist und verlassen als der Mann. *Er* findet überall Gesellschaft, schafft sich überall neue Verbindungen. Sie aber ist nichts ohne ihre Familie. Und die Familie beugt sie nieder: die ganze Schwere derselben ruht auf ihr. Sie bleibt im kalten nackten Zimmer mit den Kindern, welche weinen, weil sie Hunger haben oder krank sind, und mit den Kindern, die nicht mehr weinen, weil sie im Sterben liegen. Aber das, was mehr als Alles das Herz der Mutter zerreißt, ist die Ungerechtigkeit des Kindes. Gewohnt, in der Mutter die allgemeine Vorsehung zu erblicken, die immer und überall hilft, zürnt dieses Kind, hart und grausam, mit seiner Mutter über Alles, was ihm fehlt. Es schreit und hört nicht auf zu schreien und fügt dadurch dem tiefsten Schmerze des Mutterherzens einen neuen, noch viel größern, noch mehr peinigenden Schmerz hinzu, weil sie ihm nicht zu helfen vermag.

Da habt Ihr die arme Mutter! Aber außer diesen Müttern wie viel arme, alleinstehende Mädchen, traurige Geschöpfe ohne Familie ohne Schutz, ohne Beistand; Mädchen, die, zu häßlich, oder tugendhaft, weder Freund noch Geliebten haben und keine Freude des Lebens kennen. Das kleine Handwerk, das sie erlernt haben, kann sie nicht ernähren. Was thun, damit es besser werden soll? Sie steigen in ihr Dachstübchen hinauf und harren, bis ihnen die Vorsehung einen rettenden Engel sendet. Nicht selten findet man sie todt .... es ist die Nachbarin, die nur *durch Zufall* dies bemerkt!

Diese Unglücklichen haben nicht einmal Kraft genug, um sich laut zu beklagen, um ihre Lage zu schildern und gegen ihr trauriges Loos Verwahrung einzulegen. Diejenigen, welche handeln und sich dagegen auflehnen in Zeiten der größten Noth, dies sind die Starken, die das Elend noch nicht ganz und gar erschöpft und aufgerieben hat. Diese sind mehr arm als nothleidend. Die Unerschrockenen, die sich dann zuerst nach vorwärts drängen, sind jene großherzigen Frauen, die wenig für sich selbst, aber desto mehr für die andern, ihre Unglücksschwestern leiden. Das Mitleid, albern und stumpfsinnig bei den Männern, weniger empfindlich für die Noth Anderer, ist bei den Frauen ein sehr lebhaftes, heftiges und bisweilen wahrhaft heldenmüthiges Gefühl, das sie oft unwiderstehlich zu den kühnsten Thaten mit sich fortreißt.

Am 5. Oktober gab es eine Menge solcher unglücklichen Geschöpfe, die seit länger als vier und zwanzig Stunden nichts gegessen hatten. Dies schmerzliche Schauspiel betrübte Jeden; Niemand aber that etwas für sie. Jeder schloß sich ein und beklagte die Härte der Zeit, die niederdrückende Noth.

Sonntags, am 4., rennt gegen Abend eine muthige Frau, die die allgemeine Noth nicht länger ruhig mitanzusehen vermag, vom Quartier Saint-Denis nach dem Palais-Royal; sie bricht sich Bahn durch die lärmende Menge, welche perorirt, und setzt es durch, daß man ihr Gehör schenkt. Es war eine Frau von sechsunddreißig Jahren, sorgfältig gekleidet, anständig, aber stark und kühn. Sie verlangt, daß das Volk nach Versailles ziehe, sie wolle sich an dessen Spitze stellen. Man witzelt darüber: sie aber gibt, entrüstet darüber, einem dieser Spötter eine Ohrfeige, und Jeder sagt sich: sie habe ein Recht dazu gehabt.

Am andern Morgen ist es dieselbe Frau, die den Uebrigen voranzieht, einen Degen in der Hand. Sie ist's, die am Stadthause eine Kanone nimmt, sich darauf zu Pferde setzt und, mit brennender Lunte, nach Versailles zieht.

Zu den gleichzeitig mit dem *ancien regime* zu Grunde gegangenen Handwerken gehörte die Holzschnitzerei. Man hatte in dieser Gattung viel gearbeitet, sowohl für Kirchen, als für die Wohnungen der Reichen. Viele Frauen lebten von dieser Kunst. Die Eine unter ihnen, Madeleine Chabry, die aus Mangel an Bestellungen ihr Handwerk, das sie nicht mehr ernähren konnte, aufgegeben, hatte sich im Palais-Royal-Viertel unter dem Namen Louison als Straußhändlerin etablirt. Sie war erst siebzehn Jahre alt, schön, pikant und geistreich. Dreist dürft Ihr wetten, daß es nicht der Hunger war, die diese da nach Versailles hinzog. Ihr gutes Herz, ihr männlicher Muth folgte der allgemein gewordenen Begeisterung. Die Frauen setzten sie an ihre Spitze und erkoren die Jugend und Schönheit zu ihrer Rednerin.

Aber außer ihr gab es noch viele darunter, die, nicht von Hunger getrieben, sich diesem Zuge angeschlossen hatten. Man sah darunter Krämerinnen, Portiersfrauen, öffentliche Mädchen, gefühlvoll und mitleidig, wie diese armen Geschöpfe gewöhnlich sind. Auch befand sich darunter eine

beträchtliche Anzahl von Fischweibern und andern Frauen der Halle. Diese Letztern waren stark royalistisch, aber um so mehr wünschten gerade sie, den König in Paris zu haben.

Kurze Zeit zuvor — wir wissen nicht, bei welcher Veranlassung — waren diese *Dames de la halle* in Versailles gewesen, um den König zu sehen; sie hatten mit ihm gesprochen – eine Vertraulichkeit, die Manchen lächeln macht, die aber dessenungeachtet rührend ist und besser, als manches Andere, den Geist jener Zeit charakterisirt.

— Armer Mann! sagten sie, den König betrachtend. Guter Mann! Guter Vater!

Der Königin gegenüber viel ernsthafter, sagten sie: — Schütten Sie vor uns Ihr Herz aus! Verbergen wir uns nichts! Sagen wir Alles, was wir uns zu sagen haben, frank und frei!

Diese Frauen der Märkte sind nicht diejenigen, die am meisten leiden. Ihr Handel mit dem, was nothwendig ist zum Leben, erleidet weniger Schwankungen. Aber sie *sehen* das Elend besser als Andere und fühlen es. Immer auf freiem Platze, entgeht ihnen nicht, wie uns, die wir in unsern Zimmern leben, das traurige Schauspiel der Noth. Niemand hat mehr Mitgefühl für das Unglück, als diese rauhen, oft sogar rohen Weiber der Halle. Unter groben Formen, harten Worten verbirgt sich häufig unter ihnen ein feinfühlendes Herz, unendlich reich an Güte und Mitleid. Wir haben die Picarden, die Marktweiber von Amiens, arme Gemüsehändlerinnen, den Vater von vier Kindern, der guillotinirt werden sollte, retten sehen: es war am Tage der Krönung Karls X. Sie verließen ihren Handel, ihre Familie, zogen nach Rheims, brachten den König zum Weinen, entrissen ihm die Begnadigung des Verurtheilten, machten auf dem Rückwege unter sich eine reichliche Collekte und schickten den begnadigten Verbrecher, reich beschenkt, zu seiner Frau, zu seinen Kindern heim.

Am 5. Oktober hörten sie, um sieben Uhr, die Trommel rühren und vermochten nicht diesem Rufe zu widerstehen. Ein junges Mädchen hatte einem Garnisten die Trommel entrissen und Generalmarsch geschlagen. Und bald darauf waren alle Hallen verwaist und die Weiber derselben mitgezogen.

— Wir holen, sagten sie, den *Bäcker* und die *Bäckerin*, und werden dabei das Vergnügen haben, unser *liebes Mütterchen**) zu hören.

Einerseits setzten sich die Hallen, andererseits die Vorstadt Saint-Antoine in Bewegung. Unterwegs rissen die Weiber Alles, was ihnen begegnete, mit sich fort. Jenen, die nicht mit ihnen ziehen wollten, damit drohend, ihnen die Haare abzuschneiden. — Sie erreichen das Stadthaus und begegnen einem Bäcker, den das Volk ins Gefängniß schleppt, weil er bei einem Brote mit zwei Pfund siebzehn Loth zu wenig hat. Obgleich der Mann, nach eigener Aussage, strafbar war, wollte die Nationalgarde ihn dennoch entwischen lassen. Sie fällte das Bajonnet gegen vier- bis fünfhundert Frauen, die sich bereits versammelt hatten. Auf der Mitte des Platzes hielt die Cavallerie der Nationalgarde. Die Frauen ließen sich nicht einschüchtern. Sie bombardirten Infanterie und Cavalerie mit Steinwürfen: diese hatten nicht den Muth, auf sie zu schießen. Die Frauen erstürmen das Rathhaus und drängen in alle Bureaux ein. Viele unter ihnen waren elegant gekleidet. Einige sogar hatten zur Feier dieses Tages ein weißes Kleid angelegt. Neugierig fragten sie die bestürzten Beamten, was in jedem dieser Säle aufbewahrt wäre und was darin zu sehen sei; sie ersuchten die Herren, jene Schüchternen, welche sie nur mit Gewalt mit sich hiehergeschleppt, und worunter Einige hochschwanger, Andere — vielleicht nur aus Furcht — bleich und traurig waren, freundlich bei sich aufzunehmen.

Andere Frauen wieder — ausgehungert und wild — schrieen nach *Brot* und *Waffen*. Die Männer hier waren Feiglinge. Die Frauen wollten ihnen zeigen, was Muth heiße, was Muth vermag. Alle diese Leute des Rathhauses waren gut zum Hängen! Die Weiber begannen damit, deren Papiere u. Schreibereien zu verbrennen. Sie wären vielleicht noch weiter gegangen und hätten das ganze Rathhaus angesteckt, hätte nicht einer unter all' diesen Männern den Muth gehabt, sie davon zurückzuhalten: es war ein Mann von hohem Wuchse, in schwarzer Kleidung und mit einer Miene, die noch viel ernster u. trauriger als die Farbe seines Anzugs war. Anfangs wollten sie ihn tödten, glaubend, daß er Einer vom Magistrate und mithin ein Verräther sei! Er aber antwortete ruhig und gelassen:

— Ich bin kein Verräther, wohl aber Huissier meines Standes und einer der Sieger der Erstürmung der Bastille.

— Dein Name? Dein Name? schrieen Alle!

— Stanislas Maillard! erwiderte der gelassene Huissier.

Und Niemand wagte es, ihn anzutasten.

Seit Tagesanbruch hatte er in der Sanct-Antons-Vorstadt wirksam vorgearbeitet. Die Freiwilligen der Bastille unter Hullin's Befehle standen auf dem Platze unter den Waffen. Die Arbeiter, welche die Feste niederrießen, glaubten, man schicke jene gegen sie. Maillard trat zwischen sie, um sie über ihren Irrthum aufzuklären. — Hier, am Stadthause, war er glücklich genug, eine Brandstiftung zu verhindern. Die Frauen hatten sich gegenseitig versprochen, keine Männer eintreten zu lassen: sie hatten an der großen Thüre ihre bewaffneten Schildwachen ausgestellt. Gegen eilf Uhr griffen die Männer den kleinen Eingang an, der auf die Arcade Saint-Jean hinausführt. Bewaffnet mit Hebestangen, Hämmern, Beilen und Piken erstürmten sie den Eingang, erstürmen sie die Waffen-Magazine. Unter ihnen

*) So hieß Mirabeau, damals der Abgott der Pariser Fischweiber.

befindet sich ein Gardist, der am Morgen die Sturmglocke hatte läuten wollen und der dabei ertappt worden war. Er sei, sagte er, nur wie durch ein Wunder entkommen. Die Moderirten, eben so wüthend wie die Andern, würden ihn gehängt haben, wenn die Weiber ihn nicht gerettet hätten. Er zeigte seinen entblößten Hals, auf dem noch die Spuren des Strickes, mit dem man ihn hängen gewollt, zu sehen waren. Als Repressalie ergriff man einen Mann vom Stadthause, um ihn zu hängen. Es war der brave Abbé Lefevre, der am 14. Juli Pulver und Patronen unter das Volk vertheilt hatte. Frauen und Männer, die sich als Frauen verkleidet hatten, hingen ihn wirklich an den kleinen Glockenthurm; eine unter ihnen zerschnitt den Strick: der Abbé fiel, nicht todt, sondern blos betäubt, fünf und zwanzig Fuß tief in einen Saal und war gerettet.

Weder Bailly noch Lafayette ließ sich sehen. Maillard sucht dessen General-Adjutanten auf und sagt: es gäbe nur Ein Mittel, das Alles zu enden: dies Mittel sei: daß er, Maillard, die Frauen nach Versailles führe. Während ihres Zuges dorthin habe man Zeit, die nothwendigen Streitkräfte zu sammeln. Er steigt hinab, schlägt die Trommel und verschafft sich Gehör. Dies kalte, tragische Gesicht des großen schwarzen Mannes wirkt Wunder auf dem Greve-Platz. Die Frauen, die mit den Kanonen des Stadthauses sich bereits in Bewegung setzen, erwählen Maillard zu ihrem Führer. Mit acht bis zehn Trommelschlägern stellt er sich an die Spitze des von Minute zu Minute massenhafter anwachsenden Zuges: ihm folgen sieben- bis achttausend Frauen, einige hundert bewaffnete Männer und am Ende, als Nachhut, eine Compagnie der Freiwilligen von der Bastille.

An den Tuilerien angelangt, will Maillard den Quai entlang weiterziehen. Die Frauen aber wollen triumphirend durch den Pavillon de l'horloge, durch Palast u. Garten ziehen. Maillard, die Frauen beobachtend, erinnert sie daran, daß dies das Haus des Königs, der Garten des Königs sei. Beide, ohne Genehmigung, durchstreifen, hieße den König verletzen. Artig nähert er sich dem Schweizer und erklärt, daß diese Damen hier durchgehen wollten, ohne das Geringste zu verderben. Der Gardist zieht seinen Degen und stürzt auf Maillard, der jetzt ein Gleiches thut. Gleichzeitig schlägt eine Portiere mit ihrem Stocke nach dem Schweizer: dieser fällt; ein Mann setzt ihm das Bajonnet auf die Brust. Maillard hält ihn zurück, entwaffnet beide Männer und zieht mit Bajonnet und Degen weiter.

Die Morgenstunde rückte vorwärts, der Hunger vermehrte sich. In Chaillot, in Anteuil u. in Sevres war es nicht leicht, die armen ausgehungerten Teufel abzuhalten, Nahrungsmittel zu stehlen. Maillard duldete es nicht. Der Zug kam nicht weiter, als bis nach Sevres: es gab nichts, nicht einmal etwas zu kaufen. Alle Thüren waren geschlossen, bis auf die eines Kranken, der zurückgeblieben war. Maillard ließ sich von ihm einige Schoppen Weines geben, die er ihm bezahlte. Dann wählte er sieben Männer aus und beauftragte sie, sämmtliche Bäcker von Sevres mit allem Brote, was sich bei ihnen vorfinde, herbeizuschleppen. — Alles in Allem fanden sie acht Brote ... zwei und dreißig Pfund für achttausend ausgehungerte Magen. Man theilte das Wenige und schleppte sich mühsam weiter. Die Erschöpfung nöthigte die Mehrzahl der Frauen, ihre Waffen wegzuwerfen. Maillard machte ihnen begreiflich, wie nothwendig es sei, unbewaffnet vor dem König und der Nationalversammlung zu erscheinen, um sie zu rühren und zu erweichen. Die mitgeschleppten Kanonen wurden am Ende des Zuges versteckt. Der weise Huissier wollte einen Auftritt ohne Scandal. Beim Eintritt in Versailles gab er, um die friedliche Absicht des Zuges an den Tag zu legen, den Weibern das Signal, die Nationalhymne „*Vive Henri IV.*" anzustimmen.

Die Leute von Versailles, entzückt darüber, schrieen aus voller Kehle: Es leben unsere Pariserinnen! Die fremden Zuschauer sahen in dieser Menge, die gekommen war, die Hilfe des Königs anzurufen, durchaus nichts Verfängliches. Ein der Revolution abholder Mann, der Genfer Dumont, der im Palais der *Petites-Ecuries* dinirte und aus dem Fenster zusah, sagte sich:

— Und dieses ganze Volk verlangt nichts weiter als Brot?

Die Nationalversammlung hatte an diesem Tage eine sehr stürmische Sitzung gehabt. Der König, der weder die Declaration der Menschenrechte, noch die Beschlüsse des 4. August sanctioniren wollte, erklärte, man könne constituirende Gesetze nur in ihrem ganzen Zusammenhange beurtheilen; nichts destoweniger wolle er in Anbetracht der beunruhigenden Zeitverhältnisse u. unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die ausübende Gewalt wieder alle ihre alte Kraft zurückerlange, beipflichten.

— Nehmt Ihr den Brief des Königs an, sagte Robespierre, dann habt Ihr keine Constitution mehr, ja nicht einmal ein Recht mehr, eine solche zu haben.

Duport, Gregoire, andere Deputirte, sprechen in demselben Sinne. Petion erinnert an die Orgie der Gardes du Corps. Einer der Abgeordneten, der selbst darunter gemeint hat, verlangt zur Wahrung ihrer angegriffenen Ehre, daß man eine Anklage formulire und die Schuldigen darunter gesetzlich verfolge.

— Ich werde anklagen, erwidert Mirabeau, und die Strafbaren näher bezeichnen, aber dann erst, wenn die Versammlung erklärt, daß die Person des Königs die einzig unantastbare ist. Das hieß geradezu die Königin anklagen. Die ganze Nationalversammlung wich davor zurück; der Antrag ward zurückgezogen.

Mirabeau selbst war nicht ohne Unruhe über seine Ausflüchte. Er nähert sich dem Präsidenten u. sagt zu ihm mit leiser Stimme:

— Mounier, Paris rückt gegen uns heran. Glaubt mir oder glaubt mir nicht; vierzigtausend Menschen sind im Anzuge. Werdet unwohl, geht aufs Schloß und bringt ihnen diese Kunde: es ist kein Augenblick mehr zu verlieren.

— Paris rückt gegen uns? fragt Mounier trocken (er glaubte, daß Mirabeau einer der Urheber dieses Schrittes sei). Nun wohlan! Desto besser! Um so eher werden wir Republik!

Die Nationalversammlung beschließt, daß man zum König schicke und ihn auffordere, die Erklärung der Rechte einfach und ohne Vorbehalt anzunehmen. Um drei Uhr verkündigt Target, daß eine Volksmenge von Paris im Anzuge sei.

Alle Welt wußte dies bereits. Nur der König wußte es nicht. Er war am Morgen, wie gewöhnlich, auf die Jagd gegangen. Er durchzog das Gehölz von Meudon. Man suchte ihn. Unterdessen ließ man Generalmarsch schlagen: die Gardes du Corps setzten sich auf dem Waffenplatze zu Pferde und lehnten mit dem Rücken ans Schloßgitter: zu ihrer Rechten, in der Nähe der Avenue von Sceaux, stellten sich das Regiment Flandern, weiter unten die Dragoner, und hinter dem Gitter die Schweizer auf.

Unterdessen erreicht Maillard die Nationalversammlung. Der ganze Zug verlangt ungestüm Einlaß. Er hat die größte Mühe, die Frauen zu überzeugen, daß es besser sei, nur Einige von ihnen eintreten zu lassen. Fünfzehn derselben nehmen an der Schranke Platz; worunter eine Frau, die am Ende einer Stange eine baskische Trommel trug und in der Mitte dieser Gruppe der lange, riesenhafte Huissier in seinem schwarzen, abgerissenen Kleide, einen Degen in der Hand.

Neben Maillard der dem Strick entgangene Gardist. Mit Ungestüm verlangt er das Wort. Er erzählt der Versammlung, daß er heute Morgen, als bei den Bäckern kein Brot zu finden war, die Sturmglocke habe läuten wollen und daß er dafür beinah' gehängt worden wäre, wenn diese ehrenwerthen Damen, die ihn hieher begleitet, ihn nicht gerettet hätten. Wir sind gekommen, fuhr er fort, um Brot und die Bestrafung der königlichen Garden zu verlangen, welche die Nationalcocarde beschimpft haben. Wir da sind gute Patrioten. Und als solche haben wir unterwegs alle schwarzen Cocarden abgerissen. Ich werde das Vergnügen haben, eine derselben vor den Augen der Versammlung zu zerreißen.

Und das that er denn auch. Dann setzte er ernsten Tones hinzu:

— Es ist Zeit, daß Jeder die dreifarbige Cocarde aufstecke.

Dagegen erhob sich mehrseitiges, mißbilligendes Gemurmel.

— Sind wir ja doch Alle Brüder! rief der lange, unheimliche Huissier.

Maillard machte damit eine Anspielung auf das, was Abends zuvor der Gemeinderath von Paris erklärt hatte, daß, nachdem man die dreifarbige Cocarde als Zeichen der Brüderschaft angenommen, jeder brave Bürger, jeder Freund des Vaterlands verpflichtet sei, nur dieses und kein anderes Abzeichen zu tragen.

Die ungeduldigen Weiber schreien nach Brot. Maillard schildert die schreckenerregende Lage der Hauptstadt. Er erzählt, daß die Getreidezufuhren theils von andern Städten, theils von den Aristokraten abgeschnitten werden. Sie wollen uns verhungern lassen! ruft er aus. Ein Müller hat zweihundert Livres und das Versprechen erhalten, wöchentlich eine gleiche Summe zu bekommen, wenn er sich verpflichte, nicht zu mahlen. Gleiches hatte im Schooße der Nationalversammlung selbst der Bischof Gregoire erzählt.

— Nennt uns diese elenden Verräther! ruft die Versammlung.

Und die Weiber rufen wie aus einem Munde:

— Es ist der Erzbischof von Paris!

Jetzt ergreift Maximilien Robespierre das Wort. Er unterstützt die Aussage Maillard's, beruft sich auf Gregoire und erklärt, daß Letzterer ohne Zweifel im Stande sei, darüber nähere Auskunft zu ertheilen.

Andere Mitglieder der Versammlung versuchen durch Drohungen, wieder Andere durch Liebkosungen die nach Brot schreienden Weiber zu beruhigen. Ein Abgeordneter der Geistlichkeit, Abbe oder Prälat, läßt sich herab, seine Hand einem dieser Weiber zum Kusse hinzureichen. Das Weib stößt sie empört zurück mit den Worten: Ich bin nicht dazu gemacht, die Pfote eines Hundes zu küssen. Ein anderer Deputirter, ein mit dem Ludwigskreuze geschmückter Offizier, von Maillard sagen hörend: daß das größte Hinderniß der Constitution die Geistlichkeit sei, ließ sich von seinem Zorne hinreißen, auszurufen, daß derlei beleidigende Aeußerungen exemplarische Bestrafung verdienen. Maillard läßt sich dadurch nicht einschüchtern. Robespierre unterstützt Maillard und beruhigt die Frauen. Die, welche draußen voll Ungeduld harren fürchten für ihren Redner. Es hat sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, man habe ihn umgebracht. Er geht hinaus und zeigt sich einen Augenblick.

Und achttausend Stimmen schreien: Es lebe unser Anführer! Es lebe Maillard!

Dieser zurückkehrend in den Schooß der Nationalversammlung, verlangt von ihr, die königlichen Garden aufzufordern, die der Nationalcocarde zugefügte Beschimpfung dadurch gut zu machen, daß auch sie dieselbe annehmen. Viele Deputirte legen Widerspruch dagegen ein. Maillard besteht in wenig gewählten Ausdrücken auf seiner Forderung. Der Präsident Mounier erinnert ihn an die Achtung, an die Ehrfurcht, die er der Versammlung schuldig sei, unpassend hinzusetzend, daß Niemand sie daran verhindere, Bürger zu sein!

— Präsident, erwidert Maillard, Bürger ist ein Titel, auf den Jeder unter Euch stolz sein darf, u. wenn Einer unter Euch wäre, der sich dieses Namens schäme, so verdiene er deßhalb von der Versammlung ausgeschlossen zu werden.

Einige Deputirte schaudern . . . Andere klatschen Beifall.

— Ja, riefen diese, wir Alle sind Bürger!

In demselben Augenblicke überbrachte man von Seiten der königlichen Garden eine dreifarbige Cocarde.

Die Frauen schrieen: Es lebe der König! Es leben die Heeren Gardisten!

Maillard, weniger schnell und leicht befriedigt, beharrt auf der Nothwendigkeit, daß das aufgestellt Regiment Flandern Befehl erhalte, heimzukehren.

Mounier verspricht auch dies und erklärt, um das Volk zu beruhigen, daß weder die Versammlung, noch der König irgend etwas vernachlässigt habe, um der herrschenden Noth vorzubeugen. Man werde bemüht sein, neue Hilfsquellen aufzusuchen; sie sollten jetzt getrost und ruhig nach Paris zurückziehen.

Maillard aber rührt sich nicht. Nein, sagt er, das genügt nicht!

Hierauf machte einer der Deputirten den Vorschlag, zum König zu gehen, um ihm selbst die unglückliche Lage von Paris vorzustellen und ans Herz zu legen. Dieser Vorschlag ward augenblicklich angenommen. Die Weiber, die sich von diesem Schritte viel versprechen, fielen den Deputirten um den Hals und umarmten den Präsidenten, wie sehr sich dieser auch dagegen sträubte.

— Wo steckt denn aber unser Mirabeau? fragten die Weiber! Wir möchten ihn gern einmal sehen, unsern Grafen von Mirabeau!

Mounier, umringt, geküßt, ja fast erstickt, setzt sich mit der im Schooße der Versammlung gewählten Deputation und der ihn begleitenden Frauenmenge, die fast darauf besteht, ihm zu folgen, traurig und niedergeschlagen in Bewegung nach dem Schlosse.

— Wir wateten bis an die Knöchel in Straßenkothe, erzählt Mounier; es goß in Strömen; wir durchzogen einen dicht zusammengedrängten, schlecht gekleideten, seltsam bewaffneten, lärmenden Menschenknäuel.

Die königlichen Garden patrouillirten im schnellsten Galopp vorüber. Diese Garden, Mounier, die Deputirten und deren auffallende Begleitung gewahrend, glaubten in der Letztern, allem Anschein nach, die Anführer des Aufstandes zu erblicken und wollten diese dichten Massen auseinanderjagen, indem sie mitten durch sie hindurchritten. Die unantastbaren Deputirten entwischten so gut sie es vermochten und retteten sich durch den Schmutz so gut es ging. Man denke sich die Wuth der Weiber, die sich einbildeten, daß in Begleitung der Deputation sie sicher sein würden, respectirt zu werden, selbst von den Garden des Königs.

Zwei Frauen unter ihnen wurden verwundet, ja sogar, nach Aussage einiger Zeugen, durch Säbelhiebe. Und doch hatte das Volk bis jetzt noch gar nichts gethan. Es stand von drei bis acht Uhr Abends, geduldig, unbeweglich, das Geschrei und Hohngelächter abgerechnet, das sich hören ließ, so oft die verhaßten Uniformen der königlichen Leibwache vorüberzogen. Ein Kind nur warf mit Steinen.

Endlich hatte man den König gefunden. Er war, ohne sich sehr zu sputen, von Meudon heimgekehrt. Mounier, begleitet von zwölf Frauen, wird empfangen. Er schildert dem Könige die ungeheure Noth der guten Stadt Paris und stellt seinen Ministern das Gesuch der Nationalversammlung, die reine, einfache, unbedingte Annahme der Erklärung der Menschenrechte und der übrigen Artikel der Verfassung, vor. Unterdessen hört der König mit herablassender Güte die Klagen der Frauen an. Die junge Louise Chabry, die beauftragt war, im Namen Aller das Wort zu ergreifen, fühlte sich in Gegenwart des Königs so ergriffen und bewegt, daß sie nichts Anderes als die Worte: Brot, Brot! hervorzustammeln vermochte und dann ohnmächtig zu Boden fiel. Der König, tief gerührt, ließ ihr alle mögliche Hilfe angedeihen, so daß sie, beim Weggehen, sich durch Dankbarkeit angetrieben fühlte, seine Hand zu küssen. Ludwig umarmte sie wie ein Vater.

Als Republikanerin war sie gekommen, und als Royalistin war sie von ihm weggegangen. Ja, sie hatte sogar gewagt: Es lebe der König! zu rufen. Die, welche auf dem Platze vor dem Schlosse harrten, waren außer sich über diesen Schrei und meinten, sie sei bestochen, dafür bezahlt worden. Die Arme kehrte alle ihre Taschen um, um Jeden zu überzeugen, daß sie kein Geld erhalten und daß man ihr Unrecht thue. Die Alten aber, neidisch auf die frühlingfrische Schönheit der jungen, abtrünnigen Blumenhändlerin, warfen ihre schmutzigen Strumpfbänder um den blendendweißen Hals, um die Verrätherin, die sich erdreistet hatte, *vive le roi* zu rufen, wuthentbrannt zu erwürgen. Nur durch Wunder ward sie gerettet. Sie floh ins Schloß zurück und erhielt vom Könige als Sicherheitskarte ihrer patriotischen Gesinnung einen schriftlichen Befehl, Getreide kommen zu lassen und jedes Hinderniß zur Verpflegung der guten Stadt Paris sofort zu beseitigen.

Auf das dringende Gesuch des Präsidenten Mounier hatte Ludwig ruhig geantwortet:

— Kommen Sie gegen neun Uhr wieder!

Aber trotz dieser Antwort war Mounier im Schlosse, vor der Thür des Staatsraths geblieben, auf Antwort dringend, von Stunde zu Stunde anklopfend, bis zehn Uhr Abends. Noch immer war kein Beschluß gefaßt!

Der Minister in Paris, Herr v. Saint-Priest, hatte diese Neuigkeit erst sehr spät erfahren, (ein Beweis, daß der Zug nach Versailles unvorhergesehen und nicht im Voraus abgekartet war). Er schlug vor, daß die Königin nach Rambouillet fahre,

der König aber bleibe und dem Andrängen des Volkes Widerstand leiste. Die Abreise der Königin allein wäre hinreichend gewesen, das Volk zu beruhigen und auseinander zu bringen, ohne, wie Herr v. Saint-Priest zu rathen gewagt hatte, nöthigenfalls Gewalt zu brauchen. Necker wollte, daß der König nach Paris gehe und sich ganz und gar dem Volke vertraue, das hieß, daß er aufrichtig, wahr, sich der Revolution in die Arme werfe. Ludwig, unentschlossen wie gewöhnlich, vertagte den Staatsrath, um sich zuvor mit der Königin zu berathen.

Wohl wollte sie abreisen, aber nur mit ihm, um einen so unentschlossenen Menschen sich nicht selbst zu überlassen. Des Königs Name war seine Waffe, um den Bürgerkrieg anzufachen. Gegen sieben Uhr vernimmt Herr v. Saint-Priest, daß Lafayette, gedrängt, fortgerissen von der Nationalgarde, gleichfalls nach Versailles ziehe.

Man muß auf der Stelle abreisen, sagt er. Man wird den König, an der Spitze seiner Truppen, ohne Schwierigkeit durchziehen lassen.

Aber es war unmöglich, den König dazu zu bewegen. Er glaubte (damals wohl mit Unrecht!), daß die Nationalversammlung, sei er einmal abgereist, den Herzog von Orleans als König ausrufen werde. Schon darum wollte er nicht fliehen. Mit großen Schritten maß er das Zimmer und wiederholte, nachdenkend, von Zeit zu Zeit: Ein flüchtiger König! Nein, nein, das geht nicht, das kann nicht sein! Die viel entschlossenere Königin aber bestand darauf. Ihr Wille siegte, und sofort ward Befehl dazu gegeben. Schon aber war es zu spät.

Ein Pariser Soldat, der, wider seinen Willen, von den Frauen zu ihrem Oberhaupte gewählt worden war, und der, auf dem Wege nach Versailles, sich immer mehr und mehr exaltirt hatte, war jetzt eifriger als alle Andern. Er hatte es gewagt durch die königlichen Garden, die den Eingang des Schlosses besetzt hielten, hindurchzuschlüpfen. Er findet das Gitter geschlossen, ruft den Portier, verlangt, daß dieser öffne, und droht mit dem Bajonnet. Ein Lieutenant der Garde und zwei andere ziehen ihre Degen und sprengen auf ihn los, um ihm den Laufpaß zu geben. Er flieht, erreicht eine Baracke, stößt an eine Tonne an, fällt und schreit um Hilfe. Der Garde-Offizier erreicht ihn in dem Augenblicke, wo die Versailler Nationalgarden nicht länger an sich halten können. Einer darunter, ein Weinhändler, springt aus der Reihe heraus, zielt auf ihn und trifft: er hatte ihm den Arm zerschmettert, mit dem er seinen Säbel hielt.

D'Estaing, der Commandant der Versailler Nationalgarde, der sich im Schlosse befand, glaubte es für seine Schuldigkeit zu halten, den König begleiten zu müssen. Obrist-Lieutenant von Lecointre blieb auf dem Platze und begehrte von der Municipalität Ordre, die sie nicht gab. Er fürchtete mit Recht, die ausgehungerte Menge werde plündernd durch die Stadt ziehen. Er eilte aufs Stadthaus, verlangte Nahrungsmittel für sie, konnte aber nichts erlangen als etwas Reis, was für die Masse nicht ausreichend war. Ueberall ließ er suchen und so gelang es ihm wenigstens so viel zu thun, als in seinen Kräften lag. — Gleichzeitig wandte er sich ans Regiment Flandern und fragte Offiziere und Soldaten, ob sie schießen würden. Diese aber waren bereits durch andere Macht gewonnen. Frauen hatten sich in deren Reihen geworfen und sie gebeten und beschworen, dem Volke kein Leid zuzufügen. Unter den Frauen erschien Eine, die wir noch öfters wiedersehen werden, Eine, die nicht, wie die andern, durch den Koth gewatet war, Eine, die später als die Uebrigen gekommen zu sein schien. Dies war die schöne Theroigne de Mericourt*), eine Lüttícherin, lebhaft, kühn, leidenschaftlich wie so viele andere Frauen von Lüttich, welche die Revolutionen des fünfzehnten Jahrhunderts mitgemacht und sich tapfer gegen Karl den Kühnen geschlagen hatten. Eigenthümlich, fremdartig, pikant in ihrem rothen Ueberrocke und mit ihrem Amazonen-Hute, den Säbel an der Seite, sprach sie das Französische mit einem fremdartigen Accent, aber mit hinreißender Beredtsamkeit. Man lachte, gab aber dennoch nach. Stürmisch, reizend, fürchterlich besaß dies verführerische Weib die Gabe, jedes Hinderniß siegreich zu beseitigen.

Theroigne hatte diesem armen Regimente Flandern den Kopf verdreht, es für sich gewonnen und es dergestalt entwaffnet, daß es seine Patronen brüderlich theilte mit den Versailler Nationalgarden.

Letztern ließ D'Estaing sagen, sie sollten sich sofort zurückziehen. Einige gingen, Andere blieben und erklärten, sie würden dann erst gehen, wenn sich die königliche Garde würde zurückgezogen haben. Die Garden erhalten Befehl, aufzubrechen. Es ist acht Uhr und stockfinster. Das Volk drängt und verfolgt die abziehenden Garden mit Hohngelächter. Mit dem Säbel in der Hand müssen sie sich Bahn brechen. Diejenigen am Ende des Zuges, härter gedrängt als die Uebrigen, lassen Pistolenschüsse fallen; drei Nationalgarden werden davon verwundet. Ihre Kameraden erwidern diese Schüsse ... Die Leibgarde bedient sich ihrer Musketen.

Ein Lieutenant von Versailles erklärt einem Gardisten der Artillerie, daß, wenn er kein Pulver gebe, er ihm eine Kugel durchs Gehirn jagen werde. Diese Drohung bestimmt den Artilleristen, eine Ton-

*) Der ursprüngliche Name dieser Revolutionsheldin war Anne Josephe Lambertine Terwagne. Sie adoptirte den Namen ihres Geburtsdorfes Mericourt und nannte sich, als sie nach Paris kam, Theroigne de Mericourt. Das Dorf heißt jetzt Marcourt u. liegt im Luxemburg'schen. Sie wird also mit Unrecht von Michelet sowohl, als von Lamartine, Lütticherin genannt.

ne Pulver herzugeben. Und damit wurden gleich darauf die Kanonen geladen, die der Rampe gegenüber aufgepflanzt standen, so, daß diese Kanonen den Truppen, welche das Schloß decken, und den Garden des Königs, die nach dem Platze zurückkehren, in die Flanken fielen.

Auf der andern Seite des Schlosses hatten die Leute von Versailles dieselbe Festigkeit u. Entschlossenheit gezeigt. Fünf Wagen zeigten sich am Gitter, um hinaus zu fahren. Es ist die Königin, sagte man, die nach Trianon fährt. Der Schweizer öffnet . . . der Nationalgardist schließt.

— Es ist Gefahr vorhanden für Ihre Majestät, sagt der Commandant, sich in diesem Augenblicke aus dem Schlosse zu entfernen. Die Wagen werden unter Escorte zurückgeführt. Es gab keinen Ausweg mehr. Der König war ein Gefangener.

Der Regen fiel in Strömen. Die Menge suchte Schutz, wo sie konnte. Die Einen zerbrachen das Gitter des großen Marstalls, worin das Regiment Flandern lag, und mischten sich unter die Soldaten. Die Andern, ungefähr viertausend, waren in der Nationalversammlung zurückgeblieben. Die Männer verhielten sich ziemlich ruhig; für die Frauen aber war dieser Zustand der Unthätigkeit unerträglich: sie sprachen, schrieen und stießen sich hin und her. Maillard allein war im Stande, diese aufgeregte Masse zum Schweigen zu bringen, dadurch, daß er, den Lauf der Debatte unterbrechend, die Nationalversammlung haranguirte, ihrer Pflicht eingedenk zu sein und Alles zu thun, was die Nation von ihr erwarte.

Das, was neue Unruhe erweckte, war, daß die Gardes du Corps die Dragoner holten, die sich an den Thoren der Versammlung aufgestellt hatten, um sie zu fragen, ob sie ihnen beistehen wollten, die Kanonen zu nehmen, die das Schloß bedrohten. Man warf sich wie wüthende Tiger entgegen und verjagte sie.

Um acht Uhr ein neuer Versuch. Man überbringt eine königliche Botschaft, wo, ohne die Erklärung der Rechte zu erwähnen, auf vage Art die freie Circulation des Getreides zugesichert wird. Es ist wahrscheinlich, daß in jenem Augenblick die Idee der Flucht vorherrschend war. Ohne den Präsidenten der Versammlung, an der Thür des Staatsraths harrend, einer Antwort zu würdigen, schickte man diese Botschaft geradenwegs in die Versammlung, um die ungeduldige Menge zu beschäftigen.

Eine sonderbare Erscheinung hatte den Schrecken des Hofes vermehrt. Ein junger, schlechtgekleideter, ganz entstellter Mann tritt ein. Man erstaunt . . . es ist der Herzog von Richelieu, der in dieser Verkleidung sich mitten unter das Volk, mitten unter den neuen Menschenstrom, der sich von Paris nach Versailles herangewälzt, hineingemischt hatte. Auf halbem Wege war er athemlos vorangeeilt, um die königliche Familie von diesem neuen Zuzuge in Kenntniß zu setzen: er hatte schreckliche Dinge, wüthende Drohungen, haarsträubende Flüche gehört. Dies Alles erzählend, war er dabei so bleich geworden, daß auch Alle, die ihn hörten, aus Angst erbleichen.

Der Muth des Königs fing an zu sinken: er fühlte die Königin in Gefahr. Welch harten Kampf es seiner Ueberzeugung kostete, die legislativen Philosopheme der Nationalversammlung gutzuheißen, dennoch entschloß er sich, um zehn Uhr Nachts die Erklärung der Menschenrechte zu unterzeichnen.

Endlich konnte sich Mounier entfernen. Er beeilte sich, vor Ankunft dieses großen Heeres von Paris, dessen Absicht er nicht kannte, in den Schooß der Versammlung, auf seinen Präsidentenstuhl zurückzukehren. Er tritt ein, findet aber keine Versammlung mehr. Sie hatte ihre Sitzung aufgehoben. Die Masse, immer lärmender, wilder, begehrender, hatte verlangt, daß die Preise des Brotes und die des Fleisches ermäßigt werden. Mounier findet an seinem Platze, auf dem Präsidentenstuhle eine große dicke Frau, die die Klingel hält und nur mit Widerstreben ihm den von ihr usurpirten Platz einräumt. — Er ertheilt Befehl, die Deputirten zu versammeln, und verkündet dem Volke, der König habe so eben die constitutionellen Artikel angenommen. Die Frauen, die ihn umdrängen, verlangen Abschrift davon.

— Aber werden sie uns auch Nutzen bringen? fragen sie den Präsidenten. Werden sie den Armen von Paris Brot verschaffen?

Andere wieder schrieen: Uns hungert! Wir haben heute noch nichts gegessen!

Mounier sagt, man werde zu den Bäckern nach Brot schicken. Und bald darauf langen von allen Seiten Lebensmittel an. Und Alle im Saale fallen darüber wie hungrige Wölfe her.

Die Frauen schwatzen, während sie essen, mit Mounier.

— Aber, liebster Präsident, sagt eine der bereits Halbgesättigten, wie hat es Euch einfallen können, dies abscheuliche Veto zu vertheidigen? Hütet Euch wohl vor der Laterne!

Mounier antwortet ihnen mit imponirender Festigkeit:

— Ihr seid nicht im Stande, dies zu beurtheilen. Man hat Euch darüber getäuscht. Was mich betrifft, so will ich lieber mein Leben aufs Spiel setzen, als Verräther an meinem Gewissen werden!

Diese Antwort erhält ihren ganzen Beifall. Und seit diesem Augenblick behandeln sie ihn alle mit mehr Freundschaft. Der Lärm aber wird immer stärker. Mirabeau allein wäre im Stande gewesen, diesen Tumult zu beherrschen. Er aber bekümmerte sich nicht darum. Wohl war er an diesem Abende unruhig. Nach der Aussage mehrerer Zeugen hatte er sich, mit einem großen Sä-

bel bewaffnet, in die Reihen des Volkes gemischt und zu Jenen, die ihn erkannten, gesagt:

— Meine Kinder, wir sind für Euch!

Dann aber war er schlafen gegangen.

Der Genfer Dumont ging, um ihn zu suchen und in die Nationalversammlung zurückzuschleppen. Dort angekommen rief er mit seiner Donnerstimme:

— Ich möchte wissen, wer den Muth hat, die Ruhe unserer Sitzungen zu stören? „*Monsieur le president, faites respecter l'Assemblee!*"

Und die Frauen schrieen einstimmig Bravo. Und für einige Augenblicke war die Ruhe hergestellt.

Zum Zeitvertreibe des Volkes nahm die Versammlung die Berathung der Criminalgesetze auf.

Ich befand mich auf der Gallerie (erzählt Dumont). Hier machte die Fischfrau ihren Einfluß geltend. Es gehorchten ihr hunderte von Frauen, junge Mädchen namentlich, die auf ein von ihr gegebenes Zeichen schrieen oder schwiegen, ganz wie Jene es haben wollte. Sie rief die Redner vertraulich bei ihrem Namen oder fragte, wenn sie Den oder Jenen nicht kannte: Wie heißt der, der jetzt spricht? Bringt diesen Schwätzer da zum Schweigen! Jetzt handelt's sich nicht darum ... jetzt handelt's sich um Brot! Herunter von der Tribune, langweiliger Schwätzer! Laßt uns lieber unser Mütterchen Mirabeau hören!

Und Alle schrieen wie aus einer Kehle:

— Ja, ja, unser Mütterchen Mirabeau!

Aber gerade er wollte nicht sprechen.

Lafayette, zwischen fünf und sechs von Paris abgereist, langte erst nach Mitternacht an. Wir müssen höher hinaufsteigen, um zu sehen, was er von Mittag bis Mitternacht gethan.

Gegen eilf Uhr Vormittags, unterrichtet vom gewaltsamen Einbruch ins Stadthaus, begab er sich dorthin, als sich die Menge bereits verlaufen hatte, und begann nun damit, eine Depesche an den König zu dictiren. Die Nationalgarde, sowohl besoldet, als unbesoldet, füllte den Greve-Platz. Von Glied zu Glied lief die Aufforderung, man müsse nach Versailles ziehen!

Lafayette hatte gut sagen und abrathen. Er ward gedrängt, bestürmt und fortgezogen.

Das ganze Schloß harrte voll Angst. Man wähnte, Lafayette habe sich absichtlich dazu zwingen lassen und werde von diesem Umstande Gebrauch machen, um dem Hofe Schutz angedeihen zu lassen. Noch gegen eilf Uhr Nachts wollten die königlichen Wagen, als die Menge sich zerstreut hatte, durch die *Grille du Dragon* abfahren. Die Versailler Nationalgarde aber wachte und schloß die Durchfahrt.

Uebrigens wollte die Königin durchaus nicht allein abreisen. Sie begriff, daß sie, einmal getrennt vom Könige, nirgends sicher sei. Ungefähr zweihundert Edelleute, darunter mehrere Deputirte, boten sich ihr an, sie zu vertheidigen, und erbaten sich von ihr den Befehl, Pferde aus den königlichen Ställen zu holen. Marie Antoinette ermächtigte sie dazu, aber nur für den Fall, erklärte sie, wenn der König in Gefahr sei.

Lafayette ließ die Nationalgarde, vor ihrem Einrücken in Versailles, den Schwur der Treue wiederholen, den sie dem Gesetze und dem Könige geschworen hatte. Letztern benachrichtigte er von seiner Ankunft, und der König erwiderte, daß er ihn mit Vergnügen bei sich sehe und daß er eben seine (Lafayette's) Erklärung der Menschenrechte angenommen.

Lafayette war, zum größten Erstaunen der Garde, allein ins Schloß eingetreten. Im Oeil-de-Boeuf sagte ein Höfling dumm genug: Da kommt Cromwell! Worauf Lafayette ruhig erwiderte: Sie irren, mein Herr. Cromwell wäre sicher nicht allein gekommen;

Der König gab der Nationalgarde die äußern Posten des Schlosses; die königliche Garde behielt die im Innern. Selbst die äußere Umgebung wurde Herrn Lafayette nicht gänzlich anvertraut. Als eine seiner Patrouillen den Park durchziehen wollte, fand sie das Gitter verschlossen. Der Park war von den Garden und andern Truppen besetzt. Bis zwei Uhr Morgens erwarteten sie den König, falls dieser sich zur Flucht entschlossen habe. Erst um zwei ließ man, beruhigt durch die Versicherungen Lafayette's, ihnen sagen, sie könnten nach Rambouillet zurückkehren.

Eine Stunde später hatte die Nationalversammlung ihre Sitzung aufgehoben. Das Volk hatte sich zerstreut und niedergelegt, wo es Platz gefunden, in den Kirchen und anderwo. Maillard und viele Frauen — darunter Louison Chabry — waren bald nach Lafayette's Einrücken nach Paris zurückgekehrt, um der Hauptstadt die Decrete, betreffend die freie Zufuhr der Getreide und die Erklärung der Menschenrechte zu überbringen.

Selbst Lafayette hatte große Mühe, seine Nationalgarden unter Dach zu bringen. Bis auf die Knochen durchnäßt und abgemattet, suchten sie sich zu trocknen und sich, so gut es ging, neu zu stärken.

Er selbst endlich, Alles ruhig glaubend, begab sich ins Hotel de Noailles und schlief dort, wie sichs nach zwanzigstündiger Aufregung und Anstrengung schlafen läßt.

Viele Leute aber schliefen gar nicht. Vor Allen Jene, die erst Abends von Paris fortgezogen, den Tag über sich nicht angestrengt hatten. Der erste Zug, in welchem die Frauen vorherrschten, aus freiem Antriebe, ganz zufällig, und so zu sagen naiv, hatte kein Blut vergossen. Maillard hatte den Ruhm, selbst in der Unordnung immer noch etwas Ordnung aufrecht zu halten. Das na-

türliche Zunehmen, das bei derlei Aufregungen jederzeit wahrzunehmen ist, erlaubte nicht, sich dem Gedanken hinzugeben, daß der zweite Zug eben so friedlich vorüberziehen werde. Es ist wahr, daß diese zweite Expedition unter den Augen der Pariser Nationalgarde und fast wie im Einverständnisse mit ihr vorgegangen war. Nichtsdestoweniger aber befanden sich Männer darunter, entschlossen, selbstständig aufzutreten. Mehrere darunter waren wüthende Fanatiker, gekommen mit der Absicht, die Königin zu tödten.

Gegen sechs Uhr Morgens erstürmten diese Leute von Paris und Versailles (Letztere gerade die Erbittertsten!) trotz der Gegenwehr der Garden, welche fünf Männer aus dem Volke getödtet hatten, die königlichen Gemächer, nachdem dieses Volk seinerseits sieben Schweizer Gardisten erwürgt hatte.

Die Königin, in höchster Gefahr, entrann dieser nur dadurch, daß sie sich ins Zimmer des Königs flüchtet. Sie ward gerettet durch Lafayette, der noch zu rechter Zeit mit seinen Gardisten herbeigeeilt war.

Als bald darauf Ludwig *XVI.* auf dem Balcon erschien, schrie ihm die Menge entgegen:

— Fort mit dem Könige nach Paris!

Auch die Königin ward gezwungen, sich zu zeigen. An ihrer Seite erschien Lafayette, der, theilnehmend an ihrer Gefahr, ihr die Hand küßte. Das Volk, überrascht, gerührt, sah in diesem Augenblicke nur Frau und Mutter in ihr und klatschte Beifall.

Sonderbar, die Politiker, namentlich Jene, welche den Herzog von Orleans zum General-Statthalter ausrufen wollten, fürchteten nichts so sehr als die Uebersiedelung des Königs nach Paris. Sie glaubten (und zwar nicht mit Unrecht), daß dies für Ludwig *XVI.* eine Möglichkeit sei, von Neuem populär zu werden. Wenn die Königin (getödtet oder entflohen) ihm nicht nachgefolgt wäre, dann würden die Pariser höchst wahrscheinlich sich mit dem Könige vollständig ausgesöhnt und ihn von Neuem liebgewonnen haben, denn immer hatten sie eine gewisse Schwäche, eine ausgesprochene Neigung für den dicken Herrn, der keineswegs schlecht und boshaft war, und der bei seiner Wohlbeleibtheit eine Miene väterlicher, glückseliger Gemüthlichkeit besaß, die ganz geeignet war, sich den Beifall der großen Masse zu gewinnen. Wir haben gehört, daß die Frauen der Halle ihn ein „gutes Väterchen" genannt. Und so dachte das ganze Volk!

Der König hatte die ganze Nationalversammlung nach dem Schlosse beschieden. Doch kaum vierzig folgten diesem Rufe. Die Meisten, unentschlossen, blieben im Sitzungssaale. Das Volk, das die Tribunen füllte, flößte ihnen Furcht ein. Bei dem ersten Wort, das gesagt wird, hinzugehen, um das Schloß zu belagern, stieß es einen Schrei wilder Freude aus.

Da erhob sich Mirabeau. Gewohnt, mit stolzen Worten seinen Gehorsam des Volkswillens zu bemänteln, ruft er aus:

— Die Freiheit der Nationalversammlung wäre bloßgestellt, ließe sie sich herab, im Palaste der Könige die brennenden Fragen des Volkes zu berathen. Es verträge sich nicht mit ihrer Würde, den Ort ihrer Sitzungen zu verlassen. Es genüge, eine Deputation hinzuschicken. — Der junge Barnave unterstützt dessen Antrag. Der Präsident Mounier widersetzt sich, doch vergebens!

Endlich erfährt man, daß der König einwillige, nach Paris zu gehen. Auf Mirabeau's Antrag beschließt die Versammlung, daß sie für die gegenwärtige Session unzertrennlich von der Person des Königs sei.

Mittag rückt heran. Es geht auf Eins. Der König muß abreisen, muß Versailles verlassen. Gute Nacht, alte Monarchie!

Hundert Deputirte, eine ganze Armee, ein ganzes Volk umringen den König. Er entfernt sich aus dem Schlosse seiner Ahnen, um es niemals wiederzusehen.

Die Menge setzt sich in Bewegung. Sie zieht nach Paris, vor und hinter und neben dem Wagen des Königs. Männer, Weiber ziehen, wie es geht, zu Fuße, zu Pferde, in Miethwagen und auf Karren, die man findet, ja selbst auf den Läufen der diesen Zug begleitenden Kanonen. Die Frauen tragen auf Piken große Laibe erbeuteten Brotes; Andere schwingen Pappelzweige, schon gebleicht vom Herbste. Alle waren sehr lustig, ja sogar ausgelassen und, nach ihrer Weise liebenswürdig, einige schlechte Witze abgerechnet, die sie sich in Bezug auf die Königin erlaubten.

Madame Veto, meinte Eine dieser Pappelschwingerinnen, könnte eben so gut zu Fuße gehen, als Unser Einer!

Andere wieder schrieen:

Wir bringen den Bäcker und die Bäckerin!

Alle aber dachten, sie brauchten nun nicht mehr Hungers zu sterben, wenn sie den König bei sich in Paris hätten. All' diese Weiber waren noch Royalistinnen und außerordentlich erfreut, ihr „liebes Väterchen" in gute Hände zu bringen. Er besitzt zwar nicht viel Kopf, meinten sie; er hat zwar nicht sein Wort gehalten; daran ist aber kein Anderer, als die Königin schuld. Aber, einmal in Paris, wird es nicht an Frauen fehlen, die der Oesterreicherin die Augen öffnen und sie besser berathen werden, als das parfumirte Hofgesindel von Versailles.

Dies Alles, bunt durcheinander, lustig, traurig, ausgelassen heiter und wehmüthig, niedergeschlagen. Alles hoffte; nur der Himmel war nicht dabei. Das Wetter hatte dies Fest nur wenig begünstigt. Es regnete in Strömen ohne Unterlaß. Es ging langsam durch den Schmutz. Mehrere knallten von Zeit zu Zeit, um sich aufzuheitern und ihre Waffen zu entladen, ihre Büchsen los.

Der königliche Wagen, eskortirt, La-

fayette am Kutschenschlage, rückte langsam wie ein Sarg vor. Die Königin war ungemein unruhig. War es sicher, daß sie lebendig nach Paris komme? Sie befragte darüber Lafayette und dieser befragte Moreau de Mery, der in den glorreichen Tagen der Erstürmung der Bastille Vorsitzender im Stadthause war und besser als jeder Andere den Terrain kannte. Dieser gab die vielsagende Antwort:

— Ich zweifle, daß die Königin a l l e i n die Tuilerien erreicht. Aber einmal am Stadthause, wird sie wohl noch hinkommen!

Endlich ist der König in Paris. An dem einzigen Orte, wo er immer hätte sein sollen, am Herzen von Frankreich. Möge er sich dessen würdig zeigen!

Der Aufstand vom 6. Oktober, nothwendig, natürlich und g e s e t z l i c h, wenn es einen solchen jemals gegeben hat, unverabredet, unvorhergesehen und wahrhaft volksthümlich, gehört vorzugsweise den Frauen, wie Jener des 14. Juli den Männern an. Die Männer haben die Bastille, die Frauen haben den König genommen.

Der 1. Oktober ward durch die Frauen von Versailles verdorben, der 6. Oktober wurde durch die Frauen von Paris gut gemacht.

Römische Geschichte.

Von Dr. Wilhelm.

Untergang der republikanischen Verfassung.

M. Antonius und die Verschworenen.

Unablässig, wie Wellenschläge der Unendlichkeit, rollen die Zeitperioden vorüber. Sie tragen in ihrem Schooße die Thaten der Menschen, ihre Freuden und ihre Schmerzen. Aber in der scheinbar ungeregelten Bewegung, welche die menschlichen Schicksale bedingt, offenbart sich dem aufmerksamen Beobachter ein festes, unabänderliches Gesetz; es ist das der Ausgleichung, oder richtiger der Vergeltung. Manchmal sucht man es wohl vergeblich zu erkennen, wenn der überwältigende Strom der Begebenheiten den Blick durch die rasche Folge der äußern Erscheinungen gefesselt hält; allein noch öfter kommt es klar und bestimmt zur Anschauung, gleich den Gesetzen, welche den Kreislauf der irdischen Natur und der Welten im unermeßlichen Raume zu Grunde liegen. So tritt es uns namentlich in den Folgen entgegen, die Cäsar's Tod über die Verschworenen und über das römische Reich brachte.

Noch ahnte man die Gräuel u. Schrecknisse nicht, die aus dem vergossenen Blute, gleich Rachegeistern, hervorsteigen sollten. Aber wie sich die Nachricht von Haus zu Haus, von Quartier zu Quartier verbreitete, fühlten sich alle Bürger, reiche wie arme, von banger Furcht bewegt. Denn der Mann, der nach langen, erschütternden Stürmen Ruhe und Sicherheit gebracht, war todt, erschlagen durch Mörderhände! Was hat man zu erwarten? wer bürgt für Leben u. Eigenthum? Begnügten sich die Thäter mit dem einen Opfer, oder forderten sie mehr und immer mehr, wie vorher Marius und Sulla gethan hatten? Man schloß eilends die Kaufläden, die Werkstätten, die Wohnungen. Wer nichts zu verlieren hatte, eilte auf die Straße, nach dem Forum; die Neugierde, Sicheres zu erfahren, trieb Andere heraus. Bald sah man eine Schaar von sechszig Senatoren in feierlicher Haltung von der Curie des Pompejus nach dem Forum ziehen. Vor ihnen her wurde der *Pileus* (Hut), das Zeichen der Freiheit, getragen; sie selbst schwangen die blutigen Dolche, womit sie die That vollbracht hatten, und riefen das römische Volk zur Freiheit auf. Niemand antwortete; stumm und starr blickte die Menge auf das seltsame Schauspiel und auf die Gladiatoren-Banden, die mit Waffen den Aufzug begleiteten. Als die Verschworenen den geringen Erfolg ihres Aufzugs, die Theilnahmlosigkeit, hin und wieder auch die drohende Haltung der Menge wahrnahmen, zogen sie beschleunigten Schrittes weiter und suchten vorerst Sicherheit auf dem Capitol, das sie mit ihren Fechtern besetzten. Noch andere Männer von republikanischer Gesinnung, unter ihnen auch C i c e r o, begaben sich gleichfalls dahin, um zu berathen, was zu thun sei. Im Gefühle seiner reinen Absichten und kühner, als seine Genossen, wagte Brutus am folgenden Tage noch einmal vor die Menge zu treten und gegen Cäsar's Streben nach tyrannischer Herrschaft Klage zu erheben. Da kein Zeichen des Beifalls erfolgte, so zog er sich alsbald wieder zurück. Man beschloß, den Senat zu versammeln; aber weil weder die Tribunen noch Consuln zugegen waren, denen gesetzlich das Recht der Berufung zukam, glaubte man sich verpflichtet, den M. Antonius dazu aufzufordern, indem derselbe mit Cäsar das Consulat für dieses Jahr bekleidete.

M. Antonius, bisher der ergebene Genosse u. kriegerische Gehülfe des Dictators u. durch seine Mutter Julia mit ihm verwandt, war mit seinem Meister dem Tode geweiht, aber durch die Fürsprache des Brutus erhalten worden, weil nur der Tod des Gewaltherrschers, nicht auch der seiner Helfer gerechtfertigt schien. Von früher Jugend an hatte er sich in Wollüsten und Ausschweifungen herumgetrieben. Er besaß nicht die geistige Kraft wie Sulla und Cäsar, seine zügellosen Leidenschaften zu beherrschen, wenn eine große Aufgabe vorlag. Doch war er von der Natur mit nicht gewöhnlichen Talenten ausgerüstet, die er auf dem Felde der Politik wie der Waffen geltend zu machen wußte. Nach Cäsar's Tode hatte er sich, für seinen Kopf besorgt, in seine Wohnung zurückgezogen; die Einladung der Männer auf dem Capitol zeigte ihm ihre schwankende Lage u. gab ihm den Muth, für sein eigenes Interesse offen in die Schranken zu treten. Calpurnia, die Wittwe Cäsar's, war mit dem Privatschatz ihres erschlagenen Gatten (25 Millionen Denare) zu ihm in sein

wohlverschanztes Haus geflüchtet. Für den Schutz, den er ihr gewährte, machte er sich mit dem Gelde bezahlt. Hierzu fügte er noch den Inhalt der Staatskasse, der 175 Millionen Denare (40 Millionen Thlr.) betrug, weil er wohl wußte, daß man mit Gold Schwerter und Kronen einhandeln konnte. Gestützt auf diese Mittel, kündigte er auf den 17. März eine Sitzung des Senates an.

Der Tag brach an, aber in der Stadt hatte Alles ein unheimliches Ansehen; denn durch die Volkshaufen, die mißtrauisch und voll banger Erwartung hin- und herwogten, drängten sich bewaffnete Veteranen, ergrimmt über die Ermordung ihres Feldherrn, zum Theil durch reichliche Geldspenden des Antonius für seine Sache gewonnen. Auch wußte man, daß jenseits der Tiber mehrere Legionen lagerten, die M. Aemilius Lepidus, der Reiteroberst Cäsar's, in die ihm bestimmte Provinz Gallia Narbonnensis führen sollte. Deswegen wagten die Verschworenen nicht, das Capitol zu verlassen; die übrigen Senatoren aber fanden sich im Tempel der Tellus ein, wohin die Sitzung verlegt war. Antonius erschien; er ließ sich auf dem curulischen Stuhle nieder und duldete es, daß sein Gegner Dolabella, ein junger Wüstling, dem Cäsar für den Fall seiner Abwesenheit das Consulat übertragen hatte, neben ihm Platz nahm. Die Verhandlungen waren lebhaft; man stritt, ob der Dictator eine rechtmäßige Obrigkeit oder ein Tyrann gewesen sei. Endlich nahm Antonius das Wort. Er wies darauf hin, wie man die Ermordung des Staatsoberhauptes nicht für rechtmäßig erklären könne, ohne zugleich alle seine Anordnungen und damit die gegenwärtige Staatsverfassung umzustoßen, wodurch nicht nur die Interessen von Tausenden gefährdet, sondern auch die tapfern Legionen zur höchsten Wuth entflammt würden. Er stellte daher den Antrag, man solle die Verfügungen des gefallenen Dictators, als zu Recht bestehend, anerkennen, übrigens, was geschehen sei, vergeben und vergessen. Dieses Wort war dem alten, vorsichtigen Cicero recht aus der Seele geredet. In seiner politischen Kurzsichtigkeit verkannte er den Stand der Dinge und den Charakter der handelnden Personen so sehr, daß er an eine allgemeine Versöhnung und an den Wiederaufbau eines freien Staates ehrlich glaubte. In wohlgefügter Rede sprach er diese vorgefaßte Meinung aus und hoffte durch das Wort Amnestie jedes Hinderniß der Einigung und Freiheit beseitigt zu haben. Darauf traf er noch am Abend vor das Volk, um ihm die Beschlüsse des Senates und Sicherheit, Friede und glückliche Tage zu verkündigen, wofür ihn ein allgemeiner Beifall und Jubel belohnte. Die Freude schien gerechtfertigt; denn auch die Parteihäupter feierten ein Versöhnungsfest. Die Verschworenen nämlich, denen die Gegner ihre Söhne als Unterpfänder für ihre Sicherheit übergaben, stiegen von dem Capitol herab und Brutus lag beim festlichen Mahle mit Lepidus, Cassius mit Antonius zu Tische. Der Tag, der drohend begonnen hatte, endigte in Eintracht und Frieden. Der gläubige Festredner aber rieb sich behaglich die Hände; denn er meinte, das Alles sei sein Werk und werde Bestand und Dauer haben.

Hätte freilich Cicero in den Seelen der handelnden Personen lesen können, so würde er ganz andere Dinge darin entdeckt haben. Vornehmlich dachte Antonius nicht entfernt daran, die Entzückungen des alten Redners wahr zu machen. Er durfte nur mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, da er nicht nur die Republikaner, sondern auch seine Gefährten im Dienste Cäsar's zu Gegnern hatte, indem letztere wohl ihre Nacken unter das gewaltige Genie des Dictators gebeugt hatten, nicht aber Willens waren, einem Andern dienstbar zu sein. Selbst auf den äußerst beschränkten Lepidus konnte er sich nicht stützen; denn der ungeschlachte Mensch machte seine Wichtigkeit auf brutale Weise geltend und ließ es ihn fühlen, daß er, als Befehlshaber von Legionen, das letzte Wort zu sprechen habe. Antonius gönnte ihm diese Freude, während er selbst seine hochstrebenden Entwürfe weiter verfolgte. In seinem Besitze waren das Geld und die Papiere, namentlich das Testament Cäsar's; Beides verwendete er für seine Zwecke; er ließ sogar noch gar viele Clauseln, als Verfügungen des Dictators, beifügen und zwar durch Faberius, den Schreiber desselben, der die Hand seines Herrn täuschend nachzuahmen verstand. Zunächst war ihm daran gelegen, den Senat einzuschüchtern und fügsam zu machen. Dazu fand sich Gelegenheit bei Bestattung der Leiche des Ermordeten. Auf dem Forum, wo der Körper ausgestellt war, hielt er die Trauerrede. Anfangs rühmte er, wie üblich, die Thaten und Verdienste des großen Mannes, die ihm zuerkannten Ehren, die Wohlthaten, die er dem Volke erwiesen, dem er sogar in seinem Testament seine Gärten und ein Geschenk von 75 Drachmen (etwa 20 Thlr.) für jeden Bürger zugedacht habe. Dann entfaltete er das blutige, von Dolchstößen zerrissene Gewand. Während der nun folgenden Leichengesänge erhob sich, wie durch einen Zauber, der erschlagene Held mit seinen 23 Wunden und vom Tod entstellten Zügen. Es war nur ein Wachsbild, aber so künstlich geformt, daß Viele getäuscht. Alle gerührt und von Zorn gegen die Mörder erfüllt wurden.

Die Volksmasse thürmte auf dem Forum selbst den Holzstoß auf, der die Ueberreste ihres Wohlthäters verzehren sollte, und warf in die lodernden Flammen Prachtgewänder, Schmuck, Waffen und was irgend zum Opfer geeignet schien. Dann stürmte die Menge fort mit Feuerbränden nach den Häusern der Verschworenen, um sie niederzubrennen.

Unter diesen Umständen hielten es die Letzteren für gerathen, die Hauptstadt zu verlassen; auch Cicero und andere namhafte Senatoren dachten an ihre Sicherheit und zogen sich auf ihre Landgüter zurück, wo sie fleißig zusammenkamen, rathschlagten, Klage führten, aber nicht wagten, für ihre Sache mit Entschlossenheit zu handeln. Desto thätiger war

Antonius. Er umgab sich mit einer Leibwache von Veteranen, die seinen weitern Verfügungen Eingang verschafften. Mit Hülfe des oben genannten Schreibers Faberius brachte er Wunderdinge zum Vorschein, die, was ihm besonders am Herzen lag, viel Geld eintrugen. So erlangten die Siciler das römische Bürgerrecht, die Kreter Steuerfreiheit, der König Dejotarus das Reich Klein-Armenien: Alles nach den Anordnungen Cäsar's, aber für ungeheure Summen; die den Säckel des Testamentvollstreckers füllten.

Mit dem eingeschüchterten Senate suchte der feine Politiker fortwährend in gutem Einvernehmen zu bleiben, und es gelang ihm auch, die gläubigen Leute über seine Absichten soweit zu täuschen, daß sie ihm die Provinz Macedonien mit den für den parthischen Feldzug gesammelten Legionen zutheilten, obgleich nach Cäsar's Verfügung dieser wichtige Posten dem Brutus zukam. Schon früher, im April und Mai, bereiste er, als Commissär der Landanweisung für Veteranen, Unteritalien. Da war er so freigebig mit fremdem Eigenthum und mit dem Gelde, das er in Massen angehäuft hatte, daß er die zerstreuten Kriegsleute ganz für sich gewann. Haufenweise begleiteten ihn die wehrhaften Männer in die Hauptstadt, wo er mit seinen Plänen offener hervortrat. Er begehrte in einer Sitzung des Senats am 5. Juni die Statthalterschaft des diesseitigen Galliens. Decimus Brutus hatte diese Provinz bereits in Besitz genommen; sie war die Pforte, durch welche einst Cäsar nach Rom vorgerückt war; daher lag die Absicht des schlangenklugen Politikers unverhüllt am Tage, und trotz der überall drohenden Veteranen fand der Antrag entschiedenen Widerspruch. Antonius machte sich darum wenig Kummer; er brachte die Sache vor die Tribus, wo die blinkenden Schwerter und der Köder von Versprechungen bessere Wirkung thaten. Der Vorschlag wurde genehmigt. Der Held des Tages wußte aber, daß mit Worten wenig geschehen war, wenn die Mittel der Gewalt fehlten. Er eilte daher mit Fulvia, seiner gleich ehrsüchtigen Gattin, nach Brundusium, wo inzwischen vier macedonische Legionen, Kernvölker Cäsar's, gelandet waren. Er ließ dieselben ausrücken und verlangte, als ihr Feldherr, den Kriegseid. Er versprach ihnen, um sich ihrer Treue zu versichern, für jeden Mann 100 Denare (gegen 25 Thlr.), ein Geschenk, das fast seine Mittel überstieg, da er die zusammengebrachten Schätze verschleudert hatte. Die Waffenleute antworteten mit Hohngelächter, denn eine solche Gabe schien ihnen kaum für einen Troßknecht genügend. Erbittert über den Trotz befahl Antonius, die lautesten Schreier und Meuterer zu ergreifen und sogleich zu enthaupten, wodurch allerdings für den Augenblick alle Widersetzlichkeit niedergeschlagen wurde. Nachdem er hierauf andere Befehlshaber ernannt hatte, rückte er mit einer der macedonischen Legionen und einer eignen, *Alaudae* (Lerchen) genannt, auf der Straße von Rom vor, während die drei übrigen dem adriatischen Meere entlang marschirten.

Im November betrat der kluge Mann mit einer prätorischen Cohorte das Weichbild der Stadt und berief alsbald den Senat; allein bevor er die Berathung einleiten konnte, ward ihm der Abfall mehrerer Legionen gemeldet. Er mußte eilen, den Ueberrest des Kriegsvolks gegen Dec. Brutus zu führen, um nicht wehrlos seinen Feinden gegenüber zu stehen. Er erkannte zu spät, daß er seinen Meister in der Politik gefunden habe, und dieser war ein früher schon genannter Neffe Cäsar's, ein Jüngling von neunzehn Jahren, der kaum der Beachtung werth schien, der in der Folge so berühmt gewordene Octavian.

C. Octavius, später C. Jul. Cäsar Octavianus genannt (geb. 63 v. Chr.), rühmte sich, der Enkel einer jüngern Schwester des großen Dictators zu sein. Nach dem frühen Tode seines Vaters wuchs er unter der Leitung seiner Mutter Attia und seiner Großmutter auf. Doch scheint ihm Cäsar frühe sein Wohlwollen zugewendet zu haben; denn er übertrug ihm schon in seinem sechzehnten Jahre das Pontificat und suchte seine schwächliche Gesundheit zu stärken, indem er ihn zu kriegerischen Unternehmungen heranzog. Indessen ward der Jüngling durch Krankheit von dem afrikanischen Feldzuge fern gehalten, und in Spanien traf er gleichfalls erst nach der Schlacht bei Munda ein. Dagegen sollte er im parthischen Kriege den Lorbeerkranz des Sieges um sein jugendliches Haupt winden, deswegen war er mit den Legionen nach Apollonia in Illyrien gegangen. Hier traf ihn, wie ein Donnerschlag, die Nachricht von dem Tode seines Großonkels. Der Ehrgeiz, die stolzen Erwartungen, die Cäsar's Vorliebe in seiner Brust erweckt hatte, schienen jetzt thörichte Knabenträume, die keine weitere Beachtung verdienten. Aber sie erhielten bald wieder Bedeutung, als die weitere Nachricht anlangte, der Dictator habe ihn für den Fall seines kinderlosen Ablebens adoptirt und zum Haupterben eingesetzt. Das Kriegsvolk wollte ihm sogleich nach Italien folgen; doch klug, wie sonst nur die gereifte Erfahrung des Alters macht, lehnte er vorläufig einen Kriegszug gegen die Vaterstadt ab und beschloß, im Vertrauen auf sein gutes Glück, mit geringer Begleitung den Schauplatz politischer Kämpfe zu betreten. Denn wer einmal den Feuertrunk der Macht und Herrschaft gekostet hat, der kann sich nicht mehr in die engen Kreise beschränkter Häuslichkeit bequemen, den treibt die entfesselte Begierde vorwärts zu kühnem, verzweifeltem Wagen, bis das Ziel erreicht oder das Leben selbst verglüht ist. Daher achtete Octavian nicht der Warnung seines ihm abrathenden Stiefvaters, vielmehr wagte er sich hinaus auf den stürmischen Ocean.

Der junge Mann landete und reiste langsam, um die Stimmung der Bevölkerung und der überall zerstreuten Veteranen kennen zu lernen. Zu Anfang des Monats Mai erreichte er Rom, wo

ihn der Tribun Lucius Antonius dem Volke als den Erben Cäsar's vorstellte. Einige Wochen nachher traf M. Antonius von seiner campanischen Reise ein. Er sah scheel auf den neuen Ankömmling, der ihm, wenn auch nicht gefährlich, doch immerhin unbequem schien. Als derselbe Rechnung über sein Erbtheil verlangte, hielt er ihn mit Vertröstungen hin und meinte dann, er habe wenig Baarschaft, wohl aber viele Schulden an die Bürgerschaft und das Kriegsvolk geerbt. Da mit Gewalt nichts auszurichten war, so veräußerte der Jüngling einen Theil seiner Güter und bezahlte die Legate, was ihm reichlich Zinsen trug. Denn er gewann dadurch Gunst und Anhang vornehmlich unter den Veteranen. Hierzu kam seine Geschmeidigkeit im Umgange, seine Kunst Jedem gefällig zu sein, seine eignen Absichten geschickt zu verbergen und in die des Andern einzugeben. Viele Optimaten schenkten ihm deshalb ihr ganzes Vertrauen; ja, der ehrsame Cicero glaubte steif und fest, in dem lenksamen und doch gewandten Jüngling ein gefügiges Werkzeug gegen Antonius gefunden zu haben.

Als Antonius die macedonischen Legionen mit 100 Denaren abfinden wollte, hatten ihnen Octavian's Agenten schon den fünffachen Preis geboten; daher das Hohngelächter, die Meuterei und endlich der Abfall. Der Jüngling stand jetzt ohne Amt und Auftrag an der Spitze einer kriegerischen Macht; der Senat genehmigte sein Verfahren und nahm die dargebotene Hülfe an. Cicero, der schon im Vertrauen auf den jugendlichen Bundesgenossen am 2. September die erste seiner vierzehn Reden gegen Antonius gehalten hatte, war nach dem Abzuge des gewaltthätigen Mannes die Seele und der Führer der Optimaten-Partei. Er hielt sich für berufen, den Staat zum zweiten Male zu retten, und donnerte, alle gewohnte Vorsicht vergessend, fortwährend gegen den abwesenden Feldherrn. Er nannte diese Reden philippische, weil sie eben so gegen den Feind des Vaterlandes gerichtet waren, wie einst die des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien. Indessen gelang es ihm nicht, die schwankende Körperschaft mit seinem Feuereifer fortzureißen. Man genehmigte Belohnungen für die Befehlshaber und Krieger der Republik, bestätigte den M. Brutus in der Provinz Macedonien, den Cassius in Syrien; aber man scheute sich, die Aechtung gegen Antonius auszusprechen. Nachdem mehrere Gesandtschaften fruchtlos geblieben waren, beschloß man endlich den Krieg. Decimus Brutus, in Mutina (Modena) hart belagert, litt bereits Mangel, als Octavian und (43 v. Chr.) der Consul Hirtius zu seinem Entsatz im folgenden Jahre vorrückten.

Der Krieg von Mutina und seine Folgen.

Um die feste Stadt Mutina (Modena) klirrten die Waffen, sammelten sich die Legionen, nicht die des Staates, sondern der Parteihäupter, die um die Herrschaft kämpften. Decimus Brutus, der keine Schlacht wagte, vertheidigte hinter den festen Bollwerken seine Provinz und sein Leben. M. Antonius bedrängte ihn mit Uebermacht und breitete seine Schaaren zu beiden Seiten in der fruchtbaren Ebene und bis nach Bononia (Bologna) aus. Ueber die mit Cypressen gekrönten Vorhöhen des Apennin rückten Octavian und Hirtius heran. Sie eröffneten Unterhandlungen, während die Gesandtschaften des Senats hin- und hergingen. Ein trotziger Brief des Antonius gegen Senat und Verschworne zwang nach langer Zögerung zum kriegerischen Vorgehen. Nun war auch der Consul Pansa mit vier neu geworbenen Legionen und einer alten prätorianischen Cohorte über Bononia wider den gemeinsamen Gegner im Anzug. Er vereinigte sich mit der Marslegion und einer zweiten prätorianischen Cohorte, welche ihm Hirtius entgegensandte. Schon näherte er sich auf der Aemilischen Straße dem Forum Gallorum, da ward er am Saume der umgebenden Waldung feindliche Reisige und Schützen gewahr. Ueber diese Kühnheit entbrannten die Veteranen von Kampfbegierde. Sie verfolgten die flüchtigen Feinde durch den Wald, fanden aber jenseits den Antonius mit zwei alten Legionen u. eben so vielen Cohorten Prätorianer aufgestellt. Die Hülfe dem Nachfolgenden Neulinge verschmähend, schritten sie gegen die Uebermacht sogleich zum Kampf. Von beiden Seiten bliesen die Hörner und Tuben; aber kein Feldgeschrei wurde gehört, lautlos rangen die alten Krieger mit den Schwertern um die Palme des Sieges. Nach langer Blutarbeit waren die Prätorianer der Mitte, die gegen eine doppelte Anzahl fochten, fast gänzlich aufgerieben. Als nun Reiterei im Rücken einbrach und der tapfere Pansa schwer verwundet fiel, mußte der Rückzug angetreten werden. Indessen nach erfochtenem Siege stieß Antonius unerwartet auf zwei alte Legionen unter dem Consul Hirtius u. erlitt eine völlige Niederlage.

Man rüstete sich nach diesen wechselnden Erfolgen, die Belagerungslinie zu sprengen. Um diesem Unternehmen zuvorzukommen, ließ Antonius zuerst die Reiterei, dann zu ihrer Unterstützung allmählich das ganze Heer ausrücken. Auch hier entschied die Uebermacht den langen, grimmigen Streit zwischen den alten Kriegern. Der Konsul Hirtius trieb den Feind unter fortwährendem mörderischen Gefecht in seine Linien, überstieg dieselben und drang bis zu dem Prätorium vor, wo er schwer verwundet erlag. Indessen behauptete Octavian, der jetzt den Oberbefehl übernahm, das eroberte Lager, und Antonius mußte mit den Trümmern seines Heeres im eiligen Rückzug sein Heil suchen. Er hatte nur noch seine Reiterei und eine Legion Veteranen unter den Waffen; sein Untergang war gewiß, wenn die Verfolgung mit Kraft betrieben wurde; allein Brutus, der während der Kämpfe keine Hand gerührt hatte, übereilte sich nicht, und Octavian, der den P. Ventidius, einen tüchtigen Kriegsmann und Anhänger des Antonius, aufhalten sollte, ließ ihn mit seinen vier Legionen unbehindert aus Picenum über den Apennin und durch Etrurien zu dem geschlagenen Feldherrn gelangen. Dieser setzte dessen,

ungeachtet seinen Marsch über die Alpen nach Gallien fort, denn er wußte, daß er daselbst mächtige Helfer finden würde. Er betrog sich nicht, dort standen Lepidus mit sieben und Plancus mit drei alten Legionen, ungerechnet das neugeworbene Kriegsvolk. Beide überschritten den Rhodanus, um, wie sie versicherten, dem flüchtigen Feldherrn die Alpenpässe zu verlegen. Indessen marschirte Antonius mittagswärts dem Strande entlang und schlug ein Lager dicht neben dem des Lepidus auf, ohne an Befestigung zu denken. Bald entstand ein freundlicher Verkehr zwischen den Kriegern, die der gemeinsamen, ruhmvollen Kämpfe unter dem großen Cäsar gedachten, und darauf eine herzliche Verbrüderung.

An der Spitze von zehn alten Legionen ging nunmehr Antonius dem Plancus zu Leibe, der sich ihm bis auf vier Meilen genähert hatte. Auf's Haupt geschlagen, entrann derselbe durch schleunigen Rückzug über die Isara dem drohenden Verderben und vereinigte sich jenseits des Flusses mit Brutus, der auf der Straße Hannibal's die Alpen überschritten hatte. Da jedoch mittlerweile Asinius Pollio mit hispanischen Legionen zu Antonius gestoßen war, so folgte Plancus dessen Beispiel und ließ den Bundesgenossen im Stich. Brutus stand jetzt allein der ungeheuren Uebermacht gegenüber und zog es daher vor, unterdessen den beschwerlichen Rückweg über das Hochgebirge anzutreten. Kaum aber hatte er das Land der Salasser durchschritten, so vernahm er, auch Octavian, bei dem er sichern Rückhalt zu finden hoffte, habe seine politische Gesinnung geändert und verlege ihm den Weg. Er erkannte, daß jetzt, in dem Augenblicke, wo ihn seine Legionen nach und nach verließen, sein Heil nur in der Flucht zu finden sei. Mit wenigen Getreuen in keltischer Tracht versuchte er dieses; allein ein Häuptling der Barbaren, bei denen er eine Freistätte suchte, ließ ihn im Auftrage seiner Gegner ermorden. Während dieses Umschlags der Dinge stand Octavian unbeweglich auf der Wahlstatt von Mutina, als ob ihn der Krieg nichts weiter anginge. Schon ahnete man in Rom, daß man es mit einem Potentaten zu thun habe, der seinen eigenen Weg gehe, und nur der treuherzige Cicero meinte noch immer, sein lieber Schützling werde sich von ihm am Gängelbande führen lassen. Er sollte bald aus diesen Träumereien unsanft geweckt werden. Auf Betrieb des Feldherrn ging eine Deputation nach Rom, um die für jeden Kriegsmann versprochenen 5000 Denare einzufordern. Man konnte die große Summe nicht aufbringen und schickte eine Gesandtschaft zur Unterhandlung in's Lager. Nun erklärte Octavian den Legionen, er werde sich, um ihrer Forderung Nachdruck zu geben, um das Consulat bewerben, und rückte mit dem gesammten Kriegsvolk in die Stadt ein. Die Sache war auf diese Art bald in Ordnung. Octavian bestieg mit seinem Vetter Q. Pedius den curulischen Stuhl; die Mörder Cäsar's und mit ihnen Sextus Pompejus wurden geächtet, Antonius und Lepidus dagegen in Gnaden wieder angenommen.

Die kurzsichtigen Leute in Rom erstaunten über diese Maßregeln, die rasch auf einander folgten; aber ihr Staunen ging in Schrecken über, als sie hörten: Octavian, Antonius und Lepidus hatten eine Zusammenkunft gehabt und gemeinschaftlich weitere Schritte wider ihre Gegner verabredet in Berathungen, von denen man sich grauenhafte Dinge erzählte.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von E. Sadsfgh.

Januar, 1865.

Das Jahr 1864, in dem der Kriegsgott Mars noch immer der Göttin Klio Blut in das Tintenfaß gegossen, hat seine Streifzüge vollendet und zwar für den Sieg der allgemeinen Freiheit rühmlich vollendet. Obschon die secedirten Staaten noch eine starke Armee auf den Beinen haben, so stehen sie doch mit ihren sanguinischen Hoffnungen auf den letzten Beinen und, wenn nicht alle Zeichen der Wahrscheinlichkeit trügen, ist das Sinken ihrer moralischen Kraft ihr Beschlag die Sklaven zu bewaffnen, ihre Unzufriedenheit mit Jeff. Davis, ihr Verlangen nach einer Dictatur in der Person des Feldherrn Lee, der sichere Beweis eines baldigen Friedens — nicht mit der Bedingniß einer von Seiten der Rebellion angestrebten Trennung, noch mit der einer Union wie sie war, von welcher nur noch wenige dickhäutige Conservative faseln, sondern eines Friedens einer reconstruirten Union von freien Staaten. Der Fall von Atlanta und das Weihnachtsgeschenk, das der tapfere General Sherman der Union mit der eroberten Stadt Savannah, nebst acht hundert Gefangenen, 150 Kanonen, 12 Locomotiven u. Baumwolle im Werth von circa 19 Millionen Dollars gemacht hat, ist ein zu schwerer Schlag, um den anerkannten heldenmüthigen Feind in seinen sanguinischen Hoffnungen nicht lebensgefährlich zu paralysiren. Hätte die Natur das Gefühl der Rache und der Schadenfreude in mich gelegt, so würde ich mehr als irgend sonst Jemand laut jubeln über den Fall von Savannah; denn was ich dort, als Abolitionist angeklagt, im Gefängniß gefühlt und gelitten, läßt sich mit keinen Worten schildern. Ja, das konnte geschehen in einer Republik, die sich den Monarchien gegenüber mit Preß- und Redefreiheit gebrüstet! Getheert und gefedert, ja gehenkt konnte der „sogenannte“ freie Bürger werden, in eurer gepriesenen Union wie sie war. Sie war — und „die militärische Nothwendigkeit“ der wir, ohne euer persönliches Verdienst als Philosophen und Staatsmänner, schon so große humanistische Fortschritte zu danken haben,

möge Euch behüten vor dem Fortleben dieses Ungeheuers mit einem Janus-Gesicht, von einer Souverainetät von Sklavenstaaten, vor einer Union wie sie war! —

Wie eine Welle die andere drängt, so drängen sich die Verhältnisse im Zeitenstrome der Menschheit. So unmöglich es ist, die empörte Fluth mit Händen aufzuhalten und ihr eine positive Richtung anzuweisen; so ist es auch mit Revolutionen u. gewaltigen Krisen. Was die Menschen für die Dauer von Jahrhunderten zu schaffen wähnen, das schwemmt ein Decenulum hinweg — Systeme werden gemacht und Systeme verschwinden; das Alte wird zu den Antediluvianen geworfen und das Neue bricht sich Bahn.

Der Sieg der Secession könnte leicht zum Sieg der Monarchie auf diesem Continente werden und der Versuch eines merikanischen Thrones zur Realität mehrerer Throne in Amerika. Mit dem Siege der Republik und dem Untergang der Sklaverei schwankt der merikanische Thron und mit ihm schwanken selbst die Throne in Europa. Der Mensch kann eben über das Axiom nicht hinaus, daß in der physischen sowie in der moralischen Welt das Schwächere dem Stärkern weichen muß, so sehr Jenes auch dagegen sich sträuben möge.

Die letzte Präsidentenwahl hat es bewiesen, daß trotz aller Machinationen des protestantisch-aristokratischen Jesuitismus Englands und der katholischen Jesuiten in den Ver. Staaten, trotz aller Oppositionsteufelei herrschsüchtiger Demagogen und wohlmeinder am Alten klebender Demokraten die freie Richtung des Volkes die vorherrschende und als solche das Palladium ist einer republikanischen Verfassung, die verjüngt wie der Phönix aus der Asche sich neugestalten wird. Obwohl ich der Republik wie sie war so wenig zu danken habe wie der Monarchie, in so ferne es sich um Belohnung eines redlichen Strebens handelt, so freut es mich doch, daß ich seit Ausbruch der Rebellion kein falscher Prophet war und das Endresultat einer Union von freien Staaten vorausgesagt habe. Doch jubelt nicht zu früh! Was hätten wohl die deutschen Duodez-Politiker von St. Louis vormals gesagt, wenn man ihnen zu bemerken gegeben hätte, daß man nach wenigen Jahren im Staate Missouri das Stimmrecht der Neger debattiren werde? — Und siehe da, bereits hat eine englische Zeitung zu Hannibal den Reigen begonnen u. schleudert kühn dem Moloch des crassen Vorurtheils den Fehdehandschuh vor die Füße, indem sie sagt: Die Constitution von Missouri soll vom 1. Januar 1870 vorschreiben, daß jeder Mann, ohne Unterschied der Hautfarbe, der eine lebende Sprache verständlich lesen und schreiben kann, mit Vorbedingung des Alters, der Aufrichtigkeit und der Loyalität, das Stimmrecht haben soll. *Horribile dictum!* Ein Schwarzer soll nicht nur an der Seite eines Weißen kämpfen und fraternisiren; sogar stimmen soll er dürfen! Seht! das sind die Früchte der Rebellion, die Ihr heraufbeschworen habt, der Sklaverei und der Herrschaft wegen. Ihr habt einen Selbstmord begangen — aus den Trümmern des Sklavenjoches wird die verjüngte Freiheit erstehen.

Viele Menschen werden noch im Jahr 1865 hingeopfert werden; doch das blutige Drama naht sich seinem Ende. Admiral Porter hat die Forts Fisher und Caswell zu zerstören, um der Armee das Schmuggler-Nest Wilmington zu überliefern. Wird er es vermögen? *Esperons!* Vielleicht kömmt es in diesem Jahr noch dahin, daß Uncle Sam blos zuzugreifen hat, um sein rechtmäßiges Eigenthum zu nehmen und daß Nichts übrig bleiben wird, als das Werk der Nemesis, die mit den hervorragendsten Rebellen-Häuptern bereits arg aufgeräumt hat und die sich als *Haut Gout* Jeff. Davis als letztes Memento auserwählt zu haben scheint, um mit seiner Pseudo-Exzellenz der Hölle ein Geschenk zu machen. Und dann — ach, dann wird wohl gar noch Uncle Sam mit John Bull sich boxen; denn Seward scheint durch das Kriegsglück ermuthigt Haare auf den Zähnen zu bekommen u. — die Soldaten der Republik werden sich nach neuen Siegen sehnen. Auf dauernden Frieden scheint also wenig Aussicht zu sein und das Millenium spuckt blos im Gehirne gutmüthiger Schwärmer. Der Mensch ist des Menschen Feind und das: liebe deine Feinde! war seit Kain's Mord, ist und bleibt eine Persiflage auf das gottebenbildliche Geschlecht der mit Vernunftvermögen begabten, veredelten Affen.

Der Januar hat begonnen und in St. Paul noch immer kein Schnee. Die von Fortuna begünstigten sehnen sich darnach des Vergnügens der Schlittenfahrt wegen; der Farmer betet um Schnee, um Holz und Produkte leichter nach der Stadt bringen zu können; die Dampfboot-Compagnien klagen über Mangel an Schnee; denn ohne Schnee wenig Wasser im obern Mississippi und ohne tiefes Fahrwasser keine gute Geschäfte. Auch ich sehnte mich nach Schnee; denn es fährt sich angenehmer per Schlitten nach La Crosse, als per Achse.

Welcher Contrast zwischen dem ersten Januar des vorigen Jahrs und dem von jetzt! Damals saß ich fest auf einer Prairie nahe Vincennes, im Staat Indiana, u. jetzt schien die Sonne so warm über der Stadt St. Paul, als ob der Frühling im Anzuge wäre. Aber wir hatten auch kalte Tage im December; so kalt, daß ich vom Kopf bis zu den Zehen völlig mit Pelz wattirt im Zimmer fror wie ein nasser Pudel und oft entrüstet ausrief: das ist ein Clima für Bären. Bei solcher Kälte fuhr ich per Stage nach Chaska und nach Carver, um zu collectiren und mit Grauen sah ich dem dritten Januar entgegen, den ich festsetzen mußte für die Fahrt nach La Crosse; denn die Greenbacks waren alle — deren man jetzt dreimal so viel nöthig hat, um auf dieser kalten Erde selig zu sein. Zehn Dollars für die Klafter Holz in einer Stadt am Ende der Civilisation, wo in einer Entfernung von vierzig Meilen in den großen Wäldern noch Bären hausen; fünfzehn

Cents für ein Pfund Schweinefleisch, vierzig Cents für Butter, sechzig bis fünfundsiebzig Cents für Kaffee; Stoffe für Kleider hoch im selben Maßstabe und sechzehn Dollars und 95 Cents für einen Ballen Druckpapier, das früher sechs Dollars gekostet, — das sind, wahrlich, Preise so einem Familienvater und Verleger bei allem Fleiß und Eifer in Verlegenheit bringen. Verlegenheit ist aber noch lange kein Unglück, das den Menschen treffen kann, das bischen Leben mit physischem und mit moralischem Schmerz verbitternd. Also der liebe Gott bewahre den Fackler auch ferner hin vor Unglück, sollte er wohl beten, um gegen das Schicksal gerecht zu sein; doch der Fackler betet nicht, u. dennoch hatte ihn der liebe Gott bis jetzt so lieb. Auf einer Stagefahrt sich Hals u. Beine brechen; auf der Eisdecke des Mississippi mit Pferd und Schlitten in ein Luftloch hineinkutschiren; auf der Eisenbahn durch eine Collision zerknetscht oder verbrüht werden, das und dergleichen gute Gaben Gottes sind es, vor welchem der Himmel mich bewahren möge, und vor moralischen Schmerzen, deren es im Leben und besonders im Familienleben so viele gibt. An Sorgen und Strapatzen längst gewohnt murre ich über diese nicht, um so weniger, wenn ich gesund bin und der Spiritus noch nicht aller beim Teufel ist. Aber, aber bald wird eine Zeit kommen, wo dem Altersschwachen Nichts als das Phlegma geblieben; wo es keine angenehmen Empfindungen, keinen Aufschwung des Geistes, keinen Reiz des Schönen, keinen Wechsel zwischen Licht und Schatten mehr geben und das Leben eine Bürde sein wird — und das sind für einen Menschen, der viel geliebt und viel genossen, der für alles Schöne geglüht, der rastlos nach immer neuen Zielen jagte, Nachtgedanken, so den letzten Wunsch erregen: „Möge diese Zeit eine kurze sein, um den müden Wanderer rasch nach der letzten Station des Lebens zu bringen, nach dem Hafen der Ruhe!"

Die erwähnten moralischen Schmerzen im Familienleben bewegen mich eines schrecklichen Mordes zu gedenken, der sich vor Kurzem in unmittelbarer Nähe meiner Behausung zugetragen hat. Eine Mutter mordete in einem Anfall von Wahnsinn drei ihrer Kinder und sich selbst! Ach, Psyche ist doch eine mysteriöse, oft schreckliche Göttin! Wer vermag es, da einzudringen in die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens, seiner Leiden, seiner Schmerzen, die es allmählig, wie der scheinbar schwache Tropfen durch lange fortgesetzten Druck den Stein durchlöchert, brechen und das Gehirn bis zum Wahnsinn affiziren, um einer solchen That fähig zu sein! Unglückseliges Verhängniß, das den Menschen in seinem Wahn unter die Hyäne herabwürdigt! — Wer vermag da zu richten, wer ist befugt zu verdammen? Nur trauern kann bei solchen Fällen das fühlende Herz. Der Krieg ist schrecklich in seinen Folgen; doch hat auch der Frieden sein Schrecken.

Weisheit ist ein ehener Schild gegen Unglück u. Schmerz; aber es gibt Schmerzen, über welche selbst Minerven's Schild nicht zu erheben vermag. Viel vermag die Stoa; doch der Weiseste der Weisen bleibt doch immer Mensch, dessen geistige Kraft ihn verläßt, wenn er am stärksten sich wähnt.

Am dritten Januar. Die Uhr schlägt fünf. Ich stehe auf, mache Feuer, koche mir das Frühstück, küsse Weib und Kinder u. folge der Pflicht des ewigen Wanderers. Das Thermometer steht unter 20 Grad. Das Firmament ist unumwölkt; Aurora fährt um's Morgenroth und der Morgenstern lächelt mir so freundlich zu, als wolle er mir wieder eine glückliche Reise verheißen. Von meinem Sohn Samuel begleitet gehe ich hinab in die Stadt zu Burbank u. Co. Stage-Office. Bald nach sieben Uhr nehme ich Platz im einspännigen Wagen und fort geht es eine Strecke über die Eisdecke des Mississippi dahin nach Hastings. Das Wetter war so herrlich, daß ich den Entschluß faßte, ohne Aufenthalt in den Städten am Mississippi 130 Meilen bis nach La Crosse zu fahren. Die Gesellschaft von zwei alten Herren war monoton — die Natur nach Aussen düster und ernst; die Berge kamen mir vor wie überzuckerte Brodtorten und die Thäler wie beeiste Lebkuchen. Welch' trockene Prosa! — Von Sandbänken hatte man, wie gewöhnlich bei der Reise per Dampfboot, Nichts zu fürchten und die verlässigen Kutscher u. guten Pferde werden uns wohl von Umwerfen bewahren. Ich saß denn ruhig da wie eine Mumie und hatte nicht Ursache zu klagen. In Hastings zu Mittag gestärkt, konnte es nach unsanften Rippenstößen zu Lake-City an Appetit des Abends nicht fehlen und an Strapazen und strengere Kälte gewohnt durfte es mich am nächsten Morgen nicht wundern, daß sich meine Reisegefährten über mein Schnarchen „in der Büffelhaut" nicht genug wundern konnten. —

Es war vier Uhr des Morgens, als wir zu Winona, Minn., vor Huff's Hotel hielten. Ein Lehnstuhl am warmen Ofen, ein Glas Punsch und alsbald ein gutes Frühstück waren in der That eine gute Gabe Gottes.

Von Winona ging es, 40 Meilen, per Schlitten auf dem Vater der Ströme nach LaCrosse. Wir fuhren in einer Caravane von vier Schlitten und die Gesellschaft in dem unsrigen war da eine ganz fidele. Es fährt sich so sanft über das Eis hin; doch sehr unsanft ist es, gewiß, in ein Luftloch hineinzufahren, welches kalte Loos vor Kurzem daselbst einem Zeitungschreiber von Winona zu Theil ward, der in Gesellschaft eines jungen Mädchen eine Spazierfahrt auf dem Eis machte, um nie wieder mit seinem Fuß die Erde zu berühren. Das Leben der Dame wurde durch den Heroismus eines jungen Amerikaners, eines Setzers in seinem Geschäfte, der in einem andern Schlitten fuhr, gerettet. So sind die Loose der Menschen verschieden und indeß die „Vorsehung" den Einen beschützt, läßt sie den Andern untergehen. Uebrigens ist aufgeschoben nicht aufgehoben und Jedem fällt das sichere Loos zu des unerbittlichen Todes.

Im St. Charles Hotel zu LaCrosse angekommen verkündete mir ein Zettel ei-

nen Ball und ich freute mich schon im Stillen des Nachts in Versuchung geführt zu werden; doch bald erfuhr ich, daß der Ball von einem jungen Mann gratis ausgeschrieben wurde, der gegen Handgeld (Bounty) sich anwerben ließ, und — obschon seine Eltern in sehr dürftigen Umständen leben — einen Theil seines Geldes auf so unedle Weise vergeuden wollte. Da hörte denn bei mir bald die Gefahr der Versuchung auf und es fand sich denn auch dieses Mal wieder kein anderes Vergnügen als das einer Kaffee-Visite bei Herrn Führ.

Das Grocery-Geschäft (Gewürz- u. Materialwaaren-Handlung) ist großentheils in Händen von Nord-Deutschen, besonders in New-York und den südlichen Städten, und das Clothing-Business (Kleidergeschäft) wird überall von Juden in Beschlag genommen. Norddeutsche und Juden sind bis jetzt, in der Regel, gute Demokraten gewesen, die als besondere Freunde des Eigenthums auch das südliche Eigenthum „in Menschenfleisch" zu respectiren wußten, im Selbstbewußtsein des Adles der weißen Farbe egyptische Sklaverei und europäische Knechtschaft vergessend. Uebrigens finden wir gerade unter den Juden in Amerika keine Rohheit, sehr viel Intelligenz und besonders schöngeistige Bildung. Der Schachergeist, die Folge politischen Druckes und dummer Verachtung vonSeiten der Christen, die ihnen ihren Gott zu verdanken haben, dieser Schachergeist wurde den Juden in Europa oft zur Last gelegt; hier zu Lande jedoch, wo sich fast ausschließlich dieser unsaubere Geist manifestirt und geltend macht, wo nicht nur der Kaufmann schachert, sondern selbst die höchsten Beamten und Journalisten die Würde des Amtes u. d. Presse verschachern, braucht sich das Volk Israel vor dem Volke Jesu durchaus nicht zu schämen; denn aus Einem amerikanischen oder deutschen Yankee ließen sich durch gehörige geistige Analyse ganz bequem zehn der smartesten Bündeljuden machen. Es wäre also Thorheit und Ungerechtigkeit dem Juden auch hier im Paradiese der Greenbacks und „Bounties aller Art" den Vorwurf des Schachergeistes zu machen, um so mehr, da die Zeit vorüber, wo die Orthodoxie der Juden durch den Zeitgeist noch weit mehr paralysirt wurde, als die der Christen, wo der Katholik noch hartnäckiger an seinen Fasttagsklösen sich festhält als der Jude an dem Verbot des Schweinefleisches; wo Ehen zwischen Juden und Nichtjuden nicht mehr staatlich verpönt sind; wo die Beschneidung der Goldmünzen Beiden von höherem Werth ist, als Beschneidung durch den Rabbiner u. Taufe durch den Pfaffen; wo endlich der Jude den Ocean so wenig mehr fürchtet, „weil er hat keinen Balken," als das Schlachtfeld, „weil man da kann werden verkrüppelt und geschossen mausetodt."

Zu diesem geistigen Ausrißer bewog mich eine Zeitung, die mir zu La Crosse an einem sehr guten christlichen Tisch, an dem auch mehre Juden speis'ten, in die Hände fiel und die da folgendes „Item" enthielt:

„Die Juden dieses Landes haben seit Ausbruch des Krieges einen würdigen Theil von Patriotismus gezeigt. Vom Staat Ohio zogen 12,000 in den Kampf für die Flagge der Union; vom Staat New-York 10,000; von Illinois 5,000; von Michigan und Wisconsin 3,000; u. von andern Staaten genug um ein Contingent von 40,000 Mann zu machen. Auch ließen sie es an Geldopfern nicht fehlen und errichteten Hospitäler für Invaliden zu New-York, Philadelphia, Chicago, Cincinnati und St. Louis." Nun, das ist in der That, sehr rühmlich u. mögen sie denn auch durch die Bluttaufe des jungen Bengels Uncle Sam mit ihren christlichen Waffenbrüdern die Weihe bekommen und den Glauben, „daß weder Geburt, Nationalität und Religion, noch Hautfarbe über den Werth des Menschen bestimmen, sondern: Intelligenz und Tugend!" „Freilich habt Ihr euch nicht geopfert des Negers wegen — das wäre zu viel verlangt von Euch und andern guten Demokraten und conservativen Republikanern; doch der Neger wird einmal frei in Folge des Krieges u. Ihr werdet auch noch die letzte und bitterste Pills aus der Schachtel der eisernen Consequenz zu verschlucken haben, ohne sich zu würgen": „Die Pille des Suffragiums der Schwarzen." „Ja, nicht nur der Jude, auch der Neger soll und wird stimmen; denn wem die Natur Denkfähigkeit und Sprache gab, ist Mensch, der blos einer vernünftigen u. moralischen Erziehung bedarf, um als Bürger höheren u. edlern staatlichen Zwecken zu entsprechen: „Vieh aber ist Vieh — ob weiß oder schwarz."

Von La Crosse fuhr ich per Eisenbahn nach Watertown. Da ich nicht reise, um Abonnenten zu sammeln, sondern um von den Abonnenten zu collectiren, so brauche ich, mit Ausnahme großer Städte, blos Einen Tag für jede Stadt. So war denn auch in Watertown das Geschäft bald abgemacht. Bei der großen Concurrenz der Blätter ist es sehr schwer, ein neues Blatt zu gründen, und ohne Colportation nicht möglich eine Liste zu erhalten, die das Fortbestehen des Blattes sichert. Auch ich hatte einst in den sauren Apfel zu beißen und es ist mir wohl kaum je eine Frage so schwer gefallen als die: „wollen Sie nicht für die Fackel abonniren?" Der Eine hatte nicht Zeit zu lesen, der Andre schützte schlechte Zeiten vor u. auf ein Dutzend Radikale, Rationalisten, Socialisten, Deisten, Communisten, Atheisten, Pfaffenvertilger u. Capitalstürmer kam höchstens Einer, der Geld, Zeit und den Willen hatte zu lesen und zu abonniren. Zum „treaten" fehlte jedoch nirgends Geld, noch Zeit und der Wille zum trinken. Das Sinnliche ist eben Gemeingut der Menschen und am Geistigen finden nur Wenige Geschmack. Das beweisen die vielen und reichen Brauereien u. die vielen armen Teufel von Journalisten und Literaten neben den wenigen Geldmatadoren der Tagespresse u. Parteiklepper in großen Städten. Soll ich darum mit den Menschen hadern? fällt mir nicht ein; doch bin ich herzlich

froh, daß ich endlich eine durch das „weitdrahtige Sieb" der Principien-Festigkeit geläuterte Anzahl von Abonnenten besitze, durch die der Fortbestand der Fackel gesichert ist und deren Zahl blos durch solche außerordentliche Lesefreunde vermehrt wird, die sich selbst melden, oder so *en passant* gefunden werden. Auch das Collectiren kann ich wahrhaftig keine genußreiche Arbeit nennen; doch wird sie dadurch erleichtert, daß ich bei den meisten der Abonnenten blos die Quittung vorzulegen habe, um das eckige Geschäft, ohne Präiudium, summarisch zu schlichten. Das Seltenste bei der Sache ist, daß ich weder einer schwarzen Liste, noch eines Schuldenbuchs nöthig habe; denn wenn von circa hundert etwa Einer für einen Jahrgang, gleichviel aus welcher Ursache, schuldig ist, der wird ganz ruhig gestrichen und darf sicher sein, nicht wieder angefordert zu werden. Warum lassen Sie sich das Geld nicht schicken? so werde ich häufig gefragt. Ich will ganz aufrichtig antworten: „Weil mir das Reisen zum Bedürfniß geworden; weil Reisen den Geist rege erhält und den Körper gesund; weil ich die Veränderung mehr liebe als das Stubenhocken; weil ich Stoff finde zu geistiger Thätigkeit; weil von zweitausend Abonnenten blos circa fünfhundert freiwillige Einsender übrig bleiben würden und weil ich, ehe ich noch selbst reis'te, keinen Agenten hatte, der das collectirte Geld, durch Benutzung oder Zueignung, nicht mehr geliebt hätte als mich selbst." Was Du selbst thun kannst, lasse nicht durch Andere verrichten — ist eine empfehlenswerthe Maxime.

Herr Gebhart, der freundliche Wirth vom Buena-Vista-Haus führte mich per Schlitten nach dem Depot der Chicago- und Nordwestern-Bahn, um nach der Minnesota-Junction zu fahren, von wo ich mit dem La Crosse und Milwaukee-Bahnzug nach der Station Horricon fuhr. Dieses Städtchen, nahe dem Horricon-See, ist anmuthig gelegen. Mayville ist sieben Meilen von da entfernt. Ein Herr aus Mayville war so freundlich mir seinen Schlitten anzubieten. Es war eine recht angenehme Fahrt. Dieses Mal stieg ich im Hotel des Hrn. Puls ab und hatte Ursache mit Kost und Zimmer zufrieden zu sein. Der Verein freier Männer ist der Zahl nach, wie ich schon vormals erwähnt, klein; doch sind die Spuren seines Wirkens durch das Gedeihen einer Schule sichtbar, welche bereits 123 Schüler hat; eine hohe Zahl, für ein so kleines Städtchen. Das Schulhaus wurde mit einem Zimmer vergrößert und die Seele des Hauses, der Lehrer, ist seinem Berufe vollkommen gewachsen.

Es herrscht hier eben ein förmlicher Schrecken vor der bevorstehenden Ziehung und Bounty or no Bounty? war die große Frage des Tages. Der Reiche hat überall einen Vortheil über den Armen. Auch im Krieg. Es ist eine erbärmliche Kleinigkeit sich für 500 oder 1000 Dollars einen Substituten zu kaufen; doch ist es wahrlich ein großes Opfer, wenn der arme Familienvater Weib und Kinder verlassen muß, um in den Krieg zu ziehen. Unser Conscriptionsgesetz ist höchst mangelhaft und es ist sehr zu wünschen, daß diese Schlächterei bald ein Ende nehme. Ach, und erst im Süden, wie müssen dort nicht alle Familienbande zerrissen und das Elend in jenen Gauen herrschen, welche der Kriegesgott sich für sein Schlachtfeld auserkoren! Wo Vernunft und Gerechtigkeit der Unvernunft, dem Zorn, der Rache und der blinden Leidenschaft weichen, dort kann in Familien und in Staaten nur Unfriede und Elend die sichere Folge sein. Es gibt Menschen, die an Hahnengefechten Vergnügen finden und Lust, wenn der stärkere Hahn den Schwächeren zerfleischt und endlich tödtet. Solchen Hähnen gleichen jetzt wir im Kriege. Der Rachegeist der südlichen Führer, die Sprache Jeff. Davis: *„So long as we have a man or a Dollar, and the man or Dollar be needed, let de call be honored —"* sind die untrüglichen Zeichen eines Vertilgungskrieges und nur Vertilgung — Vertilgung des Rebellenzündstoffes, welcher ist: die Sklaverei — kann die glückliche Bedingung eines dauernden Friedens sein. Der letzte *honored call* der Rebellen wird auch der Schluß *„of their honorable fall"* sein.

Von Mayville fuhr ich nach Milwaukee. Hätte da den deutschen Künstler Bandmann als Hamlet oder Narciß auf der englischen Bühne sehen und nach der Vorstellung einige Stunden der Nacht im unterirdischen Gewölbe deutscher Gemüthlichkeit bei Herrn Spangenberg, mit Rheinwein und Caviar *et caeteribus* regalirt, verbummeln können; doch der Comfort im St. Charles hielt mich am warmen Ofen fest und es thaute, das seit zwei Monaten erstarrt und brach liegende Gehirn wieder auf u. meine freundliche Muse stellte sich ein, drückte ihre zarten Lippen auf des alten Wanderes runzlige Stirne und er fühlte wieder momentan so recht inniglich u. jugendlich wohl. Die Einsamkeit ist den meisten Menschen eine Bürde, weil sie sich eben selbst eine Last sind, die des Gewichtes der Zerstreuung nach Aussen im lärmenden Gewühl des Lebens bedarf, um weniger drückend zu erscheinen. Mir bot — die Stunden der Liebe ausgenommen — die Einsamkeit stets das höchste Glück der innern Seelenruhe.

Via Racine, einem allerliebsten Städtchen von Wisconsin, nach Chicago. Diese Großstadt hat mehre deutsche Häuser, wo die Zimmer meist von permanenten Gästen aus der Arbeiterklasse besetzt sind. Ich konnte denn weder bei A noch bei B eine Wohnung finden, welche mir zusagte und quartirte mich im Laden eines bekannten Schneiders ein, der mir das Bett seiner Arbeiterin zur Verfügung stellte, exclusive, wie es sich wohl von selbst versteht. Da zögerte ich denn auch keinen Augenblick, die Abende draußen zuzubringen und besuchte denn auch die ausgezeichnete deutsche Oper, die hier eben Vorstellungen gab. Bei einer *Matinee* in Gala fand ich eine *Apreodiner* im eigentlichen Sinn des Wortes, und weder Gala noch Fashion; doch ein kräftiges Orchester unter Direction A n-

schütz, und Künstler erster Klasse. Hr. Lehmann als Prinz-Regent und Canissa, als Gabriele, spielten und sangen ausgezeichnet. Abends wurde Martha gegeben. Geistig exaltirt von Einer Oper wollte ich keine zweite darauf sehen und suchte mich in einer Restauration durch Rostbraten mit Zwiebel in's gehörige materielle Gleichgewicht zu setzen. Es bewegten sich dort meist Böhmen und der Wirth, Herr Kaufmann Kadisch, hat Aussicht österreichischer Consul zu werden, wozu er vollkommen geeignet ist.

Sonntags machte ich einige Besuche und besuchte auch den Leichtthurm wieder. Bei einer Fahrt auf der Straßeneisenbahn kam ich an eine junge Dame zu sitzen, aus den Gefilden der Venus Paphia. Sie stieg am Terminus der Bahn in der State Straße aus und ich machte mir den Spaß ihr zu folg n und an der Pforte eines Privathauses sie nach den *„terms"* zu fragen. *Five Dollars* — Elende Civilisation! arme, beklagenswerthe Geschöpfe, dachte ich und verließ sie in der getäuschten Hoffnung eines erwarteten Sonntags-Geschäftes. „Ach, was der Mensch nicht Alles zum Geschäfte herabwürdigt." Der arme, der miserable Mensch.

Im deutschen Theater gab man Sonntag Abends das classische Stück zur Bildung des Volkes: Lumpaci vagabundus. Nun, die Bühne ist eben auch ein Geschäfts-Lokal, eben so wie die Kanzel und wollen Schauspieler u. Prediger sich nicht das Geschäft verderben oder total Fiasko machen, so müssen sie sich dem Geiste, oder vielmehr, der Geistlosigkeit und dem Geschmacke, sage Geschmacklosigkeit des Publikums accommodiren. O, dieser heillosen und doch so nothwendigen Accommodation, wenn man, wie man hier zu Lande sagt, „gut ab" sein will.

Montags besuchte ich die neue Börsenhalle in Bau, Reissig's Eisen- und Maschinen-Fabrik, Eisendraht's großes Destillations-Lokal, wo eine Dampfpumpe achtzig Gallonen in Einer Minute zu einer beliebigen Höhe hinaufpumpt; die Pianofabrik des Hrn. F. Pistorius u. Co., die Turnhalle und — Abends, nach so vieler Prosa des Tages, den „Barbier von Sevilla" in der deutschen Oper. Die Sterne des Abends waren: die Herren Habelmann, Herrmann, Steinecke, Graff, und Frau Johansen. Das Haus war schlecht besetzt, die Toilette nicht besonders glänzend und die Chöre wurden stürmisch beklatscht, während die besten Piecen wenig Anklang zu finden schienen Chicago ist eben „trotz alledem" noch lange kein Boston und nach tausend Jahren wird das große Publikum eben so unclassisch sein wie wir es jetzt überall finden. Wer sich über die Menge erhebt, wer dem Geistigen lebt und im Idealen schweigt, den nennt man nicht selten einen Sonderling, einen Narren. Ach, der dümmste Mensch hält sich stets für sehr gescheidt und glaubt, die Welt drehe sich um sein geliebtes Ich: bescheiden ist blos — der Lump und der Weise.

Chicago hat Anstalten getroffen durch einen Abzugskanal den schmutzigen Fluß zu reinigen. Das wird ein erfreulicher Fortschritt sein zum großen Nutzen schwacher Nerven, die da bis jetzt in der Sommersaison höchst unangenehm afficirt werden.

Sonderbar, bei Kadisch liegen Pionier und Fackel auf dem Tisch — in der Turnhalle hält man diese Blätter nicht. Geschmack und Bedürfniß sind eben verschieden und Alles findet seine Verehrer: das Erhabene und das Triviale, das Geistreiche und der Unsinn; Göthe und Mad. Birchpfeiffer, Schinderhannes und Napoleon. Es bilde sich ja kein vernünftiger Mensch etwas auf seine Größe ein. Größe ist blos ein relativer Begriff im Auge des Beschauers und im Gehirn des Beurtheilers. Und wenn es Grade gibt in der Größe, so kann die Culmination der Größe nur die wenigsten Verehrer und Bewunderer haben; denn der Mensch legt den Maßstab der Größe gewöhnlich an das Fundament der Pyramide seines eigenen Lebens, sei dieses nun das eines Botokuden oder eines Plato und Aristoteles, eines Humboldt oder Kepler.

Von Chicago fuhr ich via Annarbor nach Detroit. Die Schienen der Michigan-Central gehören zu den besten des Westens und die Waggons zu den feinsten und bequemsten.

Das freundliche Universitätsstädtchen Annarbor verschönert sich durch solide Gebäude mit jedem Jahre und Detroit ist bereits zur kompakten Großstadt herangewachsen. In Annarbor besteht eine gute deutsche Schule unter dem Lehrer Herrn Roß.

Der deutsche Reisende findet zu Detroit im Hotel Mauch gute Zimmer, guten Tisch und freundliche Bedienung. Nächsten Juni wird Herr Erichsen ein zweites deutsches Hotel eröffnen, von dem sich nur Gutes erwarten läßt.

Ich habe zu Detroit in Erfahrung gebracht, daß einige edle teutsche Frauen, die Repräsentantinnen des Schönen und Zarten, zu East Saginaw einen „Besen-Verein" gegründet haben zur Förderung der Wahrheit. Präsident unter ihnen soll ein kleiner Mann sein, der bei öffentlichen Festen den Ton angibt, auf gute Sitten, seine Manieren wachsames Auge hat und Alles vermeidet, was Fremden Gelegenheit geben könnte, ein ungünstiges Urtheil über die hohe Moral des Vereins zu geben. Man soll mir, obschon ich nie wieder jene Stadt mit einem Besuch entweihen werde, einen „warmen Empfang von Weihrauch und *mill's fleures*" bereitet und mich sogar zum Ehrenmitglied ernannt haben. Nun, meine Damen, die es angeht, ich danke Ihnen herzlich für diese Auszeichnung und bitte Sie fortzufahren auf dem so rühmlichen Wege der Tugend und Intelligenz.

Auch hatte ich Gelegenheit im Urania-Theater zu Detroit Frau Otto gastiren zu sehen. Ich sah sie in der guten Piece: „die Grille" in der Rolle der Grille und sage blos, daß sie eine allerliebste Grille war, die den piquanten und edlen Charakter der Fanchon so meisterhaft auffaßte, um sie liebgewinnen zu müssen. Kein Mitglied spielte unter der Mittelmäßigkeit und der strengste Kritiker hatte Ursache mit

der Rundung des Stückes zufrieden zu sein, was bei Dilettanten-Bühnen so selten der Fall ist.

Eines Abends war der Harmonie-Verein durch Hrn. Veserau im Hotel Mauch zu einem Abendschmaus geladen, wo mir bei „Gesang und Becherklang" ein angenehmes Stündchen entschwand. Auch sah ich da, Sonntags, den Narren-Verein versammelt, wo es ein Vergnügen war, unter vernünftigen Narren mit der Schelle der Laune Narr zu sein.

Die Communikation zwischen Canada und Detroit leidet durch das jüngst eingeführte Paßsystem namhaften Schaden im Verkehr. Auch Rebellen haben sechs Dollars, um sich einen Paß nach den Ver. Staaten zu kaufen und das Eis ist ein sicherer Weg herüber für Rebellen und für Schmuggler. Man wird diese thörichte Maaßregel, die allenfalls England imponiren mag, wohl bald wieder aufheben.

Die Zeitungen berichten, daß bald nach der Einnahme von Fort Fisher das Fort Caswell aufgeblasen wurde. Nur zugeblasen. Bald wird die Reihe an Charleston kommen von dem ich, wie weiland Cato von Chartago, längst gesagt habe: *Conseo Carolinam esse delendam* (ich halte dafür, daß man Charleston zerstören müsse.) Ein schweres, doch verdientes Loos. Shermann scheint der wahre Friedensvermittler zu sein. In den Kanonen liegt der Sieg, im Siege die Freiheit der Union wie sie werden soll. —

In der Turnhalle war Conrert und Ball. Ich zog die Bühne vor und sah den Ball blos — in den letzten Zügen beim Nachtessen.

Die deutsche Vereinsschule hat 240 Kinder, in fünf Klassen getheilt, unter tüchtigen Lehrern.

Von Detroit nach Toledo. Ich frug da in einer deutschen Taverne, ob ich ein einzelnes Zimmer haben könne. „Ja, sagte der Wirth." Wollen Sie mir es anweisen? „Was, Sie werden doch nicht jetzt aufs Zimmer gehen wollen! Ich erlaube es nicht, sich bei Tag in's Bett zu legen." Bravo, Michel! Bravo. Kann man sich eine größere Flegelei eines Wirthes denken. Entschuldigen Sie, sprach ich, ich dachte Ihr Haus sei, dem Umfang nach zu urtheilen, ein Hotel. Leben Sie wohl, und machte Rechts um.

In Toledo habe ich mehre sehr intelligente Abonnenten; doch an Poesie des Lebens habe ich da noch nie Etwas gefunden. Und so reis'te ich denn nach einigen Besuchen, nachdem die Lumpen eingesammelt waren, nach Sandusky, wo ich oft fröhliche Stunden genossen. Dieses Mal war es auch hier etwas ledern. Dennoch fehlte es auch jetzt nicht an allem Genuß; denn man gab eben ein Concert zum Besten der Familie Kind, die bei dem neulichen Theaterbrand sämmtliche Garderobe eingebüßt hatte. Das Concert war von der militärischen Post-Bande vom 28. Ohio-Regiment u. sämmtlichen hiesigen Musikfreunden assistirt und brav gegeben. Das Wetter war im Januar sehr kalt, und das Glatte's der Trottoire erforderte große Balance, um sich nicht Arm oder Bein zu brechen. Der Winter ist ein böser Gast und doch ist der Fasching im Winter, der für Lebensfrohe reich an Genüssen ist.

Ich logirte dieses Mal in Weber's Hotel, das gut geführt wird.

Der Stadt gegenüber auf Johnson's Eiland lungern noch immer an drei tausend Kriegsgefangene aus dem „sonnigen Süden." Großentheils Offiziere die einst schönere Tage verlebt. So sind die Schicksale der Menschen. Mit Liebe pflegen Mütter ihre Kinder. Ach, würden sie ihr künftiges Loos in der Wiege lesen können, sie würden der Verzweiflung anheimfallen. Es ist gut für den Menschen, daß er nicht in die Zukunft sehen kann. Und das einzige Mittel die weise Vorsehung von Ungerechtigkeit und Grausamkeit freizusprechen ist wohl die Thatsache, daß der Gute bei allem Unglück und Schmerzen Beruhigung im Selbstbewußtsein findet und der Weise über alles Böse, das ihn treffen mag, erhaben ist. Aber, ach, Ihr Philosophen, die Zahl solcher Guten, solcher Weisen ist, leider, eine sehr geringe.

Februar, 1865.

Peterolium ist jetzt die ergiebige Quelle des Reichthums. Auch die Stadt Erie in Pennsylvanien hat seit Kurzem diese Quelle entdeckt. Am letzten Januar besuchte ich in Begleitung des Pianisten und Pianofabrikanten Willing eine dieser Quellen in der Stadt selbst gelegen, um die Manupulation in Augenschein zu nehmen. Was der Mensch nicht Alles für Geld thut! Da saß ein Mann und bohrt und bohrt und pumpt und pumpt für guten Tageslohn, trotz der Gefahr von einem Gasstrom verbrannt zu werden.

In Minnesota soll man ein Steinkohlen-Lager gefunden haben. Sollte man dort nicht auch Steinöhl finden? Auch ich ließ in St. Paul einen tiefen Brunnen graben; habe jedoch kein Oehl, blos Wasser erhalten und auch dieses Wasser, dieses herrliche Wasser, werden bald Andere trinken. Ich aber denke mit Virgil: „Nicht für Euch pflüget Ihr Ochsen." Ich ochse schon seit vielen Jahren für den Fortschritt und bin noch immer nicht reich geworden im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Einen Reichthum habe ich mir jedoch erworben, den der inneren Ruhe, den Nichts von Außen zu zerstören vermag, den keine Motten fressen. „Das Uebel zu fühlen ist menschlich; das Uebel ertragen, nicht unterliegen unter der Last, ist männlich: stark zu sein im Unglück, das lernt man nur in der Schule der Weisheit, die weit mehr Segen spendet als alle Religionen, so sich die Menschen ersonnen.

Nachdem ich am 31. Januar in Cleveland lavirt hatte, ging oder vielmehr fuhr ich nach Springfield, O. Bin viel gegangen und viel gefahren im Leben, auf dem gemeinschaftlichen Wege der Menschen nach dem sicheren Hafen des Todes. Schlafen ist momentanes Sterben — der Schlaf war mir meistens süß; um wie viel süßer muß nicht erst der Tod sein, dieser ewige Schlaf, selbst von keinem unangenehmen Traum gestört! Doch am fü-

festen müßte es wohl sein, wenn der Tod die erste Station eines Streifzuges nach den elyseeischen Gefilden iegend eines Planeten wäre, wo der Geist, oder die Seele, oder das electromagnetische Fluidum des Gehirns einen ewig jungen Körper wie ein neues Kleid anzöge, das nie zerreißt; wo es keine Krankheiten, keinen Ueberdruß, keine Abspannung, keinen Neid, keine Eiseesucht, keinen Haß, keinen Streit und Zank, keinen Begriff von Mein und Dein, alsa auch kein Geld, keine Hetären, keine Aerzte, keine Advakaten, keine Pfaffen, keine Soldaten gibt; wo Alle in Allem gemeinschaftlich schwelgen; ein planetarischer, ein himmlischee Communismus, wo man dem tellurischen Jammerthal enthoben allee Zweifel und aller Hoffnungen bar die Ursache alles Seins erkennt und namenlos selig ist. Ach, welch ein geistiges Schlaraffenleben müßte das fein!

Häite man kürzlich in Kentuky den Fackel-Ludwigh gehenkt, so wüßte er jetzt schon wie es in der Geisterwelt aussieht und ee würde Nichts zu bedauern haben, als daß er den Erdbewohneen da Unten keinen Bericht abstatten kann über die namenlasen Geistesduseleien der Seligen daet Oben. So aber wae es ein anderer Ludwig, ein Seceesch, dee so glücklich war durch den Strick nach der Ewigkeit expediet zu werden. Ja, so soll es sein. Als ich nämlich zu Springfield in einen Salon trat, da standen mehre Deutsche am Schenktisch, *alias Bar*, und stritten sich, ob der Gehenkte wahl seller Fackler gewesen sei und als derselbe im selben Moment wie Jupiter in den Olymp vor die Nichtgöttee trat, da brachen sie in allgemeinen Jubel aus, daß die Muthmaßung des Einen von ihnen Irrthum war. Allerdings ein ganz nettes *qui pro quo* und was Einem Menschen begegnen kann, das kann möglicherweise auch einen Andern treffen. Das Hängen ist eine sehr kurze Krankheit, vor welchee mich jedoch die Göttee des Olymps bewahren mögen!

Im selben Salon des Hrn. Mitsch hatte ich einen recht vergnügten Abend zugebracht. Es war da die schwarzrepublikanische Intelligenz verteeten, die an zwei Tischen ganz bequem Platz hatte; die Demokeaten aber, die Anti-Schwarzen, die haetnäckigen Anhänger des götilichen Institutes dee Sklaverei, die Vertheidiger des weißen Batokuden-Adels, füllen da viele Häuser: weeden jedach eecht bald troz aller ronservativen Tendenzen hinauegeschwemmt aus dem politischen Sein durch den Strom der militärischen Nothwendigkeit. Bin selbst fast zwanzig Jahre lang ein guter Demoteat gewesen; doch der Zeitgeist rastet nicht und so hat er denn auch mich mit sich fortgerissen und wenn der Mensch berechtigt ist zu fluchen, so hatte ich ein heiliges Recht zu Savannah die gepriesene amerikanische Demakratie zu verfluchen. Löwenthal, jener Post-Clerk, der Verräther, ist eines elenden Tades gestarben — das Elend der unterjochten Bewohner wird duech den verhaßten Noeden gemildeet, die Stadt liegt halb in Asche u. Nemesis haus't ganz fürchterlich. Möchte wohl wissen, was aus Jenen gewarden, die mich vor einem willküelichen Tribunal verhörten nnd mich in's Gefängniß schickten, da ich *not sound on the goos*, ein — wie sie sagten — *god d—d Black Republican* sei. Ha, was hat sich seit jenem 14. Februae 1857 nicht Alles ereignet! Welches Menschenschlachten, welcher Umschwung in der öffentlichen Meinnng, welche Reform durch die Gewalt der Kanonen! Reiche wueden arm, Arme wurden reich; aus Menschenschedeln könnte man Pyramiden bauen, Krüppel durchziehen zu Tausenden das Land, Tausende schmachten in Hospitälern und in Gefängnissen; die Familienbande sind gelös't, und Mephista in Negergestalt grins't uns entgegen: „Seht, sa rächt sich das Prinzip an der geschändeten Freiheit — der Sklave wird frei!“ Habt die Ketten brechen müssen, die Ihr nicht lösen walltet. Den Rest auf dem Wege der Freiheit werden wir vollbringen.

Man mag Wahrheit und Gerechtigkeit hemmen durch Sophismen und durch Tyraden, durch Parteiorganisationen, durch Kirchen- und alleelei Besenstilvereine; endiich beechen sie sich dennach Bahn — und das Schrecklichste des Schrecklichen ist dee Mensch in seinem Wahn.

Am 2. fuhr ich nach Dayton, dem anmuthigen Dayton, an das sich mie so süße Erinnerungeu knüpfen, die im Strome der Erinnerungen leuchten wie Goldfischlein in erystallreinem Wassee. Der Mensch, dee die Gegenwart zu nutzen weiß, lebt ein doppeites Leben durch die Vergangenheit.

Die Zeitungen sind mit Friedensduseleien gefüllt und was man durch Mc Clellen bezwecken wollte, das haben Stephens, Campbell und Huntee, hochstehende Beamte der Conföderation, gethan. Sie kamen Linroln entgegen, um zu Fort Manroe ihre Anträge zu stellen. Und diese werden sein? Trennnng, *a tout prix*. Linroln und Seward, die schmählich geruhten, dem Rebellenpack entgegen zu gehen, werden die erste Condition des Friedens in die Aufrechthaltung der Union setzen und — die charakterfesten und halsstarrigen Heeren Rebellen werden mit langen Nasen abziehen, um ihr Volk zum letzten Maie zu begeistern und die nördiichen Demokraten endlich zu entläuschen. Also Krieg bis auf den letzten Mann wird die letzte Lasung sein und wer die meisten Menschen zu apfeen und die meisteu Kanonen hat, an dessen Seite wird sich endlich Gott als Friedensstifter manifestiren. Indeß beicht Shermann von Savannah auf und marschiet Charleston zu. Der Kriegsgott ist ein launiger Gatt. Noch wird es schwere Opfer kosten. Jedenfalls haben wir die Wahrscheinlichkeit für einen zweiten siebenjährigen Krieg. Seward's Wechsel auf sechzig Tage Sicht ist längst verfallen. Die Schuld wird abgetragen; doch — wee wird die Schulden zahlen? Was Einer verlieet, gewinnt ja gewöhnlich der Andere und das Gleichgewicht in diesem Lande mit unerschöpflichen Resoureen wied bald wieder hergestellt sein.

Die Frage, diese oft gestellte Frage: „was mit den befreiten Sklaven anfangen?“ hat Shermann bereits zu lösen begonnen. Er hat die Eilande südlich von Charleston und die verlassenen Reisfelder an den Flüssen den durch den Krieg und die Proklamation des Präsidenten befreiten Negern zur Cultur angewiesen. Weiße sollen sich dort nicht ansiedeln dürfen. Die oberste Verwaltung soll eine militärische sein. Was Kaiser Joseph von Oesterreich der Leibeigenschaft war, das ist die militärische Nothwendigkeit der Sklaverei geworden. Jene ward durch Staatsklugheit und Humanität gemildert, diese durch das Fatum vernichtet.

In Hamilton besuchte ich mit Herrn Pfäfflin die deutsche Freischule, in welcher unter dem Lehrer Diefenbach die Kinder erfreuliche Fortschritte machen. O, möchten doch die Lehrer nicht Dresseurs sein, sondern auch auf Herz und Denkkraft der Kinder wirken, so könnten sie Großes leisten und sich verdient um die Menschheit machen! Ein Lehrer, der blos auf das Gedächtniß der Zöglinge wirkt, gleicht einem Jäger, der gegen Bezahlung Hunde dressirt. Wissen ist Macht; doch der gebildete Mensch ohne moralischen Werth, ohne selbstständige Tugend, ist oft noch gefährlicher für die Gesellschaft, als der dumme Mensch mit gutem Herzen. Jener mißbraucht Andere; dieser läßt sich mißbrauchen.

Hamilton, eine sehr freundlich situirte Stadt, liegt 25 Meilen von Cincinnati, der Königin des Westens. Der Westen ist das Herz der Union, der Norden repräsentirt die Hände und sollte einst der Süden zu Gunsten der Freiheit eben so talentvolle Staatsmänner liefern, als er zu Gunsten der Sklaverei geliefert hat, so darf er sich den Kopf vindiciren und dann erst wird die Republik auf guten Beinen stehen. — Noch hinkt sie bedeutend. Die afrikanische Rage wird Euch noch viel zu schaffen machen. Mit dem Amendement der Constitution, das freilich noch immer in der Schwebe wankt, ist die Freiheit der Farbigen noch immer kein *fait accompli*. Der freie Mensch ist auch zu allen Rechten der Freiheit befugt, zu denen besonders das Stimmrecht gehört. Der zum Stimmrecht befugte Bürger soll aber ein intelligenter Mensch sein. Sind alle unsere weißen Bürger intelligent? Ach, nein. Wie viele derselben können weder lesen, noch schreiben und lassen sich als Stimmvieh gebrauchen. Und die befreiten Sklaven? Ach, die stehen auf der niedrigsten Stufe der Thierheit. Ein schweres Dilemma. Der Ragenunterschied muß aufhören, um die Theorie der Menschenrechte zur Wahrheit zu machen. Wie kann sich diese Wahrheit in der Praxis des Segens bewähren? Der Staat muß vor Allem die Quelle der Erziehung den Kindern der Farbigen eröffnen; ja, noch mehr, er sollte sogar durch Schulzwang sie zu Menschen machen. Nicht separatistische Schulen für Farbige, sondern durch gemeinschaftliche, um das Vorurtheil im Keime zu ersticken. Die Sklavenstaaten hatten den Sklaven das Lesen- und Schreibenlernen bei schwerer Strafe verboten. Die freien Staaten sind nun moralisch und politisch verpflichtet die Farbigen zu Menschen zu erziehen. So manches Kind der Sklavinnen hatte einen reichen Pflanzer oder sonstigen Weißen im Süden zum Vater und so manches Kind reicher Pflanzer sog die erste Nahrung aus den Brüsten einer schwarzen Sklavin. Die Mätressenwirthschaft muß aufhören und die Ehe auf freie Wahl unter Garantie des Gesetzes basirt werden. Der heuchlerische Norden, der durch Agitation zum Theil den Krieg verursacht, muß aufhören, die Farbigen aus seinen Kirchen auszuschließen oder ihnen die hintersten Bänke, gleich räudigen Schaafen im Stall des Herrn, anzuweisen. Der freie Farbige soll künftig nicht mehr in Theatern auf die Gallerie der Prostitution beschränkt sein und er muß ein gleiches Recht mit den Weißen haben, in Waggons, auf Dampfböten, in Omnibussen zu reisen und zu fahren. Kurz, die Dummheit der Hautfarbe wegen muß den Forderungen der Vernunft weichen, um nicht die Freiheit selbst zu blamiren. Freilich wird das noch schwere politische Kämpfe absetzen und mit dem Ende des Krieges werden erst die Stürme der Presse und der Wahlen beginnen. Das Leben ist ein Kampf; ein Kampf der Interessen, ein Kampf der Vernunft mit Vorurtheilen, der Wahrheit mit dem Irrthum. Der Weise nimmt alle diese Kriege und Kämpfe mit Seelenruhe hin und legt sein Gewicht nach besten Kräften in die Wagschaale der Wahrheit und der Gerechtigkeit; gleichviel, ob Vernünftige ihn loben, oder der Janhagel ihn tadeit. Das Rad der Zeit ist in ewigem Umschwung, bald rascher, bald langsamer und wer sich ihm widersetzt, der wird von ihm zermalmt.

Nun verlassen wir den Neger und nehmen Platz im Waggon von Hamilton nach Cincinnati. Die Gesellschaft im *Car*, den mir der Cerberus an der Thüre anwies, war klein, aber gewählt. Einige Soldaten, die acht Deserteure zu transportiren hatten, waren das Hauptmemento unserer gegenwärtigen christlichen Civilisation. Die Ausreisser waren zu Paaren wie Jagdhunde mit Ketten an den Händen zusammengekoppelt. Die armen Kerle haben ein schlechtes Mittel gewählt, um ihre Haut zu schützen. Der Weg, den sie für ihre Freiheit suchten, wird sie wohl zu den Pforten des Todes führen. Die zerrissenen, sammtgepolsterten Sitze im Waggon „Erster Classe“ entsprachen ganz der Gemüthszerrissenheit der Passagiere und des schmutzigen Geizes und der Fahrläßigkeit der Eisenbahn-Compagnie. Es ist eine wahre Schande, wie man jetzt auf westlichen Bahnen so häufig maltraitirt wird. Der Harem ist blos für Damen und Herren mit Damen reservirt und der Willkühr der Thürsteher anheimgestellt, die da nach Belieben einzelne Herren einlassen, oder ausschließen. So kömmt es denn, daß man mit dem rohesten und anmaßendsten souverainen Pöbel zusammengeschichtet, in Tabacksjauche schwimmend, sich räuchern,

mit Pfeifen und Singen und Fluchen betäuben lassen muß. Ihr sprecht gegen Neger — da will ich dach wahrlich lieber mit anständigen Negern, und dressirten Hunden in einem Wagen reisen, als mit solchem innerlich und äußerlich schmutzigen, souverainen weißen Gesindel.

In Cincinnati führte mich das Geschick mit einem Landsmann zusammen, mit dem ich das Vergnügen hatte, in Einem Zimmer zu wohnen. Jetzt Major in der Armee und früher — Soldat bei Schwarzenberg Uhlanen in Ungarn u. s. w. u. s. w. In Folge eines Duelles floh er nach Leutschau, wurde da Kaufmannsdiener; etablirte sich später selbst, heirathete, zeugte Kinder, lebte elf Jahre lang glücklich bis zum Ausbruch des ungarischen Krieges gegen die Dynastie von Habsburg, avancirte zum Rittmeister, kam in russische Gefangenschaft; entfloh, ernährte sich sieben Wochen als Drescher bei einem Bauern in Ungarn; kam nach Kaschau, wurde in österreichische Dienste als Gemeiner eingereiht, desertirte, arbeitete als Köhler und nach dem Kriege war der Carbonaro so glücklich, seine Familie wiederzusehen. Doch mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Indeß Ulysses draußen kämpfte, hat Penelope nicht nur die Kleinen gepflegt, sandern auch mit einem Andern die Freuden der Liebe getheilt. Das Band war zerrissen und der ungarische Köhler reis't nach Paris und fungirte zwei Wochen zu Havre als Todtengräber. Ein salcher Wechsel auf die Bank irdischer Seligkeiten ausgestellt reichte wohl beinahe hin, um sich sein eignes Grab zu graben. Auch war der gute, gehetzte Landsmann wirklich dem Selbstmord nahe. Er siegte über den Versuch; denn noch waren in der jugendlichen Brust noch nicht alle Hoffnungen erloschen. Er kam nach Amerika; hier ging er alle Phasen einer freien Concurenz in Ehren durch: er hackte Holz, machte Pappschachteln, fabricirte Mineralwasser, gab Fecht- und Reitunterricht, war Pedlar, das heißt, er ging mit Waaren hausiren, prakticirte als Thierarzt, trat als Gemeiner in die Armee, schnitt mehren Rebellen die Gurgel ab, kam in Gefangenschaft, erhielt seine Freiheit und avancirte zum Major. Nun, das nenne ich doch ein praktisches Leben! Solche Wechselfälle, salche Contraste mit all den verschiedenen Incidenzen und Nuaneirungen verdienten wahrhaftig als Lebensroman niedergeschrieben und publicirt zu werden.

Die Lage von Cincinnati ist sehr romantisch. Da hat man Berge und Thäler, Fluß und Quellen, Weinberge und Gärten. Da gibt es Paesie und auch der Geldmensch findet ein großes Feld durch Handel und Fabriken.

Hier leben zu müssen, dürfte da der verbannte Dichter sagen, wäre kein Fluch, und ich sprach denn auch zu mir selbst: wie wäre es, wenn du nach Cincinnati zögest? Ich forschte denn präliminarisch nach Diesem und nach Jenem, besonders was Schule, Geschäft und Wohnung betrifft und war bald entschlossen. Der Mensch denkt, das Verhängniß lenkt. Der Mensch macht Pläne für Jahre hinaus u. weiß nicht, was der nächste Augenblick bringt. Wa ich bin, dort ist die Welt — das Aeußere sallte dem Innern dienen, das nicht unbedingt an die Scholle gebunden sein darf, diese vielmehr meistern und wenn nothwendig, sich über dieselbe auch erheben muß, um der geistigen Aufgabe des Menschen zu entsprechen.

Einstweilen wollen wir denn hier pflichtgetreu Lumpen sammeln, *alias* Banknoten callectiren und die Lichtseiten des prosaischen Lebens sa gut wie möglich genießen.

Haben Sie schon Fräulein Clausen gesehen? Eine allerliebste Soubrette — rief mir der Geist eines alten Geistesverwandten zu. Kommen Sie Sonntag zu einer Tasse Kaffee und Sie sollen sie bei mir kennen lernen. Ich kam; doch das Soubrettchen war nicht gekommen und so ging ich denn in die Mozarthalle, um sie dort auf der Bühne zu sehen und zu hören. Man gab das Lustspiel: Kunst u. Natur, oder: Verwirrungen. Ja, Fräulein Clausen ist eine allerliebste Erscheinung, der eben so viel Lab gebührt, als das Stück und die Halle Tadel verdienen. Im Stück erscheint die Kunst parodirt und die Natur wird zur völligen Unnatur, wie sie sich selbst nicht im dümmsten, zur Comtesse travestirten (aber besser gesagt, transvestirten) Bauernmädchen äußern könnte. In die Halle aber sallte man blas kammen, um zu sehen; denn um zu hören muß man feinere Ohren haben, als die eines gewöhnlichen Menschen. Sa niedlich, so hübsch, so gewandt ich alsa auch Fräulein C. fand, sa war dach ihre Ralle durchaus nicht geeignet, für sie einen alten Dichter zu begeistern. Doch mag ein Jüngerer für ihre Kronen bürgen, der in heiterer Laune ihr falgende Strophen geweiht hat.

Als wir in der Wüste waren,
Lebten wir von süßer Manna;
Jetzt sind wir in Cincinnati
Und es labt uns die Johanna.

Manna kann den Leib nur nähren;
Darum sag ich, nicht zum Scherze,
Das was uns Johanna reichet,
Nährt den Geist und auch das Herze.

Ja, noch höre ich im Geiste
Das Quack! Quack! der lieben Wachtel
Und ich mache denn im Stillen
Tanberskirren in „Drei Achtel.“

Du, obgleich nur Erdgeborne,
Bist dach ähnlich höhern Wesen;
Ja, du bist, was Andre sagen,
Bist die Krone der Theresen

Darum, liebliche Jahanna,
— Will mal auf den Zahn Dir fühlen —
Willst Du meinem Benefice
Auch mal die „Therese“ spielen?

C. B.

Brava, und ich frag' mit Schalkeslachen:
Will C. B. mich nicht zum Partner machen?
„Ne, hör ich mit Geistesflüstern, dat will ick net.“

Die ausgezeichnete Operngesellschaft, die ich vor Kurzem in Chicago das Vergnügen hatte, zu hören, traf ich in Cincinnati wieder; versäumte denn auch nicht, am Sechsten dieses P. M. — um eisenbahnpoetisch zu sprechen — der ersten Vorstellung „Faust“ beizuwohnen. Mephisto aber selbst, in höchst eigener diabolischer Person, trat zu mir und bewog mich, eine sehr interessante junge Dame, mit gnädigster gattlicher Bewilligung, nach der Oper zu führen. Kritik ist meine Sache nicht. Das Recensiren überlasse ich Anderen, geweihten Künstlern u. nichtgeweihten Phrasendreschern. Ich beanspruche ausschließlich den stillen Genuß, der in Extase weder klatscht, noch stampft, noch pfeift. So saß ich denn auch dieses Mal in mich selbst versunken da, schwelgte in den harmonischen Tönen des kräftigen Orchesters, unter Direction Anschütz, ließ in Gretchen's Sphärenklängen und Faust's Verwirrungen meine eigenen Jugendphantasmagorien in der Seelen-Camera obscura vorüberdefiliren u. freute mich am Schluß, daß Se. galante Höllenmajestät nicht auch mich den alten Troubadour am Pelzzipfel ergriffen u. mit sich nahmen. Ach, der gnädige, der gute Herr Teufel, der hat dem lieben Gott schon so manchen Strich durch die Rechnung gemacht! Man muß allen Respekt vor ihm haben; denn er ist ja mächtiger als Gott selbst. Uebrigens ist der Ausgang aus der Mozarthalle, bei gefülltem Haus, vom Parterre, sage *Par-terre („en haut“)* drei Treppen hinab, ein so gefährlicher, daß er bei etwaigem Feuer-Alarm für manches zerquetschte Menschenkind, wenn auch kein Weg zur Hölle, doch ein sicherer Gang nach der Ewigkeit werden könnte. Schließt das zerquetschte Menschenkind eine katholische Seele in sich, so hat sie in solcher Catastrophe mit dem Bischen Leben Nichts verloren; denn die von rechtgläubigen Katholiken gebaute Mozarthalle ist zugleich eine Garantie für die infallible und ausschließliche Seligkeit im Himmel. Ach, hätte die vormalige Freimännerhalle den Leuten nicht diese Garantie genommen, so stände sie jetzt noch felsenfest und Hassaurek hätte nicht nöthig gehabt, seinen Jüngern zu valediciren und als Gesandter nach Ecuador zu gehen, um dort beim Lichte von Holzspänen, in seidenen Pantoffeln Weltweisheit zu studiren und Resignation zu lernen unter Menschen und Affen, und so sage ich denn wieder: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Zopf zu flechten.“

So lange der Mensch noch Komödie und Oper besuchen kann, so lange es noch drei Mal des Tags Fleisch zu essen gibt, wenn auch ausnahmsweise der Theurung wegen nur Einerlei zum Frühstücke und Pfannkuchen ohne Zucker des Abends, so lange er die müden Glieder des Nachts auf reine-weiche Federbetten strecken kann und nur ausnahmsweise in deutschen Tavernen kleiner Städte für zwei Dollars per Tag, mit Eckel erfüllt, mit Stiefel und Sporn, mit Pelz u. Mütze auf ein Bett sich hinstrecken muß, in dem schon ein Dutzend Dreckseelen, an Schmutz wie das Schwein gewohnt, sich gemütblich herumwälzten; so lange hat er nicht Ursache gegen Gott und Regierung zu rebelliren; so schmerzlich er auch, selbst auf Bildung Anspruch machend, von Rohheit überall umgeben, nur selten Harmonie des Geistes und Ebenbürtige in der großen Menge der Jahoos trifft. So will denn auch ich nicht revoltiren und hübsch zufrieden sein mit vollem Magen, mit reicher Phantasie u. — dem Seneca in der Tasche.

Die deutsche Journalistik in Cincinnati erhielt neben dem Volksblatt, dem Volksfreund, und der Union vor Kurzem einen Zuwachs durch eine radikale Zeitung des Herrn Stängel, eines entschiedenen u. gesinnungstüchtigen Mannes. Möge sie nicht nur wöchentlich, sondern bald täglich ihr Scherflein beitragen zur Beseitigung crasser Vorurtheile in Politik und Religion.

Am warmen Ofen eines Dämpfers nach Louisville las ich, daß die beantragten Friedensunterhandlungen, wie ich erwartet hatte, in blauen Dunst sich auflös'ten und die Herren Lincoln und Seward auf dem blutigen Wege der Experimente wieder um einen Schritt vorwärtsgetrieben wurden, auf der Bahn des Fortschritts. Nun werden doch endlich den Dickhäutigen die Schuppen von den Augen fallen. Und was unsere weisen Staatskünstler *a priori* durch Logik nicht begreifen konnten, das wird ihnen jetzt doch endlich durch Charakterfestigkeit u. Starrsinn der Rebellen klar geworden sein, um sie ferner vor dummen Streichen zu bewahren.

Unter den vielen Damen an Bord war blos eine Schöne und nur Eine die sich und Andern am Klavier die Langweile vertrieb; obschon sie keine Laura war. Ob es denn wohl ein weniger musikalisches Volk auf Erden gibt als der Amerikaner? Dieses Hämmern auf den Tasten, dieses Herabblären geist- und gemüthloser Lieder! Dieses Bewundern der Zuhörer! Der Mangel an Kunstsinn offenbart sich auch in Opern, wo die herrlichsten Arien eines Duetts oder Trio's von Künstlern vorgetragen, mit stupidem Schweigen aufgenommen und die Chöre stürmisch beklatscht werden. Interessantes zeigte sich mir gar Nichts an Bord und das Charakteristische konnte ich blos in den Zügen eines Negerbarbiers, der Abends Austern servirte, lesen, und im gemalten Bilde eines lächelnden Mönches, in einer Hand die Weinflasche, in der Andern die Herzdame. Ja, das sind schlaue Käuze diese Mönche. Ich habe dergleichen Bilder, von Fleisch u. Blut, in Italien im Original gar viele gesehen und mit manchem mich köstlich amüsirt. Der dümmste Mönch ist noch gescheidter als das gläubige Volk: er versteht es wenigstens auf Kosten der Dummheit Anderer im *dolce far niente* (im süßen Nichtsthun) sich für die Freuden des Himmels vorzubereiten, indeß Jene, für deren Seelen er betet, am Joche des Lebens ziehen in ihrem Jammerthal. O, Zeiten! o, Sitten!

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Bleibt ein Narr sein Lebelang."
Martin Luther.

Beim Eintritt in die Stadt Louisville gähnten mir die Trümmer des niedergebrannten Galt Hauses entgegen: ein treffliches Bild der Union. Das Haus steht in Flammen — der Mensch sucht seine Habe zu retten, indeß Einige in den Flammen umkommen — die noch stehenden Mauern werden abgetragen, der Schutt wird hinweggeräumt — man gräbt das Fundament und ein neues Gebäude erhebt sich bald wieder aus den Ruinen des alten. Kentucky ist ein hartnäckiger Staat und Louisville, seine Hauptstadt, wurde im Laufe des Krieges oft schwer bedroht. Das Amendement zur Constitution wird Kentucky schwerlich ratifieiren, es wird wohl dem Beispiel des Zwerges Delewaie folgen. Der Gouverneur empfahl es zwar; doch unter Bedingung der Entschädigung. Ihr habt die fünfzig Millionen Dollars vor wenigen Jahren ausgeschlagen. Jetzt kömmt der Antrag zu spät.

Ich wohnte dieses Mal in einem deutschen Hause, in der Jägerhalle des Herrn Göpper — wo es sich gut essen und gut wohnen läßt. Die Gesellschaft am Tisch war bunt zusammengewürfelt; da berühren sich in demokratischer Gleichheit die äußern Ungleichheiten von Epaulets, Fracks u. Hemdärmeln: nur Neger fehlten noch, so wäre die sociale Musterkarte der göttlichen Ebenbilder fertig gewesen. Wollte ich mich absondern, sagte Kaiser Joseph, auf einem Balle, so müßte ich in die kaiserliche Gruft gehen. So spricht der vernünftige Mensch auf Reisen und wenn ihn die Götter nur vor Schmutz u. Rohheit bewahren, so wird er nicht murren über das „meliren." Im Gegentheil, gerade in der Manigfaltigkeit sucht der Philosoph die Einheit.

Ich habe in Louisville einige Fabriken besucht: die Pianofabrik der Herren Hinzen und Rosen, die sehr gute Instrumente liefern, und die große Meuble- und Bettstellen Fabrik des Herrn Wrampelmeier. Laßt Kentucky einen freien Staat werden und Louisville wird bald eine der größten Städte der Union sein!

Auf einer Fahrt nach Portland, *vis a vis* im Staat Indiana, am Ohio gelegen, berührte mich ein seltener Contrast im schmierigen Waggon auf den holprigen Schienen von zwei Mauleseln gezogen. Es saß da ein üppiges Mulatten-Mädchen, mit lichtblauem Seidenkleid, Glacehandschuhen und beschleiertem Hut *a la mode*, „gebreßt." Neben ihr saß ein schlichter weißer Demokrat u. neben diesem ein junger Invalide, dem der rechte Arm, und das rechte Bein abgeschossen waren, u. die obern Lippen nebst den Vorderzähnen nahm ein Streifschuß weg. Ein kläglicher Anblick, wie er Einem jetzt auf Reisen so häufig und in so verschiedenen Formen vorkömmt — und ich dachte da wieder: Nemesis ist grausam; aber gerecht. Wo die Leidenschaft herrscht und Unvernunft den Scepter führt, dort ist des Menschen Loos: Elend und Verderben.

In Louisville ist das Verlangen nach freien Vorträgen noch nicht erstickt durch das Pulver des Krieges und so sprach ich denn auch jetzt wieder, in der Turnhalle, über das Thema: „der Krieg im Allgemeinen und unser Krieg und seine Folgen." Ein weites Feld; ein Gegenstand, über welchen ich mit Begeisterung sprach. Die Halle war mit circa dreihundert Menschen gefüllt und der Beifall, so wie ein freiwilliger Beitrag am Ausgang von drei und zwanzig Dollars und zwanzig neue Abonnenten für die Fackel bewiesen die Theilnahme des Auditoriums. Einer der Anwesenden honorirte den Vortrag mit einer Dreidollars-Note; ein sicherer Beweis von Freisinnigkeit u. Liebe zu dem alten Fackler. Auch der 92-jährige Greis, Herr Ehrmann, Vater von Ehrenmännern und freien Männern, war wieder anwesend und saß, aufmerksam auf jedes Wort, dicht an meiner Seite.

Die Turnhalle ist ein sehr anständiges Lokal und wurde seit Kurzem von den Herren Louis Ehrmann und Reis gemiethet. Die Güte des Lagerbiers darf ich in einer Zeit, wo Hopfen und Malz von so hohem Werthe sind, nicht vergessen zu erwähnen. Uebrigens wird in Louisville auch viel Catawba und zwar guter Catawba consumirt.

Am 13., an meinem 64. Geburtstag, reiste ich *via* Jeffersonville per Eisenbahn nach Seymour, wo ich im Rader-Hause abstieg, das, obschon zweiter Classe, gut geführt wird. Am verhängnißvollen 14. Februar fuhr ich nach Columbus, Ind. Es wohnen hier mehre intelligente u. wackere Deutsche, die eine freie Schule gegründet haben, in welcher gegenwärtig Herr Seyfferth als Lehrer fungirt. Der Schulverein kaufte vor Kurzem ein Gebäude für $2,700. Für eine kleine Stadt eine große Summe, welche mich an die Großstadt Baltimore erinnert, wo ich vor mehren Jahren eine Schule gründete, einige Monate selbst unentgeltlich dotirte u. die Absicht hatte auf Actien ein Schulgebäude zu bauen, zu welchem Zwecke jedoch blos hundert, sage hundert Dollars gezeichnet wurden! Später ist es anders geworden und die Schule des Hrn. Knapp gehört jetzt zu den besten englisch-deutschen Schulen im Lande. Auch meine sonntäglichen Vorträge, welche eine Weile sehr zahlreich besucht waren, nahmen dort ein schmähliches Ende, indem ein Freund der Finsterniß zu wiederholten Malen das Gas abgedreht und somit durch Verscheuchung des beängstigten Publikums seinen Plan der Verfinsterung erreicht hatte. Der elende Wicht! —

Zu Columbus, Ind., besteht auch ein Gesang- und Musik-Verein, organisirt durch Lehrer Seyfferth. Es finden sich freisinnige Elemente genug unter den Deutschen in Amerika; nur findet sich der leitende Geist schwer, um die Masse zu beseelen. Die Kunst hat der Geweihten und Liebhaber nur wenige im Volk und man darf sich gar nicht wundern, daß die Theater blos dann sich füllen, wenn der deutschen Michel Hanswurst mit der Schelle zu Possen einladet. Jedes Thier bedarf und liebt sein eignes Futter; so

ist es auch bei Menschen mit dem geistigen Futter. Also man wälze nicht alle Schuld auf die Schauspieler, da wir, leider, das Theater nicht als Bildungsanstalt betrachten können, wo nicht der Dollar, sondern Geist und Moral höchster Zweck sind.

Seltsame Begegnung. Vor drei Jahren begegnete mir der Soldat Jak. Moosbrugger, — (der bei mir an der Staatszeitung als Lehrling arbeitete), in Folge einer Schußwunde auf der Reise nach St. Paul. Und siehe da, jetzt begrüßte mich Derselbe wieder am Depot, beurlaubt auf seinem Wege nach St. Paul, um dort, kürzlich abermals durch zwei Kugeln verwundet, bessere Pflege als im Hospital zu genießen. Der brave Junge kann wohl aus Erfahrung sagen, daß nicht jede Kugel tödtet. Den Menschen begleiten durch alle Beschwerden hin gewisse Schwächen, die ihn trösten — und glücklich der Handwerker, der stolz ist auf seine Schürze, der Priester, der stolz auf seine Reverende, der Soldat auf seine Uniform und verstümmelten Glieder, der Literat auf seine Geisteskinder u. s. w.

In Indianapolis angekommen, trottirte ich mit meinem Schlaf- und Reisegefährten, Herrn Kaufmann Kempf aus Aurora, nach dem Union Hotel. Da traten zwei Amerikaner vor und boten uns Karten an zu einer deutschen Oper, welche dem Hotel gegenüber in einer zur Zeit der letzten Lincoln-Campagne aufgeschlagenen Bretterbude, genannt Tabernacle, so eben stattfand. Die Vorstellung war zum Besten von Soldatenfrauen, was uns Beide um so mehr bewog der Buffa beizuwohnen. „Mordgrundbruck“ war der Titel des schaurigen Stückes. Was mich beim Eingang höchst widerlich berührte, war der Bühnenvorhang mit Geschäfts-Adressen bemalt. Armer Apollo, du hast in einer Krämerrepublik wenig Werth; Merkur, der Gott der Kaufleute und der Diebe, ist hier souverain. Das Orchester war für den gigantischen Raum der Bude viel zu schwach und konnte mich um so weniger ansprechen, da mir die Töne von Anschützens Hammer im Ohr noch nicht verklungen waren. Doch bald ward ich versöhnt durch Gesang und Spiel des Fräuleins Flora Kunst und Herrn Steidel. Flora ist in der That eine allerliebste kleine Hexe, gewandt und piquant, den Geist der Rolle richtig auffassend und frei von Coulissenreißerei. Auch die übrigen Amateurs sangen und spielten recht brav. So schreitet denn der deutsche Geist, die deutsche Kunst in Indianapolis vorwärts, „trotz alledem und alledem.“

Ich wurde hier durch die „freie Presse“ zum ersten Male auf eine Organisation zur Verbreitung freier Schriften aufmerksam gemacht, angeregt durch Herrn Heinzen. Der Plan ist gut. Möge das Unternehmen Anklang finden, um gute Früchte zu tragen auf den verkrüppelten Bäumen der Erkenntniß!

Was von Heinzen ausgeht, höre ich so oft, gedeiht nicht. Und der Oppositionsteufel agitirt auch schon gegen diesen Plan, weil er eben von ihm ausgeht. Ich unterstütze das Wahre und das Gute und sollte es vom Teufel selbst kommen, der ebenfalls nicht so schlecht ist als man ihn malt. Nur Bornirtheit oder Schlechtigkeit widersetzen sich dem Guten, oder ignoriren es. Was soll ich aber von Far West denken, der mir in Mühl's helldunklem Lichtfreund schon vor Jahren „des lieben Gottes wegen“ viel zu schaffen machte, als Opponent der Fackel und den nun Heinzen *cum jure* als „Pfaerer West“ Spitzruthen laufen läßt? Was von einigen andern literarischen Größen, die sich an den Geisterflügeln des Rades des Spiritualismus ergötzen? Nun, man muß sie eben mit der „Materie“ bekämpfen, die an u. für sich auch geistig ist, und den redlichen Sieg dem Kampf überlassen.

Das „Volksblatt“ ist noch immer in Händen des Herrn Böttger, der dem Tantalusfaß der demokratischen Partei treu bleibt, so lange noch der Boden darin ist. Er und seine Collegen, an den Conservatismus gekettet, klammern sich noch immer an die Leiche des Sklaven-Cadavers und haben wenigstens das Verdienst, in einer schlechten Sache der Barbarei consequent zu sein.

Die „freie Presse“ ist in die Hände des Herrn Metzger übergegangen. Redakteur, Herr Keller. Der Männerchor, von dem die deutsche Oper ausgeht, verdient rühmlich erwähnt zu werden.

Die Legislatur von Indiana hat das Amendement der Constitution zur Abschaffung der Sklaverei mit 59 gegen 25 Stimmen angenommen. Noch hat dieser freie Staat den Schandflecken zu tilgen, so auf dem Gesetz haftet, das Neger und Mulatten, die in den Staat kommen, als Sklaven zu verkaufen gebietet. Pfui! Auch dieser Flecken wird bald verwischt werden und den Demokraten wird Nichts mehr übrig bleiben als die Opposition gegen das Stimmrecht der Farbigen. „Und sie dreht sich doch.“ Die Republik schreitet dennoch vorwärts trotz aller Anstrengungen der Conservativen.

Von Indianapolis fuhr ich auf der Indianapolis- und Chicago-Bahn bis Kokomo, wo sich die *Air Line* kreuzt. Ein Thürsteher (*breakman*) dieser Bahn verdient etwas gerüffelt zu werden. Indem der eine Waggon mit „Blauröcken“ vollgestopft war, versuchte ich, mit Maler Stempel, in den Damenwaggon zu gehen und wurden zurückgewiesen. Wir blieben eine Weile draußen stehen und siehe da, es kömmt ein goldbebrillter Herr mit langem schwarzen Oberrock der das Aussehen eines Priesters hatte. Sogleich wurde der Harem geöffnet u. nachdem wir dem Lümmel vergebens seine Ungerechtigkeit vorhielten, hatten wir Mühe unter den Soldaten einen Platz zu finden. Diese dumme Ehrfurcht vor Pfaffen, diese eselhafte Personendistinction des Thürstehers contrastirt seltsam mit unserem General-Consul in Paris der seine Domestiquen in die Loge des Kaisers schickte, da er darüber für einen Abend, als Substitut unseres Ministers

zu verfügen hatte, worüber einige hiesige Zeitungen triumphiren und sich mit dem Principe der Gleichheit wie der Esel in der Löwenhaut gebahrden. Die Soldaten waren meist Norweger, Veteranen, und ihr Benehmen war sehr anständig.

In Chicago hatte ich weiter Nichts zu thun als meine zurückgelassenen Pelzschuhe und Gamaschen in Empfang zu nehmen. Sachen, welche dort im kalten Nordwesten von großem Werth sind. Die Waggons zwischen Chicago und Milwaukee sind sehr elegant und die Bahn gut. Da wir nahe Logansport aus den Schienen liefen, wobei Niemand beschädigt, blos der Packwagen etwas gelitten hat, und so mehre Stunden liegen mußten, traf es sich, daß ich durch den eben eintretenden christlichen Schabbes einen Tag verlor. Dieser Tag jedoch, im St. Charles zu Milwaukee, war ein ausgefüllter, am Schreibtisch. Es war ein herrlicher Februar-Tag. Die Sonne glänzte in Demantfunken im weißen Gewand des Winters. Und so zog es mich denn des Nachmittags hinaus zu einem Spaziergang. Doch wohin? In eines der Vergnügungs-Lokale? Der Weg dahin war mir zu weit. Also zur See. Als ich da einsam hinging, dachte ich: möchte doch wissen, wo Herr G. wohnt, dessen gebildete Gattin ich als Mädchen gekannt und seit mehren Jahren nicht gesehen habe. Und siehe da, kaum war der Gedanke dem Gehirn entsprossen, begegnet mir ein Herr, die Vaterfreuden in einem Wägelchen nach sich ziehend, und eine Dame. Es war Herr G. und Gattin. Nun wurde denn sogleich Rechtsum gemacht. Ich folgte mit Vergnügen der Einladung und erfreute mich in sehr interessanter Gesellschaft einer geistreichen Unterhaltung, jene Zeit in's Gedächtniß rufend als ich mit Fräulein B. und Naprstek's Katinka, stolz wie ein Ritter, an der schönen Damen Seite ritt und am Ufer des brandenden Michigan-Sees spazieren ging. So wechselt auf Reisen das Unangenehme mit dem Angenehmen und Ein seliger Moment überwiegt im Gefühlsmenschen Stunden und Tage von Plackereien und Rohheit.

Des Abends wollte ich sehen, welchen Fortschritt die Kunst in Milwaukee, vormals „deutsches Athen" genannt, gemacht hat. Obwohl es Sonntag war u. man nach hergebrachter Sitte ein Lustspiel gab, war der geräumige Saal doch schwach besetzt. Das Publikum konnte man Nichts weniger als ein fassionables nennen. Geraucht wurde nicht und das Bier verzapfte man in einem Nebenzimmer. Das Orchester war gut besetzt und das Personal spielte brav. Nach dem ersten Akt zog ich mich wie die Schnecke zurück in meine stille Kammer, und conversirte bei heller Gasflamme mit den Musen, denen ich seit vielen Jahren die genußreichsten Tage und Nächte zu verdanken habe.

Milwaukee hat eine geräumige und schöne Turnhalle und die große Musikhalle, eben in Bau, von ausgezeichneter Akustik, wird eine Zierde der Stadt und ein Ehrendenkmal der Deutschen sein. Der Musikverein gehört zu den besten im Lande.

Auch zwischen Milwaukee und La Crosse sind die Waggons elegant, die Schienen gut.

In La Crosse nahm ich wieder das Kreuz auf die Schulter und fuhr per Schlitten von Burbank's ausgezeichneter Stage-Co. nach Winona, im Staat Minnesota. Wir fuhren auf dem Eis des Mississippi. Südwind und Regen hatten den Schnee geschmolzen und der Anblick des mit Wasser bedeckten Eises, so die Luftlöcher, waren eben kein sehr angenehmer. Das Beste dabei war, daß wir einen Reverend an Bord hatten, um uns bei einer möglichen Fahrt in die Unterwelt summarisch die Sünden zu vergeben.

Der feste Grund und Boden zu Winona schien auf Alle einen erfreulichen Eindruck gemacht zu haben, so holprig er auch war. Nun ging es per Achse weiter.

In einem der Wagen waren fünf Indianer-Häuptlinge, vom Chippewa-Stamm. Halb wild und ein Achtel civilisirt, häßlich wie die Häßlichsten der Zigeuner.

Als wir sechs Meilen von Lake-City weg gefahren waren, kamen wir zu einem Bach, der durch geschmolzenen Schnee zum Teich angeschwollen und unpassirbar war. Nachdem Agenten und Kutscher Consilium mit Oculata hielten, wurde beschlossen, zurückzukehren und über den See Pepin zu fahren. Wenn es nur nicht von der Scylla nach der Charybdis geht, dachte ich. Wir fuhren dreißig Meilen auf dem Eis und kamen glücklich nach Redwing.

Es war kalt, sehr kalt. Des Nachts kam ich an die grüne Seite einer altergrauen Frau zu sitzen. Da gab es weder negative noch positive Electricität und ich kauerte mich zu ihren Füßen zusammen, in eine Büffelhaut gehüllt, schlummerte eine Weile und zitterte wie ein vertrocknetes Espenlaub. Endlich nach einer sechsunddreißigstündigen Fahrt sprach der Kutscher am Bock: *God thanks, that is St. Paul.* Ich aber intonirte im Stillen: *Thanks to the holy Lady, to the excellent horses, and the skillful drivers*, legte das Kreuz ab am Merchants-Hotel und restaurirte mich in Vitt's Restauration mit delicater Austernsuppe. Da war auch Brauer Keller, mit dem ich, *nolens volens*, einen Rostbraten mit „Zwiebeln aus Eßlingen" essen sollte; mußte mich jedoch, aus Mangel an Appetit, blos am Geruche laben. Ja, der Appetit, der Appetit, wo der fehlt, da hat's geschellt.

Haus u. Eichen standen noch als ich, am 22., an Washington's Geburtstag, nach Hause kam und die Freude des Wiedersehens ersetzte mir den Schmerz des Scheidens.

„Auf und nieder zieht die Wage
Zwischen Lust und zwischen Plage,

Bis die letzte Hoffnung sinkt.
Wenn der Tod zur Ruhe winkt."

Der Ohio war bereits vor zwei Wochen frei von Eis; der obere Mississippi wird erst Mitte April fahrbar. Der Winter haus't hier noch in voller Strenge und scheint auch eines Tags die Sonne warm und schmelzt den Schnee, so folgen doch bald Schnee und Stürme wieder. Es fehlt auch zu St. Paul an Winterfreuden nicht; da gab man eben ein Oratorio „Queen Esther" und ein Concert zum Benefice des Musikers Wagner, denen ein großer deutscher Maskenball folgte. Ich aber bin in meiner siberisch-poetischen Einsiedlei von einem Schneewasser-Teich umgeben, dessen glattes Eis und Kälte mir als zu große Opfer erscheinen, um des Nachts den weiten Weg nach den Plätzen der Vergnügungen zu gehen, auf die Gefahr hin, Arm oder Bein zu brechen. So sitze ich denn in meiner gemüthlichen Office, broschire das 1. Heft des 17. Jahrganges der Fackel, und lehre, in Stunden der Muße, die Kleinen, nicht mit Pfeil und Bogenschießen, sondern lesen, schreiben und denken. Und wenn der Sturm von Außen tobt, wenn das Feuer im Ofen glüht, und im Gemüthe Friede thront, dann mag man wohl das Schicksal preisen, an dessen Nothwendigkeit der Mensch unabänderlich gebunden ist, mit seinem Schmerz, mit seiner Lust.

März, 1865.

Es ist zum toll werden. Der Februar hatte einige recht angenehme Tage und jetzt schneit es wieder und die Kälte erreicht dreißig Grad Fahrenheit.

Am 4. wurden in vielen Städten Shermann's Siege gefeiert. Auch hier figurirten in den Zeitungen viele Namen von wohlhabigen Leuten als Anordnungs-Committe, um Festivitäten des Tages zu arrangiren; doch die Herren faßten den Beschluß, mit der Sieges-Feier zu warten bis auch Richmond genommen seyn wird. Sehr vernünftig und noch vernünftiger wäre es, nicht zu tanzen auf den Gräbern der Todten u. den rauchenden Ruinen der Besiegten.

Da es seit Kurzem auf Shermann's Sieges-Märschen in der That so weit gekommen, daß Uncle Sam blos zuzugreifen braucht, so dürfte es allerdings auch bald dahin kommen, daß Richmond, geräumt und vielleicht aus „unabhängigkeitsduseligem" Wahnsinn durch die Rebellen in Asche gelegt, als Ruine wird erobert werden. Dann wird es wohl noch zu einer entscheidenden Schlacht kommen, welche man etwa als Waterloo von Amerika wird bezeichnen können, Jeff. Davis, wenn ihn für seinen blutigen Frevel der Teufel nicht früher holen sollte, wird wohl in Mexico sein Heil suchen und Beauregard hat Gold genug, um sich ein Exil zu wählen, falls er nicht Lust haben sollte, merikanischer General zu werden und gegen die verhaßten Yankees zu fechten.

Wilmington ist genommen, auf Fort Sumpter weht wieder das alte Sternenbanner, Charleston liegt halb, Columbia, die Capitolstadt von Süd-Carolina, liegt ganz in Asche. So ist es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Süden unterjocht, das heißt, daß er frei wird. Doch der früher so reiche, alsbald freie Süden wird als eine Wüste erobert werden, über welcher der Samum der Verheerung weht und aus der Lava des Krieges werden sich bald wieder Städte erheben u. Fabriken, u. aus den Trümmern der alten Union wird sich eine neue gestalten. *Sela.*

Für die Fackel.

Gioberti und Pius der Neunte.

Von E. Ludvigh.

Die jüngste päpstliche Encyclica stellt den Katholiken die Alternative, entweder allen Neuerungen, allen Fortschritten in Religion, Politik und Wissenschaft entgegen zu arbeiten und auf den Standpunkt zurückzukommen, den die Kirche vor einigen Jahrhunderten behauptete, oder der Freigeisterei und der Freiheit zu huldigen und dafür ewig, ewig verdammt zu sein.

Die grenzenlose Unverschämtheit des heiligen Vaters, im neunzehnten Jahrhundert ein solches Document in die Welt zu schleudern, konnte nur aus Verzweiflung herrühren, da er sehen muß, wenn der alte Mann anders Augen hat, um zu sehen, daß die Herrlichkeit des Papstthums im Verbleichen und der heilige Thron bedeutend wankt. Die Sprache des Stellvertreters Christi gleicht der Sprache und dem Nothhilferuf unserer Rebellen in den südlichen Staaten, die das letzte Heil ihrer ruchlosen Bestrebungen in die Bewaffnung ihrer Sklaven setzen; überzeugt, daß sie ihr göttliches Instinkt nicht mehr zu retten vermögen.

Kein Wunder, daß dieses päpstliche Rundschreiben in Europa sowohl, wie in Amerika große Sensation erregt hat und erfreulich ist es dabei, daß es sogar bei Regenten und vielen Priestern mit Widerwillen aufgenommen und für eine Grabesstimme gehalten wird. Eben so wenig als die Jacke des Zwerges für den Riesen paßt, taugt diese famose Encyclica für unsere Zeit, wo nicht nur der Protestantismus schon ein großes Terrain gewonnen, sondern auch die Naturwissenschaften bedeutende Fortschritte gemacht und die Zahl der Aufgeklärten und Materialisten in allen Ständen Legion ist. Die Zeiten der Autodafes und Hexenprocesse sind vorüber u. im Reich der Finsterniß brennen bereits Millionen von Gasflammen.

welche der giftige Athem des Jesuitismus nicht mehr auszublasen vermag.

Jesuitismus — was heißt denn Jesuitismus? Ach, es gibt allerlei katholischen und protestantischen Jesuitismus, der nicht gerade einen u. denselben Meister, Loyola, zum Vorbild hat; es gibt in Staat und Kirche der Jesuiten gar viele, in Reverenden und in Chorhemden, in Kutten und in Frack; gelehrte und ungelehrte Jesuiten, die Alle nach Einem Ziel streben: „nach Finsterniß, um im Trüben zum Vortheile ihrer eigenen, theils ambitiösen, theils herrschsüchtigen Pläne zu fischen." Da Jesuitismus und Papstthum Einen und denselben Plan verfolgen: den, durch geistige Knechtung des Volkes der Hyrrarchie Macht und Ansehen zu verleihen, so will ich in dieser meiner eigenen Encyclica der Fackel den katholischen Priester Vincenzo Gioberti sprechen lassen, dessen Ruf als Schriftsteller, als Gelehrter und Patriot weit hin bekannt ist. Er schreibt:

„Der moderne Jesuitismus ist wesentlich ein Todfeind des Gedankens, u. will man sich durch ein einziges Princip sein ganzes Benehmen, so sehr es sich auch oft zu widersprechen scheint, erklären, so kann man das leicht, wenn man seinen Abscheu gegen Alles, was Geist u. geistiger Fortschritt heißt, u. seine leidenschaftliche Begünstigung des Träumerischen und Sinnlichen im Gegensatz zum Wirklichen und Verständlichen hervorhebt. Denn er haßt alle Errungenschaften der Industrie, der Kunst und die Civilisation; er haßt den Fortschritt der Wissenschaft, als des erlesensten und wichtigsten Theiles der Bildung, und unter den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft verabscheut er insbesondere die Philosophie. Er haßt den Fortschritt im Allgemeinen und liebt den Rückschritt, weil jener die Zukunft vor Augen hat, in welcher die Denkkraft sich immer mehr entwickeln u. bethätigen wird, während dieser sein Augenmerk auf die Vergangenheit richtet. Er haßt die Vernunft, diesen Gipfel des Geistes, welcher den menschlichen Gedanken in den innigsten Verkehr mit dem göttlichen bringt, er haßt das Studium, das Nachdenken, die Prüfung, die Besprechung, die Untersuchung, weil sie Hülfsmittel des menschlichen Geistes zur Enthüllung der Wahrheit sind. Er haßt die Religion „im Geiste und in der Wahrheit," und verwandelt sie in Aberglauben, beraubt sie ihres innigsten Wesens, zieht den äußern Gottesdienst dem innern vor, den Buchstaben dem Geiste, die Furcht der Liebe, die scheinbare Zerknirschung der wahren Reue, den rohen und blinden Glauben dem gebildeten und vollständigen Glauben u. s. w. Er neigt sich daher in der Theologie u. Moral zum Egoismus, zur Ausschweifung, zum Pharisäerthum und zu den Rohheiten des Götzendienstes. In der Politik haßt er die freien, fortschreitenden, kräftigen und ruhmreichen Staaten, weil sich in diesen Eigenschaften die Geistigkeit der Nationen offenbart, und er liebt allgemein die Barbarei, welche sich zu der Civilisation der Völker ebenso verhält, wie das Sinnliche zum Geistigen.

Unter den verschiedenen socialen Klassen hegt er eine besondere Vorliebe für die unterste und die höchste, sofern der Pöbel und die Großen in der Gedankenlosigkeit übereinstimmen und die zwei unbeweglichen Extreme der Bürgerschaft bilden; dahingegen haßt er die Mittelklasse als den denkenden, fortschreitenden Theil, der die andern in sich aufzunehmen strebt. Er ist daher aristokratisch und demokratisch in den schlechten Bedeutungen dieser Worte. Er haßt den Pöbel, sofern er in die Höhe strebt, er haßt den Adel, welcher populär werden will, denn er will zwischen den Hohen und Niedrigen eine absolute Trennung. Deßhalb bietet er Alles auf, die Hohen und Niedrigen in der Unwissenheit zu erziehen, welche ihm beide als einen gedankenlosen, leicht zu regierenden Pöbel zur Verfügung stellt, und hält sorgsam jede Aufklärung fern, welche aus ihnen ein einiges Volk machen könnte. So sucht er auch unter dem Clerus Unwissenheit und Untüchtigkeit zur Regel zu machen, um die Kirche zu schwächen. Er umfaßt nur jene Regierungsformen mit Liebe, welche die Ideen verzwergen, den Geist niederdrücken, die Menschen verwildern, sie träge, störrisch, untüchtig, gleichgültig, stumpf und jedem Fortschritte abhold machen. Vor Allem schreckt ihn das Genie, u. deßhalb läßt er alle seine Künste springen, es zu beschneiden, zu verstümmeln, zu vernichten, oder wenigstens zu hindern, daß es herrsche und Einfluß übe; er begünstigt hingegen mittelmäßige Menschen, und diesen pflegen Ehre und Macht zuzufallen, wo die Gesellschaft gebietet. Aus denselben Gründen liebt er die Ideen und Thaten, das Kindische, weil es dem Vernünftigen am fernsten steht. Er liebt den weiblichen Charakter, weil in ihm die Vernunft sich weniger geltend macht als in dem männlichen; deßhalb pflegt auch das schwache Geschlecht am meisten zu jesuitiren. Er liebt das Greisenalter, weil es eine Rückkehr zur Kindheit ist, wie er ja den Sitten u. selbst den Zügen der Jünglinge (wie man dies an den Novizen des Ordens deutlich sieht), ein frühes Greisenthum einzuprägen bemüht ist. Liebt er zuweilen das Gute, dann liebt er es nicht als solches, sondern insofern dadurch dem Bessern die Thüre gewiesen wird. So begünstigt er den Ackerbau, weil er die Industrie, oder die Industrie, weil er die Kunst haßt u. s. w.; er würde den Dampf rühmen unter der Bedingung, daß man die Presse abschaffe, und er wäre mit dem Telegraphen zufrieden, könnte er dadurch die Bücher, die guten Journale und andere Mittel der allgemeinen Belehrung abschaffen."

Dieser finstere Geist hat das Papstthum auf den Culminationspunkt gebracht und Scheiterhaufen angezündet; dieser finstere Geist hat Luther, den Mönch, zur Opposition hervorgerufen; dieser finstere Geist liegt selbst in Rom in den letzten Zügen und hat hier in Amerika, trotz aller Propaganda, keine Hoffnung zur Herrschaft zu gelangen. Dieser finstere Geist sprich aus *Pio Nono* in achtzig Tonarten, wo che nicht nur Toleranz und Glaubensheit verfluchen, sondern auch den geringsten Zweifel an die Heiligkeit des Mönch-

thums und an die Nothwendigkeit einer herrschenden Kirche verdammen.

Ich will hier blos folgende Sätze der päpstlichen Bocksprünge anführen, welche hinreichen, sein nichtswürdiges Streben gegen Wissenschaft und Freiheit bloszustellen und zu verabscheuen.

1) Der Staat muß alle Uebertreter religiöser Vorschriften mit weltlichen Strafen züchtigen.

2) Freiheit des Cultus und Gewissensfreiheit darf nicht sein.

3) Die freie Kundgebung eigener Ansichten, sei es mündlich, schriftlich, oder sonst auf eine Weise, muß als unerlaubt u. verdammungswürdig verhindert werden.

4) Wünsche des Volkes nach Freiheit, das Recht sich in besonderen Gesellschaften zu vereinen und dafür Gesetze zu entwerfen, sind gegen alle Gerechtigkeit und Religion und haben daher keinen gesetzlichen Werth.

5) Die Kirche hat das Recht Almosen zu sammeln, und davon nach ihrer Weise Gebrauch zu machen; ferner hat sie das Recht, den Bürgern an bestimmten Tagen das Arbeiten zu verbieten.

6) Dem Clerus allein gehört der Unterricht und die Erziehung der Jugend.

7) Der Staat hat kein Recht Decrete, Instruktionen und Mittheilungen, die von Rom ausgehen, einer Revision zu unterwerfen.

8) Die Kirche hat das Recht, Zwangsmaßregeln und Strafen gegen Diejenigen anzuwenden, welche die Gesetze der Kirche verletzen.

9) Dem Papst ist man Gehorsam auch in Dingen schuldig, welche mit dem geistlichen Regiment nichts zu thun haben.

Hört Ihr Katholiken in Amerika die Sprache eures heiligen Vaters in Rom! Gewissensfreiheit soll nicht sein — habt Ihr nicht zur Constitution geschworen, welche uns diese garantirt? Gegen dieses republikanische Recht sollt Ihr sprechen, schreiben und, wenn möglich, die Zeit der Inquisition herbeiführen. Die Wünsche des Volkes nach Freiheit sind gegen die Religion — begreift Ihr Das? Ihr erfreut euch hier der Freiheit, zu stimmen u. Theil zu nehmen an der Gesetzgebung: „also sündigt Ihr, nach der Lehre eures Papstes, gegen die Religion. Was folgt daraus? Ihr müßt der Freiheit, oder dem Romanismus entsagen."

Die Kirche hat das Recht an gewissen Tagen das Arbeiten zu verbieten. — So? Also nicht Ihr seid souverain, sondern die Kirche, die euch an ihr Joch spannt wie gehörntes Zugvieh.

Nur Pfaffen sollen eure Kinder erziehen — die Freischulen sind demnach für den römisch-katholischen Christen u. Bürger dieser Republik der Weg nach der Verdammniß. Staaten sollen sich blindlings den Beschlüssen und Decreten Rom's unterwerfen — darf es euch wundern, daß es Nativisten gibt, denen eure Kirche der Republik gefährlich erscheint? Unbedingter Gehorsam mag Kinder und Sklaven ziemen — wollt Ihr noch länger Sklaven von Rom bleiben?

Erwacht! schüttelt das Joch selbst ab, das Ihr über den Ocean gebracht habt; wenn nicht, so ist es hohe Zeit, durch Abänderung der Naturalisations-Gesetze, den päpstlichen Einfluß in dieser Republik eben so unmöglich zu machen, wie die Negersklaverei über nicht lange unmöglich gemacht werden wird.

Man mag den geistigen Fortschritt hemmen; ihn zu vernichten vermag keine irdische Macht.

Ein dreißigjähriger Krieg hat uns den Weg zur Gewissensfreiheit angebahnt — das Papstthum, die ergiebige Quelle desselben, liegt mit unserm König *Lynch* in den letzten Zügen. Es tagt am Horizont der Völker, und es beginnt eine neue Aera.

Für die Fackel.]

Gemüthsruhe.

Von S. Ludvigh.

Es ist kein seltener Fall, daß Gelehrte über Erziehung die herrlichsten Theorien aufstellen; Männer, die entweder Hagestolze sind und sich nie mit Kindern beschäftigt haben, oder die Väter sind, und bei ihren Kindern selbst in der Praxis Fiasko machen. Es ist leicht den Satz der Stoa vertheidigen, daß der Weise über alles Unglück erhaben, im Bewußtsein der Tugend selbst in Ketten frei ist; doch es ist sehr schwer, diese Freiheit in Ketten selbst zu bewahrheiten. Eben so leicht ist es, über Gemüthsruhe zu schreiben, wenn man selbst im Gemüthe ruhig ist. Dennoch kann eine gute, eine vernünftige Erziehung blos auf vernünftige Basis erlangt werden; dennoch kann man nach Stürmen, Leidenschaften und Täuschungen den Wahrheiten der Stoa nahe kommen u. in der Schule der Weisheit durch Erkenntniß seiner selbst, der Welt und des Lebens, endlich zu einer Gemüthsruhe gelangen, welche durch Leiden zwar gestört aber nicht zerstört werden kann. Meiner leidenschaftlichen, stürmischen Jugend hat es stets an Gemüthsruhe gefehlt. Entweder Sturm oder Apathie war mein Loos; dennoch waren es die Liebe zu meiner sanften, engelguten Mutter, ihre Lehren und die Schriften Plato's, die mich vor gänzlicher Demoralisirung u. vom Untergang gerettet haben. Und nun, da ich seit vielen Jahren, eben in Folge jener stürmischen Jugend-Verirrungen und auch rein idealer Bestrebungen in ein Labyrinth von Sorgen gestürzt, auch sonst durch Unglück in der Familie schwer geprüft wurde, sind es eben wieder die Lehren alter Philosophen und besonders jener des Seneca, die mir eine Gemüthsruhe sichern, die meinen Geist rege halten und mir das Prädicat eines ewigen Jünglings erworben haben. Erziehung ist also kein leeres Wort und ich segne meinen rei e

ichen Vater, der sagte: „Lerne, was du illst; ich scheue keine Kosten, doch rech: auf Nichts nach meinem Tode.“ Ich rnte und las und reis'te — und er hat Zort gehalten; denn „Alles verzehrt vor inem End, machte ein richtig Testa- ent.“ Wissen ist Macht und Weisheit 1 Reichthum. Diese Wahrheit wird irgends so sehr außer Acht gelassen, als ier in dieser Republik, wo der Dollar König ist. Ich verachte diesen König als Herrscher und sehe im Dollar blos das Mittel zum Genuß und dem Nothwendigsten des Lebens. Das Nothwendigste es Lebens kann man sich in irgend einer Branche durch Fleiß und Sparsamkeit verdienen; doch wohl am schwersten, wenn man es sich zur Aufgabe gemacht hat, seinen Grundsätzen getreu gegen den Strom schwimmend, das Volk durch freies Wort und freie Schrift aufzuklären. Ein dorniges, ein undankbares Feld; wenn man den Lohn nach Dollars berechnet.

In der Jugend ist es die Ambition, die zu Thaten spornt; im Alter, wo der Ruhm eitel und nichtig erscheint, ist es das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht u. sein Scherflein beigetragen zu haben zum edlen Werke der Reform, dieses lohnende Bewußtsein, das im Kampfe aufrecht erhält. Gemüthsruhe genießen in der Jugend in der Regel nur Jene, die mit einem Phlegma begabt sind, das an Stupidität grenzt. Der junge Mann von Leidenschaft beherrscht, vom Drange des Forschens und Wissens beseelt, ist nicht geeignet, zur innern Ruhe zu kommen. Da regt sich der Zweifel auf dem Gebiete der Religion, da beengt u. bestürmt das Herz die Leidenschaft der Liebe, da werden Ideale und Luftschlösser gebaut, da treibt die Sehnsucht nach Großem, nach Höherem den rastlosen Geist, auf Kosten der inneren Ruhe. Wer die Lehren eines Zeno, Cleantes und Chrisippus befolgt, die nie eine Anstellung in der Republik fanden, wird leichter die innere Ruhe erreichen, als Jene die durch Ambition gespornt, nach Aemtern jagen.

Die festeste Basis der in reiferen Jahren erreichbaren Gemüthsruhe ist das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht und stets nach der innern Stimme des Gewissens gehandelt zu haben. Auch würde der Mensch leichter zur Weisheit gelangen, wenn er sich bestrebte, sich selbst zu kennen, wenn er nicht frevelnd das Auge für das Gute und Wahre verschlöße. Die wenigsten Menschen wagen es, sich selbst die Wahrheit zu sagen. Durch eigene Schmeichelei gehen mehr Menschen zu Grunde, als durch fremdes Leb.

Die Griechen nannten den Zustand der Seele, der bei äußeren Einflüssen die innere Ruhe bewahrt, Endymian. Doch wie kann man sich diesen Zustand zueignen? Ich will theils aus eigener Erfahrung, theils aus Schriften von Philosophen einige Maximen und Lehren geben, welche der Leser nach Belieben benützen mag.

Die sich durch Kleinigkeiten beherrschen lassen, die in Müßiggang hinleben, und Jene, die stets in die Ferne hinaus Pläne machen u. nirgends Das finden, was sie suchen, „weil sie sich selbst verloren haben,“ diese Classe von Menschen können nie zufrieden sein und sind sich und Anderen zur Last. Also schelte deine dich Umgebenden nicht wegen jeder Kleinigkeit; sei stets beschäftigt u. ruhe blos zur Erholung des Körpers u. des Geistes; lebe der Gegenwart, ohne die Vergangenheit stets schöner zu finden und die Zukunft zu fürchten, oder rasch herbei zu wünschen; verliere dich nicht selbst, das heißt: wo du bist, dort lasse deine Welt sein.

Die Natur des Menschen ist wankelmüthig und der Veränderung geneigt; was ihn aufregt und abstrahirt, das ist ihm angenehm. Beschäftigung ist das beste Mittel, sich von dieser Eigenschaft der Natur nicht zu sehr beherrschen zu lassen. Daher das Verlangen nach der Stadt, wenn man auf dem Lande wohnt, oder umgekehrt; daher die Sehnsucht nach Reisen und Ortsveränderung; doch alle diese Mittel zur Beglückung des Menschen reichen nicht aus, wenn

„der Mensch immer sich selbst flieht und seine innere Leere Nichts für die Dauer auszufüllen vermag.“

Betrachtet den Armen, der so viel verdient, als er zur Befriedigung seiner wenigen Bedürfnisse nöthig hat, wie er bei der Arbeit singt und glücklich ist! Geht in Paläste der Reichen und Ihr werdet dort Glanz und Ueberfluß, aber nur höchst selten, bei sehr Wenigen Glück und Gemüthsruhe finden! — Ich kenne keine größere Thorheit, keine gröbere Unkenntniß mit dem Leben der Menschen, als einen Menschen des Reichthums wegen beneiden. Ueberhaupt ist das rastlose Streben nach Reichthum an und für sich schon ein sicherer Hemmschuh des innern Glückes und je mehr der Mensch erworben und zusammengeschart hat, desto mehr stört die Furcht vor Verlust, oder wirklicher Verlust das wahre Glück des Lebens. Man kann sich und der Menschheit nicht besser nützen, als wenn man durch Wort und Schrift darthut, wie nichtig an sich selbst der Reichthum, wie gefährlich und unsicher der Besitz; welchen hohen Werth die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit, die Geistesstärke, die Kunst zu entbehren u. die Verachtung des Todes habe. Nicht nur Jener ist Soldat, der in der Front kämpft, sondern auch der, so die Thore bewacht, und die Aufsicht über die Arsenale hat! Eben so nützt der Gesellschaft nicht nur Jener, der durch körperliche Anstrengung arbeitet, sondern auch der Weise, der mit Muße und scheinbarem Nichtsthun den Wissenschaften obliegt und ihr Resultat Anderen mittheilt. Ein nutzloses Leben hat blos Der verlebt, der bei seinem Tode im Alter Nichts aufzuweisen hat, als die Zahl der Jahre. Es gibt keine Lage des Lebens, keine Zurückgezogenheit vom Geräusch der Welt, in welcher nicht Raum wäre für irgend eine gute Handlung. Oder glaubst Du, daß blos der Reiche, der Mächtige nützen kann? Du irrst. Betrachte den Zustand Athens, als es von dreißig Ty-

rannen beherrscht wurde, und Du wirst finden, daß es noch nie eine elendere Stadt gegeben hat als zu jener Zeit Athen war.

Der Mensch soll sich nicht nur selbst kennen, wie ich früher sagte, er soll sich auch selbst achten, und sich selbst beherrschen lernen. Der Eine, sagt Seneca, baut zu viel auf seine Beredtsamkeit; der Andere gibt mehr aus als er einnimmt und geräth in Schulden; Einer überhäuft seinen schwachen Körper mit zu anstrengender Arbeit, Andere lassen sich vom Zorn hinreißen; oder überliefern sich der Völlerei.

Zur Gemüthsruhe ist es auch nothwendig auf die Wahl jener Menschen zu sehen, mit denen wir zusammen zu leben haben. Wen Du deiner nicht würdig haltest, mit dem schließe keinen Bund, keine Freundschaft.

Sieh besonders darauf, ob Du einem Amt, einer Arbeit gewachsen, ob Du mehr für geistige oder für körperliche Arbeit geeignet bist. Es gibt keinen elenderen Menschen, als Beamtete, denen die Fähigkeiten zum Amte fehlen, oder einen Arbeiter, der Stümper ist. Ich will Dir nicht rathen, blos Philosophen zu Deinen Freunden und Gefehrten zu erwählen; denn wo findest Du sie? Wähle die Vernünftigsten, die Besten unter den Guten. In Gesellschaft aber der Schlechten, lerne das Schlechte vermeiden und hassen.

Jeder Stand hat seine Plage und Gewohnheit wird zur zweiten Natur.

Lernen wir, enthaltsam zu sein, den Luxus zu verbannen, den Gaumen zügeln, Mäßigkeit üben, die Armuth nicht als Unglück betrachten, thörichten Hoffnungen entsagen, die Begierden im Zaume halten, und den wahren Reichthum in uns selbst suchen!

Unglück und Elend haben oft für die Zukunft gute Folgen. Lernen wir, uns nicht sklavisch an die Mode zu fesseln, begnügen wir uns mit häuslichem Glück ohne nach fortwährender Zerstreuung zu haschen.

In Hinsicht unserer Bibliotheken lasset uns nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität der Bücher sehen, und das Gelesene wohl verdauen. Es gibt Nichts Lächerliches als sich Bibliotheken u. Pianos als Zierde des Ameublements anzuschaffen.

In jedem Stande kann man Genuß und Vergnügen finden und Müßiggang ist aller Laster Anfang. Der erste Schlag des Schicksals ist immer der schmerzlichste; wiederholtes Uebel härtet ab. Jeder Beruf hat seine Last und man muß suchen, jeder Lage des Lebens die beste Seite abzugewinnen und Das vergessen, was nicht zu ändern ist.

Man kann sich nicht allen Wünschen entschlagen; doch kann man sie in bestimmte Grenzen bannen. Beneiden wir Andere nicht; denn oft trügt der Schein der Außenseite.

Zum wankelmüthigen Glücke sprecht: „ich danke dir für Das, was ich hatte u. besaß." Beraubst du mich von einem geliebten Gut, so will ich mich dir willig fügen; ist es dein Wille, so opfere ich dir, ohne mich niederbeugen zu lassen, meine Habe, mein Haus, meine Güter, meine Familie. Es gibt keinen ewigen Besitz. Was Einem wiederfährt, das kann Jedem wiederfahren.

Am wenigsten aber fürchte den Tod; er ist ja der Hafen des ungestörten Felebens. Das Leben ist ein fortwährender Verlust. Als der Philosoph Zeno Alles verloren hatte, sprach er: „das Schicksal mahnt mich, nun noch mehr die Weisheit zu beachten." Theodorus, dem ein Tyrann mit Tod drohte und ein Begräbniß versagte, antwortete: „Du magst meine Leiche haben, ob ich unter der Erde oder auf der Erde verwese, das ist mir ganz gleich." Du wünschest zu wissen, ob die Seele unsterblich sei? tödte mich, und ich weiß es. —

S o k r a t e s mußte im Kerker den Giftbecher leeren; **R u t i l i u s** muß im Exil leben; Pompejus' und Cicero's Köpfe fielen durch die Hand ihrer Clienten und Cato, das Muster der Weisheit, stürzte sich in sein eigenes Schwert. Solche Männer und nicht Thoren hat man sich im Leben und im Sterben zum Vorbild zu nehmen, um im Leben Gemüthsruhe zu genießen und vor dem Tode nicht zu zittern.

Für die Fackel.

Geistige Freiheit.

Von E. Ludvigh.

Indeß die politische Freiheit den Menschen als gleich geboren und mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt annimmt und ihn, ohne Unterschied der Geburt, des Besitzes, der Religion und der Farbe vor dem Gesetze gleich berechtigen muß, ohne den Namen der Freiheit zu schänden, ist es die geistige Freiheit, welche das zweibeinige Geschöpf zum Menschen im höhren Sinne des Wortes macht. Ein Mensch ohne geistige Freiheit, der in die Worte eines Andern schwört, ohne selbst zu urtheilen, den Gedanken und das freie Forschen sogar fürchtend, ein solcher Mensch ist eine schlechte Aquisition für die politische Freiheit u. eignet sich mehr zum Unterthan eines Despoten als zum freien Bürger einer Republik. Da die Erziehung des Menschengeschlechtes an und für sich eine sehr schwierige, da **g l a u b e n** bequemer ist als durch Anstrengung der Denkfähigkeit zu **w i s s e n**; da die Erziehung der Jugend Jahrhunderte lang in den Händen von Priestern lag und dort wo sie ihnen entrissen Männer von Aufklärung aus Selbstsucht und Charakterlosigkeit sich dem Umschwung des Rades auf der Bahn des Fortschrittes entgegenstemmen, so darf es uns nicht wundern, daß die Errungenschaften der geistigen Freiheit der Verdummungs-Partei und den Verdummten gegenüber noch sehr gering sind.

Dennoch geht es vorwärts; dennoch läßt sich der Fortschritt im Ganzen nicht verkennen. Was Koran und Bibel, als offenbartes Wort Allah's und Jehovas, zur Knechtung und Verdummung der Völker auf dem Wege der keimenden Civilisation gesäet, das haben freie Forschung mittels der Gesetze der Natur u. der Wissenschaft auszurotten, um endlich ein selbstständiges, ein freies Geschlecht heranzubilden. In der Türkei hat man es noch nicht über die Reform des Kleides und des Militärs gebracht; dort brütet der genußsüchtige Orientale noch immer unter der Peitsche der Pascha's in geistiger Versumpfung; in Europa hat Luther zuerst der babylonischen Metze zu Rom die Schminke vom Angesicht gewischt, ihre Herrschaft erschüttert und der freien Forschung die Bahn geöffnet. Vergebens bemüht sich der Protestantismus den freien Gedanken hermetisch in Bibeln und Katechismen zu verschließen; Heroen der Wissenschaft und der geistigen Freiheit haben ihn bereits entfesselt u. Mephisto selbst ist nicht mehr im Stande, ihn in ein hermetisch geschlossenes Gefäß zu bannen. Ueber das fünfzehnte Jahrhundert hinaus war die theologische Tendenz in allen schriftstellerischen Erzeugnissen vorherrschend. Vom sechzehnten Jahrhundert angefangen geht die Entwickelung rascher vor sich. Mit dem Studium der griechischen und römischen Klassiker begann das Knabenalter, bis sich allmählig in England, in Frankreich und Deutschland eine selbstständige Productivität zu entwickeln begann. Da strahlen uns wie Sterne in finderer Nacht so viele geistige Größen entgegen, von denen ich blos folgende erwähnen will: Shakespeare, Pope, Shelley, Swift, Shaftsbury, Goldsmith, Bolingbrock, Hume, Paine, Gibbon, Bossuet, Descartes, Rousseau, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau, Helvetius, d'Alembert; — Mendelsohn, Wieland, Göthe, Herder, Schiller, Srume, Johann Paul Richter, und in der neuesten Zeit Humboldt, Moleschott, Straus, Büchner, Bauer, Vogt und Andere.

In Amerika, — dem sogenannten freisten Land der Erde — können wir Thomas Jefferson in Ehren erwähnen. Der englischen Dichter und Novellisten haben wir Legion; doch hat es die Philosophie in freier Richtung noch nicht über den importirten Zwerg Agassitz gebracht und die freie Presse wurde vorherrschend zur Vertheidigung des göttlichen Institutes der Sklaverei benutzt, zur politischen Knechtung der farbigen Race durch die edlen Kaukasier, zum Druck von Bibeln u. elenden Traktätchen, und zur Verbreitung absurder christlicher Dogmen, eingeschmuggelt in Millionen von Schulbüchern und Jugendschriften, um das Gehirn schon im Keim zu vergiften. Zu den wenigen Journalisten der englischen Sprache, die sich die Entfesselung des menschlichen Geistes angelegen sein lassen, gehören vorzüglich die Herren *Vale*, vormals Herausgeber des *Beacon*, und *Seaver* und *Mendum* Herausgeber des *Investigator* zu Boston. Als Redner zeichnen sich besonders aus: Herr Wendel Philipps, Herr Theodor Parker (bereits todt), Frau Rose. In früheren Jahren Herr Robert Owen und die geistreiche Francis Wright.

Unter den Deutschen haben die Heeren Försch und Ginal die Bahn gebrochen zur freien Forschung. Jener als Redner und Herausgeber des Vernunftgläubigen. Dieser als Redner. Ihnen war ich gefolgt als Redner eines Rationalistenvereins in New-York und Herausgeber der Fackel. Dann kamen Mühl mit dem pfaffenfeindlichen u. gottesfreundlichen Lichtfreund; Heinrich Koch und Vojta Naprstek als Geißel der Pfaffen. Herr Esselen verdient als Herausgeber der Atlantis erwähnt zu werden; hat sich jedoch nie über spiritualistische Duseleien erhoben. Gegenwärtig wirken Herr Schünemann-Pott in Philadelphia, durch Reden und eine Monatschrift, und Herr Schröter zu Sank-City, Wisc. als Redner freier Gemeinden. Der Materialismus im philosophischen Sinne des Wortes wird bis jetzt blos durch Carl Heinzen, den geistigen Riesen und Heros im Kampf gegen jedes Vorurtheil, in seinem Pionier, und durch den Herausgeber der Fackel vertreten. Nun, das ist allerdings nur ein sehr geringes Scherflein für die geistige Freiheit, in einem Lande, wo die Presse frei ist; dennoch läßt sich die Wirkung, trotz aller gigantischen Verdummungsbestrebungen durch Wort und Schrift im Volk leicht erkennen, wenn man die Gegenwart mit der kurzen Vergangenheit von dreißig Jahren vergleicht. Wäre der indifferente, freisinnige Theil des Volkes geneigt, der geistigen Freiheit solche Opfer zu bringen, wie sie durch die Gläubigen der Kirche und die Aemlerjäger des Staates gebracht werden, so müßte es mit der Herrschaft der Dummheit und Corruption in kurzer Zeit ein Ende haben. Doch da hilft alles Appelliren an den Michel Nichts; er ist ja aufgeklärt für sich selbst, zum Anwerben neuer Abonnenten aus eigenem Antriebe und Verbreiten freier Schriften ist er entweder zu träg, oder zu geizig, oder er weiß schon Alles, wie so viele unserer Ex-Studenten und Doctoren, die beim Lesen entweder Langeweile oder Kopfweh bekommen, aus lauter Gelahrsamkeit oder purer Vacuität des Cerebrums.

Ein Mensch, der eine richtige Ansicht hat über Philosophie und Philantropie wird nicht glauben, daß er seine Pflicht gegen Andere erfüllt habe, wenn er sich einbildet, Alles zu wissen, oder das was er weiß, in sich selbst verschließt, ohne gegen die feste Burg der Dummheit und der Vorurtheile Anderer nach besten Kräften Sturm zu laufen.

Freie Discussion ist das Palladium der Freiheit und wer sich dieser widersetzt, oder sich ihr entzieht, ist ein Philister, ein Feind der Freiheit und des Volkes.

Wenn man den verjährten Vorurtheilen und Irrthümern keinen Damm entgegensetzt durch Wort und Schrift, so können sie nicht nur nicht beseitigt werden, sondern greifen epidemisch nur noch weiter um sich, zum Segen von Herrschern, Pfaffen und Demagogen!

Klagen oder Schimpfen hilft Nichts zum Fortschritt; der freie Mann, der Menschenfreund muß durch Handlungen thatkräftig wirken, um sich selbst zu ehren und der Welt zu nützen.

So wenig denn bis jetzt auch noch geschehen, so wenig auch noch immer geschieht, so dürfen wir doch der Zuversicht uns hingeben, daß endlich die einfache Wahrheit über den complicirten Irrthum siegen und die geistige Freiheit Gemeingut politisch freier Völker sein wird.

Adam und Eva.

Da die gottlosen Naturforscher zum Hohn der heiligen Schrift die Entstehung des Menschen aus Saamenthierchen herleiten und ihn zum nächsten Stammverwandten des Affen machen, u. seine Hautfarbe tellurischen und climatischen Einflüssen zuschreiben, so wollen wir zu Ehre des Schöpfers, Herrn Jehova's, hierüber die Bibel, als das wahre Wort Gottes, empfehlen und die heiligen Kirchenväter sprechen lassen, um das Problem der Menschenschaffung und Raçenverschiedenheit zu lösen.

Der heilige Augustin sagt: Adam war schwarz und Eva weiß.

Der hl. Hieronymus hingegen ist der Ansicht: Adam war weiß u. Eva schwarz.

Der große Kirchenvater Origenes stellt die Hypothese auf: Adam und Eva waren beide ganz schwarz.

Der hl. Justinus Martyr ist der entgegengesetzten Ansicht: Adam und Eva waren beide weiß.

Das Concil von Nicäa suchte unter den verschiedenen Parteien ein Compromiß herzustellen, indem es verordnete, daß jeder gute Christ glauben müsse: Adam und Eva waren beide schwarz und weiß gesprenkelt.

Das Concil von Trient, dessen Unfehlbarkeit kein Christ bezweifeln darf, der nicht auf ewig anathematisirt sein will, hat die Ansicht des Nicänischen Concils dahin modificirt, daß auch derjenige noch auf die Seligkeit nach dem Tode Anspruch machen darf, der glaubt: Adam und Eva waren beide weiß und schwarz gesprenkelt.

Soweit wäre denn jeder Zweifel gelöst und die Erschaffung von Adam und Eva eben so deutlich nachgewiesen, als die Entstehung der Mehlwürmer aus gemalenem Getraide und die des Flohes aus Sägespänen und Urin. Ob es auch weiße Flöhe gibt, oder ob man die edle Laus einen weißen Floh nennen kann, die beißt, aber nicht springt, darüber hat die heilige christliche Kirche erst zu entscheiden.

Eingesandt.

Einer Mutter zum Geburtstage
bei
Ueberreichung eines kostbaren Schmuckes.

Von des Südens blut'gen Feldern
Senden Dir die tap'fern Krieger,
Hermann, Adolph und Wilhelmus,
Ihrer Liebe treuen Kuß.
Grüßen zum Geburtstagsfeste
Dich der Mutter Allerbeste
Im dreieinigen Beschluß.

Aber, um es in der That auch
Recht anschaulich Dir zu machen,
Daß sie lieben Dich, verehren,
Nimm die Gabe, sie ist Dein.
Möge sie Dich häufig schmücken,
Daß Du lange, zum Entzücken
Bleibest unser Aller Edelstein.

C. B.

Mucker-Lied.

Halb zehn Uhr täglich beten
Und Bibelsprüch' im Maul,
Sonst hab' ich nichts von Nöthen.
Bin ganz erschrecklich faul.
Ich war ein armer Schlucker,
Hatt' kaum das liebe Brod,
Da wurde ich ein Mucker,
Und nun hat's keine Noth!

Bei jeder neuen Sitzung,
Die uns're Bande hält,
Da wird mir Unterstützung
Durch blankes, baares Geld;
Daß ich bin fromm geworden,
Hat mir gar sehr gefrommt,
Vielleicht, daß noch ein Orden
Mir in das Knopfloch kommt.

Den Kopf gehängt zur Erde,
Geh ich des Morgens aus;
Mit heuchelnder Geberde
Tret' ich in's Kaffeehaus,
Trink Wasser dort mit Zucker
Und werbe Fromme an;
Kein Mensch ahnt, daß ein Mucker
Zu Hause saufen kann.

Zu hohem Zins verleih' ich,
Was ich bei'm Muckern spar',
Und meine Seele weih' ich
Dem Himmel immerdar;
Und den Gewinn notir' ich
Im frommen Brüderheft:
Auf diese Weise führ' ich
In Frieden mein Geschäft.

Des Abends im Theater
Sitz' ich mit gier'gem Sinn
Und schmunzle wie ein Kater
Nach jeder Tänzerin;
Mit meinem Operngucker
Schau' ich nach Wad' und Brust!
Ach, lieber Gott, ein Mucker
Hat auch noch seine Lust!

Dann schleich ich still zur Klause,
Da wo mich Niemand sieht,
Und nach dem Abendschmause
Sing' ich ein frommes Lied
Recht laut an heil'ger Stätte,
Von Jesu Glanz und Thron,
Derweilen macht mein Bette
Die kleine Jette schon.

Ich preise die Regierung
Und finde Alles gut.
Ich fliehe die Verführung
Der jetz'gen Freiheitsbrut.
So leb' ich armer Schlucker
Ganz heiter, Gott sei Dank!
Und das Geschäft als Mucker
Treib ich mein Lebenlang.

Aus dem Original-Manuscript.

Briefe an Gräfin Justine Csaky Skerlet.

Rudolphsburg am Saale-Flusse.

Juni, 1834.

Rings um mich breitet die Natur ihr reizendes Füllhorn aus, heitere Musik und Lieder glücklicher Menschen umwogen mich hier auf den morschen Zinnen der **Rudelsburg**, wo ich Seufzer der Liebe aus heiterer Brust hinsende zu den heimathlichen Bergen, hin zur erhabenen Freundin, hin zur Blume des Lenzes.*) Herrliche Natur! wie liebevoll umschlingst du mich mit deinem Zauber; wie unendlich heiliger noch müßte er sein, könnte das entzückte Herz die Wonne mit einem gleichgestimmten, liebenden Herzen theilen; wie namenlos selig müßte der Genuß getheilter Freude sein! — Sehen Sie, liebe Gräfin, so begleitet mich überall das stille Sehnen nach Liebe, und wie ein ätherischer Schatten folgt den heitersten Bildern der Gegenwart die Erinnerung der jüngsten bitter-süßen Vergangenheit; doch schweiget Worte! Es ist vorbei, rauscht es durch die Wogen der Saale hin, und hallet im öden Gemäuer wieder: „es ist vorbei!" —

Ist ja doch Alles vergänglich und wo fühlt man dieses wohl mehr als zwischen Trümmern zerstäubter Herrlichkeit einstigen Glanzes! Also fort denn mit Träumereien, so ins Herz sich schleichen, um den reinen Spiegel der Gegenwart zu trüben! Sie ist so herrlich die Natur, so viel Wonne beut das Reisen; vergnügt nehme ich also den Griffel hervor, um Adorine auf den Zinnen Rudolphs von Münchhausen ein Bildchen der Reise von Leipzig bieher zu skizziren.

In einer eben so eleganten, wie bequemen Lohnkutsche fuhr ich in angenehmer Gesellschaft von Leipzig über Lützen und Weißenfels nach Naumburg, in Neu-Preußen. Armes Sachsen! wie hat man dich zerstückelt, wie viel verlorst du an Einwohnern und fruchtbarem Boden, dacht ich, als wir uns dem Denkstein an der Heerstraße nahten, wo Gustav Adolph fiel. Ich stieg aus, um den merkwürdigen Felsblock zu besichtigen, der im Schatten hoher Pappeln anspruchslos mit „G. A. 1632" bezeichnet, den denkenden Menschen in das blutige Feld des dreißigjährigen Meinungs-Kampfes versetzt. Ferdinand, Tilly, Wallenstein Gustav Adolph, Bernhard von Weimar tauchen wohl als die hellsten Glanzpunkte jener Zeit der reifenden Ideen, jener Epoche der Entfesselung des blinden Fanatismus, aus den Strömen Blutes empor. Auch Christian von Braunschweig „Gottes Freund u. aller Pfaffen Feind", so wie Georg Friedrich von Baden-Durlach sind Helden jener Zeit, zwar Helden die nicht gleich Wallenstein aus Herrschsucht, nicht aus Miethlingstreue kämpften; besonders aber die 400 Pforzheimer strahlen gleich den Spartanern bei Thermopylä durch alle Zeiten als edle Seelengröße hin! In jener finstern Aera, wo fortwährendes Kriegsgetümmel das Geschlecht betäubte und schändete, hat Oesterreich die höchste Macht erreicht, unter Ferdinand, dem Werkzeuge Wallensteins und der Jesuiten; aber zu schwach, um die Herrschsucht des Ersteren und die Schlauheit der Letzteren zu fassen, stürzte es bald wieder herab durch Unklugheit und Uebertreibung.

Gustav A. hat die Welt belehrt, was moralische Kraft im Gegensatz physischer Stärke vermag. Grausamer haben nie Barbaren gehaus't, als Tilly zu Magdeburg. Greise, Säuglinge, Weiber u. Jungfrauen fielen gequält und entehrt als Opfer der Wuth. Christus, hättest du je gedacht, daß deiner Lehre, die ein Kannibalen-Geschlecht zu Gott und der Reinheit des Lebens erheben sollte, Mord und Todtschlag entsprießen würde, daß Menschen, die deinen Namen tragen, gefühllose Räuber, ihr barbarisches Auge einst weiden würden an Leichen und Plünderungen ihrer Nächsten!?

Lützen ist ein freundliches Städtchen, ebenso Weißenfels an der Saale. Die Gegend ist durchaus anmuthig, besonders je näher man Naumburg kömmt. Die Straßen sind vortrefflich, dicht mit Bäumen besetzt, abwechselnd mit Pappeln, Kirschen, Plaumen und Weichseln. An der preußischen Grenze begrüßte der einfache Adler. Bei den Mauthen sind große Tafeln mit den angesetzten Taxisen, u. das lästige Visitiren an den Grenzen hat aufgehört seit dem Zollvereine der deutschen Staaten, woraus im Ganzen dem Handel bedeutender Vortheil entsprießen kann. Die schönen Hügel um Naumburg sind mit Reben bepflanzt, die Felder mit Weizen, Korn, Hafer u. Klee. Alles bezeugt hohe Cultur u. daraus sprießenden Wohlstand.

In Naumburg empfing mich vor der Stadt der freundliche Gasthof zum goldenen Stern. Man verlangte den Paß mit dem Bemerken, daß die Polizei strenge Aufsicht gebiete, seitdem in Berlin vor Kurzem ein Complott von Studenten den König zu ermorden im Plan hatte. Einer hieß es, ließ sich Offiziers-Uniform machen, um sich dem König leichter nähern zu können, wurde aber zufälliger Weise durch den König, der alle seine Garden kennt, entdeckt. Man setzte ihm nach, arretirte ihn, und fand Pistole und Dolch bei ihm. Armes Loos der Könige! dürfte wohl so mancher Bürger ausrufen, der ungekannt im friedlichen Kreise der Seinen die stillen

*) Comtesse Betty *Sigray*.

Freuden des Lebens genießt. Die Anlagen im sogenannten Bürgergarten von Naumburg sind sehr anmuthig. Ein Saal daselbst ist groß und hübsch dekorirt. Die Lage der Stadt ist malerisch, die Weinberge, an deren Saum sie sich schmiegen, sind mit vielen Kellern u. großartigen Bauten geschmückt. Vier alte Kirchthümer geben ihr ein ehrwürdiges Ansehen.

Der antike Dom hat drei Thürme, das preußische Oberlandgericht ist ein großes zwei Geschoß hohes Gebäude, majestätisch sich über alle übrigen Häuser der Stadt erhebend. Die Nachtigall schlug in den Gebüschen; doch etwas rauhe Lüfte wehten von Norden herüber, so daß ich bald die lieblichen Haine verließ, und der großen Schießstätte vorüber zurückkehrte zur Stadt. Hier überraschte mich melodischer Gesang. Ich folgte dem Schmelz der Töne, und traf eine Schaar Knaben, in schwarzen Mänteln gekleidet, von denen ich bald erfuhr, daß sie Chorsänger seien, denen es sittengemäß obliegt, an Sonn- und Feiertagen des Morgens singend durch die Straßen in die Kirche zu ziehen. Wie lange werden sich noch unsere evangelischen Christen in Ungarn mit den frostigen Arien, herabgeleiert nach den Pfeifen der Orgel, begnügen? Warum Musik aus den Kirchen verbannen, die doch so sehr das Gemüth des Gebildeten wie des Rohen zur Andacht stimmt!? — Mein Aufenthalt in Naumburg fiel eben an einen Sonntag. Ich ging in die heil. Moriz-Kirche, welche den Namen gleich den Uebrigen, aus den Zeiten des Katholizismus beibehielt. Mehrere der Altäre sind verlassen, indem den Protestanten Ein Altar genügt. Die Kanzel ist einfach, die Orgel kräftig, aber noch kräftiger sind die melodischen Chöre. Ein vortrefflicher Prediger, Herr Heitzer, hielt eine Rede nach dem evangelischen Texte des Reichen und des Armen, der von dessen Brosame sich nährte. Er bewies, daß es nicht zur Glückseligkeit des Menschen gehöre, reich zu sein, daß Reichthum ohne Weisheit kein Glück wäre, daß täglicher Genuß und fortgesetztes Freudenleben zum Ueberdruß führe und der höhern Bestimmung des Menschen, des Gedankens an die Zukunft jenseits vergessen mache. Mäßiger, weiser Genuß ziemt den höheren Menschen. Wenn man alle Güter gleich vertheilen würde, sagte Er auch, wie bald würde sich die Ungleichheit des Besitzes wieder einstellen, indem der Brave, der Fleißige, der Geschickte bald den Vorzug hätte, vor dem Faulen, dem Verschwender, dem Ungeschickten. Er rief dem Reichen im Evangelio zu: lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschest einst gelebt zu haben! Dem Armen rief er zu: genieße das in Frieden, was dir Gott beschieden! und schloß, daß der Mensch nicht nach Reichthümern, sondern nach mäßigem Auskommen streben solle. Auch gab der Redner das Haschen nach Genuß, Ueberfluß und Völlerei als Ursache an, daß so viele Deutsche nach Amerika auswandern. Vom Druck, der auf Vielen lastet, hat er freilich geschwiegen. —

Doch genug über Chöre und Predigten, sonst meint Adorine aus dem Nachgesang des Freundes der Lutheraner zu erkennen, über den er sich längst erhoben hat und also den Fanatismus selbst mit keinem Gustav Adolph theilt.

Unter den vielen Leichensteinen der Domkirche fiel mir besonders eine Platte Ernst Dietrich, Marschalls auf Pauschen, Elsa u. s. w. obersten Inhabers eines Regimentes zu Fuß, in die Augen. Eine lange Inschrift verkündet seine Verdienste, für Oesterreich, dem er in acht Schlachten und sieben Belagerungen diente, sonderlich bei Mastrich, Ollmütz u. Colln. O, wie viele Helden die Welt doch zählt und verehrt! Gewiß, nicht halb so viel kennt u. nennt sie der Guten, der wahrhaft Edlen, deren innere Größe nicht Blut gefärbt! Nun, liebe Gräfin, folgen Sie mir noch im Geiste der Erinnerung über 218 Treppen hinauf zu den 7 Glocken der Stadtkirche von Naumburg, um dort das lieblichste Panorama der Umgegend zu genießen. Dieser Genuß wird freilich nur dem zu Theil, der sieht u. im Betrachten fühlet, indeß der todte Buchstabe nur schwach zum Herzen spricht. Gegen Westen denken Sie sich Altenburg, wo zu die Straße nach Meissen führt, ferner am Saum eines Hügels Rosbach, wo Friedrich, größer als sein Unglück, zu sterben, oder zu siegen beschloß; ferner hinab die Straße durch Saatenflächen nach Merseburg, südöstlich auf einer Höhe das Schloß Gosek; dort zu ein herrliches Thal in östlicher Richtung liegt Schönburg und nördlich hinab bekränzt den nahen Horizont der schöne Park des Bürgergartens, mit seinen freundlichen Bauten. Doch — die Sonne sinkt, der Abend graut, ein Westwind streicht durch die Rudelsburg, in deren Mauern die Töne des Lebens verstummen; ich beseitige den Griffel, nehme die Muzilie und eile durch das Schloß Kreipitsch über Alt-Lösnitz, stets in gerader südlicher Richtung, zwischen saatenreichen Hochflächen hinab in das Städtchen Camburg.

Das schöne Naumburg verließ ich zu Fuß und kam nach einem anmuthigen Spaziergange einer Stunde zur Schul-Pforte. Diese preußische Lehranstalt für evangelische Jugend, in einem Thale, von freundlichen Hügeln umkränzt, verdient ja wohl auch im Innern genauer betrachtet zu werden, dachte ich, umging von der Wiesenseite die hohen Ringmauern, welche den Schulgebäuden ein etwas despotisch-collegialisches Ansehen geben und trat zum Thore ein. Hier im Hofe begrüßten mich einige Studenten, die mir, da ich eben keine Lust hatte einen Professor zu besuchen, hinlänglich meine Fragen, da ich weder Demagog noch Pedagog von Profession bin, beantworten konnten.

Der ganze Vorbereitungs-Kurs für die Universität ist hier, mit der Grammatik begonnen, auf 6 Jahre bestimmt. Hörsäle sind fünf und ein Betsaal. Als gegenwärtige Professoren der Schulpforte nannte man Hrn. Rektor Kirschner, Doctor der Theologie, Hrn. Wolf u. Jakob, Prof. der lateinischen und griechischen

Sprachen, Hrn. Oltendorp u. Hrn. Jakob, Prof. der Mathesis, Hrn. Koberstein, Prof. der neuen Sprachen, Hrn. Schneider, Lehrer der Religion, Hrn. Steinhardt, Prof. der griechischen u. hebräischen Sprachen. Ferner erwähnte man dreier Adjuncte, Grubitz, Fickert und Haase, eines Diakons, mit dessen Stelle die vierte Adjuncten-Stelle vereint ist. Schularzt ist Hr. Sechting, Musikdirektor Herr Ketschau, Tanzmeister Herr Roller. Bei Aufnahme der Schüler wird vorzüglich auf Neupreußen Rücksicht genommen. Unter den Fremden waren hier meist Hannoveraner. Eine bestimmte Zahl der Schüler wird unentgeltlich verpflegt und gelehrt. Andere bezahlen von 70 bis 150 Thaler jährlich blos für Kost und Quartier. — Ordnung und Reinlichkeit, die Seele jedes Institutes, vermißt man hier nirgends. Vorlesung konnte ich keiner beiwohnen, da eben Sonntag war; doch sah ich die gesammte Jugend, die den erfreulichen Typus der Gesundheit, als Folge eines reinen Lebenwandels, den man so oft in Collegien vermißt, trug — im Speisesaal an den Tafeln versammelt. Die Kost ist kräftig, besteht aus Suppe, Rindfleisch und Gemüß und dreimal die Woche Braten. An Butterbrod fehlt es nie. Zum Frühstücke erhält jeder eine Semmel und Milch.

Im Betsaale, wo auch eine Orgel ist, wird täglich des Morgens und Abends gesungen, gebetet und ein Kapitel aus der Bibel gelesen; — letzteres geschieht durch einen Professor der zugleich die Inspektion hat.

Die Kirche ist ein merkwürdiges, gothisches Alterthum. Sie ist seit 1543 evangelisch. 1590 war hier Bartholomäus Walther, Rektor. In der Mitte der Kirche ist ein Denkmal des Herzogs Georg v. Coburg. Die Altarblätter: Christus, Johannes und Mathias sind von Schadow gemalt. Im Hintergrund der Kirche ist der Spielplatz abgesteckt, wo wöchentlich einigemal Ball und andere gymnastische Spiele gespielt werden.

Zur Anstalt gehört auch eine Mühle ein Bad- und ein Brauhaus. Ohne Gebet und Bier kann der Deutsche nicht sein. Auch eine Papierfabrik ist hier.

Einer der Studirenden, Baron Werthern vom Schlosse Beichlingen, begleitete mich eine Strecke gegen Kösen. Kaum von ihm geschieden begegnete ich einem Herrn, der eben einen Spaziergang dahin machte und an den ich mich anschloß; es war Professor Oltendorp.

Wir speißten zusammen *table d'hote* im Gasthofe zum Ritter, wo auch einige Fremde aus Dresden, die hier die Solenbäder brauchten, und Herr Graff, ein Improvisator aus Königsberg, waren. Mehr als der deutsche Stegreifdichter zog mich die nahe Rudelsburg an, um dort im Freien die Natur zu genießen, daher ich bald nach Tisch mich der Gesellschaft in Kosen empfahl. Die Lage von Kosen ist sehr romantisch und der Ort der Salzquellen wegen merkwürdig, deren zwei Schächte sind, jeder zu 600 Fuß tief und 8 Fuß 8 Zoll im Durchmesser. Pumpen sind bis in die ganze Tiefe hinab 44, worunter 4 Wasserpumpen. Es sind da zwei imposante Gradirhäuser, wo die Sole durch die Luft gereinigt wird, und den Pfannen, davon 10 sind, zufließt.

Es ist da ein Inspektorat, ein Rentamt und eine Buchhalterei. Der Salineninspektor hat jährlich 900 Thaler Gehalt. Der reine Ertrag soll für den König jährlich 40,000 Thaler betragen.

Von Kosen hinauf zu Rudolphsburg ist ein angenehmer Spaziergang einer halben Stunde. Es führen zwei Wege dahin. Der Eine bringt dem Solenbad vorüber, durch Kosen, im Schoos des Thales zur Saale, wo man sich übersetzen lassen und zur Bergruine gehen kann. Ich ging den Andern, den Salinen vorüber, entlang einer Wiese, am linken Blumengestade des Flusses.

Die sogenannte Rudelsburg ist ein schönes Bild, an Reiz durch den malerischen Kontrast einer dortigen Windmühle gesteigert. Hier versammeln sich an Sonn- und Feiertagen, besonders im Frühling, viele Studenten aus Naumburg und Bürger und Landleute aus den Umgegenden. Man findet da eine wohlbestellte Wirthschaft in den Trümmern der Burg und besonders gutes Bier, kredenzt in hölzernen Krügen.

Die reizendste Landschaft bietet sich dem Auge von den Ruinen der Rudolphsburg dar: im westlichen Rundsaale des Thales sieht man die beiden Thürme von Saaleck, jenseits des Flusses, der in großen Krümmungen durch das saatengeschmückte Thalbett hinschlängelt, ist Steindorf, am westlichen Saume liegt Herringen, gegenüber sind die Salinen von Salzburg, die Bergrücken sind meist, besonders unter dem Felsthurme von Saaleck, mit Obstbäumen bepflanzt, nordöstlich schmiegt sich das friedliche Dörfchen Langendorf an die Fähre des Flusses und in der Ferne schließen die Landschaft die pittoresk gelegenen Gradirhäuser von Kosen. Die Hochflächen sind theils weißer Sand, theils Waldgruppen und Saaten.

Rudolph von Münchhausen war es, der im Jahre 972 den Grund zu dieser Burg legte. Dedo von Münchhausen vergrößerte die Burg, indem er sie ungleich mit Mauern befestigte. Ihm folgten Richard, der die Burg abermals mit einem hohen Thurm und mehren Wirthschaftsgebäuden verschönerte. Nach Otto Münchhausen's Tod erbte diese Burg Ludwig v. Gültenburg; nach ihm war Besitzer davon Otto Ludwig v. Gültenburg, der das Dorf Saaleck gründete. Dieser hatte zwei Söhne, Heinrich und Conrad, welch Letzterer großen Hang zu Räuberei hatte. Er trieb sein Wesen bis 1290, als Kaiser Rudolph v. Habsburg einen Reichstag in Erfurt hielt, wo Conrad angeklagt und belangt wurde. Da er aber nicht erschien, wurde er in Acht und vogelfrei erklärt. Nun beschloß er wie rasend, sich in seiner Burg wider die Kaiserlichen zu vertheidigen; doch er ward mit den Meisten der Seinen erschlagen u. das Schloß geplündert und in Asche ge-

legt. Später wurde die Burg wieder aufgebaut, u. dazu gehörten Kreipitsch, Steindorf, Saaleck, Freirode und die Abtei Löbnitz. 318 Jahre hindurch war Rudolphsburg Eigenthum der Familie Münchhausen und Gültenburg, und 543 Jahre sind hinabgeflossen seit ihrer Zerstöruug.

Vor Camburg trat ich aus den Feldwegen in die Poststraße über, welche nach Jena führt. Hier verläßt man Neupreußen, befindet sich in Sachsen Meiningen u. kommt in wenigen Stunden nach Sachsen-Weimar Eisenach.

Camburg ist romantisch situirt. Je näher ich Dornburg kam, desto interessanter war der Spaziergang in der Feier eines stillen Abends. Süßer Duft wogte aus den Blüthenmillionen des Thalbettes, leichte Zephyre wiegten sich auf den Aehren der Hochflächen, die Lerche schwirrte, und die Nachtigall schlug in den grünen Gebüschen. Kein Wölkchen schwebte unter dem Azur des Himmels, wie in Rosaschmelz getaucht ruhten die westlichen Höhen und über den Weinbergen blinkte lieblich Hesperus herab. Der Mond schwebte über Dornburgs majestätischen Bergschlössern des Großherzogs von Weimar, melancholisch rauschten die Wogen der Saale durch die blumigen Gestade hin, die ganze Natur schien zu beten und ruhig schlug des entzückten Pilgers Herz.

Aeußerst lieblich ist auch der Weg durch fruchtbare Thäler von Dornburg nach Jena. So freundlich Jena am südwestlichen Saum der Gebirge, welche das Saalethal umkränzen, dem Wanderer entgegenlächelt, eben so unfreundlich ist der Eintritt in die Stadt. An der Saale und Leutra, baufälligen Häusern vorüber, kömmt man auf schlechtem Trottoir, durch ein morsches Thor, endlich auf einen geräumigen Platz, Markt genannt, wo zwar hohe Häuser, doch nichts weniger, als solide, geschmackvolle Bauten begrüßen. Ueberhaupt wird in ganz Sachsen leicht weg gebaut, die oberen Trakte sind meist aus Balken und nur oberflächlich übermauert. Die Gasthöfe am Markt zum Greifen u. zur Sonne sind beide wohlbestellt und billig.

Ich höre Säbel klirren — Studenten balgen sich am Markte. Es ist so Mode hier — sagt der Kellner — daß die Bursche auf offener Straße die Jacken von sich werfen, und sich stundenlang mit Waffen herumschlagen. Nun das ist sehr löblich, gehört zum *bon ton* einer Universitäts-Stadt, u. die Herren Musensöhne, die Freunde der Freiheit, müssen ja doch in jeder Hinsicht würdige Söhne Minervens sein — dacht ich — und kehrte zum Schreibtische zurück, um — weiter zu schreiben? nein, um die schon etwas lange Epistel zu schließen.

Im Geiste grüßt die Freundin

Ludvigh.

Für die Fackel.

Sklaverei und Leibeigenschaft.

Von S. Ludvigh.

Wenn wir zugeben müssen, daß die Natur des Menschen immer dieselbe bleibt, daß er nach Tausenden von Jahren noch immer mit denselben Leidenschaften geboren wird, wie bei seinem ersten Entstehen durch die productive Naturkraft; wenn uns der kurze Zeitraum unserer Geschichte vorkömmt wie die Sage eines Sisyphus in ewigem sinnlosen Kreisgang aller Dinge; wenn wir überall selbst bei den gebildetsten Völkern des Alterthums Unterdrückung der Schwachen, barbarische Strafgesetze, Kriege und Fanatismus wahrnehmen, wenn ein Scipio 400 Jünglingen, die einer Unrecht leidenden Stadt zu Hilfe eilen, den rechten Arm abhauen lassen konnte; wenn wir uns das Hängen, Rädern, Köpfen, Säcken, Viertheilen, Spießen und Verbrennen des Mittelalters vergegenwärtigen; wenn wir das alte Rom unter Sylla und das neue unter Gregor dem 7. betrachten; wenn wir bedenken, daß in Deutschland ein einziger Rechtsgelehrter 30,000, sage 30,000 Todesurtheile meistens über Hexen und Hexenmeister geschrieben und in den Neuenglandstaaten noch gar nicht lange her die letzte Hexe verbrannt wurde, wenn wir, mit Einem Worte bedenken, daß die Entwickelung des Menschengeschlechtes noch in den Windeln liegt, so brauchen wir uns gar nicht zu wundern, daß wir mit der republikanischen Staatsform der Ver. Staaten, von England, dem Mutterlande, auch die Sklaverei der Neger geerbt haben.

Es scheint fast ein Naturgesetz zu sein, daß gewisse Zustände nur mittels ihres Gegensatzes erreicht werden können und demnach in Ländern, wo Eine Klasse der höchsten Freiheit genießt, die Mehrzahl der andern Klassen unterdrückt wird. So waren es die germanischen Völkerstämme, welche obschon die Freiheit so sehr liebten, daß sie selbst bei Anblick der römischen Lictoren in Wuth geriethen, die Leibeigenschaft gründeten; so hatte das freie Griechenland seine Heloten, das gebildete Rom seine Sklaven; so war der ungarische und polnische Adel den Bauern gegenüber frei von allen Lasten des Staates; so unsere Oligarchen im Süden mit der Sklavenpeitsche in der Hand sich ihrer Freiheit brüstend. Diese Zustände sind eben so gut an die Gesetze der Nothwendigkeit gebunden, wie das Wachsen der Ceder und der Distel. Doch sind sie vorübergehend; denn obschon dem flüchtigen Beobachter der Dinge der geistige und politische Fortschritt blos Kreislauf zu sein scheint, so eröffnet sich doch dem tieferen Denker, der das Ganze im Spiegel der Millionen Jahre in's Auge faßt, die Fernperspektive eines rastlosen Fortschrittes, der gehemmt, doch nicht gänzlich aufgehalten werden kann.

So sehr ich also von jeher die Sklaverei für einen Schandflecken der Re-

publik, für eine Satyre auf die Menschenrechte gehalten habe, so wunderte ich mich doch durchaus nicht, hier dieses abscheuliche Institut zu finden, durch das einst die römische Republik zu Grunde ging, obschon der Kern der Bürger die Freiheit gegen Cesar vertheidigt hat. Uebrigens theilte ich mit vielen Andern den Glauben, daß die Republik von Amerika, welche in die Fußstapfen Rom's trat, derselben Ursache wegen an denselben Folgen untergehen werde. Wir haben uns getäuscht; so sehr Dieses auch ganz natürlicherweise die Regenten Europa's, die hohe Aristokratie England's, die schwarze Legion der Jesuiten und so manche charakterlose Bursche und verbummelte Doctoren und Erstudiosen hier in der Republik gewünscht haben mögen. Daß diese Republik in der fürchterlichen Crisis im Kampfe der Sklaverei gegen die Freiheit nicht untergeht, haben wir, wie ich schon öfter sagte, freilich nicht der Weisheit unserer Herren am Staatsruder *a priori* zu verdanken, sondern den Eventualitäten und dem gesunden Sinne des Volkes, das — wenn auch vielleicht nur instinctmäßig — Lincoln, trotz seiner Blamagen bei Ausbruch des Zwistes, zum zweiten Male wieder zum Präsidenten erwählt hat. Auch zeigt uns dieses bald zur Thatsache erhobene Problem, daß dieses Conglomerat von Volk noch einen Kern besitzt, aus dem sich die Blüthe der jungen Freiheit neu gestaltet, um zu blühen, bis sie verblüht, um dann endlich, vielleicht eben so wie frühere Republiken zu verwesen. Auch dann aber wird man das große Ganze im Leben der Menschheit in's Auge fassen zu haben, um zu sehen, daß die Errungenschaften der Wissenschaft und der Erfahrung der Völker nicht verloren gehen können, bis endlich die Grundsätze der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Humanität, nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden den Sieg werden errungen haben.

Das der Sklaverei verwandte, ja noch scheußlichere Uebel der Leibeigenschaft brachten unsere deutschen Stammeltern aus Asien, indeß die Sklaverei aus Afrika importirt worden war. Das folgende Gedicht mag uns die Scheußlichkeit der Leibeigenschaft, welche der Kaiser von Rußland den letzten Todesstoß gab, vergegenwärtigen; die Sklaverei aber mit ihren Auswüchsen der Verhöhnung der Menschenrechte, der republikanischen Freiheit, der Demoralisation der Sklavenzüchter und ihrer Satelliten der Demagogen, sollte uns jetzt wohl hinlänglich bekannt sein, um sie zu verabscheuen und uns über ihren Fall zu freuen. „Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit" — spricht ein deutsches Weib —

„Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit,
Fliehe nicht die Beerensträucher,
Fliehe nicht von Jaans*) Lande;
Vor dem bösen Deutschen flieh' ich,
Vor dem schrecklich bösen Herren."

„Arme Bauern, an dem Pfosten
Werden blutig sie gestrichen.
Arme Bauern in den Eisen,
Männer rasselten in Ketten,
Weiber klopften an den Thüren,
Brachten Eier in den Händen,
Hatten Eierschrift**) im Handschuh,
Unterm Arme schreit die Henne,
Unterm Ermel schreit die Graugans
Auf dem Wagen blöckt das Schäfchen.
Unsre Hühner legen Eier,
Alle für des Deutschen Schüssel:
Schäfchen setzt sein fleckig Lämmchen,
Das auch für des Deutschen Bratspieß.
Unsere Kuh ihr erstes Ochschen,
Das auch für des Deutschen Felder.
Pferdchen setzt ein muntres Füllen,
Das auch für des Deutschen Schlitten.
Mutter hat ein einzig Söhnchen,
Den auch an des Deutschen Pfosten."

„Fegefeuer ist unser Leben
Fegefeuer oder Hölle.
Feurig Brod ißt man am Hofe,
Winselnd trinkt man seinen Becher,
Feuerbrod mit Feuerbrande,
Funken in des Brodes Krume,
Ruthen unter Brodes Rinde."

*) Johannes ihres Mannes (es spricht nämlich eine Leibeigene.)
**) Geschenke.

„Wenn ich los vom Hofe komme,
Komm' ich aus der Hölle wieder,
Komm' zurück aus Wolfes Rachen,
Komm' zurück aus Löwens Schlunde,
Aus des Hechtes Hinterzähnen,
Los vom Biß des bunten Hundes,
Los vom Biß des schwarzen Hundes.*)

Diesen Versen will ich noch folgendes Grabeslied der Sklaverei beifügen und ein Hossanna singen dem Siege der Freiheit.

Bürger, nicht den Sklaven haß ich,
Hasse blos die Sklaverei.
Ich bedaur' den Sklaven nicht,
Der, dem Thiere gleichgestellt,
Wohlgekleidet, wohlgenährt,
Glücklich wie der Gaul im Stalle
Vor des Meisters Peitsche sich
Hundemäßig beugt und krümmt
Und im Joch zufrieden ist.

Euch nur haß ich, euch, Ihr Weißen,
Die mit Freiheitsphrasen prahlt,
Die den Schwarzen systematisch
Der Erziehung Born verschließt,
Die zum Thiere ihn entwürd'gen,
Anstatt ihn durch weise Mittel
Für die Freiheit reif zu machen.
Die Ihr auf den Sklavenmärkten
Handel treibt mit Menschenfleisch,
Handel oft mit eignem Fleische,
Handel mit des Meisters Blut;
Daß Ihr jeden Keim der Tugend
Und des Wissens in dem Sklaven,
Als ein souveraines Volk,
Bei barbarscher Straf' erstickt;
Daß Ihr von der Gleichheit faselt,
Possenspiel mit Freiheit treibt,
Da Ihr eine unterdrückte Race
Mit den Eseln, mit den Pferden,
Die mit ihm die Felder pflügen,
Für des Olygarchen Pomp
Mittels Auction verkauft,
Und das Kind der Mutterbrust
Kalt und schonungslos entreißt.
Daß der Büttel, „Sklavenhüter"
Sklaven oft aus Laune blos
Blutig peitscht und sie ihn Ketten
Wie Verbrecher legen läßt.

*) Herder nach einem Esthnischen Volksliede.

Wenn ich eure Sklavenmärkte
Sah, und Spott und dumme Witze
Hört', wenn Ihr einer jungen
Sklavin Reiz und Werth gepriesen,
Und die blendend weiße Dame,
Die Quarlrone, als Mätreß
Einem reichen Wüstling für
Allerhöchsten Preis verkauft,
Euch zur Schande und der Freiheit
Und Gerechtigkeit zum Hohn,
Dann fühlt ich mich tief empört.

Wenn ich weg vom Markte ging
Dacht' ich aus der Höll zu kommen,
Wo der Mensch in Wolfes Rachen
Durch den weißen Hund getrieben,
Todtgebissen und verschlungen,
Oder ausgespien ward,
Um der Habgier andrer Hunde
Als gekauftes Vieh zu dienen.
Und in meinem Innern nagte
Wehmuth an dem stillen Fluch
Ueber ein verderbt Geschlecht,
Das im Mund die Freiheit führt,
Handel treibt mit Menschenfleisch;
Und oft dacht ich: wehe, wehe,
Wenn die Rache Euch ereilt!

Intoleranz u. Lasterhaftigkeit der Ch risten

Von Freret.

Der Fluch der Intoleranz klebt an allen Religions-Systemen und selbst die ascetische Lehre des Fabelkönigs Christus vermochte es nicht, seine Nachfolger zu besseren Menschen zu machen als die Heiden sind. Bei der römisch-katholischen Religion hatte Intoleranz den höchsten Grad erreicht. Die reformirten Christen liefern uns in ihrer Geschichte ebenfalls ein klägliches Bild von Unduldsamkeit und Lasterhaftigkeit. Nur die ausgebildete Vernunft mit Kenntniß der Naturgesetze ist fähig, das Princip der allgemeinen Gleichberechtigung der Menschen anzuerkennen und sie das Laster verabscheuen und vermeiden zu lehren.

Nach dieser flüchtigen Einleitung lassen wir nun unseren Gewährsmann Hrn. Freret sprechen.

Brand, der Verfasser der Reformations-Geschichte der Niederlande, behauptet, daß die Reformirten Unschuld, Demuth, Mitleiden und Sanftmuth verscheucht, hingegen Stolz, Verfolgungsgeist, Rache und Grausamkeit an deren Stelle aufgenommen hätten. Der Prediger Jurien beschreibt das Verderben seiner Glaubensgenossen auf folgende Art: „Das größte Uebel, sagt er, ist die gänzliche Verschlimmerung ihrer Sitten. Die Reformirten in Frankreich lassen sich von dem Strom der Eitelkeit, der Verschwendung, des Stolzes dahinreißen, — das ganze Königreich ist mit diesen Lastern überschwemmt, und oft übertreffen sie ihre Landsleute an diesen Lastern. England hat nicht geringere Fehler. Religion und Gottesfurcht erkalten, — die Männer ergeben sich dem Hochmuth und die Frauen werden eitel, vergessen Ehrbarkeit und Zucht und überlassen sich ohne Scheu allem, was ihnen ihre verdorbene Einbildungskraft empfiehlt. Die nordischen Reiche und die reformirten Provinzen in Deutschland sind in ein alles verwüstendes Elend versunken.

Niemand hat sich hierüber nachdrucksvoller und besser ausgedrückt, als Robert Barclai in seiner Vertheidigung der Zitterer (*Shaker*). Die Stelle ist zwar etwas lang, aber doch der Mühe werth, sie herzusetzen. Hier ist sie.

„Die besondren zur Zeit der Apostel gesammelten christlichen Gemeinen kamen, was das innere Leben betrifft, gar bald in Verfall, überließen sich verschiedenen Irrthümern, und die Herzen der Bekenner des Christenthums ergaben sich den üppigen und lasterhaften Sitten des dasigen Zeitalters. Indessen erhielt die göttliche Vorsehung*) dennoch einige Jahrhunderte bei sehr vielen dieses innere Leben, sie blieben bei allen Verfolgungen standhaft und unterwarfen sich zur Ehre des Namens Christi allen Verfolgungen. Aber bald verstrich diese glückliche Zeit. Demuth, Geduld, Mitleiden, Mäßigkeit und ehrbares Wesen hörten unter den Christen bald auf. Seitdem es aber keine Schande mehr war, daß man sich zum Christenthum bekannte, seit dem selbst Fürsten und Genossen der Erde sich dazu wandten, seit dem die Annahme der Religion Jesu ein Mittel wurde, in seinem Glücke vorwärts zu kommen, so wurden die Menschen nicht durch Bekehrung ihres Herzens, sondern durch ihre Geburt und Erziebung Christen.

Seit der Zeit war kein Mensch so zügellos, so verdorben, so unheilig, der nicht ein Mitglied der Kirche werde. Die Lehrer und Prediger derselben wurden die Gesellschafter der Fürsten, setzten sich in ihrer Gnade fest, erlangten großes Vermögen, und wurden auf solche Art durch die eitle Ehre dieser Welt aufgeblasen und übermüthig. Der Grund u. die Stütze des Christenthums fiel also über den Haufen, — das Bild und der Schatten derselben blieb. Das todte Bild, oder vielmehr das Skelet desselben wurde, da es von der innern Zierde des geistlichen Lebens gänzlich entblößt war, mit verschiedenen äußern und in die Augen fallenden Ordenszeichen, mit Gold u. Silber, mit kostbaren Steinen und anderen glänzenden Zierrathen dieser vergänglichen Welt ausgeschmückt, dergestalt, daß man es, des äußeren Bekenntnisses ohnerachtet, nicht mehr die Religion Christi nennen konnte, so wenig, als ein Leichnam einen lebendigen Menschen vorstellen kann.*)

Diese abgefallene römische Kirche hat in die christliche Religion nicht weniger Aberglauben und Ceremonien gemischt, als unter Juden und Heiden anzutreffen

*) Nichts weiter als eine Phrase. L.

*) So ist es noch, besonders in Amerika.

waren, und unter den Lehrern, Bischöfen und Erzbischöfen herrschte eben so viel u noch mehr Stolz, Geiz, Verschwendung Gotteslästerung, Wollust u. Niederträchtigkeit, als man je unter einer andern Sekte irgend eines Volkes gefunden hat. Hieran wird niemand zweifeln, der ihre eigene Schriftsteller, den Platina und andere gelesen hat, und wenn auch die Protestanten einige ungereimte Lehren und Sätze verworfen und verbessert haben, so thaten sie doch weiter nichts, als daß sie die Zweige abschnitten. Die Wurzeln, aus denen diese Bäume hervorkeimten, warteten sie eben so gut als vorher. Ueberall trifft man den alten Geiz, Stolz und Neid in ihren Kirchen und bei ihren Predigern an. In ihren Geheimnissen findet man Mangel der Andacht, der Ehrfurcht und des Feuers, welches sie ehedem belebte. Auf diese Art kann man, ohne lieblos zu sein, behaupten, daß sie blos den Schein der Andacht haben, und Bilder und Schatten der Frömmigkeit sind.

Die berühmtesten Moralisten unter den Katholiken schildern seit einem Jahrhunderte den Zustand der Sitten ihrer Zeit dergestalt, daß sie auf den höchsten Grad des Verderbens gestiegen sind. Wir wollen den berühmten Arnaut hören. Es ist erschrecklich, sagt er in seinem Buche *de la frequente communion*, daß man nie öfter zur Communion gegangen ist, als jetzt. — Man findet in den Sitten der Christen nichts, was ein wahres Christenthum verriethe. — Nie traf man in den Ehen so viel Unzucht, in den Familien so viele Verführung, bei der Jugend so große Wollust, nie bei den Reichen so viel Stolz, unter allen Ständen mehr Luxus, nie so großen Betrug beim Handel und Wandel, nie mehr Unmäßigkeit beim gemeinen Mann an, als jetzt. Wer weiß nicht, daß seit zwanzig Jahren die Hurerei ein sehr verzeihlich Fehler, das größte aller Laster, der Ehebruch, Glück bei Frauenzimmern, Arglist und Verrätherei, Hofklugheit, Religionsspötterei Größe der Seelen, Schwören und Fluchen feine Lebensart, Lug und Trug, Geschicklichkeit im Handel und Wandel, daß Spielsucht artige Beschäftigung der Damen, daß Verachtung der Ehemänner, Vernachläßigung in der Erziehung der Kinder anständige Freiheit derer heißt, welche von der Natur oder dem Glück etwas zum voraus erhalten haben? Der abscheulichen Laster will ich gar nicht einmal eingedenk sein, von denen unsere Väter nichts wußten, und die in diesem unglücklichen Jahrhundert so sehr überhand genommen haben, daß man ohne Schrecken gar nicht an sie denken kann."

Selbst die Jesuiten stimmen hierin überein. „Wo findet man jetzt wohl noch Religion? so wie jetzt die Menschen leben, so sind ja alle Spuren wahrer Frömmigkeit bei den Christen erloschen, sagt der Vater Rapin (*de la foi des derniers Siecles*). Hat man wohl jemals unter der Jugend größere Ueppigkeit, bei den Vornehmen mehr Stolz, bei den Armen mehr Verschwendung, mehr Liederlichkeit bei dem männlichen, und mehr Luxus und Ausschweifung bei dem weiblichen Geschlecht, hat man jemals mehr Untreue und Hinterlist in allen Ständen und Berufsarten angetroffen, als man jetzt findet? — Die Pracht in Kleidern, die Verschwendung im Hausgeräthe, die übertriebene Weichlichkeit bei den Tafeln, der Ueberfluß in den Ausgaben, die Frechheit in den Sitten und anderen Ausschweifungen überschreiten alle Grenzen. Alle Grundsätze wahrer Frömmigkeit sind über den Haufen gestürzt. Jetzt zieht man beim Gewerbe einen gescheuten Bösewicht einem Mann vom Vermögen vor, dem die Gabe der Verstellung fehlt. Mit Klugheit, und ohne jemand offenbar zu beleidigen, ein Verbrechen begehen, heißt Rechtschaffenheit besitzen. Nie hat man so viel von Moral geredet, und nie weniger Tugend unter den Menschen angetroffen, — nie mehr Reformatoren und weniger Sittenverbesserung, niemals mehr Gelehrte und weniger Gottesfurcht, nie bessere Prediger und weniger Veränderung im Leben gefunden, als jetzt. Sind wir also nicht im Grunde betrachtet, schlimmer als die Heiden? — Das Verderben ist allgemein, überall herrscht Sünde und Laster, und wahre Bekehrung findet man nirgends. Man schämt sich tugendhaft zu sein, — das Laster hebt, wie die Hure zu Babilon, das Haupt in die Höhe und es hat das Ansehen, als wenn die Menschen die Welt und die Laster nie abgöttischer geliebt hätten, als jetzt."

Nicht blos in Schriften und andern Andachtsbüchern, worin man sich doch sehr genau ausdrückt, findet man Vorwürfe der Sittenlosigkeit in den jetzten Jahrhunderten. Zwei angesehene französische Bischöfe, Poncet und Arras eröffneten dem Papst Innocentius *XI.* ihre Meinung, setzten ihm das Uebel der Kirche aus einander, baten ihn, daß er ihm steuern möchte, und drückten sich darüber dergestalt aus: „Obgleich seit verschiedenen Jahrhunderten die Sitten der Christen sehr verschlimmert wurden; so sah man doch das Laster für das an, was es wirklich war; man betrachtete es mit einer gewissen Scham und Scheu, und so allgemein die Unordnungen auch immer sein mochten, so wagte es doch niemand, ihnen öffentlich das Wort zu reden. Aber jetzt ist das Uebel weit größer, und für die Kirche nachtheiliger geworden. Die Anzahl der Lasterhaften vermehrt sich nicht nur von Tag zu Tag; sondern sie stützen sich auf ihren Leichtsinn u. sind froh genug, ohne alle Scheu sich jeder Ausschweifung zu überlassen. Es gibt sogar neuere Schriftsteller, welche keine andere Absicht zu haben scheinen, als die Leidenschaften der Menschen zu sättigen, die Vorwürfe des Gewissens zu ersticken, allen Arten der Laster Thür und Thor zu öffnen, der Finsterniß den Vorzug vor dem Licht zu geben, die Lügen auf Kosten der Wahrheit zu erheben, überhaupt alle Scham und Furcht, die man natürlicherweise vor dem Laster hat, zu verbannen, die Beschimpfung, ja selbst den Namen des Verbrechens zu unterdrücken."

Die Unarten der Christen haben den Juden zu einen Beweis gegen die Wahr-

heit der christlichen Religion Anlaß gegeben. „Was hat denn, sagt Orobio, die Ankunft eines Messias für Gutes bewirkt, worin besteht denn die Befreiung von unserm Uebel. Wie will man denn beweisen, daß das Reich des Satans zerstört sei? Man erblickt gerade das Gegentheil. Es ist nie so mächtig gewesen. Nach der Erscheinung des Messias hätte es ganz anders sein; Neid, Haß und Zwietracht hätten auf ewig entfernt sein müssen. Die ganze Welt wird in Frieden leben, die Liebe zu Gott und der Gehorsam gegen seine Gesetze werden die einzige Beschäftigung der Menschen bleiben."

Diesen Kennzeichen zufolge, welche die Juden in den Prophezeiungen deutlich zu erblicken vermeinen, schreibt der Prediger Jurieu, es müsse eine zweite Ankunft des Messias erfolgen, nach welcher überall auf Erden Gerechtigkeit herrschen würde.

Da nun die Menschen nach der Ankunft des Messias nicht aufgeklärter geworden sind und der Satan noch eben so mächtig ist, als vorher, so möchte ich wohl wissen, was die Menschwerdung des Sohnes Gottes für Nutzen gestiftet habe.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, wie viel Unglück die Religion angerichtet hat, und es wäre traurig, wenn alle Menschen dagegen schon sollten betrübt sein, da die Principien, woraus dieses Urtheil nothwendig fließt, noch überall geglaubt werden.

Die Untersuchung, ob unter den Heiden mehr Tugend als unter den Christen gewesen ist, läßt sich gar nicht ausmachen, weil uns die Data dazu fehlen, indem unsere Geschichte viel zu mangelhaft ist. Was noch mehr ist, so können wir nicht einmal diese Vergleichung zwischen jetzt lebenden Ungläubigen und Christen anstellen. Aus dem, was man aber ohngefähr herausbringen kann, geht immer deutlicher hervor, daß die Religion in die Moralität keinen Einfluß haben könne.

Der Husar.

Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanz-Knechtes.

Im Jahr 48 erschien unter obigem Titel anonym ein Werk gemischten u. sehr interessanten Inhaltes. Ich besitze ein Exemplar davon, das mir durch den Verfasser von Wien nach Amerika geschickt und durch den damaligen Bischof Hughes in New-York überreicht wurde. Der Verfasser, der viel gereis't, viel genossen und manches Geistreiche geschrieben, ist nicht mehr unter den Lebenden. Mag er als Schriftsteller etwa aus politischen Rücksichten seinen Namen in keinem seiner Werke genannt haben, so glaube ich jetzt ein Recht zu haben, ihn zu nennen; in der Meinung, sein Andenken zu ehren; um so mehr, da er mich in Constantinopel, auf einer Reise im Jahr 1835, nach einer schweren Krankheit zu Smyrna in Klein-Asien als Convalescenten, den Dichter und Landsmann berücksichtigend, liebreich aufgenommen, mich in der Qualität eines Secretairs in seinem Gefolge nach der Heimath gebracht, und nach einem Conflict mit der Hofcensur durch das nöthige Reisegeld in Stand gesetzt hat, nach Amerika zu emigriren. Es ist Fürst F r i e d r. S c h w a r z e n b e r g, den Lesern der Fackel bereits durch Auszüge aus den Briefen an Esmeralda während seiner Reise im Orient bekannt.

Eine ritterliche Gestalt, mit vielen Kenntnissen begabt, geistreich und genial durch Ambition beseelt, stolz auf seine Ahnen, besonders auf seinen Vater, den Feldmarschall, der in der Schlacht bei Leipzig fiel, großmüthig, aufbrausend und schnell versöhnt, leutselig mit den untersten Schichten der Gesellschaft, für das Schöne begeistert, besonders für das schöne Weib, die Marseillaise singend und doch stolz auf den Titel des Fürsten und die damit verknüpften Vortheile, gottesgläubig, mit Verstand und Herz in Widerspruch, nach Abenteuern durstend, sich selbst und Andern seiner Umgebung ein Räthsel — das war F ü r s t F r i e d r. S c h w a r z e n b e r g. Obschon wir uns in Politik und Religion wie Nord- u. Südpol entgegenstanden, hat er doch in seinen Briefen an mich den Fürsten vergessen und mich stets seinen Freund u. Reisegefährten genannt.

Im März des verhängnißvollen Jahres 48 sah ich ihn zum letzten Mal in Wien höchst aufgeregt und bedroht in seiner Stellung durch die Revolution, die mich, seinen S o f t a, durch den Sturz von Metternich von einer Dornenkrone bewahrt hat. Ich überließ ihm damals einen amerikanischen Säbel und eine Indianer-Peitsche für sein Reliquien-Kabinet. Ich habe später keine Briefe mehr von ihm erhalten und nur noch von seinem Tod gehört. Meine Verehrung für ihn wird nie in Lethe sterben.

In einer Zeit, wo, leider, auch in dieser Republik — neben Pfaffen, Advokaten und Aerzten — der S o l d a t eine „S t a a t s n o t h w e n d i g k e i t" geworden, mag folgende Skizze aus seinen Papieren von Interesse sein. Also —

Der Husar.

Wie man überhaupt darauf achten sollte, nationale Eigenthümlichkeiten aufrecht zu erhalten, so scheint mir dies bei Heeren und Truppen ganz besonders wichtig zu sein. Oft hat eine so oder so gestaltete Mütze, eine Litze, oder die Form eines Rockes, eine eigenthümliche Melodie, oder irgend ein nationales Instrument im Augenblicke der Gefahr eine Schaar mit unwiderstehlicher Begeisterung belebt, mit stolzem Selbstgefühl erfüllt. Die Bergschotten, die spanischen Miquelets, gewisse Abtheilungen der französischen und russischen Garden, so wie verschiedene preußische Truppen-Corps liefern in der Kriegsgeschichte der neuesten Zeiten Belege zu dieser Behauptung. Aber kein Heer in der Welt dürfte in seinen Reihen wohl so verschiedene, alle in ihrer Art ganz besonders charakterisirte Truppengattungen zählen, wie das österreichische. Der deutsche

Reiter, der Kroat, die Grenztruppen, der Artillerist, der Tyroler Jäger und der ungarische Hußar sind, jeder für sich, einer eigenen militärischen Physiologie würdige Typen des Soldatenstandes.

Insbesondere aber verdient der ungarische Hußar eine eigene Beachtung. Trotzdem, daß man ihn nach und nach seiner Eigenthümlichkeit so viel als möglich beraubt hat, bis auf sein Kleid, — trotzdem, daß gerade er von allen europäischen u. manchen außereuropäischen Mächten nachgeahmt worden, ist er doch in seiner Art originell geblieben. Auch sieht er alle fremden, seinen Nationalrock tragenden Krieger mit einer gewissen Geringschätzung an, gleich wie eine adelige Familie Fremde, welche sich ihren Namen und ihr Wappen angemaßt hätten. Ein alter ungarischer Hußarenlieutenant antwortete einem schönen, bunten von Gold strotzenden Offizier, der ihn pr. „Bruder Hußar" ansprach: „Bruder?! — ich Hußar, — du Hanswurst!" —

Die Benennung Hußar stammt eigentlich von dem Worte Huß. Zwanzig. Man behauptet, daß zu Zeiten der Türkenkriege, jede Gemeinde den zwanzigsten Mann zu Pferde stellen sollte, oder daß der Adel aus zwanzigen einen zu Pferd ausrüstete. Daher die Benennung „die Zwanzigsten." Andere aber meinen: unter König Ladislaus oder zur Zeit des Mathias Corvinus habe eine leichte Reiterei als Leibwache bestanden, welche als Löhnung zwanzig Arrhen, eine damalige Münze, empfangen habe, und daher der nach und nach für die leichte ungarische Reiterei gangbar gewordene Name Hußarok, „die zwanzig Arrhen Besoldeten." Dem sei wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ihrer unter der Benennung leichte ungarische Reiterei schon während der Kriege des Mathias Corvinus — gleichzeitig mit den aus Böhmen und den Resten der Hussitenheere bestehenden, von dem berühmten Feldherrn Giskra befehligten, von ihren schwarzen Harnischen u. Pikelhauben unter dem Namen der schwarzen Legion bekannten, in Sold genommenen Truppen, — erwähnt worden. Sie waren damals die ungarische leichte Reiterei, gleich wie die Heiducken das geworbene, auf längere Zeit in Pflicht und Sold genommene stehende Fußvolk.

Jeder ungarische, zum Gefecht zu Roß gerüstete Krieger heißt noch heut zu Tage „Hußar." Nach den dortigen National- und Landesverhältnissen gibt es also auch Comitatshußaren, Leibhußaren, — fürstliche, — erzbischöfliche, — Stadthußaren. Bei der adeligen Insurektion gab es ganze, lediglich aus Edelleuten bestehende Hußaren-Regimenter. Die zuletzt von den Ständen im Jahre 1814 auf die Dauer des Krieges gestellten leichten, den regulirten nationalen Hußaren-Regimentern zugetheilten Reiterschwadronen hießen Velilen, von dem lateinischen Worte *Velites*.

Der ungarische Hußar, gut geführt, ist das Muster einer leichten Reitertruppe. Ausgezeichnet tapfer, wachsam, seinem Offizier anhänglich, vereinigt er in seinem halb orientalischen, halb europäischen Wesen alle Eigenschaften, welche die ausgezeichnetsten Truppen beider Welttheile besitzen. Er ist ernst, stolz, verschlossen. Die Haupteigenschaften um ihn zu leiten, sind: Gerechtigkeit Unerschrockenheit, Ruhe. Man muß ihm zeigen, daß man ihm überlegen ist. Vor dem Feinde muß er den Führer immer vor sich sehen. Einzelne Züge von handfester Tapferkeit imponiren ihm, noch mehr kaltblütige Ruhe, bei Gelegenheiten, wo er anfängt besorgt zu werden. Im Spital bei Verwundeten und Kranken zeige man Theilnahme und Milde, im Uebrigen Strenge u. Gerechtigkeit. Man verurtheile ihn nie, ohne ihn zu hören, und man hüte sich vor Schimpfworten u. leidenschaftlichen Ausbrüchen. Bei allen Austheilungen sehe er, daß man sich um ihn bekümmert; beim Lagerfeuer finde er, wenn er erwacht, schon den Führer gegenwärtig. Bei keiner Truppe muß der Offizier vor Allem die Achtung seiner Untergebenen mehr besitzen, als beim Hußaren; dann komme Furcht und hernach Liebe. Viel Worte sind bei ihm eher schädlich als zweckdienlich, — einige wenige, aber passende, dagegen sehr wirksam. Man muß seine Sprache durchaus sprechen; er wird eine strenge, ihm mitgetheilte Sentenz leichter ertragen als eine mildere, welche er durch einen Dolmetsch erhält.

Sein gefährlichster Fehler ist der Trunk und daraus sich ergebende Widersetzlichkeit und Raisonnirlust. Der Ungar, wie jede orientalische Race, geht sehr schnell von scheinbarer Ruhe und Indolenz zu plötzlicher Heftigkeit und den leidenschaftlichsten Ausbrüchen über. Mit Zwang löst man seine Zunge nie, dagegen widersteht er selten Motiven des Ehrgeizes und der Eitelkeit; hat man ihn einmal moralisch magnetisirt, so kann man auf ihn rechnen, und er ist der größten und heldenmüthigsten That fähig.

Der ungarische Hußar verläßt sich hauptsächlich auf seinen Säbel, den er immer als Hieb-, fast nie als Stichwaffe gebraucht. Auch seinen Karabiner mißt er ungerne, obzwar er sich dessen selten mit Erfolg bedient. Weniger wichtig sind ihm die Pistolen. Auf die Picke hat er kein Vertrauen; er sieht sie als eine Bauernwaffe, des ungarischen Reiters unwürdig an.

Der ungarische Hußar wird in der Fortsetzung des Gefechtes lebhafter als im Anfang, besonders wenn er anfängt Blut zu sehen; darin unterscheidet er sich wesentlich vom Franzosen

Im Lager ist er vor Mitternacht stille, nach Mitternacht und gegen Morgen wachsam; darin von den meisten andern Truppen verschieden, bei welchen es im Lager vor Mitternacht lebhaft und lärmend, gegen Morgen aber Alles still und in Schlaf versunken ist.

Am Wachfeuer erzählt gewöhnlich ein Improvisator Mährchen, denen mit dampfender Pfeife schweigsam und aufmerksam zugehört, und der Erzähler mit einigen Gratisschlucken aus den Feldflaschen der Zuhörer erfrischt wird. De

Erzähler hat dabei gewöhnlich die schlaue Geschicklichkeit, den interessantesten Theil der Geschichte auf das nächste Mal zu lassen, um die Aufmerksamkeit u. somit auch die Freigebigkeit seiner Kameraden für das nächste Mal zu erhalten. Diese Erzählungen sind oft merkwürdig zusammengestoppelt aus alten Sagen, Ereignissen, Personen, und vermischt mit neuen Regiments-Geschichten und modernen Individuen. Loudon, Friedrich der Große, der berühmte Räuber Angyal Banty, Napoleon u. a. m. finden sich dabei auf die sonderbarste Weise zusammengestellt.

Der Hußar ist gewöhnlich schweigsam. Oft sieht er stundenlang mit liebendem Blick sein Pferd an und spielt mit ihm. Ihn von seinem Pferde trennen, ist für ihn oft das schmerzlichste Ereigniß, und es gibt Fälle, wo es ihn zum Selbstmord gebracht hat.

Er ist auch capable, Nächte lang, nachdem er die übrige Gesellschaft aus der Schenke vertrieben hat, der Zigeunermusik gegenüber ganz allein zu tanzen.

Ein General, der den Charakter des Hußaren durch und durch kannte, und mit wahrer Genialität aufzufassen verstand (F. M. L. Wartensleben), reduzirte die Reitkunst der Hußaren auf drei Prinzipien: kurze Bügel, kurze Zügel, lange Sporen. Sind die Sporen blank und der Bart gut gewichst, so ist der Mann gewöhnlich ein ordentlicher Soldat, wenn auch zufällig in der Adjustirung sonst etwas mangelt.

Der Hußar sorgt zuerst für sein Pferd, dann erst für sich.

Als *Meszaros*-Hußaren (früher Barko, später Stipsics Nr. 10) in den Niederlanden zum erstenmal attaquirten, ritt der Oberst *Matiaschowsky*, seinen entblößten, kurzen, breiten Säbel in der Hand, vor das schon in den Türkenkriegen bewährte Regiment: „Fleischhacker! wollt Ihr Fleisch hauen?“ *Meszaros* nämlich, der Name des Inhabers, heißt auf deutsch Fleischhauer.) — „Gut also; ich, der Meister, werde Euch führen; Ihr, die Gesellen, werdet nachhelfen; hundert Prügel dem, dessen Säbel früher blutig ist als der meine!“

Damit wollte er das Vorprellen verbieten, des Nachreitens war er gewiß. Manche andere Truppe hätte diese Warnung entbehren können, mancher andere Oberst sich aber wohl gehütet, sie zu geben. Die Oberstlieutenants erste Eskadron (Rittmeister, später F. M. L. Geringer) desselben Regiments nahm bei *Famars* die feindlichen Schanzen ein, indem sie bei der Kehle einritt. In demselben Feldzuge erhielten drei Eskadrons-Kommandanten dieser Eskadron das Theresienkreuz.

Keine Truppe ist so innig ihrem Offizier anhänglich, wenn er mit ihr umzugehen versteht, als der Hußar. Nirgends aber ist derselbe, sowohl im Feld, als im Friedensdienst, einer schärfern Kritik unterworfen.

Von Feinden respektirt er am meisten den preußischen Hußaren und den französischen Kürassier. Jeden Kürassier nennt er *vasas nemeth*; „einen eisernen (gepanzerten) Deutschen“ — so wie jeden Fremden „einen Schwaben.“

Ein zum Tode verurtheilter Hußar begehrte, kurz vor seiner Hinrichtung, vom protestantischen zum katholischen Ritus überzutreten. Auf die Frage, welcher Beweggrund ihn zu diesem Schritt antreibe, und auf die Warnung des Feldpaters selbst, er möchte seine letzten Stunden nicht etwa durch eine, in Hoffnung der Begnadigung, oder durch sonstige irdische Rücksichten herbeigeführte Apostasie entwürdigen, sagte er: „Herr! ich habe in der Einsamkeit Zeit genug gehabt, über die Zukunft zu denken; da ist mir eingefallen, daß alle Könige von Ungarn katholisch waren; und da es ihnen schon auf dieser Welt wie großen Herren ergangen ist, vermuthe ich, daß sie auch drüben einen guten Platz haben werden. Ich möchte also dorthin kommen, wo die Könige sind.“ — Er wurde richtig katholisch — und gehängt.

Römische Geschichte.

Triumvirat. Proscriptionen.

Tod des Brutus. Fall der Republik.

(42 Jahre vor Christus.)

Das alte Bononia (jetzt Bologna) lag in einer von grünen, lachenden Hügeln durchzogenen Gegend. Mehrere Bäche oder Flüßchen schlängeln sich durch die Niederungen. Sie sind ziemlich unbedeutend, müssen aber damals ansehnlicher gewesen sein, da von einer Insel berichtet wird, welche der Lanuvius oder nach andern Angaben der Rhenus (Reno) gebildet habe. Von beiden Ufern führten Brücken hinüber, wodurch die Verbindung vermittelt wurde. Dieses Fleckchen Erde hatten die drei Männer für die verabredete Zusammenkunft ausersehen. Sie näherten sich mit einer gleichen Anzahl Legionen. Lepidus betrat zuerst die Insel, und als er die gegenseitige Sicherheit gewahrt sah, folgten Antonius und Octavian. Sie verhandelten als unabhängige Machthaber über den Staat, über Hab und Gut, Leib und Leben der Bürger. Die gesammte Reichsgewalt übertrugen sie auf sich selbst, zu welchem Ende sie den Ehrennamen Triumvirn (Dreimänner) sich beilegten und zwar auf die nächsten 5 Jahre. Ebenso maßten sie sich das Recht an, die Staatsämter zu vergeben und die Provinzen unter sich zu vertheilen. Ferner ward der Krieg gegen die Verschwornen beschlossen, welche den Osten des Reiches an sich gebracht hatten. Bei der Erschöpfung der Staatskasse schien es schwer, die Geldmittel zu diesem weit aussehenden Kampfe aufzubringen; allein die politischen Rechner fanden einen leichten Ausweg; die Gegenpartei selbst sollte mit Gut und Blut Zahlung leisten; das, meinten sie, sei gerecht und billig. Sofort wurden Proscriptionstabellen gemeinschaftlich aufgestellt, wobei man in entsetzlicher Harmonie, gegenseitig Freunde, Anhänger, Verwandte Preis gebend, nur den

politisch rechnenden Verstand reden ließ. Da wurden unter die Hunderte und Tausende von Geächteten auch L. Cäsar, des Antonius Oheim, gesetzt, ebenso der Bruder des Lepidus, der des Plancus, der Schwiegervater des Assinius Pollio. Der Besitz eines schönen Hauses, oder Gutes, noch mehr ein bitteres Wort, ein Widerspruch gegen einen der Machthaber brachte auf die Todtenliste. Kein Wunder daher, daß auch Cicero zum Opfer außersehen wurde, der bisher mit den scharfen Waffen langathmiger Reden den Antonius bekämpft hatte. Er, sein Bruder und noch fünfzehn Koryphäen seiner Partei sollten den Blutreigen eröffnen. Ihre Namen wurden sogleich dem Consul Q. Pedius angezeigt, damit er das Henkeramt an ihnen verrichte.

Die Heere vernahmen mit Jubel die Vereinbarung ihrer Befehlshaber und folgten ihnen nach Rom. Am ersten Tage zog Octavian, am zweiten Antonius, am dritten Lepidus, jeder mit seinen Prätorianern und je einer Legion, in die Stadt. Dann traten sie vor die Volksversammlung, welche in dumpfem Schweigen die Beschlüsse der Souveräne entgegennahm und schließlich, um die Farce vollständig zu machen, dieselben durch Abstimmung genehmigte. Wer hätte auch Widerspruch gewagt, da die Schrecken des Todes über allen Bürgern schwebten! Denn aufgestellt waren die Proscriptions-Tafeln mit den Namen von 130, nach andern Angaben von 300 Senatoren und 2000 Rittern. Für den Kopf eines Geächteten sollte der freie Mann 25,000 Denare, der Sklave 10,000 nebst der Freiheit erhalten. Die entsetzliche Menschenjagd begann zuerst in der Stadt, wüthete dann in der Umgegend und bald durch ganz Italien. Gattinnen, Väter, Söhne, Brüder, Freunde wurden in dieser verderbten Zeit zu Verräthern, um das Blutgeld zu verdienen. Kein Asyl, kein Heiligthum, kein Schlupfwinkel schützte die außersehenen Opfer. Doch verleugnete sich auch damals der angeborne Adel der Menschennatur keineswegs. Mehrere treue Sklaven erlitten für ihre Gebieter den Tod, indem sie, in ihre Gewänder gehüllt, den Mördern sich Preis gaben. Ein solcher Sklave setzte sich in eine Sänfte, während sein Herr den Trägern beigemischt war. Als die Verfolger die Fliehenden einholten, starb er muthig, ohne durch einen Laut die Verwechselung zu verrathen. Ein Sohn rettete seinen Vater in einem Leichenzug. Den Lucretius verbarg seine treue Gattin unter dem Dache in einem Versteck, obgleich jede Verheimlichung der Art Verderben bringen konnte. Durch schleunige Flucht auf sein Tusculanum hatte sich Cicero eine Zeitlang der Verfolgung entzogen. Da hier keine Sicherheit mehr zu finden war, machte er sich auf den Weg nach der kleinen Hafenstadt Astura. Sein Bruder und dessen Sohn, die gleichfalls auf der Blutliste eingezeichnet waren, hatten ihn bisher begleitet, kehrten aber heimlich nach Rom zurück, um nöthige Geldmittel zu beschaffen. Als man sie erkannte, erduldeten sie, was sie als eine Gunst erflehten, gleichzeitig den Tod. Er selbst, der greise Consular, erreichte ein Schiff; da jedoch widrige Winde eintraten, landete er am circeischen Vorgebirge. Er war der Mühseligkeiten fernerer Flucht, der Schrecknisse, vielleicht des Lebens müde; daher begab er sich nach seinem unfern gelegenen Landgut bei Formiä. Ein Schwarm von krächzenden Raben soll die treuen Diener auf eine nahende Gefahr aufmerksam gemacht haben. Sie nöthigten ihn durch dringende Bitten, eine Sänfte zu tragen, welche sie mit äußerster Anstrengung auf dem Weg nach dem Meere forttrugen. Indessen brach ein wilder Kriegstribun, Popillius Länas, früher Cicero's Client, in die Villa ein. Mit seinen Schergen durchsuchte er das Haus, die Gärten und andere Anlagen. Von einem verrätherischen Sklaven zurecht gewiesen, folgte er in wüthender Hast der Sänfte. Sobald der greise Redner die nachfolgenden Bluthunde wahrnahm, ließ er Halt machen, vielleicht um sie anzureden, aber ehe er ein Wort vorbringen konnte, traf ihn der Todesstreich. Den Kopf und die Hand des Greises brachte der Mordgeselle dem Antonius, der doppelten Lohn dafür bezahlte und beide Gegenstände seines Hasses zu oberst an der Rednerbühne aufstecken ließ, wo schon andere Häupter von Geächteten angeheftet waren. Wenn berichtet wird, Antonius habe mit unersättlicher Grausamkeit gewüthet und nur kaum für schwere Geldopfer seinen Oheim Lucius Cäsar und einige Wenige entkommen lassen, Lepidus nur seinen Bruder L. Paulus: so schaudert man wohl über diese Folgen eines unversöhnlichen Hasses; aber es waren harte, an Krieg und Blutvergießen gewöhnte Naturen, die solche Gräuel verübten. Dagegen blickt man mit Entsetzen auf den Dritten in dem Blutbunde, den neunzehnjährigen Jüngling Octavian, der Freunde und Verwandte opferte, ohne durch langjährigen Parteihaß zu diesem Aeußersten getrieben zu sein. Mag er immerhin, wie man von ihm rühmt, da und dort Milde geübt, Treue belohnt, späterhin Verräther bestraft haben; wie kalt und entblößt von menschlichem Gefühl muß doch das Jünglingsherz gewesen sein, das in die Schlächterei von Tausenden einwilligte!

Mit dem Jahre schloß das Mordgeschäft, nicht aber die Plagen, die Cäsar's Tod über Italien gebracht hatte. Mehrere Verschworne waren gefallen; doch ihre Häupter Brutus und Cassius standen jenseits des Meeres an der Spitze mächtiger Heere. Sie erkannten keinen andern Richter an, als den Gott des Krieges, vor dessen Tribunal sie die Bluträcher forderten. Auch Sextus Pompejus, durch einen früheren Senatsbeschluß mit dem Befehle über die Seemacht betraut, hielt Sicilien besetzt, bedrohte das Festland und nahm die entronnenen Flüchtlinge mit offenen Armen auf. Darum war Krieg die Losung, wozu man Geld und immer mehr Geld brauchte. Das Bedürfniß belief sich auf 200 Millionen Denare. Um dieselben

aufzubringen, erhob man eine fast unerschwingliche Vermögens-Steuer; man forderte von allen Landgütern die Hälfte des jährlichen Ertrags, von allen Häusern ebenso die Hälfte der jährlichen Miethe. So entstand eine gänzliche Umwälzung des Vermögens und aller Verhältnisse, Niemand wagte Einhalt zu thun, oder Widerspruch zu erheben; denn unter Mord, Raub und krampfhaften Zuckungen war auch der Schein eines freien Staatslebens zu Grabe gegangen. Das war aber nur im Abendlande der Fall; morgenwärts stand noch der Namen „Republik" auf den Bannern zahlreicher Legionen geschrieben, deren Führer sich bereit machten, dem Wort, an das sie glaubten, Geltung zu verschaffen. Zu ihnen, auf einen andern Schauplatz treten wir, um ihre Thaten zu betrachten.

Schlacht bei Philippi.

Brutus und Cassius hatten sich nach den Vorgängen in Rom nach Athen gewendet, wo man sie als Tyrannenmörder und Helden der Freiheit festlich aufnahm und ihnen Standbilder errichtete. Als sie von der zunehmenden Macht der Gegenpartei in Rom hörten, trennten sie sich, der Eine, um in Macedonien, der Andere, um in Syrien sich Geltung und Achtung zu verschaffen. Brutus erhielt auf Euböa bedeutende Summen, es wurden ihm nämlich die Steuern aus Kleinasien (10,000 Talente) überliefert. Damit gewann er vieles müßige Kriegsvolk, auch den Statthalter von Macedonien nebst den Legionen in dieser Provinz.

Antonius, der Bruder des Triumvirs, der wider ihn ausgesandt war, fiel zu Apollonia in seine Gewalt und mußte späterhin, als Sühnopfer für Dec. Brutus, sterben. Dem Helden der Freiheit war, so schien es, das Glück in allen Unternehmungen treu, sein Heer wuchs fortwährend, und ein erfolgreicher Zug gegen illyrische und thracische Völker kettete es noch mehr an seine Person. Die drohenden Bewegungen im Westen veranlaßten ihn, sich nach seinem Bundesgenossen umzusehen, und er fand ihn in gleicher Weise gerüstet. Cassius hatte nämlich in Syrien, wo er vom Parteikriege her noch wohlbekannt war, viele Freunde und Anhänger. Sie sammelten sich unter seinen Fahnen. Auch mehrere Befehlshaber, die mit Veteranen-Legionen unter den schon veralteten Parteinamen des Cäsar und Pompejus gegen einander in den Waffen standen, gingen zu dem republikanischen Feldherrn über. Ihnen ahmten andere Legionen nach, die aus Aegypten herangezogen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den für Syrien ernannten Proconsul Dolabella mit leichter Mühe zu überwältigen. Gegen 12 Legionen mit zahlreicher Reiterei hatte er auf diese Art unter seine Fahnen vereinigt, als ihn die dringende Mahnung des Brutus zu einer Zusammenkunft in Smyrna erreichte. Er setzte sich dahin in Bewegung und unterwarf auf dem Marsche Städte und Völker, die Widerstand leisteten mit niederbeugender Gewalt, wobei er wie bisher ungeheure Summen eintrieb. In der prächtigen Seestadt sahen sich nun die alten Freunde und Genossen wieder, die als heimathlose Flüchtlinge von einander geschieden waren. Stolze Hoffnungen schwellten ihre Brust, wenn sie auf die weit umher im Waffenglanz gelagerten Legionen blickten. Sie hätten vielleicht am besten gethan, sogleich, wie Brutus rieth, nach dem Abendlande aufzubrechen, um sich daselbst mit S. Pompejus zu vereinigen; allein Cassius meinte, man müsse vorerst den Rücken ganz frei haben, und der Freund fügte sich der Einsicht des älteren Mannes. Daher trennten sie sich abermals; der Eine schritt zur Züchtigung der trotzigen Rhodier, der Andere zur Bekämpfung der lycischen Eidgenossenschaft. Beide Unternehmungen glückten, obgleich die seekundigen Insulaner auf ihren Galeeren, die Lycier in ihren Bergen und festen Städten verzweifelten Widerstand leisteten.

Zum zweiten Mal trafen die siegreichen Heerführer zusammen und zwar in der lydischen Hauptstadt Sardes. Sie hatten aber Beschwerden gegen einander, die mit scharfen Worten erörtert wurden. Denn Brutus hielt strenge Mannszucht; er strafte ohne Ansehen der Person alle Uebertretungen, namentlich Raub und Erpressungen; er tadelte sogar, daß sein Genosse mit schonungsloser Strenge Geld zusammentrieb. Cassius dagegen meinte, man dürfe in dem bevorstehenden Kampfe um die höchsten Güter nicht mit engherziger Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel verfahren.

Das gemeinschaftliche Interesse und der durch Cäsar's Blut geweihete Bund stellte die Eintracht wieder her. In völliger Uebereinstimmung setzten sich darauf die Feldherren in Bewegung. Die gewaltigen Heeresmassen, gegen 100,000 Mann, darunter 20,000 Reiter, marschirten der Küste entlang. Sie erreichten den Hellespont und sammelten sich bei Abydos.

Während die verschiedenen Heerhaufen und die zur Ueberfahrt bestimmten Schiffe anlangten, berietben die Führer den Plan zu dem Feldzug, der nicht blos über ihr Leben, sondern, was ihnen höher galt, über ihr Vaterland entscheiden sollte. Brutus zeigte sich dem Anscheine nach heiter und voll Zuversicht; aber innerlich mochten ihn mancherlei Zweifel beunruhigen. Er hing der von Plato gestifteten Schule der Akademiker an, die einen höchsten Schöpfer und Regierer der Welt annahm; in seinen sittlichen Grundsätzen dagegen war er Stoiker. Als solcher erkannte er in dem Laster das einzige Uebel, in der Tugend das einzige Gut, das des Wunsches und Strebens würdig sei. Nach den Begriffen des Alterthums glaubte er ferner, der ehrenwerthe Mann müsse als höchstes Ziel der Tugend die Befreiung des Staates von Unterdrückung betrachten. In dieser Ueberzeugung hatte er, die Gefühle der Bewunderung und der Dankbarkeit bemei-

fternd, den Dolch gegen Cäsar gerückt. Jetzt, da er die Folgen der That, den Jammer der Aechtungen, die Erbärmlichkeit der an Cäsar's Stelle getretenen Menschen übersah, erhoben sich wohl nagende Zweifel in seiner Seele. Vielleicht drängte sich ihm der Gedanke auf, daß ein Volk ohne sittliche und physische Kraft einer freien Verfassung weder werth, noch zu ihrer Aufrechthaltung fähig, daß es rettungslos dem Despotismus verfallen sei. Er war gewohnt, wie alle geistig erregten Männer, wenig zu schlafen; daher pflegte er einen Theil der Nacht seinen philosophischen Studien zu widmen. In solche Betrachtungen vertieft, saß er einstmals in seinem Zelte bei mattem Lampenschein, während rings um das Lager in tiefer Stille ruhte. Da glaubte er ein Geräusch zu hören, und wie er aufblickte, sah er eine Gestalt von übermenschlicher Größe dicht neben sich stehen. Furchtlos fragte er, wer sie sei und was sie begehre. „Ich bin dein böser Genius," antwortete die Erscheinung; „bei Philippi sehen wir uns wieder." Das grausenhafte Gesicht verschwand nach diesen Worten, und der Feldherr starrte in den leeren Raum des Gemaches. Als er Dienerschaft und Wachen befragte, wollte Niemand Etwas wahrgenommen haben. — Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß diese seltsame Gespenstererscheinung, die von einigen Schriftstellern berichtet wird, ihren Grund nur in der aufgeregten Phantasie des Brutus haben konnte, wenn nicht, was sehr wahrscheinlich, die Erzählung überhaupt das Resultat einer müßigen Erfindung ist. Der erstern Meinung war auch Cassius, der, als Epikurär, die Götter ferne von den Sterblichen und unbekümmert um ihre Schicksale sich dachte. Er rieth dem Freunde, dieses Trugbild der Sinnestäuschung nicht weiter zu beachten, da Dämone, deren Dasein höchst zweifelhaft sei, gewiß nicht in menschlicher Gestalt erscheinen würden.

Weithin am Gestade des Hellespontes lagerten die Legionen der Feldherren in glänzender Rüstung, während ihre gewaltigen Galeeren auf den Wogen sich schaukelten. Unbehindert ging die Einschiffung von Statten und nach kurzer Fahrt die Landung in Europa. Die thracischen Stämme sahen mit Staunen die kriegerische Macht durch ihre Gaue ziehen, nicht um gegen sie selbst, sondern um gegen die eigenen Landesgenossen die Waffen zu versuchen. Bis an die höheren Berge rückte der lange Zug vorwärts; aber in den Engpässen sah man römische Schilde und Schwerter, da standen feindliche Legionen in unangreifbarer Stellung. Es waren Norbanus und Decidius Saxa, welche die Triumvirn mit acht Legionen voraus gesandt hatten, um das Vordringen der Gegner aufzuhalten. Ein thracischer Fürst zeigte jedoch einen Weg über die Creniden (quellenreiche Höhen), der nur schwach besetzt war, und so kamen die republikanischen Führer nach kurzem Gefechte in die Ebene von Philippi, der Insel Thasos gegenüber, wo die Flotte zur Deckung ansehnlicher Magazine vor Anker lag. Warum sie nicht, den ohnmächtigen Feind umgebend, an das jonische Meer, nach Illyrien und Epirus vorrückten, um daselbst mit Sextus Pompejus gemeinschaftliche Sache zu machen, ist schwer zu errathen. Indessen begnügten sie sich, ein zahlreiches Geschwader unter Statius Marcus in jene Gewässer zu senden, und suchten selbst den Narbanus zu überwältigen.

Die Triumvirn hatten ihre Anordnungen getroffen, ihre Rüstungen vollendet. Lepidus allein mit hinreichender Mannschaft sollte Rom und Italien hüten, seine beiden Amtsgenossen führten ihre Legionen gegen die Republikaner die kein Henkerbeil, keine Achtserklärung erreichen konnte. Antonius marschirte geradenwegs nach Brundusium, während Octavian gegen Pompejus einen vergeblichen Versuch machte. Nach einem zweifelhaften Seetreffen eilte er, sich mit seinem Kollegen wieder zu vereinigen. Statius, der bisher mit seinem Geschwader den Hafen gesperrt hatte, mußte vor der verbündeten Seemacht weichen, und nun landeten die Rächer Cäsar's in Dyrrhachium. Bald standen sich die Gegner zum entscheidenden Kampfe gegenüber. Ihre Lager befanden sich in nicht großer Entfernung von einander: das der Republikaner auf zwei Anhöhen, das der Triumvirn in der nach dem Meere zu sumpfigen Niederung, hinter welcher südwärts der Boden allmählich zu dem goldreichen pangäischen Gebirge emporstieg. Auf beiden Seiten erhoben sich die silbernen Adler und die Feldzeichen der Cohorten, auf beiden Seiten glänzten römische Rüstungen und Schwerter. Hüben und drüben waren 19 Legionen versammelt, und wenn die Bluträcher auch namentlich an Reiterei schwächer waren, so hatten sie doch ihren Schaaren die alten Kernvölker Cäsar's, die nach der Zahl der Feinde nicht fragten. Von Morgen her waren die Freunde der freien Staatsverfassung gezogen, von Abend, aus Rom selbst, hatten sich die Völker der Gewaltherren aufgemacht, um die Republik in Trümmer zu schlagen. Aber die Soldknechte selbst kämpften nur um Siegesehren, um Lohn und Beute; die Befehlshaber allein kannten den Preis, um den sie Mühseligkeiten erduldeten u. Schlachten schlugen.

Die Lage der Republikaner war in jeder Beziehung günstig. Sie standen auf Anhöhen, unterhielten die Verbindung mit den Booten, wo ihre Galeeren, im Hafen von Neapolis ankernd, für Verproviantirung sorgten; sie hatten endlich gefüllte Kassen, um den Sold und andere Bedürfnisse zu bestreiten. Die Gegner mußten ihren Bedarf aus den entlegenen Magazinen von Amphipolis beziehen; sie hatten im Spätjahr die Ausdünstungen der Sümpfe zu fürchten, und in ihrem Rücken lauerte nicht nur die Flotte des Statius, sondern auch Pompejus, der leicht aus seiner abwartenden Stellung zum Angriff übergehen konnte

Die Blutfahne wehte am frühen Morgen über dem Lager; die Legionen ord-

neten sich zum Ausrücken. Die Feldherren beriethen die Schlacht inmitten der harrenden Schaaren; sie waren entschlossen, zu siegen oder, im ungünstigen Falle, durch den Tod dem Hohne der Feinde und allem Ungemache zu entrinnen. In unabsehbaren Linien dehnten sich die Legionen aus, geordnet, wie es scheint, in nicht bedeutender Tiefe mit den üblichen Zwischenräumen und vielleicht ohne das dritte Treffen. Eine Tuba gab das erste Signal, dann fielen alle Tuben und Hörner ein, worauf wieder Todtenstille eintrat. Als nochmals in hellen, schmetternden Tönen die Hörner erklangen, stürmte der rechte Flügel der Republikaner, ohne Losung und Commando des Feldherrn abzuwarten, gegen den Feind. Nach kurzem Kampf schwenkten sich die äußersten Cohorten, die Gegner überflügelnd, in deren Rücken und drangen zugleich in das Lager ein, indem sie Wälle und Besatzung niederwarfen. Der kranke Octavian hatte sich kurz vorher geflüchtet, sonst hätte er in dem mörderischen Getümmel frühe seine Laufbahn beschlossen. Denn auch Brutus, der für die vorgedrungenen Cohorten in Sorge war, suchte mit äußerster Gewalt durchzubrechen. Mitten im Sturme des Gefechtes sah man den Purpur des Feldherrn, und es war, als ob noch einmal der Geist der Freiheit, welche dem Helden vorschwebte, die Krieger begeisterte. Sie brachten die feindlichen Reihen zum Weichen, mehrere Legionen wurden in Stücke gehauen, drei Adler erbeutet und der linke Flügel gänzlich aus dem Felde geschlagen. In der Hitze des Kampfes, in der Siegesfreude hatte Niemand, auch nicht der Feldherr, an die Waffenbrüder auf der andern Seite gedacht. Die weite Entfernung hinderte den Ueberblick; als aber die Besonnenheit zurückkehrte, forschte man eifrig nach den Freunden, die man in gleichem Vortheil glaubte. Aber dort sah man verworrene Massen durch einander wogen und das Lager von Waffen und Standarten erfüllt, die nicht der schwachen Besatzung angehören konnten.

Brutus, aufgeschreckt aus dem Freudentaumel und Schlimmes ahnend, sandte einige Turmen auf Erkundigung aus. Die Reisigen sahen bald überall Spuren von der Niederlage ihrer Verbündeten. Denn zu Anfang, da Cassius zögerte, vorzugehen, hatte Antonius durch einen unerwarteten Angriff von den Dämmen in der Niederung den republikanischen linken Flügel zersprengt. Vergebens hatte sich der Feldherr den Flüchtigen entgegengeworfen, eine Fahne ergriffen, wider den Feind gekehrt, er ward in die Flucht verwickelt und mit fortgerissen, bis er erschöpft mit einigen Getreuen auf einem entlegenen Hügel Halt machte. Als er hier das Geschwader des Brutus herantraben sah, schickte er einen ergebenen Mann ab, zu erspähen, ob Freund oder Feind nahe. Der ward alsbald erkannt und von den Waffenbrüdern jubelnd umringt, welche ihm die frohe Botschaft von dem Siege ihres Feldherrn brachten. Nun sollte damit Cassius erfreut werden; darum sprengten sie eilends nach der Anhöhe. Sie fanden aber nur den Leichnam des unglücklichen Mannes; denn als derselbe seinen Boten von den Reitern umringt sah, hielt er aus unseligem Irrthum denselben für gefangen, diese für Feinde, und ließ sich von seinem Freigelassenen Pindarus, der ihm schon im Partherkriege gedient hatte, den letzten Dienst mit dem Schwert erweisen. Ueber der blutigen Leiche erstach sich verzweifelnd der Bote, der den Irrthum veranlaßt hatte. Bald erschien auch Brutus, um dem Letzten der Römer, wie er ihn nannte, eine Thräne nachzuweinen, dann aber den Kampf wider das Geschick mit unverzagtem Muthe bis an's Ende zu bestehen.

Noch war nichts verloren; auf beiden Seiten war Sieg und Niederlage gleich vertheilt und ein Sieg der republikanischen Flotte im ionischen Meere brachte sogar einen feindlichen Heerhaufen, darunter die Marslegion, in Gefangenschaft. Brutus, der leider von diesem glücklichen Ereigniß nichts erfuhr, sammelte die Trümmer des zersprengten linken Flügels, ersetzte auch den Kriegern ihren Verlust durch reichlichen Sold und suchte sie dadurch zum Ausharren zu bringen. Indessen merkte er bald an manchrelei meuterischen Bewegungen, daß durch den Tod des Waffenbruders zugleich ein Band des festen Zusammenhaltens zerrissen sei. Er fürchtete mit Recht bei längerer Zögerung den Beifall ganzer Abtheilungen und beschloß, noch einmal dem Gott der Schlachten sein und des Staates Wohl anheim zu geben. Er that, was sein mußte, und ließ sich durch eine zweite Gespenstererscheinung nicht irre machen.

Zum letzten Male war das Wort Freiheit die Losung, schwebte die Herrlichkeit der alten Republik einem edeln Römer vor Augen. Noch gehorchten ihm zahlreiche Legionen, und auf seinen Wink rasselten Geschosse, blitzten Schwerter im tödtlichen Gefecht. Unerschütterlich standen seine Cohorten im Handgemenge, allmählich gewannen sie Boden und drängten die Feinde zurück; allein noch schneller hatte an diesem Tage, wie am ersten, Antonius auf der andern Seite die republikanischen Glieder zum Weichen gebracht, durchbrochen, aufgelöst. Er fiel nunmehr dem von Brutus geführten Flügel in den Rücken. Da sanken im verzweifelten Kampfe L. Cassius, ein Bruder des Feldherrn, M. Cato, ein Sohn des Republikaners von Utica, wahrscheinlich auch Casca, der einst den ersten Dolch auf Cäsar gezückt hatte, und viele nambafte Männer. Brutus stritt unter ihnen bis jede Ordnung gelös't und die Flucht allgemein war. Mehrere Reisige setzten ihm auf schnellen Rossen nach; allein Lucilius, ein ihm ergebener Freund, warf sich ihnen in den Weg, indem er sich für den Feldherrn ausgab. Als die Reiter den kostbaren Fang dem Antonius vorführten, sagte derselbe zu ihnen, sie hätten sich zwar geirrt, aber unwissend einen weit bessern Fund gethan, nämlich statt eines Feindes einen Freund eingebracht, der ihm für alle Zeiten treu bleiben werde. Die Folgezeit bewies, daß er sich nicht irrte.

Unterdessen entkam Brutus mit einem

kleinen Gefolge. Er ging bei eintretender Dämmerung über einen Bach mit steilen, buschigen Ufern und barg sich in einer Felsenschlucht. Einer von den Begleitern holte Wasser in einem Helm; als er aber zum zweiten Male den Versuch machte, waren schon Feinde in der Nähe welche ihn mit Geschossen verwundeten. Nun erkannte Brutus, daß weitere Flucht vergeblich sein werde. Er wendete sich an seinen Lieblingssklaven, damit er ihm die letzte Noth des Lebens erleichtere, an seinen Waffenträger, an mehrere Genossen; sie weinten, weil er ihnen so lieb war; aber sie konnten nicht die Hände zu dem begehrten Dienste bieten. Zuletzt fand sich ein entschiedener, ihm von langer Zeit her befreundeter Mann, der ihm mit abgewandtem Angesicht das Schwert entgegenhielt. Wie der Feldherr, so wählten noch andere republikanisch gesinnte Männer freiwilligen Tod; so that auch Porcia, seine Gattin, eine Tochter Cato's, als die Nachricht von den erschütternden Ereignissen nach Italien kam. Das hochherzige Weib, das dem Gemahl stets berathend und helfend zur Seite gestanden hatte, wollte ihn und die freie Verfassung des Staates nicht überleben; sie suchte und fand ein schmerzhaftes Ende.

Georg Forster.

Seine Ansichten über Staatsleben.

Von Jakob Moleschott.

Wir haben den Schwerpunkt der Forster'schen Anschauung darin zu suchen, daß er an Naturnothwendigkeit auch im Völkerleben glaubte. Denn aus der Naturnothwendigkeit fließt das Gesetz der Entwicklung, das er als den Geist der Geschichte erkannte, und aus dem Gesetz der Entwicklung die sichere Freiheit von Vorurtheilen, welcher die Geschichte ihre milden Urtheilssprüche verdankt.

Jener Entwicklungsgang in der Geschichte der Menschheit war von ihm als ein Naturgesetz durch Erfahrung gewonnen, nicht das abgezogene Hirngespinst eines einseitigen Beobachters von beschränktem Geisteskreis und engherzigen Liebhabereien. Er wußte daher, daß das Jahrhundert, wie das Menschengeschlecht überhaupt, nicht in einem regelmäßigen Schritt vorwärts rückt, sondern in einer unaufhörlichen Rotation. „Der Ball wird von unzähligen Händen geschlagen, geworfen, gestoßen, gestreift, berührt, und alle diese verschiedenen kleinen und großen Impulsionen treiben ihn fort." Bei dieser Einsicht war es unmöglich, daß scheinbare Rückschritte ihn irre machten an der fördernden Bewegung des Ganzen. Allein eben so sicher erwartete er einen bedenklichen Rückschlag, so oft der Fortschritt gewaltsam, mit erkünstelter Frühreife gemacht war. Die Heftigkeit von Joseph's Uebereilungen erschien ihm ebenso bedenklich, wie er es thöricht fand, wenn man die Großartigkeit der französischen Umwälzung mit dem jungen und verjüngten Maaßstab der „winzigen griechischen Freistaaten" messen wollte. Er war im Stande beim „majestätischen Fluß der Lava der Revolution" „sich an die Riesengröße der Zeit mit den ungewöhnlichsten Opfern" hinzugeben; aber er wünschte herzlich, daß „der Vulkan Frankreichs Deutschland vor dem Erdbeben sichern", daß Deutschland sich an Frankreich wärmen und nicht verbrennen" möchte. In der Festigkeit seiner Auffassung kam er bei vertrauten Mittheilungen in dieser Richtung wohl auch zum derbsten Ausdruck, wie wenn er an Lichtenberg aus Polen schreibt: „Die Natur geht stufenweise zu Werke, und Peter der Große, glaubte ich, hatte das Ding beim rechten Zipfel gefaßt, als er seine Bären vorerst durch die Knute und Ukasen zu Hunden umbildete; seine große Nachfolgerin hat noch ein viel zu weiches Herz, um ihnen den thierischen Schwanz mit Stumpf und Stiel zu benehmen."

So sehr auch diese Stelle über Forster's gewöhnliche Milde hinausgeht, so ist sie doch gerade dadurch eigenthümlich, daß er sogar die russische Knute in geschichtlichem Naturrecht verstand. Er geht noch weiter. Er wendet auf das Völkerleben die große Wahrheit an: „Die Menschen erscheinen in ihren Handlungen, wie sie sind; jeder thut, was er nicht lassen kann, und trägt die unausbleibliche Folge." Darum meint er, „thäten wir am besten, Niemand zu richten und zu verdammen."

Von diesem höchsten Standpunkt steigt er nie herunter, wenn er sich auf die Beurtheilung des Völkerlebens einläßt. „Tugend und Laster sind ihm relative Begriffe, welche im Nationalcharakter nur verhältnißweise mit anderen Völkern gebraucht werden dürfen; und auch alsdann muß man keinem Volk, ohne Zuziehung der Sittenlehre, welche ihm zur Richtschnur dient, das Urtheil sprechen. Auf diese Art vermeiden wir den Vorwurf, daß wir fremden Völkern unsere Gedanken leihen und uns dafür das Recht nehmen, sie nach dieser unbilligen Voraussetzung zu züchtigen oder loszulassen." Das hindert indeß Forster nicht, den Franzosen mehr Festigkeit, Wärme und Liebe, mehr Herz und Empfindung zu wünschen, es zu beklagen, daß sie fast lauter „Kopf und Phantasie" sind, daß „bei den meisten das Herz Eis ist und nur der Kopf glüht." Aber solche Wünsche u. Klagen stören ihn nicht, weil er „keine Nation einzeln als Ideal ansieht," weil „alle zusammen die Masse der ganzen Gattung ausmachen." Für die Franzosen findet er Ersatz unter Engländern, denen „warme Empfindung und kalte Ueberlegung" beschieden ist.

Aus solchen allgemeinen Betrachtungen tritt Forster dann mit beneidenswerther Sicherheit wieder tief in die einzelnsten Bezüge des werkthätigen Lebens hinein. Sein geschichtlicher Blick reicht immer in das Herz des Rechtslebens. Wie oft u. nachdrücklich eifert er gegen „die thörichten Anmaßungen des neuen Völkerrechtes, das auf Entdeckungen den Anspruch auf

Besitz und Eigenthum fremder, von freien Völkern schon bewohnter Länder gegründet hat." Und läßt sich wohl das Anrecht das der Neger hat auf menschliche Behandlung, menschlicher vertheidigen als Forster thut, indem er die Furcht beseitigt, daß der Satz, welcher „die Neger als einen ursprünglich verschiedenen Stamm vom weißen Menschen trennt, den letzten Faden zerschneiden könnte, durch welchen dieses gemißhandelte Volk mit uns zusammenhing u. vor europäischer Grausamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Lassen Sie mich lieber fragen", so fährt er fort, „ob der Gedanke, daß Schwarze unsere Brüder sind, schon irgendwo ein einziges Mal die aufgehobene Peitsche des Sklaventreibers sinken hieß! Peinigte dieser nicht, in völliger Ueberzeugung, daß sie seines Blutes wären, die armen duldsamen Geschöpfe mit Henkerswuth u. teuflischer Freude? Menschen einerlei Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer gereinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten sich ja darum nicht duldsamer und liebreicher gegen einander. Wo ist das Band, wie stark es auch sei, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weißen Mitmenschen ebenso despotisch wie über Neger zu herrschen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbstgefühl und Widerstreben desjenigen, den man bedrücken wollte das hier und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie sollen wir also glauben, daß ein unerweislicher Lehrsatz die einzige Stütze des Systems unserer Pflichten sein könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moralisten von einem falschen Begriffe ausgehen, so ist es wahrlich ihre eigene Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktische Erziehung, die jeden Grundsatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beispiele erläutert, und aus der Erfahrung abstrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menschen künftig fühlen, was sie Menschen schuldig sind, was jede Thierart sogar, mit der sie doch willkürlich umgeben, an sie zu fordern hat; Köhlerglaube hat es nie gekonnt und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig ist, wo alles durch die feinsten Nüancen zusammenhängt, wo endlich der Begriff von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmonischen Zusammenwirken aller einzelnen Theile des Ganzen besteht, stellte sich vielleicht dem höchsten Verstande die Idee einer zweiten Menschengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines vernünftigen Erdwesens würdig sind, und dadurch dieses Wesen selbst um so viel fester in den Plan des Ganzen zu verweben. Weißer! der du so stolz und selbstzufrieden wahrnimmst, daß, wohin du immer drangst, Geist der Ordnung und Gesetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wissenschaft und Kunst den Bau der Cultur vollführen half; der du fühlst, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erste Kindheitsstufe ersteigt und unter deiner Weisheit erliegt. — Weißer! du schämst dich nicht, am Schwachen deine Kraft zu mißbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verstoßen, bis auf die Spur die Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, ist er das Edelste! Du solltest Vaterstelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen Funken der Vernunft in ihm entwickeltest, das Werk der Veredlung vollbringen, was sonst nur ein Halbgott, wie du oft glaubtest, auf Erden vermochte. Durch dich konnte, sollte er werden, was du bist oder sein kannst: ein Wesen, das im Gebrauch aller in ihn gelegten Kräfte glücklich ist. So sprach die Weisheit seines warmen Herzens. Seine Lebensklugheit stellte ihm vor, den Negerhandel allmälig zu unterdrücken, wäre kein besseres Mittel, als die Neger zu lehren, die Waaren, welche sie von den Europäern für Sklaven eintauschen, in ihrem eigenen Lande zu bereiten.

Forster brauchte das Richtige nicht zu suchen, weil er die freie Wechselwirkung von Natur und Geschichte niemals aus den Augen verlor. Er war „für sein Theil überzeugt, daß auch ohne wirkliche Vermischung der Ragen blos durch das Allgemeinwerden einer andern als der Landessprache, durch die vermittelst derselben in Umlauf gekommenen Vorstellungsarten und Ideenverbindungen, endlich durch den Einfluß, den diese auf die Handlungen und auf die ganze Wirksamkeit der Menschen äußern, eine Modification der Organe bewirkt werden kann."

Der höchste Gedankenschwung und die freieste Begeisterung sind nicht im Stande, ihn vergessen zu lassen, daß die einzigen ausreichenden Triebfedern zum Guten in stofflichen Bedürfnissen und nach Genüssen strebenden Wünschen liegen. „Vernünftig", sagt er, „muß der Mensch zuvor werden, um seinen wahren Vortheil im Wohl des Anderen zu erkennen; aus Eigennutz und Verlangen nach einem glücklichen Genusse des Daseins muß er Gerechtigkeit und Billigkeit ausüben, und durch die Gewohnheit recht zu handeln, den wohlthätigen Trieb der Bruderliebe erst von seinen Fesseln entbinden, ehe es ihm gelingt zu der hohen Einfalt jenes reinen Gefühls zurückzukehren, welches, ohne Rücksicht auf die kalten Gesetze der Vernunft, göttlich ahnet, was er, göttlich liebend, Gutes wirken soll."

In allen Schattirungen hat ihn das Wechselleben von Vernunft und Eigennutz beschäftigt. Wie lebhaft stand ihm der Kreislauf der Bildung in der Bewegung des Handels vor der Seele! Wie freut er sich darob in Amsterdam! Begeistert ruft er aus: „Die Stadt mit ihren Werften, Doken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden; das Gewühl des fleißigen Bienenschwarmes längs dem unabsehlichen Ufer, auf den Straßen und den Kanälen; die zauberähnliche Bewegung so vieler segelnden Schiffe und Boote auf dem Südersee und der rastlose Umschwung der Tausende von Windmühlen um mich her — welch' ein unbeschreibliches Leben, welche Grenzenlosigkeit in diesem Anblick

Handel und Schifffahrt umfassen und benützen zu ihren Zwecken so manche Wissenschaft; aber dankbar bieten sie ihr auch wieder Hülfe zu ihrer Vervollkommnung. Der Eifer der Gewinnsucht schuf die Anfangsgründe der Mathematik, Mechanik, Physik, Astronomie und Geographie; die Vernunft bezahlte mit Wucher die Mühe, die man sich um ihre Ausbildung gab; sie knüpfte ferne Welttheile an einander, führte Nationen zusammen, häufte die Produkte aller verschiedenen Zonen — und immerfort vermehrte sich dabei ihr Umlauf, immer schärfer ihre Läuterung. Was von neuen Ideen allenfalls nicht hier zur Stelle verarbeitet ward, kam doch als roher Stoff in die benachbarten Länder; dort verwebte man es in die Masse der bereits vorhandenen und angewandten Kenntnisse, und früher oder später kommt das neue Fabrikat der Vernunft an die Ufer der Amstel zurück."

Wir können nicht umhin, seine Vielseitigkeit zu bewundern. Aber er überbietet diese Bewunderung immer auf's Neue nach einer anderen Richtung. Wie hoch steigt unsere Achtung vor seiner Menschenfreundlichkeit, wenn wir die Klarheit verfolgen, mit welcher er der Menschen Schwächen durchschaute: „Trieb u. sinnlicher Reiz," sagt er, „vermochten immer unendlich mehr über die Menschen, im Ganzen genommen, als Raisonnement und einleuchtendste Wahrheit; noch immer führte die Welt Sittensprüche im Munde und handelte nach leidenschaftlichen Eindrücken; wenn es am besten ging, täuschten sich die guten Leute selbst, und waren bei ihrem Patriotismus so tyrannisch, bei ihren Adlersblicken, so blind, wenn es auf ihre Schwachheiten und Lieblingsneigungen ankam, daß ich die Weisheit der Mönchsregel bewundere: *sine res vadere, sicut vadunt*, d. h. laß geschehen, was du nicht ändern kannst. Darum konnte er an einer anderen Stelle behaupten: „So lange es wahr bleiben wird, daß die größte Anzahl Menschen mehr sinnlich oder thöricht als vernünftig leben und handeln, so lange wird Despotismus bleiben, u. das geduldigere Thier sich vom unbändigeren leiten, treiben, quälen und aussaugen lassen.

Kann man tiefer die Wurzel des Uebels aufdecken als Forster, wenn er sagt: „Gerecht kann ein Volk nicht handeln, den Begriff der Gerechtigkeit kann ein Volk nicht fassen, dem eine fremde Quelle der Erkenntniß heiliger ist, als seine eigene prüfende und richtende Vernunft. — Wo andere Menschen sich auf die angeborene Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, und auf die natürliche Untrüglichkeit und Allgemeinheit der Vernunftschlüsse berufen, verläugnen die Sklaven einer fremden Autorität ihre Empfindung, ihre Denk- und Urtheilskraft, ersticken die Stimme des Gewissens, und folgen blindlings der Impulsion, die ihnen durch jene äußere Kraft der Autorität gegeben ward. Vernunft, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe sind für sie Worte ohne Sinne, sobald sie sich berufen glauben, den Machtsprüchen, die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu verleihen. Umsonst versucht man es, ihnen die sanft überredende Kraft der Gründe entgegenzusetzen. Sie thun Verzicht auf alles was die Menschheit adelt; sie gehorchen nur der offenbaren physischen Gewalt; und um sich ihrer zu erwehren, sieht man sich gezwungen, mit ihren Waffen zu streiten. Mit überwältigender Klarheit hat er diesen Gedanken immer wiederholt. Schon im Jahre 1781 sagte er in seiner Arbeit über Maginbanao: „Sobald die Menschen etwas weniger Gegenwärtigem, als blos sinnlichen Eindrücken offen standen, hatte man das Seil um ihre Hörner geworfen, und nichts war leichter als auf ihnen querfeldein zu reiten! „Und die Politiker," meint er, „wissen es wohl, daß ein Volk, welches sich mit Spielzeug nicht auf eine oder die andere Art den Teufel blenden ließe, wenigstens noch nicht als Volk auf dieser Erde existirt.

Wie Viele sind über diesen betrübenden Wahrheiten ermüdet, wie Viele zu bitterer Verzweiflung, zu mißmuthiger Sorge getrieben worden. „Sorgen Sie nicht, sagt Forster, „nichts ist verloren wo der Samen des Guten bleibt! Die Gegner der Vervollkommnung sollten endlich überzeugt sein, daß man die schönen Träume von idealischer Vollkommenheit den Schwärmern überlassen könne, ohne deshalb an der Sache der Freiheit, oder, welches gleichlautend ist, der Vernunft und Sittlichkeit, zu verzweifeln. Gutes und Böses sind in unseren Verhältnissen nirgends ganz unvermischt, und der Grad des Mehren oder Mindern bestimmt die Unterschiede. Im strengen Wortverstande war noch keine Verfassung so durchaus böse, daß nichts Gutes mehr dabei gedeihen oder bestehen konnte, keine so schlechterdings vollkommen, daß nicht Fehler, Mißbräuche und Verbrechen darin möglich wären. Wird man aber daraus folgen dürfen, daß es der Mühe nicht lohne, dem Uebermaaße des Bösen abzuhelfen und seinem Fortschritt ein Ziel zu stecken? Wird es darum gleichgültig sein, ob wir unter einer guten oder bösen Regierung leben? Wenn der Zweck unseres Daseins lediglich durch die Uebung und Anwendung unserer Verstandeskräfte erreicht werden kann, dürfen wir es gut heißen, daß die Menge von dieser Bestimmung ausgeschlossen und von ihrer Erreichung gewaltthätig abgehalten werde, weil es freilich unmöglich ist, daß Alle sich in gleichem Grade zu vernünftigen und sittlichen Wesen entwickeln? Wenn Jemand eine Anzahl Kugeln nach einem bestimmten Ziele zu werfen hätte, wie thöricht würde es uns vorkommen, falls er sich bereden ließe, daß er sie eben sowohl in entgegengesetzter Richtung dürfe laufen lassen, weil sie doch nicht alle das Ziel erreichen könnten.

Der zähe Muth, der den Menschen befähigt, das Wenige zu thun, trotzdem daß er das Ganze nicht erreichen kann, war bei Forster genährt von der erhebenden Ueberzeugung, daß „die Wahrheit auch die dicksten Finsternisse mit ihrem, nicht blos leuchtenden, sondern auch eindringenden und alles Unreine verzehrenden Strahl verwandeln wird, und daß der Egoismus, der vor lauter Furcht,

seinen Zweck zu verfehlen, falsche Maaßregeln ergriff, es sich selbst zuschreiben muß, wenn Geist, Gefühl und Muth auf der einen Seite, gegen Ohnmacht des Verstandes, des Herzens und der Mannheit auf der anderen, statt einer ruhigen, kaltblütigen Erörterung, jezt mit einer hunderttausendzüngigen Beredtsamkeit die Freiheit predigen, und, als erwählte Rüstzeuge der Vorsehung, Wunder thun!

Vertrauen zur Siegeskraft der Wahrheit und Liebe zur Freiheit gehen immer Hand in Hand. Beide fließen aber unmittelbar aus der Einsicht in das Gesetz der Entwicklung, die ohne Veränderung und Fortschritt nicht denkbar ist. „Ist die innere, sittliche Freiheit," sagt Forster: „die wahre Grundlage menschlicher Glückseligkeit; ist alles Glück unsicher außer demjenigen, welches in dem Bewußtsein der moralischen Unabhängigkeit besteht: so hintergeht man uns, wenn man in allen Fällen auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes dringt und den hohen Genius anfeindet, der vielen Menschen Veranlassung gab, durch ungehemmte Wirksamkeit der Geisteskräfte sich zu jenem Bewußtsein emporzuschwingen.

Durch alle ähnlichen Aeußerungen Forster's zieht sich als Grundgedanke die unerschütterliche Wahrheit, daß man durch sittliche Freiheit, d. h. durch Einsicht und Tugend die bürgerliche und staatliche verdienen muß. Darum „bedauerte er gewöhnlich die unterjochten Völker nicht." „Ihre Sklaverei sei auf ihrem eigenen Haupte!" sagt er. „Gegen die Löwenkräfte des freien Menschen, der seine Freiheit über alles liebt, sind alle Höllenkünste der Tyrannei unwirksam.

Weil Forster die Wahrheit kannte, „daß der Mensch nichts ohne Leidenschaften ausrichtet, und daß mithin an jene idealische Vollkommenheit, welche wir oft in Büchern träumen, so gut als gar nicht zu denken ist, verfolgte er auch in den gewaltigen Auftritten der Umwälzung das Walten einer Naturkraft, deren Folgen oft den Schranken der menschlichen Vernunft und verständigen Wünschen zu entwachsen scheinen. Allein er fand es „der Mühe nicht werth, die Armseligkeit zu widerlegen, womit einige verworfene Schriftsteller die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die eine große Revolution nothwendig mit sich bringen mußte, als Enormitäten der ersten Größe und als Schandflecken der Geschichte darzustellen bemüht sind, indeß sie den systematischen Mord von Tausenden durch den Ehrgeiz kriegführender Despoten u. die langsame Vergiftung der Fremden von Hunderttausenden, durch die Erpressung unerschwinglicher Abgaben für nichts achten, oder wohl gar als ruhmvolle Thaten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluche der gegenwärtigen und kommenden Generation zu sichern hoffen." „Traurig nennt er die Wahl zwischen zwei großen Uebeln; allein es liege schon in der Natur der Sache, daß die Folgen der Anarchie, wie schwarz die Miethlinge des Despotismus sie auch schildern mögen, nur Kinderspiele sind gegen die Schandthaten beleidigter Sklaventreiber. Ihre Erbitterung wird giftiger durch die vermeinte Kränkung ihrer Herrscherrechte; ihr Zweck ist nicht blos Unterjochung, sondern zugleich Rache u. Strafe; sie sind immer Krieger und Henker zugleich; sie zerstören und verwüsten aus Grundsatz und nach einem vorher bedachten Plan."

Forster wollte Staatsumwälzungen „nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachtet wissen, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen." Die Hauptsache war ihm zu sehen, wie „Frankreichs Einwohner in eine Activität geriethen, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge lag; ob sie glücklicher im gewöhnlichen Sinne des Wortes dadurch geworden seien, konnten nach seiner Ansicht nur diejenigen fragen, die über menschliche Angelegenheiten nie nachgedacht und keine Erfahrungen eingesammelt hätten. Die Natur oder das Schicksal frage nicht nach dieser besonderen Art von Glück." Die „verwundenden Erscheinungen des Augenblicks nennt er blos Stürme der Revolution, auf welche wieder heiteres Wetter folgen wird. Wenn der Blitz hie und da eingeschlagen hat oder der Hagel einige Felder zerschlägt, hätte man doch Unrecht zu glauben, daß der Welt Untergang nahe oder die Hungersnoth allgemein vor der Thüre sei."

„Wer möchte für die Revolution eine Lanze brechen," fragt Forster, „wenn es darauf abgesehen wäre, die Moralität und Vernunftgemäßheit aller einzelnen Auftritte und Begebenheiten in ritterlichen Schutz zu nehmen? Allein soll man deshalb auch den bewundernswürdigen Ideenreichthum, die Menge der erhabensten Vernunftwahrheiten, die unzähligen Berührungen und Schwingungen des edelsten Menschensinnes, kurz das große Schauspiel des Ringens und Hervorbringens einer solchen Masse von Geisteskräften, die bei jenen Anlässen bald empfangen und bald sich mittheilen, schlechterdings verkennen und für nichts rechnen?" — „O über die Kinder, die sich die Nase an einer Stuhlecke stoßen, und den Stuhl dafür peitschen! — O über die Klügler, die, wenn das Gewitter, das die Saaten erquickt, zugleich Dörfer in Brand steckt, Menschen und Heerden erschlägt, nicht wissen, ob sie es Wohlthat oder Plage nennen sollen!"

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Die Jakobinerinnen (1790.

Am 6. Oktober 1790, an demselben Tage, an welchem Ludwig XVI. Versailles verlassend, den Hauptakt der Revolution, die Erklärung der Menschenrechte unterzeichnet, hatte er dem Könige m

Spanien seine Protestation geschickt. Seit jenem Tage hatte er die Idee gefaßt, auf österreichisches Gebiet zu fliehen und mit bewaffneter Macht zurückzukehren. Dieser Vorsatz, anempfohlen von Breteuil, der Creatur Oesterreichs und Marie Antoinettens, ward noch mehr befestigt durch den Bischof von Pamiers, der für Breteuil unbeschränkte Vollmacht erhielt, darüber mit den auswärtigen Mächten zu unterhandeln; Unterhandlungen, die durch den Grafen von Fersen, Schwedens Gesandter und seit vielen Jahren der treueste Anhänger der Königin, eifrigst unterstützt wurden.

Von welcher Seite man das Jahr 1790 auch immerhin betrachten möge; überall ein ungeheures Netz, ausgebreitet im Innern und außerhalb Frankreichs gegen die Revolution. Wenn sie nicht eine energische Kraft entwickelt, ist sie verloren. Nicht diese unschuldigen Verbrüderungsfeste können sie retten: sie bedarf dazu kräftigerer Associationen. Sie braucht Jakobiner und deren Clubbs, um die geheimen Ränke des Hofes und seiner Helfershelfer, die geheimen Machinationen der Geistlichkeit und des Adels, zu überwachen. Diese Clubbs bilden sich gleichsam von selbst und breiten sich blitzschnell über ganz Frankreich aus.

In einem bis zur Handschrift gebliebenen Aktenstücke von Rouen findet sich, daß am 15. Juli 1790 drei Freunde der Verfassung (dies war der Name, den die Jakobiner damals geführt), sich bei einer reichen, angesehenen Wittwe dieser Stadt versammelten und in deren Hände den Bürgereid leisteten. Man glaubt Cato und Marcia in Lucain zu sehen.

„Junguntur taciti contentique auspice Bruto."

Und stolz schickten sie die Erklärung ihres Beitritts zur Verbrüderung an die Nationalversammlung, die gleichzeitig die des Beitritts der ganzen Stadt Rouen erhielt, der sich sechszig Städte und fast eine halbe Million Menschen angeschlossen hatten.

Jene drei Jakobiner sind zwei Wundärzte und ein Priester als Almosenier bei der Conciergerie angestellt. Einer darunter hatte seinen Bruder, Buchdrucker des Königs in Rouen, dafür gewonnen. Fügt diesen zwei Kinder, Neffe und Nichte jener Wittwe, und zwei andere Frauen hinzu, dann habt Ihr den ersten Clubb. Alle acht Mitglieder schwuren den Bürgereid in die Hände der neuen Cornelia.

Eine kleine, aber dennoch vollständige Gesellschaft. Die Dame (Wittwe eines Rheders) repräsentirt den Handel, der Buchdrucker die Industrie, die beiden Chirurgen die Fähigkeit, das Talent, die Erfahrung. Der Priester aber ist die Revolution selbst: er wird nicht lange mehr bleiben, was er ist. Er ist's, der die Beitrittsakte aufsetzt, abschreibt und an die Nationalversammlung schickt. Die Dame ist der Mittelpunkt, der Priester ist der ausübende Arm des jungen Clubbs. Durch ihn ergänzt sich die Gesellschaft, obgleich ihr bis jetzt noch der Schlußstein: der Advokat, der Procureur, fehlt. Priester im Justiz-Palast, in der Conciergerie, Almosenier der Gefangenen, Beichtvater der zum Tode Verurtheilten, gestern noch abhängig vom Parlament, heute Jakobiner und als Solcher sich der Nationalversammlung zu erkennen gebend: ein solcher Priester hat mehr Muth und Thätigkeit als drei Advokaten.

Man wundere sich nicht, daß eine Frau das Centrum dieses Clubbs ist. Diese Eine veranlaßte Viele ihres Geschlechts, die ehrbarsten und angesehensten Frauen der Stadt, ihrem Beispiele zu folgen und sich mit der ganzen Gluth des Frauenherzens, mit fast blindem Eifer, mit dem ihnen eigenthümlichen Geist der Bekehrungssucht, mit aller Leidenschaft des Mittelalters dem neuen Glauben in die Arme zu werfen. Die, von der wir oben gesprochen, hatte sich am eifrigsten erprobt. Sie war eine Jüdin, sah ihre ganze Familie den neuen Glauben annehmen und blieb Israelitin. Nachdem sie Mann und Kind verloren, nahm sie die Revolution an Kindesstatt an. Reich und unabhängig unterstützte sie auf jede Weise das Gedeihen ihres angenommenen Kindes.

Warum aber bildet diese kleine Gesellschaft ihre eigene Verbrüderung? Warum schließt sie sich nicht der allgemeinen an? Darum, weil ihr Rouen im Allgemeinen zu aristokratisch erscheint, weil die große, sechszig Städte in sich vereinigende Federation mit den allmaligen Oberhäuptern der Herren d'Estouteville, d'Herbouville, de Sevrac, ihr nicht rein genug erscheint, und weil diese sich am 6. Juli und nicht am 14., an dem geheiligten Tage der Erstürmung der Bastille, gebildet hat.

Das Palais royal im Jahre 1790. — Die Gleichstellung der Frauen. — Der Keller der Jakobiner.

Das Recht der Frauen an der Gleichheit, ihr Anspruch an dem Einfluß, an der politischen Macht, ward im Jahre 1790 durch zwei Männer gefordert, deren Charakter sehr von einander verschieden war; der Eine ein beredsamer Redner, ein kühner, romantischer Geist, der Andere der ernsteste und bevollmächtigste der ganzen Epoche. Wir müssen den Leser in den großen Heerd der allgemeinen Gährung, in das Palais royal führen, wo jene beiden Männer sich mehr, als alle Uebrigen Gehör zu verschaffen wußten.

Treten wir ein in jenen Ort, von welchem am 12. Juli die Revolution ausgegangen war, ins Palais royal, in den Circus, der zu jener Zeit die Mitte des Gartens einnahm. Brechen wir uns Bahn durch diese aufgeregte Menge, durch die schreienden Gruppen, durch dies Gewölk von Frauen, die sich den Freiheiten der Natur geopfert haben. Drängen wir uns durch diese engen, angefüllten, erstickenden Holzgallerien durch einen dunkeln Durchgang; steigen wir dort fünfzehn

Stufen hinab, dann befinden wir uns im Innern des Cirque, der Reitbahn.

Man predigt: Wer hätte das erwartet, an diesem Ort, in dieser so weltlich gesinnten, mit hübschen Frauen zweideutigen Geschlechtes angefüllten Versammlung! Beim ersten Anblick hätte man glauben sollen, man halte den verlorenen Mädchen eine Strafpredigt. Das aber ist es nicht. Die Versammlung hat einen ernsten Character. Bei näherm Umschauen erblicken wir viele Schriftsteller, ja sogar Mitglieder von der Akademie. Am Fuße der Rednerbühne sehen wir Herrn v. Condorcet.

Der Redner, der sich so eben vernehmen läßt, ist wohl ein Priester? Der schwarzen Kleidung nach, ja! Eine schöne Persönlichkeit von ungefähr vierzig Jahren, mit glühender, manchmal heftiger Beredsamkeit, ohne Salbung!

Priester, Dichter oder Prophet, gleich viel: es ist der Abbé Claude Fauchet. Dieser heilige Paulus spricht zwischen zwei Thecla's; die Eine, die ihn niemals verläßt, die, sie mag es wollen oder nicht, ihm in den Clubb und an den Altar folgt, hingerissen von der Gluth seiner Beredsamkeit; die Andere, eine Holländerin von gutem Herzen und edlen Geiste, ist Madame Palm-Aelder, die Sprecherin der Frauen, die deren Gleichstellung predigt.

Diese anfangs unbestimmten, sehnsuchtsvollen Wünsche nehmen allmählig festere Gestalt, bestimmtere Formen in den gelehrten Abhandlungen des berühmten Secretärs der Akademie der Wissenschaften an. Am 3. Juli 1790 formulirte Condorcet seinen Antrag der Zulassung der Frauen zum Bürgerrechte. Nach diesem Antrage kann der Freund Voltaire's, der letzte der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, vielleicht mit Recht den Vorläufern des Socialismus beigezählt werden.

Aber will man diese Frauen in ihrer vollen politischen Thätigkeit, in ihrem ganzen Eifer sehen, dann muß man aus dem Palais royal ein klein wenig weiter, nach der Straße Saint-Honoré gehen.

Der glänzende Clubb der Jakobiner jenes Zeitraums, der in seinem Schooße eine Menge adeliger Geschlechter und alle Schriftsteller jener Epoche sah, hielt seine Sitzungen in der Kirche der alten Mönche. Aber unter der Kirche, in einer Art matt erleuchteter Gruft, versammelten sich die verbrüderten Arbeiter, denen, zu gewissen Stunden, die Jakobiner den Geist der neuen Verfassung erklären. Bei wichtigen Fragen der öffentlichen Gefahr kommen diese Arbeiter nicht allein; die besorgten Frauen und Familienmütter, hingetrieben durch die häuslichen Leiden und Entbehrungen und durch die Bedürfnisse ihrer Kinder, begleiten ihre Männer, um sich von der Lage der Dinge zu unterrichten, um die Uebel und deren Heilung sich erklären zu lassen von Leuten, die dies Alles besser, als sie selbst verstehen müssen. Viele Frauen, unverheirathet, oder deren Männer zu dieser Stunde arbeiten müssen, kommen allein und fassen ein Herz, sich in die Debatten zu mischen. Die Noth macht uns Alle beredt! Dies ist der erste, rührende Anfang der weiblichen Clubbs. Die Noth machte die Frauen zu Rednerinnen!

Und wer in der That litt mehr von den Stürmen der Revolution als die Frau? Wer fand die Monate und Jahre länger als das Weib? Und seit eben dieser Zeit waren sie heftiger als die Männer, so heftig, daß am 30. Dez. 1790 selbst Marat mit ihnen zufrieden ist und ihnen das Lob angedeihen läßt, daß die Entschlossenheit dieser Weiber aus dem Volke im Souterrain in seinen Augen tausendmal höher steht, als das unnütze Geschwätz der jakobinischen Versammlung, die, über ihnen, die tiefen Wunden der blutenden Gesellschaft zu heilen glaubt durch „Worte, Worte u. nichts als Worte!"

Die Gesellschaftssäle. Frau von Stael.

Der Genius der Frau von Stael ward aufeinanderfolgend von zwei Vorbildern und zwei Ideen beherrscht: bis 1789 von Rousseau und dann von Montesquieu.

1789 war sie drei und zwanzig Jahre alt. Aber schon damals übte sie auf Necker, ihren Vater, der von ihr wahnsinnig geliebt und durch ihren Enthusiasmus gelenkt, so zu sagen gegängelt ward, einen allmächtigen Einfluß aus. Nie hätte sich der Genfer Bankier so weit hervorgewagt in den Lauf der Revolution ohne den Anstoß, den er dazu von seiner Tochter erhielt. Sie war damals ganz Feuer, ganz Flamme, ganz Eifer, ganz Vertrauen. Sie glaubte fest an den gesunden Sinn des Menschengeschlechts. Noch war sie nicht beeinflußt, geschwächt und abgekühlt durch die mittelmäßigen Bewunderer und Anbeter, die sie später umringt haben. Zu allen Zeiten ward Frau von Stael durch Liebe angespornt, geleitet und fortgetrieben. Die Liebe, die sie für den Urheber ihrer Tage empfand, verlangte, daß Necker der größte Mann seines Jahrhunderts werde, und in der That läßt es sich nicht verkennen, daß es einen Augenblick gab, in welchem er sich durch den unbedingten Glauben an seine Tochter zu sehr hoher Stufe emporschwang. Begeistert durch sie, wagte er sich in die Erfahrung des allgemeinen Stimmrechts hinein, eine Maßregel, die für ein so großes Reich und für ein so wenig herangereiftes Volk, als Frankreich und die Franzosen, immer höchst gefahrvoll ist.

Vater und Tochter, sehr bald zurückschreckend vor ihrer Kühnheit, säumten nicht, umzukehren. Frau von Stael, umgeben von Feuillants und Anglomanen, eine Bewunderin Englands, das sie bis dahin nur vom Hörensagen kannte, ward und blieb die blendende, beredte und dennoch, im Ganzen betrachtet, nur höchst mittelmäßige Sibylle der französischen Zukunft.

Für uns — wir wagen dies dreist zu behaupten — ist Frau von Stael niemal größer, als in der ersten Epoche ihres Seins erschienen, zu jener Zeit,

als ihr Ruhm in der unbegrenzten Liebe zu ihrem Vater, und in der Kühnheit lag, die sie ihm einzuflößen verstand. Die Epoche, in der ihre geistige Größe, wenigstens in unserm Auge, gewaltig zusammenschrumpft, ist jene, wo wir sie von ihren geistreichen Anbetern, den Narbonne, Benjamin Constant und August von Schlegel, umschwärmt sehen, die, beherrscht durch sie, im Salon, im vertrautern Kreise, nichts destoweniger einen rückwirkenden Einfluß auf sie besaßen.

Betrachten wir noch einmal Vater und Tochter!

Necker — ein Genfer Bankier — hatte eine Schweizerin geheirathet, die, bis dahin Gouvernante, nur einen einzigen Fehler, den der absoluten Vollkommenheit, besaß. Die junge Necker ward von der Kälte ihrer Mutter, die mit der leicht erregbaren, mittheilenden und beweglichen Natur der Tochter durchaus nicht harmonirte, frühzeitig niedergedrückt. Ihr Vater, der sie tröstet, sie bewundert, wird der Gegenstand ihrer Anbetung. Man erzählt sich, daß das junge Mädchen, weil sie den alten Engländer Gibbon sehr häufig von ihrem Vater loben gehört, einmal allen Ernstes die Idee gefaßt hatte, ihn durchaus heirathen zu wollen. Dieses Kind, schon vertraute Freundin und fast Frau ihres Vaters, nahm bunt durcheinander dessen Fehler, wie dessen gute Eigenschaften, dessen Beredsamkeit, die Schwülstigkeit, die Wärme und den Pathos an. Als Necker seinen berühmten, so entgegengesetzt beurtheilten „*Compte rendu*" veröffentlichte, zeigte man ihm eines Tages eine beredsame, höchst enthusiastische Vertheidigung dieses Berichts. Das Herz floß darin über, dergestalt, daß das Vaterherz sich unmöglich täuschen konnte: augenblicklich erkannte er den Styl seiner Tochter. Damals war sie sechszehn Jahre alt.

Sie liebte in ihrem Vater den Menschen, bewunderte in ihm den Schriftsteller und verehrte in ihm das Urbild des Bürgers, des Weisen, des Staatsmanns. Sie duldete Niemanden um sich, der Necker nicht für einen Gott hielt: eine naive, tugendhafte Albernheit, weit rührender als lächerlich. Als ihr Vater am Tage seines höchsten Triumphs in Paris einzog und auf dem Söller des Stadthauses erschien zwischen seiner Frau und seiner Tochter, unterlag diese dem Uebermaße des Wonnegefühls und ward vor lauter Glück ohnmächtig.

Ihr Herz hatte im Verhältniß zu ihrem Talente große Ansprüche. Nach der Flucht ihres Abgottes, nachdem sie ihre schönsten Hoffnungen eingebüßt hat, nachdem sie von Rousseau auf Montesquieu zu den klugen aber herzlich matten constitutionellen Theorien herabgesunken ist, bleibt sie romanhaft in der Liebe und hätte für ihr Leben gern einen großen Helden geheirathet. Ihr Gemahl, der ehrliche, aber kalte, abgemessene Herr von Stael, der schwedische Gesandte, besaß nichts, was ihrem geträumten Ideale entsprach. Und da sie also keinen Helden zum Lieben fand, rechnete sie auf den mächtigen, glühenden Odem, der sie belebte, und beschloß, sich mit Hilfe dessen einen Helden zu schaffen.

Sie fand einen jungen, tapfern, geistreichen, aber etwas lockern Lebemann, Herrn von Calonne. Vorzugsweise liebte sie ihn wegen seiner heroischen Begabungen. Sie liebte ihn — auch dies darf nicht verschwiegen werden, — denn sie war ja eine Frau! — wegen seiner Kühnheit und geckenhaften Arroganz. Er stand schlecht angeschrieben bei Hofe und in den Salons der hohen Aristokratie. Herr von Narbonne war „*grand seigneur*," voll Anmuth und Eleganz, aber zweideutigen Rufes. Das, was viele Frauen anstachelte, ihm mehr Aufmerksamkeit als manchem andern Cavaliere zu zollen, war das Gerücht, das man sich leise ins Ohr raunte: er sei die Frucht blutschänderischer Liebe zwischen Ludwig *XV.* und seiner Tochter. Die Sache war nicht ganz unwahrscheinlich. Als die jesuitische Hofpartei es durchgesetzt hatte, Voltaire und die voltairianischen Minister (Argenson und Machault) fortzujagen, mußte ein Mittel gefunden werden, die Marquise von Pompadour, die Beschützerin all' dieser Neuerer, unschädlich zu machen.

Eine Tochter des Königs, ganz Feuer und Flamme, Polin wie ihre Mutter*), opferte sich, eine neue Judith, diesem heroischen, durch den Zweck geheiligten Mittel. Sie war außerordentlich heftig und Musiknärrin, geleitet von dem in der Wahl seiner Mittel wenig gewissenhaften Herrn von Beaumarchais. Sie bemächtigte sich der Neigung ihres Vaters und beherrschte ihn einige Zeit, Angesichts der Frau von Pompadour. Aus jener Zeit soll, nach den Ueberlieferungen des bösen Leumunds, jener hübsche, geistreiche, aber etwas unverschämte Mann herrühren, der, gleich von seiner Geburt ein liebenswürdiger Bösewicht, mehr als jeder Andere geeignet war, die Köpfe aller Frauen verrückt zu machen.

Frau von Stael hatte eine in den Augen der Frauen furchtbare, schreckliche Eigenschaft, sie war nicht schön. Sie hatte starke Züge und eine große Nase.

Rechnet man eine etwas allzustarke Taille und eine durchaus nicht anziehende Hautfarbe hinzu, dann wird man sich sagen müssen, daß Frau von Stael durchaus nichts Verführerisches besaß. All' ihre Geberden waren mehr ausdrucksvoll als anmuthig. Vor dem Kamine stehend, die Hände hinterm Rücken, beherrschte sie mit männlicher Stellung, mit mächtiger Rede, seltsam abstechend vom zarten Tone ihres Geschlechts, den ganzen Saal. Ihrer Sprache nach wäre man versucht gewesen zu bezweifeln, daß sie eine Frau sei. Dabei war sie erst fünfundzwanzig Jahre alt, hatte sehr schöne Arme, einen junonischen Hals, prächtig-schwarze Haare, die, in großen Locken niederfallend, der Büste etwas Imposantes gaben. Aber das, was alles Männliche und Unschöne an ihr vollkommen vergessen machte

*) Marie Lesrinszka, Gemahlin Ludwig *XV.*, war eine Tochter des Polenkönigs Stanislaus.

waren ihre Augen, glühendschwarz, feuersprühend, leuchtend von Genie, Herzensgüte und allen edlen Leidenschaften der weibischen Seele. In ihrem Blicke lag eine Welt. Man las darin, daß ihr Herz mild und großmüthig war. Sie hatte keinen Feind, der sie einen Augenblick hätte anhören können, ohne sich beim Scheiden von ihr sagen zu müssen: O welch' gute, edle, ausgezeichnete Frau!

Hinsichtlich ihrer geistigen Eigenschaften besaß sie in der That ein großes, ungeheures Talent, dessen Quelle in ihrem Herzen lag. Tiefe Einfalt und große Erfindungsgabe — diese beiden hervorstechenden Zeichen des Genie's — waren nicht bei ihr zu finden. Ihr Geist erhob sich, wie der ihres Vaters, nie höher als bis zum Barocken. Dies Barocke schwächte einen großen Theil ihrer natürlichen Anlagen, verhinderte sie, sich höher zu erheben, und zog sie beständig zur Emphase hinab. Diese Necker waren Deutsche, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten und emporgekommene Bürger waren. Deutsche, Schweizerin und Bürgerin, besaß Frau von Stael etwas, wenn auch nicht geradezu Schwerfälliges und Plumpes, aber doch wenig Zartes! Zwischen ihr und ihrem Vorbilde Jean Jacques log ein fast eben so großer Unterschied, wie zwischen Eisen und Stahl.

Aber gerade deßhalb, weil sie trotz ihres Talents, trotz ihres Reichthums, trotz ihrer adeligen Umgebung immer Bürgerin blieb, besaß sie die Schwäche, die großen Herren anzubeten. Sie gab ihrem guten, vortrefflichen Herzen nicht den Aufschwung, der sie vollständig auf die Seite des Volks hinüber gezogen hätte. Ihre Urtheile, ihre Ansichten hatten etwas Zweideutiges. Sie bewunderte vor Allem das Volk, das sie am meisten aristokratisch hielt: die Engländer. Sie schwärmte für den englischen Adel, von Englands Geschichte, ohne sie zu kennen, ohne zu wissen, daß der englische Adel noch ganz neu, aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen ist. Kehren wie jetzt zu ihrem Helden zurück! Nur die Liebe, die größte aller Zauberinnen, konnte Frau von Stael glauben machen, jener junge Offizier, jener blendende, leichtfertige Mann, jener Roue ohne moralischen Halt, sei stark genug, an die Spitze einer so großen Bewegung gestellt zu werden. Sie hoffte, den Griff des riesengroßen Schwertes der Revolution in die schwache Hand dieses jungen Gecken zu legen. Schon dies allein war ziemlich lächerlich. Aber noch lächerlicher war der Gedanke, diesen gewagten Schritt in den Grenzen einer Bastardpolitik, einer quasi-englischen Freiheit, mit dem Beistande der Feuillants, einer ausgebildeten Partei und mit dem Beistande Lafayette, fast eben so ausgebildet, als jene, zu unternehmen.

Daraus schlossen Robespierre und die Jakobiner, daß Narbonne und die Frau von Stael eng verbunden seien mit Brissot und den Girondisten und daß die Einen wie die Andern sich mit dem Hofe verständigen würden, um Frankreich in den Krieg zu stürzen und durch diesen Krieg die Contre-Revolution herbeizuführen.

Das Alles war ein Roman. Heutzutage ist es klar und deutlich erwiesen, daß — ganz das Gegentheil — die Girondisten Frau von Stael gründlich verabscheuen, daß Narbonne dem ganzen Hofe verhaßt war und daß dieser vor dem höchst gewagten Unternehmen eines Krieges ängstlich zurückbebte, denn er (der Hof) glaubte mit Recht, daß er am andern Morgen nach dem Verluste der ersten Schlacht, des Verrathes angeklagt, einer schrecklichen Gefahr ausgesetzt sei, die weder Narbonne, noch Lafayette aufzuhalten im Stande wären. Die Gironde würde den kaum gezogenen Degen ihren schwachen Händen entreißen, um ihn gegen den Hof zu kehren.

— Seht Ihr denn nicht, sagte Robespierre, wie die Intrigue dieses verrätherischen Krieges, durch den man uns den Königen Europa's überliefern will, geradenwegs aus dem schwedischen Gesandtschaftshotel ausgeht? —

Das hieß mit andern Worten, daß Frau von Stael im Namen ihres Mannes und im geheimen Auftrage seines Hofes diesen perfiden Krieg begünstige; eine Vermuthung, die lächerlich erscheint, sobald man weiß, daß Frau von Stael, wahnsinnig vernarrt in ihren jungen Helden, es nicht erwarten konnte, seine Stirn mit dem Lorbeer gewonnener Schlachten gekrönt zu sehen. Die arme Corinne war jung, unerfahren, unklug, aber hundert Meilen von dem Gedanken eines politischen Verraths entfernt. Diejenigen, welche das weibliche Herz, das jugendliche Alter und die Leidenschaft der Liebe kennen, werden augenblicklich und vollständig begreifen, daß Frau von Stael — was vielleicht unmoralisch, aber wenigstens gewiß ist — für ihren Geliebten und durchaus nicht für ihren Mann Propaganda machte. Es drängte sie, ihren Helden im revolutionären Kreuzzuge berühmt zu machen, und es kümmerte sie blutwenig, daß die Schläge der Jakobiner dafür auf das Haupt des Gebieters ihres Gatten fielen.

Am 11. Januar erscheint Narbonne, von einer kurzen Reise, auf welcher er die Grenzen besichtigt hatte, zurückgekehrt, im Schooße der Nationalversammlung, um ihr Bericht darüber zu erstatten, den Bericht eines wahren Höflings. War's Uebereilung, war's Unkenntniß: kurz, er entwarf von der militärischen Lage Frankreichs ein überaus glänzendes Bild und gab ungeheure Zahlen von wohlgerüsteten Truppen an, die später, durch eine Denkschrift von Dumouriez, sich im Staub auflös'ten.

Der Fall Narbonne's gestürzt durch die Gironde, hatte Frau von Stael urplötzlich in eine eifrige Royalistin umgewandelt. Als solche entwarf sie für die königliche Familie einen Plan zur Flucht; doch wollte sie, daß Narbonne, ihr Held, die Ehre dieses Planes ernte; der Hof aber war zu vorsichtig, um seine Rettung so leichtsinnigen Händen anzuvertrauen.

Während der Schreckenszeit nach der Schweiz flüchtend; nach dem Thermidor verblendeten Parteigängerin der Reaction, änderte sie im Jahre 1796 abermals ihre politische Farbe, unterstützte das Direktorium u. nahm versteckt an jenem Staatsstreiche Theil, der damals die Republik gerettet hat.

Bonaparte haßte sie, von dem Glauben ausgehend, sie habe ihren Vater bei Ausarbeitung seiner letzten Werke unterstützt, die ihm und seiner Politik feindlich gesinnt waren. Er fand, um sich dafür an ihr zu rächen, kein besseres Mittel, als die Lüge auszusprechen, sie habe ihm Gott weiß was für eine Liebeserklärung gemacht, was zu jener Zeit, wo sie nur für Banjamin Constant zu leben schien, höchst unwahrscheinlich, ja sogar abgeschmackt war. Man kennt Napoleons lächerliche Verfolgungen, das Exil der Frau von Stael, die Beschlagnahme ihres „*Allmagne*" und die seltsamen Anträge, die er von Zeit zu Zeit unter der Hand hatte machen lassen, um sie zu bewegen, nach Frankreich, an seinen Hof zurückzukehren. Schon als Consul hatte er ihr anbieten lassen, ihr die zwei Millionen zurückzuzahlen, welche ihr Vater 1789 dem Staate geliehen. Später als Kaiser hatte er ihr sogar zugemuthet, für den König von Rom zu schreiben. Doch weil sie alle die lockenden Verheißungen zurückwies, rächte er sich an seiner Gegnerin durch schnöde Wege und grobe Vergleiche. Er nannte sie eine *femme cosaque*, einen Blaustrumpf in Kanonenstiefeln, eine Cosinne mit Czako und Federbusch.

Im Jahre 1812 mußte sie nach Oesterreich, nach Rußland, nach Schweden fliehen. Es fehlte ihr an einer Heimath, als sie ihre „Zehn Jahre der Verbannung" schrieb. Zwei Jahre zuvor hatte sie einen jungen, kranken, verwundeten Offizier, Herrn von Rocca, einundzwanzig Jahre jünger als sie, geheirathet. Sie starb am 14. Juli 1817.

Alles in Allem, war sie eine vortreffliche Frau von gutem Herzen und großem Talente, das sich vielleicht, ohne die Salons, ohne den Schwarm ihrer mittelmäßigen Freunde, ohne die Armseligkeit dieser schwatzenden und schreibenden Welt, zur Höhe des Genie würde emporgehoben haben, wäre sie durch die Schmeichler, die sie zu allen Zeiten umringt haben, nicht mehr und mehr verdorben worden.

Für die Fackel.

Die Thier-Seele.

Von Th. Hielscher, Lehrer in Chicago.

Haben die Thiere eine Seele? Oder mit andern Worten: „Handeln die Thiere mit wirklicher Ueberlegung? Denken sie nach, ehe sie handeln?" Und endlich: „Welcher Unterschied ist zwischen der Thier- und der Menschen-Seele?"

Ehe man an die Beantwortung dieser Fragen selbst gehen kann, wird es erst nothwendig sein, eine Vorfrage zu beantworten, und diese ist: Was ist die Seele?

Der Begriff „Seele, mit den verwandten Begriffen „Geist," „Verstand" und „Gemüth", ist in der deutschen Sprache schon bedeutend mehr festgestellt, als in der Englischen, obgleich auch bei uns Deutschen noch genug Verwechselungen dieser Begriffe vorkommen. Bald redet man von einer „unsterblichen Seele", bald von einem „unsterblichen Geiste", bald von einem „edlen Gemüthe" und wiederum von einem „hohen Verstande." Indeß scheint es doch, als ob nach und nach sich ein bestimmter Gebrauch der Fälle, in welchen einer oder der andere dieser Ausdrücke am Platze ist, herausbildete.

Ohne auf Weiteres einzugehen, möge es mir jedoch gestattet sein, die folgende Unterscheidung zu treffen.

Jeder Mensch kommt mit einer gewissen Anlage oder Fähigkeit auf die Welt, diese Welt selbst, d. h. Alles das, was ihn umgibt,

1) entweder auf sich einwirken zu lassen, oder

2) sie zu erforschen.

Die Welt wirkt nun auf uns ein durch die sogenannten Gefühls-Nerven; wir auf die Welt durch die Bewegungs-Nerven. Beide kommen im Gehirn zusammen. Was wir die fünf Sinne nennen, ist streng genommen nur ein einziger Sinn, nämlich das Gefühl, oder das Empfindungs-Vermögen. Das Gefühl ist nur verschieden, je nachdem was wir fühlen; denn während wir mit der Hand die Oberfläche der festen Körper fühlen, bringt uns die Zunge die chemische Zusammensetzung flüssiger, und die Nase die chemische Zusammensetzung oder mit andern Worten die Bestandtheile luftförmiger Körper zur Kenntniß. Aber Alles ist Gefühl, weiter nichts; gerade so wie auch die Ohrnerven die Schwingungen der Körper, den Ort woher dieselben kommen und die Höhe und Tiefe der Töne (d. h. die Anzahl der Schwingungen des Körpers in einer bestimmten Zeit), fühlen, und das Auge wiederum die Fähigkeit besitzt, die Bilder der äußern Welt, die sich auf seiner Netzhaut spiegeln, empfinden.

Anstatt also von „fünf" Sinnen zu sprechen, wollen wir, um der Bequemlichkeit willen, sagen: der Mensch bringt den Sinn mit auf die Welt.

Nun betrachte man ein kleines Kind. Sein Sinn wird durch irgend etwas erregt. Die Außenwelt macht irgend einen Eindruck auf dasselbe, sei es nun durch ein Wohlgefühl oder einen

Schmerz. Vorher jedoch wollen wir noch die Thatsache berühren, daß die niederen Sinne, Gefühl, Geschmack, Geruch, sich früher entwickeln, als Gesicht und Gehör, was ebenso für ganze Thierklassen gilt. Erst die Vögel haben ein vollkommenes Ohr, die Amphibien noch nicht. Erst bei den Schnecken treten Augen auf, während die Muscheln noch keine haben. Die Insekten haben schon Geschmack und Geruch, aber alle ihre Töne sind eintönig, weil ihnen das Organ für die Höhe und die Tiefe des Schalles fehlt. Doch zu unserer Erklärung zurück. Wir sagten, der Sinn des Kindes werde erregt durch irgend welchen Eindruck. In dem Kinde selbst nun erzeugt dieser selbe Eindruck (z. B. das Saugen an der Mutter) eine Gegenwirkung des Gehirnes auf die Außenwelt, die sich aber vorläufig noch auf eine Vorbereitung für die Wiederholung dieses Eindrucks begnügt. Das ist die Aufmerksamkeit.

Durch öftere Wiederholung lernt es sich den betreffenden Eindruck oder das betreffende Gefühl merken und wir sagen dann: das Gedächtniß erwacht. (Das Kind z. B. lernt das Gesicht der Mutter kennen.)

Verschiedenartige Eindrücke bringen es zum Vergleichen u. Unterscheiden derselben. Ein Kind, das nur erst einen Hund kennt, nennt ein Schaf ebenfalls einen Hund, bis es durch öfteres Sehen beider Thiere die Verschiedenheiten derselben findet. Es zeigt dann Ueberlegung.

Dies führt endlich das Kind dazu, daß wo es dieselben Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten findet, es die Art der Gegenstände selbst bestimmen lernt. Es lernt einen Schluß bilden z. B. Ein Thier mit Hörner ist eine Kuh. Dies Thier hat Hörner. Es ist also eine Kuh. Ob diese Schlüsse wahr oder falsch sind, kommt auf dasselbe heraus, denn die Geistesthätigkeit ist dieselbe. Das Kind lernt die Dinge verstehen und wir sagen: sein Verstand erwacht.

Damit ist die erste große Stufe oder Terrasse des Geistes-Lebens erreicht. Viele Menschen und Völker bleiben auf derselben stehen; manche verlassen sich nur auf Gedächtniß und überlassen den Verstand ihren Vormündern. Und diese durch die unendliche „Gnade Gottes" (d. h. die Dummheit der Völker) noch immer geduldeten Vormünder sorgen auch eifrig dafür, daß die Völker auf dieser ersten Staffel stehen bleiben, wozu als bestes Hülfsmittel der „Katechismus", das Mordwerkzeug gegen den Geist, dient. Auf Kosten des Verstandes wird die sämmtliche Gehirnkraft auf das Gedächtniß, auf das Nachsprechen unverständlicher Worte geworfen, und anstatt begreifen (Begriffe) zu lernen, anstatt das Innere, das Wesen der Dinge kennen zu lernen, lernen die Völker blos das Vorgesagte auswendig, grade so wie die Gimpel und Zeisige vermittelst der Drehorgel ihren ihnen eigenthümlichen Gesang verloren, um dann fremde Melodien nachzupfeifen. Es ist mit einem Worte, keine Erziehung, keine Bildung, sondern Abrichtung, Dressur.

Andern Menschen jedoch blüht, wenigstens in ihrem Geistesleben, ein besseres Geschick. Sie gelangen nicht allein bis Verstand, bis zum eigenen Urtheil, sondern auch wohl darüber hinaus. Sie wenden nämlich, entweder durch gute Erzieher geleitet, oder durch ihre eigene kräftige Natur getrieben, vielleicht gar im Kampfe gegen die Verkehrtheiten ihrer Erziehung und den auf sie ausgeübten unnatürlichen Druck, ihren Sinn auf die Betrachtung ihrer selbst. Während alle früheren Stufen, den Verstand mit eingeschlossen, nur die Außenwelt, die Umgebung betrachteten, fängt jetzt die Selbst-Erkenntniß, die Erkenntniß der Vorgänge des eigenen Geistes an.

Auch hier sind wieder Stufen, grade wie vorher. Die „Aufmerksamkeit" wird zur Selbst-Betrachtung; das „Gedächtniß" zum bewußten Nachdenken; die „Ueberlegung" zum Gewissen; der „Verstand" endlich zur Vernunft, zum Selbst-Bewußtsein.

Doch auch hier bleibt der Menschengeist nicht stehen, sondern er schreitet weiter zur Untersuchung der Gesetze der Natur, der Außenwelt, vergleicht sie mit denen seines eigenen Wesens, und findet schließlich, daß es dieselben sind. Dieses letzte Ziel erreichen freilich nur Wenige und sie sind es, die der Menschheit die Gesetze ihres Wesens enthüllen; aus diesen Wenigen spricht der Weltgeist zur übrigen Menschheit. Es sind die Heilande, die Genies, oder auch, falls sie in ihrer Erziehung verunglücken, die Geißeln der Menschheit. Es sind die Männer des Geistes.

Mit Vorsatz haben wir bisher noch nichts von Gemüth gesprochen. Jetzt kommen wir dazu.

Es hat, wie früher bemerkt, der Mensch die Fähigkeit, die Erscheinungen um sich her (die Welt) auf sich einwirken zu lassen, oder sie zu erkennen. Das erstere nennen wir Empfindung oder auch Gemüth in seiner höhern Entwickelung, und in der höchsten Vollkommenheit, Seele, d. h. das Gefühl der Harmonie im Weltall. Je mehr nun Empfindung und Erkenntniß, Gemüth und Verstand, Seele und Geist, im Gleichgewicht stehen, desto vollkommener ist der Mensch; je weniger, desto einseitiger.

Die Frage entsteht nun: Ist die „Thierseele" dieselbe wie die Menschenseele, oder nicht?

Diese Frage läßt sich nur wieder mit Hülfe der Anatomie beantworten.

Den Menschenkörper gibt es bekanntlich außer den Gefühls- und Bewegungs-Nerven, die sämmtlich ihren Ursprung im Gehirn haben, zwei Nervenstränge, die außerhalb des Rückenmarks zu beiden Seiten desselben herablaufen: die

sympathischen Nerven, oder Ganglion-Nerven. In den niedern Thieren sind dies die einzigen Nerven. Die Gallertthierchen (Infusorien), die Polypen, Korallenthiere, Seeblasen, Seesterne, Seeigel, Muscheln, Schnecken, Dintenfische, Würmer, Spinnen, Fliegen, Bienen, Schmetterlinge, Käfer u. Krebse, besitzen nur Ganglien oder Knoten-Nerven, kein Rückenmark und kein Gehirn.

Daraus folgt, daß sie auch nur diejenige Art der Nerven-Thätigkeit zeigen können, die diesen Nerven eigenthümlich ist. Man bezeichnet dieselbe mit dem Worte Instinkt d. h. Trieb. Und wirklich wird auch ein solches Thier nur getrieben zu dem, was es thut. Von einer Vervollkommnung ist keine Rede. Die jetzigen Bienen bauen ihre Zellen genau so, wie es die erste Biene that und der Seidenwurm spinnt sein Gewebe immer auf dieselbe Art. Von einer „freien Selbstbestimmung" ist da keine Rede, ebensowenig wie von einem „Lernen" der Kunstfertigkeit, denn die Biene oder Wespe die kaum aus der Puppe gekrochen ist, versteht ohne alle Anweisung sofort ihre Arbeit. Daraus wird zugleich ersichtlich, daß diese Fertigkeiten, so kunstvoll ihre Erzeugnisse auch sein mögen, nicht die Folge des Nachdenkens sein können. Und doch würde der Mensch mit all seinem Scharfsinne sich ganz vergeblich abmühen, wenn er diese Fertigkeiten nachahmen wollte. Die Sache scheint demnach einen Widerspruch in sich selbst zu enthalten. Aber es scheint auch nur so. Denn gibt es nicht im Menschenkörper auch Vorgänge, die nicht von unserem Willen, von unserer Ueberlegung abhängen? Die Thätigkeit des Magens, der Lunge, des Herzens, der Haut: Alles dies vollzieht sich, ohne daß wir irgend etwas dabei zu denken haben. Doch noch mehr. Es gibt einen krankhaften Zustand des Menschenkörpers, wo periodisch der ganze Körper einer solchen unbewußten Thätigkeit verfällt. Wir meinen das sogenannte „Schlafwandeln" das sich in seinen schwächeren Anfällen als lebhaftes Träumen und lautes Reden im Schlafe, in seinen schlimmeren als Mondsucht und Somnambulismus zeigt. So wenig in den Anfällen dieser Menschen von Ueberlegung die Rede sein kann und so wenig sie selbst nach ihren eigenen Geständnissen von dem wissen, was sie während ihres Zustandes gethan: so wenig weiß auch die Seidenraupe, daß sie spinnt, oder der Dungkäfer, daß er Kügelchen dreht, in deren Mitte sein Ei liegt. Das erscheint allerdings wunderbar; aber, wenn Menschen so handeln können, wenn es bei ihnen, die doch ein Gehirn haben, möglich ist (natürlich nur, wenn dieses Gehirn zeitweise ohnmächtig ist): so ist es doch viel eher denkbar, daß diejenigen Thierklassen, denen das Gehirn ganz fehlt, beständig in diesem Zustande leben. Darin liegt aber auch zu gleicher Zeit die Erklärung des Schlafwandelns. Es ist eine periodische Ohnmacht des Gehirns, und so lange die periodischen Anfälle dauern, so lange übernimmt das Ganglion-System, das System der sympathischen Nerven, die Führung des Körpers. Verstand und Geist sind gelähmt, wie die Muskeln beim Starrkrampfe; an ihre Stelle tritt der Instinkt, der Trieb des niederen Thieres. Daß solche Schlafwandler ohne Furcht gefährliche Höhen erklettern, daß sie im Schlaf vielleicht das Heilmittel für ihre eigene Krankheit angeben: das ist nur ein neuer Beweis für unsere Auffassung. Denn „Furcht" ist nicht möglich ohne Ueberlegung und das kranke Thier kennt seine Heilmittel auch ganz wohl.

Freilich schwindet dadurch der Propheten-Glanz, der das Haupt der Schlafwandlers in den Augen der Gläubigen umgibt. Sinken diese Leute geistig auf den Standpunkt der niedern Thiere herab, so ist es ganz klar, daß ihr Instinkt, ihr Trieb sich nur auf rein thierische Verrichtungen beschränken muß, und alles Uebrige, alle ihre sogenannten Enthüllungen aus der Geisterwelt sind dann nichts weiter, als ihre eigenen Grübeleien und Narrheiten, durch die sie gerade in solchen krankhaften Zustand verfallen sind, oder es sind die Eingebungen schlauer Betrüger, oder auch Selbstbetrogener, die in den Kranken nachhallen.

Damit soll indeß keineswegs gesagt sein, daß dies Kapitel schon wissenschaftlich abgeschlossen wäre. Im Gegentheil hat die Wissenschaft hier noch viel zu beobachten, zu erklären und zu sichten, ebenso wie bei der Frage, welche Rolle die sympathischen Nerven bei Fiebern spielen. Eine Frage jedoch ist schon beantwortet, die nämlich, ob jene niedern Thiere, die nur die sympathischen Nerven besitzen, es bis zum Verstand, oder gar bis zum Geist bringen können. Die Antwort ist einfach: Nein! und zwar deshalb, weil ihnen das Organ des Verstandes, das Gehirn, fehlt.

Anders verhält es sich bei den Wirbelthieren, also bei den Fischen, Schlangen, Fröschen, Eidechsen, Schildkröten, Vögeln und Säugethieren. Hier ist ein Gehirn da, wenn auch zuerst noch unvollkommner, wie z. B. bei den Fischen und selbst noch bei den Wasser-Vögeln, wo die verschiedenen Gehirntheile (oder besser: Gehirne) noch hinter einander liegen. Je vollkommener das Thier, desto gedrängter liegen die Gehirntheile beisammen, bis endlich im Menschen der Kopf die Kugelform erreicht.

Wenn nun bewiesen werden könnte, u. es kann bewiesen werden, daß den genannten Thierklassen einzelne Theile von Sinnesorganen fehlen, oder daß dieselben unvollkommener sind, als beim Menschen, so ist es selbstverständlich, daß ihnen alle die Wahrnehmungen abgehen, die wir Menschen durch diese Sinnesorgane oder deren Theile erlangen.

Fangen wir bei den Fischen an.

Die Nase der Fische ist unvollkomm-

ner, also auch ihr Geruch. Die Ohren haben kein Trommelfell, und keine Schnecke, sondern blos die halbkreisförmigen Kanäle. Mit den letztern kann der Fisch also wohl den Schall und die Richtung, woher dieser Schall kommt, unterscheiden, aber jeder Schall ist ihm gleichlaut und verschiedene (hohe und tiefe) Töne gibt es für ihn nicht.

Die Augen des Fisches stehen zu beiden Seiten, oder beide dicht zusammen, nach der Höhe gerichtet, mit ihren Achsen auseinandergehend, also unfähig, einen Gegenstand allein zu beobachten. Die Einheit des Begriffes fehlt also dem Fisch. Er bringt es allenfalls bis zum Gedächtniß, aber nie zum Verstand.

Die Amphibien besitzen das Trommelfell, sind also vollkommner als die Fische, aber Töne sind für sie eben so wenig da. Sie hören stets nur einen Ton weil ihnen die Schnecke fehlt. Ihre Stimme ist ebenfalls nur eintönig. Auch bei ihnen stehen die Augen weit auseinander u. das Chamäleon kann sogar mit dem einen Auge nach oben und mit dem andern nach unten blicken. Die Welt der Töne, die Sprache des Gemüths ist ihnen verschlossen, ebenso wie die Möglichkeit eines Schlusses; sie unterscheiden schon, denken aber nicht.

Den Vögeln endlich ist die Tonwelt aufgegangen, und ihr Gesang verkündet es jubelnd; aber bis zur Einheit des Begriffes lassen ihre seitwärts liegenden Augen auch sie noch nicht dringen. Ihr Ohr ist vollständig; aber statt das Auge zu bewegen, bewegen sie noch den ganzen Kopf.

Die Säugethiere endlich erlangen das bewegliche Auge. Während in ihren niederen Klassen noch die Augen auseinander stehen, rucken sie bei den höheren Klassen immer näher zusammen. Beim Walfisch stehen sie noch vollkommen seitwärts; beim Pferde, beim Hunde, bei dem Elephanten, bei der Katze stehen sie nach vorn. Und in demselben Grade wie dies geschieht, steigert sich auch die Möglichkeit der Zähmung, und die Denkfähigkeit, bis endlich sich der Mensch gezwungen sieht, bei manchem Pferde oder Hunde auszurufen: „dies Thier hat Menschen-Verstand.“

So weit kommt das Thier. Nebenbei laufen allerdings noch mancherlei Triebe mitunter; z. B. der Wandertrieb der Fische und Vögel; der Haß der rothen Farbe von Seiten mancher Thiere; der Bruttrieb; der Winterschlaf u. s. w. Aber Alles ist doch schon mehr mit Ueberlegung verbunden, die um so mehr hervortritt, je näher das Thier dem Menschen steht.

Aber kein Thier geht über den Verstand hinaus; keins gelangt bis zur Vernunft. Selbst der klügste Hund und das klügste Pferd können nicht über sich selbst nachdenken und trotzdem ihr Standpunkt unendlich hoch über die bloßen Triebe der „wirbellosen“ oder noch besser „hirnlosen“ Thiere erhaben ist, so ist doch auch dieser Standpunkt nur eine untergeordnete Stufe des Menschengeistes, auf der die betreffenden Thierklassen stehen bleiben.

Damit ist aber auch zugleich das Wesen der Thierseele bestimmt. Sie ist nicht in dem Wesen, sondern nur in dem Grade von dem, was wir beim Menschen „Geist“ oder „Seele“ nennen, verschieden. Und wenn wir dies durch ein Beispiel erläutern sollten, so würden wir das der Mitglieder eines Ordens wählen. Gleichwie die niederen Grade nicht dieselbe Erkenntniß besitzen, wie die höheren und doch zum selben Orden gehören: so stehen auch die niederen Thiere in dem Grade ihrer geistigen Entwickelung den höheren nach, über welchen letzteren wieder, als „Meister vom Stuhl,“ der Mensch thront. Und ist doch auch beim Menschen alles nur Entwickelung. Ein Newfoundländer-Hund hat mehr Verstand, als ein zweijähriges Kind und doch überholt ihn das letztere, begünstigt durch seine vollkommnere Körper-Gestalt (man denke nur an die Wichtigkeit der Hände, des aufrechten Ganges u. s. w.) und durch sein längeres Leben und Wachsthum. Ehe noch das Kind ein Mann wird, ist der Hund schon lange todt und das Pferd alt und steif.

Der Geist ist, jedoch überall derselbe, ebenso wie die Pflanze, die nur erst ihre Herzblättchen aus dem Boden treibt, dieselbe ist, die später Aeste u. Zweige trägt und endlich im Höhenpunkte ihrer Entwickelung als blühender Fruchtbaum unser Auge entzückt. Und wenn der Mensch individuell, d. h. dasselbe Einzelwesen, nach dem Tode fortleben sollte, so lebt das Thier auch so fort. Allerdings hätte er ein höheres Dasein, als das Thier. Die Früchte des Fruchtbaumes enthalten wieder Saamenkörner und die Werke des Menschen, seine Thaten zum Besten der Menschheit, leben auch fort, wie schon die Offenbarung Johannis sagt: „Die Todten ruhen von ihrer Arbeit, aber ihre Werke folgen ihnen nach.“ Aber als Einzelwesen hört es grade so gut auf, wie das Thier, oder er bliebe nur ein Ausweg und der wäre, die Unsterblichkeit der Thierseele anzunehmen.

Für die Fackel.

Per Stage.

Eine März-Tour im Minnesota-Thal.

1868.

Von E. Ludwigh

Stage (Städsch) — wie heißt das Ding auf Deutsch? Postwagen, Lohnkutsche, Zeiselwagen, auch Eilwagen. Die Form ist so verschieden wie die Benennung. Bald ein Batar mit tuchgepolsterten Sitzen, bald eine Kutsche, bald ein Wagen auf Federn mit einer Leinwand-Dachung und ledergepolsterten Sitzen, bald ein communer offener Wagen, mit so vielen Brettern belegt als die Zahl der Passagiere erfordert. Eil-

wagen im eigentlichen Sinne des Wortes haben wir in Amerika keine, obschon man auf Naturwegen bei trockenem Wetter ebenso schnell fährt, mit zwei oder vier Pferden, wie eine ungarische Vorspann, oder ein walachischer Postwagen „ohne Eisen auf den Rädern" auf Pußten und Prairien dahinjagt.

Meine Stage von Burbank u. Comp. war ein leinwandbedachter Wagen, als ich am 24. März die Reise nach Neu-Ulm antrat; die Wege waren holprig, theils morastig und löcherig. Es graute der Morgen, verkündet durch Hahnengeschrei, als wir St. Paul verließen. Ach, der monotonen Gesellschaft, der seelenerschütterden Rippenstöße!

Vier Meilen von der Hauptstadt Minnesotas kamen wir nach dem alten Fort Snelling, wo gegenwärtig Militair in Garnison liegt. Die Flüsse Mississippi u. Minnesota vereinigen sich hier, um zusammen den langen Lauf von circa 1800 Meilen nach dem Golf von Merico zu vollenden. Die Scenerie ist am Fort, das hoch auf einem weißen sandigen Bluff liegt, sehr pittoresk.

Ein Frühstück in einem Stage-Hause der ersten Station bei Gillett, mußte selbst für einen dispeptischen Magen eine gute Gabe gewesen sein und für die Verdauung von Sohlenleder, genannt Beefsteak, waren fernere Rippenstöße eine wahre Wohlthat für das Gangliensystem. Einige Meilen von der ersten Station hatte man das Eis im Minnesota-Fluß durchsägt und wir passirten ihn auf der Fähre.

Zu Shakopee wurden wieder Pferde gewechselt und es ging über Prairieland rasch hin nach Belle Plain. Für 50 Cents konnte man sich da mit Schweinefleisch und Surrogat-Caffee satt essen und für weitere Strapatzen in Bilanz erhalten. Zwischen hier und Henderson in den Niederungen (im *bottomland*) war der Weg entsetzlich schlecht. Da die Fähre bei Faxon nicht offen war, mußten wir uns mit dem Gepäck in einem Kahn übersetzen lassen und warten bis die Stage von Oben herab kam und uns aufnahm. Ich wollte die Fahrt bis Mankato durchmachen, doch war ich so angegriffen, daß ich es vorzog, überzuliegen und am nächsten Tag weiter zu fahren.

In St. Peter, der nächsten Station, im Stelzerhaus übernachtet und Sonntag, am 25., in einem offenen Wagen in angenehmer Gesellschaft eines Ingenieurs, Hrn. Priegnitz, und eines Arztes, Hrn. Weschke, nach Neu-Ulm gefahren. Bis gegen Abend ging es gut von statten. Der Wagenlenker hatte die Zeit auf 5 Uhr festgesetzt, wo wir das Ziel der Reise erreichen sollten. „Wenn Nichts dazwischen kömmt", sagte ich und so war es auch. Die Fähre bei Red Stone, 3 Meilen diesseits der Stadt, war nicht geöffnet. Wagen und Pferde blieben denn hier zurück und es wurde ein Bote nach dem nächsten Farmhause abgeschickt, um uns ein Fuhrwerk zu besorgen; wir aber folgten mit unseren Quincaillerien einem Burschen, der uns eine Strecke von der Fähre ab nach dem Fluß brachte, wo eine offene Stelle das Passiren in einem Canoe möglich machte. Nun, das war in der That eine Fahrt über den Styx, abenteuerlich und gefährlich zugleich. Wir mußten uns einzeln übersetzen lassen; denn das Canoe war so schmal, daß es blos Zwei faßte und durch die kleinste Bewegung oder Contact mit Treibeis umgestürzt wäre, und uns in der 10 bis 15 Fuß tiefen Fluth dem Tode überliefert hätte. Warum hast du nicht schwimmen gelernt? — dachte ich da wieder — doch es half eben Nichts, man mußte sich dem Fatum fügen, das in den Händen des Ruderers lag. Priegnitz war der Erste in der Tour. Er nahm, als erfahrener Hinterwäldler, in der Mitte des Canoes eine knieende Position ein und hätte blos die Hände falten müssen, um das Possirliche zu heiligen. Man konnte sich trotz der Gefahr des Lachens nicht enthalten. Ihm war ich, der nur in der Jugend das Kniee vor schönen Damen beugte, mit bombastisch zweideutiger Resignation in derselben Position gefolgt; der Doctor aber legte sich in seinem ziemlich starken Enbonpoint auf den Bauch u. kam glücklich nach.

Indessen war das Fuhrwerk angekommen. Ein Wäglchen mit einem Ponie bespannt. Das arme Thier, das sich, mit einem Follen im Leibe, den Winter hindurch bei höchst spärlicher Kost durchfressen mußte, war so schwach, daß es nach der ersten Anstrengung des Ziehens zusammenstürzte. Nun folgte eine barbarische Prügelei; doch vergebens. Spannt das Thier aus, nehmt das Geschirr herab, rieth ich, versucht bei der Dame gute Worte, und das half. Die schwangere Fanny erhob sich; wir aber zogen den Wagen bis nach dem getriebenen Wege hin und dann brachte sie uns, da wir abwechselnd nebenher zu Fuße gingen, nach der Ersten Burg an der äußersten Grenze der Civilisation, nach Neu-Ulm.

Es war finster, als wir ankamen. Die Reisegefährten gingen nach ihren Wohnungen, ich aber stieg im Dacotah-Hause ab, wo ein sehr guter Abendtisch, das erste Zeichen deutscher Civilisation im fernen Nordwesten, höchst willkommen war. Und nach Tisch? Ging es in's Theater. Was, in's Theater? In Neu-Ulm, das vor Kurzem halb in Asche lag und schrecklich durch Indianer-Greuel gelitten hat? Ja, in's Theater. In Amerika geht Alles rasch, vorwärts sowohl wie rückwärts, nicht mit Sieben-, sondern mit Siebenundsiebzigmeilenstiefeln.

Man gab in der geräumigen Halle des Herrn Gros „Kaiser und Seiler," ein Charakterstück.

Gründer der gleich dem Phönix aus der Asche sich erhebenden Bühne ist Hr. Steidle, einer unserer besseren Schauspieler im Lande, der guter Regisseur ist, eine hübsche Figur hat und Bühnengewandtheit besitzt; dem jedoch zu empfehlen wäre, seinem Pathos und seinem declamatorischen Pegasus etwas strafferen Zaum anzulegen.

Herr Berndt ist ein sehr gewandter Di-

lettant. Auch Herr Fischer ist eine gute Aquisition für die Bühne; doch hat er den schwer zu copierenden Charakter des Kaisers, Peters des Großen, nicht treu genug aufgefaßt. Das Ganze hatte eine gehörige Rundung, und es war mir möglich, dem langen Stück bis zum Ende mit Vergnügen beizuwohnen. Das Orchester spielte brav. Das Haus war gut besetzt. Das Rauchen scheint den Damen keine Inconvenienz zu sein; sonst würden es die Herren wohl aus Artigkeit bleiben lassen. Störend hat blos das Weinen einiger kleiner Weltbürger eingewirkt; doch das muß man sich wohl gefallen lassen, wenn man nicht so grausam sein will, einer jungen Mutter das Vergnügen zu rauben, die Niemand im Hause hat, dem sie einstweilen ihr Kleinod anvertrauen könnte.

Nach dem Theater war Ball. Ich aber träumte in einem weichen Federbett ganz angenehm; indeß Andere tanzten. Ueber sechzig hinaus muß man sich mit Traumtänzen und Traumabenteuern begnügen, wenn man sich vor der Jugend nicht lächerlich machen will. Der Uebergang ist schwer — besonders bei ältlichen noch lebenslustigen Frauen; doch gewöhnt man sich allmählig an die traurige Nothwendigkeit u. wirft sich endlich selbst mit seinen Runzeln und grauen Haaren in die Rumpelkammer verlegener und alter Waaren.

Auf Verlangen sollte ich Montag Abend einen Vortrag halten; doch Regen und finstere Nacht hatten es unmöglich gemacht. Am Dienstag war das Wetter günstiger u. so sprach ich denn am Dienstag Abend vor einer Versammlung von circa 150 Personen über: „Religion und Politik." Nur eine Katze*) im Saal war mit den Grundsätzen nicht zufrieden: sie miaute ganz jämmerlich. —

Neu-Ulm hat sich seit letztem Jahr wieder durch mehre solide Häuser verschönert. Dieses Jahr soll eine große und solide Turnhalle gebaut werden. Für die Schule wird eben ein Lehrer gesucht, ein competenter Lehrer. Den Gehalt hat man auf 800 Dollars festgesetzt, was für eine so kleine Stadt gewiß sehr viel ist. Ich sollte glauben, daß sich ein tüchtiger Pädagog finden wird.

Neu-Ulm hat bereits eine Bank. Cashier ist Herr Soubilia.

Mühlen sind zwei im Gange: die Sägmühl und Schindelmaschine des Hrn. Rehfeld und die Mahl- und Sägmühle der *Mill Co.* der Herren Bellon, Fischer, Müller, Shillock und Theobald.

Hotels sind zwei da, das Dacotah-Haus des Hrn. Adolph Seiter und das von Gros. Ersteres wird nächstens in die Hände des Hrn. Frank Erd übergehen, dessen Frau eine ausgezeichnete Köchin sein soll. Jedenfalls wird es den guten alten Ruf beibehalten.

Auch die Zeitung ist in gutem Gange, die Neu-Ulm-Post, gegenwärtig von Hrn. Bogen redigirt. Nach dem der ursprüngliche Plan der Turner, Neu-Ulm zu einem Asyl von antikirchlichen und socialen Elementen zu machen, gescheitert ist, macht sich jetzt auch der Kirchen- und Köhlerglaube geltend und man ist im Begriff, diesen Sommer eine katholische Kirche zu bauen. Nun, laßt sie bauen! Benutzt den Hebel der Schule, der Presse, des guten Beispieles durch rechtlichen und vernünftigen Lebenswandel und es wird endlich auch bei Euch im Kampfe der Wahrheit mit dem Irrthum das Licht der Wahrheit siegen.

Von Neu-Ulm heimwärts nach Mankato gefahren. Offener Wagen und glücklicherweise gutes Wetter. Mein Reisegefährte war Herr Stevens, ein Indian Scout, mit einem großen Quadruped, halb Schäfer-, halb New-Foundland-Hund. Ein Indian Scout ist ein in Militär-Uniform gesteckter Beamter, der an der Grenze Indianer aufzuspüren hat. Eine Jagd, die eine feste und energische Natur erfordert. Die hatte auch Herr Stevens. Ein jovialer und ganz angenehmer Gesellschafter, halb wild, halb civilisirt. Sein Hund hat die noble Kunst erlernt, Indianer an der Gurgel zu fassen und sie festzuhalten, wo immer man eines solchen Bipeds habhaft werden kann. Der Scout war auf dem Wege nach seiner Familie, um dort als Citizen die Familienfreuden zu genießen.

In Mankato ist der Romanismus in voller Blüthe; doch wuchert auch dabei das moderne Unkraut des ungläubigen und radikalen Elementes. Ich besuchte die Brauerei des Hrn. W. Bierbauer, und genoß einige angenehme Abendstunden im Salon des Hrn. Philip Blatt, wo einige Mitglieder des durch Lehrer Wiedemann gegründeten Gesangvereins recht hübsche Lieder sangen.

Die beiden Firmen: Prael und Dubuisson und Gebrüder Christensen machen hier große Geschäfte.

Von Mankato per Stage nach St. Peter. Eine großartig ausgelegte, schön situirte, doch bis jetzt in geschäftlicher Hinsicht durch Mankato überflügelte Stadt. Es wurde dieses Mal keine Katze hier gehenkt. Herr Harf hat die Muße der Harfe mit dem Geschäftsleben umgetauscht, indem er wieder sein Washington-Haus übernommen. Ueber meine Geschäfte konnte ich hier so wenig klagen wie in Neu-Ulm; doch gab es keinen *Fun*.

Via Henderson, und Shakopee zurück nach St. Paul. Erwähnenswerth ist da blos ein calvanisirter Yankee, dem kein Wort zu mir, dem *Foreigner*, zu erpressen war. Einer jener Ochsen die den *German* vor Wahlen, der Stimmen wegen, cajoliren und nach der Wahl den *Dutchman* hassen. Um diese Charaktere meinen Lesern in Europa zu schildern, möge Folgendes als Beispiel dienen. Ein Fräulein in Amerika wußte sich die Zuneigung eines gebildeten Deutschen zu gewinnen. Sie waren versprochen. Der Bräutigam sieht der glücklichen Stunde entgegen und sie gibt ihm den Laufpaß. Die Sache kömmt in Gesellschaft eines Hauses zur Sprache, und was war das

*) Anspielung auf einen Namen.

eines da anwesenden galvanisirten Yankees geäußerte Urtheil? *He was anyhow nothing but a Dutch Adventurer* (deutscher Abenteurer). Ich aber gratulire dem betrogenen, braven und gebildeten Deutschen, den das Schicksal vor einer Frau bewahrt hat, die höchst wahrscheinlich zu jenen Gänsen ihres Geschlechtes gehört, die zu viel Arroganz und zu wenig vernünftige Bildung besitzen, um den braven und gebildeten Mann in jeder Nation zu ehren. „Gleich und gleich gesellt sich gerne" und tiefer gefühlte Leiden kann es wohl nicht geben als die eines gebildeten, edlen und freisinnigen Deutschen, der aus irgend einem Mißgriff eine ungleiche Heirath einging mit einer Amerikanerin, die in einer *Boarding*-Schule dressirt, durch Schneider, Musik- u. Tanzlehrer zur Dame travestirt, den *Dutchman* haßt, eine Betschwester ist und nicht mehr Vernunft besitzt als eine nur einigermaßen geschulte deutsche Bauerndirne. Es möge sich durch dieses *Exemplum ad X* Diese oder Jene betroffen und beleidigt fühlen; ich gebe Nichts darum und fühle mich berechtigt, die Dummheit und Anmaßung, die eine ganze Nation begeifern, bloßzustellen, und die Nation an ihnen zu rächen. Den Nationen und Individuen aber rufe ich zu: Ehret Euch selbst, wenn Ihr von Andern geehrt sein wollt! Wer sich hier erniedrigt, der wird nicht erhöht, sondern in Staub und Koth getreten.

Für die Fackel.

Der letzte Akt.

Von S. Ludvigh.

Der letzte Akt des blutigen Dramas der großen Rebellion unserer Republik ward nach vierjähriger Handlung im April, dem Narrenmonat, gespielt. Der Rebellencongreß ist zersprengt, eff. Davis, der Afterpräsident ist flüchtig, auf den Zinnen von Richmond, der Rebellencapitolstadt, weht das alte Sternenbanner. Grant ist ein vortrefflicher Schachspieler, und Sherman's Name und sein siegreicher Zug von Atlanta werden in großer Frakturschrift in der Weltgeschichte glänzen. Die letzte Scene ist noch nicht ausgespielt. Lee, der tapfere Rebellen-General, ist umzingelt und bald wird der Vorhang fallen und der Frieden errungen sein. Die Regisseure, die das blutige Drama in Scene setzten, waren keine Narren; es waren Schurken. — Buchanan, das alte Weib, der weiland Ver. Staaten Präsident; Jeff. Davis, der südliche Demagog, Stephens, Benjamin, der linke Schächer, und Andere werden einst als Verräther der Freiheit dastehen. England's Abolitionisten und die nördlichen Heuchler haben den Klauenfuß gezeigt, die republikanischen Politiker u. Staatsmänner hat die militärische Nothwendigkeit zu Abolitionisten gemacht, die eigentlichen Abolitionisten aber waren die Rebellen selbst, die militärischen Operationen haben der demokratischen Partei Grund und Boden entzogen und ihre nichtswürdigen Führer stimmen jetzt in den Sieg des freien Volkes ein und feiern ein *Te Deum*. Secundäre Ursache des blutigen Drama's, in dem über eine viertel Million Menschen geopfert wurde, war die Aufhebung des Missouri-Compromisses und die darauf erfolgte Agitation der republikanischen Partei für Nichtausdehnung der Sklaverei in den Territorien. Von Grundsätzen der Humanität, von Sympathie für eine unterdrückte Raçe, von Aufhebung der Sklaverei, von Erziehung der Sklaven zu Menschen und von Gleichberechtigung der Farbigen war keine Spur vorhanden, weder in den herrschenden Parteien, noch im großen Rath der Regierenden zu Washington. Der oft beleidigte und empörte Süden hat dem Norden den Fehdehandschuh vor die Füße geworfen. Der erste Schuß von Fort Sumter war das erste Signal des Krieges, das Echo des Selbstmordes der Oligarchen und der endlichen Befreiung der Sklaven.

Lincoln mußte sich mit Lebensgefahr wie ein Dieb in das weiße Haus schleichen; er fand die Kassen leer, die Arsenale geplündert, hatte keine Armee, keine Marine und war von südlichen und nördlichen Verräthern umgeben. Seine Grundsätze als alter Whig waren durch keine höheren Humanitäts-Rücksichten geweiht, sein Eid als Präsident fesselte ihn absolut an den Conservativismus u. die Aufrechterhaltung der Union „wie sie war." Daher das Ausliefern der flüchtigen Sklaven an ihre Meister, die Verräther, die die Ver. Staaten Flagge in Stücke zerrissen; daher seine Amnestie-Proklamation u. seine siebenmalige Erklärung der Gnade gegen Rebellen, wenn sie, die verirrten Brüder, in Abrahams Schooß zurückkehren. Die Rebellen spielten *va banque* und sind nicht zurückgekehrt. Was einzelne Wenige *a priori* anstrebten, das mußte Lincoln, in der Capacität eines obersten Feldherrn, nur erst nach vielem Blutvergießen *a posteriori* vollziehen. Das terroristische Verfahren gegen Hochverräther, die Confiscation des Rebelleneigenthums, wo immer man dessen habhaft werden konnte, die Vernichtung der Sklaverei durch Proclamation sogleich nach dem ersten Schuß der Rebellen, die Bewaffnung der Farbigen u. s. w., das lag nicht im ersten Programme des Präsidenten Lincoln, und das Volk selbst, in Masse, hatte dafür um so weniger Capacität in seinem durch Parteiklepperei gehätschelten Hirnkasten. Vielleicht war es gut, daß Lincoln so langsam vorwärts ging; denn es ist sehr möglich, daß er sich mit theoretischen auf Logik gegründeten Handlungen bei einem unlogischen Volk überstürzt hätte. Das Verhängniß spielt die bedeutendste Rolle in diesem Drama und diesem allein wird die Zukunft die Vernichtung der Sklaverei in der freien Republik von Nord-Amerika zu danken haben. Aber trotz alledem wird der Name Lincoln in der Geschichte gefeiert wer-

den, da unter seiner Administration die Menschenrechte einen Sieg errungen haben. Den wahren Werth oder Unwerth des Menschen, den das Fatum an die Spitze großer Ereignisse stellt, vermögen nur wenige tiefer Denkende richtig zu beurtheilen. Hätte einst England über seine rebellischen Colonien gesiegt, so wäre Washington nicht nur eine Null, sondern ein Geächteter; hätte die Conföderation gesiegt, so stände Jeff. Davis in der Geschichte als erste Größe da; nun aber im entgegengesetzten Falle ist es ein Glück, wenn er als Demagog und Rebell geächtet seine Haut zu retten vermag.

Der Krieg hat die materielle Kraft der Nation entwickelt, hat eine Stärke und Macht hervorgerufen, die Europa imponiren muß, und die Opfer an Menschenleben und Geld sind nicht zu groß, wenn der Preis eine Republik von freien Staaten sein wird, — sowie sie meinem Geiste schon beim ersten Kanonenschuß vorgeschwebt hat. Ja, eine Union von freien Staaten, eine große Republik, wie sie nie dagewesen, wird wohl das Resultat des mörderischen Krieges sein. *Nous verrons.* Nur mögen uns die Götter vor einem f a u l e n Frieden bewahren — !

N a ch s ch r i f t. Der Vorhang ist gefallen. Auch die letzte Scene ist ausgespielt, die Freiheit hat über Sklaverei, die Menschenrechte, in der Unabhängigkeitserklärung proclamirt, haben über individuelle Oligarchen-Rechte gesiegt.

Als wir am 8. April zu St. Paul een Fall von Richmond auf eclatante Weise, durch Reden, durch Processionen, Illumination und Feuerwerke feierten, kamen officielle telegraphische Depeschen, zur Erhöhung des Jubels, daß Lee's Armee zersprengt und vernichtet, und ein Gerücht sagte, daß er selbst in Gefangenschaft gerathen sein soll.

Die Feier zu St. Paul war wirklich großartig, so wenig auch dafür von Seiten unsers Stadtrathes geschehen ist.

General Sibley's Stab, das Militär zu Pferd und zu Fuß von Fort Snelling, von einer herrlichen Musikbande begleitet, war imposant und die Feuerlösch-Compagnien von hier und St. Anthony, mit ihren prachtvoll decorirten Spritzen verherrlichten den Umzug des Abends durch die allgemein beleuchteten Straßen der Stadt. Dieser Tag wird stets denkwürdig bleiben und der Sieg der Republik wird in Zukunft dem Volke Gelegenheit geben, außer dem 4. Juli auch den Tag zu feiern, an welchem das letzte Bollwerk der Rebellen fiel.

G e o l o g i e.

Aufschlüsse durch Bergbau gewährt.

Von C. Cäsar v. L e o n h a r d.

B e r g m a n n s l e b e n. Dem Bergmanns-Stande — dessen Arbeiten die Geologie der werthvollen Aufschlüsse so viele verdankt, ohne den nicht wenige ihrer Theorie'n die sie unterstützenden Thatsachen entbehren würden — gebührt besondere Achtung; er ist, wie wir wissen, mit großen Gefahren verbunden, er fordert Uebung von Jugend auf, Rechtschaffenheit, reines Gewissen, strengen Dienstgehorsam. Gute, sittliche Bergleute werden daher nie neben Verbrechern arbeiten wollen. Die neuere Geschichte des Spanischen Quecksilberbaues liefert bemerkenswerthe Belege. Schon in frühern Zeiten hatte man sich überzeugt, daß der Aufenthalt in solchen Gruben sehr nachtheilige Wirkungen auf die Gesundheit habe. Vormals wurden verurtheilte Diebe und selbst Mörder dazu verwendet, und diese außerdem durch hohen Sold zum Fleiße angespornt; aber sie richteten nur Unheil an, steckten im Jahre 1752 die umliegenden Wohnungen in Brand und brachten das ehesame Gewerbe in Uebelruf. Sofort wurden andere Maßregeln ergriffen, sehr bezeichnend für die damalige Willkür-Regierung. Man preßte freie, schuldlose Landleute naher Bezirke; man trieb sie gewaltsam in die Gruben, um, in Gesellschaft von Galgendieben, Quecksilber zu erbeuten und von Mercurial-Krankheiten befallen zu werden. Das konnte nicht lange so fortgehen; denn Menschen-Gefühl ist mächtiger, als die Laune hämischer Staats-Oekonomen. Nach und nach liefen die Bauern davon und überließen die Gruben den Sträflingen. Später gerieth die Regierung darauf, die Gegend zu colonisiren und Bergleute wurden herbeigezogen durch Versprechen hohen Lohnes, der Befreiung von Abgaben und vom Soldatendienst. Allein auch diese Aragonesen entsetzten sich über die ihnen unbekannten Krankheiten, welche in Quecksilber-Gruben drohten, ließen bald die Bergwerke, sammt ihren Privilegien, im Stiche und kehrten nach Hause zurück. Endlich trat die Revolution ein, und gegenwärtig beutet man die Gruben nach den Grundsätzen freier Arbeit aus; es sind fünftausend Menschen darin beschäftigt.

Sehr beklagenswerthe Thatsachen anderer Art, ja mitunter wahrhaft zu verabscheuende Mißbräuche, entlehnen wir aus der neuesten Geschichte gewisser Englischer Steinkohlen-Werke. Die grausame Behandlung junger Berg-Arbeiter zeugt von der Rohheit, von der tief eingewurzelten Selbstsucht, von der stumpfsinnigen Unmenschlichkeit vieler Grubenbesitzer und Unternehmer. In dortländischen Kohlenwerken, besonders in denen von Yorkshire, fangen die Kinder meist mit dem achten oder neunten Jahre, oft noch jünger, an zu arbeiten. Sie bleiben nur ausnahmsweise weniger als 11 Stunden in den Gruben, zuweilen sogar 12 bis 14 Stunden. Hier verbringen dieselben, des Tageslichtes beraubt, unter zahllosen Entbehrungen und Leiden, bei sehr ermüdendem Geschäft die Hälfte ihres Lebens; die unausgesetzte Anstrengung aller Muskelkräfte

verdammt die Unglücklichen zur Rolle von Lastthieren. Gebeugt unter den schwersten Bürden — die sie auf dem Rücken tragen, oder, zur Hälfte, auch ganz entkleidet, auf plumpen Wagen fortschaffen — bringen sie die Kohlen dahin, wo man solche durch Pferde oder durch andere Kräfte weiter fördert. In den schmalsten, niedrigsten Räumen sind die Knaben häufig gezwungen, Strecken von 5000 Fuß und darüber, auf allen Vieren zu durchkriechen. Dieser Sklavenzustand dauert 10 bis 12 Jahre; und dabei ist der Lohn in Kohlengruben keineswegs immer so hoch, als man erwarten sollte, wenn das Geschäft und die Umstände, unter welchen dasselbe verrichtet wird, in Betracht kommen.

Auffinden von Erz-Lagerstätten. Nicht wenige Beispiele, aus der ältern, wie aus der neuern Bergwerksgeschichte entnommen, liefern Beweise, daß zuweilen ein glückliches Ungefähr, ein Zufall, beim Auffinden von Erz-Lagerstätten leiteten. Auch von Kongsberg, das, durch seinen Silberreichthum, in jüngster Zeit wieder so berühmt geworden, wird Aehnliches berichtet. Am 16. Juli 1623 führte ein junger Schäfer die Heerde seines Herrn in die Wälder der hohen Berge von Nammedalen, welche der Lonegenelv durchströmt. Er war es, der die Silberschätze entdeckte. Man ließ unverzüglich Bergleute vom Harz kommen und die Arbeiten nahmen noch in demselben Jahre ihren Anfang. Unter nordischen Bergleuten, besonders zu Kongsberg, erhielten sich, bis auf den heutigen Tag viele, dem Oberharze eigenthümliche Familiennamen.

Im Jahre 1825 beschäftigte sich Cuelto, ein Maulthiertreiber, in den Bergen der Gegend von Arqueros, zur Chilenischen Provinz Coquimbo gehörend, mit Holzsammeln, hier fand er, tief in einer Schlucht lose Blöcke von Gediegen-Silber. Viele eilten auf die erste Nachricht an Ort und Stelle; an der Oberfläche wurden Silberrollstücke für mehr als 10,000 Piaster an Werth gesammelt. Bald nachher entdeckte man, ganz in der Nähe und nur etwa 12 Stunden von der Küste entfernt, mehrere Gänge, von denen jene Metallmassen abstammten. Die Gruben zeigten sich in dem Grade ergiebig, daß die Gesammtausbeute im Jahre 1840 über zwanzig Millionen Franken betrug.

In Guadelupe und Calvo, nordwestwärts von Zacatecas, wurden im November 1836, ebenfalls ohne daß man absichtlich darauf ausgegangen wäre, Gold- und Silber-Lagerstätten von größtem Reichthum gefunden. Das Gebirge, welches die Gänge umschließt, ist meist mit Urwald bewachsen. Eichen und andere mächtige Bäume haben hin und wieder ihre Wurzeln in die Erzmassen getrieben und letztere ragen, Kamm-ähnlichen Felsen gleich, über die Bodenoberfläche hervor.

Wünschelruthe. Man hat in neuesten Jahren diese „Zauberruthe“ wieder zu Ehren bringen, sie „beleben“ wollen. Es wurde nämlich gesagt, „gegenwärtig, da Galvanismus so viel lichte Blicke in die Naturgeheimnisse gestatte, sei die Zeit nahe, wo Bergleute, mit ihm gerüstet, das Ziel ihrer Forschungen zu verfolgen vermöchten. Es bliebe ein Räthsel, wie der Galvanismus bereits vor Jahrhunderten den Ruthenschlag als Mittel wählte, wozu ihm der damalige Stand der Wissenschaft auch nicht die geringste Veranlassung geben konnte u. s. w.“ — Personen, zu Untersuchungen, zum Gebrauch der Wünschelruthe geeignet, müssen übrigens „elektromagnetische Natur haben; sonst fehlt ihnen das Vertrauen“ u. s. w. — Wir gestehen offen und ehrlich, daß unser Mißtrauen gegen den vermeintlichen „Naturzauber“ durch jene Aussprüche, und durch die daran geknüpften weitern Mittheilungen, keineswegs geschwächt worden; wir zählen uns den Ungläubigen bei, zu den mit elektromagnetischen Eigenthümlichkeiten nicht Begabten.

Ein- und Ausfahren in Schachten. Die verschiedenen Arten, wie man in Schachten in die Tiefe und wieder zum Tag gelangen kann, mußten, bei weiter abwärts schreitenden, bei sogenannten „Tiefbauen“ auch ohne Rücksicht darauf, daß das „Ein- und Ausfahren“ bedeutende Zeit in Anspruch nahm, mehr oder weniger lästig gefunden werden. Manche Harzer Schachte gehen bis zu 2360 Fuß nieder; es erforderte übermäßige Anstrengung menschlicher Kräfte, solche Baue zu betreiben. Das Fahren in Sesseln oder Tonnen, welche an Seilen hängen, fand beim Harzer Bergmann kein Vertrauen, auch als die „Seile“ aus geflochtenem Eisendraht gefertigt wurden, so daß sie überaus große Tragkraft besaßen. Diese Umstände riefen eine höchst zweckmäßige Erfindung ins Leben, jene von Fahrkünsten, durch deren Benutzung man sich, ohne Anstrengung, ohne besondere Gefahr, in die Tiefe und wieder hinauf schaffen kann. Am Kunstgestänge, welches bekanntlich dazu dient, die Kraft von Umtriebsmaschinen, z. B. von Rädern, fortzupflanzen, werden Tretbretter befestigt, und die Maschine ersetzt nun, wenn man sich von einer Stange auf die andere begibt, die fortbewegende Kraft; es läßt sich auch abwechselnd „auf der Kunst“ und auf unmittelbar neben derselben befindlichen Leitern (Fahrten) ein- und ausfahren. — Große Kühnheit ist den Bergleuten im Distrikte St. Just in Cornwall eigen; sie müssen u. a. zu Botallack, um die Tageöffnung des Stollens zu erreichen, auf Leitern emporsteigen die schroff an Felsen herabhängen.

Gefahren dem Bergmann drohend. Gasausbrüche. In den Jahren 1842 und 1843 ereigneten sich, in Englischen und Französischen Steinkohlengruben zu verschiedenen Malen Gas-Explosionen, die nicht wenige Menschenleben kosteten, und im September 1844 wurden, durch einen solchen Ausbruch, im Werke bei Haswell unfern Duream, 150 Arbeiter, Männer u. Knaben, erstickt. Auch im Badischen Kohlenwerke bei Zunsweier unfern Offenburg

verunglückten mehrere Bergleute in Folge einer Explosion, welche durch angehäufte böse Wetter entstand.

Eine schreckhafte Begebenheit trug sich 1841 in den Steinsalzgruben von Bex im Waadtlande zu. Ein Bergmann hieb, ehe er zur Mittagszeit die Grube verließ, eine Spalte an, aus welcher sich Gas entwickelte. Als wenige Stunden später eine kleine Gesellschaft Fremder kam, um das Bergwerk zu besichtigen, entzündete sich das Gas an den Lichtern und die furchtbare Explosion schleuderte zwei Personen mit solcher Gewalt gegen die Felsen, daß sie mit zerschmettertem Kopfe sogleich todt niederfielen, Andere wurden, an Gesicht und Händen verbrannt, zu Boden geworfen. Seit etwa 40 Jahren ereignete sich hier kein ähnlicher Unfall; obwohl 1818 eine Ausströmung von Gas statt hatte, welches mehrere Wochen lang brannte. — Ein großes Unglück fand im Juni 1844, in der, schon durch ähnliche Katastrophen in frühern Jahren bekannten, Kohlengrube von Horloz unfern Lüttich statt. In einer Tiefe von mehr als 760 Fuß ereignete sich eine Explosion, deren Wirkung so stark war, daß die Ziegel auf dem Dache über dem Schacht weggerissen wurden. Im Augenblicke, wo der Knall erfolgte, stiegen drei muthige Männer hinab und es gelang ihnen, vier verwundete Arbeiter aus der Grube zu bringen. An den folgenden Tagen fand man viele Leichen. Bergleute, welche in tiefer liegenden Bauen, als jene, wo das Gas sich entflammte, beschäftigt waren, hörten beinahe nichts von der Explosion und kamen unversehrt an den Tag.

Zusammenbrechen von Bauen. In einem Erzgebirgischen Bergwerke brach ein Stollen zusammen und ein Arbeiter wurde lebendig begraben. Aller Anstrengungen ungeachtet, gelang es erst nach 8 Tagen den Unglücklichen zu erlösen; er hatte sich durch den Genuß seines Tabaks vom Hungertode gerettet.

In Folge wiederholter Bebungen des Bodens stürzte, im Februar 1846, die Schwefelgrube in der Provinz Caltanisetta ein. Vier Arbeiter wurden verschüttet; die Nachgrabenden fanden sie nicht auf. Nur ein Mann war, seiner Wunden ungeachtet, stark genug geblieben, unter den Trümmern an einem Auswege zu arbeiten. Hunger und Durst schwächten ihn indessen nach einigen Tagen so sehr, daß er an dem Rettungspfade nicht weiter zu schaffen vermochte. Endlich nach 18 Tagen wurde derselbe lebend getroffen, seine Nahrung bestand in der langen Zeit einzig in der Feuchtigkeit, welche hin und wieder aus den Wänden des unterirdischen Raumes quillt.

Wassereindringen. Zu den besonders häufigen Unfällen gehören jene, die Wassereinbrüche zur Folge haben. Als vor wenigen Jahren die Kohlengruben von Monzil durch ein solches Ereigniß heimgesucht wurden, gelang es nur einem Theil der Bergleute, die Tageöffnung des Schachtes zu erreichen und sich zu retten; die übrigen ertranken, mit Ausnahme von acht Männern, welche in eine Strecke flohen, wohin das Wasser nicht drang. Hier, in einem Raume von 300 Fuß Länge, 7 Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Breite, verbrachten sie beinahe 6 Tage, ehe Rettung nahte. Zwei Thatsachen machen das traurige Ereigniß besonders denkwürdig. Den, von Fachmännern angestellten, Berechnungen zu Folge, würde die Luft, angenommen es sei gewöhnliche atmosphärische, nur zugereicht haben, um die Eingeschlossenen 62 Stunden leben zu lassen; sie wurden jedoch erst nach 136 Stunden befreit. Die athembare Luft war, wie man sich durch Versuche überzeugte, erschöpft; die Bergleute konnten nicht reden, litten an außerordentlicher Gliederschwäche, an Betäubung, Einige zeigten Spuren von Wahnsinn. Der zweite beachtenswerthe Umstand war, daß die Knappen, obwohl so lange ohne Nahrung, nicht sehr über Hunger klagten. In der ersten Zeit wurden die kleinen Vorräthe, welche Jeder mit sich führte, gewissenhaft getheilt; später aß Einer ein Stück von seinem Hemde, ein Anderer verschlang den Docht seiner Grubenlampe u. s. w. Gegen Durst schützte das von allen Seiten einsickernde Wasser. Höchst empfindlich aber wirkte die Kälte, so daß die Leute genöthigt waren, sich abwechselnd über einander zu legen. — Ein anderes unglückliches Ereigniß fand im November 1840 in einer der Preußischen Kohlengruben unfern Eschweiler statt. Beim Anbohren der Wasser in einem Gesenke, brachen diese durch, und zwar in Folge böser Wetter. Ein vorausgegangener Windstoß löschte den Arbeitern die Lampen aus, augenblicklich stockte ihr Athem, sie verloren die Geistesgegenwart, und, statt das Bohrloch mit einem Pflock zu verschließen, taumelten dieselben umher. Zwei der Männer wurden getödtet, die neun übrigen verloren ihr Bewußtsein, fielen nieder, wurden jedoch wieder ins Leben zurückgeführt. — In einer Englischen Steinkohlengrube bei Landsköpping brachen im Jahre 1844 die Wasser plötzlich mit solcher Gewalt ein, daß von 58 Bergleuten nur 18 sich retten konnten, die übrigen ertranken.

Grubenbett. Bei so mannigfaltigen Unfällen und Gefahren, denen Bergleute in den Erdtiefen ausgesetzt sind, muß die Erfindung Valat's, eines französischen Arztes, als wahre Wohlthat gelten; denn es bewährte sich dieselbe in der Anwendung als ausnehmend nützlich und sehr heilsam. Man vermißte nämlich eine Zurüstung, ein Verfahren, um in Gruben verunglückte, verwundete, scheintodte Bergleute, mit möglichst wenigen Unannehmlichkeiten und Schmerzen, vom unterirdischen Orte des Unfalls bis zu ihren Wohnungen zu bringen. Alle Mittel, wie solche, durch Gefährten der Verwundeten oder durch Jene, die zur Rettung herbeieilten, im Augenblicke gewählt wurden, Tragbahren, Karren, welche zum Fördern von Erzen dienen u. s. w., blieben in den meisten Fällen, trotz der teuersten Sorgfalt und des regsten Eifers, so unvollkommen, daß sie für die Unglückli-

chen nicht nur unerträgliche Schmerzen zur Folge hatten, sondern oft selbst Verschlimmerung der Wunden, neue Verletzungen herbeiführten. Bei weitem am größten aber war die Qual, wenn Verwundete, in peinvollster Lage, in einer Tonne durch einen Schacht hindurch aufwärts gezogen werden mußten. Den verschiedenen Anforderungen, im ausgedehnten Sinne, entspricht nun Valat's „Grubenbett", ein Sargähnlicher Kasten, fünfseitig, der Länge nach etwas eingebogen, mit beweglichem Deckel, innen mit einer Matratze versehen und gepolstert. Eine eigene Vorrichtung dient dazu, daß Grubenbett, in welchem der Verwundete gegurtet liegt, in eine Tragbahre zu verwandeln; vermittelst Handhaben läßt sich solches in senkrechte Stellung bringen, wenn es durch einen Schacht an den Tag gefördert werden soll.

Sprengarbeit. Das Sprengen des Gesteins durch Pulver gehört, wie bekannt, zu den Bergmannsarbeiten, womit Verletzungen und Unglücksfälle nur zu häufig verbunden sind. Die Unsicherheit bei gewöhnlichem Verfahren ist zu groß; entweder wählt man die Zündröhre zu kurz oder zu lang; der Schuß erfolgt unerwartet, noch ehe die Anwesenden sich gehörig entfernt haben, oder die Explosion verzögert sich zu lange, die Bergleute wollen nachsehen und werden nun oft tödtlich verletzt. — In eigenthümlicher Weise gefahrvoll ist das Geschäft, wie solches im *Rayas*-Schachte in Merico betrieben wird. Nachdem die verschiedenen *Barreteros* — Bergleute, welche die Bohrlöcher ausweiten und sodann mit der Patrone füllen — die ihnen zugetheilten Felsenstücke unterminirt haben, werden sie an starken Stricken emporgezogen und die Grube ist ganz leer von Menschen. Nun steigt ein Arbeiter, man nennt ihn *Pegador*, hinab, um sämmtliche, mit den Bohrlöchern in Verbindung stehende Lunten oder Brander anzuzünden. Sein einziger Schutz gegen die Wirkungen der Explosion besteht darin, daß er schnell genug wieder heraufgezogen wird, um von den durch die Gewalt des Pulvers emporgeschleuderten Felsstücken nicht mehr erreicht werden zu können. Man wählt deshalb die leichteste *Malacate**) und bespannt solche mit zwei Pferden, die sich durch Geschwindigkeit ihres Laufes besonders auszeichnen; diese Renner, *„Caballos del Pegador"*, dienen nur zur befragten Arbeit. Langsam wird der Mann hier hinabgelassen in die Tiefe. Er hat ein Licht und eine Schnur bei sich, deren Ende ein Aufseher an der Schachtöffnung hält. Athemloses Schweigen herrscht, bis der *Pegador* unten, durch Rütteln der Verbindungsschnur, das Zeichen gibt. Im Augenblicke werden die, von zwei Männern gehaltenen, Pferde losgelassen. Die Thiere umkreisen im vollsten Schnelllaufe den Wellbaum, bis sie entweder durch das Geräusch der ersten Explosion erschreckt, stille stehen oder angehalten werden; denn aus der Masse des, um den Wellbaum gewundenen Seiles läßt sich wahrnehmen, ob der *Pegador* bereits in einer Höhe von 60 oder 70 Varas**), mithin außer dem Bereiche der Gefahr ist. Oft trifft es sich, daß die Lunten nicht zünden; der *Pegador* muß nochmals hinabgelassen n. das Verfahren wiederholt werden, bis alle Schüsse losgebrannt sind. Trotz jeder Vorsicht, tragen sich häufig Unglücksfälle zu; auch büßen unverhältnißmäßig mehr *Pegador*s ihr Leben ein, als andere Bergleute. Indessen erlangen sie, im Laufe des gefährlichen Dienstes, meist große Geistesgegenwart. So erzählt man, daß einer derselben, nachdem er bereits alle Lunten angezündet, sich plötzlich unten verlassen gesehen, denn in Folge einer zufälligen Schwingung der Verbindungsschnur, welche für das Zeichen gehalten worden, hatte man die Pferde losgelassen und dadurch das Seil der *Malacate* schon so weit in die Höhe gezogen, daß der Bergmann es nicht mehr erreichen konnte. Ohne den Muth zu verlieren, ohne die Zeit mit fruchtlosem Hülferufen hinzubringen, trat der Pegador sämmtliche Lunten, es waren deren sieben, zeitig genug wieder aus.

*) Pferdegöpel, d. i. die Vorrichtung um einen senkrecht stehenden Wellbaum vermittelst thierischer Kraft in drehende Bewegung zu setzen u. so Lasten aus Gruben heraufwinden oder hinunterlassen zu können.

**) Längenmaß = 375,9 Pariser Linien.

Sprengen vermittelst des Galvanismus. Seit länger als einem halben Jahrhundert war es bekannt, daß Pulver sich durch den elektrischen Funken entzünden läßt. Später versuchte man, durch dieses Mittel, das Abschießen von Bohrlöchern, allein erst neuerdings wurde der Galvanismus mit entschiedenem Vortheil zum Felsensprengen benutzt. Bei Zusammenstellung des einfachen, tragbaren und leicht zu handhabenden Apparates leitete die bekannte Erfahrung, daß beim ersten Eintauchen der galvanischen Batterieplatten in die erregende Auflösung eine weit größere Kraft entwickelt wird, als in jeder andern Periode ihrer Thätigkeit. Die Entzündung des Pulvers geschieht ohne Gefahr für die Arbeiter; es wird viel Pulver gespart und dieser Aufwand ist beim Bergwerks- und Steinbruchbetrieb, wie bei andern Unternehmungen, ein keineswegs unbedeutender, so kostete u. a. das Austiefen des Wasserwerkes zu Philadelphia für 3000 Pfund Sterling Schießpulver. Ferner lassen sich durch diese Methode verschiedene Pulverladungen zu gleicher Zeit entzünden; endlich kann leicht unter Wasser gesprengt werden.

Stollenähnliche Weitungen als Straßen unter Flüssen hinführend. Den großartigsten, in den Bereich des Bergbaues gehörigen, Unternehmungen ist der viel besprochene Tunnel, der unterirdische Weg unter der Themse beizuzählen. Dieses Werk, ein wahrer Riesenbau, wozu der erste Gedanke 24 Jahre früher, als die Ausführung ernsthaft begann, wiederholt angeregt wurde, rückte, seit 1824, mehrjährige Unterbrechung abgerechnet, mit beharrlicher Ausdauer vorwärts; endlich

1839 konnte man unter dem Flußbette von einem Ufer zum andern gehen. Zahllose Schwierigkeiten dieser und jener Art, Hindernisse mehr oder weniger ernstlicher Natur, welche nicht zu vermeiden waren und auf die man gefaßt sein mußte, stellten sich ein; zu verschiedenen Malen drang die Themse, ihr leckeres Bett und den sehr beweglichen Schlammboden durchwühlend, in den bereits geschaffenen Weg; allein mit höchster technischer Sachkenntniß, mit jeder möglichen Vorsicht und Klugheit, wurden alle Unfälle überwunden und die Arbeit zu gutem Ende geführt. Einen schönen Anblick gewährt der, 200 Englische Fuß lange, mit Gas blendend hell erleuchtete Tunnel, und die Empfindung ist um desto eindrucksvoller, als das Rauschen des mächtigen Stromes auf der östlichen Seite daran erinnert, daß jeden Augenblick viele Tausend Cubikfuß Wasser über den Wanderer hinwegrollen.*)

Bohrarbeiten. Die mehr und mehr gesteigerte Wichtigkeit, welche, besonders seit den zuletzt abgelaufenen Jahrzehnten, bergmännische Bohrarbeiten, in technischer Hinsicht sowohl, als in rein wissenschaftlicher, erlangten, veranlaßten vielfach bei dem Betrieb auf Verbesserungen zu denken, neue, zweckmäßigere Einrichtungen zu treffen. Wir haben zunächst des sogenannten „Freifallens des Bohrers“, ohne Mitfallen des Gestänges zu erwähnen. Bisher wurde, wie bekannt, der Bohrer mit dem Gestänge zugleich abwechselnd gehoben und fiel wieder damit nieder; er war in der Regel unmittelbar an dasselbe geschraubt und beide mußten schnell zurückfallen, sollte der Zweck erreicht werden. Jetzt bewegt sich das Gestänge ruhig auf und ab; es kann nicht, wie früher, gewaltsam an die Wände der Bohrlöcher anschlagen, was in zahllosen Fällen, die nachtheiligsten Folgen hatte. Das, in neuester Zeit eingeführte, sinnreiche Verfahren gewährt wesentliche Erscheinungen und Vortheile: der Bohrer kann sich nicht mehr losschrauben; bricht derselbe ab, so wird man es mit dem ersten Stoße gewahr; die Verlängerung des Gestänges mit zunehmender Tiefe der Bohrlöcher ist nicht nothwendig, wodurch Hindernisse und Beschwerden oft in dem Grade sich steigerten, daß sie zuletzt kaum noch zu besiegen waren; endlich sind Zeit- und Kostenaufwand, auch bei den bedeutendsten Tiefen, weniger groß. Einen in gleichem Grade wesentlichen Gewinn gewähren die hölzernen Bohrstangen. Man bedient sich nämlich, statt der eisernen, jetzt 50 Fuß langer Stangen aus weichem Holze, an den Enden mit Eisen beschlagen. Die Arbeit geht rascher von statten und die häufig so sehr hemmenden Brüche des Gestänges werden vermieden; mit dem, vom Wasser getragenen, hölzernen Gestänge wird der Bohrer gehoben und fällt von selbst wieder zurück. Das Bohrloch bei Cessingen unfern Luxemburg, etwa 1900 Fuß tief, wo man zuerst Eisengestänge angewendet hatte, wurde, da immer häufiger Brüche eintraten, mit hölzernen Stangen niedergetrieben. Ebenso brachte man diese zu Schönebek unweit Magdeburg in Anwendung, ferner zu Neu-Salzwerk bei Preußisch-Minden, wo das Bohrloch gegenwärtig eine Tiefe von 2160 Fuß mißt, so daß es das am weitesten abwärts reichende in Europa ist.

Durch Bohrarbeiten erlangte geologische Aufschlüsse. Für die Wichtigkeit solcher Arbeiten in geologischer Hinsicht lieferte die neueste Zeit gar manche Beweise. Wir wollen nur bei zwei lehrreichen Thatsachen verweilen. Das, so eben erwähnte, Bohrloch bei Neu-Salzwerk, wodurch man Steinsalz, oder wenigstens eine starke Soole zu finden beabsichtigte, wurde im Herbst 1831 begonnen und im Mai 1843 betrug die erreichte Tiefe über 2000 Fuß. Nach Durchbohrung des, wenigstens 1600 Fuß mächtigen, Keupergebildes steht der Versuch im Muschelkalk und ist 1740 Fuß unter dem Meeresspiegel. In Dresden brachte man, schon 1835, auf dem Antonsplatze ein Bohrloch bis zur Tiefe von 840 nieder, ohne daß der Zweck, springendes Wasser aufzuschließen, erreicht war; dagegen stand das Bohrloch mit dem Tiefsten im rothen Todtliegenden, einem Gestein, das an keiner Stelle im Elbthal am Tage zu sehen ist. Es führt dies Umstand zum Schlusse, daß unterhalb jener Felsart, auch im Elbthale Steinkohlen vorhanden sein können. Mit einem zweiten spätern Bohrloche, ungefähr 660 Fuß vom vorigen entfernt, traf man Quadersandsteine, wie solche in der „Sächsischen Schweiz“ so verbreitet sind. Es ergab sich ferner, daß der Pläner (unreine Kreide), bekanntlich über Quadersandstein seine Stelle einnehmend, hier eine unvergleichbar bedeutendere Mächtigkeit, bis zu 780 Fuß habe, als da, wo das erste Bohrloch niedergetrieben wurde, daß jenes Gestein um Vieles weiter abwärts reiche und folglich der ehemalige Thalkessel eine beträchtlich größere Tiefe gehabt haben müsse. — Auf diese Weise gelangt man durch Bohrarbeiten zur Kenntniß von, in verschiedenen Tiefen unter Tag gelagerten Felsarten, und somit zur Kenntniß der Beschaffenheit unserer Erdrinde an Stellen, die außerdem für immer unzugänglich bleiben dürften.

Bohrversuche nach warmen Quellen bei Ehrenbreitstein. Diese vielbesprochenen Bohrversuche wurden fortgesetzt. Im Jahre 1842 betrug die erreichte Tiefe bereits 66 Fuß und die Grenze, wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, warme Wasser zu treffen wären, zwischen 500 und 800 Fuß angegeben, ist folglich nicht mehr weit entfernt. Nach durchsunkenen Grauwackeschieferschichten erreichte man eine, viel Quarzkörner führende Grauwacke. Im Anfange des Jahrs 1845 brach der Bohrer ab und blieb in der Röhre stecken; es bedurfte vieler Anstrengung, um denselben herauszuschaffen, und erst nach

*) Im Jahre 1840 betrug die Einnahme für Eintrittsgelder und den Verkauf von Beschreibungen jeder Art ungefähr 66,000 Thaler.

mehreren Wochen konnten die Arbeiten ohne Hinderniß fortgesetzt werden.

Persönliche Fortdauer.

Von Dr. Louis Büchner.

> Vom Augenblicke des Todes an hat der Leib wie die Seele ebensowenig irgend eine Empfindung, wie vor der Geburt.
>
> Plinius

Wir glauben in einem vorhergehenden Kapitel die innige und unlösliche Verbindung von Geist und Körper, von Seele und Gehirn, und die unbedingte Abhängigkeit der Seele in allen bemerkbaren Lebensäußerungen von ihrem materiellen Substrat durch sprechende Thatsachen nachgewiesen zu haben: wir haben dieselbe **zugleich mit diesem Substrat entstehen, wachsen, abnehmen und erkranken** gesehen. Sind wir auch außer Stande, uns über das eigentliche **Wie** dieser Verbindung irgend eine klare Vorstellung zu machen, so sind wir doch durch jene Thatsachen zu dem Ausspruche berechtigt, daß diese Verbindung in einer Weise besteht, welche jede dauernde Trennung beider als unmöglich erscheinen läßt. **So wenig ein Gedanke ohne Gehirn sein kann, so wenig kann ein normal gebildetes u. ernährtes Gehirn sein, ohne zu denken**, und es wiederholt sich in diesem Gesetz der oberste Grundsatz unserer philosophischen Naturbetrachtung: „Kein Stoff ohne Kraft! keine Kraft ohne Stoff!" — „Es ist so unmöglich," sagt Moleschott, „daß ein unversehrtes Gehirn nicht denkt, wie es unmöglich ist, daß der Gedanke einem anderen Stoff, als dem Gehirn als seinem Träger angehöre.*)" Ein Geist ohne Körper ist ein ebenso undenkbares Ding, als eine Elektricität, ein Magnetismus ohne Metalle oder ohne jene Stoffe, an welchen diese Kräfte wirksam und sichtbar werden. Im Einklang damit haben wir nachgewiesen, wie die thierische Seele nicht mit s. g. angeborenen Anschauungen zur Welt kommt, wie sie nicht ein *ens per se* darstellt, sondern ein Produkt der in einer gegebenen Zeit auf sie einwirkenden Außendinge ist, und wie sie **ohne** diese Außendinge niemals existirend geworden sein würde. Im Angesicht eines solchen Complexes von Thatsachen kann eine vorurtheilsfreie Naturforschung nicht anders, als sich mit Entschiedenheit gegen die Ideen einer individuellen Unsterblichkeit, einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode zu erklären. Mit dem Untergang und Zerfall seines materiellen Substrats und mit dem Heraustritt aus derjenigen Umgebung, durch welche allein es zu einem bewußten Dasein und zu einer Person geworden ist, muß auch ein geistiges Wesen ein Ende nehmen, das wir allein auf diesem doppelten Boden und in innigster Abhängigkeit von demselben haben emporwachsen sehen. Alle Kenntniß, welche diesem Wesen zu Theil geworden ist, bezieht sich auf irdische Dinge; es hat sich selbst erkannt und ist sich seiner bewußt geworden nur durch sein Gegenübertreten gegen irdische abgegrenzte Individualitäten; wie sollte es denkbar oder möglich sein, daß dieses Wesen, herausgerissen aus diesen ihm wie Lebensluft nöthigen Bedingungen, mit Selbstbewußtsein und als dieselbe Person weiterexistiren könne! Nicht Ueberlegung, sondern nur eigensinnige Willkür, nicht die Wissenschaft, sondern nur der Glaube können die Idee einer persönlichen Fortdauer stützen. „Die Physiologie," sagt Karl Vogt, „erklärt sich bestimmt und kategorisch gegen eine individuelle Unsterblichkeit, wie überhaupt gegen alle Vorstellungen, welche sich an diejenigen der speciellen Existenz einer Seele anschließen. Die Seele fährt nicht in den Fötus, wie der böse Geist in den Besessenen, sondern sie ist ein Produkt der Entwickelung des Gehirns, so gut als die Muskelthätigkeit ein Produkt der Drüsenentwickelung ist. Sobald die Substanzen, welche das Gehirn bilden, wieder in derselben Form zusammengewürfelt werden, so werden auch dieselben Funktionen wieder eintreten ꝛc. — Wir haben gesehen, daß wir die Geistesthätigkeiten zerstören können; indem wir das Gehirn verletzen; wir können uns ebenso leicht aus der Beobachtung der embryonalen Entwickelung und aus derjenigen des Kindes überzeugen, daß die Seelenthätigkeiten sich in dem Maaße entwickeln, als das Gehirn seine allmählige Ausbildung erlangt. Man kennt keine Aeußerungen von Seelenthätigkeit bei dem Fötus. Erst nach der Geburt entwickeln sich die Seelenthätigkeiten; aber nach der Geburt auch erst bekommt das Gehirn allmählig diejenige materielle Ausbildung, welche es überhaupt erlangen kann. Mit dem Umlauf des Lebens erhalten auch die Seelenthätigkeiten eine bestimmte Veränderung und hören ganz auf mit dem Tode des Organs." —

In der That lehrt uns denn auch die alltäglichste und einfachste Beobachtung u. Empirie, daß der geistige Effect mit der Zerstörung seines materiellen Substrats zu Grunde geht, daß der Mensch stirbt. „Da war's Gebrauch," sagt Macbeth, „daß, war das Hirn heraus, der Mensch auch starb." Keine wirkliche Erscheinung gibt es, und keine hat es jemals gegeben, welche uns glauben oder annehmen ließe, es existire die Seele eines gestorbenen Indi-

*) Freilich belehrt uns Herr Ringseis, daß Verstorbene und Wiedererschienene, also s. g. **Geister**, „ohne Gehirn denken!" Warum hat Herr Ringseis, um die Beweiskraft dieser Anführung zu verstärken, nicht hinzugefügt, daß man bei Nacht Menschen gesehen hat, welche **ihren Kopf unter dem Arme trugen**? — Daß man bei den Infusions-Thierchen noch kein Analogen eines Gehirns oder Nervensystems aufzufinden im Stande war, kann aus zahlreichen Gründen, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde, keinen Einwand gegen jenen Satz begründen.

viduums weiter; sie ist todt, um niemals wiederzukehren. „Daß die Seele eines gestorbenen Individuums", sagt Burmeister, „mit dem Tode desselben zu erscheinen aufhört, wird von verständigen Leuten nicht bestritten. Geister oder Geistererscheinungen haben nur kranke oder abergläubische Leute beobachtet."

Nachdem wir so unsere Ansicht im Ganzen festgestellt, können wir nicht umhin, im Folgenden auf einige der hauptsächlichsten Gründe, welche man im Interesse individueller Unsterblichkeit geltend gemacht hat, näher einzugehen, und werden dabei Gelegenheit finden, diese wichtige und interessante Frage von einigen empirischen Standpunkten aus specieller zu beleuchten. Dabei mag der große Eifer verdächtig erscheinen, mit welchem man zu verschiedenen Zeiten häufig und unaufgefordert und mit Aufwand aller nur erdenklichen Argumente eine Sache zu vertheidigen sich bemüht hat und noch täglich bemüht, welche aus leicht begreiflichen Gründen im Ganzen ziemlich selten ernsthafte wissenschaftliche Anfechtung erfahren hat. Es scheint dieser Eifer darauf hinzudeuten, daß es den Vertheidigern jener Sache etwas bange um ihr eigenes Gewissen sein muß, da der schlichte Verstand u. die tägliche Erscheinung doch gar wenig zu Gunsten einer Voraussetzung reden, welche nur theoretische Gründe für sich in's Feld führen kann. Komisch mag es auch erscheinen, daß man zu allen Zeiten durchschnittlich Diejenigen am lautesten für individuelle Unsterblichkeiten kämpfen und eifern sah, deren persönliche Seele eine so lange und sorgsame Aufbewahrung vielleicht am wenigsten verlohnt haben würde!

Zunächst hat man von naturphilosophischer Seite versucht, aus der Unsterblichkeit der Materie auf die Unsterblichkeit des Geistes zu schließen. Wie es überhaupt, sagte man, keine absolute Vernichtung gibt, so ist es auch an sich undenkbar, ja unmöglich, daß der menschliche Geist, einmal vorhanden, wiederum vernichtet werde; es streitet diese Annahme gegen Vernunft- und Naturgesetz. Dagegen ist zu bemerken, daß jene Analogie zwischen Materie und Geist bezüglich der Unzerstörbarkeit gar nicht besteht. Während die sicht- und greifbare Materie ihre Unzerstörbarkeit auf sinnliche Weise zur Evidenz darthut, kann von dem Geist oder der Seele, welche nicht selbst Materie ist, sondern nur ideelles Produkt einer gewissen Combination mit Kräften begabter Stoffe darstellt, unmöglich dasselbe gesagt werden. Mit dem Auseinanderfall jener Stoffe, ihrer Zerstreuung und ihrem Eingang in andere, unter einander nicht in Zusammenhang befindliche Combinationen muß auch jener Krafteffect verschwinden, welchen wir Seele nannten. Zertrümmern wir eine Uhr, so zeigt sie keine Stunde mehr, und wir zerstören gleichzeitig den ganzen ideellen Begriff, welchen wir mit einem solchen Instrumente zu verbinden gewohnt sind; wir haben keine stundenzeigende Uhr vor uns, sondern einen Haufen beliebiger Stoffe, welche nichts Ganzes mehr darstellen. Daß eine solche Analogie anwendbar ist, indem die organische Welt nicht, wie Viele meinen, Ausnahmsgesetzen folgt, sondern ganz von denselben Stoffen und Naturkräften gebildet wird, wie die anorganischen — dies werden wir in dem Kapitel „Lebenskraft" näher zu erörtern Gelegenheit haben. — Mit dieser Anschauungsweise im Einklang lehrt uns denn auch die Erfahrung, daß die persönliche Seele trotz ihrer angeblichen Unvernichtbarkeit eine Ewigkeit lang in der That vernichtet, nicht existirend war! Wäre sie unvernichtbar wie der Stoff, so müßte sie nicht nur gleich diesem ewig b l e i b e n, sondern auch ewig g e w e s e n s e i n. Wo aber befand sich dieselbe, als der Leib, zu dem sie gehört, noch nicht gebildet war? Sie war nicht da; kein, auch nicht das leiseste Zeichen verrieth ihre Existenz, und eine solche dennoch anzunehmen, wäre eine rein willkührliche Hypothese. W a s a b e r e i n m a l n i c h t w a r, k a n n a u c h w i e d e r u n t e r g e h e n, v e r n i c h t e t w e r d e n. Ja es liegt in der Natur alles Entstehenden mit Nothwendigkeit, daß es wieder zu Grunde gehe. — Einen weiteren ganz directen Beweis für die Vernichtbarkeit der Seele liefert der Zustand des S c h l a f e s. In Folge körperlicher Verhältnisse wird die Function des Denkorgans im Schlaf für einige Zeit sistirt und damit die Seele im wahren Sinne des Worts v e r n i c h t e t. Das geistige Wesen ist entflohen und nur der Körper existirt oder vegetirt weiter ohne Selbstbewußtsein und in einem Zustand, welcher dem Zustand jener Thiere gleicht, denen F l o u r e n s die Gehirnhemisphäeen weggeschnitten hatte. Beim Erwachen findet sich die Seele genau da wieder, wo sie sich beim Einschlafen vergessen hatte: die lange Zwischenzeit war für sie nicht vorhanden, sie befand sich im Zustand eines geistigen Todes. Dieses eigenthümliche Verhältniß ist so in die Augen springend, daß man von je Schlaf und Tod mit einander verglich und sie B r ü d e r nannte. Während der französischen Revolution ließ der bekannte C h a u m e t t e die Inschrift an die Kirchhofsthüren setzen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf." A n d r e ä, der Verfasser einer alten *descriptio reipublicae christianopolitanae* aus dem Jahre 1619, sagt: „Diese eine Republik kennt den Tod nicht, und doch ist er bei ihr in aller Vertraulichkeit, aber sie nennen ihn S c h l a f." Zwar hat man gegen diese angenommene Vernichtbarkeit der Seele durch den Schlaf die T r ä u m e als factischen Gegenbeweis geltend zu machen versucht und behauptet, dieselben zeigten, daß der Geist auch im Schlafe, wenn auch in einer untergeordneten Weise, thätig sei. Dieser ganze Einwand beruht auf einem thatsächlichen Irrthum. Es ist bekannt genug, daß die Träume nicht den Zustand des eigentlichen Schlafs, sondern nur der Uebergangszeit zwischen Schlaf und Wachen, also eine Art Halbwachen bezeichnen. Diese Bemerkung kann jeder aufmerksame Beobachter an sich selbst machen. Ganz gesunde Menschen kennen nicht einmal diesen Uebergang, sie träumen bekanntlich nicht. D e r t i e f e S c h l a f k e n n t k e i n e n T r a u m, und ein aus solchem Zustand plötzlich

ufgerüttelter Mensch besitzt gewöhnlich ine Zeitlang nach dem Erwecken soweig den Gebrauch seiner geistigen Kräfte, aß dieser Zustand als gerichtliche Unurechnungsfähigkeit bedingend angesejen wird, indem der Uebergang aus dem inen Zustand in den andern allzu schroff and unvermittelt ist. — Noch mehr aber als der Schlaf sind gewisse krankhafte Zustände geeignet, diese Vernichtbarkeit unsers geistigen Wesens darzuthun. Es gibt Krankheiten des Gehirns, z. B. Erschütterungen, Verletzungen u. s. w., welche dasselbe in seiner Function derart beeinträchtigen, daß das Selbstbewußtsein vollkommen aufgehoben wird, und die Kranken von ihrem körperlichen oder geistigen Zustande nicht die geringste Empfindung, Vorstellung oder Erinnerung haben. Solche vollkommen bewußtlose Zustände können unter Umständen sehr lange, selbst Monate hindurch andauern. Kommen solche Kranke zur Genesung, so macht man an ihnen die Erfahrung, daß sie nicht die geringste Ahnung oder Rückerinnerung von dieser ganzen langen Zeit besitzen, sondern ihr geistiges Leben wiederum an dem Zeitpunkt fortsetzen, an welchem ihnen zuerst das Bewußtsein entschwunden ist; diese ganze Zeit war für sie eine Zeit tiefen Schlafes oder geistigen Todes; sie sind gewissermaßen gestorben und zum zweitenmal geboren. Tritt nach einer solchen Periode anstatt der Genesung der wirkliche Tod ein, so ist der Moment dieser Katastrophe ganz irrelevant für das betreffende Individuum; der geistige Tod setzte sich in den körperlichen fort, ohne daß ihm dieser Moment zum Bewußtsein kam; es war als Person, als geistig belebtes Wesen bereits früher gestorben, d. h. in jenem Moment, als die Krankheit das Selbstbewußtsein schwinden machte. Es möchte Denjenigen, welche eine persönliche Unsterblichkeit statuiren, sehr schwer, ja unmöglich werden, den Zusammenhang solcher Vorgänge zu erklären und auch nur eine gegründete **V e r m u t h u n g** darüber auszusprechen, wo und wie die Seele in solchen Zeiträumen sich verhalten habe. — In den Dachrinnen unsrer Wohnhäuser lebt ein Infusorium, welches mit dem Ablauf des Wassers vertrocknet und aufhört zu leben. Dieser scheinbare Tod dauert so lange, bis ein neuer Regen d a s s e l b e Thierchen zu einem abermaligen Lebenscyclus erweckt, und so fort. Zeigt sich in solchen Beispielen die Seele nicht recht deutlich als ein von stofflicher Bewegung durchaus abhängiger Lebensproceß?

Nicht minder müssen wir uns gegen diejenige Anschauungsweise erklären, welche, von der p e r s ö n l i c h e n Seele abstrahirend, eine a l l g e m e i n e g e i s t i g e M a t e r i e, eine G r u n d s e e l e annehmen zu dürfen glaubt, aus welcher die einzelnen Seelen bei ihrer Entstehung ausströmen und in welche sie bei Vernichtung ihres materiellen Substrats wieder zurückkehren sollen. Solche Vorstellungen sind ebenso hypothetisch, als nutzlos. Die Annahme einer „geistigen Materie" enthält überdem einen ganz unlösbaren inneren Widerspruch u. lautet ungefähr wie ein „schwarzer Schimmel" oder ein „weißer Rappe." „I m p o n d e r a b l e M a t e r i e," sagt Burmeister, „ist ein Widerspruch in sich selbst." Es gibt keine L i c h t m a t e r i e, wie man ehedem glaubte, sondern Licht ist nur ein eigenthümlicher Schwingungszustand der kleinsten Theilchen der bereits vorhandenen Materie. Demnach scheint uns der Begriff einer „geistigen Materie" oder einer „Seelensubstanz" unmöglich; sie ist ein logisches und empirisches Unding. — Ueberdem ist mit einer solchen Annahme für die Anhänger der persönlichen Unsterblichkeit nichts gewonnen: die Rückkehr in eine allgemeine Urseele, mit Aufgeben der Individualität, mit Verlust der Persönlichkeit und damit der Rückerinnerung an concrete Zustände käme einer wirklichen Vernichtung gleich, und es könnte dabei für den Einzelnen ganz einerlei sein, ob sein s. g. geistiger Stoff weitere Verwerthung im Wiederaufbau anderer Seelen fände.

In der jüngsten Zeit hat man sogar versucht, die „geistige Materie" oder „Seelensubstanz" als Grundlage für eine individuelle oder persönliche Fortdauer zu benutzen. Rudolf Wagner sprach von einer immateriellen, individuellen Seelensubstanz, welche, z e i t l i c h mit dem Körper verbunden, sich nach dessen Zerfall möglicherweise, ähnlich wie das Licht, in andere Welträume verpflanzen, ja vielleicht aus denselben später zur Erde wieder sollte zurückkehren können. Das Haltlose einer solchen Theorie und das gänzlich Unphysikalische jenes Vergleiches zwischen dem Lichtäiher und der angeblichen Seelensubstanz machte es seinem Gegner Karl Vogt leicht, die gänzl. im Interesse persönlicher Fortdauer gemachte Erfindung in das Reich spekulatioee Mährchen zu verweisen. (siehe dessen Schrift: Köhlerglaube und Wissenschaft, 1855.)*)

Der Glaube, es werde die menschliche Seele nach dem Tode zwar nicht vom Stoffe getrennt werden, aber in einen vollkommener gebauten, feineren Körper übergehen, ist vollkommen hypothetisch und steht im Widerspruch mit physiologischen Thatsachen, welche lehren, daß der menschliche Körper ein mit den feinsten und vollkommensten Organen ausgerüstetes Ganze ist, welches man sich weder feiner, noch vollkommener i n s e i n e r A r t denken kann.

Hat man vom naturphilosophischen Standpunkt aus gegen die Vernichtung der persönlichen Seele nach dem Tode protestirt, so hat man dasselbe nicht minder von einigen menschlichen Standpunkten aus versucht — Standpunkten, welche indessen selbst wieder so eng mit den Beziehungen der Naturwissenschaften zu

*) Wir nehmen an dieser Stelle Gelegenheit zu bemerken, daß uns die genannten Vogt'sche Schrift erst während des Druckes der ersten Auflage unserer eigenen zukam. Der Leser wird daher die vorhandenen Anklänge an einige Stellen derselben nur als z u f ä l l i g e betrachten dürfen.

dem Dogma der persönlichen Fortdauer zusammenhängen, daß wir sie nicht übergehen können. — Man hat zunächst behauptet, es streite der Gedanke an eine ewige Vernichtung so sehr gegen alle menschliche Empfindung und empöre so sehr das innerste Gefühl, daß er schon aus diesem Grunde ein unwahrer sein müsse. Abgesehen davon, daß eine solche Appellation an das Gefühl sehr unklare und unwissenschaftliche Standpunkte voraussetzt, so muß gewiß zugegeben werden, daß der Gedanke an ein ewiges Leben unendlich abschreckender ist und das innerste Gefühl unendlich mehr abstößt, als der Gedanke an eine ewige Vernichtung. Ja dieser letztere kann für einen philosophisch denkenden Menschen nicht einmal etwas Abschreckendes haben. Vernichtung, Nichtsein ist vollkommene Ruhe, Schmerzlosigkeit, Befreiung von allen quälenden oder überhaupt das geistige Wesen alterirenden Eindrücken und darum auch nicht zu fürchten. Es kann kein Schmerz in der Vernichtung liegen, sowenig wie in der Ruhe des Schlafes, sondern nur in dem Gedanken daran. „Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch den Weisesten natürliche Furcht vor dem Tode ist nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken, gestorben zu sein; den also der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Cadaver, was nicht mehr er selbst ist, doch als sich selbst im düsteren Grabe oder irgend sonstwo denkt." Sehr wahr sagt Fichte: „Es ist ganz klar, daß Derjenige, welcher nicht existirt, auch keinerlei Schmerz fühlt. Vernichtung, wenn sie stattfindet, ist daher aus diesem Grunde gar kein Uebel." Im Gegentheil ist die Idee des ewigen Lebens, der Gedanke des Nichtsterbenkönnens wohl der abscheckenste, den die menschliche Phantasie ersinnen kann, und seine ganze Furchtbarkeit hat die Mythe längst in der Erzählung des nichtsterbenkönnenden Ahasverus ausgedrückt.

Die Schulphilosophen, welche die Haltlosigkeit des Bedenks, auf dem sie in der Unsterblichkeitsfrage stehen, wohl fühlen aber gleichwohl Philosophie und Glauben verbinden wollen haben sich mitunter auf sehr wunderliche und unphilosophische Weise in dieser kitzlichen Frage zu helfen gesucht. „Die Sehnsucht unserer Natur," sagt z. B. Carriere, „der Drang der Erkenntniß nach der Lösung so vieler Räthsel verlangt die Unsterblichkeit, und viele Schmerzen der Erde würden eine schreiende Dissonanz im Weltaccorde sein, wenn diese nicht dadurch ihre Auflösung in einer höheren Harmonie fände, daß jene für die Läuterung und Fortbildung der Persönlichkeit fruchtbar bleiben. Diese und andere Betrachtungen machen uns die Unsterblichkeit auf unserem Standpunkte zur subjectiven Gewißheit, zur Herzensüberzeugung ꝛc." Herzensüberzeugungen kann freilich Jeder haben, aber sie mit philosophischen Fragen vermengen zu wollen, ist mehr als unwissenschaftlich. Entweder verträgt sich etwas mit Vernunft und Erfahrung — dann ist es wahr; oder es verträgt sich nicht — dann ist es unwahr und kann in philosophischen Systemen keine Stelle finden. Mag sein, daß wir von vielen Räthseln umgeben sind — mag sein, daß dies Manchem unserer deutschen Philosophen und Weltschmerzler sehr ungelegen ist — mag sein, daß es vielleicht recht schön wäre, wenn im Himmel, wie im letzten Act eines Rührdrama's, sich plötzlich Alles in eine wehmüthige Harmonie oder allgemeine Freudigkeit und Aufklärung auflösen würde — aber die Wissenschaft hat es nicht mit dem zu thun, was sein könnte, sondern mit dem, was ist; und darnach ist sie gezwungen, aus ihren zahlreichen Erfahrungen mit Nothwendigkeit den Schluß auf die Endlichkeit des Menschen zu ziehen. Ja, eine vollständige Enthüllung der „Räthselhaftigkeit" des Weltganzen, wie sie Herr Carriere verlangt, also eine vollkommene Erkenntniß muß für den menschlichen Geist aus inneren Gründen als eine Unmöglichkeit angesehen werden. In dem Augenblicke, da wir an diesem Punkte angelangt wären, würden wir Selbstschöpfer und im Stande sein, die Materie ganz nach unserem Willen zu lenken. Diese Erkenntniß wäre aber gleichbedeutend mit Auflösung, Vernichtung, Untergang, und kein Wesen existirt, welches sie besitzen kann. Wo kein Streben, da kann auch kein Leben mehr sein; die volle Wahrheit wäre ein Todesurtheil für den, der sie begriffen, und er müßte an Apathie und Thatenlosigkeit zu Grunde gehen. Schon Lessing verknüpfte mit dieser Idee eine solche Vorstellung von Langeweile, daß ihm „Angst und Wehe dabei ankam." — Wollte man sich aber damit begnügen, ein immerdauerndes, wenn auch vollkommeneres Streben in einem anderen Leben anzunehmen, so wäre für die letzte Folge von der Endlichkeit oder Unendlichkeit des menschlichen Geistes gar nichts gewonnen, sondern die Entscheidung nur um einige Zeitspannen weiter hinausgerückt; das zweite Leben wäre eine vermehrte und verbesserte Wiederholung des ersten, aber mit denselben Grundmängeln, mit denselben Widersprüchen, mit derselben endlichen Resultatlosigkeit. Aber wie der angehende Staats-Aspirant lieber eine Anstellung auf unbestimmte Zeit, als gar keine, annimmt, so klammern sich Tausende und aber Tausende in geistiger Beschränktheit an eine unbestimmte und ungewisse Aussicht auf eine problematische ewige oder zeitliche Fortdauer.

Solche Philosophen endlich, welche in der Frage von der individuellen Unsterblichkeit keinen Anstand nehmen, die philosophische Denkweise, mit der sie sonst so sehr sich brüsten, geradezu an den Nagel zu hängen und an eine unbestimmte Uebersinnlichkeit zu appelliren, verdienen kaum eine Berücksichtigung. So decretirt der Philosoph Fichte: „Die unendliche Fortdauer ist aus bloßen Naturbedingungen nicht erklärlich, braucht es aber auch nicht zu sein, weil sie über alle Natur hinausliegt. Wenn wir auch vom sinnlich empirischen Standpunkt nicht einsehen, wie eine ewige Fortdauer möglich sei, so muß sie doch möglich sein; denn sie liegt in

dem, was über alle Natur erhaben ist." Solche Decrete können natürlich nur für Den Gültigkeit haben, der glaubt u. glauben will, der sie also nicht nöthig hat; alle Anderen werden es natürlich finden, daß man an eine streitige Frage den Maaßstab menschlich-geistiger Erkenntniß lege und untersuche, ob sich Schlüsse bezüglich derselben aus Erfahrung, Vernunft und Naturkenntnissen ziehen lassen. Bei dieser Untersuchung werden sie finden, daß Fichte Recht hatte, als er verlangte, daß man Vernunft und sinnliche Erkenntniß an den Nagel hängen müsse, um die Möglichkeit der persönlichen Fortdauer zu begreifen.

Kaum einen größeren Werth, als diese philosophischen Decrete, haben die Erfindungen einzelner Naturphilosophen, welche glauben, auf hypothetischem Wege wissenschaftliche Anhaltepunkte für die individuelle Unsterblichkeit liefern zu können. So entdeckte Herr Drosbach, daß jeder Weltkörper eine endliche Anzahl selbstbewußtseinsfähiger Monaden enthält, die nach u. nach zu Entwicklung gelangen, beim Tode aber wieder zurückfallen. Entweder in sehr später Zeit oder auf anderen Weltkörpern treten diese Monaden wieder zusammen und bilden einen neuen Menschen mit Erinnerung an sein früheres Leben!! Diese problematischen Monaden sind zu unfaßbar, als daß man sich versucht fühlen könnte, sich weiter mit ihnen zu befassen.

Nur im Vorbeigehen möchten wir in Bezug auf individuelle Unsterblichkeit an die große Menge unbesiegbarer äußerer Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten erinnern, welche aus dem ewigen Fort- oder Zusammenleben jener zahllosen Schaaren von Seelen entstehen müßten, welche lebenden Menschen angehört haben, und deren auf der Erde erlangte geistige Bildungsstufe eine, so unendlich verschiedene und bis in die äußersten Extreme auseinanderlaufende ist. Das ewige Leben soll nach ziemlich übereinstimmenden Ansichten eine Vervollkommnung, Fortbildung des irdischen darstellen. Danach würde es nothwendiges Erforderniß sein, daß für jede Seele auf der Erde wenigstens eine gewisse Stufe der Bildung erreicht würde, von welcher anfangend weiter gebildet werden könnte. Nun denke man aber an die Seelen der früh verstorbenen Kinder oder der wilden ungebildeten Völker oder auch nur der unteren Stände unserer europäischen Gesellschaft! Soll die mangelhafte Volksbildung und Kindererziehung sich drüben in einem höheren Maaßstabe fortsetzen? „Ich habe das Sitzen auf den Schulbänken satt", sagt Danton in Grg. Büchner's „Danton's Tod." — Und was soll, möchten wir zuletzt fragen, mit den Seelen der Thiere geschehen? Der menschliche Hochmuth hat bei Besorgung dieser Angelegenheit zunächst nur an sich gedacht und nicht einsehen wollen, daß dem Thiere das nämliche Recht zukommt, wie dem Menschen. Daß zwischen Mensch und Thier kein wesentlicher und prägnanter naturhistorischer Unterschied besteht, sondern daß hier, wie überall in der Natur, die allmäligsten Uebergänge stattfinden und daß Menschen- und Thierseele fundamental dasselbe sind — werden wir in einem folgenden Kapitel näher auszuführen Gelegenheit finden. Nun dürfte es für die Anhänger der persönlichen Fortdauer, welche die Unsterblichkeit der Thierseele nicht statuiren, schwer, ja unmöglich werden, die Grenze zu bestimmen, an welcher denn die Unvernichtbarkeit der thierischen Seele beginnen soll. Es unterscheidet sich die letztere von der ersteren nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, und ein allgemein gültiges Naturgesetz muß auf beide seine gleichmäßige Anwendung finden. „Ist die menschliche Seele unsterblich, so muß es auch die thierische sein. Beide haben, vermöge ihrer gleichen Grundqualitäten, auch gleiche Ansprüche auf Fortdauer" (Burmeister). Verfolgt man nun diese Consequenz bis in die untersten Thierreihen, welchen ebensowenig eine Seele abgesprochen werden kann, wie den höchsten, so fallen alle jene moralischen Gründe, welche man für individuelle Unsterblichkeit geltend gemacht hat, in sich zusammen, und es kommen Absurditäten heraus, welche das ganze Gebäude schöner Hoffnungen umstürzen müssen. — Zugleich mag an dieser Stelle an diejenigen Resultate zurückerinnert werden, welche wir in einigen früheren, von der Construktion des Himmels und der Allgemeinheit der Naturgesetze handelnden Kapiteln erhielten und welche es vom Standpunkte der Naturforschung aus als gänzlich unmöglich erscheinen lassen, daß irgend ein Ort außerhalb der Erde existiren könne, an welchem die abgeschiedenen und von den Banden der Materie befreiten Seelen sich versammeln werden.

Man hat endlich behauptet und behauptet es noch, daß die Unsterblichkeits-Idee (in derselben Weise wie die Gottes-Idee) eine dem innersten geistigen Wesen jedes Menschen an- und eingeborne, darum durch alle Vernunftgründe unwiderlegliche sei, und daß es auch aus demselben Grunde keine Religion gebe, welche die individuelle Unsterblichkeit nicht als einen ihrer ersten und Hauptgrundsätze festhalte. Was die angeborenen Ideen betrifft, so glauben wir uns darüber bereits hinlänglich verbreitet zu haben, und an Religionen und Religionssekten, welchen die Unsterblichkeits-Idee unbekannt war, hat es niemals gefehlt. Die angesehensten Religionssekten, der Juden kannten keine persönliche Fortdauer. Nach Richter (Vorträge über persönliche Fortdauer) stimmt die bei Weitem größte Mehrzahl unserer Theologen darin überein, daß in den vor dem babylonischen Exil geschriebenen Büchern des alten Testaments sichere Spuren einer Lehre von individueller Fortdauer nicht zu finden sind. Die Mosaische Lehre verweist nie auf einen Lohn im Himmel und nach dem Tode. Die ursprüngliche Religion des großen Konfutse weiß nichts von einem himmlischen Jenseits. Der Buddhismus, welcher zweihundert Millionen Anhänger zählt, kennt keine Unsterblichkeit und pre-

digt das **Nichtsein als das höchste Ziel der Befreiung***). Die edle und in vielen Stücken der Bildung unsere eingebildete Jetztwelt weit überragende Nation der **Griechen** kannte nur ein Jenseits der Schatten, und daß im ganzen **römischen** Alterthume der Unsterblichkeitsglaube ein äußerst schwacher und seltner war, ist bekannt. Die Reisenden erzählen von einer großen Anzahl von Naturvölkern, bei denen der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode entweder gar nicht oder im Verein mit solchen Vorstellungen vorhanden ist, welche den Glauben bedeutungslos machen oder wieder aufheben (s. Meiners kritische Geschichte der Religionen, 1806 und 1807). —

Unter den gebildeten und aufgeklärten Männern aller Nationen und Zeiten hat der Unsterblichkeitsglaube nicht allzu viele Anhänger gehabt, wenn auch diese Verneinung sich nicht immer mit gleicher Gewalt an das Licht drängte, wie ihre Gegnerin. Welche Anfeindungen mußte der berühmte Voltaire erdulden, weil er es wagte, seine Ueberzeugung von der Vergänglichkeit des menschlichen Geistes offen zu bekennen! Mirabeau sagte auf dem Todtenbette: „Ich gehe in's Nichts!", und der berühmte Danton, als man ihn vor dem Revolutionstribunal nach Stand und Wohnung fragte, rief aus: „Meine Wohnung wird bald im Nichts sein!" Auch einer unserer ersten deutschen Geister, Friedrich der Große, bekannte, daß er an keine persönliche Fortdauer glaube. — Wie weit sich in dem Punkte der individuellen Unsterblichkeit die religiösen Ansichten der Gebildeten nicht minder als der Ungebildeten in unserem Jahrhundert durchschnittlich von den Dogmen der Kirche entfernen, kann nur Derjenige richtig beurtheilen, welcher Gelegenheit hatte, die Menschen in ihrer innersten Häuslichkeit und Heimlichkeit und in verzweifelten Lagen des Leben kennen zu lernen. Ein Solcher wird nicht selten Erfahrungen machen, die den herkömmlichen Ansichten sehr zuwiderlaufen, und oft Gelegenheit finden, über Aeußerungen zu erstaunen, welche ihm beweisen, daß der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode entweder

---

*) Diese merkwürdige, 600 Jahre vor Chr. von einem indischen Königssohn (Gautama oder Buddha) gestiftete, auf rein naturalistischer Grundlage beruhende atheistische und materialistische Religionslehre, welche das Kastenwesen verwarf, die Gleichheit aller Menschen lehrte, den Opferdienst abschaffte und alle ihre Grundlagen nur in dem Menschen selbst suchte, verbreitete sich durch ihre herzerobernde Gewalt in kurzer Zeit über beinahe den dritten Theil der damals lebenden Menschheit, bis sie 800 Jahre nach Chr. durch die Reaction der Priester oder Brahmanen nach den blutigsten Religionskämpfen in Indien selbst wieder ausgerottet wurde. Nach ihr ist die Urmaterie oder Prakriti das einzig wirklich Seiende, göttlich an und für sich. In dieser Materie wohnen zweierlei Kräfte, welche zwei verschiedene Zustände derselben bewirken können, die Ruhe und die Thätigkeit. Darnach bleibt sie einerseits ruhend mit Bewußtsein in einer absoluten und thätigkeitslosen Leerheit, und dieß ist der Zustand der Seligkeit oder des uranfänglichen Nichts (Cunja). Andeererseits aber will die Materie kraft ihrer Thätigkeit aus sich selber heraustreten. Sie wird somit thätig und tritt zu endlichen und werdenden Gebilden zusammen. Indem sie dieses thut, verliert sie zugleich ihr Bewußtsein. Erst im Menschen erreicht sie dasselbe wieder, und es gibt auf diese Weise ein ursprüngliches und ein gewordenes Bewußtsein. Der Mensch hat die Aufgabe, dieses ursprüngliche Bewußtsein zu reproduciren, sich in den Zustand der ruhenden Leerheit hineinzuversetzen und mit dem Nichts identisch zu werden. Auf dieser Stufe erkennt er, daß es nichts Reelles außer jener Urmaterie gibt und daß außer dieser nichts existirt. Indem sich der Mensch auf diese zweite Stufe des Bewußtseins emporschwingt, wird sein Geist mit dem bewußten Nichts identisch, und er selbst wird damit ein Buddha, d. h. ein Wissender oder ein Gottmensch u. s. w. u. s. w. — Aus der Buddha-Lehre heraus entwickelte sich als weitere Systemsstufe die s. g. Vaischika-Lehre, welche in allen ihren Theilen auf das Merkwürdigste mit den Resultaten der modernen Naturforschung zusammenstimmt. Ihr Stifter heißt Kanada oder der Atomgeber. Nach ihm hat die Urmaterie ursprünglich kein Bewußtsein. Sie ist bloß Materie und hat kein höchstes geistiges Princip. Der selbstbewußte Wille ist bloß im Menschen. Nur die Verbindung der Atome bringt die Reihe der vorhandenen Entwicklungen hervor. Die Welt ist ewig und durch sich selbst existirend, aber sie kann nur ihr Bewußtsein innerhalb des Menschen haben. Das Mittel des Bewußtseins ist bloß die sinnliche Wahrnehmung. Die Seele ist nur eine Form des Körpers, durch die Modifikationen der Kräfte bedingt, welche aus dem Zusammentreten der Atome hervorgehen. Mit dem Zerfall der Atome hört auch die Seele auf; eine persönliche Unsterblichkeit gibt es nicht. — Die Hauptschulen dieser Lehre sind die Tscharvakas u. Lokajatikas. — In denjenigen Ländern, in denen sich der das Princip der höchsten Humanität vertretende Buddhismus herrschend erhielt, entartete er später in verschiedenen Richtungen. —

Diejenigen, welche das Dogma von der persönlichen Fortdauer für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Moralität nothwendig erachten, werden sich durch eine Notiz überrascht finden, dem *Argument du dialogue de Phedon de la traduction de Dacier* entlehnt. Dieselbe lautet: „Als das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele, hervorgegangen aus Plato's Schule, sich bei den Griechen zu verbreiten begann, verursachte es die größten Verwirrungen und bestimmte eine Menge mit ihrem Loose unzufriedener Menschen, sich das Leben zu nehmen. Ptolemäus Philadelphus, König von Egypten, als er die Wirkungen sah, welche dieses Dogma, das man heute als so segensreich betrachtet, auf die Gehirne seiner Unterthanen ausübte, verbot bei Todesstrafe, dasselbe zu lehren."

ein sehr schwacher oder gar nicht vorhandener ist. Auch die ganze Tendenz und Richtung der Zeit, das Gebahren der Gesellschaft selbst ist durchaus kein solches, welches mit jenem Glauben zusammenstimmt. „Wer kann," sagt Feuerbach, „wenn er anders ein Paar Augen im Kopfe hat, verkennen, daß der Glaube an eine individuelle Fortdauer längst aus dem allgemeinen Leben verschwunden ist, daß er nur in der subjectiven Einbildung der Einzelnen, wenn auch Unzähliger, noch existirt?" — Wie sollte denn auch sonst die trotz allen Tröstungen der Religion unter den Menschen fortherrschende Todesfurcht zu erklären sein, wie sollte es möglich sein, daß die Mehrzahl der Menschen den Tod als das größte Uebel ansieht, weil er der kurzen Freude des Daseins ein plötzliches Ende macht!

Hören wir zuletzt die ebenso schönen als treffenden Worte, welche ein italiänischer Philosoph, Pomponatius, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte, über diesen Gegenstand äußert: „Will man die Fortdauer des Individuums annehmen, so muß man vor Allem den Beweis führen, wie die Seele leben könnte, ohne den Körper als Subject oder Object ihrer Thätigkeit zu bedürfen. Ohne Anschauungen vermögen wir nichts zu denken; diese aber hängen von der Körperlichkeit und ihren Organen ab. Das Denken an sich ist ewig und immateriell, das menschliche jedoch ist mit den Sinnen verbunden, erkennt das Allgemeine nur im Besonderen, ist niemals anschauungslos und niemals zeitlos, da seine Vorstellungen nach einander kommen und gehen. Darum ist unsere Seele in der That sterblich, die weder das Bewußtsein bleibt, noch da Erinnerung." — „Die Tugend ist doch viel reiner, welche um ihrer selbst willen geübt wird, als um Lohn. Doch sind diejenigen Politiker nicht gerade zu tadeln, welche um des allgemeinen Besten willen die Unsterblichkeit der Seele lehren lassen, damit die Schwachen und Schlechten wenigstens aus Furcht und Hoffnung auf dem rechten Wege gehen, den edle, freie Gemüther aus Lust und Liebe einschlagen. Denn das ist geradezu erlogen, daß nur verworfene Gelehrte die Unsterblichkeit geleugnet und alle achtbaren Weisen sie angenommen; ein Homer, Plinius, Simonides und Seneka waren ohne diese Hoffnung nicht schlecht, sondern nur frei von knechtischem Lohndienst."

Lob- und Hülfsmittel des Frohsinns.

Von Julius Weber.

> Freude, Freude über Freude!
> Frohsinn wehret allem Leide,
> Wonne, Wonne über Wonne!
> Er ist die Gnadensonne.

Frohsinn, dieser Lebensbalsam, den die Natur ihren Lieblingen reicht, scheint mehr körperlicher als geistiger Natur zu sein, aber auch hier kann der Geist nachhelfen. Frohsinn ist ein wahrer Fallschirm in dem schankelnden und gefahrvollen Luftballon des Lebens; denn Heiterkeit gibt Zutrauen auf sich selbst, Zutrauen gibt Muth und Muth Glück — „Fürchte dich nicht, du führest Cäsar!" Das Rad der Fortuna führt den Stehenden und rädert den Liegenden. Frohsinn ist ein Sohn des Muths und Gefühls seiner Kraft, Heiterkeit die Tochter der Ordnung und der Lohn wohlerfüllter Pflicht; Trübsinn der Tartarus, der alles erstickt, und Kummer eines Tages, macht alt für ein Jahr; aber unter dem Himmel der Heiterkeit gedeiht alles, sie mäßigt selbst die Leidenschaften, indem sie die Anstrengung zu ihrer Mäßigung belebt und die Opfer leichter macht, die wir zu bringen haben. Offenbar spricht man zu viel von der Macht des Glücks; das Glück ist für die, die sich der Umstände zu bedienen wissen, und der Frohsinn bedient sich ihrer stets besser als der Schwersinn. Virgil — den ich seit den Schuljahren nicht mehr zur Hand genommen hatte aus Mangel an Zeit — Virgils goldener Vers:

> Dauert aus und erhaltet euch kühn für glückliche Zeiten!

tröstete mich in der schändlichsten Epoche meines Lebens, wie nur immer den Gespenster fürchtenden Wanderer ein: „Gott der Vater wohn' uns bei, laß uns nicht verderben!"

Man hat beobachtet, daß bei der Pest und andern Ansteckungskrankheiten diejenigen am ersten angesteckt werden oder sterben, die sich am meisten davor fürchten, wie schon Thucydides von der Athener Pest bemerkt, und man auch bei der Cholera bemerkt, die hoffentlich uns Deutschen keinen Besuch machen wird bei unserm Phlegma. Der Heitere ist das Kind, dem Jesus rief, es mitten unter seine Jünger stellte und sprach: „Wahrlich! ich sage euch, so ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen." Wenn indessen von drei Töchtern der Zeit die Vergangenheit und Gegenwart die Stirne runzeln, so bleibt es immer schwer, der dritten, der Zukunft, ein Lächeln abzugewinnen. Es würde minder schwer fallen, wenn wir, mit der Gegenwart zufrieden, mit der Zukunft weniger buhlten, die doch wieder, wenn sie Gegenwart wird, nicht recht ist, so daß wir der Vergangenheit, die uns als Gegenwart auch nicht recht war, eine Leichenrede halten, wie manche Ehemänner ihrer ersten seligen Frau, wenn sie die zweite oder dritte haben. Marschall Strozzi, tödtlich verwundet, verschied mit den Worten: „Ich werde da sein, wo alle sind, die seit 6000 Jahren starben."

Die Meditation, das Stärkungsmittel

des ernsten Philosophen und die Freude seiner glücklichen Tage, verläßt ihn in den Tagen des Unglücks, denn Meditation erfordert Kraft und Anstrengung. Seneca und alle Stoiker wissen kein anderes Mittel mehr als: *Patet janua, ami!**) Ihr wißt zu sterben? Wäre es nicht besser, ihr lerntet zu leben? Mendelssohn, dem der Arzt das Denken verboten hat, steht am Fenster und zählt Ziegel — wäre es nicht besser, er lachte? So lange die Stunde währt, wo man lacht, so lange währt sie, und hernach ist sie noch immer wie eine Schachtel, worin Rauchwerk gewesen ist,

Nimm der ernsten Arbeit entladen froher Stunden Geschenk an.

Diogens lebt heiter in seiner Tonne, und Alexandern ist die Welt zu klein. Chateaubriand, traurig in der Todesstille um Sparta's Trümmer, erheitert sich mit dem Ruf: Leonidas! den das Echo wiederhallt, und Hudibras, geprügelt und im Blocke, tröstet sich und seinen Ralph:

Wenn der, den man im Krieg erschlägt,
Aufs Bett der Ehre wird gelegt,
So darf, wer Prügel kann ertragen,
Wohl auf ihr Faulbett Anspruch machen.
In Finsternissen staunet man
Die Sonne mit mehr Wunder an!

Jener Gascogner auf hölzernen Stelzfüßen tröstete sich wie man nur an der Garonne sich trösten lernt: „Wie oft stieß ich oder andere Tölpel mich an die Füße von Fleisch u. Bein, die nicht wenig Hühneraugen zählten; ich fühle nun nichts mehr. Mögen Mücken hineinstechen, Hunde hineinbeißen, ein Rad darüber gehen ꝛc., mir gilt's gleich, die Steine, Schnee, Koth, Dornen, Schlangen ꝛc.; ich erspare Schuh und Strümpfe, wofür ich trinken kann; ja die Holzfüße tragen mir sogar Geld ein, denn nicht leicht werde ich vor einer Thüe abgewiesen. Vor dem Podagra, Geschwülsten und vor allem, wozu man den Feldscheer braucht, kann ich außer aller Sorge sein. Diese Holzfüße sichern sogar meinen Kopf vor neuen Kugeln, und nie werden sie alt; ich mache meine Nüsse mit dem Fuße auf, schüre mein Feuer damit, ich kann damit um mich schlagen und am Ende, wenn ich neue brauche, noch damit einheizen, ja erspare selbst die Hälfte meines Sarges — wie gut, wenn ich alles an mir wieder so leicht verjüngen könnte." Mit diesen Worten hüpfte der Gascogner lachend auf seinen Stelzfüßen weiter.

Die Reduktion eines großen auf kleinern Maßstab ist mathematisch leicht, aber moralisch schwer, und doch hängt alles von einem den Umständen angepaßten Maßstab ab. Die Emigranten meiner Zeit von den höchsten Kasten Frankreichs warfen sich in Gewerbe mit einer Leichtigkeit, die Deutschen unmöglich gewesen wäre. Bischöfe wurden Mehl- und Lederfabrikanten, Generale Schriftsteller und Papierhändler, ein Duc u. Pair handelt mit Lichtern u. ein anderer mit Bändern — ein Vicomte war Kellner u. ein anderer Restaurateur mit Hülfe seines ehem. Kochs. Viele vom reinsten Adel wurden Erzieher, Sprach-, Sing-, Tanz- und Fechtmeister, Kleinhändler, Kaffeewirthe, Färber, Seidenwäscher, Limonade- und Eismacher; ein Marquis, um möglichst im alten Wirkungskreise zu bleiben, nahm Damen das Maß zu Schuhen *en se mettant aux pieds des dames*.*) Latour-Maubourg, der sich wieder an Bonaparte anschloß, verlor in einer Schlacht ein Bein und sagte bei der Operation seinem weinenden Diener: „Weine nicht, künftig hast du nur e i n e n Stiefel zu wichsen!" Seinen Stelzfuß nannte er sein illegitimes Bein. Noch merkwürdiger als Britte ist Thomas Morus, der Freund und Geistesbruder des Erasmus, den selbst im düstern Kerker u. auf dem Blutgerüste seine Geistesheiterkeit nie verließ. Niemand, und auch seine Familie nicht, wußte etwas vom Verlust der Kanzlerstelle; ein Diener pflegte in der Kirche immer den Seinigen zu melden, wenn der Vater sich entferne; diesmal that es Morus selbst: „Mylady, der Kanzler ist fort!"

Lustige Ansichten, lustige Einfälle und lachender Witz, die weder Aufwand noch Kraft erfordern, oder Sinn für das Lächerliche, vermindern offenbar die Empfindungen der Uebel, die uns drücken, u. erhalten uns diejenige Geistesfreiheit und Ideenhelle, die dem Verstande die Mittel sich zu helfen erleichtern, während Murrsinn und Traurigkeit alles übertreibt, alles von uns scheucht und in sich selbst untergeht. Ein gestützter Kopf ist keine Münze u. hinter den Ohren keine Goldgrube.

Was helfen uns die schweren Sorgen,
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Wie mancher finstere und verdrießliche Tellheim ist schon durch den lachenden Muth einer Minna von Barnhelm, der die Umstände richtiger und wahrer beurtheilte, ruhig und heiter geworden? Cardinal Dübois, der über ein verlegtes Papier in Wuth gerathen, wie ein besoffener Soldat fluchen und über seine Gehülfen, deren er gegen dreißig hatte, in die schrecklichsten Verwünschungen ausbrechen konnte, wurde einst ruhig und lachte als ihm sein Sekretär Venir sagte: „Nehmen Euer Eminenz nur noch einen, der für Sie flucht und tobt, und Sie werden noch Zeit übrig haben;" seitdem blieben sogar Papiere, die er unentsiegelt liegen ließ, und wenn sie sich zu sehr häuften, ins Feuer warf, um nur wieder aufs Laufende zu kommen — unverbrannt. Kaiser Karl V., der die Straßburger Abgeordneten hart anließ, weil sie die Liebfrauenbrüder zur Stadt hinausgejagt hatten, lachte und verzieh, als *Dr.* Sturm das Wort nahm: „So lange sie unserer lieben Frauen B r ü d e r waren, duldeten wir sie, als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen." Bei rechter Freude stehen alle Fenster offen, man fertigt bereitwillig

*) Die Thüre steht offen — geht hinaus; d. h. der Selbstmord steht in deiner Gewalt.

*) Sich zu den Füßen der Damen werfend.

alle ab, die vor dem Fenster stehen, läßt gute Freunde selbst zum Fenster herein oder steigt selbst hinaus, und lebt auf dem Lande mit 1000 fl. behaglicher als in Städten mit dem doppelten und dreifachen.

Sanguinisches Temperament mit ein wenig Phlegma oder Mutter Natur müssen freilich das beste thun; aber da es schon in der Natur liegt bei ungehinderten Kräften, frei von Geschäften oder Leidenschaften, zu lachen, so können wie den Natursinn noch verstärken durch Bildung des Geistes und Herzens, eine verschönerarte Phantasie kann das Temperament heben, Philosophie, Tugend und Religion, die Selbstbeherrschung predigen, der schwachen Natur nachhelfen. Man kann alles, was man will, sobald man nicht mehr will, als man kann. So schlägt dem Vater oder der Mutter das Herz beim Anblick des unbekannten Findlings, denn die Natur schweigt nie, wenn sie nur erst weiß, wen sie vor sich hat. Reichthum macht nicht immer froh, aber Mangel und Armuth auch nicht, und ein reicher Britte hatte die Güte, mir in mein Göttinger Stammbuch zu schreiben:

Nicht so leicht vermag sich der Mann zu erheben, den Armuth
Stets bei Tugenden hemmt.

Das froheste Gemüth hat immer Stunden, wo es nicht weiß, was es mit sich anfangen soll; wo es nach allen Talenten, Kenntnissen und Narrenkappen vergebens greift, und nichts tröstet und helfen will, denn das Herz ist ein trotzig und dann wieder verzagtes Ding. Aber diese Zustände sind nur vorübergehend, und ist es nicht besser, unsern Kummer zu verlachen als zu verweinen, zu verschlafen, zu verrauchen, zu verschreiben, zu verreiten, verfahren, vergehen, verspielen, vertrinken, verfressen, verliebeln, als zu verfluchen, zu verbeten oder gar zu ertränken, erschießen, erhängen? Zu verlachen scheint mir immer das menschlichste, kürzeste und wohlfeilste Mittel. Onkel Toby pfiff sein Lillabullera (ein Marsch (der Charakter findet sich in Sterne's Tristram Shandy) und sagte zum Kummer wie jener Franzose zu dem, der nichts als vom Spazierengehen sprach: „Sie lieben das Spazierengehen, wohlan, gehen Sie spazieren."

Dunkle Zimmer bedürfen heller Tapeten, und solche Tapeten sind für den umnebelten Geist Gesellschaft von unschuldigen Kindern, liebenswürdigen Weibern und muntern Freunden, witzige Bücher, Reisen, Theater, Bäder, Musik und allenfalls noch wohlversehene Küche und Keller; zur Abwechslung in der Einsamkeit die höhern Freuden der Sammlung, der Einkehr in uns selbst, Rückerinnerungen und Ahnung eines höhern Zustandes. Frohsinn ist mehr als Freude über ein erlangtes Gut, er ist reiner Genuß des Daseins, wo Vergangenheit und Zukunft uns anlacht, und wir uns erhoben finden über Welt und Zeit zu dem unbekannten Höchsten. Reisen und die Rückerinnerungen daran zähle ich unter die Hülfsmittel des Frohsinns — aber man muß Vorkenntnisse u. Beobachtungsgeist mitbringen, Augen zum Sehen, Ohren zum Hören und Herz zum Fühlen — Alles dieses fehlte meinem Telemach unvergeßlichen Andenkens. Natur, Liebe, Religion, Kunst erheben unser Gemüth zum Frohsinn, wo wir uns selbst vergessen. Reiche, Große, Mächtige ꝛc. schämen sich oft zu lachen, zu singen, fröhlich zu sein — aber was ist Reichthum, Größe, Geburt, Würde gegen die Freude? *Si tout n'est pas bien, tout est passable,**) ist eine goldene Regel. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist, nicht wie ein Prophet Jonas, der Ninive durchaus zerstört haben will; doch müssen wir nicht vergessen, daß er drei Tage und drei Nächte zubringen mußte in d.s Wallfisches Bauch!

Der Mensch mißt den Schatz des Frohsinns im Alter, wenn er ihn nicht schon in der Jugend sammeln darf, wo der Reiz zum Lachen oft unwillkürlich ist. Dumme Orbile, (Prügelsüchtige Schullehrer) die weiland lieber den Stab Wehe schwangen als den Stab Sanft, nicht bedenkend, daß Frohsinn und Gesundheit mehr werth sei, als Hebräisch, Griechisch und Latein und alle Weisheit der Bücher, behandelten dieses Zeichen heiterer Jugendkraft als Verbrechen, so wie die natürliche Langweile über langweiligen heillosen Gramatikregeln als Unfleiß und Unfähigkeit zu allem Guten; noch sehe ich unsern Prezeptor einen armen Metzgerjungen, auch zum Metzger bestimmt, zornentbrannt zusammenhauen über Langs Grammatik fast in jeder Woche. Basedow stand endlich auf, der selbst dem Lachen begeistert das Wort redete, und Kant stellte den Satz hin, „daß man Kinder, vorzüglich Mädchen, frühe zum ungezwungenen Lächeln gewöhnen müsse, denn die Erheiterung der Gesichtszüge drücke sich nach und nach im Innern ab und begründe eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und zum Wohlwollen gegen Alle." — Jean Paul verlangte, daß der Erzieher der spaßhafteste Mann im ganzen Hause sein soll, da Lustigkeit den Kleinen alle Felder des Wissens zu Zuckerfeldern mache. Bei diesen vielleicht zu liberalen Grundsätzen der Erziehung fiele denn das Kichern oder verhaltene Lachen, was meine Schulzeit qualvoll machte, von selbst weg; in Gesellschaften aber werden freilich solche Fehlgeburten nie mangeln, wohl aber im gestandenen Alter — die Zuckerfelder.

Der alte Bourbon, der nie etwas von Basedow, Kant und Jean Paul gelesen haben kann, fing die Erziehung zum Frohsinn noch früher an und bat seine Frau während des Gebärens zu singen, damit sie ihm keinen Greiner mache: sie sang also: „Unsre Frau in Notredam (in der Pariser Cathedrale) hilf mir zu dieser Stunde," und gebar Heinrich *IV.*, den frohsinnigsten und königlichsten unter den Königen Frankreichs. Ich bin aus Erfahrung überzeugt, daß dem Schooße einer frohsinnigen geistigen Mutter und

*) Ist Alles nicht gut, so ist es doch erträglich.

den Armen einer lustigen Wärterin Menschen mit guter Laune entschlüpfen. Mürrische Blicke der Mutter, die die Kinder gleichsam fragen: was willst du in diesem Jammerthale? Drohen und Keifen einer griesgramigen Wärterin und vollends gar die väterliche Gewalt, die gleich nach Stock und Ruthe greift, bringen die Kinder schon im ersten Jahre um allen Frohsinn.

Sicher liegt die Wahrheit eher auf der frohen Seite, als auf der finsterer Moralisten und Theologen (die leider einst fast ausschließlich Erzieher sein wollten), und solche verfinsterte Runzelstirnen, die die Welt in ein *la Trappe* (der Orden der strengsten Regel) umgestalten wollten, fanden sich genug auch außer den Klosterschulen. Was ist Moral? Die vernünftige Anweisung zum weisen Genuß der Gegenwart. Was ist Theologie? — Ich bitte mir die Antwort zu schenken. Selbst die Oberflächlichkeit unserer Zeit und die Eitelkeit der Eltern mischt sich ein, man will dem lauten Knaben und dem hüpfenden Mädchen den Ernst des Anstandes einprägen, die Natur soll früher reifen, um sie von gemeinen Naturen zu unterscheiden, und dadurch wird aller gerader Sinn zertrümmert und die Grundlage des Frohsinns. Daher so viele pedantische und grämliche Männer, so viele reizbare hysterischgrämliche Frauen, die in der Kindheit für Wunder galten, wie der Wunderknabe Baratier, der schon im zweiten Jahre lesen konnte, im vierzehnten Magister und im neunzehnten Jahr — todt war. Einimpfen kann die Erziehung den Frohsinn nicht, wohl aber ersticken!

Sokrates war heiter, offen und einladend, daher ist er noch heute der Repräsentant der frohsinnigen Griechen und ihrer Philosophie, Plato, sein Schüler, der den Gott des Lachens aus der Akademie verbannte, wurde der Lieblingsphilosoph der finstern schwärmerischen Christianer. Der verkannte Aristoteles herrschte zwar neben Plato u. länger, aber leider nur als Dialektiker, daher übersah man das Bessere, das er sagte, und so auch, daß er in seiner Ethik den Frohsinn unter die Tugenden zählt, der als Cardinaltugend in Cicero's Werk von den Pflichten abgehandelt zu sein verdiente. Phocion und Cato waren sehr ernst und übten die Tugenden der schönen Vorwelt in ihrem bereits verdorbenen Vaterlande, hätten aber sicherlich noch mehr Gutes gestiftet, wenn sie nicht gegen den Strom hätten schwimmen wollen. Erlaubten ja selbst die Stoiker den Weisen die Freude (*gaudium*), nur den Affekt der Freude, die Fröhlichkeit (*laetita*), glaubten sie für unanständig halten zu müssen, weil sie alle Affekte dafür hielten. Unser Luther war nicht dieser Meinung:

Wer nicht liebt Wein, Weib u. Gesang
Bleibt ein Narr sein Lebenlang.

Ich halte es einmal mit denen, die da glauben, daß das erste Lied, das man mit der Jugend singen sollte, Schillers „Freude, schöner Götterfunken rc." oder wäre es zu hoch, das Volkslied „Freuet euch des Lebens rc." sein sollte. Man sollte die Jugend förmlich zur Jovialität bilden, immer froh, immer aus voller Brust, gesundem Magen und gutem Gewissen. Sophie, die Kurfürstin Hannovers und Freundin Leibnitzens, steht weit höher als Christine Königin von Schweden, verlassen von allen Grazien der Weiblichkeit — sie correspondirte mit Leibnitz nicht immer über Metaphysik und starb im vierundachtzigsten Jahr auf einem Spaziergang, ohne Leib- und Seelenarzt, lachend. Ich bin um so mehr jener Meinung, weil mein Jugendunterricht mit den sieben Bußpsalmen eröffnet wurde, und der Scholarch mich in der lateinischen Schule, ob ich gleich viel Lob und das Prämium erhalten hatte, öffentlich aushunzte, weil ich die Psalmen Davids vergessen hatte über Griechen und Römern!

Und wenn das Herz hundert Thore hätte, wie Theben, so lasset die Freude herein zu allen hundert Thoren, damit sie aus dem Garten der Jugend recht viel von den Gütern mitnehme in das Ackerfeld männlicher Thätigkeit, und damit mit dem sich dunkelnden Kinderhaar nicht auch der heitere Sinn sich schwärze und trübe. Die sieben Bußpsalmen sind vergessen; aber der Christtag u. noch mehr der Vorabend, wo man in der Vesper sang:

Das Kindlein so läbelich,
Das uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Zu Trost uns armer Leute —

erscheint mir noch heute mit allen Farben der Morgenröthe und des Regenbogens. Wenn ich noch heute an Ostern und in den Hundstagen so froh sein kann, als zur Zeit, wo der Hase einlegte, und es Ernteferien gab, so werde ich noch heute traurig in den ersten Nebeln des Herbstes, weil ich da die Göttin meiner Jugend vertauschen mußte mit einer Universitätsgrazie! So mächtig wirken die Eindrücke erster Jugend!

Dem raschen frohen Menschen geht Alles leichter von statten, Alles ist ihm gut vorzüglich Weiber und Mädchen — ein heiteres Gesicht zieht Alles an, denn man setzt voraus, daß es auch zu unserer eigenen Aufheiterung beitragen werde, eine finstere gleichgültige Eulenphysiognomie schreckt zurück. Der joviale Mensch braucht sich nicht zu betrinken, das Leben selbst ist ihm ein Räuschchen. Rousseau machte den beiden Schweizer Schönen, die ihm Wein boten, das herrliche Compliment: „Ihr bedürft nicht des Weines mich zu berauschen", und auch das ist besser, als — den Kopf füllen und das Gemüth leer lassen, und da in unsern Zeiten das Blut ohnehin nicht viel taugt und das Lachen theuer geworden ist, ob es gleich noch zur Zeit, Gott sei Dank, keine Lachsteuer gibt, so haben wir Krüppel an Geist, Herz und Körper.

Aber machen nicht solche joviale Bursche aber Genies (auf schwäbisch Strohbue, Herrgottsakramenter) dumme excentrische aber geniale Streiche? Allerdings! es kann nicht anders sein, es liegt in der Natur, und schon bei Gellius können wir lesen: „Im Lebensmuthe nachlassen, heißt gleichsam den Geist verlieren." — Aber laßt sie nur; am Ende lachen sie dennoch

euch Alltagsmenschen aus, und weise Lehrer werden schon wissen, wo sie Zaum und Gebiß anzulegen haben ... Spielend kann und darf nicht Alles erlernt werden, und wenn die Sachen so weit kommen wie bei Bahrdt, der einst mit seinem Spielkameraden den Durchgang der Kinder Israel durch den Jordan spielte, als Moses auf einem Besen vorausritt und den Jordan mittelst eines ausgeleerten Eimers Wasser versinnlichte, der seines Vaters Studirzimmer unter Wasser setzte, so wird Niemand dem Vater verargen, wenn er mit dem Stab Wehe nach den Quellen des Jordans forscht. Die Freude schreitet allerdings nicht selten über die Grenze, und es gibt einen Frohsinn für Gebildete und einen andern für den großen Haufen, der bloß der Sinnlichkeit zu huldigen pflegt, und dem zu Zeiten auch sogenannte Honoratioren Ehre erzeugen, — es gibt Dutzendseelen, wie Dutzenduhren. —

Gesundheitspflege ist die erste Bedingung des Frohsinns, denn ohne physische Kraft gibt es keine wahrhaft geistige. (Existiren heißt nicht leben; leben heißt gesund sein.) Viele lernen erst die Gesundheit kennen, wenn sie dahin ist, wie Champfort, der nach seiner Wiedergenesung sagte: „Ich werde mit mir abrechnen, früher rechnete ich auf mich." Das schönste Jugendgebet ist daher: „Herr! bewahre mich, daß ich mich selbst bewahre!" Physische und moralische Gesundheit verhalten sich wie Leib und Seele; ohne moralische Kultur steht der Mensch mit seiner Natur im steten Widerspruch, und nur beider Einigung entwickelt die wahre Veredlung, die Mensch und Thier unterscheidet. Man will von Schönheit des Körpers auf Schönheit der Seele schließen; aber dieser Schluß ist lange nicht so richtig, als der von Festigkeit und Gesundheit des Körpers auf feste Grundsätze und Gesundheit der Seele, wenigstens reicht jene die Möglichkeit zur letztern.

Diät in Betreff der Lebensmittel gibt uns die Gesundheit des Körpers, in Betreff der Menschen die Ruhe der Seele, sagt mein lieber St. Pierre, und die Griechen fingen nicht umsonst ihre Briefe mit „sei gesund" an, und nicht umsonst schlossen die Römer die ihrigen mit „bleibe gesund." Der so ernste Tacitus sagt im Dialog *de oratoribus* (wenn er anders von ihm ist): „es hat wenig zu bedeuten, nicht krank zu sein; ich will einen starken, frohen und heiteren Mann, er sei gänzlich derjenigen Schwäche fremd, bei welcher man allein die Gesundheit zu loben pflegt." Die berühmte Arzneischule von Salerno hat Recht:

„Fehlen dir Aerzte, so mögen dir drei als Aerzte dir gelten:
Ruhe, heiterer Sinn und Diät, die mäßig geordnet"

und der Erlanger Arzt Delius, der sehr munter war und von den Mitteln zur Fröhlichkeit schrieb, schätzte mehr, als der Araber gewürzreiche Latwerge — guten Wein.

Thätigkeit ist die zweite Bedingung des Frohsinns. Unter allen, die Freude suchen, kann nur der Thätige rufen: „Ich habe sie gefunden!" und am Ende jedes glücklich vollbrachten Geschäfts steht ihr Tempel. Die Kunst, vergnügt zu sein, der wahre Stein der Weisen, besteht in kluger Mischung angenehmer Empfindungen. Ueberhäuft man sich mit Genüssen, gleichviel sinnlicher oder geistiger Art, so folgt Ermattung. Der Mensch soll sich nicht bloß vergnügen, er soll auch nützen, und selbst aus treuer Erfüllung unserer Pflicht fließt die reinste Freude. Geschäfte, die verdrießlich sind oder mit unserer Neigung nicht harmoniren, versüßt der Gedanke: „Es ist einmal deine Pflicht," und dieser Gedanke ist, nach Asmus, ein Stern auf bloßer Brust, die andern sitzen nur am Latze. — Selbst unsere Leiden, als höhere Schickung und Mittel zur Besserung, lassen sich von dieser Seite betrachten — nur fallend lernen wir gehen. Kleine Leiden setzen uns außer uns, große in uns, und diese beste Welt scheint darum so unvollkommen, weil wir uns in ihr bilden, entwickeln, vervollkommnen, moralische Menschen werden sollen, wozu einmal unangenehme Empfindungen, Arbeit, widrige Verhältnisse, Unglück ꝛc. gehören, wie Dornen an den Rosenstock. Peter erscheint mir groß, da er seiner Kathinka einen im Schweiß seines Angesichts verdienten Rubel und Käs überreicht: „Siehe, ich hätte dich ernähren wollen, wenn ich auch nicht Kaiser wäre!" Knigge's Herr von Miltenburg tritt mit dem Grundsatz in die Welt: „Wer redlich und weise handelt, ist glücklich," und findet sich schrecklich getäuscht; zuletzt sieht er, daß nur innere Glückseligkeit unabhängig macht von Menschen und Schicksal, die Niemand rauben kann.

Warmer Antheil an Andern — eine in unserer Zeit immer seltener werdende Eigenschaft — ist das dritte Mittel zum Frohsinn; warmer Antheil, nicht bloß beim vollen Becher der Freude, sondern auch, wenn vor des Nachbars Haus die Bahre steht; aus zwei Uebeln, die Einer dem Andern bekennt, fließt oft Trost. Wir feiern unsern Geburtstag, der Frohsinn hat 365 solcher Tage im Jahr, und jeder Tag ist der Geburtstag von wenigstens 1440 Menschen! Gleichgültigkeit aus Phlegma oder Stumpfsinn nimmt oft den Schein von Zufriedenheit und Ruhe an, aber mit Kälte ohne angenehme Empfindung der Heiterkeit; nur der, dessen Herz schneller schlägt beim Anblick des Freundes und der Geliebten, beim Anblick der Natur und Kunst und einer schönen edeln Handlung, nur der hat Anlage zur Heiterkeit. Wer kein reines Gewissen hat, den flieht jene stille innere Heiterkeit, die wie ein unbewölkter Sonnenblick der Seele zurückstrahlt auf das Aeußere und wiedertönt beim ersten Strahle der Morgensonne, wie Memnons Bildsäule — eine gute Handlung ist zwar häufig verlorenes Kapital, doch nicht immer. Sarassa's „Kunst, stets fröhlich zu sein," dreht sich allzu theologisch lediglich um den Glauben an die Vorsehung; aber wer möchte läugnen, daß dieser Glaube bei der Menge ein

Hülfsmittel werden kann, besser als alle Philosophie? Aber nichts geht über das Gefühl, Andern aus der Noth geholfen zu haben. Jack Spleen will sich lebenssatt in einem Gasthause erschießen — der Kellner Jakob ins Wasser stürzen, weil ihm der Wirth sein Mädchens Therese nicht geben will, der Wirth selbst soll ausgepfändet werden — Jack Spleen schafft für alles Rath und ruft: „Gut, daß ich mich gestern nicht erschossen habe!"

Das hohe stoische *perfer et obdura* (trage und daure aus) u. das, was Sextus, die Krone der Skeptiker, lehrt, mag die Reihe der Hülfsmittel schließen, neben Pope's Regel der Lebensweisheit: „Glücklich ist der, welcher Nichts erwartet, denn er wird nie getäuscht werden!" Nicht Jeder kann Schmied seines Glücks sein, wenn äußere Umstände ihm Eisen und Ambos, Hammer oder Feuer versagen; aber von uns hängt ab, was schon die Alten kannten und besser geübt zu haben scheinen: „Glücklich ist nicht der, welcher besitzt was er wünscht, sondern welcher nicht wünscht was er nicht besitzt." Diogenes war es erlaubt, vom Weltüberwinder Alexander sich eine Gnade auszubitten, er bat nicht einmal um Pension, sondern bloß, daß Se. Majestät geruhen möge ihm aus der Sonne zu gehen. Die glücklichste Lage für Frohsinn ist gerade die Mittelmäßigkeit — die weise Mitte —

Glückselig, wer die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält!

Posidonius fühlte seine Gichtschmerzen, wie Epiktet den Beinbruch physisch, aber ihre durch stoische Weisheit gestärkten Seelen vermochten den Schmerz in die Grenzen des bloß gegenwärtigen Gefühls einzuschließen und von der Phantasie und dem Herzen, die nur die Unruhe vermehren, abzuhalten. Epiktet, den sein Herr schlägt, bittet, daß er ihm das Bein nicht entzwei schlage, der Barbar zerschlägt es, und der Stoiker ruft: „Sagte ichs nicht, daß du mir's entzwei schlagen würdest?" Ueber diesen Zug hatte St. Augustin eine solche Freude, daß er sicher auch dreitausend Drachmen für Epiktets irdene Lampe geboten hätte, u. da dies nicht anging, so wünschte er christmildest, daß doch Gott diesem Heiden Barmherzigkeit möge widerfahren lassen wie dem Sokrates. Die Meinung, daß etwas ein Uebel sei, verursacht oft weit unangenehmere Empfindungen, als das Uebel selbst; Mancher hat schon eine schmerzhafte Operation ertragen, ohne zu erbleichen und zu jammern, während die Umstehenden zitterten, erblaßten, schwitzten und in Ohnmacht fielen. Die Stürme des Schicksals befördern Stärke und Gesundheit der Seele, so wie Oelbäume besseres Oel geben wenn der Wind die schlechten Früchte zuvor abgeschüttelt hat, und die Aeolsharfe bleibt stumm ohne Windstoß. Ich habe Unglück erlebt ohne meine Schuld — denn gar Viele nennen auch Unglück die Lage, in die sie sich selbst leichtsinnig stürzten — aber nie an gesunden Gliedern, ob ich gleich oft und viel und unvorsichtig in die Welt hineingelaufen bin — und das vermehrt meinen Frohsinn und meinen Dank zum Himmel!

Kant schrieb die schöne Abhandlung: Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden, bewies aber seine Lehre gerade nicht durch Thaten; besser verstand Seume, der zu Töplitz schlummert, das hohe *perfer et obdura*, und das Leben des veredelten Cynikers ist eine wahre Schule der Lebensweisheit. Das Thier erhält sich durch Instinkt, der Mensch durch den Geist, der über den Leib herrschen soll. Der Hurone singt sein Trotz- oder Siegeslied, während der Feind seinen Leib quält und zerfleischt, denn er will den Schmerz nicht siegen lassen und ein Mann sein. Moritz von Sachsen, todtkrank, lenkte und gewann die Schlacht von Fontenay, und am Vorabend kündigte sein Feldtheater an: „Morgen wird man aufführen", als ob man in Paris wäre. Pascal, wenn er sich auch von seinen Phantasmen, daß neben seinem Stuhl ein Abgrund sei, nicht loszumachen wußte, dachte trotz seiner Zahnschmerzen über eine mathematische Aufgabe scharf nach, lösete sie und weg war sein Zahnweh! Der ganz blinde Pfeffel konnte laut auflachen, so ein ihm Jemand im Gespräch sagte: „Sehen sie nur, lieber Pfeffel!"

Die Allmacht der Idee, selbst einer krankhaften Idee, zeigt sich nirgends anschaulicher, als in der Geschichte unserer Einsiedler und Mönche, der Fakirs, und Bonzen des Orients und anderer Religionsschwärmer u. Selbstquäler. Ein Benediktiner neuerer Zeit sogar ließ sich bei einer Operation am Stein weder festhalten noch binden, verließ sich ganz auf den Beistand seines Heiligen und des Kreuzes, das er fest an den Mund drückte, und nach geendeter Operation fragte er: „Nun! fangt ihr denn bald ordentlich an?" Epaminondas fiel in der Schlacht, wie Nelson; der Gedanke des Vaterlandes, des Siegs und Nachruhms warfen den letzten Tagesschimmer der Freude auf die Miene der Sterbenden, wie in mancher heißen Rettungsschlacht von dem Joche des übermüthigen Korsen.

Eine Hauptrolle, wenn die Idee herrschen soll, gebührt der Kunst zu vergessen, und diese beruht darauf, die vorherrschende traurige Idee im Hintergrund zu manöveriren. Reisen sind ein herrliches Zerstreuungsmittel, noch besser ein angenehmes Ereigniß und wiederkehrendes Glück. Ein Unglück neuer Art kann sogar das alte vergessen machen daher veranstaltet es auch die Vorsehung, daß selten ein Unglück allein kommt. So wirkt ein Trauerspiel auf einen Unglücklichen mehr als ein Lustspiel, das ihn anfangs empört. Wohl hundertmal habe ich mit Themistokles, den man die Mnemonik (Gedächtnißkunst) lehren wollte, ausgerufen: „Lehre mich lieber die Kunst zu vergessen!" aber ich muß leider mit den Niederländern sprechen: „Ich kann meinen Namen nicht ändern," und daher kann ich, so sehr ich die Sonntage liebe, den Sonntag Reminiscere nicht ausstehen, Misericordia domini lasse ich mir noch gefallen, weil solcher zwischen Lätare, Quasimodogeniti und Jubilate liegt, und Exaudi (Gedenke — Erbarmen

es Herrn — Freue dich — Gleichsam rzeugt — Jubelt — Erhöre) darauf olgt, ehe die sechsundzwanzig Trinitatis ommen, was zuviel ist!

Gibt es eine Mnemonik, so gibt es auch ine Leitheanomik (Kunde des Vergessens), enn es gibt gewisse Naturgesetze, die Veressen herbeiführen, und das Hauptmittel t, die gerade entgegengesetzte Idee zur errschenden im Kopfe zu machen. Sie t, meines Wissens, noch nicht theoreisch, wohl aber praktisch bearbeitet; Große, Damen und Reiche vergessen eicht ihre Zusicherungen, Helden eine Herausforderung, Eltern ihre Kinder nd Kinder ihre Eltern, noch leichter verden Brüder und Schwestern, Vettern nd Basen vergessen; Freunde vergessen en Freund, Weiber ihre Männer und mgekehrt, der Verleger den Autor, selbst Sklaven vergessen ihre Freiheit und ihr Elend, die größten Virtuosen aber in er Kunst, zu vergessen, sind die Verschwender und Schuldenmacher und die Gebrüder Liederlich und Compagnie!

Die Kunst, zu vergessen, ist keine so eichte Kunst, und dennoch habe ich mich n der traurigsten Epoche meines Lebens oft für ganze Wochen aufgeheitert durch Kunst, indem ich die unedeln Handlungen sogenannter Edeln bloß von ihrer komischen Seite aufzufassen mich bemühte, und dann durch Lesung heiterer komischer Schriften, die auch heitere Ideen hervorbrachten, und durch Sammlung der Materialien zu diesem Werke; selbst die traurige Bemerkung, daß viele dieser Edeln dem Gesetz der Ehre willig folgen, wenn es Ihresgleichen gilt, nicht aber gegen Leute, die sie tief unter sich erblicken, gewann komische Wendung. Mein Telemach, der zwei Jahre sich durch Reisen bilden sollte, floh schon im ersten Vierteljahr in die Arme der allzu zärtlichen Mama, und theilnehmenden Männern, die von mir sprachen, erwiderte er: „Er muß sich nach mir richten, ich mich nicht nach ihm." Der Mentor forderte seinen Abschied; nur wenige achteten ihn um so höher; die Mehrzahl machte Fraubasenmäßige Glossen oder sah in ihm Kasperl, der mit dem Reisebündel auf dem Rücken erscheint: „So eben habe ich meinem Herrn den Abschied gegeben." Der alte Mentor stürzte seinen Herrn von Telemach ins Meer — er mich — und Lethe fließt leider nur im Reiche der Schatten!

Mit Gram und Kummer muß man es, wie ein Höfling mit seinem übelgelaunten Herrn halten, nur sich heiter gestellt; und man wird heiter, Leib und Seele gehen sich doch näher an, als Herr und Diener. Der feinere Schauspieler versetzt sich wirklich in den Zustand, den er vorzustellen hat und mimisch nachahmt, und der Furchtsame lenkt die Aufmerksamkeit von sich ab, wenn er mit seinem Begleiter spricht oder allein singt und pfeift. Friedrich Wilhelm *I.* zeichnete und malte, wenn ihn die Gicht plagte, und seine Worte: „*F. W.* malte unter Schmerzen" entschuldigen Alles. Ich bin aus Erfahrung überzeugt, daß, wenn man eine Zeitlang auf seinem Kanape, oder, wenn man keines hat, im altmodischen Großvaterstuhl auch nur die Lachmuskeln bewegt, man am Ende nicht bloß mit dem Munde, sondern selbst von Herzen lachen kann. Sei auch die Stirne gefurcht wie ein neugepflügter Acker, aufgeglättet — immer aufgeglättet! das Uebrige folgt nach und der Fuhrmann spannt zu Zeiten seine Pferde auch hinter den Wagen.

Voltaire's Jean weint und lacht nach äußern Umständen, bei übler Verdauung ruminirt er über die Uebel dieser Welt und weint, hat er vollauf, so lacht er —

Gewiß ist solcher Art das Menschenleben,
Daß Jeglichem ein Kobold ward gegeben,
Der ihn vom Kummer zum Vergnügen führt.
Mag auch der Mensch aus Götterstoff bestehn,
Sind doch maschinenartig die Ideen,
Die Seele wechselt stets vor unsrem Blick,
Und selbst ein düsterer Heraklit,
Wird, wenn ihm lächelte das Glück,
Bald wiederum zum Demokrit —

und das ist keine Kunst! Mehr Lebensweisheit lehrt die reizende Philosophie Musarions:

— — — die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewähret,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehret,
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu — sie drum nicht minder liebt
Und glücklich, oder nicht, die Welt
Für kein Elysium für keine Hölle hält —

und das ist Kunst! Unsere Moralisten sind Heraklite und Jean Jacques, wenn sie in Einsamkeit und Entsagung, in Mangel und Armuth predigen; in Gesellschaft, im Wohlstand und Glück wären sie *caeteris paribus* lauter Demokrite und Voltaire's. Indessen gibt es Finsterlinge, namentlich in England, denen Young und Harvey besser behagen als Sterne und Fielding, und Don Quixote weit weniger, als Bunyan's Pilgers Reise in die Ewigkeit.

Wir weinen über Dinge, die keine reelle Uebel sind; sollten wir nicht auch über Dinge lachen können, die kein reelles Gute sind? Wir sehen täglich, wie dem Frohsinn Alles leichter wird, wie verträglich und theilnehmend heitere Laune ist, sollten wir sie nicht zu unsern Pflichten zählen? Es kommt nur darauf an, wie die Seele gestählt ist, aber im Ganzen wird der neue Mensch nur immer über den alten angezogen. Jesus ruft uns zu: „Freuet euch allezeit, seid fröhlich mit den Fröhlichen," und Epiktet verschrieb uns ein herrliches Lachrezept, das auch Sterne zum Motto sei-

nes Tristram Shandy wählte: „Nicht die Dinge selbst, sondern unsere Meinungen über diese Dinge affiziren uns." So bildete sich mein ländlicher Freund, das Haus voll Franzosen, ein, er sei zu Paris und Gast der Franzosen, gedachte des altdeutschen Rechts der Gütergemeinschaft und saß stets mit heiterer Miene beim schlimmen Spiel in seinem mit Franzosen angefüllten Gastzimmer bei immer leerer werdenden Küche und Keller!

Das Einlaßbillet zur Freude ist ein gutes ruhiges Herz, das mit Onkel Toby zu der gehaschten Fliege spricht: „Gehe, ich will dir Nichts thun, gehe! die Welt ist weit genug für mich und dich." Geistesfreiheit ist die Mutter des Frohsinns, und der beste Stand für diese Freiheit der Mittelstand an Ehren wie an Gütern. Genießen ist keine Kunst, aber mit Weisheit genießen bringt allein noch Blumen im Schnee des Alters u. ist der heitere Himmel zwischen Regenwolken. Das Leben trägt einmal Soccus und Kothurn, (der Schuh der Komödie und Tragödie im antiken Drama) und nach Homer zwei Fässer, das eine mit Gutem das andere mit Bösem gefüllt, in Jupiters Vorzimmer; der Melancholiker sieht in letzterm das Heidelberger Faß, der Sanguiniker glaubt, daß jedem sein bescheiden Theil geworden —

> Moses hat dies schon erfahren,
> Und sein Bruder Aaron.
> Noah, und die mit ihm waren,
> Sahen nicht die Gnadensonn',
> David, Joseph und Elias,
> Petrus, Paulus und Tobias,
> Trugen auch ihr Theil davon.

Gerade in der Mischung von Glück und Unglück liegen Gutherzigkeit, Sanftmuth und Liebe, und in unserer Alltagswelt kommt man nicht fort ohne das „wir geben und verlangen wechselseitig Verzeihung," was auch nicht mehr denn billig ist. Sehr glückliche Menschen, wie Eroberer oder Leutchen, die von Stufe zu Stufe aufwärts gestiegen sind, ohne selbst zu wissen wie, weil etwa ihre Person dem Herrscher gefiel oder reiner Zufall sie begünstigte, sind in der Regel die hochmüthigsten, egoistischsten Menschen -- wie ganz anders die, welche das Schicksal geschüttelt hat? Herkules und Simson wären vergessen, hätte jener sich nicht mit Ungeheuern und dieser mit Philistern herumgebalgt. Unglück hat schon an und für sich etwas Ehrwürdiges, wie Marius auf den Trümmern Karthago's oder Paulus Aemilius blutend und entstellt auf einem Steine zu Cannä: „Varro hat mich zuerst besiegt und dann erst Annibal," sagte er und stürzte sich von Neuem in die Schlacht, um den Tag nicht zu überleben. — Anhaltendes Glück aber macht nur gewöhnliche Excellenzen oder Hochwürden und Contingentsoffiziere vor hochgräflichen Pforten.

Der melancholische Beitte erschießt sich um ein Nichts, Compere Matthieu distinguirt: „Mein Tod ist entweder nahe oder ferne; ist er nahe, warum ihn noch beschleunigen, ist er ferne, so haben wir ja alle Zeit, den Ausgang des Unglücks abzuwarten." Freude und Leid sind Kameraden, selbst der höchste Genuß hienieden endet mit Seufzen und Convulsionen. Auf Regen folgt Sonnenschein, auf den Charfreitag Ostern und Pfingsten, auf Petri Kettenfeier — Petri Stuhlfeier. Wenn wir an etwas denken, das vorüber ist, sehen wir zur Erde, bei etwas Zukünftigem — aufwärts gen Himmel —

> Duck dich und laß vorüber gahn,
> Das Wetter will seinen Willen han. —

Hiob bekam alles Verlorene zwiefältig wieder, große Heerden, Schafe, Kameele, Rinder, Esel und 140 Jahre, so daß er Kinder und Kindskinder sah bis ins vierte Glied. Nur der, der im Lauf eines stürmischen Lebens sein reich befrachtetes Schifflein in den Abgrund sinken sah und sich selbst kaum ans Ufer rettete, fühlt in dörflicher Resignation, was Seestille nach dem Sturme sagen will, und Horazens Worte:

> Zeige bei trübseliger Zeit dich tapfer
> Und von unerschütterlem Muth, doch lern' auch,
> Schwellt ein allzu günstiger Wind dein Segel,
> Klüglich es einziehn.

Wahrlich, es ist ein Unglück, nie Unglück gehabt zu haben, wie Polykrates, der seinen ins Meer geworfenen Siegelring selbst wieder in einem Fische finden mußte, — solche Glückspilze gehören zu den widrigsten Geschöpfen und sterben unbetrauert. Unglück vereint, Glück trennt die Menschen, und zwischen Unglück haben und unglücklich sein ist, Gott sei Dank, ein himmelweiter Unterschied. Die Erntelieder des Landmanns verstummen vor dem Hagel, die Trinklieder des Winzers vor dem Frost — sie trösten sich mit einem bessern Jahr. Es gibt eine menschliche Allmacht, mit der man sich selbst und die Welt überwindet, Glaube an Gott und an sich selbst. Zerstreuung und Zeit sind die Alltagsmittel gegen Unglück, aber da die erste nur vorübergehende, und die letzte höchst langsame Wirkung macht, so sind beide des Weisen weniger würdig, als die Schatzkammer von Beruhigungsgründen, die in dem „Alles ist gut, was nicht anders ist — es ist nun so" liegt. Hierin liegt so viel Vernunft, daß es eben so vernünftig wäre, sich zu widersetzen, als aufwärts fallen zu wollen. Das Muß ist ein grober Breitnagel, aber ein bischen Philosophie söhnt das Muß mit dem Ich will vollkommen aus. — „Es ist nun so, und muß gut sein, bis es besser wird," — diese Philosophie umfaßt mehr als Boethius, Lipsius und selbst Seneca, der die Frage aufwirft: Warum dem Guten Uebel zustoße? sodann selbst auf das biblische: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er," verfällt, denn das Böse sei das, was Arznei dem Kranken, und zuletzt mit dem stoischen Dictum kommt: „Wenn du nicht kämpfen willst, so vermagst du zu fliehen. Die Thür steht offen. Gehe hinaus, d. h. begehe Selbstmord" wie Cato. Wir wollen nicht mit der Thüre ins Haus

fallen und mit der minder gewaltsamen Meinung schließen, daß selbst in der Bastille oder auf dem Asperge das Uebel mehr in Worten als in der Sache liegt, denn Gefängniß ist ja auch ein Haus, aus dem ein Kranker nicht gehen kann, hiezu freie Kost und Logis, Dinte, Feder, Papier, Bücher, humane Aufseher und ein bischen Geduld, so gibt es sich. Statt des Treibens der Menschen in der Hauptstadt kann man ja das Treiben der Spatzen und Schwalben oder der Wolken beobachten, wobei man wenig verlieren wird, und an den biedern Commandanten von Rieger denken, der Schubarts Schicksal so menschenfreundlich erleichterte. Ja, Einsiedler dieser Art haben sogar gestanden, daß sie dadurch zur Einkehr in sich selbst gekommen und klüger und besser herab- als hinaufgestiegen wären!

Nichts beweist mehr die Leerheit der Güter dieses Lebens, als die gewöhnliche Leerheit derer, die solche durch Geburt oder Glücksfälle im Ueberfluß besitzen, und nie sah ich noch einen recht glücklichen Schurken ganz froh und heiter. Meine Gegenwart machte einen halben Franz Moor niedergeschlagen und düster, während ich die Gesellschaft erheiterte, denn man kann nicht heiter sein, wenn böses Gewissen „Wer da?" ruft. Nichts erheitert so sehr in spätern Jahren, als wenn man ruhig auf die Vergangenheit zurückblicken kann, keine Vorwürfe sich zu machen und lieber Unrecht erduldet, als Andern wissentlich zugefügt hat. Nichts freut mich jetzt mehr, als daß ich gegen einen rachsüchtigen Schurken doppelt vorsichtig zu Werke gegangen bin und als Schwerbeleidigter lieber Andern, wo es sein konnte, das Richteramt überlassen und endlich ganz das Feld geräumt habe — es war ohnehin kein Feld, wo große Ehre zu holen war.

Vielen in der Unschuld Reichen geht es wie den Kindern, die mit Weihnachtsgeschenken überhäuft werden — die Menge macht ihnen nicht mehr Freude, als ein einzelnes Stück, und viele sind schon von zuviel Zucker krank geworden. Mich erheitert nichts so sehr, als wenn ich das Glück personifizire und sehe, wie tölpelhaft es seine blinde Kuh spielt; aber freilich erheitert dies nur, wenn man — nicht mehr mitspielt. Die Makrobier, die auf grünen Auen den Honigsaft der Blumen genießen, ambrosischen Himmelsthau schlürfen und erst nach tausend Jahren sanft hinüberschlummern aus dem Leben, deren Glückseligkeit kein Ungemach getrübt hat, ohne Arbeit und Nahrungssorgen, sind orphische Fabeln. Wir sind Erde, und Ofen nennt das Erdelement — die höchste Verbranntheit in der Schöpfung!

Der wahre Philosoph des Lebens ist, wie Voltaire von seinem Marschall von Sachsen sagt: Er bivouakirt so leicht, als ob er auf Eiderdunen mit seiner Maitresse schliefe, und ein Abendessen bei Lucullus ist ihm nicht mehr, als das Abendbrod eines seiner Husaren:

Wer nie Enthaltsamkeit sich beut,
Dem wird Genuß gar bald verfließen,
Und wer zu sehr die Armuth scheut,
Verdient nicht Reichthum zu genießen.

„Man muß die Menschen nehmen, wie sie einmal sind. Die Erde wäre Paradies, wären die Menschen Engel." Diese salomonischen Sprüche dünken mich nicht weiser zu sein, als der Satz: „Wir würden schwerlich zwei Füße haben, wenn wir deren vier hätten!" Glücklich ist, wer weise genießt und nicht grübelt, keine Blume auf dem Pfade des Lebens zertritt und alle pflückt, die er erreichen kann. Verflucht sei, wer Frohsinn tadelt und stört, und alles Volk soll sagen: Amen!

Heute lache, wer bis heute
Nie des Lachens sich gefreut!
Wer sich stets des Lachens freute,
Lach' aus vollem Halse heut!

Fröhlichkeit — ein höherer Grad des Frohsinns — ist schon gemischter Natur, die Sinne müssen die Einbildungskraft wecken, daher die Gelage der Fröhlichkeit, wo solche dann nicht selten einen Rausch bekommt, der die Ideen unter einander jagt, wie das Fieber, auf welche Ueberspannung nothwendig Abspannung folgen muß. Hier fehlt die kluge Mäßigkeit oder *temperantia* der Alten, die Ovidius nicht gehabt zu haben scheint, da auf seine Amores — so viele Tristia folgten. Die Cardinaltugend der Mäßigung und Selbstbeherrschung ist ein so herrliches Hülfsmittel des Frohsinns, als die *principiis obsta*, altdeutsch: „Laß den Teufel in die Kirche, so will er auch an Altar und Messe lesen." Und der Teufel ist nicht allein so, sondern der Mensch, vorzüglich Weiber, ja schon die Kinder, alle im Grunde ein Kinderhaufe, der um Nüsse spielt.

Bete stets, daß der Geist im gesunden Körper gesund bleibt, und dann hebt sich der Schatz des Frohsinns von selbst.

Erweitere dich, mein Herzensschrein,
Du sollst ein Schatzhaus werden,
Von Schätzen, die viel größer sein
Als Himmel, Meer und Erden.
Weg mit dem Gold Arabia,
Weg Calmus, Myrrhen, Cassia!

Das Lachen sei mein Saitenspiel,
Und wenn mir nichts mehr schmecken will,
Soll mich dies Manna speisen —
Im Durst soll's sein mein Wasserquell,
In Einsamkeit mein Sprachgesell,
Zu Haus und auch auf Reisen.

Lenz.*)

Ein Novellenfragment.

Von Georg Büchner.

Den 20. ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.

*) Lenz war Göthe's Freund.

Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen herunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal angenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm Alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse Alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Thäler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heran brausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besiegen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und sein blitzendes Schwerdt an den Schneeflächen zog, so daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Thäler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen, wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Roth hinaufklomm und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen, u. alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blitzten, riß es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, Alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe that; oder er stand still u. legte das Haupt ins Moos und schloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, sie wurde klein wie ein wandelnder Stern u. tauchte sich in einen brausenden Strom, der seine klare Fluth unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke, und dann erhob er sich nüchtern, fest, ruhig, als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen, er wußte von nichts mehr. Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabstieg in die Ebene nach Westen, er setzte sich oben nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel; so weit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und Alles so still, grau, dämmernd; es wurde ihm entsetzlich einsam, er war allein, ganz allein, er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte sich niedersetzen; es faßte ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts, er war im Leeren, er riß sich auf und flog den Abhang hinunter. Es war finster geworden, Himmel und Erde verschmolzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas das Menschen nicht ertragen können, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er sah Lichter, es wurde ihm leichter, man sagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach. Er ging durch das Dorf, die Lichter schienen durch die Fenster, er sah hinein im Vorbeigehen, Kinder am Tische, alte Weiber, Mädchen, Alles ruhige, stille Gesichter, es war ihm, als müsse das Licht von ihnen ausstrahlen, es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhause. Man saß am Tisch, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Gesicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, seine Kleider waren zerrissen. O b e r l i n hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker. „Sein Sie mir willkommen, obschon Sie mir unbekannt." — Ich bin ein Freund von .... und bringe Ihnen Grüße von ihm. — „Der Name, wenn's beliebt" .... — L e n z. — „Ha, ha, ha, ist er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen gelesen, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben werden?" - Ja, aber belieben Sie, mich nicht darnach zu beurtheilen. — Man sprach weiter, er suchte nach Worten und erzählte rasch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kindergesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille saß. Er fing an zu erzählen von seiner Heimath; er zeichnete allerhand Trachten, man drängte sich theilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus, sein blasses Kindergesicht, das jetzt lächelte, sein lebendiges Erzählen; er wurde ruhig, es war ihm als träten alte Gestalten, vergessene Gesichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg. Endlich war es Zeit zum Gehen, man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhause. Er ging hinauf, es war kalt oben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund; er stellte das Licht auf den Tisch, und ging auf u. ab, er besann sich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war, das Zimmer im Pfarrhause mit seinen Lichtern und lieben Gesichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum, und es wurde ihm leer, wieder wie auf dem Berg, aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloschen, die Finsterniß verschlang Alles; eine unnennbare Angst erfaßte ihn, er sprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vor's Haus;

aber umsonst, Alles finster, nichts, er war sich selbst ein Traum, einzelne Gedanken huschten auf, er hielt sie fest, es war ihm als müsse er immer „Vater unser" sagen; er konnte sich nicht mehr finden, ein dunkler Instinct trieb ihn, sich zu retten, er stieß an die Steine, er riß sich mit den Nägeln; — der Schmerz fing an, ihm das Bewußtsein wiederzugeben, er stürzte sich in den Brunnenstein, aber das Wasser war nicht tief, er patschte darin. Da kamen Leute, man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen; Lenz war wieder zu sich gekommen, das ganze Bewußtsein seiner Lage stand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt schämte er sich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angst gemacht; er sagte ihnen, daß er gewohnt sei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erschöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Thal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe sich in ein schmales, gewundenes Thal zusammenzogen, das in mannichfachen Richtungen sich hoch an den Bergen hinaufzog; große Felsenmassen, die sich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber alles im grauen, ernsten Anflug, eine Aussicht nach Westen in das Land hinein und auf die Bergkette, die sich gerade hinunter nach Süden und Norden zog, und deren Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still, wie ein dämmernder Traum, standen. Gewaltige Lichtmassen, die manchmal aus den Thälern, wie ein goldner Strom, schwollen, dann wieder Gewölk, das an dem höchsten Gipfel lag und dann langsam den Wald herab in das Thal klomm oder in den Sonnenblitzen sich wie ein fliegendes, silbernes Gespenst herabsenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehen des Windes. Auch erschienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt von schwarzer, ernster Farbe. Die Leute, schweigend und ernst, als wagten sie die Ruhe ihres Thales nicht zu stören, grüßten ruhig, wie sie vorbeiritten. In den Hütten war es lebendig, man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröstete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann rasch ins praktische Leben, Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht. Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend sein Begleiter bald in Gespräch, bald thätig am Geschäft, bald in die Natur versunken. Es wirkte Alles wohlthätig und beruhigend auf ihn, er mußte Oberlin oft in die Augen sehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen, schmelzenden Sommernächten überfällt, schien ihm noch näher in diesem ruhigen Auge, diesem ehrwürdigen ernsten Gesicht. Er war schüchtern; aber er machte Bemerkungen, er sprach. Oberlin war sein Gespräch sehr angenehm, und das anmuthige Kindergesicht Lenzen's machte ihm große Freude. Aber nur so lange das Licht im Thale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine sonderbare Angst, er hätte der Sonne nachlaufen mögen; wie die Gegenstände nach und nach schattiger wurden, kam ihm Alles so traumartig, so zuwider vor, es kam ihm die Angst an wie Kindern, die im Dunkeln schlafen; es war ihm als sei er blind; jetzt wuchs sie, der Alp des Wahnsinns setzte sich zu seinen Füßen, der rettungslose Gedanke, als sei Alles nur sein Traum, öffnete sich vor ihm, er klammerte sich an alle Gegenstände; Gestalten zogen rasch an ihm vorbei, er drängte sich an sie, es waren Schatten, das Leben wich aus ihm und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er recitirte Stellen aus Shakspeare, er griff nach Allem, was sein Blut sonst hatte rascher fließen machen, er versuchte Alles, aber kalt, kalt. Er mußte dann hinaus ins Freie — das wenige, durch die Nacht zerstreute Licht, wenn seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm besser; er stürzte sich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Wassers machte ihm besser, auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit; er verrichtete sein Bad jetzt mit weniger Geräusch. Doch jemehr er sich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger, er unterstützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das neue Testament trat ihm hier so entgegen, und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltsame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen, und wie Gott so ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich seine Loose aus der Tasche holte, um zu wissen, was er thun sollte — dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, dieses Sein in Gott: jetzt erst ging ihm die heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur so nah trat, alles in himmlischen Mysterien! aber nicht gewaltsam majestätisch, sondern noch vertraut! — Er ging des Morgens hinaus, die Nacht war Schnee gefallen, im Thale lag heller Sonnenschein, aber weiterhin die Landschaft halb im Nebel. Er kam bald vom Weg ab und eine sanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwalde hin, die Sonne schnitt Krystalle, der Schnee war leicht und flockig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die sich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft, als ein leises Wehen, als das Rauschen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanze stäubte. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach, die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob sie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhüllt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beschlich ihn, er meinte manchmal, seine Mutter müsse hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dieses Alles bescheert; wie er hinunterging, sah er, daß um seinen Schatten sich ein Regenbogen von Strahlen legte, es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Wesen sprach ihn an. Er kam

hinunter. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam heiter auf ihn zu, und sagte ihm, er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?" — Ja! — „Gut, nächsten Sonntag."

Lenz ging vergnügt auf sein Zimmer, er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und seine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Thauwetter eingefallen. Vorüberstreifende Wolken, Blau dazwischen, die Kirche lag neben am Berge hinauf, auf einem Vorsprunge, der Kirchhof drum herum. Lenz stand oben, als die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ernsten schwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Gesangbuch und den Rosmarinzweig, von den verschiedenen Seiten die schmalen Pfade zwischen den Felsen herauf- und herabkamen. Ein Sonnenblick lag manchmal über dem Thal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Duft, fernes Geläute, es war, als löste sich Alles in eine harmonische Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen, ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofsmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moose hervor, manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menschenstimmen begegneten sich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als schaue man in reines, durchsichtiges Bergwasser. Der Gesang verhallte, Lenz sprach, er war schüchtern, unter den Tönen hatte sein Starrkrampf sich ganz gelegt, sein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte sich in sein Herz. Ein süßes Gefühl unendlichen Wohls beschlich ihn. Er sprach einfach mit den Leuten, sie litten alle mit ihm, und es war ihm ein Trost, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieses von materiellen Bedürfnissen gequälte Sein, diese dumpfen Leiden, gen Himmel leiten konnte. Er war fester geworden, wie er schloß, da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heil'gen Schmerzen,
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all' mein Gewinnst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein, göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm aus und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust; endlich dämmerte es ihm, er empfand ein leises tiefes Mitleid mit sich selbst, er weinte über sich, sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein, der Vollmond stand am Himmel, die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Thränen hingen ihm an den Wimpern auf den Wangen — so lag er nun da allein, und Alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei; sie sei in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten, u. habe eine weiße und eine rothe Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam über sie gewachsen, sie sei gewiß todt; er sei ganz ruhig darüber. Oberlin versetzte ihm nun, wie er bei dem Tode seines Vaters allein auf dem Felde gewesen sei, und er dann eine Stimme gehört habe, so daß er wußte, daß sein Vater todt sei! und wie er heimgekommen, sei es so gewesen. Das führte sie weiter, Oberlin sprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Wasser und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiste rängen; er sagte ihm auch, wie er einmal im Gebirge durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwasser in eine Art von Somnambulismus versetzt worden sei. Lenz sagte, daß der Geist des Wassers über ihn gekommen sei, daß er dann etwas von seinem eigenthümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachste, reinste Natur hinge am nächsten mit der elementarischen zusammen; je feiner der Mensch geistig fühlt und lebt, um so abgestumpfter würde dieser elementarische Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zustand, er sei nicht selbstständig genug, aber er meine, es müsse ein unendliches Wonnegefühl sein, so von dem eigenthümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben, so traumartig jedes Wesen in der Natur in sich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er sprach sich selbst weiter aus, wie in Allem eine unaussprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit sei, die in den höheren Formen mit mehr Organen aus sich herausgriffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um so tiefer afficirt würde; wie in den niedrigen Formen Alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände; er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentirt würde. Lenz faßte das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, fing an wie Stilling die Apocalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam K a u f m a n n mit seiner Braut ins Steinthal. Lenzen war Anfangs das Zusammentreffen unangenehm, er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bischen Ruhe war ihm so

kostbar, — und jetzt kam ihm Jemand entgegen, der ihn an so vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte. Oberlin wußte von Allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es Allen nothwendig, daß er da war, er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und Niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde. Ueber Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung, man sprach von Literatur, er war auf seinem Gebiete; die idealistische Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sage, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon; doch seien sie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollen. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen, unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in Allem — Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß Was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen Beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Uebrigens begegne es uns nur selten; in Shakspeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Goethe manchmal entgegen. Alles Uebrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsstall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten, aber Alles was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal, und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenspiel; er hätte dergleichen versucht im „Hofmeister" und den „Soldaten." Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne; aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich; nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Aug' und Ohren dafür haben. Wie ich gestern neben am Thale hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen, die eine band ihre Haar auf, die andere half ihr, das goldne Haare hing hinab, ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen, war es wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne gruppiren, lösen sich auf.

Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann sie aber freilich nicht immer festhalten und in Museen stellen und auf Noten ziehen, und dann Alt und Jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotiren und sich entzücken lassen. Man muß die Menschheit lieben, um in das eigenthümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tieferen Eindruck, als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Aeußeren hinein zu kopiren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenschwillt und pocht. Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raphaelische Madonna finden würde. Was liegt daran, versetzte er, ich muß gestehen, ich fühle mich dabei sehr todt. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich thue das Beste daran. Der Dichter und Bildende ist mir der Liebste, der mir die Natur am Wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebild fühle; alles Uebrige stört mich. Die holländischen Maler sind mir lieber, als die italienischen, sie sind auch die einzigen faßlichen; ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten, wie das neue Testament; das Eine ist, ich weiß nicht von wem, Christus und die Jünger von Emaus: Wenn man so liest, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den Paar Worten. Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger rother Streifen am Horizont, halbfinster auf der Straße, da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brod, da erkennen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an, aber es ist kein gespenstisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein geliebter Todter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte; so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann ein Anderes: Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand zerstreut, so heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt und sie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenster ist offen, sie sitzt danach hingewandt, und es ist, als schwebten zu dem Fenster über die weite ebene Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallt der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach. — In der Art sprach Lenz weiter, man horchte auf, es traf Vieles, er war roth geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernst, schüttelte er die blonden Locken. Er hatte sich ganz vergessen. Nach dem Essen nahm ihn

Kaufmann bei Seite. Er hatte Briefe von Lenzen's Vater erhalten, sein Sohn sollte zurück, ihn unterstützen. Kaufmann sagte ihm, wie er sein Leben hier verschleudre, unnütz verliere, er solle sich ein Ziel stecken und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend sehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus durch den Garten gehn, und zum Fenster hineinsehn, — ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bischen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verstehe das nicht mit den zwei Worten ist die Welt verhunzt. Jeder hat was nöthig; wenn er ruhen kann, was könnt' er mehr haben! Immer steigen, ringen und so in Ewigkeit Alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürsten, während einem helle Quellen über den Weg springen! Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben; warum? warum? Eben weil es mir wohl ist; was will mein Vater? Kann er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe. — Er wurde heftig, Kaufmann ging, Lenz war verstimmt.

Am folgenden Tage wollte Kaufmann weg, er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunsch, Lavater, den er längst durch Briefe kannte, auch persönlich kennen zu lernen, bestimmte ihn. Er sagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüstungen warten. Lenz fiel das aufs Herz, er hatte, um seiner unendlichen Qual los zu werden sich ängstlich an Alles geklammert; er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er sich Alles nur zurecht machte; er ging mit sich um wie mit einem kranken Kinde, manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angst los, da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar sträubte ihm fast, bis er es in der ungeheuersten Anspannung erschöpfte. Er rettete sich in eine Gestalt, die ihm immer vor Augen schwebte, und in Oberlin; seine Worte, sein Gesicht thaten ihm unendlich wohl. So sah er mit Angst dessen Abreise entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hause zu bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beschloß, Oberlin zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Thäler in die Ebne ausliefen, trennten sie sich. Er ging allein zurück. Er durchstrich das Gebirg in verschiedenen Richtungen, breite Flächen zogen sich in die Thäler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebne, in der Luft ein gewaltiges Weben, nirgends eine Spur von Menschen, als hie und da eine verlassene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den Abhängen gelehnt. Er wurde still, vielleicht fast träumend, es verschmolz ihm Alles in eine Linie, wie eine steigende und sinkende Welle, zwischen Himmel und Erde, es war ihm als läge er an einem unendlichen Meer, das leise auf u. ab wogte. Manchmal saß er, dann ging er wieder, aber langsam träumend. Er suchte keinen Weg. Es war finster Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhange nach dem Steinthal. Die Thüre war verschlossen, er ging ans Fenster, durch das ein Lichtschimmer fiel. Eine Lampe erhellte fast nur einen Punkt, ihr Licht fiel auf das bleiche Gesicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leise die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel saß ein altes Weib, das mit schnarrender Stimme aus einem Gesangbuche sang. Nach langem Klopfen öffnete sie; sie war halb taub, sie trug Lenz einiges Essen auf und wies ihm eine Schlafstelle an, wobei sie beständig ihr Lied fortsang. Das Mädchen hatte sich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein, er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem, verwirrtem Gesicht. Er trat zum Mädchen, sie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, so daß sie ruhiger wurde u. verständliche Worte in langsam ziehenden, durchschneidenden Tönen summte. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Thälern ein Wetterleuchten gesehen habe, auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf sich nieder und betete leise mit Inbrunst, während die Kranke in einem langsam ziehenden, leise verhallenden Tone sang. Dann gab er sich zur Ruhe.

Lenz schlummerte träumend ein, und dann hörte er im Schlafe, wie die Uhr pickte. Durch das leise Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sausen des Windes bald näher, bald ferner, und der bald helle, bald verhüllte Mond warf sein wechselndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und bestimmt, sie sagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche stehe. Lenz sah auf, und sie saß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tisch, und der Mond warf sein stilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu strahlen schien; zugleich schnarrte die Alte, und über diesem Wechseln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen schlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh, in der dämmernden Stube schlief Alles, auch das Mädchen war ruhig geworden, sie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geisterhafte aus ihren Zügen war verschwunden, sie hatte jetzt einen Ausdruck unbeschreiblichen Leidens. Er trat ans Fenster und öffnete es, die kalte Morgenluft schlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines schmalen, tiefen Thales, das sich nach Osten öffnete, rothe Strahlen schossen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Thal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Gestein und trafen in die Fenster der Hütten. Der Mann erwachte, seine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an

der Wand, sie richteten sich fest und starr darauf, nun fing er an die Lippen zu bewegen und betete leise, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, sie warfen sich schweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte schnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn. Die Leute erzählten Lenzen, der Mann sei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wisse nicht woher; er stehe im Ruf eines Heiligen, er sehe das Wasser unter der Erde und könne Geister beschwören, und man wallfahrte zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steinthal abgekommen, er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es that ihm wohl, Gesellschaft zu finden; es war ihm jetzt unheimlich mit dem gewaltigen Menschen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entsetzlichen Tönen. Auch fürchtete er sich vor sich selbst in der Einsamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verflossene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht.. Die Welt war ihm helle gewesen, und er spürte nn sich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrunde, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in sich. Er aß wenig; halbe Nächte im Gebet und fieberhaften Träumen. Ein gewaltsames Drängen, und dann erschöpft zurückgeschlagen; er lag in den heißesten Thränen, und dann bekam er plötzlich eine Stärke und erhob sich kalt und gleichgültig, seine Thränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er sich aufriß, desto tiefer stürzte er hinunter. Alles strömte wieder zusammen. Ahnungen von seinem alten Zustande durchzuckten ihn und warfen Streiflichter in das wüste Chaos seines Geistes. Des Tags saß er gewöhnlich unten im Zimmer; Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerstreuung, Alles hastig von einem zum andern. Doch schloß er sich jetzt besonders an Madame Oberlin an, wenn sie so da saß, das schwarze Gesangbuch vor sich, daneben eine Pflanze, im Zimmer gezogen, das jüngste Kind zwischen den Knieen; auch machte er sich viel mit dem Kinde zu thun. So saß er einmal, da wurde ihm ängstlich, er sprang auf, ging auf und ab. Die Thüre halb offen, da hörte er die Magd singen, erst unverständlich, dann kamen die Worte:

Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' mein Schatz und der ist weit.

Das fiel auf ihn, er verging fast unter den Tönen. Madame Oberlin sah ihn an. Er faßte sich ein Herz, er konnte nicht mehr schweigen, er mußte davon sprechen. „Beste Madame Oberlin, können Sie mir nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so centnerschwer auf dem Herzen liegt?*)" — „Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts." —

Er schwieg dann wieder und ging hastig im Zimmer auf und ab; dann fing er an: „Sehen Sie, ich will gehen; Gott, Sie sind noch die einzigen Menschen, wo ich's aushalten könnte, und doch — doch, ich muß weg, zu i h r — aber ich kann nicht, ich darf nicht. — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er setzte sich neben Madame Oberlin. „Sehen Sie," fing er wieder an, „wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah, oder sie so den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — ich war schon lange nicht mehr ruhig.... Ganz Kind; es war, als wär' ihr die Welt zu weit, sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch so; wie ein Kind hätte ich dann spielen können. Jetzt ist es mir so eng, so eng, sehen Sie, es ist mir manchmal, als stieß ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke! Es ist mir dabei oft, als fühlt' ich physischen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich sie sonst faßte. Doch kann ich sie mir nicht mehr vorstellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, so ist mir wieder recht wohl." — Er sprach später noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meist in abgebrochenen Sätzen; sie wußte zu wenig antworten, doch that es ihm wohl.

Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Gluth in sich zu wecken, es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo Alles in ihm sich drängte, wo er unter all seinen Empfindungen keuchte; und jetzt so todt! Er verzweifelte an sich selbst, dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte Alles in sich auf; aber todt! todt! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm thun, dann wühlte er in sich, fastete, lag träumend am Boden. Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Fouday sei gestorben, er faßte es auf, wie eine fixe Idee. Er zog sich in sein Zimmer und fastete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin, er hatte sich das Gesicht mit Asche beschmiert und forderte einen alten Sack; sie erschrack, man gab ihm, was er verlangte. Er wickelte den Sack um sich, wie ein Büßender, und schlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Thale waren ihn schon gewohnt; man erzählte sich allerlei Seltsames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgültig ihrem Geschäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztisch.

Lenz schauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten gläsernen Augen sah. Das Kind kam ihm so verlassen vor, und er sich so allein und einsam; er warf sich über die

*) Goethe's Friederike.

Leiche nieder; der Tod erschreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an, diese Züge, dieses stille Gesicht sollten verwesen, er warf sich nieder; er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm thue, und das Kind beleben möge, wie er schwach und unglücklich sei; dann sank er ganz in sich und wühlte all' seinen Willen auf einen Punkt; so saß er lange starr. Dann erhob er sich und faßte die Hände des Kindes und sprach laut und fest: „Stehe auf und wandle!" Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt. Da stürzte er halb wahnsinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg. Wolken zogen rasch über den Mond; bald Alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumphgesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwischen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer ins Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz sicher und ruhig und fest. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin so bewegt hatte, es fror ihn, er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerschütterlich durch das unheimliche Dunkel, — es war ihm Alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befiel ihn ein großes Grauen vor seinem gestrigen Zustand, er stand am Abgrunde, wo eine wahnsinnige Lust ihn trieb, immer wieder hineinzuschauen und sich diese Qual zu wiederholen. Dann steigerte sich seine Angst, die Sünde und der heilige Geist standen vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von seinen Freunden im Elsaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeistlichen glücklich preisend. Dabei mahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er sagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Gespräch gerieth Lenz in heftige Unruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Thränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. Ja, ich halt' es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit mir ist's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude. Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben, er möge sich brünstig an ihn wenden, und er würde Theil haben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und sagte: Ach! ach! göttlicher Trost. Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in Allem helfen und rathen, er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts, wie gebrochene Worte: ach sie ist todt! Lebt sie noch? du Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig, o du Engel! Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen Andern — ich liebte sie, sie war's würdig, — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder. Oberlin versetzte: vielleicht lebten alle diese Personen noch, vielleicht vergnügt; es möge sein, wie es wolle, so könne und werde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Thränen soviel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an sein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder, auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebst einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er sollte ihn damit schlagen. Oberlin nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte, er möchte ruhig sein, seine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen; dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachtessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen, er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einige Mal, endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als mit dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es sein Winseln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelter Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer, er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: Ja, Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o! so langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll, ich habe schon alle

Figuren auf die Wand gezeichnet. Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: ja wenn ich so glücklich wäre, wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die Meisten beten aus Langeweile, die Anderen verlieben sich aus Langeweile, die Dritten sind tugendhaft, die Vierten lasterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig:

O Gott in Deines Lichtes Welle,
In Deines glüh'nden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht,
Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huschte ihm nach und, indem er ihn mit unheimlichen Augen ansah: Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterscheiden könnte, ob ich träume oder wache; sehn Sie, das ich sehr wichtig, wir wollen es untersuchen. — er huschte dann wieder ins Bett. Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Besuch machen; seine Frau war schon fort; er war im Begriffe wegzuziehen, als es an seine Thüre klopfte, und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hie und da mit Asche bestreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich zum Fenster heruntergestürzt; weil es aber Niemand gesehen, wolle er es auch Niemand sagen. Oberlin erschrack heftig, doch sagte er nichts, er that, was Lenz begehrte; zugleich schrieb er an den Schulmeister von Bellefoße, er möge herunterkommen, und gab ihm Instruktionen, dann ritt er weg. Der Mann kam. Lenz hatte ihn schon oft gesehen und hatte sich an ihn attachirt. Er that, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und sie blieben so beisammen. Lenz schlug noch einen Spaziergang nach Fonday vor. Er besuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß Etwas von den auf dem Grabe stehenden Blumen ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebastian mit. Bald ging er langsam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landschaft beängstigte ihn, sie war so eng, daß er an Alles zu stoßen fürchtete. Ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, sein Begleiter ward ihm endlich lästig, auch mochte er seine Absicht errathen und suchte ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher, statt einen. Er zog sie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Fouday zurück. Indem sie ihn in Fouday suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in das Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn auf sein ungestümes Drängen in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indessen und seine Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Muth, sein Gesicht veränderte sich vortheilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und that es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten. —

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlin's Zimmer. Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel! — „Woher wissen Sie das?" — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Himmel geschaut und wieder: ja gestorben — Hieroglyphen. — Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie dem Oberlin mit der Bitte einige Zeilen dazu zu setzen.

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlin's und aus der Stille des Thales geschöpft hatte, war weg; die Welt die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine schreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte Nichts. Was er that, that er mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinct. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrack er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräche stotterte er oft, eine unbeschreibliche Angst befiel ihn, er hatte das Ende seines Satzes verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangen sprach, und er dann stotterte, und eine unaussprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arme faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein, oder las er, war's noch ärger, all seine geistige Thätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen; dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm

als würde er sie selbst, er verwirrte sich selbst, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit Allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehn; die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen. — Alles traumartig, kalt; er amüsirte sich die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Possen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsetzliche Fratzen. Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Thier gerichtet; dann glitt er langsam den Stuhl hinunter, die Katze ebenfalls, sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie gerieth in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem, entstelltem Gesichte; wie in Verzweiflung stürzten Beide aufeinander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich auf's Schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann gerieth er zwischen Schlaf u. Wachen in einen entsetzlichen Zustand; er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn, er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er that es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb; es war als sei er doppelt, u. der eine Theil suche den andern zu retten, und riefe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existire er allein, als bestände die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts, als er; er sei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: consequent, consequent; wenn Jemand etwas sprach: inconsequent, inconsequent; es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit. Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf; er stürzte sich in Oberlin's Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihn drängen; er war das einzige Wesen, das für ihn lebte und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählig brachten ihn Oberlin's Worte dann zu sich, er lag auf den Knieen vor Oberlin, seine Hände in den Händen Oberlin's, sein mit kaltem Schweiße bedecktes Gesicht auf dessen Schooß, am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knieen und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Besessenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes, er schluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit sich selbst; das waren auch seine seligsten Augenblicke. Oberlin sprach von Gott. Lenz wand sich ruhig los und sah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an und sagte endlich: aber ich, wär' ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um schlafen zu können. Oberlin sagte, dies sei eine Profanation. Lenz schüttelte trostlos mit dem Kopfe. Die halben Versuche zum Entleiben, die er indeß fortwährend machte, waren nicht ganz Ernst. Es war weniger der Wunsch des Todes, — für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode, — es war mehr in Augenblicken der fürchterlichsten Angst oder der dumpfen, ans Nichtseins gränzenden Ruhe ein Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz. Augenblicke, worin sein Geist sonst auf irgend einer wahnwitzigen Idee zu reiten schien, waren noch die glücklichsten. Es war doch ein wenig Ruhe, und sein wirrer Blick war nicht so entsetzlich, als die nach Rettung dürstende Angst, die ewige Qual der Unruhe! Oft schlug er sich den Kopf an die Wand, oder verursachte sich sonst einen heftigen physischen Schmerz.

Den 8. Morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag fast nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber sehr, wie schwer Alles sei, so schwer, er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin sprach ihm Muth zu. Er blieb aber in seiner frühern Lage u. blieb den größten Theil des Tages so, auch nahm er keine Nahrung zu sich. Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Bellefoße gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondschein. Auf dem Rückwege begegnete ihm Lenz. Er schien ganz vernünftig und sprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn nicht zurück zu gehen; er versprach's; im Weggehen wandte er sich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und sagte rasch: Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen. — „Was denn, mein Lieber?“— Hören Sie denn nichts, hören Sie denn nicht die entsetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont schreit, und die man gewöhnlich die Stille heißt. Seitdem ich in dem stillen Thale bin, hör ich's immer es läßt mich nicht schlafen, ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal schlafen könnte! Er ging dann kopfschüttelnd weiter. Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm Jemand nachschicken, als er ihn die Stiege hinauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hofe mit so starkem Schalle, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herzukommen schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd......

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Thal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte; mehrmals, wo der Wagen bei dem schlechten Wege in Gefahr gerieth,

blieb er ganz ruhig sitzen; er war vollkommen gleichgültig. In diesem Zustande legte er den Weg durchs Gebirg zurück. Gegen Abend waren sie im Rheinthale. Sie entfernten sich allmählig vom Gebirge, das nun wie eine Krystallwelle sich in das Abendroth hob, und auf deren warmer Fluth die rothen Strahlen des Abends spielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein schimmerndes, bläuliches Gespinnst. Es wurde finster, jemehr sie sich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie; die Erde war wie ein goldener Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Mondes liefen. Lenz starrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angst in ihm, je mehr die Gegenstände sich in der Finsterniß verloren. Sie mußten einkehren, da machte er wieder mehrere Versuche, Hand an sich zu legen, war aber zu scharf bewacht. Am folgenden Morgen, bei trübem, regnerischem Wetter traf er in Straßburg ein. Er schien ganz vernünftig, sprach mit den Leuten; er that Alles wie es die Andern thaten; es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen, sein Dasein war ihm eine nothwendige Last. — — So lebte er hin......

Allgemeine Betrachtungen über den Ursprung der Thiere.

Von Carl Vogt.

So schließt die wundervolle Abtheilung der Geschichte der Erde, welche uns die Geologie erzählt. Sie nimmt unsere Erdkugel auf in der Periode, wo ihr ursprünglich glühender Zustand fast aufgehört hatte, führt uns durch Zeiträume, welche ungeheuer zu nennen wir allen Grund haben und in deren Verlauf manche oberflächlichen Veränderungen stattfinden und Pflanzen und Thierleben allmälig entfaltet wurden; und läßt sie dann fallen gerade im Zeitpunkt, wo der Mensch allem Anscheine nach im Begriff stand, auf die Bühne zu treten. Die Zusammentragung einer solchen Geschichte aus Materialien von so außerordentlichem Charakter und die schlagende Art der Beweisführung, welche diese Materialien gewähren, sind dazu gemacht, unsere Bewunderung zu erregen und Niemand darf läugnen, daß das Ergebniß derselben, ein Produkt der Thätigkeit und Vernunft des Menschen, die Würde der Wissenschaft erheben muß.

Es muß jetzt bemerkt werden, daß die ganze Reihe der in der unorganischen Geologie waltenden Thätigkeiten als unter der Einwirkung von Naturgesetzen stehend angesehen werden. Jene Bewegungen unterirdischer Kräfte, welche Gebirgsketten aufwarfen und Continente emporhoben, stehen, einerseits mit den Vulkanen, welche noch jetzt Lava auswerfen und große Landstriche erschüttern, und anderseits mit dem ursprünglichen glühenden Zustand der Erde in unauflöslichem Zusammenhang. Jene Kräfte, welche die Urfelsen abnutzten und aus dem Detritus neue Lagerungen auf dem Meeresgrund bildeten, sind noch jetzt in allen Welttheilen und zu demselben Endzweck in Thätigkeit. Um uns diese Wahrheit noch mehr zu verdeutlichen: Es ist möglich, in einem Ofen eine Substanz zu bereiten, die dem Basalt gleicht; Kalk und Sand sind beide aus den geeigneten Stoffen in geeigneten Behältern bereitet worden; das Phänomen der Schieferung ist mit Hülfe der Elektricität im Kleinen dargestellt worden, und mittelst desselben Agens hat man Krystalle gebildet. Kurz die Bemerkung, die in Bezug auf die Gleichgültigkeit der kosmischen Gesetze gegen den höheren oder niederen Grad ihrer Anwendung gemacht wurde, gilt auch von den geologischen. Ein gewöhnlicher Ofen würde zuweilen die Wirkung der Gesetze erläutern, welche bei der Aufwerfung von basaltischen Riesendämmen im Spiel waren, und an einem abhängigen Ackerfeld können wir oft an dem unteren Ende einer Furche eine Handvoll abgespülter und zierlich abgelagerter Erde erblicken, welche als bildliche Darstellung des Verfahrens angesehen werden kann, mittelst dessen die Natur die Deltas vom Nil und Ganges hervorgebracht hat. In den Wellenmarken auf sandigen Gestaden der heutigen Zeit sehen wir eine genaue Wiederholung des Verfahrens, durch welches die Natur dem Sandstein der Kohlenzeit ähnliche Zeichen aufdrückte; und selbst ein windschiefer Regen würde in unseren Tagen den Sand fluthloser Gestade in die Lesetafeln der alten Schichten verwandeln. Es ist eben dieselbe Natur, die überall und allezeit wirkt, die den Wind wehen und den Regen fallen und das Meer ebben und fluthen läßt, — in Weltaltern vor der Geburt unserer Race eben so unbegreiflich, wie jetzt. So erfahren wir auch aus den Coniferen jener alten Zeiten, daß Sommer und Winter auf Erden war, ehe noch unser eins lebte, um den einen mit allem zu vergleichen, was unserer eigenen Natur eigen ist, und von dem andern zu sagen, daß er keine Lüfte athme, so rauh, wie der Menschen Undankbarkeit. Glaube Niemand, es sei irgend Mißachtung des Schöpfers mit einer solchen Erforschung seiner Gesetze in ihren kleinen und gewöhnlichen Wirkungen nothwendig verbunden. Es gibt in der That nichts wahrhaft Großes oder Kleines, Außerordentliches oder Gewöhnliches in der Natur. Dergleichen erscheint nur, wenn wir uns selbst als einen Punkt hinstellen, von welchem wir bei unserem Urtheil ausgehen. Lassen wir also, wo möglich, die unmittelbaren Eindrücke an uns vorübergehen und alles im Verhältniß zu Grund und Ursache erblicken, und wir werden beschämt zugeben, daß Alles gleich hochachtungswürdig ist.

So haben wir denn in dieser Geschichte die Entstehung eines Planeten und eine

lange und verwickelte Reihe von Veränderungen seiner Oberfläche vor uns — Alles bewirkt durch einfache Naturgesetze, die wir noch zur Stunde in zahllosen gewöhnlichen Weisen in Thätigkeit sehen. Gemischt mit diesen geognostischen Wechselfällen und offenbar mit der Bildung des Erdballs selbst als endliche Bestimmung verknüpft, tritt uns jedoch eine andere Reihe von Erscheinungen im Lauf unserer Geschichte entgegen — nämlich das Inslebentreten einer langen Reihe lebendiger Pflanzen- und Thierwesen, die mit den Familien endet, welche noch jetzt die Oberfläche bedecken. Hier entsteht die Frage: In welcher Weise wurde diese Reihe von Erscheinungen in's Leben gerufen? Dürfen wir für einen Augenblick an die Möglichkeit denken, daß Thiere und Pflanzen ebenfalls in naturgesetzlicher Weise gebildet worden sind, dürfen wir also Allem, was unserer sinnlichen Wahrnehmung unterbreitet wurde, eine und dieselbe Klasse von Ursachen unterlegen? Oder müssen wir diesen Gedanken ein für allemal verwerfen und uns mit der Annahme begnügen, daß hier die schöpferische Kraft in einer anderen Weise nöthig war? Oder sollen wir uns endlich, ohne alle weitere Prüfung, an den Glauben halten, daß diese Untersuchung unsere Kräfte übersteige?

Indem ich den letzten Theil der Fragen zuerst vornehme, sollte es mir doch sehr leid thun, zu denken, daß es in der Natur irgend Etwas geben könne, das wir, aus welchem Grund immer, nicht untersuchen sollten. Wenn wir aus der Vergangenheit der Geschichte der Wissenschaft Folgerungen ziehen dürfen, so besteht diese darin, daß die ganze Natur ein legitimes Uebungsfeld für unsere geistigen Fähigkeiten ist, daß ein Zusammenhang zwischen der Wissenschaft und unserem geistigen Wohlbefinden stattfindet, und daß, wenn wir nach Dingen urtheilen dürfen, an welchen unsere forschende Vernunft einst verzweifelte, die aber jetzt klar und einfach erscheinen, es kein Geheimniß der Natur gibt, das zu durchdringen wir nicht hoffnungsvoll versuchen sollten. Sich mäßig mit der Annahme begnügen, es gebe zweierlei Klassen unmittelbarer Ursachen in der organischen Natur, scheint mir aus gleichem Grund gleich verwerflich.

Indem wir uns also für Einleitung der Untersuchung aussprechen, wird es am Platz sein, von vornherein bei einigen Betrachtungen zu verweilen, die, vorausgesetzt wir gehen in wissenschaftlichem Geist auf die Sache ein, die Wagschale der Wahrscheinlichkeit auf die Seite der gewöhnlichen Naturgesetze hinabdrücken. Die Erzeugung der organischen Welt ist mit Erzeugung der physikalischen untermischt. Untermischt ist sie damit im Sinne wirklicher Verbindung und Abhängigkeit und in Bezug auf die Zeit, denn die eine Reihe der Erscheinungen begann immer, sobald die andere auf einem Punkt angelangt war, welcher die erstere begünstigte oder zuließ. Das Leben drängte sich gewissermaßen immer herein, wann und wo immer geeignete Verhältnisse eintraten, und einmal begonnen gingen die beiden Erscheinungsreihen Hand in Hand miteinander. Es ist sicherlich schon *a priori* höchst unwahrscheinlich, daß in einer so zusammengesetzten Masse von Erscheinungen zwei ganz verschiedene Weisen der göttlichen Machtvollziehung stattgefunden haben sollten. Wäre das der Fall, so würde es eine höchst außerordentliche und in philosophischem Betracht höchst auffällige Ausnahme von Allem sein, was wir sonst von dem Charakter des göttlichen Verfahrens in der Welt beobachten können. —

Betrachten wir ferner den Charakter der beiden Phänomenreihen, deren Vergleichung wird da, wo das natürliche System nicht zugegeben wird, doch wohl gestattet sein. Die Abgeschmacktheiten, in welche wir alsdann sehr bald gerathen, müssen jedem denkenden Geist sogleich auffallen. Der Ewige richtet ein Sonnen- oder Astralsystem ein mittelst gewisser, der Materie uranfänglich innewohnender Anlagen; er läßt durch dieselben Mittel Oceane sich bilden, und Continente sich erheben und all' jene großartigen meteorischen Agentien ihr ruheloses Zersetzungswerk treiben, um die Erde zur Aufnahme organischer Wesen vorzubereiten. Wenn nun aber im Lauf dieser Operationen, Meergras u. Korallen in jene Oceane gesetzt werden sollen, dann soll ein besonderer Eingriff der göttlichen Machtvollkommenheit nöthig sein; dann ist nach dem Glauben des Unwissenden die Hand Gottes selbst, nach dem Glauben der Weisen aber — wenn es Weise unter uns gibt — „ein göttliches Werde“ von Nöthen! In beiden Fällen wird eine besondere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, wie sie der Mensch zur Förderung seiner Angelegenheiten anwenden muß, vorausgesetzt. Und nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern während des ganzen Verlaufs der geologischen Zeit ist diese besondere Aufmerksamkeit nothwendig, sobald eine neue Familie von Organismen eingeführt wird: ein neues Werde für Fische, ein anderes für Reptilien, ein drittes für Vögel. ja, halten wir die Ansicht der gegenwärtigen Geologen in Betreff der Species fest, so müßte ein Ereigniß, wie der Anfang eines neuen Cephalopoden, mit einigen Höckerchen und Runzeln mehr auf der Muschel, nach dieser Theorie, die besondere Mühe desselben Allmächtigen in Anspruch nehmen, der auf Einmal den Inbegriff der Mittel wollte, durch welche sich die Unendlichkeit mit seinen Welten erfüllte.

Ich habe hier die Frage als eine von der Wissenschaft noch zu entscheidende hingestellt. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß diese Entscheidung großer Gefahr ausgesetzt ist, wegen der, durch mehr oder minder deutliche Schlüsse verursachten Eingenommenheit unseres Geistes zu Gunsten einer organischen Schöpfung durch specielle Ausübung göttlicher Machtvollkommenheit. Dieß ist die Idee, welche zuerst unter der menschlichen Familie in Aufnahme kam, denn es ist diejenige, die sich der nnunterstützte Geist nach dem ihm gebotenen äußeren Scheine zu bilden vermag, gerade so wie in Be-

zug auf die Bewegung des Himmelskörpers die geocentrische Theorie diejenige ist, die den äußeren Schein für sich hat, und die deßhalb auch zuerst von den Menschen angenommen wurde. Die Idee der organischen Schöpfung ist bis zur Stunde unangefochten geblieben, weil sich ihr erst in neuerer Zeit die Wissenschaft näherte und weil Mittel, sie zu prüfen, kaum vorhanden waren. Das ist jetzt anders, seitdem man, nach Auffindung des natürlichen Gesetzes der Weltordnung, den Einfluß dieses festen Gesetzes durch die ganze Reihe geognostischer Veränderungen vom Anfang unseres Planeten an zu verfolgen angefangen hat. Da jedoch die Geologie eine neue Wissenschaft ist, so findet die alte Vorstellung von der Erschaffung der organischen Wesen in unserem Geist fortwährend jenen Widerhalt, welchen frühe Eindrücke und anhaltende Gewohnheiten selbst den unphilosophischsten Ueberzeugungen zu geben vermögen. Dieß müssen wir festhalten, wenn wir in philosophischem Geist und in der reinen Absicht, uns dahin zu stellen, wo die Wagschale der Beweise sich hinneigt, in diese Untersuchung eintreten wollen.

Innig mit der alten Vorstellung verknüpft ist die von Vielen festgehaltene Voraussetzung: eine naturgesetzliche Erschaffung der lebendigen Wesen annehmen, heiße die ganze Lehre von der göttlichen Erschaffung der organischen Natur über den Haufen werfen. Wäre dieß wahr, es würde ein gewichtiger Einwurf gegen die Gesetztheorie sein; aber ich denke, dieß ist nicht nur wahr, sondern das Gegentheil der Wahrheit. Wie oben gezeigt wurde, bezieht sich die Idee von Gesetz nur auf die Art und Weise, in der es der Gottheit gefiel, ihre Macht in der natürlichen Welt zu offenbaren. Sie läßt die absolute Thatsache der Erschaffung und Beherrschung der Natur durch Gott durchaus unberührt, und lehrt uns nur, daß er, statt wie ein Mensch zu verfahren, der in seinen Geschäften jeden einzelnen Umstand einem anderen gerade auftauchenden Umstand anpasset, von vornherein Anordnungen getroffen und seitdem aufrecht erhalten hat, die dazu gemacht sind, für alle nur eintretenden Fälle genügend auszureichen, indem er dabei selbst in diesen Anordnungen lebt — ansonst ja dieselben selbst nicht einen einzigen Augenblick aufrecht erhalten werden könnten. Drehte sich die Frage um den respectiven moralischen Werth dieser beiden Theorieen, so würde ich der letzteren vor der ersteren unbedingt den Vorzug geben, indem sie eine weit großartigere Ansicht von der göttlichen Macht und Würde einschließt, als die andere. Um nur Eins anzuführen, weiset sie dem Attribut der göttlichen Vorhersehung eine weit erhabenere Stellung an. „Wenn", sagt Dr. Buckland an einer Stelle, wo er Betrachtungen über die Möglichkeit der Begründung dieser Lehre anstellt, „wenn die Elemente schon im Moment ihrer Schöpfung die Eigenschaften besaßen, die sie von vornherein in den Stand setzten, den unendlich complicirten nützlichen Zwecken zu entsprechen, wie sie es seither zu mancher Erleichterung der materiellen Welt gethan haben und künftig noch thun werden, so würde eine solche Urgrundverfassung, weit entfernt einen intelligenten Lenker zu läugnen, nur unsere Vorstellungen von jener unendlichen Weisheit und Macht erhöhen, die schon in dem ursprünglichen Grundwerk ihrer Schöpfung solch' eine Unendlichkeit künftiger Anwendungen unter künftigen Systemen begreifen konnte."

Auch muß hier, wenn auch zum Ueberfluß, bemerkt werden, daß ein Einwurf dieser Art in gleicher Weise gegen andere Doctrinen, welche der aufgeklärte Theil der Menschen längst angenommen hat, verstoßen würde. Der ganze Zweck der Wissenschaft ist, Gesetze zu ermitteln, sie hat im Lauf der Zeit einen Kreis von Erscheinungen nach dem anderen aus der Region der Wunder in die des Gesetzes versetzt und eben dadurch eine wahrhaft göttliche Ordnung in denselben nachgewiesen. Angenommen also, der offenbare Augenschein neige die Wage der Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer Erschaffung der Organismen durch ein Naturgesetz, so würden wir, wenn wir durch Ermittlung dieses Gesetzes in einen Bereich des großen Systems der Dinge gelangen, nichts Anderes thun, als was wir zu allen Zeiten der Philosophie in anderen Bereichen gethan haben.

Um zur Betrachtung der positiven Beweise für eine naturgesetzliche Schöpfung zurückzukehren, so haben wir gesehen, daß eine solche mit den Schlüssen, die wir in Bezug auf die kosmischen Anordnungen und geognostischen Veränderungen gezogen haben, in Einklang stehe. Nimmermehr aber bemerken wir, daß sie sich auch mit Allem verträgt, was wir von der wirklichen Geschichte der organischen Wesen auf Erden wissen. Diese kamen nicht auf Einmal wie man erwarten könnte, wenn sie das Produkt eines besonderen Thätigkeits- oder Willensaktes der Gottheit wäre. Sie traten auf der langgedehnten Aufeinanderfolge und, wie wir später in überzeugender Weise darthun werden, in der Reihenordnung einer fortschreitenden Organisation, — Stufe nach Stufe, bis, von einem niedersten Ausgangspunkt aus, in beiden Reihen die höchsten Formen verwirklicht waren. Die Zeit, sehen wie, war ein Element der Entwicklung der Wesen, wie sie es noch jetzt bei Entstehung eines Individuums ist. Zu Anfang der geologischen Forschungen nahm man an, gewisse äußere Verhältnisse und Bedingungen haben die Erscheinung gewisser Thierklassen zu gewissen Zeiten geleitet; so sei die Abwesenheit des trockenen Landes die Ursache des späten Anfangs der Landthiere, und das häufige Auftreten reptilischer Landwirbelthiere sei eine Folge der Ueberladung der Luft mit Kohlensäure, ein Vorrath, aus welchem auch die üppige Vegetation der Kohlenzeit ihr Hauptmaterial bezogen habe; und so weiter. Jetzt aber hat es sich herausgestellt, daß der Fortschritt der Landthier-

welt in ihren Hauptmerkmalen von der=gleichen Umständen unabhängig war. Es gab trockenes Land unzählige Zeitalter vor dem Erscheinen irgend eines Landthieres. Das Meer wimmelte von wirbellosen Thieren, ehe es noch einen Fisch gab, obgleich die für die Existenz beider nothwendigen Bedingungen dieselben sind. Die Oolith-Continente, auf welchen sich nur Reptilien herumtrieben, hätten eben sowohl Säugethiere vertragen, für welche die atmosphärische Luft von damals — Kohlensäuretheorie als richtig angenommen — vollkommen geeigenschaftet war, da sich die Kohle damals schon gebildet hatte; gleichwohl aber erschienen keine Säugethiere. Beim Anbruch der wahren Geologie träumte man auch davon, das Erscheinen neuer Thiere sei immer mit großen physikalischen Umwälzungen der Oberfläche verbunden gewesen, gleich als wenn in gewissen Zeiten Alles im Sturm vulkanischer Gewaltthat zu Grunde gegangen und durch eine ganz neue Fauna wieder ersetzt worden wäre. Doch auch diese Idee schwindet mehr und mehr. Denn man sieht jetzt, daß specifische Formveränderungen im Verlauf von Zeiten, in welchen sich keine vulkanischen Störungen nachweisen lassen, ganz ruhig von Statten gingen. Kurz es wird immer mehr und mehr klar, daß der organische Fortschritt — sowohl die Veränderungen in vorher schon existirenden Klassen, als auch die Erhebung zu neuen höheren Klassen — durchaus nicht gänzlich oder unmittelbar von äußeren Umständen, sondern großen Theils von der Zeit abhing. Dieses aber sieht einem speciellen Arbeiten oder speciellen Wollen eines Schöpfers sehr unähnlich, dagegen aber dem einfach natürlichen Verfahren der Dinge in unserer heutigen Welt sehr ähnlich.

Die Geschichte der Fossilien enthält noch einige andere Facten, die sich mit der Idee eines speciellen Schöpfungsaktes schwer vereinigen lassen, aber mit der einer Schöpfung mittelst oder in der Weise eines Gesetzes vollkommen harmoniren. Es ist z. B. ausgemachte Thatsache, daß die Unterschiede zwischen den untergegangenen Faunen und den jetzt lebenden Thieren verhältnißmäßig um so größer sind, je älter diese Faunen sind. Gehen wir abwärts in den Formationen und rückwärts in der Zeit, so finden wir Arten, die mit den jetzigen identisch sind; dann nur noch Gattungen; später nur noch Familien und Ordnungen. Dieß sind die Worte von Naturforschern; die Wahrheit aber liegt einfach darin, daß die Thiere der früheren Formationen den heutigen anfangs in einigen breiten allgemeinen Merkmalen glichen; später glichen sie ihnen in mehr besonderen Merkmalen, zuletzt wurden sie identisch mit ihnen. Je mehr wir hinaufsteigen, um so mehr kleidet sich die thierische Schöpfung in die Formen der heutigen. Man darf fragen, ob hieraus nicht zu folgen scheine, daß das gegenwärtige System der Dinge wesentlich mit dem vergangenen verknüpft ist, in welchem Falle wir, wenn das gegenwärtige ein natürliches System ist, einen weiteren Beweis haben, daß das vergangene jedenfalls ein natürliches System war. So wird auch zugegeben, daß, wie vollständig auch der Wechsel, den die specifischen Formen beim Uebergang aus der einen Formation in die andere erleiden, sein mag, dennoch immer Aehnlichkeiten und Annäherungen zwischen je zwei aneinander grenzenden vorhanden sind. Es sagt Hr. Pictet, ein Gegner der hier vertretenen Ansicht, „wenn wir zwei aufeinander folgende Schöpfungen einer und derselben Periode vergleichen, wie z. B. die Faunen der fünf Abtheilungen der Kreideformation, so muß uns die innige Verbindung auffallen, in der sie zu einander stehen. Die Gattungen sind größtentheils dieselben; die Arten sind fast alle sehr nahe mit einander verwandt und gehen leicht in einander über. Ist es wahrscheinlich, daß (in Bezug auf zwei dieser Unterformationen) die albische Fauna gänzlich vernichtet, und dann durch eine neue und selbstständige Schöpfung einer durchaus neuen und ihr so ähnlichen Fauna ersetzt wurde? Ich weiß, daß diese Thatsachen in den allgemeinen Schöpfungsplan verwiesen werden können (welcher ist ein bloß angenommener Plan, nach welchem die göttliche Macht bei ihren verschiedenen schöpferischen Operationen verfahren sein soll); aber ist der Geist mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden gestellt?" Ich kann diese letzte Frage nur wiederholen. Können wir uns dabei beruhigen, anzunehmen — denn eine bloße Annahme ist es immer —, daß eine Reihe wunderbarer Schöpfungen immer und immer in Nichts bestanden habe, als im Zusammenflicken und Vermischen des Einen mit dem Anderen, wenn es uns frei steht, anzunehmen (schlimm wäre es, wenn wir nur auf Annahme beschränkt wären), daß diese Verknüpfungen nur Zeugnisse für ein Naturgesetz sind, das die Entwicklung der ganzen organischen Schöpfung beherrscht und dieselbe zu Einem und nicht zu mehreren Dingen macht. Ich wundere mich nur, daß ein mit dem Gegenstand vertrauter Mann hier Schwierigkeiten der Art, wie er sie aufstellt, sehen kann, — Schwierigkeiten, über die man sicherlich leichter hinauskommen kann, als über das reine Factum, daß gewisse Säugethiere sich in drei tausend Jahren nicht verändert haben, denn dieses ist die einzige Schwierigkeit, die er auf der anderen Seite aufstellt.*)

*) Der Verfasser hat vergessen, den Schlußsatz der Pictet'schen Periode anzuführen. Dieser heißt aber so: „Uebrigens lassen sich diese, etwas unbestimmten Einwürfe keineswegs mit den weit bestimmteren vergleichen, die man gegen die übrigen Theorien erheben kann." Der Streit der Successionstheorie, welche eine allmähliche Umänderung der Schöpfungen annimmt, wie unser Verfasser, mit der Revolutionstheorie, die stets neue Faunen auf der Erde auftreten läßt, ist schon so alt als die Petrefactenkunde selbst; — vom theoretischen Standpunkte aus ist seine Lösung nicht möglich. Es handelt sich hier um Beurtheilung der speciellsten Thatsachen und

Es darf ferner nicht vergessen werden, daß wir es nicht allein zu thun haben mit der Entstehung der organischen Wesen dieses kleinen Planeten, des dritten einer Reihe, die nur eine von hundert Tausenden von Seelen ist, die wieder allzusammen nur einen Theil der welterfüllten Unendlichkeit sind, wo Alles analog zu sein scheint. Wir dürfen annehmen, daß jede dieser zahllosen Weltkugeln entweder der Schauplatz organischen Lebens oder auf dem Wege ist, es zu werden. Dieß ist ein Schluß, den jede neue Vermehrung unseres Wissens nur noch unwiderstehlicher macht. Ist es nun, als passender Modus der Ausübung schöpferischer Intelligenz denkbar, daß dieselbe auf die Erschaffung jeder einzelnen Species, welche der jeweilige Zustand jeder einzelnen dieser zahllosen Welten bald hier bald da erheischen mag, eine besondere Aufmerksamkeit schenken müßte? Verträgt sich eine solche Annahme mit unserer allgemeinen Vorstellung von der Würde, um nicht zu sagen von der Macht des großen Urhebers? Und doch müssen wir uns einen solchen Begriff bilden, wenn wir die Lehre von der speciellen Ausübung festhalten. Laßt uns sehen, wie sich dagegen die Idee der naturgesetzlichen Schöpfung mit dieser höheren Auffassung der organischen Welt verträgt.

Wie unvorbereitet die meisten Menschen auch auf die Verkündigung sein mögen: wir sind selbst in unserer beschränkten Sphäre im Stand, einige befriedigende Schlußfolgerungen in Bezug auf die Pflanzen und Thiere jener anderen Weltkörper zu ziehen, die in so ungeheuren Entfernungen von uns dahinrollen. Angenommen, die ersten Personen eines alten Volks, die zuerst ein Schiff bauten und sich damit in See wagten, hätten auf ihrer Reise eine Anzahl anderer nie gesehener Gegenstände, nämlich eine Flotte von anderen Schiffen bemerkt, wären sie nicht gerechtfertigt, wenn sie annähmen, daß diese Schiffe, wie ihr eignes, mit menschlichen Wesen besetzt seien, die, wie sie, mit Händen zum Rudern und Steuern, mit Augen zur Beobachtung der Wetterzeichen und mit Verstand, sie von einem Orte zum andern zu führen, versehen seien? — kurz mit Wesen, die in jeder Hinsicht ihnen ähnlich oder doch nur in solchen Merkmalen von ihnen verschieden seien, welche durch den Unterschied des Klimas und der Lebensgewohnheiten erzeugt werden können? Gerade in dieser Weise dürfen wir in Bezug auf die Bewohner entfernter Welten Schlüsse ziehen. Wir sehen, daß die Materie ursprünglich eine diffuse Masse war, von der die Sphären nur Theile sind. Folglich darf angenommen werden, daß die unorganische Materie überall dieselbe ist, obgleich Unterschiede in den Proportionen der Bestandtheile der verschiedenen Himmelskörper und einige andere Unterschiede der Zustände derselben wahrscheinlich vorhanden sind. Aus einer gewissen Anzahl unorganischer Stoffelemente bestehen die organischen Körper sowohl im Pflanzen- als im Thierreich, und dieß muß auf dem Jupiter und Sirius eben sowohl der Fall sein, wie hienieden. Es ist daher nur zu gewiß, daß Pflanzen- und Holzfibern, daß Fleisch und Blut die Bestandtheile der organischen Wesen all' jener Welten sind, auf welchen das Leben bis jetzt Platz gegriffen hat. Die allgemeine Schwerkraft ist ein überall geltendes Princip, deßhalb muß zwischen den Himmelskörpern und ihren respectiven organischen Bewohnern ein Verhältniß, wodurch die Letzteren so weit als nothwendig, an die Oberfläche gebunden werden, vorhanden sein. Solch' ein Verhältniß schließt aber bekanntlich gewisse Beziehungen der Dichtigkeit und Elasticität sowohl der Struktur als auch des Umfangs der organischen Bewohner zu der Schwere ihrer respectiven Planeten in sich — Eigenthümlichkeiten, die sich indessen ganz wohl mit der Vorstellung der Allgemeinheit der Typen, von der wir auf der Erde ein Beispiel haben, vertragen mögen. Wir gehen fast zu sehr in's Einzelne ein, wenn wir an Wärme und Licht erinnern. Doch ist es von Wichtigkeit, zu erwägen, daß diese Agentien allgemeiner Natur sind, und daß man, da sie auf das irdische Leben einen so bedeutenden Einfluß üben, annehmen darf, daß sie dieß auch in anderen Welten thun werden. Das Licht bietet uns hier ein ganz besonderes Interesse, denn die Struktur eines wichtigen, fast über das ganze Thierreich verbreiteten Organs steht in direkter und engster Beziehung zu demsel-

---

besonders um die Begrenzung der Variationen, welche eine Species erleiden kann, und die Entscheidung wird erst dann gegeben sein, wenn von jeder Muschel ꝛc. nachgewiesen ist, in wiefern sich deren specifische Charaktere abändern können. Bei einer allgemeineren Besprechung der Frage vom theoretischen Standpunkte aus ist indessen wohl zu berücksichtigen, daß die Annahme successiver, in sich verschiedener Schöpfungen durchaus nicht, wie unser Verfasser meint, den Begriff eines Schöpfers in sich schließt und demjenigen eines Naturgesetzes feindlich entgegen tritt; so wie andererseits die Annahme der allmählichen Umänderung auch nicht nothwendig diejenige eines Naturgesetzes ohne schöpferische Dazwischenkunft bedingt. Wir glauben auch, daß keine Species aus einer Formation in die andere übergegangen sei, sondern daß mit jeder geologischen Revolution auch eine völlige Vernichtung der Organismen und eine Erneuerung derselben verbunden gewesen sei; aber deßhalb nehmen wir noch gar nicht einen Schöpfer an, weder im Anfange, noch im Verlaufe der Erdgeschichte, und finden, daß ein selbstbewußtes, außer der Welt stehendes Wesen, welches dieselbe erschafft, ebenso lächerlich erscheint, wenn es fünf und zwanzig Mal oder noch öfter die Erde mit ihren Organismen ändert, bis es endlich das Rechte trifft, als wenn es, nach Erschaffung der Welt und nach der Gebung der Naturgesetze, sich pensionirt und in Ruhe setzt, wie unser Verfasser es will. Die Materie (die Welt) ist für uns so wenig erschaffen, als die Naturgesetze gegeben — beide sind nothwendige, gegenseitig bedingte Dinge, die keinen Dritten zum Urheber haben. C. V.

ben. Wo Licht ist, da werden auch Augen sein, und diese werden in anderen Welten in allen wesentlichen Beziehungen wie die Augen irdischer Thiere sein, und sich nur in einzelnen, durch eigenthümliche Lagen und Verhältnisse bedingten Punkten von denselben unterscheiden. Wir dehnen unsere Schlußfolgerung nur ein wenig weiter aus, wenn wir behaupten, daß, da ein so hervorstehendes Organ eines großen Theils des Thierreichs so allgemein verbreitet ist, eine Verhältnißgleichheit in allen anderen Organen — je nach den Arten, Klassen und Reihen — höchst wahrscheinlich ist, und daß demnach die Bewohner aller Himmelskörper nicht nur eine allgemeine, sondern auch eine besondere Aehnlichkeit mit denen der unseren haben.

Es leuchtet ein, daß, wenn organische Wesen überallhin verbreitet sind, die Idee ihrer Erschaffung durch Einwirkung überall gültige Naturgesetze dem unserer kleinen Erde zu Grunde liegenden Princip durchaus angemessen ist. Wie eine Reihe von Gesetzen alle Himmelskörper und die Bewegung und geognostischen Anordnungen derselben hervorbrachte, so hat eine andere Reihe von Gesetzen sie alle mit Leben übergossen. Alle schöpferischen und erzeugenden Anordnungen erscheinen demnach in Einheit.*)

*) Die indessen die Mannigfaltigkeit nicht ausschließen darf. Der Mond hat kein Wasser u. keine Atmosphäre, mithin ist dort kein Leben möglich, der Saturn ist so leicht als Korkholz, mithin kann er weder Wasser noch Leben haben u. s. w. C. B.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von E. Ludwigh.

April, 1865.

Ach, der April, der April des Jahres unseres Herrn Jesus Christus Achthundertfünfundsechzig ist ein verhängnißvoller Monat für mich armen Menschensohn sowohl wie für das gesammte Volk der Republik; reich an Freuden und gewitterschwanger mit Leiden. Den tragischen Stoff, den mir der April gebracht u. in Freude sich verwandelt hat, muß ich jetzt noch verschweigen und ich mische einstweilen meinen Jubel blos in den Jubel des loyalen Volkes ein, das im ganzen Lande nachdem der Hydra der Rebellion sämmtliche Köpfe abgeschlagen, den Sieg der Freiheit feiert. Unter dem Donner der Kanonen, deren Echo das Land durchhallt, wollen wir denn wieder einen Streifzug unternehmen und dem Leser die Ereignisse und das Erlebte in flüchtigen Conturen mittheilen.

Noch immer hat der nordwestliche Winter nicht ausgetobt. Die wenigen Tage, die mich zur Gartenarbeit aus den Räumen des Hauses hinauslockten, schlugen bald wieder in Schnee und Kälte um. Der obere Mississippi ist zwar frei von Eis; doch der See Pipin ist noch immer mit einer Eisdecke bedeckt, welche am 13. meiner Abreise noch kein Dampfboot zu durchbrechen vermochte. Also wieder ein Stück *Stage*-Fahrt in Aussicht, da Verhältnisse kein längeres Laviren zu St. Paul ohne Verlegenheit gestatteten.

In Begleitung Samuels des Dritten, den ich nach Milwaukee, das eine gute englisch-deutsche Lehranstalt besitzt, mit mir nehme, scheide ich von den Meinigen, von seltsamen Gefühlen des Schmerzes u. der Freude beseelt, und nehme Passage an Bord des kleinen Dämpfers von Capt. Davidson's Linie „G. H. Gray." Der Himmel war, wie fast jedes Mal bei meiner Abreise heiter u. die Sonne lächelte freundlich herab auf die düsteren Bluffs und Höhen und in der Gebärmutter der Tellus entwickelten sich, durch tellurische Wärme begünstigt, die Milliarden Keime zur Wiedergeburt des Frühlings. Auch in meinem Innern regten und bewegten sich allerlei Hoffnungskeime; denn ich ließ ja zwei Töchter als Bräute zurück, die mir Blumen von Vaterfreuden verheißen, wenn das Verhängniß sie nicht, wie so manche unserer Hoffnungen und Freuden im Keime zerknicken sollte. Ich bin durch Erfahrungen und Täuschungen der Weisheit näher gebracht für Alles im wandelbaren Leben vorbereitet; ich habe keine Thränen mehr für Unglück u. Schmerz — er ist tief u. wogend wie die hohle See — doch füllt den Thränensack noch eine Fülle von Zähren, die leicht und unwillkührlich durch Freude und Rührung, durch Mitleid für fremdes Weh und Bewunderung fremder Größe dem Auge entquellen.

Bei dem hohen Wasserstand ging es rasch vorwärts u. das fatale „*Pig's Eye*" und sonstige Sandbänke auf der Fahrt nach Hastings setzten uns dieses Mal kein Hinderniß entgegen und keine geduldprüfende Zögerung durch allerlei Maneuvers mit Ballen und Stangen und Winden.

Das Triviale des Geschäftes würzte mir ein Spaziergang am kleinen See des anmuthig situirten Städtchens Hasting. Ich gedachte hier des Tages im April, als vor vier Jahren die Ver. Staaten-Flagge zu Fort Sumter gestrichen und den freien Staaten der Fehdehandschuh des Krieges vor die Füße geworfen wurde. Welch ein großartiges, welch ein blutiges, erfolgreiches Drama! — die Todten sind begraben, die Gefängnisse werden geöffnet, die in Hospitälern des barbarischen Feindes Schmachtenden erfreuen sich humaner Pflege, der Erzverbrecher Jeff. Davis flüchtig; Lee übergibt sich mit seiner Armee, Richmond, der Regierungssitz der Rebellen, genommen und sämmtliche Forts der weitausgedehnten Küste des Südens erobert, und — die Sklaven werden frei! — Ein glorreiches Ende in der That zur ewigen Schmach Jener, welche die Waffen gegen die Republik erhoben, um das Institut der Sklaverei zu verewigen.

Am 15. nach Redwing gefahren. Ein allerliebstes Städtchen, reich an Naturpoesie. Wie eine gefüllte Tulpe gruppiren sich die weißen Framhäuser im Hügelkelche des lieblichen Thales, und ein circa 200 Fuß hoher felsiger Bluff erhebt sich wie ein Altar im Tempel der Natur, und ladet Jene zum Gottesdienste ein, die ihre Gesetze heiligen, ihre Reize verehren. Und

so ging denn auch ich hinauf, dessen Gott die Natur ist, und ergetzte mich mit meinem Sohne an Fluß und See, an Berg und Thal. Fühlte ich auch bei dieser Bergpartie, daß es mir nicht möglich wäre, den Aetna zu besteigen, wie ich ihn im Flügelkleid der Jugend bestiegen hatte, so freute es mich doch, daß die Beine noch Elasticität genug besitzen, um einen Maulwurfshügel von ein paar hundert Fuß Höhe erklimmen zu können. Auch sah ich da tief unter mir keine Gewölke hinziehen über eine Welt von Städten und Dörfern und Bergen; doch genügte das bescheidene Miniature-Bildchen, um den Gang genußreich zu lohnen. „Mögen Schönheit und Größe auch Grade haben, so ist das Schöne und Große, in der physischen und moralischen Welt, doch immer entzückend. —" Auf dem Rückwege besuchte ich Hrn. Dievenbruck, dessen Sohn sich auf der Jagd durch Unvorsichtigkeit erschossen hat und eben als Leiche auf der Bahr lag. Das Lateinische Sprichwort sagt: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen" und — so bekannt der Weg auch ist, der in's Leben führt, so weiß doch kein Sterblicher im voraus, wie er aus dem Leben gehen wird. Und daß es so ist, ist gewiß sehr gut. Jener, die Seneca's Rath: „der Ausweg ist offen" (*patet exitus*) befolgen, die aller Hoffnungen bar des Lebens müde, oder durch innere Convulsionen zerrüttet selbst den Faden der Parcen zerschneiden, gibt es nur Wenige. Der schnelle Tod, besonders in einem freudigen Momente, scheint mir übrigens einem langsamen Dahinsiechen vorzuziehen zu sein und ich stimme dem christlichen Gebet nicht bei, das zu Gott gegen plötzlichen Tod gerichtet wird, der freilich an und für sich taub ist gegen die Bitten der Menschen, die an die unabänderlichen Gesetze der Natur gebunden sind wie jedes andere organische und anorganische Wesen. —

„*Did you hear that President Lincoln was shot?*" frug mich am 15. zu Redwing der Wirth des Metropolitan. *No*, war meine Antwort; doch zweifelte ich keinen Augenblick an der Wahrheit der Depesche, so sich auch nur zu bald officiell bestätigt hat. Und wann, wo und durch wen wurde Lincoln ermordet? Am verhängnißvollen Charfreitag, in Ford's Theater zu Washington, in der Loge nächst zu der Bühne, als man das Lustspiel „*Our American Cousin*" gab, durch den bekannten Schauspieler J. Wilkes Booth, Sohn des berühmten Schauspielers Brutus Booth, eines Engländers von Geburt. J. Wilkes wurde im Staat Virginien geboren und ward durch Oehlspeculation zum reichen Manne. Der Meuchelmörder schoß Lincoln eine Kugel durch den Kopf, sprang — ein Messer in der Hand — aus der Loge auf die Bühne, brach sich Bahn zu einer Hinterthüre, schwang sich auf ein Pferd und entkam. Der Schrecken, der im Theater, und bald in der Stadt in Folge dieses elenden Banditenstreiches herrschte, läßt sich wohl denken. Noch mehr aber steigerte sich derselbe als die Kunde einlief, daß zur selben Zeit auch der Staatssecretär Herr Seward, und sein Sohn in ihrer Wohnung auf meuchlerische Weise tödtlich durch Dolchstiche verwundet wurden. Der Plan war, den Präsidenten, den Vicepräsidenten und sämmtliche Kabinetsglieder zu ermorden. Welch' teuflischer Plan, ausgeheckt im Gehirne verkommener, Rache und Verderben brütender Bestien in Menschengestalt. Brutus hat einst den Cäsar ermordet und Lincoln fiel durch die Hand des Sohnes eines Brutus. Ambition ist die vorherrschende Leidenschaft eines Schauspielers, Ruhm sein höchstes Ziel — Wilkes Booth hat sich durch seinen Banditen-Art den höchsten Ruhm erworben, obschon eingetragen in das Buch der Geschichte mit dem Griffel der Infamie, würdig an der Seite jenes Schurken fortzuleben, der den Tempel zu Ephesus in Asche legte. Meuchelmord kann ich unter keiner Bedingung entschuldigen. Cäsar starb als Feind der Republik, Lincoln als Freund der Republik, so wenig er auch bis zur letzten Stunde, in der natürlichen Blasirtheit seines zu guten Herzens und auf den lieben Gott sich verlassenden Verstandes, der Republik zur Ehre und zu ihrem endlichen vollständigen Siege über Sklaverei und Hochverrath den Hochverräthern die volle Schärfe des Schwertes der Gerechtigkeit fühlen zu lassen geneigt war. Und dennoch, von der äußersten Linken der Radikalen stets getadelt, wurde er von Booth, seinem Mörder, und allen Ultras des Südens für einen Tyrannen erklärt, und als dieser Mörder, den Stahl in der Hand schwingend, auf die Bühne sprang, rief er aus: *Sic semper Tyrannis*! die Worte im Staatswappen von Virginien, (so stets den Tyrannen!). Ja, Virginien, der Sklavenstaat, der ausgeprägte Despotismus am Nacken einer systematisch verthierten Race, trug dieses Emblem in seinem Wappen, und schwingt den Dolch gegen seine eigene Mutter, die Republik, und Booth, ein Virginier, durch zügellose Leidenschaften und irrige Begriffe zur mörderischen That getrieben, wird zum bösen Geiste, der Lincoln am Charfreitag zum Märtyrer der Freiheit stempelt.

Die puritanischen Schaafsköpfe werden den Präsidenten darob tadeln, daß er am heiligen Charfreitag, dem Kreuzigungstage Jesu, das Theater besuchte — ein Act, der allerdings mit dem orthodox-amerikanischen Christenthum, dem eiligen altjüdischen Sabbathgesetz gegenüber im grellen Widerspruch steht; sie werden den profanen Gang nach dem Theater als Strafe Gottes deuten, indeß sich andere gläubige Zeloten auf den Kanzeln heiser kreischen werden, der Mord des Präsidenten sei durch die Vorsehung bestimmt. Beide Ansichten beruhen auf Ignoranz und religiösem Fanatismus. Die Kirche hat schon weit mehr Unheil gestiftet als die schlechteste Bühne und wär der Präsidenten-Mord durch Gott bestimmt, so müßte man den Mörder nicht nur nicht so hoch auf einen Galgen hängen, daß ihn das gesammte Volk sehen könne, sondern man müßte Gott, als den Urheber der That, dafür danken. — Psychologi-

scher Anschauungen und vernünftiger Deductionen sind nur wenige Menschen fähig; die Masse wird durch Ignoranz und blinde Leidenschaft zur Beurtheilung großer Eventualitäten bewogen. So wird es auch Lincoln, als Staatsmann, und Booth, als Meuchelmörder, ergehen.

Aufgeschreckt aus dem höchsten Jubel des Siegestaumels durchzückt nun plötzlich, durch blitzesschnelle Mittheilungen der Telegraphendrähte, Trauer und Entrüstung das ganze Land und Tausende und Tausende von Lincoln's politischen Feinden werden jetzt den schrecklichen Tod „des Präsidenten" beklagen, indeß sich auch schon Stimmen vernehmen lassen, daß selbst die Rebellen, Lincoln's Güte und Schonung wegen, ihren besten Freund verloren haben. Nun, das mag wohl in Bezug auf hervorragende Hochverräther und Reconstruction auf alter Basis wirklich der Fall sein. Die nächste Zukunft wird Aufschluß darüber geben und es wird sich zeigen, wie Johnson, Lincoln's Nachfolger im Amte, seiner hohen Aufgabe gewachsen ist. Lincoln ist todt und ich weihe ihm, als gutem Menschen, herzlich meine Theilnahme. Der Präsident lebt noch und ich hoffe, daß er in der Person Johnson's, der dem Proletariate entsprossen sich zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen, Recht vor Gnade gelten lassen und der Sklaverei seinen Zoll der Freiheit opfern wird. Es beginnt ein neuer Act im politischen Drama der jungen Republik; ich will hoffen, daß es keinen Booth unter den Schauspielern geben wird, der an ihr einen schnöden Meuchelmord begeht. Noch ist der politische Horizont mit düstern Wolken getrübt; mögen sie sich in Elemente auflösen, die zum Thau der allgemeinen Freiheit und Menschenrechte sich gestalten!

Hätte gerne am Ostersonntag *Dr.* Bleeck's Predigt beigewohnt; da ich aber auf ein Boot zu tauern hatte, mußte ich im Hotel bleiben und da stille Betrachtungen anstellen über Kreuzigung und Auferstehung des Fleisches und des Geistes. Es kam auch wirklich das erste Boot, Burlington von der Northern Line, durch den See herauf und erlös'te mich alsbald von einer Stage-Fahrt auf grundlosen Wegen, wo eine Auferstehung mit zerbrochenen Gliedern nicht außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit sich hätte ereignen können. Nachdem ich bei einer interessanten Dame, einer Lehrerin aus Prescot, eine Introduction hatte, ging ich an Bord des von St. Paul zurückgekehrten Dampfers Burlington und fuhr nach Reeds Landing. Der See war großentheils in eine lockere Eisdecke gehüllt, durch das sich das große, mit Eisen betackelte Boot stellenweise sehr schwer Bahn zu brechen hatte. Ich passirte am See, ganz nahe von Lake City, eine Farm mit einem hübschen Framhaus, in dem meine jüngste Tochter — die nach Blindheit ihr volles Augenlicht wieder erhielt u. noch nicht 16 Jahre alt ist — die Freuden der Ehe genießen soll, wenn es das Verhängniß so haben will. Eine pittoreske, eine herrliche Gegend, wo man blos den langen Winter zu beklagen hat. Es ist eben Nichts vollkommen im Leben.

In Reeds Landing stieg ich im American Hause ab, das Herr Pauli eignet und sehr gut geführt wird. Kirche hat das kleine Reeds noch immer keine und die deutsche Elite des Städtchens feierte das Auferstehungsfest in den Brauereien der Herren Leßlin u. Saile beim Kegelspiel. Da gab es denn in der That Kreuzigung und Auferstehung des Holzes und das edle Lagerbier wurde anstatt des Weines, als das wahre Blut Christi, durch die Priester am Cambrinus-Altar verabreicht. Amerika ist ein großes Land, voll von Widersprüchen und Extremen. — In Reeds standen viele Stage-Wagen durch die Schifffahrt außer Cours gesetzt, als so viele *Castra doloris* (Burgen des Schmerzes); die Treiber gingen einem anderen Berufe nach, ich aber, der ewige Jude, fuhr an Bord der *„Favorite,"* eines guten und schnellsegelnden Dampfboots der La Crosse und St. Paul Line, ohne dieses Mal das Kreuz auf dem Rücken, nach La Crosse, der demokratischen Kreuzstadt im Staate Wisconsin.

Am nächsten Morgen ging es per Eisenbahn in einem eleganten Waggon der Milwaukee- und La Crosse-Bahn-Compagnie, durch ein anmuthiges vom Wisconsin-Fluß bewässertes, oft etwas zu sehr gewässertes Thal, nach Beaver Dam, um da „kurze Haare zu bürsten." Die Stadt, an einem See gelegen, hat in Folge einer Feuersbrunst mehrere sehr hübsche neue Backsteinhäuser erhalten. So hat denn der Schaden auch oft seinen Nutzen und was Einem schadet, das nützt gewöhnlich dem Andern im glorreichen und unüberwindlichen Gebiete der freien Concurrenz. Wer am besten laufen kann, der kömmt am weitesten u. wer mehr Smartheit als Rechtlichkeitsgefühl u. Principlentreue besitzt, der wird wohlhabig und sogar reich. Nach dem Reichthum, den keine Motten fressen, das heißt, der keinen Wechselfällen von Außen unterworfen, streben nur sehr Wenige der civilisirten Gabelthiere. Mit einer niedlichen Meerschaumpfeife, vom Eigenthümer des Washington Hauses, Herrn Lehriether durch Tausch eingehandelt, bereichert verließ ich das sterile Feld von Beaver Dam und fuhr *via* Minnesota *Junction*, am 20., nach Fond du Lac. Dieser Tag wurde durch den Gouverneur in Folge einer Proklamation zum allgemeinen Trauer-, zu einem Fast- und Bettage im ganzen Staate von Wisconsin beordert. Ich traf denn alle Geschäftsläden geschlossen und mit schwarz-weißen Draperien decorirt. Selbst an den Privathäusern verkündete der Flor die Trauer über den beklagten Präsidenten. Diese Trauer hat vor der Hand alle Parteiunterschiede verwischt und die Kupferschlangen, die Lincoln so sehr mit ihrem Geifer bespritzt hatten und sich mit ihm seit wenigen Monaten, seiner grenzenlosen Milde wegen gegen die Rebellen, versöhnten, — erhoben die Köpfe an der Seite der schwarzen Schlangen, verfluchten Booth, mit Recht, zur Hölle hinab und priesen Lincoln, sein Opfer, als den Retter der Republik. Welcher Wechsel! Welch ein Sphynx die Politik! —

Gesellschaften, Feuercompagnien und Bürger zogen bei Trauermusik durch die Straßen und als am Courthause die Reden begannen, fieng es zu regnen an und der Himmel weihte das Fest mit seinen befruchtenden Thränen.

Am 21. fuhr ich nach Neenah. Ein betriebsames Städtchen am Fox River, mit acht Mahl- u. drei Sägmühlen. Von da retour nach Oshkosh. Eine der größeren Städte von Wisconsin, mit bedeutendem Holzhandel, von vielen Deutschen bewohnt. Ich besuchte hier das Etablissement von Kohlmann's Volksblättern, machte Bekanntschaft mit Hrn. Rose, dem Redakteur derselben, und nahm in Begleitung des Hrn. W. Witzel die deutsche Vereinsschule in Augenschein, in welcher 92 Zöglinge unter einem Lehrer und einer Lehrerin, wie ich mich überzeugen konnte, erfreuliche Fortschritte machen. Präsident des Vereins ist Herr Metz; ein sehr freisinniger Mann.

Vor zwei Wochen brannte hier das City Hotel und mehre Häuser nieder, um neuen Gebäuden Platz zu machen. Auch das nahe Wisconsin Haus des Hrn. Peter wäre ein Raub der Flammen geworden, hätte nicht, zum stillen Aerger seiner Feinde, Gott Aeolus dem Winde plötzlich eine andere Richtung gegeben. Oder war es der heilige Florian, der Schutzpatron gegen Feuersbrunst? Die Mythologie der Griechen und Römer hat doch viel vor der Alleinherrschaft des christlichen Gottes voraus, für den es in der That zu viel ist, das Universum zu regieren und es ist sehr gut, daß ihm die katholische Religion Minister und Heilige zutheilte, um das schwere Geschäft der Regierung zu besorgen; theils durch Rath, theils durch Fürbitte; — obschon die Wirthschaft trotz alledem noch eine ganz miserable ist.

Oshkosh hat gegenwärtig kein deutsches Theater, noch einen Gesangverein und das sociale Leben ist, das 61 in Salons abgerechnet, ziemlich ledern.

Von Oshkosh fuhr ich, bei kaltem Wind und Schneegestöber, *via* Watertown nach Milwaukee, um hier Samuel in einer guten englisch-deutschen Schule unterzubringen.

Im empfehlenswerthen deutschen Hotel der Herren Fernecke abgestiegen, wurde ich durch den Redakteur des „Herold" einem deutschen Gentleman-Farmer vorgestellt, der eben drei geleerte Weinflaschen mit einer Flasche Champagner ersetzen ließ, um den Pflugschweiß seines Angesichtes durch die Gewalt des edlen Rebensaftes seines alten Vaterlandes zu paralysiren. Es saßen unser vier am Tische. Der Kellner brachte denn vier Champagner-Gläser und da der generöse „Treater" Ein Glas durch denselben zurückwies, erhob ich mich vom Stuhl, um der Bauern-Taktik keine Gelegenheit zu geben, das Loos des Mitlangernaseabziehens zu gewinnen.

Capitain Domschke, früherer Redakteur des Herold, ist nach einem längeren Kriegsdienst nach Milwaukee zurückgekehrt, und gedenkt ein Buch über seine Gefangenschaft herauszugeben.

Die Sonne scheint wieder mild und warm, ich rüste mich denn zu einem Besuche und zu einem Nachmittags-Spaziergang. Des Abends aber will ich den Sonntag im Theater bei Vorstellung der „Preciosa" zubringen und fröhlich sein mit den Fröhlichen. Nicht zu Philippi, wie der böse Geist dem Brutus zurief, sondern zu Sauk sehen wir uns wieder. Und so scheide ich denn vom rechtgläubigen Milwaukee und meinem Sohne, und sage: „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag ich dich fort in meiner Brust." Sei gut, und lebe wohl!

Am 24. fuhr ich von Milwaukee per Eisenbahn nach Mazomanie. Ein fataler Name. Könnte füglich Pazzomanie heißen; denn an Pazzos, an Tölpeln, mag es wohl auch in diesem Städtchen, neben allerlei andern Manien, nicht fehlen. Das Ziel meiner ersten Geschäftsstation war Sauk City, im Staat Wisconsin, wohin ich acht Meilen per Stage zu fahren hatte. Die angenehme Gesellschaft eines Kaufmanns aus Milwaukee, Hrn. Weißkirch, entschädigte für die schlechten Wege und einen kranken Gaul unserer Schneckenpost; eine dicke und gemüthliche Frau aber contrebalancirte so sehr das Gewicht von 108 Pfund meiner dünnen Persönlichkeit, daß wir des Uebergewichtes wegen zuweilen sehr besorgt sein mußten.

Es war finster als wir im Städtchen ankamen und im comfortablen Hause des freundlichen Hrn. Lenz Quartier nahmen. Gutes Essen und gutes Bett waren nach solcher Tour für Magen u. Knochen sehr willkommen.

Auch hier noch kaum ein grünes Zeichen des Frühlings. Der Wisconsin-Fluß war eben sehr hoch. Sauk City, wo das freie deutsche Element, durch den Redner Schröter gepflegt, vorherrschend ist, hat eine prachtvolle Lage und obschon keine Spur von Armuth zu sehen, so fehlt hier doch das rührige Geschäftsleben, das man in andern amerikanischen Landstädten dieses Staates trifft. Neben den einzelnen soliden deutschen Handlungshäusern fehlt doch Capital und Fabrikswesen, um der Stadt einen Aufschwung zu geben.

Der Spaziergang nach der „Uppertown" entlang dem Fluß hinauf, ist sehr angenehm. Ein Weinberg von circa 10 Acker Land des Hrn. Kehl, mit einem solide n Wohnhaus, hoch gelegen, bildet das *colpo d'ochio* der pittoresken Landschaft. Man mag hier wohl mit großer Pflege und Sorgfalt dem Clima Wein abtrotzen, das eigentliche Land der Rebe, der Pfirsige und edlen Kernobstsorten ist jedoch Wisconsin eben so wenig wie Minnesota. Die Aufhebung der Sklaverei wird wohl in den gesegneten Mittelstaaten Missouri, Kentuky, Maryland und Tennessee eine namhafte Einwanderung zur Folge haben; doch mögen Deutschland und Norwegen noch immer ein großes Contingent dem Nordwesten liefern, wo der fruchtbare Waizenboden und der gemäßigte Sommer Vielen, an Kälte in der alten Heimath gewohnt, für den strengen Winter als Entschädigung gelten mag.

Das gesellige, so wie das Vereinsleben zu Sauk City hat durch einen seit Kurzem ins Leben gerufenen „gemischten Chor" sehr viel gewonnen. Es sind jetzt 20 Mitglieder. Auch aus meinem Natio-

natisten-Verein in New-York entwickelte sich einst ein herrlicher Männerchor, doch jene verheißende Periode geistigen Fortschrittes hat kaum drei Jahre gedauert. Die niederträchtige Beschuldigung im eigenen Lager, „bezahlter Pfaff" zu sein, bewog mich, dem Vereinswesen mich für immer zu entziehen, und die Namen eines Weber, vom Anzeiger des Westens in St. Louis, eines Neumann, von der New-Yorker Staatszeitung, u. des Cigarrenmachers Arnold, werden — als Hauptzerstörer — stets als Schandsäulen in meinem Gedächtniß fortleben. Die Nothwendigkeit einer Vereinigung, eines Phalanx gegen die Burgen der Kirche kennen die radikalen Deutschen nicht; daher unsere Ohnmacht der Zerrissenheit im großen Ganzen.

Ueber Mazomanie zurück nach Madison gefahren. In einem Salon traf ich da einen breitschultrigen katholischen Priester, aus Bregenz. In Gesellschaft eines meiner Abonnenten dem Cambrinus opfernd. Als ich ihm vorgestellt ward, entspann sich ein interessantes Gespräch in deutscher, italienischer und lateinischer Sprache. Der Priester stellte sich mir zugleich als Schriftsteller und Verfasser eines Kalenders vor. Daß katholische Priester aus Europa wissenschaftlich gebildete Männer sind, kann nicht in Zweifel gezogen werden; was sie von den Dogmen ihres geisttödtenden Handwerks halten, das mag ihr eigenes Gewissen verantworten. Se. Reverenz frugen mich: wie ich „als Oesterreicher" solche „Schweinereien" des Unglaubens in der Fackel schreiben könne? Um sie den Priestern über die Köpfe zu gießen, erwiederte ich lakonisch. Das: „*vos estis Leones, populus est Asinus*" (Ihr seid die Löwen, das Volk ist der Esel) schien ihn über den Erguß zu versöhnen und ich schied von ihm mit dem Gedanken: „man kennt Euch, Ihr heiligen Väter!"

Die Ermordung Lincoln's wird überall mit der größten Entrüstung aufgenommen. Indeß man seinen Leichnam *per ambages* über Baltimore, Philadelphia, New-York, Buffalo u. s. w. mit mehr als königl. Pompe nach Springfield, Ill. escortirt, um ihn dort zu begraben, späht man seinem feigen Mörder nach, der einem schmählichen Tode nicht entgehen kann. Und indeß die Nation den Tod ihres Präsidenten betrauert, überrascht sie die Hiobsnachricht, daß der gefeierte Gen. Shermann den Rebellen in seinem Bereiche Friedensbedingungen gestellt habe, die sie und die Sklavenstaaten in alle ihre früheren Rechte einsetzen würden, ganz gegen alle Proklamationen, eingreifend in die Rechte des Präsidenten und des Congresses. Was wir nicht Alles erleben. Es scheint, daß sich die Hölle gegen die Republik verschworen habe, um die Sklaverei in den letzten Zügen zu retten. Vergebene Mühe. Der mächtige Strom der Verhältnisse, auf dessen „Reformation" ich beim Ausbruch des Krieges vertraut hatte, läßt sich nicht mehr in das alte Bett zurückleiten. „*Slavery is doomed-not dead yet, but no human power can save her any more.*" Sie mag mit ihren Verehrern zur Hölle fahren! Der südliche König *Lynch* ist dem Verrecken nah. Pereat!

Von Madison fuhr ich nach Janesville u. von hier nach Chicago. Ich hatte hier dieses Mal Nichts zu thun als Briefe in Empfang zu nehmen. Zu Hause Alles wohl und das ist wohl für das Herz die erfreulichste Nachricht. Ich nahm denn meine Reisetasche und ging fröhlich und wohlgemuth nach dem Depot und fuhr nach Lockport, im Staat Illinois. Herrliches flaches Farmland, vom großen Illinois- und Michigan-Canal durchzogen. Hier sah ich im Garten des Hrn. Kornmeier die ersten Apfelblüthen; doch war die Luft rauh u. feucht. Amerika hat keinen Frühling. Das Lied der Philomele kennt man nicht.

Von Lockport vier Meilen nach Joliet. Da Samstags kein Abendzug abgeht, mußte ich zu Joliet im National-Hotel übernachten. Der Schreibtisch am Sonntag Morgen am warmen Ofen und Visiten bei dem County-Schatzmeister, Hrn. Sehring u. Deutsch, einem Landsmann, waren die Würze des 30. Aprils. Am 1. Mai soll es nach Peru und via Peoria und Springfield nach St. Louis gehen.

Wenn es sich thun läßt, werde ich am 4 Mai zu Springfield Lincoln's Trauer-Feier beiwohnen.

Das Leben eines Präsidenten, der das Vergnügen hat, unter seiner Administration die Rebellion niedergeschmettert zu sehen; ein Tod mitten in der Freude, ohne lange Leiden; beklagt von der ganzen Nation; sein Name in die Weltgeschichte eingetragen, das war Lincoln's seltenes Loos.

Nachschrift. Booth fiel auf der Flucht vom Pferd — brach sich ein Bein — floh durch Sumpfland nach Virginien und wurde auf einer Farm in einer in Brand gesteckten Scheuer erschossen.

Jeff. Davis Breckinridge, Trenholm, Benjamin, St. John u. Reagan suchen, von 2000 Reitern gedeckt, über den Mississippi zu kommen. Eine schwere Aufgabe.

—

Mai, 1865.

Endlich sind nach langem Winterschlaf die Keime der Erde zu neuem, frischen Leben erwacht und das „Weiß, Roth und Grün" der Apfel-, Pflaumen- und Pfirsig-Bäume in voller Blüthe entzücken mein Auge wieder, das seit 7 Monaten nur Schnee und Eis und entlaubte Bäume sah. Das ist das Auferstehungsfest der Blumen. Auch der Mensch hat seinen Frühling; doch ein Mal abgeblüht gibt es für ihn kein Auferstehungsfest mehr. Des Greises Silberhaar ist der erste und der letzte Schnee des Lebens — und der Geist? Ueber den können Euch blos die Spiritualisten, diese auserwählten Propheten — der Geisterwelt sichere Kunde geben. So wie es Orakel gibt, sei es nun in Person eines heiligen Priesters, einer begabten Zigeunerin, oder eines sonstigen Mediums, die in die Zukunft schauen und des Menschen Schicksal, sein Glück und Unglück in diesem Leben prophezeien und wahrsagen, eben so ha

der liebe Gott durch Spiritualisten gesorgt, daß der Mensch unfehlbare Aufschlüsse über Geist und Jenseits erhalte, wenn er anders geneigt ist, den untrüglichen Stimmen dieser Weisen zu glauben. Ohne Glaube geht es eben nicht. Wer blos nach Wissen durstet, dessen Durst nach Unsterblichkeit, nach einer Fortdauer des Geistes mit Bewußtsein, kann nie und nimmer befriedigt werden. *Ergo*, Heil dem Spiritualismus!

Ach, daß ich selbst doch gar so schwer, oder wohl gar nicht zu bekehren bin. Daß ich so ganz Materie all mein Lebensglück, selbst meinen schaffenden Gott nur in der Materie zu finden vermag! Entzückt mich die göttliche Flora in ihrem Blumenkleide; belausche ich mit Wonne den Sang der Gefiederten im stillen Walde, das Zirpen der Grille, das Quacken der Frösche, dieser melancholischen kleinen Sumpfbewohner; weide ich mich an den schönen und mannigfaltigen Formen des organischen Lebens, und pulsirt das Herz höher bei Anblick eines schönen Weibes; erhebe ich den Blick nach Oben, wo Myriaden Sterne, so viele Welten, prangen, so bewundere ich die Materie und bete sie an im Geist und in der Wahrheit und diesen Geist selbst vermag ich ja nicht zu trennen von der Materie, ohne mich in einem Labyrinth von Chimären zu verlieren. Also, Spiritualismus und Chimären wären denn synonim? Beweiset mir das Gegentheil, Ihr großen Geister; doch seht, daß Ihr im Geistesdusel einer erhitzten Phantasie nicht das Bischen Verstand verliert, über welche Ihr euch frevelnd zu erheben bemüht.

Ich habe den 1. Mai zu Peoria, Ill. zugebracht, u. am letzten April auf der Eisenbahn von Joliet Peru verschlafen. Das war freilich fatal; denn ich habe mich vorläufig um das Vergnügen gebracht, meine dortigen Freunde zu sehen und das Gold von Peru zu erheben. Wohl aufgeschoben ist nicht aufgehoben und das Verschlafen hat sein Gutes; denn ich werde durch diesen Verlust eines Tages am 4. Mai in Springfield sein, am Ziel von Lincoln's 1,500 Meilen langen Sarkophag-Reise nach dem Hof des ewigen Friedens, welcher für den Einbalsamirten kein fauler Friede sein wird. O, der Glücklichen, der Großen, deren Preis Unsterblichkeit ist in der „sterblichen Geschichte", und deren Ruhe selbst die Würmer nicht stören, an welcher im Leben der Zahn so vieler Feinde genagt hat!

Auch Peoria ist in die übliche weißschwarze Farbe der allgemeinen Trauer gehüllt und es scheint, als ob Herr Zotz, als Mumie der dahingeschiedenen demokratischen Partei, der Einzige wäre, der nicht durch ein Stück Flor oder sonstige Decoration seinen tiefen Schmerz zur Schau trägt; freilich nicht über Lincoln, den Menschen, nicht über Lincoln, den Präsidenten, sondern den Schmerz, meine ich, über den Leichnam der einst so mächtigen conservativen Partei. Ihre Führer werden jedoch für Balsam sorgen; denn das Wort „Demokratisch" klingt zu herrlich in den Ohren der intelligenten weißen Masse, um es aufzugeben. Menschen verwittern, wenn gleich Einzelne, in den Nimbus der Größe gehüllt, durch Balsam u. Geschichte conservirt, auch Jahrtausenden trotzen; indeß menschliche Systeme, Parteien und Platformen sehr bald versiegen im Strome des ewigen Wechsels und der Wechsel allein ist es ja eben nur, der ewig ist.

Ich habe die deutsche Vereinsschule besucht, in welcher zahlreiche Kinder unter tüchtigen Lehrern gute Fortschritte machen.

Deutschen Reisenden wird es angenehm sein zu erfahren, daß Gillig's St. Louis Exchange nächstens wieder als Hotel eröffnet werden wird. Die englischen Hotels dieser großen Stadt lassen sehr viel zu wünschen übrig.

Am 2. *via* Chenoa des Nachts auf den Schienen nach Bloomington gefahren. Es war dies jetzt ein Bloomington in der That; denn die Gärten prangten in voller Blüthe. Die beiden deutschen Vereine, Schul- und Turnverein, leben gegenwärtig in erfreulicher Harmonie und Eintracht. Der Turnverein zählt 50 Mitglieder und hat 20 Zöglinge, welche in der edlen Kunst gymnastische Sprünge zu machen geschult werden. In einem gesunden Körper, heißt es, wohnt eine gesunde Seele; Gesundheit aber wird in hohem Grade durch Bewegung gefördert und so sind denn Sprünge sehr zu empfehlen, sie mögen nun kunstgerechte oder Bocksprünge sein, in denen sich schon naturwüchsig jedes junge Thier gefällt. Mag übrigens in einem gesunden Körper eine gesunde Seele, rege Vitalität, wohnen, so genügen doch körperliche Bewegungen nicht, um einen gesunden Geist zu produciren, was schon dadurch bewahrheitet wird, daß es trotz aller Körperübungen durch Arbeit u. Bewegung so viele Menschen ohne Geist und sogar geistlose Spiritualisten giebt.

Die nächste Station war Decatur. Eine hübsche und rührige Landstadt des großen und fruchtbaren Staates Illinois. Die leitenden Geister menschlicher Glückseligkeit suchen hier auf indirectem Wege das Trinken von berauschenden Getränken zu erschweren, indem man für Licenz eines Trinklokales dreihundert Dollars sich zahlen läßt. Da diese Eiferer auch das Billiardspiel für ein Spiel des Teufels halten, so kostet die Licenz für ein Billiard 100 Dollars. Seltsames Geschlecht der Yahoos! Im Kriege verstümmeln sie sich, morden sich zu Hunderttausenden hin, verwüsten blühende Saaten und legen Städte in Asche; im Frieden macht sie ein Besessener, ein Sprecher von Profession besorgt um das Heil ihrer geliebten Nächsten und suchen durch Gesetze, so gegen Vernunft und Freiheit sind, Mäßigkeit zu erzielen.

Am 3. des Abends fuhr ich vom Revere House nach dem Depot, wo einige hundert Menschen die Ankunft des Zuges erwartet, da es hieß Frau Lincoln sei an Bord. Man täuschte sich; die Gattin des großen Mannes kam nicht; doch kam der Sohn, um dem Vater das letzte Geleite zu geben. Mit Mühe gelang es mir,

18

mich in einen der mit Menschen gefüllten Packwagen des langen Trains hineinzupressen, wo ich die Wahl hatte, auf der Fahrt von vierzig Meilen abwechselnd zu stehen oder auf meiner Reisetasche zusammengekauert auf dem Boden zu sitzen. Die Lincoln-Trauer ist rein epidemisch geworden. Leute, deren infame Lehren südliche Sympathien sich durch die Kugel eines Meuchelmörders zur äußersten Consequenz erhoben hatten; Leute, die Lincoln, den Lebenden, als Tyrannen schmähten und seinen Tod wünschten; Leute, die fürchterlich dumm, oder entsetzlich schlecht sein müssen, diese Leute weinen jetzt Crocodils-Thränen, behängen ihre Häuser mit Flor, decoriren sich mit Traueremblemen, und drängen sich um Lincoln, den Todten, im Sarg zu sehen, und ihm mit stupider Reverenz als Märtyrer ihren Tribut zu zollen, der nichts anders meint, als die Interessen ihres eigenen angelegten Partei-Capitals. „Je älter man wird, je ruhiger man die Menschen in ihren Urtheilen und Handlungen prüft, desto mehr Abscheu bekömmt man vor der Masse dieser Gabelthiere, desto weniger wundert man sich über die Laterne eines Diogenes und desto inniger verehrt man das wahre Verdienst einzelner vernünftiger und guter Menschen, deren Güte auf soliderer Basis beruht als jene ist, welche mit Geistesschwäche u. Bornirtheit als synonim gelten kann."

Es war bald Mitternacht, als ich im Gefolge einer förmlichen Procession in die Stadt trottirte, um das Gasthaus des Hrn. Schmitt aufzusuchen. Ich trat in ein Lokal, in dem Licht war, und wurde da erwünscht von einem Abonnenten, einem Geheimpolizisten, Hrn. Meyer, begrüßt, der da in einer Restauration, für fremde Turner insbesondere eingerichtet, als Committee-Mitglied fungirte. Er restaurirte mich denn sogleich auch selbst und ließ mir das gesuchte Gasthaus zeigen. Die Gasthöfe waren alle überfüllt und ich konnte mir gratuliren, ein vacantes Kanapee als Nachtlager gefunden zu haben.

Mein erster Gang des Morgens war nach dem Capitol, wo ich mich dem wildgänseähnlichen Zuge in gerader Linie am Eingang des Parkes anschloß, um die Leiche des gemordeten Präsidenten, im Sarkophag zur öffentlichen Schau ausgestellt, zu sehen. Eine höchst interessante, markirte Physiognomie, mit einer Adlernase, eingefallenen Wangen und hoher Stirne, ein Leichenbild, das ich nie vergessen werde. Hier in diesem Capitol hatte ich bei dem Advokaten Lincoln eine Introduction, als er zum ersten Mal Candidat für die Präsidentur war. Damals schrieb ich, daß mich Lincoln, trotz seines Rufes der Ehrlichkeit, nicht begeistern konnte, für ihn öffentliche Reden zu halten (zu stumpen); um so weniger, da es mir, mit dem südlichen Charakter und den oft geäußerten Secessionsgelüsten vollkommen vertraut, deutlich vorschwebte, daß seine Erwählung zum Bürgerkriege führen muß. Er wurde auch ohne meine Agitation mit großer Mehrheit erwählt, hatte der deutschen Lobredner genug und was mir im Geiste vorgeschwebt, daß ist nur zu bald eingetroffen. Die brennenden Fackeln der Wahlcampagne haben sich in Schwerter und brennende Lunten verwandelt. Doch, Heil dem mächtigen Verhängniß, aus der fürchterlichsten Menschschlächterei, so je ein civilisirtes Volk geführt hat, ging nach weniger als 5 Jahren der Sieg der Freiheit hervor. Die „Union wie sie war" ist erloschen, aus dem Blut der Gefallenen und den rauchenden Trümmern von Städten und Palästen südlicher Oligarchen erhebt sich nun eine „Union von freien Staaten". Die Ketten von vier Millionen Sklaven sind zerbrochen; doch ist „der Schwarze" noch lange nicht politisch frei und der demokratische Janhagel, von seinen adeligen weißen Führern bearbeitet und geführt, hat noch ein großes Feld auf der politischen Heerstraße sich seiner vollen Emancipation von dem politisch-socialen Joch der Kaukasier entgegenzustemmen. Jeff Davis, Breckinridge, Floyd, Lee, Beauregard u. s. w. sind gebildete, intelligente Menschen: also befähigt zu stimmen; da sie aber stets zu Gunsten der Sklaverei gestimmt u. sogar das Schwert gegen die Republik gezogen haben, sind sie des Hochverrathes schuldig werth, gehangen zu werden. Wer loyale Menschen politisch strafen und Hochverräther ungestraft wieder der Republick einverleiben will, verdient wohl dasselbe Loos, vom moralisch-freiheitlichen Standpunkt aus betrachtet. Daß es unter Amerikanern, Irländern und Deutschen Stimmvieh giebt, wurde uns oft, und nicht ohne Ursache, vorgepredigt. Ist aber dieses Stimmvieh instinctgemäß für die Freiheit, so kann es nicht gefährlich sein, ihm das Stimmrecht zu garantiren. Hunderttausend Schwarze waren nicht nur loyal, sondern halfen auch, mit Waffen der Freiheit den Sieg zu erringen. Wäre es gerecht, sie zu Parias zu verdammen? Nimmermehr, und thut Ihr es, so wird sich der Frevel rächen. Schon haben in dieser Hinsicht viele Bedientenblätter den Raffenkampf begonnen und speculiren auf die Arroganz der weißen Dummheit. Wohl wäre es besser für die Republik, keinen weißen und keinen schwarzen Pöbel zu haben, der Demagogen als Werkzeug dient; doch erheischen die bei der Unabhängigkeit erklärten Menschenrechte Gleichberechtigung dem wahrhaft demokratischen Princip nach und das geschändete Princip rächt sich früher oder später an Denen, die es schänden, wie es die Rebellion bereits *a posteriori* bewiesen hat.

Die Stadt Springfield war in allgemeine Trauer gehüllt u. an 75 000 Menschen defilirten durch die Spalier von Soldaten der Leiche Lincoln's vorüber. Mag man in einer Republik gegen Alles was Pomp und Schaugepränge heißt, mit Recht einzuwenden haben; so geht dieser Leichenpomp doch von der Spontaneität des Volkes hervor und hat einen ganz anderen und weit einfacheren Charakter als z. B. eine Frohnleichnamsprocession in Neapel, ein Lateranfest in Rom, oder eine Krönung in ei-

ner Monarchie. — Auch wäre es sehr gut, wenn eine Republik keiner Soldaten bedürfte; doch unterscheidet sich das hiesige Militair bedeutend durch Einfachheit in der Uniform und durch den Geist von einer monarchischen Soldateska. Und so lange noch ein Cäsar Napoleon auf Throne dieses Continentes speculirt, England intriguirt und der Hochverrath noch Nahrung unter uns selbst findet, ist es eine traurige Nothwendigkeit, den Armeen der Despotie eine Armee der Freiheit entgegenzusetzen, um sie in Schach zu halten und, wenn nothwendig, sie mit Waffen zu besiegen. Ein stehendes Heer von circa 150 000 Mann wird demnach wohl noch für eine Weile eine diplomatische Nothwendigkeit sein. Das „liebe deine Feinde!" ist eine recht hübsche christliche, theoretische Maxime; das practische Christenthum kann jedoch, leider, da der Mensch des Menschen Feind, nicht ohne Kanonen sein.

Bei dem Donner der Kanonen setzte sich der Leichenzug in Bewegung; ich aber ging mit Herrn Sommer hinaus nach dem Oak-Ridge-Friedhof, um dort die Procession und Leichenbestattung von einem guten Standpunkt aus sehen zu können. Die Sonne brannte heiß über unsere Köpfe herab und wir hatten an vier Stunden im grünen Grase zu warten bis der Zug kam. Im Gefolge von Militair und Civil waren Generäle und Stabs-Offiziere, Gouverneure von einigen Staaten, verschiedene Delegationen, Feuerleute und Gesellschaften, deutsche Turner, und am Ende der Procession mehre farbige Männer und Frauen. In der Nähe der Gruft, wo die Leiche temporär deponirt wurde, waren Bänke aufgeschlagen, auf denen 150 Sänger Platz nahmen und ausgezeichnete englische Chöre sangen. Sänger und Musiker waren Deutsche. Ohne die Leichenrede eines salbungsreichen *Reverend* anzuhören kehrten wir zur Stadt zurück, um Gedräng und Staub zu vermeiden.

Wie einst Griechenlands Städte sich um die Geburt Homers stritten, streiten sich jetzt Springfield und Chicago um die Leiche Lincoln's. Daß man dem großen Mann, den man jetzt als Emancipator preis't, ein grofartiges Monument setzen wird, ist selbstverständlich und gerecht. Aber man darf dabei wohl fragen: Wird man und sollte man den Hunderttausenden, die in Schlachten fielen und in südlichen Gefängnissen, leider mit Lincoln's Wissen, verhungerten und verfaulten nicht ein eben so großes, ja, noch größeres Denkmal setzen? Das Geschenk, das die *ci devant Copperhead* Stadt Chicago für die Wittwe des Präsidenten bestimmt hat, soll die runde Summe von 100,000 Dollars ausmachen. Als Gattin hat sie diese Summe wohl nicht verdient; denn sie soll den *good old Abe* nicht sehr zärtlich behandelt haben; als Expräsidentin ist für sie jedoch die Summe durchaus nicht zu hoch; denn Frau Lincoln versteht es, zu glänzen. Ich will ihr gerne auch das Doppelte gönnen; doch wünschte ich, daß man im Verhältniß die Hunderttausende auch den armen Soldaten-Wittwen zukommen ließe.

Man sage uns nicht mehr, Republiken seien undankbar. Hat je ein Volk einem König solche Ehre nach dem Tod erwiesen, wie das amerikanische Volk seinem Lincoln? Hat je ein schlichter Mann, durch das Verhängniß an die Spitze großer Ereignisse gestellt, so wohlfeil die Lorbeerkrone der Unsterblichkeit errungen wie Abraham Lincoln? Nie. Ein *Selfmademan* im wahren Sinne des Wortes; Emancipator durch den Strom der Verhältnisse getrieben, ohne eine solche je im Geringsten durch Wort oder Schrift *a priori* angestrebt zu haben; gepriesen jetzt von der Masse des Volkes als ein zweiter Washington und als Märtyrer im Tempel des Ruhmes der Unsterblichkeit geweiht durch Booth's Meuchelmord. *De mortuis nil nisi bene*, sagt das lateinische Sprichwort (von Todten soll man nur Gutes sprechen). Auch von Booth? Gewiß nicht, erwiederst du. Ich also sage: *de vivis et mortuis nil nisi verum* (von Lebenden und Todten blos Wahres). Und das ganz besonders von hervorragenden Männern, deren Name und Handlungen mit großen Ereignissen verknüpft sind und die der denkende und unparteiische Mensch nicht nach dem Erfolg der Ereignisse, wo oft das blinde Fatum mächtig wirkt, zu beurtheilen hat, sondern nach ihrer Geisteskraft, nach logischer Combination, selbstständigem Handeln und — ihren Motiven. Um Herrn Lincoln Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wollen wir Lincoln, den Lebenden, in etwas nähere Betrachtung ziehen und dem Leser das freie Urtheil anheimstellen. Der freie Mensch eines freien Staates ist berechtigt zu Lob und zu Tadel, wenn die Freiheit überhaupt nicht Farce sein soll.

Abraham Lincoln,

der Pionier-Knabe, der Bootsmann, der Fenzriegelspalter, der Advokat, der Stumpredner, der Congreßmann und der Präsident der Ver. Staaten wurde am 12. Februar 1809 in einer ärmlichen Hütte im Hardin County, Staat Kentuky, geboren. Seine Knabenzeit war das schwere Loos von Armuth und Arbeit. Seine Genealogie erstreckt sich blos bis zu seinem Großvater Abraham. Sein Vater hieß Thomas Lincoln. Eine Zeitung jedoch, die mir zu Gesicht kam, ließ es sich auf höchst naive Weise eines Republikaners einfallen, den Ursprung Lincoln's von einer englischen Grafenfamilie abzuleiten, indeß eine andere ihn von Juden abstammen läßt. Nun, das ist von keinem Belang. Gleichviel ob in einem Palast, oder in einem Stall geboren, ob Christ oder Jude; der Werth oder Unwerth des Menschen liegt in seinem eigenen Ich.

Abraham Lincoln hatte als Knabe nicht die geringste Schulerziehung, und ward im zartesten Alter an seinen Onkel verdungen. Weder sein Vater, noch seine Mutter hatten irgend eine Erziehung genossen; doch soll seine Mutter gesundes Urtheil und ein

gut's Herz besessen haben. Sieben Jahre alt wurde Abraham in eine Schule geschickt, deren Lehrer selbst kaum lesen und schreiben konnte, und auch diese Quelle wurde dem Zöglinge entzogen, noch ehe er lesen konnte, indem sein Vater seinen Wohnsitz veränderte hatte. Er ließ sich, als sein Sohn 9 Jahre alt war, im Spencer County nieder, im Staat Indiana. Der Preis, welchen Thomas Lincoln für seine Farm in Kentucky erhielt, bestand in zehn Barrel's Whisky und zwanzig Dollars baar. Auf der Reise schlug ein heftiger Wind das Flachboot um, und von seiner Habe wurden bloß drei Fässer Whisky und einige Zimmermannsgeräthschaften gerettet. Mit Hülfe des kleinen *Abe's* wurde alsbald eine Hütte, circa 18 Fuß im Quadrat, gebaut. In dieser Hütte, müde vom Holzhacken und sonstiger Arbeit, hat *Abe* gewiß ruhiger geschlafen als später im weißen Hause zu Washington als Präsident. Der kleine *Abe* war ein guter Schütz und das erste Wild, das er als Knabe erlegt hat, war eine Wildgans. Im Jahr 1818 starb seine gute Mutter, von der er den christlichen Glauben eingesogen hatte, dem er bei Ermangelung naturhistorischer Kenntnisse und höherer Bildung buchstäblich treu geblieben war bis an sein Ende, wie es seine salbungsreichen Bet- und Festtags-Proclamationen satsam bewiesen haben. Nach einem Jahr ihres Todes nahm sich sein Vater eine zweite Frau, eine Wittwe mit drei Kindern. Im 13. Jahr hatte *Abe* Gelegenheit eine Schule zu besuchen wo er sich im Lesen vervollkommnete und schreiben und rechnen gelernt hat. Kleider von Hirschfellen und eine Waschbärenmütze (*Racoon*) waren der Anzug des zum Präsidenten herangewachsenen kleinen Studenten. Er selbst sagte oft, daß sein ganzer Schulunterricht sich kaum auf ein Jahr belaufen habe, und ehe er seine Advokaten-Licenz erhielt, sah er auch nicht einmal die inneren Wände eines Collegiums oder einer Universität. Das Talent bricht sich auch ohne Universität Bahn und daß Lincoln Talent besaß, dem freilich die Weihe der Wissenschaft fehlte, bewies er in seiner Carriere als Advokat — ein Fach das man hier zu Lande freilich blos als Handwerk zu betrachten hat. Besitzt der amerikanische Advokat auch die natürliche Gabe der *eloquentia rustica* (Bauernelequenz), macht er sich mit der Geschichte und den Grundsätzen der Parteien vertraut, besteigt er den Stump und geht mit dieser oder jener Partei durch Dick und Dünn, so steht ihm der Weg offen zu den höchsten Aemtern. Diesen Weg hat Lincoln eingeschlagen und darauf das höchste Ziel erreicht. Als man einst den englischen Hippokrates, *Dr.* Sydenham, das Orakel des 17. Jahrhunderts frug, welche Bücher man studiren müsse, um den Verstand zur pract. Heilkunde vorzubereiten, sagte er: den Don Quixot." Das kann man auch auf einen amerikanischen Advokaten des 19. Jahrhunderts anwenden. Doch Lincoln las mehr als Don Quixot, Bunyan's Pilgrim's Progreß, Esop's Fabeln, das Leben Henry Clay's und das Leben Washington's von Ramsey, waren die Hauptwerke, die er außer Pandekten und Zeitungen gelesen hat. Daher auch seine Verehrung Clay's und der Whigdoctrin; daher der Reichthum seiner Witze und Anekdoten auf der Tribüne, daher sein bleierner Conservatismus, der sich niemals aus innerem Antriebe zum Humanismus erhoben hat. — Das Wenige was er las, hat er gut verdaut, und diese Digestion, mit Accomodation, hat ihn zur höchsten Stelle der Republik erhoben.

Als Knabe soll er stets den „Friedensstifter" gemacht haben und diese seine natürliche Herzensgüte, diese Liebe zum Frieden um jeden Preis hätte uns wohl auch zu einem faulen Frieden mit den Rebellen, seinen „verirrten Brüdern" geführt, falls ihn Booth nicht vor der Reconstruction daran gehindert, und somit der Meuchelmörder nicht dem lieben Gott, an den der gute Lincoln so aufrichtig geglaubt hat, als Mittel gedient hätte. Seht, zu solch monströser Inconsequenz führt den Gläubigen der blinde Gottesglaube einer persönlichen Vorsehung, daß der liebe Gott einen genialen Menschen zum gemeinen Schurken und Meuchelmörder machen muß, um seinen göttlichen Willen zu manifestiren; indeß derselbe Gläubige das Werkzeug Gottes wie eine Bestie hetzt und tödtet. O, Gabelthier, o, Gabelthier, wann wirst du logisch denken und psychologisch Ursachen und Folgen kennen lernen?! Wenn Alles von Gott kömmt, Gutes und Böses, Gesundheit und Krankheit, Tugend und Laster, Freiheit und Knechtschaft; so solltet Ihr Kranke durch Gebete heilen oder sie allein der Vorsehung anheimstellen, so solltet Ihr keine Gefängnisse und Galgen für Verbrecher bauen, und die Sklaverei wäre — ein göttliches Institut. Diesem Glauben nach müßtet Ihr folgerecht Jeff. Davis und jeden Hochverräther als Werkzeug Gottes betrachten, ohne sie zu hängen. Und der Zwiespalt dieses dummen Glaubens giebt sich bereits kund, indem man Milde und Schonung empfiehlt. Mag man der Todesstrafe principiell entgegen sein, so kann man doch die Strafe selbst nicht aus den Staaten bannen und die gelindeste Strafe für Hochverräther müßte jedenfalls Confiscation des Eigenthums und Verbannung nach fremden Welttheilen sein. Da wir aber noch immer am Hängen festhalten, und die Urheber dieser Rebellion die Ursache des Mords von Hunderttausenden sind, so erheischt Sitte und Gerechtigkeit, daß man sie hänge.

Bis zum 19. Lebensjahr war Lincoln stets Hinterwäldler, fällte Bäume und spaltete Fenzriegel. Als er 20 Jahr alt war verdingte er sich an einen Mann, für 10 Dollars per Monat, um mit einem Floß (*flatboot*) auf dem Mississippi Waaren nach New-Orleans hinab zu spediren, und sie an den Zwischenstationen zu verkaufen. Die athletische Figur und Stärke Lincoln's war ganz diesem schweren Beruf angemessen. Ausdauer gehörte auch zu seinen natürlichen Anlagen. Nahe New-Orleans attackirten sieben Neger den Floß, um zu stehlen. Lincoln

warf den Ersten, dessen er habhaft werden konnte über Bord. Es kam zu einem Gefecht mit Kolben und Aexten, wobei Lincoln drei Derselben fast todt schlug, wodurch er sich bald bei allen Booteleuten einen Namen erworben hat.

Bald nachdem er zurückgekehrt war, zog die Familie nach Indiana und siedelte sich am nördlichen Gestade des Sangamon-Flusses an. Nun begann bald eine neue Carriere seines Lebens; er wurde Gehülfe in einem Laden, nebst Mühle, zu New Salem im Jahr 1831. In dieser Stellung erwarb er sich das Prädicat des „ehrlichen Abrahams".

Im Jahr 1832, als der Black-Hawk-Krieg ausbrach, ließ er sich als Freiwilliger engagiren und wurde zum Capitain einer Compagnie erwählt. Nach 30 Tagen wurden sie entlassen, ohne den Feind gesehen zu haben. Nach einem neuen Aufrufe ließ er sich später wieder als Gemeiner aufnehmen, ohne auch dieses Mal in eine Schlacht mit den Indianern gekommen zu sein.

Bald darauf ward er von seinen Freunden für die Gesetzgebung vorgeschlagen; denn er war ja populär, und hatte, als guter Clay-Whig, Chance erwählt zu werden. Allein er fiel durch und zwar zum ersten Mal in seiner politischen Carriere.

Später sehen wir ihn als Krämer und Postmeister in einer kleinen Stadt, wo er Lust bekam Advokat zu werden und schaffte sich die Rudimenta für dieses Fach an. Inzwischen widmete er sich der Feldmesserei und bekam bald vollauf zu thun.

Im Jahr 1834 wurde er in die Gesetzgebung von Illinois gewählt und nun war er für die Zukunft als ein *„rising man"* des Westens geborgen. Wem in diesem Land der erste Wurf auf dem Feld der Politik gelungen, wer mit Dick u. Dünn der Partei geht, und es mit den Drahtziehern hält, für den sind stets Aemter in Aussicht, wenn seine Partei siegt. Auf diese Weise wird es sich Jener, der mit unsern politischen Verhältnissen nicht vertraut ist, erklären können, wie man ohne höhere Bildung der Schule es vom Holzhacker bis zum Präsidenten bringen kann, wenn *Smartness* und *Popularity* des Parteimannes den Mangel an Wissenschaft ersetzen.

Während des ersten Termins der Legislatur entschloß sich Lincoln, durch Ambition gespornt, sich dem Rechtsstudium zu widmen. Als Mitglied der Gesetzgebung wurde Lincoln zum ersten Male mit Stephen A. Douglas bekannt, der sich eben so durch eigenen Fleiß, durch Beredtsamkeit und Partei-Accommodation zur historischen Größe Amerika's emporgeschwungen hat.

Im Jahr 1836 erhielt Lincoln eine Licenz als Advokat, begann 1837 zu Springfield, als Compagnon (*Partner*) eines Herrn Stuart, seine Praxis und erwarb sich während 6 Jahren als Gerichts- und Geschwornen-Anwalt einen guten Ruf. Er wurde drei Mal von den Whigs in die Legislatur gewählt.

Während der Wahlcampagne von 1844 „stumpte" er den Staat Illinois.

Im Jahr 1837 lernen wir zuerst Lincoln's Ansichten über das Institut der Sklaverei kennen, und zwar aus einem Protest, den er als Abgeordneter von Sangamon gegen einen „Beschluß" mit seinem Collegen Dan. Stone unterzeichnet hat. Er lautet:

> „Wir glauben, daß Sklaverei auf Ungerechtigkeit und schlechte Politik basirt sei; daß jedoch die Verbreitung der Tendenzen des Abolitionismus (Aufhebung derselben) ihre Uebel nur noch vermehren würden.
>
> Wir glauben, daß Congreß der Ver. Staaten kein Recht habe, unter der Constitution, sich mit der Institution der Sklaverei in den verschiedenen Staaten zu befassen.
>
> Wir glauben, daß Congreß constitutionell befugt sei, die Sklaverei im Distrikt Columbia aufzuheben; daß jedoch dieses Recht ohne Ersuchen des Volkes im Distrikt nicht ausgeübt werden solle."

Wie aus dem Cocon sich der Seidenwurm entspinnt, so entspannen sich Lincoln's conservative Handlungen, Zögerung, Schonung, Blamage. Der conservative *Henry Clay-man*, der Amtseid, die Milde und die Erhaltung der Union „wie sie war" haben den Rebellen Zeit zu gefährlichem Widerstand gegeben, kostete einige hunderttausend Menschenleben, verlängerten durch Halbheiten den Krieg, ermuthigten die terroristischen Rebellen bis zu Gift, Brandstiftung und Meuchelmord und tragen einen Theil der Schuld — an den zu Andersonville systematisch hingeopferten Kriegsgefangenen. Und dennoch feiert jetzt Fama Herrn Lincoln als Emancipator; da es doch Jedem, der nur einigermaßen logisch zu denken und die Ereignisse klar aufzufassen vermag, einleuchtend sein muß, daß die Sklaverei blos in Folge der Menschenschlächterei, durch Ueberlegenheit der Waffengewalt u. finanzielle Potenz den Todesstoß erhalten hat. Mögen durch „militärische Nothwendigkeit" die Ketten des Sklaven zerbrochen vor seinen Füßen liegen, frei ist er noch lange nicht und wollt Ihr weißen Sonverainetäts-Affen, deren Humanismus, Menschenrechts-Theorie, politische Consequenz und politische Combination von Ursachen und von Folgen nicht weiter reichen als ein Hasenschwanz, den entfesselten Sklaven zum Paria machen, das heißt, ihn „der Farbe wegen" zu einer rechtlosen Zwitter entwürdigen, ihm die ihm gebührenden Rechte hartnäckig verweigern, so wäre es besser, Ihr wäret Rußlands Unterthanen und der arme Schwarze wäre Sklave geblieben, als welcher er doch das glückliche Loos eines wohlgenährten Gauls für sich hatte.

Zu obigem Protest füge ich blos folgenden kurzen Comment hinzu, der folgende Leseart zuläßt:

„Die Sklaverei beruht auf Ungerechtigkeit; doch wäre es ungerecht, sie aufzuheben.

Der Ver. Staaten-Congreß ist zwar da, um den Gesammtwillen des Volkes zu repräsentiren; doch hat er kein

Recht gegen den Willen einzelner Sklavenstaaten in der Sklavenfrage Beschlüsse zu fassen.

Congreß hat zwar das Recht die Sklaverei im Distrikt Columbia aufzuheben, doch muß er um diese Gnade vorerst von den Sklavenzüchtern des Distriktes ersucht werden."

Das ist die Logik unserer großen Staatsmänner, unserer gepriesenen Emancipatoren. Könnte ich sie mit Flammenschrift niederschreiben, um der Geschichte Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und Klio, die Göttin, nicht zur geschminkten Metze herabzuwürdigen!

Im Jahr 1848 ward Lincoln vom Illinois Central-Distrikt in den Ver. Staaten-Congreß erwählt. In dieser Capacität stimmte er gegen den Krieg mit Merico; doch befürwortete er die Aufhebung der Sklaverei im Distrikt Columbia, obschon diese laut seinem frühern Protest, das Volk selbst nicht verlangt hat.

Er war zu Gunsten der Heimstätte-Bill für Ansiedler zu dem niedrigsten Preise, was ihm Ehre macht. Als Candidat für den Senat wurde er durch seinen Gegner Shields geboten.

Die Wiederrufung des Missouri-Compromisses brachte ihn 1854 als thätigen Redner in den Contest. Die Partei empfahl ihn für das Amt des Gouverneurs, doch lehnte er es zu Gunsten Bissel's ab. Seine Debatten mit Stephen Douglas fanden im Jahr 1858 statt und trugen viel bei zu seiner Ernennung als Präsidentschafts-Candidat. In der republikanischen National-Convention zu Chicago im Jahr 1860 theilten sich die Stimmen zwischen Seward und Lincoln. Zur Nomination waren 466 Stimmen nothwendig und Lincoln siegte über Seward, nachdem er 354 Stimmen erhalten hat und so wurde er denn nach einer heftigen Wahlkampagne Präsident der Ver. Staaten. Die südlichen Demagogen, deren Ziel Secession war, beschuldigten ihn, daß er die Constitution vernichten wolle, indem er eine Einmischung in die Sklaverei innerhalb der Staaten, in welchen sie bestand, befürworte. Da hat man ihm freilich sehr unrecht gethan; denn seine Politik beruhte auf keiner Humanitäts-Basis *a priori* und erstreckte sich nie weiter als auf Nichtausdehnung der Sklaverei nach den Territorien.

Seine Erklärung in Frage der südlichen Staaten, welche er Herrn Douglas bei einer Debatte zu Freeport gegeben hat (am 27. August 1858) reinigen ihn vollkommen vom Verdachte des Abolitionismus und nehmen ihm jedes Recht, den großen Namen eines Emancipators zu beanspruchen. Man lese seine Erklärung und urtheile.

1) „Ich bin nicht und war nie für die unmittelbare Aufhebung des Sklavenfanggesetzes (!!).
2) Ich habe mich nie gegen die Aufnahme mehrer Sklavenstaaten in die Union verbindlich gemacht (!) —.
3) Ich habe mich nie gegen Aufnahme eines neuen Staates in die Union verpflichtet, mit einer Constitution, wie sie das Volk eines solchen Staates haben will (!).
4) Ich bin heute nicht gebunden, die Aufhebung der Sklaverei im Distrikt Columbia zu befürworten. (Also wohl früher; doch heute nicht mehr?)
5) Ich habe mich für Verbot des Sklaven-Handels zwischen den Staaten nicht erklärt, noch verbindlich gemacht!"

Nun, das ist doch in der That, ein ganz famoses Quintett von Humanitätsgrundsätzen des Herrn Lincoln, und das Prädikat des „Ehrlichen" hätte es ganz gewiß nicht zugelassen, während seiner Administration den Amtseid gegen die vermeintliche Sklavenconstitution zu brechen; am allerwenigsten aber, den Sklavenzüchtern weh zu thun, oder eine direkte oder allmählige Emancipation anzubahnen und zu billigen.

Man müßte demnach höchst parteiisch und ungerecht, oder höchst stupid sein, wenn man bei solch offenbaren Thatsachen nicht zugeben wollte: der Emanzipator sei — die große Kanone und Lincoln, der *„honest old Abe* und *conservative Henry Clayman.*

Am 5. Nachmittags um 5 Uhr fuhr ich von Springfield per Eisenbahn nach St. Louis ab und um 1 Uhr Nachts wurde der Troß von Passagieren diesseits des Missisippi zu East St. Louis bei heftigem Regen an's kothige Land gesetzt. Dieses Drängen nach den Omnibußen, die kaum ausreichten, um Alle aufzunehmen und hinab zur Dampffähre zu bringen! Das Stereotype: *„the Ladies first"* drängte mich von *Bus* zu *Bus*, bis ich endlich in Einem Raum fand, eine Frau im Schooße.

Wie gewöhnlich in der Rheinischen Weinhalle des Herrn Leinberger, früher Wolf, abgestiegen, wo es sich gut wohnen und essen läßt. Deutsches Hotel, erster Klasse, hat selbst St. Louis keines. Als Heinzen vor Kurzem eine Reise machte, wünschte er mit seiner starken Lauge jenen teutschen Wirthen gehörig den Pelz, deren Buden sich durch wallachischen Schmutz bereits so viel Ruf durch einige Blätter erworben haben, daß man wohl erwarten sollte, daß sie ihre Schweinställe in reine, wohnliche Zimmer für Menschen umwandelten, die ein reines Hemd tragen, folglich Aristokraten sind. Es giebt nichts Eckelhafteres für einen an Reinlichkeit gewohnten Reisenden als besudelte Tischtücher und schmutzige Betten, ungescheuerte Zimmer, ohne Spiegel, ohne Waschapparat, ohne Tisch, ohne Stuhl, ohne nächtlichen — Blumentopf. — Chargiren können sie; doch für Bequemlichkeit sorgen ist ihre Sache nicht. Dann wird noch zuweilen geschimpft, daß ein Deutscher in englischen Häusern wohne, wo man bei schlechterem Essen, in der Regel, doch überall Reinlichkeit findet.

In St. Louis kam mir in der Sternbrauerei ein böhmisches Blatt „Pozor"

(Beobachtee) zu Gesicht, woraus man auf die Musterkarte der gemischten Bevölkerung der Stadt schließen kann.

„Für oder gegen die neue Constitution" ist jetzt die große, heftig debattirte Tagesfrage der Politik. Eure Constitutionen taugen alle nichts, so lange sie nicht auf der absoluten Gleichheit der Menschenrechte basirt sind, ohne Unterschied der Ragen.

Ich sah die Harugaris in Schürzen u. Scherphen decorirt durch eine Straße ziehen. Wie lange werden sich „große Kinder" noch mit Lappalien schmücken, in denen der Mensch sich ausnimmt, wie ein zur Belustigung ausstaffirter Affe.

Im Concordia-Park besuchte ich Sonntags ein zum Besten von Soldatenkindern a 25 *Cents Entree* veranstaltetes Pic-Nick, wo circa 5000 Menschen versammelt waren. Man denke sich die Consumtion des Bieres! Die Bedienung war so schlecht, daß Viele das Lokal verlassen mußten, um ein Glas Bier zu bekommen. Auf dem Rückwege sprach ich in der großen Walhalle ein, wo auf 19 Billiardtischen gespielt wurde. Man sieht hieraus, daß in St. Louis das muckerische Sonntagsgesetz keinen Halt findet.

Die 4. Straße ist der Broadway von St. Louis. Vor einem Seidenwaaren-Laden, in dessen Schaufenster ein Kleid, mit dem angesetzten Preis von $50.00 sich den lüsternen Damen präsentirte, traf ich einen Betiler, der mit gestreckter, nur selten berührter Hand das Almosen der Vorübergehenden in Anspruch nahm. Eine Erscheinung, welcher man in Amerika höchst selten begegnet. Der Wohlstand ist in keinem Lande der Welt so allgemein wie hier, und für die Armen sorgt man durch großartige und wohl organisirte Armenhäuser.

Das Theater habe ich nicht besucht. Es ist lange nicht mehr Das, was es zur Zeit des Universal-Genies, Schauspielers, Literaten und Speculanten B ö r n s t e i n war. Reich soll er jedoch, sagte man mir, trotz alledem nicht sein und seine „Partei-verdienste erwarben sich die Krone eines europäischen Consulates. Alle meine deutschen Collegen der Presse und des Stumpes haben es zu Ministern, zu Consuln, zu Legislatoren u. s. w. gebracht; nur Heinzen u. Ludwigh konnten es selbst nicht zu einer honorablen Nachtwächterstelle bringen, weil sie eben zu sehr es sich angelegen sein lassen, den Tag zu überwachen. Nun, etwa bekommen wir noch eine Plattform für eine Präsidentschafts-Campagne, auf der wir, ohne zu erröthen, werden stehen und uns ebenfalls eine politische Amtskrone erwerben können. Wie interessant würden sich nicht H e i n z e n als Minister zu B e r l i n und Ludwigh als Minister zu W i e n ausnehmen. Ob man sie dort wohl accreditiren, oder arretiren würde? Man sollte das Experiment schon des Völkerrechtes wegen probiren.

In der Rheinischen Weinhalle hatte ich das Vergnügen, einen hohen Gast zu begrüßen, den K a i s e r von Pern, nahen Verwandten des Königs Cambrinus, der die Güte zu haben geruhte, das Subscriptionsgeld der Fackel-Abonnenten zu Peru, der jüngst verschlafenen Station, vorzulegen. Nun sage man noch, es gäbe keine Vorsehung, die über Gläubige und Ungläubige ihre Sonne scheinen läßt! Ohne V e r s c h l a f e n hätte ich Lincoln, den Todten, nicht zu sehen bekommen, noch den mit sechs Rappen bespannten, prachtvollen Leichenwagen und das stolze Reitpferd, das der schlichte *ci devant „Railsplitter"* als Präsident u. Oberster Feldherr geritten hat. Gewiß ein höchst interessanter Contrast, der reichen Stoff bietet zum Nachdenken und zur Ueberzeugung führen muß, daß bei Gott alle Dinge möglich sind.

Denken Sie sich, verehrte Leser, welches Glück dem Fackler wiederfahren ist! Herr A n d r e, ein deutscher Franzose u. vormaliger Bewohner von St. Louis, starb während des Krieges zu Baton Rouge, im Staat Louisiana, und hinterließ ein Testament, in welchem vorzugsweise und billig der freien deutschen Schule in St. Louis, ferner dem *Boston Investigator*, dem Hochwächter und der Fackel ein Legat gemacht wurde und zwar von 50 Dollars jährlich, so lange erwähnte Blätter bestehen. Der Hochwächter ist todt. Hassaureck, Andre's Liebling, wird sich wohl als Minister zu Ecuador, mit siebentausend Dollars Gehalt, für den Verlust zu entschädigen wissen.

St. Louis bietet dem vergnügungslustigen Publikum viele Gartenlokale in und außerhalb der Stadt. An guter Musik fehlt es nirgends. Da ist Tivoli, Frank Böhm's Washington-Garten, ganz neu arrangirt, und Niederwiesers prachtvolle Walhalla, die am meisten frequentirt werden und wo man sich bei Concerten in der Kühle des Abends nach der drückenden Tageshitze angenehm erquicken kann.

Am 9. trottirte ich, von Peteler, dem *quondam* eifrigen Socialisten, jetzt thätigen Geschäftsmann, begleitet, nach der Levee. Welcher Unterschied da zwischen der Zeit des Ausbruchs der Rebellion u. jetzt! Eine lange Reihe von Dämpfern den Mississippi hinab nach New-Orleans, und den Missouri hinauf nach Omaha zeugt von der Rührigkeit des neu aufgeblühten Geschäftslebens der Stadt, in welcher das deutsche Element in commercieller sowohl wie in politischer Hinsicht großen Einfluß übt.

Ich fuhr an Bord eines großen und eleganten Northern-Linie-Bootes, des Sucker-State, hinauf nach Quincy, im Staat Illinois, eine sehr freundliche u. rührige Stadt. Es waren da viele Passagiere aus der *bon*- und *sinew*-Classe. Ich wohnte in einem amerikanischen Hotel, das jetzt durch Deutsche verwaltet wird, wo man für 3 Dollars per Tag allerdings Ursache hat, Gutes zu erwarten. Die Aufwärterinnen waren allerliebste Mädchen, niedlich gekleidet, ohne weite Crinolinen und sufficante Gesichter, wie sie Einem so häufig begegnen. Zur Serviete hat es auch dieses Hotel blos bei der Mittagstafel gebracht; des Morgens und des Abends hat man sie

mit dem Schnupftuche zu ersetzen, wenn man nicht, wie ich es eingeführt habe, seine eigene Serviette mit sich führt.

Ich kann nicht umhin, meiner Leser in Ungarn wegen, eines Hrn. von Kükömezey zu erwähnen, den der ungarische Freiheitskampf über den Ocean geworfen hat. Drüben war er im *Saroser* Comitat Beamter und hier soutenirt er sich als Pappschachtelmacher. Ein biederer Charakter und echter cynischer Philosoph, der sein eigener Koch und dem ein Hund die Liebe der Familie ersetzt.

Im Hofe des *Dr.* Rittler, Schwiegersohnes des Schriftstellers Roßmäßler in Leipzig, sah ich Pfauen, Welschhühner, Perlhühner, chinesische Enten, polnische Hühner, Kaninchen, und in der Stadt sehr viele Katholiken.

Das beste Bier brauen die Gebrüder Dieck, das für jeden Deutschen ohne Schisma seligmachend ist. Es besteht hier eine gute deutsche freie Schule. Auch giebt es da viele Radikale, von denen jedoch blos ein Dutzend die Fackel lesen.

Die Abreise von Quincy war mir stets eine *nuisance*. Auch dieses Mal hatte ich 9 Stunden an der elligen, öden Levee auf ein Boot zu warten, wo mich Lincoln's hölzerne Biographie und Seneca, *de tranquilitate* (von der Ruhe), von geistlähmender Langeweile gerettet haben.

Endlich spät Abends kam die „Canada" von St. Louis heraufgeschwommen und das Signal ihrer Dampfpfeife wirkte auf mich wie das Siegessignal einer Posaune. Ich fuhr, 40 Meilen, nach Keokuk, das seine Benennung nicht dem Kukuk, sondern dem Indianer-Häuptling Keokuk zu verdanken hat. Die seit einigen Jahren gefüllten Militärhospitäler sind jetzt bedeutend gelichtet und die Stadt trägt wieder ihre frühere spießbürgerliche Physiognomie, wo es schwer fällt, hie und da einen geistigen Zug zu finden. Vielleicht wird der Catawba aus Nauvoo, der ausgezeichnet ist, etwas beitragen die Masse zu vergeistigen. Eine schwere Aufgabe. Geben Sie, alter Freund „vom Rebstock," daß Sie das Ihrige zu dieser wünschenwerthen Reform beitragen! Anschütz vermag es nicht; so freisinnig er auch selbst und so gut auch sein Bier ist.

Nauvoo vorüber, das sehr schön gelegen, nach Fort Madison gefahren. Auch hier wird bereits viel Wein gezogen. Von der guten Qualität konnte ich mich bei Hrn. Stempel überzeugen.

Von hier 25 Meilen nach Burlington. Imposant präsentirt sich diese Stadt auf ihren Höhen (Bluffs).

Der löbl. Stadtrath und viele der souverainen Bürger scheinen hier dem Geistigen sehr abgeneigt zu sein, indem sie das „Maulesel-Wassergesetz", *alias Main Liquor Law*, auf das Strengste handhaben, um ihre Leute nüchtern zu erhalten. Die schwarze Sklaverei ist todt, das heißt, die Sklavenketten der wohlgenährten Neger sind zerbrochen; die den Nahrungssorgen überlieferten sogenannten freien Neger und Mulatten sind noch lange nicht frei, und werden nicht frei, so lange es eine Majorität Copperheads und conservative Schwarzrepublikaner geben wird, die vom Kosmos eines Humboldt, von Principien, von Consequenz und von Menschenrechten nicht mehr verstehen als der Orangoutang vom ABC, oder die so tölpelhaft anmaßend sind, um ihre weiße Haut für ein Privilegium der Natur zu halten. Mit dem amerikanischen Abstinenz- und Sonntags-Gesetz ist aber die weiße Sklaverei des Geistes noch lange nicht todt und es ist der sicherste Beweis der Stupidität, oder des Fanatismus von Gesetzgebern einer sogenannten Republik, die ihre souverainen Bürger für unmündige Buben halten, die man in Hinsicht des Genusses im Zaume halten muß, und Solchen, die weder Juden, noch Christen sind, die Heiligung des Sonntags aufoctroyiren. Menschen, könnt Ihr denn gar nicht vernünftig werden?!

Ich machte einen Spaziergang von einer Meile zu Brauer Busch, *sen.*, der nicht nur Bier braut, sondern auch viel Wein pflanzt; ein Getränk, das die Temperenzler blos beim heiligen Abendmahl als das wahre Blut Christi trinken dürfen. Würde Malesies wohl nicht besser sein? denn im Credo dieser Leute heißt es ja: *drink not, taste not, handle not.* Das heißt: trinke kein geistiges Getränk, koste es nicht, rühre es nicht an. Heißt es demnach nicht das Gelübde brechen, wenn man sich durch den Pfaffen Wein reichen läßt? Doch die Transsubstantiation verwandelt ja die Substanz des Weines in Blut und so wird durch dieses Geheimniß der heiligen Handlung das Gelübde nicht gebrochen. Seht, Ihr weißen Souverainetätsler, das ist eure Logik, das eure hohe geistige Bildung, die Ihr vor dem armen Sklaven beansprucht! —

Auf der Fahrt nach Muscatine traf ich mit einem Kaufmann aus Dubuque zusammen, der mich kannte und nach der Fackel Verlangen äußerte. Ein freiwilliger Abonnent aus Dubuque! Das ist etwas Außerordentliches. Das Wetter noch immer rauh; so, daß man trotz des Wonnemonats im Kalender am warmen Ofen in der Cajüte ganz wonnig fühlt.

In Muscatine erfuhr ich, daß man Jeff. Davis gefangen habe, und zwar als feige Memme, in die Kleider seiner Gattin travestirt, um sich, anstatt sich männlich zu überliefern, oder eine Kugel durch den Kopf zu schießen, zur Zielscheibe des Spottes zu machen. Hätte er, durch Ueberlegenheit des Feindes besiegt und gefangen genommen, den als Hochverräther verdienten Galgen mit stolzem Trotz bestiegen, so wäre er als großer Mann gestorben; dem man höhere Bildung und Unternehmungsgeist nicht absprechen kann, und der vernünftigere und bessere Theil der Menschen hätte blos bedauert, daß er für eine schlechte Sache gekämpft.

Bis Muscatine hat sich die Sonntags-Tyrannei noch nicht erstreckt; ein Zeichen, daß sie im Staat Iowa nur endemisch ist.

Von Muscatine fuhr ich 30 Meilen

per Eisenbahn nach Iowa-City und von da nach Davenport. Der schönen Lage dieser Stadt, Rock Island gegenüber, habe ich schon öfter erwähnt. Ein Ver. Staaten-Arsenal, das auf dem Eiland zwischen beiden Städten gebaut werden soll, wird beiden von großem Vortheil sein. Die freie deutsche Schule wird gegenwärtig von 200 Kindern besucht und erfreut sich zweier sehr guter Lehrer. Mit der Kinderwartanstalt will es nicht am Besten vorwärts gehen, was sehr zu bedauren. Das Theater gehört zu den Besten im Lande.

Ich machte in Rock Island einen Spaziergang von einer Meile nach Joseph Schmid's Brauerei, welche großartig u. sehr hübsch gelegen. Einen großen Mann vermißt ich in Rock Island, den *Dr.* Ciolina. Wer, der einigermaßen mit der amerikanischen Journalistik vertraut ist, hörte nicht von ihm? Ihm, dem guten Demokraten, dem Freund der Jesuiten, obschon selbst ein Ungläubiger, ein aufrichtiger Verehrer des göttlichen Institutes der Sklaverei, ein intelligentes *Bipes*, das vor Kurzem — wie Fama sagt — all sein Streben und sein theures Leben Sr. Maj. Maximilian, dem Kaiser von Mexiko anempfohlen hat, um darüber zu verfügen. Nun, das wäre gewiß eine gute Aqnisition; denn ohne Männer wie Ciolina kann der Thron von Montezuma sich unmöglich halten. Ich bedauerte den guten Max, als er die Krone von Mexiko annahm und schrieb, ich würde lieber Kammerdiener eines Fürsten in Wien sein als merikanischer Kaiser. Auch glaube ich, kein schlechter Prophet zu sein, wenn ich behaupte, daß Maximilian, vom hohen Clerus, von den Republikanern und der Monroe-Doctrin bedrängt, sich glücklich preisen kann, wenn es ihm gelingen soll mit heiler Haut nach der Freudenstadt Oesterreichs zurückzukehren. — Ich wünsche es ihm herzlich; denn wer es als katholischer Regent mit dem hohen Clerus verdirbt, der muß gewiß ein vernünftiger Mensch sein. Uebrigens werden Se. Majestät, durch Napoleon dupirt, die Ueberzeugung nach Hause mitnehmen, daß mit dem Untergang der Sklaverei die Hoffnungen auf Throne in Nord-Amerika vorläufig verwirkt sind. Das Leben der Menschen ist ein Kampf von Interessen, materieller sowohl wie geistiger. Die Sklavenbesitzer kämpften für ihr Eigenthum in Menschenfleisch; die Kirche kämpft für ihre Prärogative, der Held für Ruhm, der Hauseigenthümer für Haus und Hof; der Kaiser für den Thron und ein zum Selbstbewußtsein heranreifendes Volk für die Republik. Das physisch sowohl wie das geistig Schwächere muß dem Stärkeren, den Kanonen und der Intelligenz, weichen. Das ist Naturgesetz, das sich durch kein Fürsten-, noch durch ein Völkerrecht besiegen läßt.

Die Flußreise von Davenport nach Clinton, Fulton und Lyons, an den Ufern der großen Agriculturstaaten Illinois u. Iowa ist sehr angenehm.

Unter den Passagieren hatten wir fünf, sage fünf katholische Priester an Bord. Die heiligen Väter vermehren sich in der Republik wie Pilze und das Unkraut wuchert fast unvertilgbar trotz der Freiheit der Presse und der Rede, da es Journalisten und Rednern bequemer und lohnender ist, mit dem Strom, als gegen den Strom zu schwimmen. Nun, so schwimmt denn zu in Teufels Namen, Ihr grundsatzfesten Freiheitshelden; doch wißt, der Strom ist faul und die frischen Quellen der Naturwissenschaften, durch den unaufhaltsamen Zeitgeist gepflegt, werden trotz alledem zu mächtigen Wogen heranwachsen, und Köhlerglaube und Pfaffenthum verschlingen.

Am 18. war ich in Freeport, deponirte meine Reisetasche in der Restauration des Herrn Mayer am Depot und ging in's Geschirre. Eine Kaffeevisite bei *Dr.* Fischer, dem Dicken, in Gesellschaft interessanter Damen, war eine recht angenehme Würze des prosaischen Lebens auf Reisen in Amerika. Man soll suchen, in jeder Situation des Lebens seine Pflicht zu erfüllen, sei sie auch noch so schwer; man opfere jedoch dem Geschäfte oder Berufe den Genuß des Lebens nicht; denn ein Leben ohne Genuß ziemt blos ascetischen Thoren und Combaben. Es giebt der geistigen und sinnlichen Genüsse so viele für den vernünftigen und fühlenden Menschen, die nur dann in Schmerz und Reue umschlagen, wenn sie auf unvernünftige und unkluge Weise auf Kosten des Unglückes Anderer und unser selbst erkauft werden. Genießen heißt leben, und um glücklich zu leben müssen Herz u. Kopf gesund sein.

In Galena gab es kein Excitement; doch ein angenehmes Stündchen im anmuthigen Tusculum der braven Familie De Zoja, von Reben und Blumen umgeben. Es bestehen hier ein Sängerbund, ein Turnverein u. eine deutsche Vereinsschule. Die Levee am Fieber-Fluß ist still und öde. Trotz aller Bleiminen in der Umgebung der Stadt ist das Geschäftsleben sehr gelähmt.

Es kam mir hier in einer Zeitung die Biographie Jeff. Davis zu Gesicht, welche auch in der Fackel einen Platz verdient; denn auch große Schurken gehören wie große Männer der Geschichte an. Davis wurde mit Lincoln in einem und demselben Jahre im Staat Kentuky geboren. Er war der natürliche Sohn eines berüchtigten Pferde- u. Sklavendiebes, der aus Verdacht nach Vicksburg fliehen mußte. Er schickte seinen Sohn Jefferson auf die Transsylvania Universität zu Lexington, und als er 18 Jahre alt war, nach der Cadetenschule zu West Point. Er hatte glänzende Anlagen, welche an das Verhängniß gekettet Großes verhießen. Im Black-Hawk-Kriege diente er, mit Lincoln, als Lieutenant. Im Jahr 1832 entführte er die Tochter des Generals Taylor, späteren Präsidenten der Ver. Staaten, und heirathete sie. Nach dem Krieg resignirte er und gab sich der Politik hin, um sich später durch sie den Hals zu brechen.

Als Congreßmitglied gehörte er zu den Ultras der südlichen Interessen. Im meri-

kanischen Krieg diente er als Oberst in der Schlacht von Buena Vista. 1853 machte ihn Präsident Pierce zum Kriegsminister, den er ihm geistig bedeutend überlegen vollständig beherrschte. Später wurde er Ver. Staaten-Senator, in welcher Qualität er bedeutend am Faden der projectirten Secession gesponnen hat. 1861 ward er provisorisch zum Präsidenten der südlichen Conföderation und 1862 definitiv auf sechs Jahre erwählt. In dieser Qualität entwickelte er Festigkeit, Takt, Energie, Klugheit, Consequenz, gepriesen und unterstützt von der hohen Aristokratie Englands, von Napoleon als Werkzeug seiner Pläne in *spe* gehätschelt, vom Papst als Excellenz und Präsident betitelt, von den Copperheads bewundert und von den Radikalen, und mir selbst, Hrn. Lincoln als Muster der Energie und Consequenz hingestellt. Mit besondern Geistesfähigkeiten verband er den Charakter des Revolutionairs, schlau wie der Fuchs, grausam wie die Hyäne, und es war ihm kein Mittel zu schlecht, selbst wenn Millionen darunter zu Grunde gingen, um seinen Zweck zu erreichen. Es gab eine Periode, wo die Existenz der Republik bedeutend gefährdet war, durch äußere und durch innere Feinde, und hätte der Süden gesiegt, so wäre Jeff. Davis eine gefeierte Größe des 19. Jahrhunderts geworden, trotz der barbarischen Institution, so die Ursache der Secession war. Nun aber hat der Gott des Krieges den nördl. Waffen den Sieg verliehen; der Süden ist vollständig besiegt und Davis erwartet, in Eisen gelegt, zu Fort Monroe sein Todesurtheil. Könige beklagen sein Schicksal und die Völker jubeln über den Triumph der Freiheit.

In Galena besah ich mir die Lederhandlung, wo der gefeierte General Grant als Compagnon einen Geschäftsantheil hatte, ehe der Krieg ausgebrochen war. Seine Lorbeeren sind bis jetzt rein und unbefleckt; indeß Sherman durch einen politischen „*faut pas*" seinen Kriegsruhm bedeutend verdunkelt hat.

Und Johnson? — Lincoln's Nachfolger — im Mai weiß man es noch nicht, ob aus der verbeißenen Blüthe sich eine kerngesunde, oder eine wurmstichige Frucht entwickeln wird. Ich selbst werde mich nicht besonders täuschen; denn ich erwarte nicht besonders Viel von ihm betreff einer absolut humanen und radikalen Reconstruktion; doch darf man annehmen, daß er den hervorragenden Rebellen weniger Schonung angedeihen lassen wird, als Lincoln es gethan haben würde.

Via Bellevue, das ganz seinem Namen entspricht, per Steamer, nach Dubuque gefahren. Dubuque, Donieith gegenüber, ist eine der schönsten Städte am oberen Mississippi, von sehr vielen Deutschen bewohnt. Durch Bekanntschaft der Schauspieler Krieger, Meyer und Zeising, die ich im Tivoligarten beim Kegeln traf, wurden mir einige sehr vergnügte Stunden, besonders durch eine Spazierfahrt in der hügelig anmuthigen Umgebung der Stadt.

An Bord von Dubuque nach Guttenberg, der deutschen Stadt, traf ich mit einem deutschen Arzt zusammen der mich kannte. Und das war ein seltener Doktor. Er behauptete mit einer *nonchalance*, wie man sie nur von einem Laien erwarten durfte, daß die Natur der einzige Arzt sei, der jede heilbare Krankheit heilt und sagte, daß Niemand mehr Skeptiker sein könne als er. Nun, das ist ja ganz *a la* Sydenham. Als ich ihm einen hartnäckigen Fall von Rheumatismus, an dem Herr Brauer Schmidt gelitten, und durch *Dr.* Minges geheilt wurde, erzählt hatte, erwiederte er: wir wollen erst sehen, ob der Rheumatismus nicht nach 6 Monaten sich wieder einstellen wird. Der Schwiegervater dieses Arztes, ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann, der ebenfalls graduirter Arzt war, ist in eben so hohem Grade medicinischer Skeptiker gewesen. Ein Fall, den er mir von dessen Praxis mittheilte, mag hier einen Platz finden. Der Doktor practitirte einst in Deutschland in einem Städtchen, wo der Glaube herrschte, daß eine Fuchszunge auf den Magen gelegt, den Magenkrebs heile. Als eine Frau mit dem Uebel behaftet zu ihm kam und nach einer Fuchszunge verlangte, frug er sie, ob sie fest glaube, daß ihr dieses Mittel helfen werde. Nach dem sie bejaht hatte, ging er in die Küche, schnitt ein Stück einer Ochsenzunge herab und legte sie auf den Magen. Das Weib genas bald darauf und ihr Glaube an die Fuchszunge ist zum Sacrament geworden. Glauben, heißt es ja, macht selig Im Jahr 1812 war dieser Doktor Militärarzt in Deutschland und starb vor Kurzem in Amerika 83 Jahre alt. Seine Bibliothek schätzte man auf 10,000 Dollars. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehörte der *haut gout* nach dem ihm bei dem Geruch der Kamille übel ward, indeß faules Eiter von Ceschwüren auf seine Geruchsorgane einen höchst angenehmen Eindruck machte.

In Guttenberg ausgestiegen, ließ ich meine Reisetasche durch einen Knaben tragen, mit der Bemerkung, er solle mich zu Hrn. Mühlinghaus bringen, in dessen Gasthaus ich schon früher logirt habe. Er brachte mich zu Mübtingbaus; doch welche Ueberraschung! Es war nicht das frühere Gasthaus, sondern ein großes Steingebäude ohne Wirthsschild. Zwei Kranke, ein Blinder und ein Blöder, saßen auf der Schwelle des Eingangs. In der Vorhalle stand ein Waschapparat und im anstoßenden Zimmer ein großer Speisetisch, woraus ich schloß, daß Hr. M. jetzt ein Kosthaus, ohne Schenkstube halte. Weder Wirth noch Kellner waren zu sehen. Ich wartete eine geraume Zeit, entledigte mich der schweren Stiefel u. suchte nach dem Personale. Endlich traf ich in der untern Region, (*basement*) Frau M. so eben mit der Toilette beschäftigt, wobei sich g e w i ß keine Frau gerne überraschen läßt Wir grüßten uns und ich retirirte nach Oben. Als sie kam und ich ein Zimmer verlangte, lächelte sie und sprach: das ist das Armenhaus, wo jetzt mein Mann angestellt ist. In der That ein hübsches Abenteuer. Also nach dem Armenhaus hat dich das Schicksal gebracht! Ich philosophirte auf dem Wege nach ei-

nem Gasthaus über Reichthum und Armuth, über Paläste u. Armenhäuser u. kam zum Schluß: daß man mit einem Bischen Philosophie in einem Armenhause, mit Krankheit oder Altersschwäche behaftet, eben so gut hinvegetiren könne, als in einem Palast. Sehr vieles hängt von der Einbildung oder Anschauungsweise ab, woraus so viele Thränen fließen, wenn die Vernunft des Menschen durch Wahn und falsche Schaam paralysirt wird. —

Das kleine Guttenberg hat ein recht intelligentes deutsches Publikum. Ich habe da einen Sonntag ganz angenehm zugebracht. Des Nachmittags in einer Gartenwirthschaft bei Blechmusik und Gesang von Leuten aus dem nahen Städtchen Elkator vorgetragen, und des Abends im Theater, wo eben die sehr gewandten Schauspieler Herr und Frau Dardenne gastirten. Frau Müller, aus Dubuque, die Herren Beck u. Arneman spielten als Dilettanten sehr brav. Man gab zwei allerliebste Piecen und zum Schluß: Jeff. Davis' Gefangennehmung als Tableau, durch den genialen Dardenne extemporirt.

Via McGregor nach dem idyllischen Plätzchen Lansing gefahren.

An Bord befand sich der deutsche Prediger aus Guttenberg, mit dem ich an der Clerks-Office zugleich eine Karte löste. Er bezahlte $1.25, und ich $2.50. Es freute mich, daß geistliche „Himmelsverheißer" in Amerika um die Hälfte weniger werth sind als weltliche Leute, indem sie kraft ihres heiligen Berufes auf die Kinderliste mit halbem Preis gesetzt sind. Ist das nicht charakteristisch und ein Zeichen des geistigen Fortschrittes in der Republik? Nur immer vorwärts! Wäre ewig Schade auf Kosten der Vernunft Himmel und Pfaffen zu verlieren.

Zu Prairie du Chien, McGregor gegenüber erhebt sich ein großes, neues, solid gebautes Hotel; Eigenthum der Milwaukee- u. Prairie du Chien-Eisenbahn-Compagnie. In diesem Revier war es, wo Jeff. Davis seiner Geliebten den Hof machte. Welch' fürchterlicher Unterschied zwischen jenen Banden der Liebe und den Ketten des Verbrechers!

Nachdem ich mich zu Lansing auf meinem Lieblingsbluff, dem Teonit, an den Brüsten der schaffenden Natur vollgesogen, ging ich an Bord des ersten vorüberpassirenden Bootes und fuhr ohne ferneren Aufenthalt nach St. Paul, um im Kreise der Meinen und mit den schuldlosen Kindern der Natur, den Blumen im Garten beschäftigt, einige Wochen, Ende Mai und Anfangs Juni, Siesta zu halten. Ein castloses Leben in der That.

„Auf und nieder schwenkt die Waage,
Zwischen Frohsinn, zwischen Plage
Und es wogt das alte Herz
Bald in Freude, bald in Schmerz."

Eingesandt.

Meine Liebe für M. W.

Von Fr. von Waldhausen.

Wie soll ich Dir des Mannes Herz wohl zeigen?
Das schwer geprüft im bittern Lebensdrange,
Mit manchem tief empfundenen Gesange
Die Lieb besang, wie's Dichtern eigen?
Ich kann vor Dir nur schüchtern zart mich neigen,
Dir zeigen blos die männlich bärt'ge Wange,
Und frei gestehen, daß ich kühn verlange!
Doch, ach Geliebte, nein, ich sollte schweigen;
Denn nur als Freundin darf ich Dich betrachten;
Als liebes Bild beschau ich Dich im Raume
Und seh im Geiste Dein holdselig Lächeln.
D'rum niemals siehst Du geckenhaft mich schmachten;
Ich lieb' wie Engel lieben, nur im Traume,
Die stets, beschützend, um die Unschuld fächeln.

Für die Fackel.

Die schwarze Dame.

Von C. Ludvigh.

Es ist so feierlich still in meiner Klause;
Es tickt die Uhr und in dem Garten
Durchbrechen hehr das mitternächt'ge Schweigen
In zitternden Accorden meiner Cora
Und ihres Bräut'gams selige Gesänge:
Mir aber schwebt im Geiste vor die Dame,
Die früh an jedem Morgen, wenn im Garten
Ich glücklich fühl, gebeugt vorüber zieht,
Mehr ein Gespenst als ein jung lebend Wesen,
Aus dem die Freude strahlen sollte, nicht
Der Schmerz, der sich in Trauergang und Mienen
Wehleidend ausdrückt und mich selbst mit Weh
Erfüllt ob des mir unbekannten Unglücks.
Ich frage mich vergebens, was die Dame,
Die schwarz gekleidet einsam jeden Morgen
Wie eine Pilgerin vorüberzieht,
Des inneren Grams wohl auf dem jungen Herzen,
Allmählich liegen haben mag, die Arme?
Ach, einst war ja auch meine Lieblingsfarbe
Das „Schwarz", das Zeichen tiefen innern Grames,
Als ich der Liebe Sehnsuchtsschmerz gefühlt
Und mich nach Gegenlieb' vergebens sehnte.
Ist's Liebe, fremdes Wesen, welche dich

In Gram veranlaßt? Hat der Tod die deinen
Geliebten etwa in der Schlacht geraubt?
Bist du verwais't, allein dir überlassen
In diesem Leben, ohne Stütze, ohne
Der Jugend Freuden und der Jugend Hoffnung?
Ist's Krankheit und des Todes bittrer Keim,
Der, wie den Kelch der Wurm, dich zernagt?

O, könnte ich dir Balsam meines Trostes
In deinen wunden Busen träufeln, könnt' ich
Dich geistig stärken, dir die Kraft der Weisheit
Mittheilen, so im Unglück aufrecht hält!
Laß deine Zähren fließen; doch bedenke,
Daß Menschenleben nirgends frei von Schmerz
Und daß der Schmerz sich oft in Lust verwandelt,
Wenn schwach wir seiner Last nicht unterliegen,
Die unser Herz, den Geist mit Centnerschwere
Darniederbeugt, u. keine Hoffnung tröstet.
Leg' ab das Trauerkleid! Nicht immer rollt
Der Donner durch des Himmels finsteres
Gewölk; das Firmament erheitert sich,
Die Sonne sendet ihren milden Strahl
Herab auf die Gefilde und die Perle
Des Thaues zittert in den Blumenkelchen,
Die frisch nach schwerem Sturme mit dem Balsam
Des Dufts den neuverjüngten Hain erfüllen.
So lasse deine Zähren auch zum Thau
Der inneren Erquickung werden und
Weih dich dem Leben wieder, das so reich
An Freuden ist, obgleich nicht frei von Schmerz!

Du kannst es nicht, sagst du, du bist zu schwach?
Auch ich war schwach; doch stärker war die Zeit,
Die alle Wunden heilt, wenn wir nicht selbst
Kleinmüthig widerstreben und aus dem Schmerz
Sind namenlose Freuden mir entsprossen.

Dir fehlt Minerven's Schild — Religion
Ist wohl der Anker, der dich halten soll?
Doch sprich, ist sie so schwach, daß sie den Geist
Durch ihren Trost nicht über Trau'r erhebt?
Ein solcher Anker wär' zu schwach; ich will
Dir einen stärkern bieten, wenn du ihn
Nicht von dir weisen willst. So höre denn:
Mein Wort ist kurz und faßlich ist sein Sinn.

Ist's unglückliche Liebe, die mit Trauer
Dein Herz erfüllt, so glaub', daß dieser Schmerz
Nicht ewig ist, wenn du den Willen hast
Ihn zu besiegen durch Beschäftigung
Und unschuldige Freuden, so das Leben
Uns bietet, wenn nicht kleinmüthig wir sie
Verachten, um an uns sich schwer zu rächen.
Fiel dein Geliebter in der Schlacht, so liebe
Im Geiste ihn, der für die Freiheit starb
Und denk, daß Sterben aller Menschen Loos,
Das Einen früh, den Andern später trifft.
Bist du verwais't, so giebt es doch noch Menschen,
Die werth, mit Liebe dich an sie zu schließen;
Denn unter vielen Bösen giebt es auch
Der Guten eben so gar Manche, die
Ihr eignes Glück im Glücke And'rer suchen.
Das schlimmste aber, falls der Todeskeim
Am Kelche deines jungen Lebens nagt,
Wird von dem Schreck befreit, wenn du vor Allem
Dich überzeugen kannst, daß er des Menschen
Freund ist, von allen Schmerzen sein Erlöser.

Die Kabbala.

Von Radowsky.

Die Juden sind mehr zum Grübeln, als zum Denken geboren. So wie die Schnecke fest an dem einzelnen Laubblatt klebt, woraus sie ihren Nahrungssaft saugt, ohne jemals den Zweig, an welchem es hängt, oder gar den Baum überschauen zu wollen; so klebt der Grübler am einzelnen Wort, am Buchstaben, an Zahlen, an symbolischen Zeichen. Spitzfindigkeiten, die er auf eine klein-künstlerische Weise, und ohne sich darum zu bekümmern: ob sie mit dem Ganzen in Verbindung und Einklang stehen, herauszwingt, sind seine Wonne, seine Lust, der einzige Nahrungssaft seines Geistes. Schwerfällig und befangen in dem eigenen engen Häuschen seines Wahns, wie die Schnecke, hält er, gleich ihr, den vergifteten Honigthau seines Laubblatts für den wohlthätigen balsamischen Saft des Blatts selbst.*) Der Denker klebt nicht, wie die träge Schnecke am Laubblatt; er will den ganzen Baum überschauen in allen seinen Theilen; er ergründet seine Wurzel, steigt hoch zum Gipfel hinauf, erforscht Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte, um ihre Verbindung und ihren Zusammenhang, so wie die Ordnung des Ganzen kennen zu lernen.

Ich behauptete so eben, die Juden wären geborene Grübler, aber keine Denker. Man setze mir nicht einzelne Schriftsteller dieses Volkes entgegen, die sich als Denker zeigten. Selbst ihr bester Kopf, Benedikt Spinoza, in gleichem Grade von Christen und Juden verkannt, war Grübler, ehe er sich zum Denker erhob, und war häufig noch Grübler, als er schon Denker war.**) Den geringern Troß

*) Ebenso die christlichen Theologen.

**) Mehr als einmal las ich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit seine Schriften, und faßte doch sein System größtentheils ganz falsch,

neujüdischer Philosophen kann ich fast übergehen. Theils mochten sie nicht einmal ächtisraelitischer Herkunft sein; theils war ihre philosophische Bildung keine reinjüdische mehr. So ward zum Beispiel Mendelssohn durch Lessing, Abbt, Nicolai, Sulzer u. a. erst umgebildet, und vom Grübeln zum Denken gebracht; und dennoch blieb er bekanntlich, bis an seinen Tod ein talmudischer, mehr grübelnder, als denkender Grillenfänger.

Laßt uns dagegen einen Blick werfen auf die jüdischen philosophischen Schriftsteller der Urzeit. Hier treffen wir nichts, was uns die Juden als eigentliche Denker, Manches aber vielleicht, was sie als Grübler uns zeigt. Vier Sammlungen moralischer Aphorismen, von denen nur zwei in den Kanon aufgenommen sind, und gerade die beste und geistvollste — jene von Jesus Sirach*) — unter die apokryphischen Bücher verwiesen wurde, sind die einzigen Denkmale altjüdischer Philosophie, das Einzige, was die Israeliten selbst werth hielten, aufzubewahren. Viele dieser Sittensprüche kann man von jedem Mütterchen am Spinnrocken hören. Mit Ausschluß mehrerer Abschnitte im Sirach (m. s. zum Beispiel Kapitel 41) findet man in keinem der übrigen etwas tief und zusammenhängend Gedachtes; nirgends herrscht auch nur ein Schatten von systematischer Ordnung; alles liegt durch einander. Hiemit bestreite ich übrigens keineswegs die Vortrefflichkeit dieser Bücher. Sie enthalten eine Menge herrlicher, gemeinfaßlicher Aussprüche, viele recht zweckmäßige Vorschriften für das bürgerliche und sittliche Leben, und manche treffende feine Bemerkungen; allein ich betrachte sie in der gegenwärtigen Beziehung und im jetzigen Augenblick auch nicht als göttliche Bücher, sondern als blos menschliche Denkmale der jüdischen Art zu philosophiren.

Leset hingegen die Werke eines Plato und Aristoteles, eines Cicero und selbst eines Seneca, die theils ganze Systeme philosophischer Wissenschaften, theils zusammenhängende Abhandlungen einzelner Theile derselben schrieben! Welche Richtigkeit in der Folge ihrer Gedanken und Schlüsse! Welch' eine schöne Verbindung, welche Ordnung in ihren Werken! Wie weit bleibt der Grübler hinter dem Denker zurück! Jener dreht sich possierlich, wie ein Kreisel, um einen einzigen unbedeutenden Punkt, bis er endlich ermattet darniedersinkt; dieser geht mit festem, ernsten Schritte von einem bestimmten Standpunkte aus zu einem vorgesteckten Ziel, zeigt uns unterwegs jeden Baum und jedes Blümchen, das wir berühren, räumt jeden Stein hinweg, den er zu heben vermag, oder umgeht ihn mit uns auf selbst gebahntem Pfade, um sein Ziel zu erreichen.

Mehr als alle andere Orientalen werden die grübelnden Juden von einem leidenschaftlichen Hange zum Wunderbaren und Geheimnißvollen beherrscht. Um so weniger darf es befremden, daß weder die Natur und die Aussprüche des Herzens als Erkenntnißquellen, noch die Vernunft als Erkenntnißmittel bei ihnen etwas gelten. Den Erzählungen und Lehren ihrer heiligen Schriften, insofern sie nichts Uebernatürliches, sondern blos einfachen gesunden Menschenverstand enthalten, muß noch ein geheimnißvoller, übernatürlicher Sinn untergelegt werden, um ihnen das Ansehen göttlicher Mittheilungen zu geben. Ja, das Unglaubliche selbst muß bis zum Unglaublichsten gesteigert werden, wenn es einem Juden glaubwürdig scheinen soll, und hiezu bedienen sie sich mehrerer Zweige der Kabbala.

Mit dem Worte Kabbala verbindet man verschiedene Begriffe. Ursprünglich bedeutet es so viel als empfangen, und in diesem Sinn versteht man die, durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzte Lehre, welche die Hebräer nach ihrer Behauptung von ihren Vorfahren, und diese unmittelbar von Gott empfangen haben. Hiernach wird also die Thorah Schäbeal-peh (das mündliche Gesetz) mit darunter begriffen.

Ferner nennt man Kabbala eine mystische jüdische Philosophie, die theils zur Auslegung der Bibel dienen, theils eine Anleitung enthalten soll, wie man durch den Gebrauch der, in der heiligen Schrift enthaltenen göttlichen und andern Namen und Worte übernatürliche Dinge bewirken könne.

Die Kabbala wird eingetheilt in die theoretische und die praktische.

---

bis ich in Herders vortrefflichen Dialogen: Seele und Gott, Spinoza's Lehre mit lichtvoller Klarheit entwickelt fand. Gewiß ist mancher ein Spinozist gescholten worden, der eben so wenig, wie sein Gegner, und eben so wenig, wie ich, vor Lesung der Herderschen Schrift, Spinoza's Werke verstanden hatte.

*) Gott weiß, warum man nicht das Buch Jesus Sirachs, statt des Hohenliedes des Salomo in den Kanon aufnahm! Das Liebespärchen, welches in diesem lyrisch-dialogischen Gedichte — denn ein Drama ist es nicht — redet, spricht wahrlich oft, als ob es in den Kohlhöfen von Leipzig aufgeblühet, und bei den Bernhardinerinnen in Berlin gebildet wäre. Man sehe nur das siebente Kapitel und Kapitel 8, V. 8—10, so wie mehrere andere Stellen. Dies Gedicht soll Weissagungen von unserm Heiland enthalten! Ein sauberer Prophet, der seine Verkündigungen in ein so schlüpfriges Gewand einkleidete, wodurch jeder Vater abgeschreckt werden muß, seiner unschuldigen Tochter, seinem noch unverderbten Sohn das alte Testament in die Hände zu geben. Sollte man glauben, daß man ohne das Hohelied, nicht Weissagungen genug von unserm Heilande behielte, so verpflichte ich mich hiedurch gegen die hohe Geistlichkeit aller fünf christlichen Hauptkonfessionen, in dem Buch Sirach weit mehrere und weit deutlichere Weissagungen von Christus, u. wenn es begehrt wird, auch vom großen Christoph nachzuweisen, als man jemals im Hohenliede gefunden hat.

Die erstere zerfällt wieder in die buchstäbliche, künstliche und symbolische und in die reelle, ungekünstelte oder philosophische.

Die buchstäbliche oder symbolische Kabbala hat wiederum drei Unterabtheilungen: *a*) die geometrische (von den Juden Gematria nach dem Griechischen *Geometria* genannt;) *b*) die Kabbala Notarikon, und *c*) die Temurah. Die philosophische oder reelle Kabbala wird eingetheilt *a*) in Bereschith, welche das, was die Juden zur Physik rechnen, und *b*) in Mercavah, welche das, was bei ihnen für Metaphysik gilt, enthält.

Die beigefügte Tabelle wird den Lesern zum schnellern Ueberblick der verschiedenen Eintheilungen dieser Wissenschaften dienen:

Kabbala.

- Theoretische.
  - Buchstäbliche oder symbolische.
    - Geometrische. (*Gematria.*)
    - Notarikon.
    - Temurah.
  - Reelle oder philosophische.
    - Bereschith oder Physik.
    - Mercavah oder Metaphysik.
- Praktische. (Diese hat keine Unterabtheilungen.)

Alle drei Zweige der buchstäblichen oder symbolischen Kabbala habe eine künstliche Auslegung der heiligen Schrift durch Spielereien mit Buchstaben, Wörtern und Zahlen zum Gegenstande. Wir betrachten zuerst die geometrische Kabbala (Gematria).

Bekanntlich gebrauchen die Hebräer ihre Buchstaben zugleich als Zahlen, und dies gab ihnen Gelegenheit zu manchen Auslegungen der heiligen Schrift, die man in dem eigentlichen Sinn der Worte nicht findet. Weil z. B. 1. B. Mos., Kap. 1. V. 1 der Buchstabe Aleph, welcher tausend bedeutet sechsmal, und im zweiten Buche der Chronica Kap. 36. V. 23 wiederum sechsmal vorkömmt so schließen sie: die Welt, welche nach der jüdischen Mythologie in sechs Tagen erschaffen worden, werde sechstausend Jahre stehen. Ferner sehen sie bei dieser Art der Kabbala auf die Größe und Lage der Buchstaben, welche sie Zuriith nennen; oft ist nämlich im hebräischen Text ein Buchstabe größer, als der andere geschrieben, und daraus wird dann gleichfalls eine geheime Deutung gemacht. So wie man die Buchstaben, dort wo sie dem Verstande nach, blos Buchstaben vorstellen sollen, für Zahlen nimmt; so betrachtet man sie im umgekehrten Falle dort, wo sie als Zeichen und Zahlen stehen, wiederum als Buchstaben, und auf diese Weise bildet man aus den, in der Bibel angegebenen Zahlen des Höhen- und Längenmaßes der Gebäude u. s. w. Namen oder Worte, aus denen man einen verborgenen Sinn folgert, wovon jedoch der Wahrheit nach keine Sylbe in der Stelle selbst enthalten ist.

Die notarische Kabbala (Notarikon) ward nach den Notarien, welche freilich nicht Erfinder derselben waren, so genannt. Man bedient sich ihrer gleichfalls auf verschiedene Art. Oft nimmt man jeden Buchstaben eines Worts für den Anfangsbuchstaben eines andern z. B. Tausch: Traue Allen Unsern Schönen; Bern: Bedenke Erst, Rede Nachher. Oder man bedient sich blos der Anfangsbuchstaben einzelner oder mehrerer Wörter als Anfangsbuchstaben von andern z. B. Am Anfang Schuf Gott Himmel Und Erde: Als Alles Schlief Ging Hans und Ernst; oft gebraucht man bloße Namen hiezu z. B. Wilhelm Scheerer, Wirklicher Spion, Weiser Salomon. Diese Art die Kabbala anzuwenden heißt Rasche Theboth. Wenn man hingegen die Endbuchstaben von Namen und Wörtern zu Anfangsbuchstaben von andern nimmt z. B. *Drapeau blanc*; *Un Coquin. Une Canaille* oder *Napoleon Bonaparte, Nouvelle Ere*, so heißt es Sophe Theboth.

Die Temurah, die dritte Art der symbolischen Kabbala, besteht in einer Verwechslung oder Vertauschung der Buchstaben, wovon sie ihren Namen hat. Diese wird ausgeübt 1) durch bloße Versetzung der Buchstaben z. B. Emma: Amme, oder Gras: Sarg: 2) Durch Vertauschung des Anfangsbuchstaben mit einem andern z. B. Mecklenburg, Telkenburg; Rudolph, Ludolph. 3) Durch Vertauschung und Versetzung der Buchstaben zugleich (auf eine gemischte Weise). Hier theilt man das ganze Alphabeth in zwei gleiche Theile und schreibt sie der Ordnung nach in zwei Zeilen über einander. Dies wird Albam genannt. Aus diesen beiden Buchstabenzeilen nimmt man abwechselnd diejenigen Buchstaben, welche in der Stelle, die man auslegen will, enthalten sind, und setzt sie in Wörter zusammen. Es bleibt der Willkühr überlassen, ob man bei der untersten oder obersten Zeile anfangen, ob man von der rechten oder linken, oder von der linken zur rechten Hand die Buchstaben ausheben will. Mit dieser Verwechselung der Buchstaben läßt sich die so eben erwähnte Vertauschung verbinden. Wenn man das Alphabeth in verkehrter Ordnung und gleichfalls in zwei gleiche Zeilen unter einander schreibt, so heißt es Attabas. Hier gelten dieselben Regeln wie beim Albam.

Die reelle oder philosophische Kabbala, welche in Bereschith und Mereavah zerfällt, enthält alles das, was die Juden von dem Adam Kadmon, von den zehn Sephiroth, von den Engeln und Geistern, von der Seele des Menschen, von den fünfzig Pforten der Klugheit, und den zwei und dreißig Wegen der Weisheit träumen.

Da ich von den wichtigern dieser Gegenstände in den folgenden Abschnitten reden werde, und meinen Lesern so wenig Langeweile, als möglich, zu machen wünsche, so beschränke ich mich blos hier auf einige kurze Erklärungen.

Adam Kadmon (der erste Mensch, welchen man aber nicht mit dem eigentlichen nähern Stammvater Adam verwechseln muß), ist der erste Ausfluß des unendlichen Lichts Gottes. Er ist ein Strahl des göttlichen Wesens, und aus ihm und durch ihn sind nachher alle andern Dinge der unendlichen, ausfließenden und geschaffenen Welt entstanden. Im Anfange, sagen die Kabbalisten, war ein unendliches Licht, welches Alles in Allem erfüllte. Daher war kein Raum und nichts Leeres. Dies Licht heißt Or Hansoph, ein Licht des Unendlichen. Wegen seines großen Glanzes konnte keine Welt entstehen; darum mußte dies Licht, als es Welten schaffen wollte, seine Strahlen an sich ziehen, und in der Mitte einen leeren und finstern Raum lassen, worin die Welten werden könnten. Es zog deßhalb seine Strahlen von dem Mittelpunkte zurück; das Licht Gottes blieb jedoch über dem Raum und umgab ihn. Weil aber nur Lichtstrahlen zurückgezogen waren, so blieb noch göttliches Wesen in der Finsterniß, und der Raum war also blos ein lichtloses göttliches Wesen. Als das unendliche Licht zurückwich, hinterließ es eingedrückte Spuren oder Fußstapfen, welche zu Gefäßen für die Kreise der zukünftigen Welt dienen sollten. Diese Gefäße waren so gebildet, daß das Licht und die Kraft des Unendlichen von oben in ihre Höhlung hineinfallen konnten. Weil aber, wenn dies von allen Seiten der Höhlung geschehen wäre, alles wieder mit dem unendlichen Lichte würde erfüllt, und dadurch der Unterschied zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen würde aufgehoben sein, so bediente sich das unendliche Licht einer Linie, als eines Kanals, um die Gefäße nur mit einem bestimmten Maaße von Licht zu füllen. Durch diesen Kanal konnten die Ströme des obersten und unendlichen Lichts in die Welten abfließen, welche innerhalb dem Raum erschaffen worden. Die zehn Sephiroth oder Licht und Geisterquellen sind Seitenausflüsse des Kanals oder der Linie. Sie bilden lauter Kreise, welche von einem Mittelpunkt ausgehen, und von denen einer den andern umgibt, so wie sich die verschieden Kapseln od. Häute einer Zwiebel einander umschließen. Der Kanal des Lichts (Adam Kadmon) steigt von dem höchsten Gipfel des obersten Lichts hernieder, und geht in gerader Richtung durch alle jene Kreise oder Sephiroth von dem Mund der Höhlung bis zu dem untersten Theile des Gefäßes hinab. Er ist ein Strahl des unendlichen ausströmenden Lichts, und durch ihn ist Alles geschaffen, was da ist. Man stellt ihn dar unter der Gestalt eines aufrecht stehenden Mannes, mit erhobenem, gen Himmel gerichteten Antlitz und zählt an seinen beiden Seiten, so wie an seiner Mitte zweihundert acht und vierzig Glieder. Er heißt Adam Kadmon, der erste Mensch, weil Gott ihn vor allen andern nach seinem Bilde gemacht hat; und daher ist er der Erstgeborne unter Allem, was da ist, mit dem Vater eines Wesens, und Alles, was gemacht ist, ist durch ihn gemacht.

Diese Ideen sind, wie man sieht, zum Theil dieselben, welche das erste Kapitel des Evangeliums Johannes vom Logos und vom Lichte enthält. Campegius Vitringa und andere Theologen geriethen daher auf den, für ihre Absicht gewiß nicht sehr glücklichen Einfall, die Dogmen von der Zeugung des eingebornen Sohnes Gottes vom Vater, vor seiner Menschwerdung, vor der Dreieinigkeit u. s. w., aus jenen kabbalistischen Lehrsätzen beweisen zu wollen. Sie bedachten nicht, daß, wenn man dies will, man den Kabbalisten einräumen muß, daß sie wirklich die Thorah Schäbeal-peh oder das mündliche Gesetz als unmittelbare Offenbarung von Gott empfangen haben. Gibt man ihnen das zu, so sehe ich keinen Grund, warum man blos das schriftliche, u. nicht auch das mündliche, im Talmud enthaltene Gesetz der Juden, oder ihre Ueberlieferungen, als göttliche Offenbarungen annehmen will? Man hat mich oft als zu partheiischen Feind der Juden verlästert; ich fürchte jetzt gar, man wird mich als einen heimlichen Anhänger und Missionär derselben verketzern.

Aber woher jene Gleichheit? Daß die höchst erbitterten Feinde der Christen, die Juden, diese Ideen aus dem Evangelium Johannes sollten erborgt haben, ist unglaublich. Wahrscheinlich herrschten sie schon zu den Zeiten des Johannes unter den Israeliten, und der Apostel, selbst ein eingeborner Jude, behielt sie von seinen vorigen Glaubensgenossen bei, um diesen dadurch die Lehre Jesu noch mehr zu empfehlen. Vielleicht wurden aber auch von dem heiligen Geiste selbst ihm diese Lehrsätze als göttliche Offenbarungen bestätigt, und er zur Verbreitung derselben angetrieben. —

Die Sephiroth sind Mittelwesen, welche die erste Ursache d. h. den in sich verborgenen Gott vorstellen, weil sie Ausflüsse des letztern sind und daher alles hervorbringen und regieren. Sie sind endlich, Gott unendlich; aber sie sind keine Geschöpfe, sondern Bilder und Strahlen des Unendlichen, und Ausflüsse des Adam Kadmon. Sie liegen in dem ersten Ausflusse aus Gott, dem Adam Kadmon, der sie belebt, bewegt, erleuchtet und durch sie auf das Untere wirkt. Die Sephiroth sind also als die modificirte Gottheit zu betrachten, und verhalten sich gegen die übrigen Dinge, wie der Mittelpunkt zu seiner Umgebung. Wenn Adam Kadmon seine Strahlen in eine jede Welt

ausläßt, so bilden sie zehn solcher Lichtquellen oder Sephiroth, welche einander untergeordnet sind. Aus jedem Strahl des Adam Kadmon entstehen zehn Sephiroth. Alle haben ein doppeltes Licht, ein inwendiges umgebenes, ein auswendiges umgebendes. Durch den Einfluß dieser Sephiroth in einander sind die Gefäße zur Hervorbringung der Welten angefüllt worden. Mittelst der Sephiroth oder Geister- und Lichtquellen sind von dem Adam Kadmon die himmlischen, geistigen, luftigen und irdischen Dinge erschaffen worden, welche in die. vier Welten Aziluth, Briah, Jezirah und Asiah vertheilt sind.

Unter den fünfzig Pforten der Klugheit und den zwei und dreißig Wegen der Weisheit, werden gewisse Grade und Eintheilungen der höhern kabbalistischen Wissenschaften verstanden. Da meine Leser wohl nicht begierig sind zum vollen Lichte dieser Weisheit und Klugheit zu gelangen, so will ich Sie nicht damit langweilen.

Die praktische Kabbala endlich besteht in der Anwendung biblischer Worte, Sprüche und Benennungen Gottes oder der Engel zur vermeintlichen Bewirkung übernatürlicher Dinge. Sie ist bei den Juden eben so beliebt, wie bei den Christen ehemals das Segensprechen, Sieblaufen, Stillen, Teufelaustreiben und dergleichen Possen. Wenn man Abrahams wahrhaften Saamen trauen darf, so kann mittelst dieser Kabbala auch das Unmöglichste möglich gemacht werden. Die Wunder des Moses in Aegypten, das Stillestehen der Sonne auf Josua's Gebot, das Feuer, welches Elias vom Himmel fallen ließ, und alle jene übernatürlichen Ereignisse, an denen das alte Testament so reich ist, wurden nach den Versicherungen der jüdischen Kabbalisten, durch diesen Zweig der Kabbala bewirkt. Schon Adam verstand sich darauf, und lernte diese Kunst aus einem Buche, welches der Engel Rasiel auf Gottes Befehl ihm vom Himmel brachte. Die himmlischen Heerschaaren selbst waren so neugierig, daß sie zu Vater Adam herabkamen, und bei ihm in die Schule gehen wollten. Gott verbot es ihm aber, sie in dieser Weisheit zu unterrichten. Nach dem Sündenfalle flog das köstliche Buch in den Himmel zurück, worüber Adam untröstlich war, und so lange weinte und Buße that, bis Gott es ihm durch den Engel Raphael wiedergeben ließ. Von Adam ward es auf Seth, von diesem auf Enoch und so weiter vererbt, bis es im J. 1701 von einem frommen Israeliten Rabbi Israel Ben Abraham zu Amsterdam herausgegeben ward. Es enthält ein vollständiges Verzeichniß von den Namen der vornehmsten Engel und Geister, und vortreffliche Mittel, wie man Engel und Teufel beschwören, Krankheiten anzaubern und wieder vertreiben, Feuer besprechen, mit Sonne, Mond und Sternen reden, Erdbeben, Ueberschwemmungen, imgleichen böse Seuchen erregen, aus Eiern, Pflanzen, Steinen und aus dem Lauf der Gestirne wahrsagen kann, und dergleichen. Kurz, es ist ein sehr nützliches Werk, und muß dem guten Adam, welchem es wahrscheinlich an besserer Lektüre fehlte, viel Vergnügen gemacht haben.*)

Und nun noch Einiges von dem Ursprung der Kabbala.

Dem Adam also war diese geheime Wissenschaft von Gott selbst anvertraut worden. Da seine Nachkommen sich aber von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr verschlimmerten, so gerieth auch die Kabbala bei ihnen fast ganz in Vergessenheit. Erst dem Abraham, dem ausgezeichneten Lieblinge Gottes, ward sie aufs Neue offenbart, und er zeichnete sie in dem noch vorhandenen Buche Jezirah auf. Allein während der Knechtschaft der Juden in Aegypten vergaßen sie die Kabbala gleichfalls. Gott theilte sie indessen dem Moses wieder mit, als dieser sich vierzig Tage bei ihm auf dem Sinai aufhielt, um das Gesetz zu empfangen. Moses verfaßte sie in ein Buch, Majan Chochma, d. i. Brunnen der Weisheit, genannt. In der Babylonischen Gefangenschaft ging es nicht besser mit der Kabbala, als in Aegypten, und deßhalb ward sie nachher auf göttlichen Antrieb von Esra, und den Propheten Haggai und Zacharias erneuert und hergestellt. So weit die jüdische Sage.

Nicht Vater Abraham, wie die Juden behaupten, sondern der Rabbi Akibha oder Akkiva war der Verfasser des vorhin erwähnten Buches Jezirah. Es ist eine lächerliche Eitelkeit dieses Volkes, daß es allen seinen Büchern ein höheres Alterthum zuschreibt, als sie wirklich besitzen, und alberne Leichtgläubigkeit christlicher Schriftsteller ist es, wenn sie dergleichen Prahlereien für Wahrheiten annehmen. Jener Akibha lebte zu Ende des ersten und zu Anfange des zweiten Jahrhunderts nach Chr. G., und von ihm rühmen die Hebräer, Gott habe ihm Alles offenbart, was er dem Moses verheimlicht hätte. Indessen mußte Gott ihm doch manches verschwiegen haben. Er ließ sich von dem angeblichen Messias Barchocheba (vorher Coziba genannt) verleiten, dessen Parthei zu ergreifen, und ward im Jahr 132, nach Andern im J. 120 auf eine grausame Weise hingerichtet.

Daß die Juden schon lange vor der Babylonischen Gefangenschaft die Kabbala gekannt und ausgeübt haben, dafür bürgt ihr Hang zum Wunderbaren und Geheimnißvollen, ihre Sucht, Träume zu deuten, u. der von ihren frühesten Stammvätern auf sie vererbte Aberglaube. Rabbi Schimeon Ben Schetach oder Simeon Schetachides, welchen Einige für den Erfinder der Kabbala gehalten haben, kann daher höchstens nur für einen Wiederhersteller derselben bei den in Palästina wohnenden Juden gelten. Er war zur Zeit des Hyrcanus vor dessen

*) Auch in dem talmudischen Buche Emek Hammelech wird gründlicher Unterricht ertheilt, wie man mittelst der Kabbala Menschen u. Thiere erschaffen könne.

Verfolgungen nach Aegypten entflohen, wo er sich mit den geheimen Wissenschaften der dortigen Israeliten bekannt machte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland gab er der Kabbala seiner Landsleute eine andere Gestalt und verschaffte ihr voriges Ansehen, welches durch die Sekten der Karaiten und Sadducäer, die durchaus alle mündliche Offenbarungen verwarfen und bloß auf das schriftliche Gesetz sich beschränkten, sehr geschwächt worden war. Dem Simeon Schetachides folgte noch vor Chr. G. sein Schüler, Rabbi Elkana Ben Jerucham, welcher zwei Bücher Sepher Happeliah und Sepher Hakkaneh, und dessen Sohn Rabbi Nechonia, der das Buch Bahir schrieb. Indessen werden die unter diesen Aufschriften jetzt vorhandenen Bücher von Vielen (Nichtjuden) für untergeschoben, und für Früchte späterer Zeiten gehalten. Nach der Zerstörung Jerusalems traten Rabbi Akibha (der vorhin erwähnt worden), R. Ismael Ben Elischa u. andere auf, u. brachten die Kabala noch zu einem höhern Grade von Vollkommenheit. Der Rabbi Schimeon Jochaides oder Ben Jochai war der erste, der zu Anfange des dritten Jahrhunderts unter dem Titel Sohar (Glanz) eine kabbalistische Erklärung der fünf Bücher Moses schrieb. Die Aechtheit dieses, gleichfalls noch vorhandenen, Buchs wird aber bezweifelt, da bis zum dreizehnten Jahrhundert keiner der übrigen Kabbalisten desselben erwähnt. Salomon Ben Isaac Jarchi (geb. zu Troyes 1104, gest. ebendas. 1180) verfaßte Erklärungen über die fünf Bücher Moses, über mehrere Propheten und über die Gemara, und erwarb sich dadurch einen so großen Beifall bei den Juden, daß sie ihm den Namen eines Fürsten der Auslegungskunst beilegten. Seine Schriften, so wie viele andere Werke der Kabbalisten späterer Zeit sind freilich nicht in den Talmud aufgenommen, sie behaupten aber in den Augen der Hebräer ein fast eben so großes Ansehen, wie dieser. Erst im fünfzehnten Jahrhundert ward die Kabbala durch den Fürsten Johann Pico von Mirandola den Christen näher bekannt, denn vorher wußte man so wenig davon, daß ein Schriftsteller, der als Gegner dieses gelehrten Fürsten auftrat, auf die Frage, was die Kabbala sei? antwortete: „Kabbala wäre ein gottloser Bösewicht und ein arger Ketzer gewesen, der viel wider Christus und wider die Mutter Gottes geschrieben hätte. Seine Anhänger wurden nach ihm Kabbalisten genannt." Johann Pico ward übrigens gleichfalls betrogen. Er kaufte für eine sehr große Summe von einem Juden siebzig Bücher des Esra über die Kabbalistische Philosophie, welche der Jude selbst ausgeheckt und geschrieben hatte. Der Fürst war jedoch zu leidenschaftlich verliebt in diese geheimnißvolle Weisheit um zu begreifen, daß er getäuscht war.

Viele christliche Gelehrte, und unter ihnen besonders Johann Reuchlin, Paul Ricius, Knorr von Rosenroth, Heinrich Morus, Lampegius Vitringa und Franz Merkur von Helmont glaubten wirklich, daß die Kabbala eine göttliche Offenbarung enthielte.* Sie wollten die Geheimniße der Dreieinigkeit, der Menschwerdung des eingebornen Gottessohns und viele andere unbegreifliche Dinge darin bestätiget finden. Sie machten deßhalb einen Unterschied zwischen der alten u. neuern Kabbala u. der neuern und unreinen. Reuchlin ließ sich bekanntlich, so wie Knorr von Rosenroth, von einem Juden in dieser erhabenen Weisheit unterrichten.

Eine Art von buchstäblicher Kabbala ward selbst in den neuesten Zeiten von christlichen Theologen zur Erklärung der prophetischen Schriften der Bibel benutzt, Albrecht Bengel bediente sich derselben in einer erklärten Offenbarung Johannis, und ihm folgten manche andere Schriftausleger, welche ihm zum Theil eben so wenig an Frömmigkeit und Wahrheitsliebe, als an Gelehrsamkeit gleich kamen. So sahe man einen Thube, Typke, Jung-Stilling und im Jahr 1821 sogar den „quiescirenden" Herrn Justizrath Rühle von Lilienstern, (so nennt dieser letztere sich selbst), die chiliastisch-kabbalistische Laufbahn betreten, um durch Buchstaben- und Zahlenversetzungen das versiegelte Buch des Johannes ihren Zeitgenossen zu entsiegeln. Der „quiescirende" Herr Rühle von Lilienstern zeigte auf diese Weise, daß der jetzt im Grabe „quiescirende" Napoleon und kein Anderer, der Antichrist sei. Kaum war jedoch das Schriftchen des in Dillenburg quiescirenden Justizraths gedruckt, als in Europa die Nachricht ankam: Napoleon sei todt! Ein Beweis, wie mißlich es mit der symbolischen Kabbala steht.

Für die Fackel.

Die Fixsterne.

Von Lehrer Funke.

Gesenkten Hauptes kriecht oder läuft das Thier über die Fluren; mit aufgerichtetem Antlitz geht der Mensch einher. Nach der Erde richtet der thierische Mensch seine Blicke, um sich Speise und Geld zu verschaffen, in den Sternen lies't der geistige Mensch.

Wir haben mit Aufmerksamkeit die Veste des Himmels betrachtet. Sie erschien uns als ein stilles, einsames Land, durchschnitten von einer breiten Heerstraße, auf welcher eine Menge Wanderer, theils allein, theils begleitet von einem oder mehren Dienern, hin und hergehen. Wir folgten den Reisenden, haben uns in ein Gespräch mit ihnen eingelassen, und sie erzählten uns Wunderdinge, die fast wie Mährchen klangen.

Jetzt steigen wir hinab von unserer Hochstraße, um auch einen Theil der unermeßlichen Flur zu durchstreifen, und zu unserer unaussprechlichen Bewunderung finden wir, daß es nicht leblose Steine, nicht an den Boden festgewachsene Moose sind, von denen die Ebene

ergrünte, sondern ebenfalls wandelnde Geschöpfe, die sich mit Hast und Eile bewegen, sich fliehen und wieder begegnen.

Aber eine andere Klasse von Wesen wandelte mit uns auf der Hochstraße, Ekliptik oder Sonnenbahn genannt, eine andere in der Ebene, die wir das Firmament nennen.

Denn ob auch das unachtsame Auge keinen Unterschied unter den Sternen bemerkt, so kennen wir nun schon die Planeten auf den ersten Blick an dem ruhigen mondartigen Lichte, während die Fixsterne unablässig schimmern und flackern. Die Planeten laufen hin und her, während man an den Fixsternen mit bloßem Auge keine Bewegung wahrnimmt. Im Fernrohre verwandeln sich die Planeten in Scheibchen, die Fixsterne bleiben stets nur Punkte. Aus Allem geht hervor: die Planeten sind Erden, wie die unsrige; die Fixsterne sind Sonnen. Und sollte ja noch ein Zweifel entstehen, so hat Arago ein Instrument erfunden, welches entscheidet, ob das Licht eines Sternes von ihm selbst ausgeht, oder blos zurückgeworfen wird, und so oft man damit den Gang eines Fixsternes prüft, thut er jedesmal den Ausspruch: die Fixsterne sind Sonnen.

Auf der Erde hat jedes Land, jede Provinz, jede Stadt ihren Namen; eben so am Himmel. Die 12 Länder, durch welche die große Planetenheerstraße geht, heißen bekanntlich Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Neben diesen liegen aber rechts und links noch viele andere Länder, von denen freilich die meisten Menschen nur eins kennen, nämlich den Himmelswagen, bei den Astronomen, der große Bär geheißen; und Viele kennen auch wohl den nicht einmal.

Die meisten dieser Länder führen die Namen von Thieren oder von alten griechischen Göttern. Im Anfange des 17. Jahrhunderts machte man den Versuch, diesen heidnischen Unfug vom Himmel zu vertilgen, die 12 Zeichen des Thierkreises benannte man nach den 12 Aposteln, die andern nach den Propheten, Patriarchen und Heiligen; doch die alten Götzen behaupteten den Platz bis heute. Will man den Ort eines Sternes genau wissen, so bezeichnet man ihn nach der Rectascension und Declination, welche am Himmel das sind, was auf der Erde die geographische Breite und Länge.

Nach ihrem Glanze theilt man die Sterne in Klassen; die von der 1.—7. erblickt auch das bloße Auge, von der 8. an sind sie nur im Fernrohre sichtbar.

Sterne 1. Größe gibt es 18:

1. Wega in der Leyer;
2. Kapella im Fuhrmann;
3. Arcturus im Bootes;
4. Aldebaran im Stier;
5. Regulus;
6. Atair im Adler;
7. Demeb im Schwan;
8. Procyon im kleinen Hunde;
9. Sirius im großen Hunde;
10. Betageuze im Orion;
11. Rigel im Orion;
12. Spika in der Jungfrau;
13. Antares im Scorpion;
14. Fomalhaut im südl. Fische.

Die übrigen 4 bleiben immer unter dem Horizonte, und wir können sie in unsern nördl. Gegenden nicht sehen.

An Farbe erscheinen dem bloßen Auge alle Sterne weiß, aber im Fernrohre werden Arctur, Aldebaran, Betageuze roth, und der Polarstern gelb. Andere sind grün, bläulich, purpurfarben. Einige verändern auch ihr Ansehen; so hieß Sirius bei den Alten der rothe Stern; jetzt sieht er blau.

Wie die Entfernung der Sterne gemessen wird, ist schon erwähnt worden. Lange Zeit gewann man damit kein anderes Ergebniß, als daß sie wenigstens 4 Billionen Meilen von uns abstehen.

In neuester Zeit ermittelte endlich Struve, daß der Stern Wega in der Lyra 789,400 Sonnenweiten = 16 Billionen Meilen, welche das Licht in 12 Jahren durchläuft, von uns entfernt sei.

Die Entfernung des Schwanensternes Nr. 61 fand Bessel zu 592,000 Sonnenweiten = 12 Billionen Meilen = 9¼ Jahren Lichtzeit.

Alpha des Centauren (ein Stern 1. Größe, der bei uns nicht gesehen wird) ist nach Maclear und Henderson 200,000 Sonnenweiten = 4 Billionen Meilen = 3 Jahre Lichtzeit entfernt.

Die Entfernung der Wega, 16 Billionen Meilen sieht man als die mittlere Entfernung eines Sternes 1. Größe an, und nennt sie eine Sternweite.

Die Entfernung eines Sternes 2. Größe wird angenommen zu 27 Billionen Meilen,

eines Sternes 3. Größe zu	41	Bil.	M.,
" " 4. " "	60	"	"
" " 5. " "	87	"	"
" " 6. " "	126	"	"
" " 7. " "	234	"	"

Die Entfernung eines Sternes 12. Größe schätzt Struve auf 326 Sternweiten = 5060 Billionen Meilen, eine Strecke, welche das Licht in 4000 Jahren durcheilt.

Du staunst, du wirst es müde, mir in so ungeheure Entfernung zu folgen, aber noch giebt es keine Rast; wir sind noch lange nicht an den Grenzen des Central-Sonnengebietes; noch haben wir uns nur in den der Erde benachbarten Gegenden ihres weiten Reiches umgesehen, und kommen nun erst zu der Milchstraße.

Wie der Augenschein zeigt, bildet die Milchstraße einen Kreis um den Himmel. Ob dieser Kreis auch wirklich wieder in sich selbst zurückkehrt, können wir hier nicht sehen, weil stets ein beträchtlicher Theil des südlichen Himmels unter unserem Gesichtskreise bleibt. Am Aequator jedoch sieht man binnen 24 Stunden den ganzen Himmel, und die

Reisenden von da berichten, die Milchstraße gehen auch da fort, und schließe sich zusammen zu einem ununterbrochenen Gürtel. Nur wird sie dort etwas schmäler, und bildet Inseln, welche noch schwärzer als der übrige Himmel und völlig sternlos, von den Schiffern die Kohlensäcke genannt werden.

Im Fernrohre verwandelt sich der weißliche Himmel der Milchstraße in eine Unzahl kleiner Sterne. Aber hinter diesen Sternchen bleibt immer noch ein weißlicher Grund, ebenfalls ohne Zweifel aus Sternen bestehend, den aber kein Fernrohr auflöst. Ihre Entfernung ist wenigstens 100 Mal größer, als die eines Sternes 12. Größe, so daß das Licht, um von ihnen zu uns zu gelangen, wenigstens 400,000 Jahre bedurft hat.

Hier zeigt uns die Welt ihren Taufschein vor, und weis't durch ihn unwidersprechlich nach, daß Calvisius und Genossen Unrecht haben, wenn sie ihr Alter, ein wahres Kindesalter, von noch nicht 6000 Jahren beilegen; in diesem für uns langen, für die Welt unendlich kurzen Zeitraum hätte unsere Sonne noch nicht einmal Zeit gehabt, den tausendsten Theil ihrer muthmaßlichen Bahn um ihre Central-Sonne zu durchlaufen, und von der Milchstraße könnten wir gar nichts wissen, da ihr Licht noch nicht zu uns gelangt wäre.

Doch sagt diese Urkunde blos, daß die Welt wenigstens 400,000 Jahre alt ist. Späterhin werden wir noch andere Briefe finden, die ihr ein noch höheres Alter beimessen.

Wie sich bei dieser Nachricht der lange Zeitraum von 6000 Jahren vor unsern Augen in ein Nichts zusammenzieht, so verliert sich zugleich auch der Respect vor der Schnelligkeit des Lichts. Wenn dasselbe so viel Zeit bedarf, um von einem Orte des Central-Sonnen-Gebiets zum andern zu gelangen, so kann es der Herrscher in demselben, die Central-Sonne, nicht als seinen Courier brauchen; wahrscheinlich hat er andere noch schnellere Diener, und eben daher mag es wohl kommen, daß wir eine Kunde von der Central-Sonne durch das Licht bisher noch nicht erhielten.

Noch mehr schrumpfen vor dem innern Auge die Entfernungen auf der Erde zusammen. Wenn Jemand in die weite Welt geht oder nach Australien schifft, so kommt uns das vor, wie wenn ein Infusionsthierchen von dem einen Ende seines Wassertropfens bis zum dem andern schwimmt.

In die weite Welt! Willst du in die wirklich weite Welt gehen, so erbitte dir von deinem Schöpfer, der Natur zuerst 5000 Menschenleben, und schiffe dich dann auf einem Lichtstrahl ein. Willst du aber bis ans Ende der weiten Welt, so halte dich nirgends auch nur einen Augenblick auf, sonst reichen deine 5000 Leben nicht aus, denn unendlich und unzählig ist die Zahl der Sterne und Welten in dieser großen, weiten Welt.

Zwar versucht hat man es, die Sterne nicht nur zu zählen, sondern auch sie zu verzeichnen, und Bode hat es darin bis auf 17,000, Lalande bis auf 50,000 gebracht. Und daß sie in Klassen geordnet sind, ist schon erwähnt. Bis zur 6. Klasse beträgt ihre Zahl 6000, bis zur 17. 50'000,000. In dieser Zahl befinden sich aber die Sterne der Milchstraße und der weißliche Schimmer, welchen das Fernrohr in Sterne auflöst, noch nicht, denn diese sind im eigentlichsten Wortverstande unzählbar.

Ueber die wirkliche Größe der Fixsterne haben wir blos Vermuthungen; doch mag es nicht wenige Sonnen geben, welche die unsrige in dieser Hinsicht weit übertreffen.

Wenn man auf unsere Sonne Weltkörper würfe, Monde, Erden, Sonnen etc. und damit fortführe, bis endlich die Sonne so groß wäre, daß ihr Halbmesser an die Erde stieße, daß sie also einen Halbmesser von 20'500,000, einen Durchmesser von 41 Millionen Meilen hätte, so erschiene sie den Wega-Bewohnern doch noch nicht einmal 1 Secunde groß. Da die Sonne nun aber statt 41 Millionen Meilen nur 200,000 Meilen im Durchmesser hat, so erscheint sie den Wega-Bewohnern nur 1/200 Secunde groß, d. h. ist für sie kleiner als ein Stern 7. Größe, man sieht sie mit unbewaffnetem Auge gar nicht.

Gleichwohl ist die Wega in einer Entfernung, von wo aus die Sonne gar keinen Durchmesser mehr zu haben scheint, und folglich ganz verschwindet, immer noch ein Stern von scheinbar 1. Größe, und mag wohl in der Wirklichkeit so groß sein, wie die eingebildete aus Millionen und Billionen von Weltkörpern zusammengetragene Sonne von der wir so eben sprachen.

Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele Sterne 1. Größe einen noch bedeutenderen Umfang haben, so daß sie den ganzen Raum von der Sonne bis zur Uranusbahn schon allein ausfüllen, und in diesem ungeheuren Raume kein Planet und kein Mond stehen könnte.

Hat man dort Telegraphen, so sind sie wohl schwerlich auf das Licht gegründet, denn dieses bedarf, um von einem Welttheile zum andern zu gelangen, Viertel- oder halbe Stunden, Erden, wie die unsrige ist, mögen wohl zu Millionen an den Ufern der Ströme liegen, und für Sandkörner gelten.

Und alle diese ungeheuren Körper befinden sich nicht etwa in Ruhe, sondern sie schwingen sich um sich selbst und stürmen mit rastloser Eile durch den Himmelsraum. Es entstehen neue Sterne am Himmelszelt, andere verschwanden schon, noch andere nehmen an Glanz regelmäßig ab und zu. Wir gedenken hier blos:

1) des neuen Sternes zur Zeit des Tycho Brahe. Plötzlich leuchtete derselbe im Jahre 1572 im Sternbilde der Cassiopeja auf, übertraf an Glanz den Sirius und die Venus und wurde selbst bei Tag gesehen.

Die wundervolle Erscheinung erregte einen Zusammenlauf des erstaunten Volkes, und dadurch erst wurde Brahe aufmerksam gemacht. Das Phänomen blieb am Himmel 2 Jahre hindurch stehen, dann nahm sein Licht ab, und verlor sich endlich ganz. Späterhin, als die Ferngläser vollkommener wurden, hat man oft wieder eine Spur von ihm gefunden. Doch wird berichtet, daß auch in den Jahren 1260 und 945 an derselben Stelle des Himmels ein neuer Stern gesehen worden, was auf eine periodische Wiederkehr in je 312 bis 315 Jahren zu deuten scheint, so daß diejenigen unter uns, welche noch 30 Jahre leben, eine der seltensten und prachtvollsten Erscheinungen sehen werden.

2) Der Wunderstern im Wallfische (*Miraceti*) zur Zeit seiner Schwäche 236 Tage hindurch dem bloßen Auge gar nicht sichtbar, dann wächst er 40 Tage, wird ein Stern von 3., 2., zuweilen auch von 1. Größe und nimmt dann 66 Tage hindurch wieder ab.

3) Algol, ein heller Stern am Kopfe der Medusa, verändert sich in 2 Tagen 20 Stunden 49 Minuten. — 60 Stunde lang leuchtet er mit gleichförmigen Glanze. 4 Stunden lang nimmt er ab; 18 Minuten dauert sein kleinstes Licht, binnen 4 Stunden erreicht er sein gewöhnliches wieder.

Im Ganzen hat man eine Veränderlichkeit bis jetzt an etwa 36 Sternen bemerkt.

Drei Sterne 1. Größe wurden gesehen von Kepler, Anthelm und Hevel, und einer am Südhimmel von John Herschel, von denen 3 verschwunden sind, einer, im Schwan, bis zur 6. Größe herabgesunken ist.

Wir erblicken hier eine wunderbare Mannigfaltigkeit auch unter den Sonnen. Es scheinen deren zu sein, die nur an einem Punkte, andere, die nur an einer Seite leuchten. Es mag vorkommen, daß ein großer, aber specifisch leichter Planet um eine kleinere, aber schwerere, Sonne läuft, und sie periodisch verdunkelt. Es kann Sonnen geben, welche platt, wie Linsen sind und uns bald ihre breite Seite, bald ihre schmale Kante zeigen.

Leuchtete plötzlich ein Stern auf, und verschwand nach einiger Zeit wieder, so schien am nähesten zu liegen, daß man eine im Feuer aufgehende Welt vor sich habe; aber von einer so grobsinnlichen Idee wendet man sich ab, um so lieber, als auch hier eine periodische Wiederkehr, sei es auch nach Jahrhunderten, bemerkt worden ist.

Mehre tausend Sterne, welche dem bloßen Auge, als einfach erscheinen, stellen sich im Fernrohr als doppelt, ja wohl gar als drei- und mehrfach dar.

Dem bloßen Auge fließen 2 Sterne in einen zusammen, wenn sie auch 6 Bogen andeuten oder 360 Secunden, auseinander stehen. Das Fernrohr trennt bei 20maliger Vergrößerung Sterne, die 15 Secunden, bei 180maliger, die 2 Secunden, bei 1000maliger, die ½ Secunde, von einander entfernt sind.

Anfangs glaubte man, diese Doppelsterne seien nur scheinbar doppelt, es stände hinter einem nahen Sterne ein 10 oder 100mal entfernterer. Als man aber im gegenwärtigen Jahrhunderte anfing, die Entfernung der Firsterne zu messen, da zeigte sichs, daß die Doppelsterne wirklich zu einander gehören, daß um eine größere Sonne eine, zwei, auch wohl noch mehr kleinere Sonnen sich bewegen.

Stände nämlich ein großer, naher Stern vor einem kleinen sehr fernen, so müßten beide im Winter, wo wir uns von unserm Sommerstandpunkte um 41½ 000,000 Meilen entfernt haben, einander entweder näher oder weiter auseinander rücken, oder der große, nahe müßte wohl gar, wenn er erst rechts stand, nun links stehen.

Von allen 3 Fällen traf keiner zu; vielmehr bemerkte man, daß, wenn der große Stern um eine oder eine halbe Secunde in einem Jahre hin oder herrückte, so nahm er den kleinen allemal mit.

Dieser Umstand, verbunden mit dem, daß diese Doppelsterne in so großer Menge vorkommen, (denn in der Regel führt von den größeren der je fünfte Stern einen kleineren als Begleiter mit sich), und daß die zu einander gehörenden Sterne einander sehr nahe stehen, bewies, daß sie nicht scheinbar (optisch), sondern wirklich (physisch) zu einander gehören.

Endlich auch hat man bei einigen sogar schon die Zeit bestimmt, in welcher der Begleiter seine Bahn um den Hauptstern zurücklegt. So giebt es im Krebs einen Stern, welcher als Hauptsonne 2 Nebensonnen hat. Die ihm näher stehende vollendet ihren Kreislauf in 58 Jahren, die entferntere in 660 Jahren. Um einen Stern in der Wage läuft dessen Begleiter in 1400 Jahren.

Gewöhnlich zeigen die zu einander gehörenden Sonnen verschiedene Farben, der Hauptstern ist in der Regel weiß, oder hellgelb, der Begleiter bläulich. Hat eine, Hauptsonne mehre Begleiter, so ist sie selbst weiß, ihr 1. Trabant blau, der 2. röthlich, der 3. grün, der 4. purpurfarben.

Außer diesen selbstleuchtenden Begleitern schwirren aber auch höchst wahrscheinlich, wie um unsere Sonne dunkle Erden, und Monde. Unbeschreiblich prachtvoll muß der Anblick des Himmels auf diesen Körpern sein, und rasch abwechselnd das Schauspiel, welches die Natur aufführt. Einmal stehen dort 5 Sonnen am Himmel, von denen immer eine größer als die andere, und jede von verschiedener Farbe ist. Ein andermal sieht man nur 4, nur 3, nur 2, nur 1, als seltene Abwechselung wohl auch gar keine Sonne, so daß die Nacht dort eine ungewöhnliche Erscheinung ist. Die weiße Sonne gießt weißes, die blaue blaues, die rothe rothes Licht über die Erde. Kein Gegenstand hat daher eine bleibende Farbe, und aus der Vermischung der verschiedenen Farben

entstehen stets neue, so daß die höchste Mannigfaltigkeit erzeugt wird.

Das geistige Leben. Einbildungskraft.

Von Julius Weber.

Ueberlaß dich der Freude, laß uns genießen, denn unser
Ist der Augenblick noch, den du lebst, bald wirst du zur Asche
Und zum Schatten, für Menschen zur Mähr; was ich sage, schon ist es
Schnell verhallt.

Das geistige Lachen entsteht aus der Wahrnehmung lächerlicher Ideen und ist der eigentliche Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens und auch dieses Buchs, so Gott will. Die gemeine Redensart: „Es lächert mich — es lächert mich nicht," drückt den Uebergang vom Körper zum Geist und umgekehrt sehr glücklich aus, die, was man auch vom äußern und innern Menschen sagen mag, oder vom Gehirnmark, Nervensaft, Lebensgeistern (womit gar Viele das Wesen der vorstellenden Kraft erklärt zu haben glauben) zusammenhangen, wie Rock und Unterfutter. Search dachte sich die Seele im Kabinette sitzend, umgeben mit Nervenschnüren, die zu diesem oder jenem Theile des Körpers führen, wie die Klingelschnur des Herrn ins Bedientenzimmer oder die Fäden eines Spinnengewebes nach dem Mittelpunkte, wo die Spinne lauert; nach dem Schwärmer Stilling oder Jung aber ist der Aether oder die Himmelsluft der Mittler zwischen Sinnen- und Geisterwelt, ob wir gleich nicht einmal wissen, wie die Nerven auf die Muskeln wirken, und wie mittelst der Nerven im Gehirn Vorstellungen entstehen. Wir nennen also das, was wir nicht mit den Sinnen fassen können, oder das Verborgene, Geist, wie die Morgenländer Luft und Athem, die wir empfinden, aber nicht sehen, Geist nennen, und dabei sollten wir es belassen, um uns — Lächerlichkeiten zu ersparen.

Das geistige Lachen ist eine Seelenmotion und reine angenehme Empfindung, die man auch das empfindsame (*sentimental*) Lachen nennen könnte, verschieden vom physischen, wie Thränen von Traurigkeit. Die Empfindung des Lächerlichen und des Lachen verhalten sich wie Ursache und Wirkung, und wie es weichherzige Menschen gibt, die dennoch selten weinen, so gibt es auch Komiker, die selten lachen. Swift soll nur selten gelacht haben, gleich Moliere, und wer hatte mehr Takt für das Lächerliche als diese beide? Niemand ist mehr überzeugt, daß alles in der Welt eitel sei, als der Komiker, daher seine öftere hypochondrische Stimmung, finstere Ruhe und Mangel an Theilnahme. Die Sinne machen unsere gröbere, die Wahrnehmungen der Seele unsere feinere Organisation aus oder die Welt der Idee. Um Lachen erregen zu können, muß man zuvor das Belachenswerthe ausspähen und auffassen, was nur dem überlegenen Verstande gegeben ist, und da dieser ernsthafter Natur ist, so sind und waren gerade die besten Komiker die ernsthaftesten Menschen. Es ist gewissermaßen Schade, weil das Lachen ein so treffliches physiognomisches Zeichen ist; oft habe ich in Gesellschaft oder Theatern Männer von berühmten Namen beobachtet, über was sie lachten oder nicht lachten, und selten in ihrem wahren Charakter geirrt. — Ich weiß nicht, ob die Gehirnmasse Einfluß hat? Das gewöhnliche Gewicht ist zwei bis drei Pfd. Cromwells Hirn soll 6½ Pfund gewogen haben, und Napoleons Hirn vergaß man zu wiegen: beide lachten wenig, und es wäre möglich, daß man desto leichter lachte, je leichter das Gehirn. Im Alter wird das Gehirn trockner, folglich leichter, daher ich mir erkläre, daß ich jetzt leichter lache als in der Jugend, wo ich wegen meines Ernstes oft getadelt wurde, und jetzt habe ich schon hören müssen: „Vergessen Sie Ihre Sechziger nicht!"

Nach der kritischen Philosophie ist der sinnliche Mensch eine bloße Erscheinung, die der sichtbaren Welt angehört, der vernünftige Mensch aber ein Mitglied der übersinnlichen — ein Ding an sich — also ernst, wie es einem Ding an sich zusteht —

Während das andere Thier hernieder
zur Erde den Blick senkt,
Gab dem Menschen der Herrscher der
Welt ein erhabenes Antlitz
Und befahl ihm, zum Himmel zu schauen
und aufrecht das Auge
Nach den Gestirnen zu richten

aber — aber, wenn wir auch der Seele die gesetzgebende Gewalt zugestehen, so hat der Körper die ausübende, beide stehen nur zu häufig im Widerspruche, wie im Staate auch, und das Thier erhält den Sieg. Ueber nichts haben sich die Philosophen so viel herumgebalgt als über die Seele — sie ist unsichtbar, folglich können wir sie nicht anschaulich kennen, noch weniger ihr Hoflager ausspähen, und Luther behält Recht: „Was in Hosen u. Wambs steckt, Fleisch und Blut, ist von der Welt, der Geist aber ist das kleine Beutlein, da Pathengeld, ungarisches Gold inne liegt," heut zu Tag sieht es bekanntlich mit Pathengeld scheu aus; aber wer wird darum den Wimmerling spieten oder zu Winkel kriechen?

Die bloß geistige Vorstellung des Lächerlichen hat das Eigene, selten Lachen zu erregen, wenn sie auch gleich analoge Empfindungen erregt: die Seele allein lacht. Wenn ein großer Lümmel hinstürzt oder sich neben seinem Stuhle niederläßt, der Wind Hut oder Taschentuch vor ihm hinbläst, so werden unter zehn Zuschauern neun lachen — nicht so, wenn man dies bloß denkt oder liest. Hieraus folgt die praktische Bemerkung, daß Anblick oder mündlicher Vortrag das Lächerliche unterstützen und erhöhen, der komische Schriftsteller aber desto mehr Talent und Darstellungsgabe nöthig habe, wenn er gefallen und seinen Zweck erreichen will. Vorzüglich darf derselbe nie vergessen, daß man in Gesellschaft und bei augenblicklicher heiterer Laune über hundert Dinge

lachen kann, über die man beim Lesen nur gähnen oder Eckel empfinden würde, daher meine Freunde hier Manches vergebens suchen werden, worüber wir bei Gelagen — Thränen gelacht haben.

Die Frage: Warum lachen die Thiere nicht? kann man nicht besser beantworten, als die Römerin Popilia die Frage: Warum gatten sich Thiere nur zu einer bestimmten Zeit? „weil Thiere keinen Verstand haben" und dieses Hauches der Gottheit entbehren. Wir müssen jedoch im Punkte der Popilia unsere Hausthiere ausnehmen, die von uns gelernt zu haben scheinen. Der Charakter der Menschheit ist: Vernunft, modificirt durch Sinnlichkeit, den Thieren setzte Mutter-Natur blos Instinkt zum Wächter. Je unedler ein Thier, desto bestimmter ist sein Instinkt, Vögel, Bienen, Raupen rc. sind große Künstler verglichen mit den ersten der Säugethiere, und das erste aller Thiere, der Mensch, ist ohne Instinkt. Sein Trieb ist die Selbstliebe, oder, wenn man lieber will, Vervollkommnungstrieb, und sein Physisches offenbar schon auf höhere moralische Bestimmung berechnet — wir allein wissen, daß wir sterben müssen. Das Leben ist kurz, aber wer in der Ideenwelt zu leben versteht, lebt lange, der Gedanke ist schnell wie das Licht; wie viele Ideen kann man nicht in e i n e r Minute haben, und e i n e Minute ist $^{1}/_{1440}$ des Tages und $^{1}/_{526000}$ des Jahres!

Die Thiere haben keinen Maßstab, wornach sie das Lächerlichste abmessen könnten, und wir lachen nur nach dem Maße unseres Verstandes und nach dem Vorrath und Gehalt unserer Begriffe. Das erste Lachen der Kinder ist die erste Spur des erwachenden Verstandes; leider aber bleibt die Vernunft stets nur Anlage zum verständig werden und ist unschuldig, wenn es bei der bloßen Anlage belassen wird, ungefähr wie der Lachfried, während der Gebildete über die Schwäche Anderer nur ins Fäustchen lacht und sich in ihrer Gesellschaft amüsirt, ohne sich Feinde zu machen. Woher, Wanderer? wohin? Diese Fragen dürfen wir nicht zu oft berühren, wenn wir recht herzlich lachen wollen — Krieg und Pest, Hungersnoth, Feuersbrunst und Erdbeben — Pabst, Mönche, Inquisition, Despotismus und Napoleon — Soldatenspiel, Negerhandel, Seeräuber, Landräuber oder Finanzier rc. sind so Dinge. Das Räthsel des menschlichen Lebens ist das der Sphinx, und Oedipus bis heute noch nicht erschienen; der Philosoph hüllt sich in seinen Mantel und ruft mit Pangloß: der Philosoph in Voltaire's Candide, der bei allem nur möglichem Unglück stets beim System bleibt: Alles in der Welt sei gut. „Und diese Welt ist doch die beste!" — der Tod ist zwar das fatalste a b e r, — aber ist er nicht das Ende aller fatalen u n d s und a b e r s? — das Ende vom ganzen Liede?

Bei dem geistigen Lachen scheint fast alles von einer heitern malerischen Einbildungskraft abzuhangen oder, bestimmter, von der höhern Potenz derselben, von der Phantasie oder produktiven Einbildungskraft im Gegensatz der reproduktiven. Einige haben daher auch die Phantasie für die eigentliche Quelle des Vergnügens am Lächerlichen nehmen wollen, ohne zu erwägen, daß es ja viele Fälle gibt, wo sich dieselbe eben so frei von der Herrschaft des Verstandes fühlt ohne alle Anschauung und Beziehung auf das Lächerliche. Die Phantasie erhebt wie das Große, Erhabene und Rührende zu einer höhern Sphäre, während die allen mehr oder weniger inwohnende Einbildungskraft in die Sinnenwelt herabzieht; daher taugt die Phantasiekur, die Lichtenberg nach einer langen Anstrengung der Denkkraft gemeiniglich zur Brunnenzeit mit vornahm, für die Mehrzahl nichts, besser ist für sie die gewöhnliche Brunnenkur. Die Kunst könnte die Phantasie als schöne weibliche Figur abbilden, deren Thron ein Luftballon wäre, umkränzt mit Blumen, und ihr Zeitvertreib, daß sie Seifenbläschen in die Luft bläst und ihre Schmetterlingsflügel bald auf- bald niederschlägt, den Blick nach einem blinkenden Sterne gerichtet.

Die Einbildungskraft ist es, die unsere Vorstellungen von den Dingen vergrößert oder verkleinert und uns in die Wirbel der Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten und Geheimnisse der Zukunft hineinstürzt, aus denen wir uns ohne Zucht des Verstandes nicht heraus zu finden wissen. Von ihr hängt unsere Zufriedenheit und Unzufriedenheit ab, und sie, die aus Ketten und Banden Blumengewinde und aus Wüsten Lustgefilde zu bilden vermag vermag auch Himmel und Erde umzuwandeln in Schatten des Todes u. Schrecken der Finsterniß, des Grabes und der Ewigkeit. Die Einbildungskraft ist die geistige Bildungskraft, welche durch ihre Ideale begeistert, aber ohne Oberaufsicht des Verstandes in das Blaue hineingeräth und zur Phantasterei wird, so wie der bloße kalte Verstandesmensch ohne Phantasie einem weilen] Walde gleicht ohne Thiere und Singvögel.

Diese Zauberlaterne, welche die Sinneneindrücke versteigert und das Geistige versinnlicht, war den Griechen im reichsten Maße gegeben, und unter den Neuern Italienern und Franzosen. Bei diesem Genusse schadet das Zuviel weniger als beim Sinnengenuß, es müßten denn die Bilder so lebhaft werden, daß man sie für Gespenster hält, oder so unangenehm, wie Nicolai's Phantasmen, oder so fix, daß sie zum Tollhaus führen. Der Phantast Peregrinus Proteus, den wir aus Lucian und Wieland kennen, verbrannte sich gar selbst öffentlich! Phantasie entschädigt viele hunderte Künstler und Dichter für ein dürftiges unbekanntes Leben, eine einzige zu lebhafte Idee verrückt sie aber auch am leichtesten hinüber in die Welt der Narren, Wahnsinnigen, Fanatiker und Mystiker. Wer sich für unglücklich hält, ist wahrhaft unglücklich, wie der erlauchte unglückliche Jean Jacques (Rousseau), und gar Viele gleichen der alten Mütterchen, das vom großen Lotterieloos träumte, den Tag der Ziehung kaum erwarten konnte, an diesem Tage Freudenthränen weinte und nicht einmal —, eingesetzt hatte!

Der Magen und die Imagination sind die zwei Pole des Lebens, und die Besiegung unserer Leidenschaften beruht gar sehr auf Beherrschung der letztern. Leute ohne Phantasie sind Justinians Kalte und Schlechte, aber Leute mit überspannter Phantasie wahre Narren. Romane und andere Lesereien haben schon manches gute Mädchen zur Schwärmerin und endlich zur alten Jungfer gemacht, wie jene Lebenspoesie mancher Jüngling zum Misanthropen, wenn die Uebermacht der Wirklichkeit ihn aus seinen höhern Regionen herabstürzte, wo ein prosaischer Mensch aufrecht geblieben wäre. Phantasie wirkt Schwindel, ohne den wir so gut über das Brett, das über einem Abgrund liegt, hinüber gehen würden, als über das, das flach aufliegt. — Phantasie hat Einfluß bei der Seekrankheit wie beim Heimweh der Schweizer und bei Stillings himmlischem Heimweh, das förmliches Heimweh ist.

In den leeren Wirbeln des Alltagslebens ist wirklich eine verlachte Stunde eine Glückseligkeit, und unter den hundert Illusionen, die wir für Glückseligkeiten halten, die einzige, die nichts weiter sein will, als was sie ist. In diesem glücklichen Zustande war Hans Jakob Rousseau auf seiner Petersinsel, wenn er sich der Länge nach, die Augen gen Himmel gerichtet, im Nachen liegend von den sanften Wellen des Bielersees herumtreiben ließ — in diesem Zustande ist jeder Jüngling und jedes Mädchen, wenn es im Bette oder auf grünem Rasen, unter dem Schatten eines Baums und am murmelnden Bach die Heloise liest, und ein solcher Hans Jakob war auch ich an den Ufern des Genfersees. Phantasie ist die Mutter des Genies, und Genie die Mutter der Empfindungen unter Vorsitz des Verstandes. Man verjagte den armen Jean Jacques aus seiner Insel, und er tröstete sich: „in Gedanken bin ich dort." Nehmt dem Sterblichen den Genuß der Phantasie, wie arm läßt ihn die Wirklichkeit! Phantasie verjüngt den Geist und ist der Phönir, der das Gefühl belebt; wie ein Geist aus besseren Welten durchwandelt sie die Nacht und macht sie zum Tage, gleich dem Vollmond.—Phantasie erhebt uns über die Schranken der Alltagswelt, macht uns reich im Mangel und ruhig in Stürmen, an den Pfaden der Entsagung und des Kampfes blühen ihre schönsten Blumen. O warum bleibst du nicht immer die Freundin des Verstandes und wirst so oft die Verführerin des Gefühls bis zu Schwärmereien und Wahnsinn!

Mit etwas Phantasie sieht man in jedem Dintenfleck den Schattenriß eines Freundes, in blumigen Bettvorhängen die schönsten Engels- und Mädchenköpfe, Wald- und Felspartien — aber auch alle mögliche Teufelslarven. Mit etwas Phantasie malt man in die Wolken seines Dörfchens Alpen, Gletscher und wildere Schlachtgemälde als Le Brun. Mit etwas Phantasie denkt man sich unter einer Lea eine Rahel, wie ich noch heute meine Rahel mir denken kann, die längst zur Lea geworden ist, und dennoch zog ich sie durch den Zauber der Phantasie dem schönsten achtzehnjährigen Mädchen vor. Nonnen haben mehr als eine Visite von Jesus, Maria und Engeln erhalten, ihre Visionen und Entzückungen machen einen guten Theil des Lebens der Heiligen, ob es gleich mit ihnen steht wie mit Hexen und Besessenen auch. Hat nicht selbst unser Anzug Einfluß auf die Phantasie? Im Schlafrock, unrasirt, ungekämmt, ungewaschen halten wir uns leicht für krank, was verschwindet, sobald die Toilette gemacht ist. Kleider machen Leute — Mancher hält sich in Uniform für einen Offizier, so lange er keinen Feind sieht, und fällt noch ein Stern aufs Tuch, gar für einen General! Tausend Reisende besehen in Residenzstädten die Grabesmonumente der Regenten, Schubart aber dichtet die Fürstengruft — sein schönes Gedicht, das alle Fürsten auswendig lernen sollten, noch ehe sie hinabsteigen in die Gruft ihrer Ahnen. Es gibt aber Menschen von solchem vertrockneten Gehirn, daß weder Anstrengung noch geistige Getränke ihren Ideengang zu beleben vermögen — ihr Gehirn scheint erfroren, ob sie es gleich durch Reiben der Stirne zu erwärmen suchen, u. was Lichtenberg von dem Sprachmeister aus Spott verlangte, ist richtig — es giebt versteinertes Gehirn!

Weibliche noch lebendigere Einbildungskraft hat schon Feuermäler, Erdbeeren, Kirschen, Mäuse, Frösche, Fische — ja umgekehrte Herzen (da einst ein Prediger heftig auf umgekehrte Herzen losdonnerte) an ihre Geburten gezaubert, und weibliche Phantasie hat allein Schuld, wenn die Kinder mancher Ehefrau allen andern Männern ähnlicher sehen, als dem Ehemann; selbst die größte Aehnlichkeit sichert nicht die Vaterschaft, können Madame nicht aus Furcht oder Zartgewissen gerade recht lebhaft an den Mann gedacht haben, während sie ihm Streiche machten? Keiner reibe sich hier die Stirne, denn 1637 erklärte das Parlament zu Grenoble eine Wöchnerin nach vierjähriger Abwesenheit des Mannes für unsträflich, da Aerzte und erfahrene Matronen ihre Aussage für Möglichkeit erklärten, daß ihre Schwangerschaft Folge eines wollüstigen Traums gewesen sei, zumal das Fenster offen geblieben, die Bettdecke abgeworfen gewesen und ein sanfter Zephir die schöne Nacht durchgeweht habe. Man hat Beispiele, daß Menschen aus bloßer Einbildungskraft gestorben sind, sollte nicht weibliche Einbildungskraft — zwar nicht gebären ohne männlichen Geburtshelfer, aber doch leicht — ein Plus statt Minus an ihre Geburten zaubern können? Es ist gut, daß sich nur wenige zu dieser Höhe der Einbildungskraft erheben können, sonst liefen wir Gefahr zuletzt — Mangel an Mädchen zu haben. Unzer erzählt, daß eine Frau zu Löwen äußerte: „Ich komme am Dreikönigstage nieder;" im Scherz entgegnete man ihr, sie gedächte wohl mit drei jungen Königen niederzukommen, und sie kam mit drei Kindern nieder, darunter ein Mohr. Nun! ist es mehr, wenn ein Bauer, der, statt der verschriebenen Arznei, das Rezept selbst

fraß; aus festem Glauben gesund wurde? —Mit der Einbildungskraft des Komikers geht es, wie mit den Lebensgeistern, die sogleich da erscheinen, wo man sie braucht, das Maul wässern machen bei einer leckern Schüssel und sich sammeln im Centralpunkte beim Anblick der Schönheit; Abends, wenn das Abendfieber kommt, ist die Phantasie am lebendigsten, daher der Verstand Morgens wohl thut, die Revision vorzunehmen — oft freute ich mich, etwas Gutes zu Papier bringen zu können, und fand Morgens, daß es nur ein Schatz war, gefundem im Traume. Der Theon der Phantasie ist ein Luftballon, und das Meiste in der Welt — Einbildung — Adel, Orden, Titel, Geld, Schöne, Leben und Tod — das Nahe liegt uns zu nahe, daher findet die Phantasie mehr Befriedigung in Aussichten in die Ferne — ins Unendliche und in die Ewigkeit. Der verwirrte Magus des Nordens, der sich selbst nicht verstand, Hamann, sagte einst zu Scheffner, der über Unleserlichkeit klagte: „denken Sie sich's und springen Sie darüber weg." Selig die Besitzer in *partibus*, denn das Himmelreich ist ihre, und das und nicht mehr wollen die Italiener sagen, wenn sie zum Glücklichsein etwas vom Narren an sich zu haben verlangen.

Alle Spiele der Phantasie werden mehr durch angenehme Ideenverbindungen als durch die Sachen selbst veranlaßt. So wie Descartes Schielende liebte, weil seine erste Geliebte schielte, so wie die Nacht den Furchtsamen an Gespenster und Räuber erinnert, und Leute, die einen Arm oder Fuß verloren, immer noch an diesen Gliedern Schmerzen zu empfinden glauben, so glaubt die eitle Schöne, deren Reize längst verblüht sind, noch am fünfzigsten Geburtstage an ihre Reize und die Wirkungen, die sie im achtzehnten Jahre so glücklich machten; ihr um ein Jahr nur jüngerer Seladon fällt in Ungnade, weil er sein Geburtstagsgedicht schließt:

Es kommt die Zeit der Falten,
Laß die Götter walten!

Was vermochte die Märtyrer bei den grausamsten Martern zum heitern Lächeln? die Aussicht in die Ewigkeit. — Die Carmeliternonnen zu Paris sangen beim Hingang zur Guillotine ihr Salve Regina, wie in der Kirche — der Pöbel staunte und klatschte nicht mehr bei Hinrichtungen. — Die Nonnen

Dachten stets in ihrem Kerker
An den schönen Himmelserker.

Die Einbildungskraft spielt mit dem Menschen früher als er mit ihr, und daher kommt Poesie vor Prosa, Fabeln eher als Geschichte, und Mythen eher als Moral und Religion: daher setzen sich Dinge in der Phantasie fest, über die der Verstand später nicht wieder Herr werden, ja oft nicht einmal erklären kann, wie er dazu gekommen ist. Ohne Einbildungskraft gäbe es weder Wunder, noch Wunderdoktoren, weder Zauberer noch Wahrsager noch Gespenster, weder die abenteuerliche Ritter- und Feenwelt, noch Heiligenlerica. Menschen mit lebhafter Einbildungskraft sind Räthsel für Menschen ohne Phantasie, und reine Verstandesmenschen und Gefühlsmenschen — wahre Antipoden. Die sonderbarsten Sympathien und Antipathien beruhen auf Imagination, ja gar oft die Wahl unseres Standes auf irgend einem kindischen Eindruck, den wir später für Naturanlage oder gar göttlichen Beruf halten. Bei einer Metzelsuppe wurde ich als Knabe gefragt: Was willst du werden? „Kaplan," und warum? „weil ich dann, wie Herr Kaplan hier, eine ganze Wurst bekomme." Glücklicherweise bin ich von dieser Wurstambition bald zurückgekommen.

Lichtenberg konnte lachen bei Schmerzen und Schlaflosigkeit über die Idee einiger Missionäre, einen ganzen Hof voll Proselyten mit der Feuerspritze zu taufen, wie über die schülerhafte Uebersetzung: *Pallida mors aequo pulsat pede*, (früher oder spät pochet der Tod mit mächtigem Fuß (an Fürstenschlösser u. s. w.),) „der Tod mit seinem Pferdefuß." Der Pfarrer war ihm vermuthlich unbekannt, der ein Kind an das Ufer des stark ausgetretenen Flusses bringen ließ, mittelst Feuerspritze ihm die Nothtaufe vom jenseitigen Ufer so treffend einspritzte, daß er nicht nur ein Belobungsdekret wegen seines Diensteifers erhielt, sondern auch Tags darauf mit den Taufgebühren zugleich die Beerdigungs-Gebühren des Nothtäuflings. Der finstere Rousseau konnte lachen über seine Genfer Nachbarin, in deren Kochtopf er einst als Knabe gepißt hatte, und Wieland erheiterte und tröstete sich als Kanzleidirektor von Biberach mit den alten Waidsprüchen: „wer gut in Verborgenheit blieb, lebte gut.—Wie viel Eitelkeit liegt in den menschl.Dingen." Lichtenberg gab sich nach methematischen Anstrengungen dem Imaginationsspiel hin, das er eine Phantasiekur nannte, während Muratori, bevor er sich zur historischen Arbeit niedersetzte, ein Meßgebet an Maria ejaculirte, die seit 50 Jahren seinen Schreibtisch zierte, wie den meinigen — aber blos bei mir wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Göttin — auf dem Theater Lyons.

Ich hatte einen alten lieben Freund, einen Landbeamten, der ein schlechter furchtsamer Reiter war; sein Pferd war nicht besser und hatte vielleicht in seinem ganzen langsamen Schritt durch dieses Erdenleben, gleich der Rozinante, kaum einmal gallopirt; es hatte schon lange den alten Pfarrer aufs Filial getragen, der unterwegs über seine Predigt stark — nachzudenken pflegte; der Amtsdiener Matthes durfte nie von seinen Flanken, und wenn das Thier stolperte, so hörte man: Matthes! Matthes! So oft ich mir nun diesen bedachtsamen Reiter, etwa bei der Nachricht von einer benachbarten Feuersbrunst, im gestreckten Galopp *ventre a terre* einherfliegen zu sehen mir einbilde, so kann ich laut auflachen, und glaube selbst im Fall des Todes durch die Idee, daß er mir entgegen galoppire, mich erheitern zu können, wie ich mich bei einem Blutgeschwür am Hintertheil, dem der Chirurg mit Höllenstein nahte, aufgeheitert habe durch die Erinnerung an einen alten Geheimenrath, der so kurzsichtig

war, daß er für blind gelten konnte, und dennoch — aus wahrer Zärtlichkeit die Gattin selbst klystieren wollte; der gute Mann machte sich hier, vielleicht zum erstenmal, eines *Quid pro quo* schuldig; aber die Frau, die ihn so oft auf den rechten Weg leitete, half auch hier wieder, und daher verachte mir Niemand die Ehe, die für Kurzsichtige und Blinde doppelten Werth hat.

Manches Ernste u. Ehrwürdige scheint oft einer lebhaften Phantasie lächerlich. Sie sieht in den vielen Bildsäulen der Päbste, die meist sitzend und vorgebückt sind, nicht den alten heiligen Vater, der den Segen ertheilt, sondern einen Greis der an Verstopfungen leidend auf dem Nachtstuhle sitzt, und so dachte ich mir stets, wenn ich als Erlanger Student einen alten Nürnberger Rathsherrn sah im Wolkenkragen, viellockiger Perrücke, schwarzem spanischem Kleide und langem Degen, mit dem ganzen steifen reichsstädtischen *air composé*, das von mehr Dünkel als innerem Gehalte zeugte, recht muthwillig, wie das lassen müßte, wenn er in diesem imperatorischen Anzuge erhitzt vom Rathhause herab in seinem Zimmer der Zofe — eine Diversion machte! Die Phantasie, die mit unserer angeblichen Freiheit ihr leichtfertiges Spiel treibt, kann so weit gehen, daß wir eine Handlung, die wir zu begehen fürchten, gerade begehen, wie Jean Pauls Prediger Schmelzle, der zum Tische des Herrn tretend den Einfall hatte: „Wie, wenn du jetzt lachtest?“ immer ängstlicher sich nahte und lachte! „Aber um Gotteswillen,“ sagt ihm sein Nebenmann, „sind Sie ein Geistlicher? lacht der Gottseibeiuns aus Ihnen?“ „Ach Gott!“ seufzte Schmelzle, „wer denn sonst?“

Unser Ideengang hängt von physischen Gesetzen ab, daher ist solcher in der Jugend, im Fieber, im Rausch, Zorn oder Begeisterung lebhafter; jungen Leuten ist's oft unmöglich, auswendig gelernte Redestücke plötzlich abzubrechen, das Rädlein läuft, und selbst ältere sagen in der Lebhaftigkeit mehr als sie wollten. Die Hitze wirkt mächtig auf die Phantasie, daher die größere Lebhaftigkeit südlicher Nationen; anhaltendes Sitzen und hitzige Getränke wirken eben so, daher die lebhaftere Imagination der Weiber; die thätige Welt liefert weit weniger Phantasien als die sitzende Welt der Gelehrten, und der Schneider, Schuster und Leineweber; bei Wahnsinnigen spielt Einbildungskraft ohnehin die Hauptrolle. Am gespanntesten ist wohl die Phantasie der Schwangern, vorzüglich ihre Schreckbarkeit; ihre Produkte müssen dies oft entgelten, und ich weiche noch heute gerne Schwangern aus, da ich einige sonderbare Erfahrungen von ihren Gelüsten gemacht habe. Die Rechtsgelehrten haben Unrecht, Schwangere nicht als Kranke, sondern als Gesunde anzusehen — doch vielleicht wollten sie schlau den vielen Visiten schon vor dem Wochenbette dadurch vorbeugen?

Sei auch das Spiel der Phantasie noch so komisch und selbst tadelnswerth, immer besser, als Kaiser Theodorichs Phantasie, der im Kopfe eines großen Hechts das abgeschlagene Haupt des Symmachus erblickte und in jedem Schatten den drohenden Schatten des gemordeten Boethius, wie Graf Orlow den blutenden Peter *III.* — Immer besser lachen, als wie Elisabeth und Johanna zittern vor den abgeschlagenen Köpfen ihrer Liebhaber Esser und Caraccioli, oder wie Macbeth vor dem Geiste Banquo's, der seinen Stuhl an der Tafel einnimmt, und seine Lady, die der Schlaf flieht und die stets Blutflecken an der Hand sieht, die kein Wasser abwäscht. Wahrscheinlich hätte Kaiser Karl *V.* noch länger gelebt, wenn er, statt sich lebendig in den Sarg zu legen und die Exequien über sich halten zu lassen, in die Oper gegangen wäre. Ergraute Vorurtheile machen dem Denker nicht mehr zu schaffen, als Leutchen, die unter der Herrschaft der Phantasie stehen, wie Dichter — der schlichte Wanderer, der alles Seinige bei sich trägt, der vor sich hinsingt — ein Reisender ohne Gepäck vor dem Räuber — ist glücklicher als der Eigner von tausend Morgen Landes ohne Sang und Klang und in ewiger Furcht vor nächtlichen Einbrüchen.

Phantasie kann sehr glücklich, aber auch sehr unglücklich machen und spielt eine höchst wichtige Rolle im Kapitel der Lebensweisheit. Diese Lebenspoesie stellt den Menschen auf Berge, auf denen das, was da unten im Thale und in Prosa mit schweren Tropfen auffällt, nur als Staubregen spielt — macht ihn aber doppelt unglücklich, wenn der Verstand nicht in die Mitte tritt, der diese Lebenspoesie zur Lebenskunst bilden muß, was Jean Jaques Fall nicht war. Die Phantasie malt nur mit Wasserfarben — ein kleiner Regen, und leer steht das Brett da. Phantasie verschönert und idealisirt, übertreibt und entfärbt, da sie weder Positiv noch Comparativ, nur den Superlativ kennt; — der Sackpuffer ist eine Kanone, der Regenschauer ein Orkan, eine Rose ein ganzer Blumengarten, ein Mann von geringem Einkommen ein Bettler und ein Wohlhabender ein Krösus, die fehlerhafte Gestalt ein Monstrum und ein leidliches Gesichtchen eine Venus — der Freund ein Engel, der Feind ein Teufel. Ein klassisches Werk: „Ueber die Disciplin der Einbildungskraft“, wäre eine sehr wünschenswerthe Sache, denn sie trägt zum Lebensglück so viel bei als ein gutes Gewissen.

Frei von ernsten Geschäften und großen Leidenschaften haben die geistigen Männer Vergnügen gefunden an den Spielen der Einbildungskraft, und die Komiker und Spötter aller Nationen von Aristophanes an bis zum kleinsten witzigen Epigramm herab, haben sie interessirt. Sokrates und Cicero, Cäsar, Scipio und Augustus, Heinrich *IV.*, Friedrich und Joseph, wie die Kaiser Rudolph u. Friedrich *II.* lachten gerne, selbst ihre Heiligkeiten Sirius, Leo, Julius und Benedikt *XIV.* waren die größten Bonmotisten ihrer Zeit. Die Bibliothek des trefflichen Lord Marschall, Lord Keith, Feldmarschall Friedrichs *II.* bestand fast blos aus den

Komikern aller Nationen, und ich werde nicht ermangeln, geistreicher Schriftsteller dieses Faches gehörig zu gedenken; mehre werden freilich ins Fegfeuer kommen, wohin nur Selige gelangen, aber selbst der Verdammten in die Hölle soll christmildest gedacht werden.

Ernsthafte Weise haben uns zwar klüger, aber gewiß nicht glücklicher gemacht, nur die, die uns belustigen, zaubern Feeninseln um uns her, und diese Schöpfer der menschlichsten Freuden wollen wir nennen, ehren und segnen als Wohlthäter der Menschen. In ihrem Gefolge sind stets, gleich einer raphaelischen Arabeske von Amorinen und Blumen, die beseelte Munterkeit, der geflügelte Scherz, das tändelnde Spiel, neckende Schelmerei, gewandter Muthwille und die immer gaukelnde Lustigkeit, deren Ausgelassenheit die Grazien mit drohendem Finger belächeln. Das Ganze ist ein Nichts — aber dieses Nichts wirkt mit unwiderstehlichem Zauber

Laßt mich den Narren spielen
Mit Lust und Lachen, daß dereinst mir so
Die Runzeln kommen. Weßhalb soll der Mensch,
Deß Blut im Herzen warm, dem Ahne gleich
Dasitzen, wie gehaun aus Alabaster.

So der göttliche Shakspeare, und sein Grandsire hat auch mich, der ich Falten und graue Haare nicht erst abzuwarten brauche, nachdenklich gemacht, indem ich mir bei mehrer Gelegenheit vorgeworfen habe, wie ich doch über kleine Unredlichkeiten und Unverschämtheiten unverhältnißmäßig aufbrauste, wie in jüngern Jahren kaum über förmliche Schurkerei ins Große. Meine lebendige Einbildungskraft sammelt auf der Stelle alle Unredlichkeiten und Schandscenen, die ich erfahren mußte, zu Haufen, die im Hintergrunde nur schlummerten. Wie war ich ein Mallebranche, der sich selbst glauben machte, er habe eine Hammelskeule an der Nase hangen, bis ein fremder Operateur ihm einen kleinen Schnitt in die Nase machte unter Leitung eines Freundes, der eine Hammelskeule zu gleicher Zeit unter seinem Mantel fallen ließ — Mallebranche war geheilt und überzeugte sich sogar, daß angestrengte Studien seine Vernunft verwirrt hätten, wie auch mehr als eine Stelle in seinen Werken beweist. Von der Wahrheit des Sprüchworts Gelehrte, Verkehrte, hat er sich wohl nie überzeugt, das lediglich daher rührt, wenn man seine Muße nicht gerade so wie eine schulgerechte Predigt in drei Treffen theilt: 1) Unterhandlung mit sich selbst: 2) mit den Todten und 3) mit den Lebendigen, welches letztere Gelehrte nur zu gerne unterlassen. Große Welt und Reisen sind aber nicht mehr für 60ger, man ärgert sich mehr, als daß man lachte thut besser sich die vier Weltgegenden zu denken unter seinen vier Wänden und aus der wirklichen Welt sich eine idealische zu bilden, was im hohem Alter am ehesten ohne Schaden angeht, selbst demokritisches Lachen — der Köhler ist Herr in seinem Hause — die Jungen verstehen die Alten nicht mehr, und die Allen nicht mehr die Jungen — geht nach verschiedenen Seiten!

Der sterbende Cardinal Salviani, den seine Diener plünderten und dann fortliefen, lachte über seinen Affen, der den Cardinalshut vor dem Spiegel aufsetzte, sich wieder ins Leben, und was der Affe dem Cardinal, sind *sans comparaison* die Komiker dem, den die Last der Geschäfte niederbeugt, der Teufel der Hypochondrie und übler Laune plagt oder die ernste Weisheit der Fakultätsmänner ermüdet und anekelt. Mit dem lachenden Witz lacht er über ihre Thorheiten, wie über seinen Kummer, seinen Gram und seine Verstimmung. Selbst Sterben muß *caeteris paribus* so gar schwer nicht sein, weil man es gleich beim erstenmal kann! Aber wer dem Lächerlichen ausschließlich huldigt, dem geht es wie Winkelmann u. Andern, die sich lediglich in das Schöne in Formen verlieben und in Antiken — ihn machten schon die deutschen Giebeldächer melancholisch, für die Industrie und die Gutmüthigkeit der Augsburger halle der italienisch gewordene Deutsche so wenig Sinn, als für das deutsche Vaterland und beurtheilte die lebendige Menschheit unrichtig, einseitig, ungeschickt, als echter Antiquar und Pedant.

Ich halt' es hübsch mit allen beiden,
Bald mit dem Ernst, bald mit den Freuden;
Die ernste Weisheit ist mein Weib,
Die Thorheit ist mein Zeitvertreib.
Die ein' ist Wirthin in dem Hause,
Die andre Wirthin, wenn ich schmause.
Und wenn die Frau so spröde thut,
So macht es die Maitresse gut!

Aus dem Original-Manuscript.

Briefe an Gräfin Justine Csaky Skerleb.

Von E. Ludvigh.

Jena, 18. Juni 1824.

Liebe Gräfin!

Von den Professoren zu Jena besuchte ich Luden, dessen historische Zwecke Ihnen bekannt sind. Im Universitäts-Gebäude, dessen finstere und morsche Mauern unfreundlich den Sitz der Musen verkünden, ging ich ohne Wahl des Vortrags zur ersten besten offenen Thüre hinein, und hörte da eine Vorlesung des Pr. Schmidt, welche wenig Gehalt hatte.

Zur Universität von Jena gehören eine Bibliothek, ein botanischer Garten, eine Sternwarte, Thierarzneischule, theologische, homiletische und philologische Seminarien, ein anatomisches Cabinet, Klinikum und eine Hebammschule. Im Bibliotheksaale sprachen mich am meisten Göthe's und Schiller's Bildnisse an; ferner eine Sammlung alter Portraite von Churfürsten und Gelehr-

ten, die Büsten Jakobi's, Schelling's und Hufeland's. Auch an Manuscripten ist die Bibliothek reich.

Der botanische Garten ist nicht groß, doch trefflich geordnet. Nahe zu diesem ist ein liebicher Park, mit einem Sommerpalais, wo eben eine Herzogin mit Heienen, einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, residirte. Heiene, gleich einer Sonne von den Strahlen ihrer Reize umflossen, hatte ich das Vergnügen am Balkon zu sehen.

Ein einfaches Monument im Schatten grüner Gebüsche bietet hier kernige Denksprüche dar. Unter den Schwingen eines Aars liest man: „Zierlich denken und süß erinnern ist das Leben im tiefsten Innern." — „Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan." — „Wem wohl das Glück die schönsten Palme beut? wer freudig thut und sich des Gethanen freut."

Jena ist der Sitz des Oberappellationsgerichtes für das großherzogliche Haus, die herzoglich-sächsischen Häuser und für die Reußischen Fürstenthümer.

Das Rathhaus ist eine alte, geschmacklose Baute, an welcher eben so wie an der Kirche der Bau unterbrochen wurde. Obwohl die Stadtkirche an Kunstwerth nichts Besonderes darbietet, so ist es doch der Mühe werth, sie zu besichtigen, wegen eines Bildnisses von Martin Luther, aus Bronz in Lebensgröße. Es war zu Luther's Grabmal bestimmt; doch Kriege vereiteiten den Zweck.

Im Schloß besuchte ich das Naturalienkabinet, das in mehren Gemächern reiche und interessante Sammlungen bewahrt. Ražovežky, Zipser, Schönbauer, Gabora, Wahler und Seiperschmid haben ihre eigenen Fächer für Produkte, welche sie aus Ungarn und Siebenbürgen einsandten. Pansner und Fullon sandten schöne Beiträge aus Siberien, besonders schöne Ametyste. Vorzügliche Exemplare sind da aus Island, Schweden, und eine vorzügliche Auswahl vulkanischer Produkte. Für mich Ungarn hatte hier auch das Portrait eines Grafen Teleky Interesse, dessen Namen Jena mit Achtung erwähnt.

Südlich nahe zu Jena ist der sogenannte Fuchsthurm und jenseits der Berge Ziegenheim. Dorthin hatte ich keine Lust zu gehen; doch wandelte ich in jenen Gauen, wo im Jahre 1806 an Einem Tage die preußische Macht durch den fränkischen Helden vernichtet wurde, welche nur in Folge der schlimmen Politik allein dem Gewaltigen entgegengestellt, mit Rottek 'zu sprechen die Siegeshoffnung aus Vermessenheit nährte. Die Preußen stritten in zwei Heeren getheilt, das Eine unter dem König selbst bei Auerstadt, gegen Davoust, das Andere unter Hohenlohe bei Jena, gegen Napoleon, so mißlich, daß man kaum ein Beispiel so schmähliche Niederlage aufzuweisen hat. Ueber 50,000 Mann verlor Preußen an diesem einzigen Tag, und noch unseliger war der Verlust in der Folge, als Napoleon, der Sieger, in Berlin seinen Einzug hielt. Selbst Blücher, Preußen's Held, hat sich ergeben müssen. Vom Rhein bis jenseits der Oder war binnen 6 Wochen alles Land, mit 9 Millionen Menschen in Napoleons Hand gefallen. So spielte der Eroberer noch mehre Jahre um Alles oder Nichts, bis er gebändigt, im Felsengrab Helena starb.

Auf den Schwingen der Nacht sendet ein Seufzer sein Wiedersehen der erhabenen Freundin dahin.

Weimar, 18. Juni 1834.

Warum kann ich das Entzücken nicht theilen mit Adorinen, der geistreichen Freundin, das mich so mächtig beseelt hier in Deutschlands einstigem Athen?! Welch' namenlose Wonne müßte es sein, alle diese Herrlichkeiten der Natur und Kunst, diese rosige Gegenwart, an welche sich eine klassische Vergangenheit reiht, zu genießen an der Hand der Freundschaft und Liebe! Nie habe ich das Bedürfniß gefühlt, die Freuden des Reisens einem andern Wesen mitzutheilen, bevor ich Adorinen gekannt, die gleichsam mit Einer Seele mit mir empfangen, mit Einem Herzen mit mir fühlen würde, aber solches Glück soll mir nicht werden. Das Schicksal will es, daß wir vereinzelt des Lebens Wege gehen, vereint nur gleich Geistern, die längst aus dieser Formenwelt geschieden sind. Ziehet denn hin ihr schwachen Worte, bringt Kunde der Erhabenen von dem, der nun wieder so unaussprechlich glücklich ist; zieht hin damit das Glück sie theile durch den Zauber der Phantasie!

Wie selbst das glücklichste Leben des Sterblichen seine Schattenseiten hat, so ist die Gegend von Jena nach Weimar nicht immer anmuthig; auch öde Sandhügel zeigen sich dem nach Schönheit durstenden Auge; doch ob es gleich diese eine Weile vermißt, so findet es bald wieder Vergnügen am weiten fruchtbaren Raum, wenn es je näher hinschweift nach dem freundlichen Weimar. Vor Jena führte einst ein beschwerlicher Serpentinweg; Großherzog Carl August ließ eine zweckmäßigere Straße bauen, welches Verdienst durch ein einfaches Monument, mit den bescheidenen Buchstaben C. A. verherrlicht ist. Ich sah Brückleins im Römischen, mit bombastischen Inschriften, und mußte oft herzlich lachen darüber, wenn sich in Verdienst solchen Riesenwerkes zwei und drei heilige Väter theilten.

Weimar schwingt sich mit seinen vielen Hainen und Gärten an den westlichen Saum des schönen Aetherberges, und die Kette des Thüringer Waldes bildet in der Ferne einen pittoresken Halbzirkel um einen großen Saatenraum. Es war ein schöner Abend und heilige Stille waltete im Fasanenhain als ich, in Gesellschaft eines alten Herr

aus Jena, durch die imposanten Alleen von Weimar dahinfuhr. Himmel und Erde, Alles erschien mir wie durch einen Zauber verklärt, denn — ich nahte Schiller's Sarg!

Kaum abgestiegen im Gasthof zur Sonne eilte ich in den Kirchhof. Mir war es, als ging ich zu einem längst gekannten, geliebten Freund. Eine Zähre — sie möge als Perle namenlosen Gefühls schweigend sich an die Kränze reihen, welche die Nachwelt dem gefeierten Sänger flicht — entrollte dem Auge als ich den Friedhof betrat. Kein Garten ist lieblicher, als dieser stille Hain des Todes. Millionen Blüthen kelche hauchten Ambradüfte über dem Staub der Todten. Wo ist Schiller's Grab? frug ich einen mich freundlich grüßenden Spatenmann, und ein Zähren strom hemmte das fernere Wort. In der Gruft des Großherzogs, war die Antwort. Der große Dichter ist wohl würdig an der Seite der edelsten Fürsten zu ruhen; aber ich war doch betrübt von seinem Grabeshügel kein Blümchen brechen zu können und ich wurde traurig, ja mit Groll erfüllt, als ich erfuhr, daß ich den Mann des Lich's in finsterer Halle suchen müsse. Schon war es Abends; der Todtengräber meinte es sei besser morgen zu kommen, und die Schlüssel zur Gruft beim Hofsekretär von Zwirlein zu bewirken. So sei es denn. Schiller's Geist umschwebte mich, wehmüthig stand ich da zwischen Gräbern, und schweigend; die zähren feuchten Blicke zogen gen Westen, wo der heitere Himmel in Rosenschmelz zerfloß und Hesperus heilig niederflammte in das liebliche Thal von Weimar.

Dies heilige Entzücken lös'te sich in Schauer, als der Spatenmann die Pforte des Tempels öffnete, und mich über eine Treppe hinab zu einem Eisengitter führte, da auf eine kleine Leiter steigen hieß, um die abgeschlossenen Särge des großherzoglichen Hauses und jener von Schiller u. Göthe im fahlen Licht zu schauen, das sich durch hohe Fenster spärlich hinab in die Tiefe der Gruft versenkte. Solch beschränkten Blick gleichsam in ein Gefängniß befriedigte den begehrenden Geist nicht; nahe, nahe muß ich morgen Schiller's Hülle stehn, dicht an seinem Sarg soll seine Muse mich umwehn — dacht ich u. verließ traurig den Friedhof.

In Betrachtungen versunken wandelte ich im magischen Dunkel des herrlichen Hains, so rings die Stadt bekränzt, ging dem großherzoglichen Schlosse vorbei, über die Ilmbrücke und kehrte erst spät zurück in den Gasthof zur Sonne. Der Wirth, ein artiger Herr, errieth so ziemlich mein Verschwinden beim Ankommen, indem er sagte, ob ich nicht auch nach Osmanstadt fahren wolle, um Wieland's Grab zu besuchen. Wie nicht? ich sollte Wieland's Ruhestätte nicht sehen, welche nur wenige Stunden von Weimar entfernt ist, dacht ich, und bestellte sogleich eine Kutsche für morgen.

Weimar, 19. Juni 1834.

Schon sah ich Wieland's Grab, pflückte Lorbeern aus den Kränzen am Sarge Schiller's und Göthe's, sah Wieland's Ruhestätte und fühlte namenlose Lust in Schiller's Arbeitsstube.

Es war ein herrlicher Morgen, als ich zwischen grünen Saaten dahinfuhr nach Osmanstadt. Verlassen steht hier Wieland's Landhaus und die Willkür eines Gärtners bekümmert sich nur wenig um Verschönerung des Pferches, wo einst der liebliche Sänger, entfernt vom Treiben der Stadt, die Muse seines Tusculums genoß. Die Gräber findet man hier im Garten, umschlungen mit Bux, geschmückt mit Rosen. In der Mitte eines kleinen Birkenhaines, umschattet von Weißbuch- und Haselgesträuchen, erhebt sich ein einfacher Stein von triangulärer Form. An der einen Seite gegen das Grab des Sängers liest man unter der Lyra:

Christoph Martin Wieland,
geb. am 5. Septbr. 1730,
gest. am 20. Jan. 1813.

Gegen das Grab seiner Gattin, unter einem Eichenkranz, in welchem Hände, als Symbol der Freundschaft und Liebe sich umschlingen, sind die Worte:

Anna Dorothea Wieland,
geborne Hillebrand.
Geb. am 8. Juli 1746,
gest. am 9. Nov. 1801.

Am Grab einer Verwandten liest man:

Sophia Bretano.
Geb. am 15. August 1776,
gest. am 20. Septbr. 1800.

Das Motto, welches den triangulären Leichenstein umschlingt, lautet:

„Liebe und Freundschaft umschlang
Die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein."

Der Garten beträgt neunundzwanzig Acker Land und die angehörigen Felder dreihundert Acker. Im Hintergrund des Gartens fließt der Ilmstrom. Die Umgegend hat wenig Reize.

„Süß, wie einst die begeisterte Brust des verblichenen Sängers,
Singt nun am einsamen Grab Philomele entzückt.

Von Osmanstadt fuhr ich hinüber zum großherzoglichen Lustschloß Belvedere. Das Palais ist klein, doch geschmackvoll und besonders das Ameublement der Zimmer äußerst elegant, einfach schön, und reich an herrlichen Kupferstichen, Gemälden, Portraiten und Vasen. Der Pferch bietet nichts Besonderes von Kunst dar; doch kann man ihn seiner Orangerien und exotischen Pflanzen wegen, den merkwürdigsten in Deutschland zählen. Das Lieblichste von Belvedere war ein Mädchen, das mich in den Zimmern herumführte. Es war ein echt deutsches Mädchen! Sie hatte etwas so Angenehmes, so Gebildetes, etwas so rein sittliches in ihrem artigen Benehmen, daß ich ihr wie einer Vestalin durch die einsamen Gemächer folgte,

in denen Alles Geschmack und Liebe athmete. Eine großartige Allee führte mich in die Stadt zurück.

In der Stadtkirche sprach mich am meisten Herder's Grabmal an. An einer zu Berlin gegossenen Eisenplatte liest man:

Licht, Liebe, Leben; Alpha
und Omega.

Johann Gottfried von Herder,
geb. den 25. August 1744,
gest. am 18. Dezbr. 1803.

Herder's Haus zeigte man mir der Stadtkirche gegenüber. Göthe's Haus, das herrschaftliches Gepräge trägt, ist am Frauenthor und Schiller's auf der Esplinade, nahe dem Theater. Schiller's Haus ist ein Geschoß hoch, gelb bemalt, hat sechs Fenster in einer Reihe und eben so viele bei den Stübchen seines französischen Daches. Jener Stern unter Deutschlands ersten Dichtern wohnte meistens in einer Dachstube in der einen Ecke des Hauses, und starb in einem nebenan stoßenden Stübchen, das kaum drei Schritte in der Breite und nicht mehr in der Länge macht. Ein unbeschreibliches Weh ergriff mich in diesen Mauern, den Zeugen so manchen Seufzers eines Herzens, das durch die Macht der Gefühle durch Jahrhunderte fortwirkt, in Millionen Herzen Sympathie des Schmerzes und der Lust erweckend.

Zu den wissenschaftlichen Anstalten Weimar's gehören ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein freies Kunstinstitut, mit einer Zeichnungsschule, ein Münz- und Medaillenkabinet, und eine Bibliothek mit 140,000 Werken. Man darf wohl Weimar, dieses unter der Regierung Carl August's und Amaliens deutsche Athen, verhältnißmäßig der Arealgröße des Landes, und einer Residenzstadt mit kaum 10,000 Einwohnern, zu den merkwürdigsten Städten in Deutschland zählen. Der Bibliotheksaal ist in schönem Styl gebaut, bildet ein hohes, durch eine oval gezogene Gallerie abgetheiltes Gewölbe, wo ringsherum Büsten aus Gyps aufgestellt sind. An die Bücherschränke reihen sich symetrisch geordnete Büsten und Portraite berühmter Männer, unter denen für mich das meiste Interesse hatten: die Büsten Schiller's und Göthe's von Dannecker, die Bildnisse Wieland's und Herder's, von Trüppel, Canning's Portrait, Carl August von Jagemann gemalt, Peter der Große, Herder's Portrait, von Craha, Lindenau's Portrait, von Crassi, dessen Züge mich an Lord Byron erinnerten; Kant's Portrait, Wieland, v. Jagemann, Werner u. Stael aus Gyps, Jagemann's Portrait und Friedrich Tiek's Büste, gegossen.

Auch das Kunstkabinet besitzt seltene u. kostbare Stücke aus Elfenbein, aus Holz, — dessen man hier fünfhundert Sorten besitzt — aus Perlmutter und anderen Stoffen.

Besonders verdienen im Thurm der Bibliothek bedeutende Werke, mit den herrlichsten Kupfern, gesehen zu werden.

Aus der Bibliothek ging ich zu Hrn. Zwirlein und wurde in das Bureau gewiesen, wo ich endlich durch sein gütiges Verwenden bei Hrn. Hofmarschall Spiegel die Schlüssel zum Innern der großherzoglichen Gruft erhalten habe. Herr v. Zwirlein, ein sehr humaner und gebildeter Mann, war selbst so gefällig mich in den Friedhof zu begleiten.

Die Särge Schiller's und Göthe's, aus Holz, ganz einfach mit den Namen der Verblichenen, sind an die Seite des Sarges Carl August gestellt. Der Sarg dieses Großherzogs ist gegossen, einfach groß, die Inschrift [illegible] llg:

„Tapfer und weise, gerecht und milde."

Ich erbat mir einige Blätter aus den Lorbeerkränzen der beiden Dichter und verließ befriedigt die Gruft, den Wunsch bescheiden äußernd, daß Weimar künftig die Hülle seiner großen Geister, worauf die ganze gebildete Welt ein Recht haben darf, nicht so geizig unter Schloß u. Riegel sperre, mich wundernd zugleich, daß Deutschland solche Männer so lange ohne würdiges Denkmal lassen kann. — Wer gern gibt, gibt schnell, u. Deutschland sollte nicht gerne, nicht mit Aufopferung dem Verdienste seine Krone weihen?!

Das kleine Griechenland hat einst Einem Mann hundert Statuen errichtet und hat in der Periode eines Perikles gewiß mehr Monumente der Nachwelt gelassen als ganz Europa in Jahrhunderten — wovon der Schluß wohl leicht gemacht sein dürfte. —

In dem unter Göthe's Einfluß im Jahre 1825 erbauten Schauspielhause sah ich Zampa, die Marmorbraut. Herr Genast gab den Corsaren, Freimüller spielte die Rolle des Alphons von Monza, Mad. Streit die der Camilla. Das Orchester ist vortrefflich organisirt, die Dekorationen sind schön, die Sänger und Schauspieler brav. Das Innere des Schauspielhauses — im Geiste Göthe's — ist ganz eigenthümlich: an der Seite der Hofloge ist eine offene Bogengallerie für den Adel; gegenüber abgesondert eine Aehnliche für die Bürgerlichen. Wahrlich, solchen Unsinn hätte ich in Sachsen-Weimar nicht erwartet! —

Das Innere ist sehr klein, den ganzen untern Raum, vom Orchester an, nehmen Bänke ein. Die Plätze sind von 4—16 Groschen in Balkone, Parterrelogen, Parket, Parterre, Gallerielogen und Gallerie eingetheilt.

Vom Theater kehrte ich Schiller's Haus vorüber zur Sonne zurück. Tausend wonnige Gefühle wogen im Herzen auf und nieder, und es führt das geistige Gefieder in das Land der Träume hin.

Naturlehre oder Physik.

Von C. G. Rau.

Die Physik ist die Lehre von den Naturgesetzen, denen die Körper überhaupt, organische sowohl als unorganische, unterworfen sind. Mit jedem Körper gehen Veränderungen vor und jede solche Veränderung wird ein Phänomen, eine Naturerscheinung genannt. Thau, Nebel, Schnee, Regen und Gewitter, der Fall der Körper, wenn sie nicht unterstützt sind, Zu- oder Abnahme der Wärme sind Phänomen. Zur Kenntniß der Naturgesetze gelangen wir durch Erfahrung, theils auf dem Wege der bloßen Beobachtung der Phänomene, welche ohne unser Zuthun vorgehen (Meteore); theils auf dem Wege des Versuches, den wir mit den Naturkörpern anstellen (Experimente).

Von den allgemeinen Eigenschaften.

Eigenschaften, welche allen Naturkörpern zukommen, nennt man allgemeine Eigenschaften, diese sind:

1) Ausdehnung. Jeder Körper nimmt einen Raum ein nach den 3 Abmessungen von Länge, Breite und Dicke, und dieß nennt man seine Ausdehnung. Von den Grenzen der Ausdehnung hängt die Gestalt des Körpers ab. Oft ist diese Gestalt sehr regelmäßig, selbst bei sehr kleinen Körperchen, wie bei Salzen Schneeflocken rc., dann nennt man die Körper Krystalle, ihre Gestalt eine krystallinische Gestalt.

2) Undurchdringlichkeit, d. h. an demselben Orte, wo eine Materie ist, kann nicht zugleich eine andere sein. Z. B. ein leeres Trinkglas, das man ins Wasser taucht, wird nun dann voll, wenn es schief eingetaucht wird. Aus demselben Grunde kann man keine Flasche durch einen Trichter füllen, wenn dieser luftdicht in den Hals der Flasche eingekeilet ist. (Taucherglocke).

3) Porosität. Bis jetzt ist kein Körper bekannt, der vollkommen dicht wäre, sondern jeder hat Löcher, die man Zwischenräume oder Poren nennt, und solche Poren verstatten dann oft wieder fremden Körpern den Eingang. Darum ist auch ein Unterschied zwischen dem Raumumfang eines Körpers, den man sein Volumen nennt, und zwischen der Menge der Materie in einem bestimmten Raume, die man seine Masse nennt. Beispiele: Schwamm, Papier, Holz, Metalle, Elfenbein. Die Haut des Menschen ist in so hohem Grade porös, daß fast die Hälfte der Nahrungsmittel wieder ausdünstet. Die Wärme dringt durch den Ofen ins Zimmer, Wasser in Stein. — Kupfer und Zink zusammengeschmolzen geben Messing, aber das Volumen des Messings ist um $^1/_{10}$. kleiner als das des Kupfers und des Zinks für sich allein zusammen genommen. Wasser und Wein, Wasser und Vitriol, nehmen ebenfalls gemischt einen kleineren Raum ein als einzeln zusammen genommen und werden also dichter.

4) Theilbarkeit. Diese Eigenschaft wird aus der täglichen Erfahrung erkannt. Auffallende Beispiele der wahrnehmbaren Theilbarkeit: Ein Tropfen Farbe, oder eine wohlriechende Flüssigkeit, Moschus, Rauchkerzen, des Goldes beim Drahtziehen.

Indessen hat man zwei Arten von Theilungen zu unterscheiden: Erstens die Mechanische, wobei die Theilchen dieselben Eigenschaften haben wie das Ganze, und zweitens die Chemische, wodurch die Körper in Bestandtheile zerlegt werden, die ganz andere Eigenschaften besitzen als im Zustand der Vereinigung, z. B. Wasser: in Wasserstoff und Sauerstoff, Zinnober: in Quecksilber und Schwefel.

5) Bewegbarkeit. Jeder Körper ist fähig, den Ort, den er im Raume einnimmt, zu verändern und diese Eigenschaft wird Bewegbarkeit genannt (s. später über Bewegung).

Von den Grundkräften.

Das Uebereinstimmende aller Phänomene ist Bewegung. Ein Wassertröpfchen, das zu einem andern sich gesellt, oder von der Masse sich trennt, hat eine Bewegung gemacht, so gut als ein Stein, der von einer Anhöhe herabrollt. Jede Bewegung müssen wir als eine Wirkung betrachten, die durch irgend eine Ursache erzeugt worden ist und diese Ursache nennt man Kraft. Versucht man es, irgend ein Phänomen so lange zu zergliedern, bis man auf die letzte der ganzen Reihe gelangt, so gelangt man immer auf Kräfte, deren eigentliches Wesen gar nicht mehr Gegenstand sinnlicher Wahrnehmungen ist. Solche Kräfte nennt man Grundkräfte. Alle Phänomene erscheinen jedoch als Wirkungen von Anziehungskräften, und die Anziehung oder Attraktion muß daher die Kraft sein, von der die materielle Welt beherrscht wird; da sich aber diese Kraft bei der unzähligen Menge von Erscheinungen in der Natur verschieden darstellt, so fließt hieraus die Eintheilung der Attraktion in: Cohäsion, Adhäsion, Affinität und Gravitation, als einzelne Grundkräfte der Natur.

1. Von der Cohäsion (Zusammenhang).

Cohäsion nennt man die anziehende Kraft, welche die sich berührenden Theile des nämlichen Körpers auf einander ausüben. Je größer die Menge der Berührungspunkte ist, desto stärker ist auch der Zusammenhang der Theile. Uebrigens kommt es nicht allein auf die Menge der Berührungspunkte, sondern auch auf die Art und Weise an, wie die Körpertheile sich in einander fügen und ob sie mehr oder weniger sich zu dehnen geneigt sind. — Buchenholz ward bei den Versuchen noch einmal so stark befunden als Tannenholz, Lindenholz noch einmal so stark als Fichtenholz von gleicher Dicke. Ein gewobenes Seil zeigte mehr Cohäsion, als ein gleich dickes geflochtenes, und dieses mehr als ein gleich dickes gedrehtes; getheert waren sie nicht so stark als ungetheert; man theert sie nur zum Schutz gegen den Einfluß des

Wassers und der Luft. Ein seidener Faden zeigte mehr Stärke als ein leinener, und dieser war ungebleicht stärker als gebleicht.

Durch Bearbeitung kann die Cohäsion eines Körpers erhöht oder vermindert werden. So werden wollene Tücher durch das Walken stärker; Metalle werden durch Hämmern und Schlagen fester, dauert es aber zu lange und ist es zu heftig, so vermindert sich die Cohäsion. Viele Metalle bekommen durch Vermischung mit einem andern eine größere Cohäsion. Die Statue Peters des Großen hat zum Postament einen Granit, der 4 Mill. Pfd. wiegt; um diesen fortzuschaffen, bediente man sich eiserner Walzen, aber sie brachen wie Staub zusammen, und es gelang erst mit Kugeln, die aus Kupfer und Zink gegossen waren. Gold mit Silber oder Kupfer versetzt wird stärker, Silber mit Kupfer ebenfalls. Kupfer mit Zink, woraus man Messing, Tombak, Semilor; Kupfer mit Zinn, woraus man das Stückgut und Glockengut erhält. Der Widerstand, den ein fester Körper der Aufhebung seiner Cohäsion entgegensetzt, äußert sich auf sehr verschiedene Weise. Hierin liegt zugleich die Wahrnehmung besonderer Eigenschaften fester Körper. Man unterscheidet harte, weiche, mürbe, biegsame, zähe, spröde, dehnbare &c. Körper. Viele feste Körper haben die Eigenschaft, sich zusammendrücken und ausdehnen zu lassen und diese heißen compressible Körper. Sie weichen aber darin von einander ab, daß viele darunter die veränderte Gestalt auch dennoch beibehalten, nachdem die Kraft schon zu wirken aufgehört hat, z. B. weiches Wachs, feuchter Thon, frischer Teig, Butter &c. Andere springen in dem Augenblick, wo die äußere Kraft zu wirken aufhört, in ihr voriges Volumen und Gestalt zurück, diese heißen elastische Körper, (z. B. ein Schwamm, ein Streifen Fischbein, das Federharz &c.

2. Von der Adhäsion (Anhaftung).

Adhäsion ist die Anziehung zwischen den Theilen zweier verschiedenen Körper. Feste Körper gerathen in diese enge Verbindung, wenn sie in ihren (glatten) Oberflächen sich berühren, z. B. Glas- oder Metallplatten. Flüssige Körper fließen in dem Augenblicke, wo sie an einander haften, auch in einander über, z. B. ein Tropfen Quecksilber zu einem andern. — Erscheinungen, die sich auf Adhäsion gründen:

Staub legt sich an die Decke und Wände des Zimmers an. Wasser, Weingeist, Oel und dergl. hängt sich an Holz, Metall, Glas, Stricke &c. an. Sind aber diese Körper mit Fett oder Herenmehl (Bärlappsamen) überzogen, so adhäriren die Flüssigkeiten nicht zu denselben. Anders verhält es sich mit Quecksilber; dieses adhärirt nicht zu den obigen Körpern, wohl aber zu Zinn und Blei. Wenn Quecksilber und Zinn ein Amalgama (Mischung) bilden, so vereinigen sie sich fest und genau mit dem Glase. Auf diese Art werden die Spiegel belegt. Auf ein Blatt Staniol oder dünn geschlagenes Zinn wird Quecksilber mit einem weichen Körper (einem Fell) so lange hin und her gerieben, bis das Staniol überall naß davon geworden ist. Dann schüttet man noch Quecksilber darauf und drückt die geschliffene und polirte Glastafel genau an dasselbe. Man läßt es nun eine Zeitlang liegen, und bald hat sich das Amalgama so fest an die Glastafel gehängt, daß es nur mit scharfen Werkzeugen wieder davon zu trennen ist. Dieß sieht man ferner beim Leimen, Kitten, Vergolden, Löthen.

Wasser, Weingeist, Milch, Oele, Quecksilber sind tropfbare Flüssigkeiten, weil einzelne Theile die Eigenschaft besitzen, eine kugelige Gestalt anzunehmen.

3. Von der Affinität.

In der Verwandtschaft der Stoffe erkennen wir eine Anziehung, die durch die ganze Natur wirksam ist. Wirkt diese Anziehung nur in Berührung oder in sehr kleinen unmeßbaren Abständen, so nennt man sie Affinität, erstrecken sich ihre Wirkungen auf große Entfernungen, so heißt sie Gravitation. Erstere erkennen wir aus folgenden Erscheinungen:

Wenn man aus einem Gefäße eine Flüssigkeit, welche die Wände desselben benetzt, unter einem kleinen Neigungswinkel ausgießt, so fließt die Flüssigkeit nicht senkrecht, sondern an den Wänden des Gefässes herab. Dieses ist weniger bei einer Flüssigkeit der Fall, welche die Wände des Gefässes nicht benetzt, z. B. Quecksilber.

Eine Flüssigkeit steht in einem Gefässe, dessen Wände sie benetzt, z. B. Wasser in einem Glase, am Rande höher als in der Mitte, und bildet also eine concave (hohle) Oberfläche. Dagegen steht in einem Gefäße, dessen Wände nicht benetzt werden, die Flüssigkeit, z. B. Quecksilber in einem Glase am Rande tiefer als in der Mitte, und die Oberfläche der Flüssigkeit ist also convex (erhaben).

Taucht man ein Stäbchen in eine Flüssigkeit, von welcher es naß wird, so erhebt sich diese ringsum, wird es aber nicht naß, so entsteht eine Vertiefung. Dasselbe ist der Fall mit einer Glasröhre an den innern Wänden. Nimmt man hiezu ein so enges Röhrchen, daß nur ein Pferdehaar in demselben Platz hat (Haarröhrchen), so steigt die Flüssigkeit schnell weit in der Röhre über die äußere Oberfläche hinaus. Diese Erscheinung nennt man Capillarität. Vermittelst der Capillarität lassen sich eine Menge Erscheinungen erklären. Das Eindringen des Wassers in Löschpapier. Ein Sand- oder Aschenhaufen wird bis oben hinauf naß, wenn er mit seiner Grundfläche im Wasser steht. Flüssigkeiten dringen in Zucker, in Hölzer, in Stricke und allerlei gewebte Zeuge &c.; das Oel und das geschmolzene Wachs oder Unschlitt steigt im Dochte einer brennenden Lampe oder Kerze empor. Gewiß ist auch das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen eine Folge der Capillarität.

Fässer, die ausgetrocknet und lose geworden sind, feuchtet man an, wodurch sie aufschwellen und wieder Haltbarkeit bekommen. Steine, in welche man Keile von trockenem Holze einreibt, können durch wiederholtes Begießen dieser Keile endlich aus einander gesprengt werden. Wasser, das sich in Stricke zieht, schwellt sie auf und macht sie kürzer.

4. Von der Gravitation.

Die Anziehung, welche die Erde gegen alle Körper ausübt, die zu ihr gehören u. auf ihr sich befinden, nennt man (irdische) Schwere, so wie man die Anziehung der Himmelskörper gegen einander die allgemeine Schwere oder allgemeine Gravitation nennt

Durch diese Anziehung sind demnach alle irdischen Körper in einer unauflöslichen Verbindung mit der Erde; keiner kann sich von ihr entfernen, keiner von ihr wegfliegen; wie hoch er sich auch erhebe, immer muß er wieder zu ihr zurückkehren. Daher das Bestreben der Körper nach dem Innern der Erde zufallen, wenn sie nicht gehalten oder unterstützt sind, und daher der Druck, den sie auf die Unterlage ausüben, auf der sie ruhen.

Bei dem Fall der Körper geht man von der Voraussetzung aus, daß die Luft den fallenden Körpern keinen Widerstand leiste, d. h. daß der Raum durch den die Körper fallen, völlig luftleer sei, und dieß nennt man freien Fall der Körper. Erst nach Ausmittlung dieser Gesetze kann man auf Hindernisse Rücksicht nehmen.

Aber nicht nur von der Erde werden die Körper angezogen, sondern es findet auch unter ihnen selbst eine Anziehung statt; und zwar erleidet ein Körper, der von einem andern angezogen wird, eine so vielmal stärkere Anziehung, so vielmal seine Masse der Masse des andern überlegen ist. Dieß kommt daher, daß jedes Atom (kleinster Theil) einer Masse bei der Anziehung mitwirkt und daß, wo mehr Masse ist, auch mehr Atome wirksam sind.

Die wechselseitige Anziehung zweier Körper bringt eine Bewegung zu einander hervor, deren Geschwindigkeit durch die Massen der Körper bedingt ist. Sind beide Massen einander gleich, so nähern sie sich mit gleicher Geschwindigkeit und treffen in der Mitte ihrer Entfernung zusammen. Sind beide Massen ungleich, so werden sie sich mit einer Geschwindigkeit gegen einander bewegen, die zu ihren Massen ein umgekehrtes Verhältniß hat.

Bei dem freien Fall der Körper muß ein Atom mit derselben Geschwindigkeit fallen als die größte Masse. In Röhren, die man so viel möglich luftleer gemacht hatte, fielen Körper der verschiedenartigsten Materie: Gold, Glas, Holz, Kochsalz, Leder, Wolle, mit gleicher Geschwindigkeit zu Boden.

Anmerk. Man verwechsle nicht, wie es im Sprachgebrauch geschieht, Gewicht und Schwere mit einander. Gewicht ist der Druck, den ein Körper auf seine Unterlage ausübt.

Der freie Fall gehört in die Klasse der gleichförmig beschleunigten Bewegungen.

In der 1. Sekunde fällt ein Körper durch 1 Raum.
„ „ 2. „ „ „ Körper durch 3 Räume.
„ „ 3. „ „ „ Körper durch 5 Räume.
„ „ 4. „ „ „ Körper durch 7 Räume.
„ „ 5. „ „ „ Körper durch 9 Räume.
„ „ 6. „ „ „ Körper durch 11 Räume.
„ „ 7. „ „ „ Körper durch 13 Räume.
„ „ 8. „ „ „ Körper durch 15 Räume.
„ „ 9. „ „ „ Körper durch 17 Räume.
„ „ 10. „ „ „ Körper durch 19 Räume.

Hieraus folgt das Gesetz: die Fallräume der einzelnen Sekunden beim freien Fall, verhalten sich wie die ungeraden Zahlen.

Alle Untersuchungen haben dargethan, daß ein freifallender Körper in der ersten Sekunde beiläufig 15 Pariserfuß oder etwa 15⅛ rheinländische Fuß falle, der freie Fall in jeder einzelnen Sekunde ist demnach:

In der 1. Sek. 1mal 15 = 15 Pariserfuß.
In „ 2. „ 3 „ 15 = 45 „ serfuß.
In „ 3. „ 5 „ 15 = 75 „ serfuß.
u. s. w.
In „ 10. „ 19 „ 15 = 285 „ serfuß.

In allen 10 Sekunden zusammen 1500 Pariserfuß.

Aus dem Gesetz für den Fallraum einer jeden einzelnen Sekunde läßt sich auch noch ein anderes Gesetz ableiten, nach welchem man den ganzen durchfallenen Raum für eine jede beliebige Zahl von Sekunden angeben kann, ohne erst die einzelnen Fallräume addiren zu müssen. Denn aus den Angaben für die Fallräume der einzelnen Sekunden ergibt sich, daß ein freifallender Körper zurückgelegt hat:

Am Ende der 1. Sek. 1 Raum.
„ „ „ 2. „ 4 Räume.
„ „ „ 3. „ 9 „
„ „ „ 4. „ 16 „
u. s. w.

Da nun die Räume die Quadratzahlen der dazu gehörigen Sekunden sind, so muß der ganze Fallraum herauskommen, wenn man die Sekundendauer seines Falls auf das Quadrat erhebt und mit 15 multiplicirt, um den ganzen Fallraum in Pariserfuß zu finden.

Ein fallender Körper übt auf einen andern, den er trifft, eine desto größere Gewalt aus, je größer die Höhe ist, von der er herabstürzt. Fiele der Regen, Schnee, Hagel auf die Erde nieder, ohne erst durch die Luft zu gehen, so würden sie mehr oder weniger furchtbare Verheerungen anrichten.

Von der allgemeinen Schwere.

Die Bahnen aller Planeten um die Sonne haben eine elliptische Form und

sind das Resultat zweier Centralkräfte, die bei der Bewegung des Körpers um die Sonne wirksam sind. Von der Sonne angezogen würde der Planet der Centripedalkraft (Ziehkraft) folgen und in die Sonne hineinstürzen, wenn nicht die Centrifugalkraft (Fliehkraft) in entgegengesetzter Richtung wirkte. Gefiele es dem Schöpfer, die Centrifugalkraft aufhören zu lassen, indessen die Centripetalkraft allein wirkte, so würde die Erde, noch ehe 65 Tage zu Ende wären, schon in die Sonne gestürzt sein und würde, einen Tag in den andern gerechnet, täglich über 300,000 Meilen nach der Sonne hin zurücklegen. Auch unter sich ziehen sich die Planeten wechselseitig an, allein da die Masse der Sonne noch etliche hundert mal größer ist, als die Masse aller Planeten, so kommt sie nicht in Betracht. Die Sonne hat 337,000mal mehr Masse als die Erde.

Anmerk. 1. Die Bildung der Erde aus dem flüssigen Zustande mußte zufolge des gemeinschaftlichen Drucks aller Theile nach dem Mittelpunkte der Erde, kugelig werden. Dabei mußten, als die Erde anfing, sich um ihre Achse zu bewegen, die Theile um den Aequator herum einen größern Umschwung erhalten und daher mehr gehoben werden, als die Theile nach den Polen zu.

Anmerk. 2. Die beiden oben genannten Grundkräfte sind auch bei der Bewegung des Mondes um die Erde wirksam, und so vollendet der Mond seinen Umlauf um die Erde in 655 Stunden oder in 27 Tagen, 7 Stunden. Folgte der Mond allein der Centripetalkraft, so würde er nach dem freien Fall der Körper in 148 Stunden oder etwas über 6 Tagen auf die Erde fallen.

Von der Wurfbewegung.

Wird ein Körper geworfen, so wird er von zwei Kräften zugleich, von der Schwerkraft und der Wurfkraft in Bewegung gesetzt. Dabei können 3 Fälle stattfinden:

1. Die Wurfkraft geht nach derselben Richtung, nach welcher die Schwerkraft geht, also lothrecht der Erde zu.

2. Die Richtung der Wurfkraft geht lothrecht aufwärts und wirkt demnach der Schwerkraft entgegen.

3. Die Richtung der Wurfkraft schließt mit der Richtung der Schwerkraft einen Winkel ein, und die Bahn des geworfenen Körpers bildet eine krumme Linie, die man eine Parabel nennt. Eine halbe Parabel wird sie, wenn der Wurf horizontal geht, und eine ganze Parabel, wenn schräg aufwärts geworfen wird.

Von der schiefen Ebene.

Der schiefe Fall ist wie der senkrechte, eine gleichförmig beschleunigte Bewegung, weil während der Falldauer die Fallkraft eben so zunimmt, wie die Schwerkraft beim senkrechten Falle. Nur fällt der Körper in der ersten Sekunde nicht 15 Parisersuß. Bei dem Versuche theilte man die Länge einer nicht sehr geneigten Rinne in gleiche Theile ein, die zusammen eine Quadratzahl, z. B. 25 ausmachten. Am Ende der ersten Sekunde hatte der fallende Körper einen Theil durchfallen, am Ende der zweiten 4, am Ende der dritten 9 solcher Theile zurückgelegt, daß mithin die ganzen Fallräume wie das Quadrat der Fallzeiten sich verhalten.

Man bedient sich der schiefen Ebene, theils um eine Last mit verringerter Anstrengung auf eine Höhe hinauf zu heben, theils auch, um sie allmählig von der Höhe herab zu schaffen.

Vom Pendel.

Jeder schwere Körper, der mit einem Faden oder einer Stange von einem unbeweglichen Punkte herabhängt, wird ein Pendel genannt. Ruht der Körper, so ist er senkrecht unter dem Aufhängepunkt. Bringt man ihn aber auf die Seite, so will ihn die Schwerkraft herunterziehen, während ihn der Faden nach dem Aufhängungspunkte zurückhält; deßwegen muß der Körper die mittlere Richtung dieser beiden Kräfte nehmen, und muß sich in einem Bogen abwärts bewegen, bis er wieder senkrecht unter dem Aufhängepunkt steht; aber hier kommt er nicht in Ruhe, sondern steigt auf der andern Seite hinauf, um aufs Neue wieder zu sinken und seine Schwingungen so lange fortzusetzen, bis irgend ein Hinderniß ihn daran aufhält. Die merkwürdigen Gesetze der Pendelschwingungen sind die Resultate manigfacher Untersuchungen.

1. Weder die Masse, noch die Größe, noch die Gestalt *c*. des schwingenden Körpers hat im luftleeren Raum irgend einen Einfluß auf die Schwingungsdauer, und wäre die Luft den Schwingungen nicht hinderlich, so würde für gleiche Schwingungsbogen die Schwingungsdauer dieselbe sein.

2. Haben aber zwei Pendel ungleiche Länge, so schwingt das 4-, 9-, 16mal längere, 2-, 3-, 4mal langsamer. Ein Pendel, das schneller schwingen soll, muß daher verkürzt, und wenn es langsamer schwingen soll, verlängert werden.

Man kann ein Pendel so einrichten, daß es in einer Stunde genau 3600 Schwingungen mache, also in einer Sekunde eine Schwingung und ein solches heißt Sekundenpendel. Dieselben Pendel, die zu Paris 86,400 Schwingungen in 24 Stunden machten, hatten in derselben Zeit auf der Insel Cayenne in Südamerika (5 Grad nördlich vom Aequator) nur 86,280 Schwingungen gemacht und mußten nun um 1¼ Linie kürzer gemacht werden, damit die Pendeluhr wieder richtig ging. — Daher muß die Erde an den Polen eine eingedrückte Gestalt haben.

Daß die Schwerkraft mit der Entfernung von der Erde abnimmt, läßt sich ebenfalls am schicklichsten aus den Schwingungen des Pendels abnehmen. Dasselbe Pendel, das an dem niedrigen Ufer des Amazonenflusses 89,770 Schwingungen machte, hatte in eben der Zeit auf dem hohen Berge Pichincha in Südamerika nur 98,720 Schwingungen.

Alle Pendel in Uhren sind physische Pendel. Durch die bewegende Kraft in Uhren (Gewichte oder Federn) erhält der

Pendel, vermöge des Räderwerks immer neuen Antrieb.

Von der Bewegung.

Unter Bewegung verstehen wir die Veränderung des Ortes, welchen ein Körper im Raume einnimmt; sein Beharren in denselben Verhältnissen nennen wir Ruhe. Ueber Ruhe und Bewegung pflegt man sich oft zu täuschen. So scheinen von einem schnell fahrenden Kahne aus die Ufer und die darauf befindlichen Gegenstände in Bewegung, der Kahn aber in Ruhe zu sein. So leicht es in diesem Fall ist, den Irrthum gewahr zu werden, so schwer ist es in andern gewesen, die Täuschung zu enthüllen, z. B. in dem Verhältniß der Erde zu der Sonne.

Gebäude, Bäume, Berge und alles, was auf der Erde ist und sich vor unsern Augen nicht bewegt, scheinen in Ruhe zu sein. Diese Ruhe ist aber eben darum nur sichtbar, weil die Erde, auf der sie sich befinden, selbst nicht in Ruhe ist, indem sie sich sowohl um ihre Achse, als um die Sonne dreht.

Die Entwicklung der Bewegungsgesetze führt uns auf die Betrachtung folgender Gegenstände:

1. Die Zeit, wie lange die Bewegung eines Körpers gedauert hat.

2. Der Weg oder Raum, den er zurückgelegt hat.

3. Die Richtung der Bewegung.

4. Die Kraft oder die Kräfte, durch welche die Bewegung entstanden ist.

5. Die Materie des bewegten Körpers, ob es ein fester oder flüssiger, ein elastischer oder unelastischer ist.

6. Des Mittels, worinnen er sich bewegt, ob nemlich der Raum mit Luft, Wasser oder sonst einem Körper angefüllt ist.

Beispiele von Geschwindigkeiten in einer Sekunde:

Geschwindigkeit: der meisten Flüsse 3—4 Fuß.
" eines schnellsegelnden Schiffes 14 Fuß.
Geschwindigkeit: eines Dampf-Wagens, welcher in 1 Stunde 6 Meilen macht 40 F.
" eines engl. Rennpferdes 45 Fuß.
" eines Windhundes 80 Fuß.
" einer Brieftaube 126 Fuß.
" des heftigsten Sturmes 120 Fuß.
" des Schalles in der Luft 1080 Fuß.
" einer Büchsenkugel 1500 Fuß.
" einer 24pfünd. Kanonenkugel 2300 Fuß.
" der Erde in ihrer Bahn (ungefähr) 4 Meilen.
" des Lichtes 42,000 Meilen.

Von der Trägheit oder dem Beharrungsvermögen.

Das Bestreben der Körper in ihrem Zustande zu beharren, sei dieser ein ruhiger oder finde dabei Bewegung statt, nennt man Trägheit oder, richtiger Beharrungsvermögen. Die Trägheit dient zur Erklärung vieler Phänomene, z. B. folgender:

1. Der unaufhörlichen Bewegung der Himmelskörper.

2. Läßt man auf ein ruhendes Wasserrad Wasser schießen, so kommt es nicht sogleich in Bewegung, sondern nach und nach; ebenso wenn der Zufluß des Wassers aufhört, setzt es die Bewegung noch eine Zeit lang fort.

3. Große Lasten, schwer beladene Fuhrwerke, erfordern eine Anstrengung, um sie aus der Ruhe in Bewegung zu versetzen, die weit größer ist, als die Anstrengung, durch welche man die Bewegung unterhält.

4. Ein Wagen, der im schnellen Fahren anhält, kommt nicht augenblicklich zur Ruhe, sondern stößt noch etwas vorwärts, Personen, die alsdann im Wagen stehen, schwanken vorwärts, wenn sie sich nicht etwas zurücklegen.

Von der zusammengesetzten Bewegung.

Die Bewegung eines Körpers, welche durch die Einwirkung einer einzigen Kraft erzeugt wird, ist eine einfache Bewegung und ihre Richtung kann dabei nie anders als geradlinig sein.

Wirken aber zwei oder noch mehr Kräfte auf einen Körper, so entsteht eine zusammengesetzte Bewegung. In diesem Falle wird der Körper einen Weg nehmen müssen, der zwischen den beiden Wegen liegt, die er durchlaufen müßte, wenn er jeder Kraft allein folgen wollte. Das Viereck, welches durch die Zeichnung der gleichen und gleichlaufenden Linien mit den Richtungslinien entsteht, ist ein Parallelogram, daher man es hier das Parallelogram der Kräfte nennt.

Beispiele für die zusammengesetzte Bewegung gibt es außer den Himmelskörpern eine Menge, z. B. ein Kahn, der von dem Ufer eines Stromes nach dem gegenüber liegenden gebracht werden soll, kommt in schiefer Richtung an den bestimmten Landungsplatz an.

Vom Gleichgewicht fester Körper.

1. Vom Schwerpunkte.

Der Schwerpunkt ist derjenige Punkt in jedem schweren, festen Körper, welcher unterstützt sein muß, wenn der Körper nicht fallen soll, und in welchem also die ganze Schwere des Körpers vereinigt gedacht werden kann. Die Unterlage oder Stütze, welche diesen einigen Punkt zu fallen verhindert, trägt mithin das Gewicht des ganzen Körpers, dessen übrige Theile sich das Gleichgewicht halten und nur Druck auf jene Unterlage ausüben. Die Lehre vom Schwerpunkte

ist eine der wichtigsten in der Mechanik und findet im gemeinen Leben beim Lasttragen, Balanciren, Seiltanzen ꝛc. augenblickliche, wenn auch unbewußte, Anwendung.

2. Vom Hebel.

Eine jede unbiegsame Linie, die an irgend einem Punkte unterstützt ist, so daß sie sich um diesen Punkt drehen läßt, wird ein Hebel genannt. Den unterstützten Punkt nennt man den Ruhepunkt, auch Bewegungspunkt, die Unterstützung selbst heißt Unterlage und die Theile des Hebels diesseits und jenseits des Ruhepunktes nennt man seine Arme. Von zwei Kräften, die an dem Hebel wirken, pflegt man die eine, die durch den Hebel bewegt werden soll, gewöhnlich die Last, und die andere, durch welche dieses geschehen soll, die Kraft zu nennen. Sind die beiden Kräfte an zwei entgegengesetzten Seiten des Ruhepunktes, dieser also innerhalb des Hebels, so nennt man ihn einen Hebel der ersten Art, oder einen zweiarmigen Hebel. Liegt aber der Ruhepunkt am Ende des Hebels, so befinden sich beide Körper auf einer Seite und der Hebel wird nun ein Hebel der zweiten Art oder ein einarmiger Hebel genannt. Hat nun ein gerader zweiarmiger Hebel seine Unterlage genau in der Mitte und wirken am Ende der beiden Arme zwei vollkommen gleich große Kräfte, so ist der Hebel im Zustand des Gleichgewichts. Sind die Kräfte verschieden, so hört dieser Zustand auf.

Hat aber ein gerader zweiarmiger Hebel seine Unterlage nicht genau in der Mitte, sind übrigens die Kräfte gleich, so kann auch in diesem Fall kein Gleichgewicht sein. Kommt ein solcher Hebel in Bewegung, so legt der längere Arm in derselben Zeit einen größern Raum auf- und abwärts gehend, zurück, hat also eine größere Geschwindigkeit als dieser. Es läßt sich mathematisch beweisen, daß die Geschwindigkeit des längeren Armes auch gerade so vielmal größer ist, als die des kürzeren Armes, so vielmal die Länge von diesem in jener Länge enthalten ist. Soll nun ein solcher Hebel dennoch im Gleichgewicht sein, so müssen die bewegenden Kräfte an einen Arm so groß sein als am andern. Weil aber die bewegende Kraft gefunden wird, wenn man die Masse mit ihrer Geschwindigkeit multiplicirt, so muß, damit Gleichgewicht sei, der kürzere Arm durch Masse ersetzen, was ihm an Länge abgeht. Das Produkt einer Masse in ihre Geschwindigkeit wird das mechanische Moment genannt. Daher ist jeder zweiarmige Hebel im Gleichgewicht, wenn das mechanische Moment an dem einen Arm so groß ist, als an dem andern und diese mechanische Momente werden gefunden, indem man die Länge eines jeden Hebelarms mit der daran wirkenden Masse multiplicirt.

1. Der längere Hebelarm sei 24 Fuß und der kürzere 4 Fuß lang; an dem längerem Arm hängen 12 Pfund; wie viel Pfund müssen an dem kürzeren Arm sein, um Gleichgewicht zu haben?

$$\frac{12 \cdot 24}{4} = 72 \text{ Pfd.}$$

2. Der längere Arm sei 100 Fuß, der kürzere 4 Fuß; an diesem hängen 100 Pfund, wie viel müssen am andern hängen?

$$\frac{1 \cdot 100}{100} = 1 \text{ Pfd.}$$

Man kann hieraus abnehmen, daß ein zweiarmiger Hebel im Gleichgewicht ist, wenn die Massen sich umgekehrt wie die Länge der Arme verhalten und daß man die ungeheuerste Masse durch das kleinste Gegengewicht vermittelst des zweiarmigen Hebels erhalten könnte, wenn es möglich ist, dem längern Arm die erforderliche Länge zu geben. Das ist es denn auch, was den Hebel so brauchbar macht, wenn man durch kleine Gegengewichte große Lasten in Bewegung bringen will. Bei dem einarmigen Hebel finden eben die Gesetze statt, wie beim zweiarmigen Hebel.

Der Hebel kommt im menschlichen Leben bei unzählig vielen Gelegenheiten vor: Die Krämerwage, die Schnellwage oder römische Wage, Hebebäume, Brecheisen, Scheeren, Zangen, dieß sind eigentlich doppelte, zweiarmige Hebel. Der menschliche Arm, die Finger und die Knochen des menschlichen Körpers überhaupt zeigen sich als einarmige Hebel wirksam. – Hämmer, Beile, Schubkarren, Schaufeln, Sensen, die Tasten am Klavier ꝛc.

Die Radwelle oder Wellrad ist jeder Cylinder, der um seine Achse beweglich ist und der durch die Mitte einer Scheibe, eines Rades oder kreuzweise übereinander liegender Speichen geht. Den Cylinder nennt man die Welle. Beim Wellrad kann um die Welle ein Seil gewickelt sein, woran eine Last hängt; am Umfange des Rades kann auf irgend eine Art eine Last wirken. Hier bildet nun der Halbmesser des Rades den längeren Hebelarm, der Halbmesser der Welle den kürzern. Jemehrmal der längere Hebelarm den kürzern an Länge übertrifft, desto geringer braucht die am Umfange des Rades wirkende Kraft zu sein, um eine Last emporzuheben, dieß findet seine Anwendung bei gezahnten Rädern, bei Wasserrädern, Windflügeln, Wagenrädern, Wenden ꝛc.

Von den tropfbar flüssigen Körpern.

Die flüssigen Körper sind unter sich darin verschieden, daß sie theils luftförmig, theils tropfbar sind; erstere, zu welchen die Luftarten und Dämpfe gehören, lassen sich in einen engern Raum zusammendrücken, dehnen sich aber, wenn der Druck aufhört, sogleich wieder in einen größern Raum aus; sie heißen daher ausdehnbare, expansible und elastische Flüssigkeiten.

Die tropfbaren Körper haben zwar kein Bestreben den Raum, den sie einnehmen, zu vergrößern, widerstehen aber mit großer Gewalt jedem äußern Druck, durch den sie in einen engern Raum zusammengepreßt werden sollen.

Kleine tropfbare Körper fallen in Kugelgestalt herab, welche man Tropfen nennt, daher die Theile eines tropfbaren Körpers sich doch einander wechselseitig

anziehen müssen, obgleich sie nur sehr lose zusammenhängen. Da nun die Verschiebbarkeit so groß und die Anziehung durchaus gleichmäßig ist, so drücken alle fallenden Theilchen nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt hin, woraus denn kugelige Tropfen entstehen. Werden aber flüssige Körper von größerem Umfang von der Schwerkraft stärker angezogen, als die Anziehung nach dem Mittelpunkte beträgt, oder wirkt eine andere Kraft auf dieselben, die größer ist als die Kraft, mit welcher sich die fallenden Theile anziehen, so wird die Kugelgestalt abgeändert. Das Wasser dient als Grundlage aller Untersuchungen über tropfbar flüssige Körper.

Wasser, das von allen Seiten mit festen Wänden umgeben ist, ruhet in diesem Behälter und ist demnach im Gleichgewicht, wenn seine Oberfläche, die man den Wasserspiegel oder Libelle nennt, vollkommen horizontal ist. In diesem Falle ist die Richtung frei fallender Körper senkrecht auf dem Wasserspiegel. Diesem Gesetz wird noch eine größere Ausdehnung gegeben, wenn man gewahr wird, daß es nicht nur bei einem einzigen Behältniß seine Richtigkeit hat, sondern auch, wenn mehrere Behältnisse so mit einander verbunden sind, daß das Wasser aus dem einen freien Uebertritt hat in das andere. Dergleichen Behältnisse und Gefäße nennt man allgemein communicirende Röhren, wenn sie gleich nicht immer röhrenförmig sind und jedes einzelne Behältniß wird ein Schenkel genannt.

Im Zustand der Ruhe muß das Wasser in allen Schenkeln gleich hoch stehen, es mögen noch so viele Röhren mit einander verbunden und sie an Weite und Form noch so sehr verschieden sein. Eine Ausnahme dieses Gesetzes kann nur dann eintreten, wenn einer der Schenkel ein Haarröhrchen ist. Wasserwage.

Ist die eine Röhre kürzer als die andere, so wird das Wasser aus der kürzern so lange herausfließen, bis es in beiden Röhren einen gleich hohen Stand hat. Ist aber die kürzere Röhre verschlossen, so wird es auf den Deckel, der ihm den Ausgang wehrt, einen Druck ausüben. Die Berechnung über die Größe des Drucks, den der Deckel zu leiden hat, fordert die Bestimmung des körperlichen Inhalts der Wassersäule, die zum Zustand des Gleichgewichts noch fehlt; und dieser körperliche Inhalt wird gefunden, wenn man den Flächenraum (Quadratinhalt) des Deckels mit der Höhe, die das Wasser von dem Deckel an, in dem andern Schenkel — welcher im Verhältniß zu dem Kürzern sehr eng sein kann — multiplicirt. Ist der körperliche Inhalt der Säule auf diese Weise in Kubikfußen oder Kubikzoll bestimmt und weiß man, wie viel ein Kubikfuß oder Kubikzoll Wasser wiegt, so kann man dann auch den Druck nach seinem ganzen Gewicht bestimmen.

Beispiel: Die Grundfläche des Deckels der kürzeren Röhre sei 4 Quadratfuß und die Höhe des langen Schenkels von der Grundfläche des Deckels an gerechnet sei 7 Fuß, der körperliche Inhalt der Säule ist demnach 28 Kubikfuß. Wäge ein Kubikfuß dieses Wassers 70 Pfd., so wäre der Druck auf den Deckel 70 mal 28 = 1960 Pfd.

Cysternen, in welche das Regenwasser vom Dache durch eine hineingeleitete Röhre sich ergießt, können, wenn sie von oben her verschlossen sind, bei starkem Regen leicht zertrümmert werden. Selbst Felsenwände müssen den Druck einer Wassersäule von beträchtlicher Grundfläche und Höhe weichen. Dieß kann sich ereignen, wenn im Innern eines Berges sich Wasser sammelt, das keinen Ausfluß findet.

Auch der Druck, den das Wasser auf den Boden seines Behältnisses ausübt, läßt sich nur dadurch für alle vorkommenden Fälle berechnen, wenn man das Gesetz für den Zustand des Gleichgewichts im Auge behält. Je mehr Bodenfläche und Höhe zunehmen, desto verhältnißmäßig größer muß auch der Druck werden, den er auszuhalten hat, das Gefäß mag nun cylindrisch, kegelförmig oder eimerförmig sein. Das Gewicht des Wassers thut hier wieder nichts zu dem Druck; bei einem cylindrischen Gefäß kann der Druck des Wassers mit dem Gewicht desselben gleich sein; bei einem kegelförmigen muß hingegen der Druck größer, bei einem eimerförmigen kleiner sein als das Gewicht.

Ein Gefäß habe drei Quadratschuh Grundfläche und sei auf 2 Schuh senkrechter Höhe mit Wasser gefüllt; ein Kubikschuh dieses Wasser wäge 70 Pfd., so hat der Boden einen Druck von 6 mal 70 = 420 Pfd. auszuhalten. Auf der großen Wirkung des Wasserdrucks auf den Boden der Gefäße, beruhet auch die (vom Grafen Real erfundene) hydraulische Presse. Diese Presse dient, um aus gepulverten Substanzen, z. B. aus gemahlenem Kaffee einen Extrakt zu machen, ohne sie erst kochen zu lassen und hat den Vortheil, daß Geruch, Geschmack und Farbe dabei gar keine Veränderungen erleiden. Die Presse besteht aus einem Cylinder, der durch eine Seihe in zwei Abtheilungen getheilt ist. Die obere Abtheilung ist zur Aufnahme der auszupressenden Pulver bestimmt, deren Extrakt durch die Seihe in die untere Abtheilung fließt. Die Pulver, aus denen der Extrakt gezogen werden soll, werden ebenfalls mit einer Seihe bedeckt, auf die man das Auflösungsmittel, z. B. Wasser, Alkohol gießt. Auf den Cylinder läßt sich ein Deckel luftdicht anschrauben und durch den Deckel geht, ebenfalls luftdicht, eine Röhre von ziemlicher Höhe. Wird diese mit Wasser gefüllt, so entstehet durch den Druck, der überhaupt Auflösung befördert, daß die gepulverten Substanzen mit dem Auflösungsmittel sich verbinden und in die untere Abtheilung des Cylinders sich ergießen. Aus dieser werden sie durch einen Hahnen abgezapft.

Da eine jede Flüssigkeit ihren Druck nach allen Richtungen hin verbreitet, so ist außer den bisher genannten Richtungen auch noch der Druck auf die Seitenwände des Gefäßes zu betrachten. Macht man in die Seitenwand eine Oeffnung, so

fließt alsbald Wasser heraus, welches also vorher einen Druck auf diese Stelle ausgeübt hat. Je tiefer ein Punkt der Seitenfläche unter dem Wasserspiegel liegt, desto stärker muß der Druck sein, den er erleidet.

Hängt ein Gefäß, das mit Wasser gefüllt ist, in lothrechter Lage, so neigt sich das Gefäß, wenn man irgendwo eine Seitenöffnung macht, doch nicht nach der Seite hin, wohin der Ausfluß stattfindet, sondern nach der entgegengesetzten Seite. Man nennt diese Erscheinung die Rückwirkung und auf ihr beruht Segner's Rückwirkungsmaschine oder Segner's Wasserrad. Diese Maschine besteht aus einem Cylinder, der um eine feststehende Achse sich leicht drehen läßt und an dessen unterm Rade eine Anzahl Röhrchen mit kleinen Löchlein, die alle nach derselben Seite zugehen, angebracht sind. Wird der Cylinder mit Wasser gefüllt, so strömt dieses aus den Löchlein heraus und der Cylinder dreht sich dann nach der entgegengesetzten Richtung um seine Achse.

Steht das Wasser — bei zwei Gefäßen, die am Boden gleich große Oeffnungen haben — in dem einen Gefäß viermal so hoch als in dem andern, so fließt in derselben Zeit doppelt so viel, steht es 9mal so hoch dreimal, 16mal so hoch viermal so viel Wasser aus dem einen als aus dem andern. Die in derselben Zeit aus beiden Gefäßen ausströmenden Wassermengen verhalten sich demnach wie die Quadratwurzeln aus den beiden Wasserhöhen.

Wenn man Wasser aus einer höher liegenden Gegend durch Röhren nach einer tiefer liegenden hinleitet und zuletzt eine Ausgußröhre ansetzt, so fließt es durch diese so lange ab, so lange die höher liegende Gegend es nicht an Zufluß fehlen läßt. Je höher der Ort liegt, aus dem das Wasser nach der Sprungöffnung fließt, desto höher muß auch der Wasserstrahl emporspringen. Hierauf gründet sich die Anlegung von Springwerken und Wasserkünsten.

Für die Fackel.

Das Pfaffenthum.

Von C. Ludwigh

Woher kömmt das Wort „Pfaffe oder Pfaf?" Von der Zusammensetzung der Buchstaben P. F. A. F. Und welcher Sinn liegt darin verborgen? Dieser: „*Pater Fidelis Animarum Fidelium.*" Deutsch: „Der getreue Vater getreuer Seelen." Diesem nach wäre denn das Wort Pfaffe kein Schimpfname auf Priester und Prediger, abgesehen von dem Adjectiv „getreu" das sich nur ausnahmsweise mit der Denkweise und dem Charakter der heiligen Väter vereinigen läßt. Mit dem Begriff von Seele, getreuer Seele, fällt uns der Schlüssel zur Lösung des Pfaffenthums von selbst in die Hände.

Unwissenheit und Unkenntniß der Naturgesetze, verbunden mit Feigheit, Furcht und Schlechtigkeit der menschlichen Natur, sind die Universal-Quelle aller Religions-Systeme. Ursprünglich waren die Bonzen und Priester eben so unwissend, eben so wenig vertraut mit den einfachsten Wahrheiten der Natur wie das blindgläubige Volk selbst. Nur gehörte Indolenz und Schlauheit dazu, um für sich den Nimbus der Heiligkeit zu gewinnen und als Vermittler zwischen den Göttern und den Menschen zu gelten. Ich sah Mönche in Italien von der römischen Kirche und Priester in der europäischen Türkei und in Ungarn von der griechischen Kirche, die so stockdumm waren wie die Dummsten Jener, die ihnen den heiligen Saum der Kutte und die Reverende küssen, mit derselben stupiden Reverenz als sie ein Heiligenbild, oder einen Christus an die Lippen drücken. In dieser Categorie der Geistlosigkeit, wenn auch keine Heiligenbilder küssend, gehören auch unsere Methodisten-Prediger in Amerika, bei denen der heilige Geist aus dem Mastdarm hinauf nach dem Gehirn wirkt, und viele unserer protestantischen Prediger, die in theologischen Seminarien per Dampf gebacken ihr schlecht gebackenes Brod an irgend eine Gemeinde gegen billigen Gehalt verkaufen. Doch bin ich auch mit Hunderten von Priestern und Predigern in Berührung gekommen, die auf Universitäten wissenschaftlich gebildet geistig hoch über der Masse des Volkes standen und denen ihr heiliger Beruf nichts anderes war als eine einstudirte Rolle und ihr Zweck — der einer Milchkuh.

Alle die Vergötterungen von Menschen und von Thieren, alle Blut- und Sühn-Opfer, alle Greuel der Inquisition und Religionskriege fließen aus einer und derselben Quelle der Naturnothwendigkeit und der Folgen allgemeiner Unwissenheit und Barbarei. Mit der vorwärtsschreitenden Civilisation verfeinerten sich die Sitten und die Superstition. Das Mittelalter, die Glanzperiode des Papstthums, die Concilien der Priester und die Donquirotiaden der Scholastiker enthüllen uns ein trauriges Bild der aus Heiden und Juden hervorgekommenen Christen, ihrer Geistesstufe und Depravation.

Sobald es den gelehrten Herren Theologen gelungen war, die Existenz einer Seele und ihre Fortdauer nach dem Tode als Dogma hinzustellen, unter Bedingniß des Lohnes und der Strafe, war auch der Grundstein gelegt zur Herrschaft des Pfaffenthums. Und das Pfaffenthum, an Ursachen und Folgen geknüpft, wird und muß naturnothwendigerweise so lange fortbestehen, als es Menschen geben wird, die an die Existenz einer unsterblichen Seele und an Lohn und Strafe glauben. Von Hoffnung beseelt und von Furcht beängstigt werden solche Menschen, wie unmündige Kinder, stets der Gängelbande Anderer, des Gebetes der Opfer, der Sündenvergebung (sündiger Priester) und sonstiger geistlicher Quacksalbereien bedürfen; sie werden die Erde als Jammerthal betrachten, ihren Göttern Kirchen bauen und ihren Seelsorgern bequeme Wohnungen; sie werden den letz-

ten sauer verdienten Pfennig auf den Altar des Herrn legen, um geliebte Seelen aus dem Fegefeuer herauszubeten, oder ihre eigenen lieben Seelen nach dem Himmel zu spediren. Nur mit dem Glauben an Belohnung und Bestrafung der Seelen nach dem Tode wird das Reich und die Herrlichkeit der getreuen Väter getrener Seelen fallen und nicht eher. Dieses Reich ist bereits bedeutend durch Wissenschaft in den höheren und Skepticismus in den unteren Schichten der christlichen Staaten erschüttert und was den alten morschen Bau noch zusammenhält in seinen Harlekinaden ist nicht mehr ursprüngliche intensive Unwissenheit, noch blos blinder Glaube und Frömmigkeit, sondern Gewohnheit, materielles Interesse, Mode, Heuchelei, mit einer noch etwas compacten Grundlage von Gedankenlosigkeit und Dummheit. Nicht das: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst ist ein charakteristisches Merkmal unserer seelengläubigen Christen und modernen Pharisäer, sondern das: „Die Welt will betrogen sein" und, in der That, siehst du die geputzten Herren und Damen am heiligen Sabbath nach den mit dem Schweiß der Armen gebauten Kirchen wallfahrten, so magst du sie füglich in zwei Classen theilen: in Betrüger u. in Betrogene. Auch dieses Betrügen und Betrogenwerden hat seine Grenzen und wird ein Ende haben. Es wird eine Zeit kommen, wo man sich wundern wird, daß es einst Menschen gab, die ihrem unsichtbaren Gott Kirchen bauten, um sechs Tage lang zu stehen und am siebenten einem heiligen Quacksalber als Geschäftsbude zu dienen. Diese Zeit ist noch etwas fern, aber sie kömmt gewiß, so gewiß als daß die Sonne nie stille stand, noch je stille stehen wird. Wo das Fundament erschüttert, der Grundpfeiler faul ist, dort stürzt der Bau zusammen: so die Bibel als Wort Gottes betrachtet; so Kirchen und Pfaffenthum.

Für die Fackel.

Deutsch-amerikanische Volkslied.

Von S. Ludvigh.*)

Den deutschen Sängern Amerika's gewidmet.

Uns're Heimath ist die Erde,
Unser Bürgerthum die Welt.
Die durch ein allmächtig Werde
Sich regiert und selbst erhält.
Unser Stolz ist uns're Sprache,
Die ein Teut, ein Humboldt sprach,
Der den Sclaven gegen Schwache
Ideen Herrscherstab zerbrach.

Menschenrechte unser Streben,
Freiheit unser höchstes Ziel;
Und wer dem nicht all' sein Leben,
Als ein Teutscher opfern will,
Der ist aus dem Bund geschlossen,
So uns an die Menschheit schließt,
Wir erkennen als Genossen,
Wer der Freiheit Recht genießt.

Heil Columbia deiner Erde!
Heil dir, Heil Amerika!
Wo der Freiheit jüngstes Werde
Ihre Jünger fern und nah
Mit dem Jubelruf entzückte,
Der aus finst'rer Nacht erscholl,
Wo sie Despotie umstrickte,
Geistertödtend, grauenvoll.

Heil dir, das aus blut'gem Kriege,
Jüngst ein Phönix auferstand!
Die Trophäen deiner Siege
An der Schlachten ödem Rand
Sind die heil'gen Menschenrechte.
Die man, ach, so lang verhöhnt;
Freigeworden sind die Knechte
Und die Völker sind versöhnt.

Deutsche, laßt uns deutsche Lieder
Singen in Amerika!
Laßt des Adlers stolz Gefieder
Ziehen durch Columbia!
Laßt die Stimmen laut erschallen.
Weit hin über'n Ocean,
Daß die Berge wiederhallen:
„Freiheit ist kein leerer Wahn."

Zeigt die stolze Sternenfahne
Den Gedrückten überall,
Daß sie geistig sie ermahne
Zu der Willkürherrschaft Fall!
Führt sie hin zu schönen Bahnen,
Zu der Völkerfreiheit Ziel!
Jedes Volk kann sich ermannen;
Wenn das Volk nur frei sein will.

Singt denn Deutsche, deutsche Lieder;
Preist der Freiheit jüngsten Sieg,
Der auf blutigem Gefieder
Feiler Sklaverei entstieg!
Laßt die Stimmen laut erschallen,
Daß durch Eures Liedes Macht
Morsche Schranken niederfallen
In der Knechtschaft grauser Nacht!

Uns're Heimath ist die Erde,
Unser Bürgerthum die Welt.
Völker, sprechen blos: „Es werde!"
Und, glaubt es, das Alte fällt.
Schwingt mit uns die Siegesfahne,
Mischet euern Jubel ein!
Fort mit jenem alten Wahne:
„Völker müßten Knechte sein!"

*) Des Nachts am ersten Juli 1865 öffnete sich im alten Pegasus eine poetische Ader. Ich stand denn, von Melpomene geküßt, auf und schrieb obiges Volkslied. Nächsten Morgen trug ich es zu Hrn. Rapp, der die Güte hatte, das Lied, meinem Wunsche gemäs anonym, im Sonntagsblatt der Ill. Staatszeitung vom 2. Juli aufzunehmen. Möge es, den deutschen Sängern gewidmet, ihnen und dem deutsch-amerikanischen Volke überhaupt eine willkommene Gabe sein!
Der Verfasser.

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Micheler

Die Salons. Frau von Condorcet.

Fast im Angesichte der Tuilerien, auf dem jenseitigen Ufer, dem Pavillon de Flore und dem royalistischen Gesellschafts-zirkel der Prinzessin von Lambelle gegenüber, erhebt sich das Palais der Münze. Dort gab es einen Salon, den der Frau von Condorcet, jenen Salon, den einer ihrer Zeitgenossen mit Recht den Heerd der Republik genannt hat.

In diesem europäischen Salon des gefeierten Secretärs der Akademie der Wissenschaften vereinigte sich aus allen Weltgegenden her der republikanische Gedanke jener Zeit. Hier gährte er; hier nahm er Körper und Gestaltung an; hier fand er seine Formeln. Die erste Idee dazu rührte seit 1789 von Camille Desmoulins her. Aber erst im Juni 1791 stießen Bonneville und die Cordeliers den ersten Ruf nach Republik aus.

Der letzte der Philosophen des großen, achtzehnten Jahrhunderts, derjenige, der Alle überlebte, um deren Theorien ins Gebiet der Realitäten hineingeschleudert zu sehen, war der Marquis von Condorcet, der Nachfolger d'Alembert's, der letzte Correspondent Voltaire's, der Freund Turgots. Sein Salon war der natürliche Mittelpunkt des denkenden Europa's. Jede Nation fand sich, wie jede Wissenschaft, in diesem Kreise vertreten. Alle ausgezeichneten Fremden kamen, nachdem sie die Theorien des neuen Frankreichs adoptirt hatten, um hier deren Anwendung zu suchen. Hier fanden sich der Amerikaner Thomas Payne, der Engländer Williams, der Schotte Mackintosh, der Genfer Dumont, der Deutsche Anacharsis Clootz. In einer Ecke des Saales stand unbeweglich der eifrige Freund des Hauses, der Arzt Cabanis, kränklich und schwermüthig, er, der die zarte, tiefsinnige Anhänglichkeit, der er für Mirabeau in seinem Herzen trug, in dieses Haus überpflanzt hatte.

Ueber diesen berühmten Denkern schwebte die edle, jungfräuliche Erscheinung der Frau von Condorcet, ein Wesen, das sich Raphael zum Urbilde der Metaphysik würde auserkoren haben. Sie war durch und durch Licht. Alles, was sie umgab, schien sich unter den Sonnenstrahlen ihres Blickes aufzuklären. Sie war Stiftsdame gewesen und schien noch immer weniger Frau als Edelfräulein. Sie war damals sieben und zwanzig Jahre alt, also zwei und zwanzig Jahre jünger als ihr berühmter Gemahl. Sie hatte kurz vorher ihre Briefe über das Mitgefühl geschrieben, ein Buch voll feiner, ungemein zarter Analyse, in dem man unter dem Schleier einer außerordentlichen Zurückhaltung, die Schwermuth eines jungen Herzens, dem etwas gefehlt hat, herausfühlt*). Vergebens hat man sich bemüht, auszusprengen, sie habe sich um die Gunst und den Zutritt zum Hofe bemüht und habe sich aus Mißvergnügen, diese Wünsche unerfüllt zu sehen, in die Arme der Revolution geworfen. Dies Alles ist falsch und erlogen.

Das aber, was weniger unwahrscheinlich ist, und was man häufig behauptet hat, ist, daß sie, bevor sie Herrn v. Condorcet geheirathet, ihm unumwunden erklärt habe, daß ihr Herz nicht mehr frei sei, daß sie liebe, aber ohne Hoffnung liebe. Der weise Mann nahm das freiwillige Geständniß mit väterlicher Liebe auf und wußte es zart zu achten. Nach derselben Ueberlieferung sollen Mann und Frau zwei ganze Jahre hindurch wie Geister zusammen gelebt haben. Erst 1789, an einem schönen Juli-Augenblick, in welchem Frau v. Condorcet erkannt hatte, wie viel mächtige Leidenschaft in diesem dem Anscheine nach eiskalten Männerherzen aufgehäuft sei, begann sie diesen großen Bürger, diese tieffühlende Seele, die sich mit der Hoffnung des Heils für das ganze Menschengeschlecht mehr als für ihr eigenes Wohl trug, mit der ganzen Aufrichtigkeit ihres Herzens zu achten und zu lieben. Trotz seines Alters fand sie ihn jung, jung durch die ewige Jugend der erhabenen Idee, des schönen Wunsches, die seine Seele belebten und gänzlich ausfüllten. Das einzige Kind, das sie gehabt hatten, war neun Monate nach der Erstürmung der Bastille, im April 1790, zur Welt gekommen.

Condorcet, damals acht und vierzig Jahre alt, fühlte sich durch die großen Ereignisse in der That neu verjüngt: er begann ein neues Leben, ein drittes. Mit d'Alembert hatte er das Leben des Mathematikers, mit Voltaire das Leben des Kritikers gelebt; jetzt schiffte er sich auf den Ocean des politischen Lebens ein. Er hatte früher von Fortschritten geträumt. Jetzt wollte er sie verwirklichen, oder wenigstens all' seine Kräfte den Fortschritten Aller weihen. Sein ganzes Leben bot das seltene Beispiel einer merkwürdigen Verbindung zweier nur höchst selten vereinigter Fähigkeiten: starke Vernunft und unerschütterlicher Glaube an die Zukunft. Stark und unerschütterlich selbst gegen Voltaire, wenn er ihn ungerecht fand. Freund der Economisten, doch ohne Verblendung für sie, behauptete er dieselbe Unabhängigkeit den Girondisten gegenüber. Noch heute liest man mit Bewunderung seine Vertheidigung von Paris gegen das Vorurtheil der Provinzen, dasjel-

*) Dies kleine, rührend-schöne Buch, geschrieben vor der Revolution, erschien erst 1798; es theilt die Eigenschaften dieser beiden Epochen. Die Briefe sind an den Doctor Cabanis, den Schwager der Frau v. Condorcet, den untröstlichen Freund, den Vertrauten ihrer tiefen und geheimen Herzenswunde gerichtet — — —. Frau v. Condorcet hat sie vollendet in diesem bleichen, düstern Elisee d'Auteuil, reich an geliebten Schatten. Sie sprechen sehr leise, diese Briefe; den empfindlichsten Saiten ist ein Dämpfer aufgesetzt. Und trotzdem hört man, bei aller Zurückhaltung, die ersten Bekenntnisse des jungen Mädchens, die Betrübnisse der Wittwe heraus.

be Vorurtheil, das, wie bekannt, auch die Mitglieder der Gironde belebt hatte.

Dieser große Geist war überall gegenwärtig, frei, klar und ganz Herr seiner selbst. Seine Thür, welche Arbeit ihn auch immerhin beschäftigen mochte war stets geöffnet. Selbst im Salon dachte er beständig, denn es gab für ihn keine andere Zerstreuung, als die des Denkens. Er sprach wenig, hörte Alles und zog Nutzen aus Allem. Nie hat er irgend etwas vergessen. Die Männer ehrten ihn. Die Frauen aber waren erstaunt, erschreckt, einen Mann zu sehen, der Alles wußte bis herab zur Geschichte ihrer Moden, hoch hinaufsteigend bis in die kleinste Einzelheit. Er schien sehr kalt und wenig mittheilend. Nur seine Freunde wußten seine Freundschaft nach dem Eifer zu beurtheilen, den er heimlich geltend machte, um ihnen Dienste zu erweisen. Er ist ein Vulkan unter Schnee, hatte d'Alembert von ihm gesagt. In seiner Jugend, sagt man, habe er einmal geliebt und, da nichts für ihn zu hoffen gewesen war, einen Augenblick die Idee gehabt, sich ums Leben zu bringen. Aelter und reifer, im Herzen aber nicht kälter geworden, habe er für seine Sophie, seine Frau, eine fortdauernde, unendliche Liebe, eine jener tiefen Leidenschaften genährt, die, je später sie sich geltend machen, tiefer als das Leben selbst sind, deren Tiefe sich nicht ermessen läßt.

Und Sophie war dieser Liebe vollkommen würdig. Als der unglückliche Condorcet, gehetzt wie ein wildes Thier, eingesperrt in einem wenig sichern Schlupfwinkel, sich selbst das Herz zerfraß mit den Gedanken der Gegenwart und seine Apologie, sein politisches Testament schrieb, gab ihm seine Frau den erhabenen Rath, diese eitlen Kämpfe ruhen zu lassen, seine Denkschrift vertrauensvoll der Nachwelt zu überliefern u. friedlich seine „*Esquisse d'un tableau des progres de l'esprit humain*" zu vollenden. Er befolgte ihren Rath und vollendete dieses edle, großartige Werk, voll ungeheuern Wissens, voll unbegrenzter Liebe für das ganze Menschengeschlecht, voll von exaltirter Hoffnung, sich tröstend über seinen nahen bevorstehenden Tod mit dem rührenden Traume, daß es durch die Fortschritte der Wissenschaft dem Menschen einst gelingen werde, den Tod zu beseitigen.

Dies war eine große, schöne, erhabene Zeit! Und würdig dieser großen Männer waren die Frauen, würdig, von diesen Männern geliebt, würdig mit ihnen verschmolzen zu werden durch dasselbe Ideal: Vaterland und Tugend! Wer erinnert sich nicht eines Todtenmahls, wo die Freunde Camille Desmoulins ihn zum letzten Male beschworen, seinen „*Vieux Cordelier*" nicht mehr erscheinen zu lassen u. seinen Antrag auf Einsetzung eines Gnaden-Ausschusses (*Comite de la clemence*) auf spätere Zeit hinauszuschieben? Aber seine Lucile, vergessend, daß sie Weib und Mutter sei, schloß ihre Arme um seinen Hals und sagte: Laßt ihn, laßt ihn! Er folge dem Rufe seiner Bestimmung!

Ein Schatten dieser traurigen Bestimmung lag in den Zügen und in dem Ausdrucke Condorcets. Mit der schüchternen Haltung des selbst mitten in der Gesellschaft einsamen Gelehrten, hatte seine Physiognomie etwas Leidendes, Trauriges, Resignirtes. Die obere Hälfte seines Gesichtes war schön. Die Augen edel und mild, voll ernster Idealität, schienen in den Hintergrund der Zukunft zu schauen. Seine große, breite Stirn, geräumig genug, um jede Wissenschaft in sich aufzunehmen, schien ein ungeheurer Speicher, in welchem sich alle Schätze der Vergangenheit aufgehäuft hatten.

Condorcet war mehr umfassend als stark. Man merkte dies an seinem etwas weichlichen, schwachen, ein klein wenig hängenden Munde. Die Universalität, die auf jeden Gegenstand den Geist zerstreut, ist fast immer Ursache einer gewissen Art von Entkräftung. Fügt dem hinzu, daß er sein Leben im achtzehnten Jahrhundert gelebt und dessen ganze Schwere zu tragen, all' dessen große Eigenschaften und all' dessen Kleinlichkeiten durchzumachen hatte. — Neffe eines durch und durch jesuitischen Bischofs, der theilweise dessen Erziehung geleitet hatte, schuldete er mehr noch der Gönnerschaft der Herzoge v. Larochefoucauld. Obgleich arm, war er adelig, betitelt, ja sogar Marquis! Geburt, Stellung und vielfach verzweigte Beziehungen fesselten ihn ans *ancien regime*. Gleichen Contrast zeigte sein Haus, sein Salon, seine Frau.

Sophie von Condorcet, geborene Grouchy, zuerst Stiftsdame u. begeisterte Schülerin Rousseau's und der Revolution, hervorgegangen aus halb-geistlicher Stellung, um die Seele eines Salons zu werden, welcher der Mittelpunkt aller freien Gedanken war, erschien sie gleichsam wie eine Nonne der Philosophie.

Die Juni-Krisis von 1791 zwang ihren Mann, sich zu entscheiden, welcher Partei er sich anzuschließen habe. Herr v. Larochefoucauld, sein vertrauter Freund, gab noch nicht alle Hoffnung auf, den Republikanismus Condorcets wie jenen Lafayette's zu schwächen. Leichter noch hoffte er fertig zu werden mit dem bescheidenen Gelehrten, mit dem milden, schüchternen Manne, den seine Familie in früherer Zeit großmüthig beschützt hatte. Ja, man ging so weit, zu behaupten und im Volke zu verbreiten: Condorcet theile die royalistischen Ideen des Abbe Sieyes. Auf diese Weise stellte man seinen Ruf bloß, während man ihm gleichzeitig als Versuchung die Aussicht eröffnete, zum Gouverneur des Dauphins ernannt zu werden.

Aber wahrscheinlich waren es gerade diese Gerüchte, die ihn veranlaßten, sich früher zu entscheiden, als es sonst vielleicht geschehen wäre. Am 1. Juli ließ er durch die Zeitschrift *la Bouche du fer* bekannt machen, er werde im *Cercle social* einen Vortrag halten über die Republik. Er wartete bis zum 12. und hielt diesen Vortrag mit einem gewissen Rückhalt. Er widerlegte mehrere banale, der Republik gemachten Einwürfe und setzte jene Worte hinzu, die allgemeines Erstau-

nen erregten: „Wenn dessenungeachtet das Volk sich berechtigt glaubt, einen Convent einzuberufen, um sich auszusprechen, ob man den Thron beibehalten wolle, ob die Erblichkeit fortbestehen solle für eine kleine Reihe von Jahren zwischen zwei Conventen, in diesem Falle ist das Königthum den Rechten der Bürger nicht wesentlich entgegenlaufend." Dann machte er eine Anspielung auf das über ihn ausgesprengte Gerücht, daß man ihn zum Gouverneur des Dauphins ernennen wolle, und fügte hinzu: in diesem Falle werde er ihn vor Allem darin unterrichten, sich allenfalls auch ohne Thron zu behelfen.

Dieser Anschein von Unentschlossenheit mißfiel den Republikanern und verletzte die Royalisten. Letztere fühlten sich noch tiefer verwundet, als man in Paris ein von so ernster Hand geschriebenes, geistreiches, spöttisches Pamphlet, wie den „Brief eines jungen Mechanikers" verbreitete, welcher gegen ein mäßiges Honorar sich verpflichtet, einen brauchbaren constitutionellen König herzustellen. Dieser Brief war vom Marquis Condorcet.

„Dieser König," sagt er darin, „werde sich meisterhaft aller Functionen des Königthums entledigen, allen vorgeschriebenen Ceremonien genügen, vorgeschriebener Maßen zur Messe gehen und, mit Hilfe einer geheimen Springfeder, aus den Händen des Vorsitzenden der Nationalversammlung die Liste jener Minister entgegenzunehmen geruhen, welche die Majorität ihm bezeichnet hat. Mein König wäre für die Freiheit durchaus unschädlich und könnte, Falls etwas flockt, mit Hilfe einer sorgfältig vorgenommenen Reparatur bald wieder so gut hergestellt werden, daß das Volk niemals einen König brauchte, wodurch die allerdings sehr gewagte Erblichkeit der Krone ganz ohne Gefahr beseitigt würde. Dieser König könnte man ohne Widersinnigkeit für unfehlbar erklären!"

Dieser reife, ernste Mann, der sich mit einem Scherze hinauswagte auf das sturmbewegte Weltmeer der Revolution, verhehlte sich durchaus nicht die Wechselfälle, denen er sich preisgab. Voll Glaubens an die ferne Zukunft des Menschengeschlechts, hatte er weit weniger Glauben für die Gegenwart und machte sich keine Täuschung über die Lage, in welcher sich Frankreich befand, indem er alle Gefahren derselben wohl erkannte. Und diese eben fürchtete er, nicht für sich (gern gab er sein Leben hin), wohl aber für seine von ihm vergötterte Frau, für das junge Kind, das sie ihm im geheiligten Augenblicke des Juli geschenkt hatte. Vor mehreren Monaten schon hatte er heimlich Erkundigung eingezogen über den Hafen, nach welchem er im Nothfall seine Familie könnte flüchten lassen, und endlich hatte er sich für den von Saint-Valery entschieden.

Dies Alles aber wurde vertagt und so rückten die Ereignisse, die er vorhergesehen hatte, allmählig näher und näher hervor. Condorcet ließ sich fortreißen von der Zeit der Schreckensherrschaft. Schöpfer des Verfassungsentwurfs von 92, greift er mit jugendlicher Heftigkeit die Verfassung von 93 an und sieht sich durch diesen unbedachten Schritt gezwungen, einen Zufluchtsort zu suchen gegen die ihm drohende Gefahr der Achtserklärung.

„Liebe ist unbesiegbar wie der Tod!" Und gerade in diesen Zeiten des Todes feierte sie ihre erhabensten Triumphe, denn der Tod verleiht der Liebe etwas Aetzendes, etwas Brennendes, bittere und dennoch süße, himmlische Genüsse, die nicht irdischer Natur sind.

Man lese Louvets Reise durch ganz Frankreich, um Die wieder zu finden, die er liebte, um mit ihm jene Augenblicke unaussprechlicher Wonne zu theilen, die Beide empfinden, wenn sie, durch das Geschick sich in einem Kerker von Paris oder in einer Höhle des Juragebirges wiedersehend, sich gegenseitig halb vernichtet in die Arme fliegen. Wer hat beim Lesen des neu beseligenden Wiedersehens nicht hundertmal gesagt: Tod, wenn du die Macht besitzest, den höchsten Genuß des Lebens, die Liebe, zu verhundertfachen und bis zu solchem Grade zu verklären, dann wahrlich ruhen in deiner Hand die Schlüssel des Himmels.

Die Liebe hat Louvet gerettet. Desmoulins aber hat sie in den Tod gestürzt, dadurch, daß sie ihn in seinem Heroismus bestärkte. Auch an Condorcets Tode trägt sie gewissermaßen Mitschuld.

Am 6. April 1794 kehrte Louvet nach Paris zurück, um Lodoiska wiederzusehen. Condorcet verließ Paris, um Sophiens Gefahren nicht zu verdoppeln. Wenigstens ist dies die einzige Erklärung, die sich auffinden läßt zur Motivirung der Flucht des Geächteten.

Sagten, wie man anderswo gesagt hat daß Condorcet Paris verlassen habe, einzig und allein darum, um, verlockt vom Frühlinge, die lang entbehrten Freuden des Landlebens zu genießen, so wäre diese Auslegung eben so seltsam als unwahrscheinlich.

Man muß, um Condorcets Flucht zu begreifen, einen Blick in die Lage seiner Familie werfen.

Frau von Condorcet, jung, schön, tugendhaft, Gattin des berühmten Verbannten, der, dem Alter nach, ihr Vater hätte sein können, befand sich im Augenblicke der Aechtung ihres Gemahls und der Beschlagnahme seines ganzen Vermögens dem drückendsten Mangel preisgegeben. Weder ihr noch ihm waren Mittel zur Flucht übrig geblieben. Ihr gegenseitiger Freund Cabanis wandte sich an zwei Studenten der Medicin (später berühmt gewordene Lehrer) Pinel und Boyer. Durch sie ward Condorcet in einen gleichsam öffentlichen Ort, bei Madame Vernet, die in der Nähe des Luxembourg einige Pensionäre bei sich wohnen hatte, untergebracht. Diese Frau war in der That bewunderungswerth Ein Montagnard, in demselben Hause wohnend, zeigte sich gut und verschwiegen. Er begegnete Condorcet tagtäglich und gab sich die Miene,

den Geächteten nicht zu erkennen. Frau von Condorcet wohnte in Auteuil und kam von dort jeden Tag zu Fuße nach Paris, um hier für sich, ihre kranke Schwester, ihre alte Gouvernante und ihr junges Kind, Mittel zum Lebensunterhalt zu suchen. Ein Bruder des Secretärs von Condorcet, hielt für sie, Straße Saint-Honore, Nr. 352, also nur zwei Schritte von der Wohnung Robespierre's entfernt, ein kleines Leinwandgewölbe. Im Entresol über ihrer Bude malte sie Portraits. Viele von den Machthabern des Augenblicks kamen hieher, um sich malen zu lassen. Keine Industrie gedieh mehr unter dem Schrecken. Jedermann beeilte sich, auf die Leinwand den Schatten eines so wenig sichern Lebens übertragen zu lassen. Der eigenthümliche Reiz der Reinheit und Würde dieser jungen Frau führte ihr selbst die heftigsten Gegner ihres Mannes zu. Was Alles aber mußte sie von ihnen anhören? Wie viel lieblose, rauhe, grausame Aeußerungen und Urtheile! Sie ist davon angegriffen und kränklich geblieben bis ans Ende ihrer kummervollen Tage. Abends, manchmal wann sie es wagte, schlüpfte sie zitternd und gebrochenen Herzens durch die Dunkelheit der Straßen nach der Rue Servandoni, jenem einsamen düstern, feuchten Gäßchen, verborgen unter den Thürmen von Saint-Sulpice. Schauernd, von Jemand begegnet und erkannt zu werden, stieg sie eiligen Schrittes zur armseligen Dachstube des großen Mannes, des von ihr innig geliebten Gatten hinauf. Liebe und Kindesliebe schenkten ihm einige kurze Stunden der Freude und des Glücks, deren er an der Seite seiner Sophie genoß. Es ist unnöthig zu sagen, wie sehr sie ihm die Mühseligkeiten, die Demüthigungen, die harten Prüfungen und die barbarischen Leichtfertigkeiten, diese Foltern ihrer verwundeten Seele, verbarg, wie Alles, was sie ihun und erdulden mußte, um ihren Mann zu erhalten, um durch ihre Geduld den Haß der Einen, wie die Wuth der Andern seiner Feinde zu besänftigen und auf diese Weise das beständig über seinem Haupte schwebende Fallbeil aufzuhalten. Aber Condorcet hatte einen zu scharf durchschauenden Blick, um nicht dies Alles zu errathen. Unter diesem bleichen Lächeln, das den innern Kampf ihm verbergen wollte, las er Alles, was sie litt und duldete seinetwegen, was sie that und was sie wagte, einzig und allein für ihn. Ach, dann fühlte er, brennender als je, den mächtigsten Stachel des Schreckens. Immer wortkarg, verschloß er Alles, was er darüber empfand, in die tiefsten Falten seines Herzens, begann aber mehr und mehr ein Leben zu hassen, das jenes andere Dasein, welches er mehr liebte als sein eigenes, einer ewigen Gefahr preisgab.

Was hatte er gethan, um diese Todesqual zu verdienen? Keinen von allen Fehlern der Girondisten. Weit entfernt, Federalist zu sein, hatte er das Recht der Hauptstadt vertheidigt und alle Vortheile derselben als Werkzeug der Centralisation ins hellste Licht gestellt. Das erste Manifest der Republik war bei ihm geschrieben und von seinen Freunden hinausgeschleudert worden zu einer Zeit, als Robespierre, Danton, Vergniaud, mit Einem Worte, noch Alle zauderten. Von ihm — wahr ist's — rührt jener erste, unpractische, unanwendbare Verfassungs-Entwurf her, jene Maschine, die keine Macht in Bewegung zu setzen vermochte, weil sie überladen war von Gewährleistungen, Schranken und Fesseln für die ausübende Gewalt. Jenes schreckliche Wort, daß die vorgezogene Verfassung, jene des Jahres 93, nur ein Fallstrick und ein geschicktes Mittel zur Herstellung einer Dictatur sei, hatte wohl Chabot, aber nicht Condorcet gesagt. Erschreckt vor seiner eigenen Kühnheit hatte Jener die Nothwendigkeit gefühlt, sich mit Robespierre wieder auszusöhnen, dadurch, daß auf Chabots Antrag Condorcet in Acht gethan ward.

Condorcet, der die Vertheidigung jenes Satzes am Tage nach dem 31. Mai gewagt hatte, wußte wohl, daß dies Wagniß ihm den Hals kosten könnte. Und darum hatte er sich durch Cabanis ein sicher wirkendes Gift verschafft. Stark durch diese Waffe, jeden Augenblick über sein Dasein zu verfügen, wollte er von seinem Schlupfwinkel die begonnene Polemik, den Zweikampf der Logik gegen das Messer der Guillotine, fortsetzen und die Herrschaft des Schreckens durch die Keulenschläge der siegenden Vernunft zu Boden schleudern. Dies war sein fester Glaube an diesen Gott des achtzehnten Jahrhunderts, der Glaube an den unfehlbaren Sieg des gesunden Menschenverstandes!

Von diesem Vorsatze hielt ihn eine milde Gewalt, unbesiegbar und unbeschränkt, die Stimme seines heißgeliebten Weibes, seiner angebeteten Sophie zurück, sie, eine leidende Blume, gleichsam als Geißel der Wuth seiner Gegner dergestalt ausgesetzt, daß sie, die nur für ihn lebte, auch für ihn sterben sollte. Frau von Condorcet begehrte von ihm das größte aller Opfer, das seiner Leidenschaft, das des begonnenen Kampfes, das heißt mit andern Worten, das Opfer seines Herzens. Sie wiederholte ihm, sich mit seinen Feinden nicht mehr zu beschäftigen, diese ganze, in Wuth ausartende Welt, die ja doch nur vorübergehend sei, ungehindert austoben zu lassen, sich außerhalb der Grenzen dieser Zeit zu stellen, schon hier Besitz zu ergreifen von seiner Unsterblichkeit und den Gedanken zu realisiren, den er so lange schon genährt hatte, den Gedanken, eine S c h i l d e r u n g d e r F o r t s c h r i t t e d e s M e n s c h e n g e s c h l e c h t s zu schreiben.

Groß war die Anstrengung und die Zeit drängte ihn; denn konnte er wissen, ob es für ihn ein Morgen gab? Der Einsiedler, der im Winter des Jahres 1793 von seinem beschneiten Dache herab, aus seiner Dachluke, nichts als die laubentblätterten Gipfel der Bäume des Luxemburggartens erschauen konnte, übereilte diese rauhe, ungebahnte Arbeit, arbeitete Tag für Tag, Nacht für Nacht, glücklich, sich bei jedem Blatte, bei jedem Abschnitt, bei jedem neuen Jahrhundert seiner Geschichte sagen zu können:

— Abermals ein Weltalter dem Tode entrissen!

— Gegen Ende des Märzmonats hatte er alle Zeitalter, alle Jahrhunderte der Welt zurückgelebt, gerettet und für kommende Zeiten aufbewahrt. Die Lebenskraft allerWissenschaften, die Macht ihrer Ewigkeit schien in ihm und in seinem Werke. Denn was ist Geschichte, was ist Wissenschaft? Kampf gegen den Tod! Die leidenschaftliche Begeisterung einer unsterblichen Seele riß den Weisen fort, seine Flügel zu erheben bis zur Höhe jener Weissagung: Die Wissenschaft wird endlich auch den Tod besiegen. Und dann wird man nicht mehr sterben!

Eine erhabene Herausforderung an die Herrschaft des Todes, die ihn umgab! Eine große, edle und rührende Rache! Seine Seele hatte sich geflüchtet in das kommende Glück des Menschengeschlechts, in den Bereich seiner unbegrenzten Hoffnungen. Am 6. April, nachdem er die letzte Zeile seines unsterblichen Werks vollendet hatte, zog er seine wollene Mütze über die Ohren und verließ in schlichtem Arbeitskittel die gastliche Schwelle der guten Frau Vernet. Sie hatte seine Absicht errathen und überwachte ihn. Nur durch List war es ihm gelungen, ihr zu entkommen. In der einen Tasche trug er seinen treuen Freund, seinen Befreier, die Giftphiole, in der andern den römischen Dichter, der die Trauerhymnen der sterbenden Freiheit geschrieben hat*).

So irrte er den ganzen Tag auf dem Lande herum. Gegen Abend kehrte er in das reizende Dorf von Fontenay-aux-Roses ein; ein liebenswürdiger Ort, bevölkert von Schriftstellern aller Gattungen, ein Ort, wo er selbst, als Secretär der Akademie der Wissenschaften, theilnehmend an dem Königsthume Voltaire's, so viele Freunde, so viele Höflinge besessen hatte, die sich jetzt auf der Flucht befanden und auseinander gejagt waren. Von dem alten Glanze dieses Dorfes war nur ein Haus noch, das Haus der *petite-menage* (so hieß man Herrn und Madame Suard) übrig geblieben. Ein wahres Miniaturbild an Größe und Geist. Suard, ein kleiner, liebenswürdiger Mann; Madame, lebhaft und nett. Beide schriftstellernd, doch statt dickleibiger Bücher, nichts als kleine, leichte Aufsätze, einige Artikel für die Minister oder sentimentale Novellen schreibend. (In Letztern excellirte Madame.) Nie gab es ein Paar, das sich das Leben leichter und angenehmer zu machen verstand, als Herr und Madame Suard. Beide blieben geliebt, einflußreich und geachtet bis an ihr Ende. Geachtet sagen wir, was, Herrn Suard gegenüber, um so mehr sagen will, da er — was vielleicht nicht Jeder weiß — als Censor gestorben ist.

Beide warteten hier, gleichsam vergraben, ungefährdet die Stürme der Revolution ab, indem sie sich niederduckten und auf keine Weise bemerkbar machten. — Als der ermattete Flüchtling mit bleicher, hagerer Miene, mit ungekämmtem Barte in seiner ärmlichen Kleidung, wie eine beunruhigende Bombe, gänzlich unerwartet in ihr friedliches Haus fiel, fühlte sich der kleine niedliche Haushalt dadurch nicht wenig aus seinem Geleise gebracht. Was war denn seitdem Alles vorgefallen? Hier schien man es kaum zu ahnen. Das aber, was ausgemacht und sicher ist, war, daß Condorcet bald nach seinem Eintreten durch die Gartenthür wieder hinausging. Er möchte wiederkommen, sagt man ihm. Man wolle die Thür so lange geöffnet lassen. Als Condorcet zurückkehrte, fand er sie verschlossen. — Die allbekannte Selbstsucht der Suard's scheint nicht hinreichend, um diese Ueberlieferung für buchstäblich wahr zu halten. Sie betheuern — und wir glauben es ihnen — daß Condorcet, welcher Paris verlassen, um keinen seiner Freunde zu compromittiren, auch sie nicht habe gefährden wollen. Er habe etwas Speise verlangt; man habe sie ihm gegeben. Das sei Alles!

Condorcet brachte die Nacht und den darauf folgenden Tag im Walde zu. Das Laufen hatte ihn sehr erschöpft. Ein Mann, der seit einem Jahre nicht aus seinem Zimmer gekommen war und jetzt plötzlich rastlos umherirrte, mußte sich natürlich bis auf den Tod ermattet fühlen. Und deßhalb sah er sich gegen seinen Willen gezwungen, mit seinem langen Barte und seinem verstörten Gesichte, als armer Hungerleider, in die letzte Schenke von Clamart einzukehren. Dort aß er gierig und öffnete gleichzeitig, um sein Herz emporzurichten, den römischen Dichter. Diese Miene, dieses Buch, diese weißen Hände verriethen ihn bald. Bauern, welche dort tranken, (es war der revolutionäre Ausschuß) begriffen sogleich, dieser unheimliche Gast sei ein Feind der Republik. Und ohne Weiteres schleppten sie ihn zum Vorsteher des Districts. Er machte ihnen keine andere Schwierigkeit als die, daß er vor Mattigkeit fast keinen Schritt vorwärts thun konnte, ohne aufs Neue zusammenzusinken. Er hatte sich die Füße wundgelaufen. Man packte ihn auf die elende Schindmähre eines Winzers, der zufällig vorüberzog. In diesem Zustande ward der berühmte Repräsentant des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Spotte seiner Begleiter nach dem Gefängnisse von Bourg-la-Reine abgeführt. Sein Körper war krank und gebrochen; sein Geist aber blieb hell und klar. Er wollte der Republik die Schande des Vatermords und das Verbrechen ersparen, den letzten jener Philosophen zu richten, ohne die sie nie existirt haben würde.

Um der Guillotine zu entgehen, hatte er das Gift geleert. Er starb am 28. Mai 1794.

---

*) *Altera jam teritur bellis civilibus;*
— — — — — — —
Justum et tenacem propositi virum
— — — — — — —
Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Catonis!

Der freie Wille.

Von Dr. Louis Büchner.

Der Mensch ist frei, wie ein Vogel im Käfig; er kann sich innerhalb gewisser Grenzen bewegen.
Lavater.

Ein freier Wille, eine Willensthat, die unabhängig wäre von der Summe der Einflüsse, die in jedem einzelnen Augenblicke den Menschen bestimmen und auch dem Mächtigsten seine Schranken setzen, besteht nicht.
Moleschott.

Der Mensch ist ein Naturprodukt, seinem körperlichen, wie seinem geistigen Wesen nach. Daher beruht nicht bloß das, was er ist, sondern auch das, was er thut, will, empfindet und denkt, auf eben solchen Naturnothwendigkeiten, wie der ganze Bau der Welt. Nur eine oberflächliche und kenntnißlose Betrachtung des menschlichen Daseins konnte zu der Ansicht kommen, als sei das Thun der Völker und der Einzelnen ein Ausfluß eines vollkommen freien und selbstbewußten Willens. Eine tiefere Einsicht dagegen lehrt uns, daß der Zusammenhang des Natürlichen mit dem Einzelwesen ein so inniger und nothwendiger ist, daß hier überall von Willkühr und freier Entschließung nur in einem sehr beschränkten Maaße die Rede sein kann; sie lehrt uns bestimmte Gesetze in allen jenen Erscheinungen kennen, welche man bisher für Produkte des Zufalls, des freien Willens hielt. „Die menschliche Freiheit, deren Alle sich rühmen," sagt Spinoza, „besteht allein darin, daß die Menschen sich ihres Wollens bewußt und der Ursachen, von denen sie bestimmt werden, unbewußt sind."

Daß diese Einsicht heutzutage eine nicht mehr bloß theoretische, sondern durch Thatsachen hinlänglich gestützte ist, verdanken wir hauptsächlich der interessanten und neuen Wissenschaft der Statistik, welche festbestimmte Regeln in einer Masse von Erscheinungen nachwies, von denen man bisher nicht bezweifelt hatte, daß sie dem Zufall oder der Willkühr ihr Dasein verdankten. Nur in der Betrachtung des Einzelsten und Kleinsten verlieren wir bisweilen den Anhaltspunkt für die Erkenntniß dieser Wahrheit, im großen Ganzen dagegen erblicken wir überall nur eine solche Ordnung der Dinge, welche Menschheit und Menschen bis zu einem gewissen Grade unerbittlich beherrscht. In der That kann man denn auch ohne Uebertreibung sagen, daß sich heute eine Mehrzahl von Aerzten und praktischen Psychologen in dem alten Streite über die Freiheit des menschlichen Willens auf Seite Derjenigen neigt, welche anerkennen, daß das menschliche Thun und Handeln überall in letzter Instanz derart von bestimmten Naturnothwendigkeiten abhängig ist, daß in jedem einzelnen Falle nur der kleinste, häufig gar kein Spielraum für die freie Wahl übrig bleibt.

Wir können nicht daran denken, diese folgenwichtige Wahrheit durch Thatsachen erschöpfend nachzuweisen, da wir sonst fast das ganze Gebiet menschlichen Wissens zu Hülfe nehmen müßten. Indessen hängt dieser Nachweis zu eng und nothwendig mit der ganzen Weltanschauung, welche aus einer empirisch-philosophischen Naturbetrachtung fließt, zusammen, als daß wir ihn an dieser Stelle ganz übergehen könnten. Wir werden im Folgenden versuchen, wenigstens einige Anhaltspunkte für die Möglichkeit dieses Nachweises in einigen leicht verständlichen thatsächlichen Andeutungen zu geben.

Thun und Lassen jedes Einzelnen ist abhängig von dem Charakter, den Sitten und der Denkungsweise des Volkes oder der Nation, der er angehört. Diese selbst aber ist bis zu einem gewissen Grade nothwendiges Produkt der äußeren Naturzustände, unter denen sie lebt und emporgewachsen ist.

Galton erzählt: Der Unterschied des moralischen Charakters und der physischen Beschaffenheit der verschiedenen Stämme Südafrika's hängt zusammen mit der Gestalt, dem Boden und der Vegetation ihrer verschiedenen Länder. Die dürren Inlandhochflächen, die nur mit dichten Dschungeln und kurzem Gestrüpp bedeckt sind, hegen die zwerghaften und sehnigen Buschmänner; in dem offenen, bergigen, undulirenden Waldland hausen die Dammares, eine Nation unabhängiger Hirten, wo jedes Familienhaupt in seinem kleinen Kreise oberster Herr ist; auf den reichen Kronländereien im Norden dagegen wohnt die civilisirteste und am weitesten vorgeschrittene Race, die Ovampo's. — Nach Desor lassen sich Geschichte, Sitten, Wesen der amerikanischen Indianerstämme, welche er in Prairie- u. Wald-Indianer unterscheidet, mit Leichtigkeit auf die Verschiedenheit des Bodens zurückführen, den sie bewohnen. — Die Wüste hat nach Karl Müller's Ausdruck ihren Bewohner, den Beduinen, zur „Katze" gemacht, und der Wahlspruch dieser treulosen Wüstenbewohner lautet nach des General Daumas Bericht: „Küsse den Hund auf das Maul, bis du hast, was du von ihm willst." — Vor ungefähr 230 Jahren, erzählt Desor, kamen die ersten Colonisten nach Neuengland, in jeder Hinsicht wahre Engländer. In dieser kurzen Zeit ist eine wesentliche Veränderung mit ihnen vorgegangen, es hat sich ein eigener amerikanischer Typus bei ihnen ausgebildet, hauptsächlich, wie es scheint, durch den Einfluß des Klimas. Der Amerikaner zeichnet sich aus durch seinen Mangel an Beleibtheit, durch seinen langen Hals, durch das Unruhige, stets fieberhaft Ausgeregte seines Charakters. Die geringe Entwicklung des Drüsensystems, welche den Amerikanerinnen jenen bekannten zarten und ätherischen Ausdruck der Figur verleiht, das starke lange, trockene Haar mag im Zusammenhang mit der großen Trockenheit der Luft stehen. Zur Zeit des Nord-

ostwinds will man bemerkt haben, daß sich das Aufgeregtsein der Leute in Amerika um ein Beträchtliches steigert. — So würde das Großartige und Rapide in der amerikanischen Staatsentwickelung, welches wir anstaunen und wegen dessen wir die amerikanische Nation bewundern, vielleicht zu einem großen Theil Folge klimatischer Verhältnisse sein! — In dem ganzen Wesen des Engländers drückt sich sein trüber, nebeliger Himmel, die schwere Luft und strenge örtliche Bewegung seiner Heimath aus; aus dem Wesen des Italieners lacht uns sein ewig blauer Himmel, seine glühende Sonne entgegen. Die phantastische Märchen- und Gedankenwelt des Orientalen hängt zusammen mit der üppigen und überwuchernden Fülle der ihn umgebenden wunderbaren Natur. Im hohen Norden reifen nur kümmerliche Sträucher, verkrüppelte Bäume und eine kleine, der Cultur wenig oder nicht zugängige Menschenart. Ebensowenig läßt der hohe Süden eine höhere Entwickelung des Menschengeschlechts zu. Nur wo Klima, Boden und die äußeren Zustände der Erdoberfläche ein gewisses gleichförmiges Maaß, ein mittleres Gleichgewicht halten, erlangt der Mensch jene Stufe geistiger Cultur, welche ihm ein so großes Uebergewicht über seine Mitwesen verleiht.

Sind so die Völker im großen Ganzen nach Charakter und Geschichte abhängig von den äußeren Zustände der Natur, unter denen sie emporgewachsen, so ist der einzelne Mensch nicht minder ein Produkt, eine Summe äußerer und innerer Naturwirkungen, nicht bloß in seinem ganzen physischen und moralischen Wesen, sondern auch in jedem einzelnen Moment seines Handelns. Dieses Handeln hängt zunächst auf's Nothwendigste ab von seiner ganzen geistigen Individualität. Was ist aber diese geistige Individualität, welche so bestimmend auf den Menschen einwirkt und ihm in jedem einzelnen Falle, abgesehen von weiter hinzutretenden äußeren Momenten, seine Handlungsweise mit einer solchen Stärke vorschreibt, daß nur ein äußerst kleiner Spielraum für seine freie Wahl bleibt, was ist diese Individualität anders, als das nothwendige Produkt angeborener körperlicher und geistiger Anlagen, in Verbindung mit Erziehung, Lehre, Beispiel, Stand, Vermögen, Geschichte, Nationalität, Klima, Boden, Zeitumständen u. s. w.? Demselben Gesetz, dem Pflanzen und Thiere unterliegen, unterliegt auch der einzelne Mensch, ein Gesetz, dessen markirten Zügen wir bereits in der Vorwelt begegnet sind. Wie die Pflanze nach Existenz, sowie nach Größe, Gestalt und Schönheit von dem Boden abhängig ist, in dem sie wurzelt, wie das Thier klein oder groß, zahm oder wild, schön oder häßlich ist, je nach den äußeren Umständen, unter denen es aufwuchs, wie ein Entozoe jedesmal ein anderer wird, wenn er in das Innere eines andern Thieres gelang, so ist der Mensch nicht minder physisch und geistig ein Produkt solcher äußeren Umstände, Zufälligkeiten, Anlagen, u. wird auf diese Weise nicht jenes geistig unabhängige, freiwählende Wesen, als welchen ihn die Moralisten sich vorzustellen pflegen. — Der Eine besitzt einen ausgezeichneten Hang zum Wohlwollen; Alles, was er thut, zeugt von dieser Charaktereigenthümlichkeit, er ist mildthätig, verträglich, von Allen geliebt, und sein Genuß besteht darin, diesem Hange nachzuleben. Des Zweiten Charakter neigt zur Gewissenhaftigkeit; man wird ihn in allen Lagen des Lebens seinen Verpflichtungen auf's Genaueste nachkommen und vielleicht seinem Leben freiwillig ein Ende machen sehen, wenn ihm die Möglichkeit dazu benommen ist. Im Gegensatz dazu verleitet den Leichtsinnigen seine geistige Disposition zu Handlungen, die dem Begriff des Schlechten nahe kommen, ja denselben erreichen. Ein Vierter hat einen heftigen, zerstörungssüchtigen Charakter, den nur mit äußerster Mühe Verstand und Ueberlegung in gewisse Grenzen zu bannen vermögen. Der Fünfte besitzt eine große Neigung zu Kindern und ist der beste Vater, der liebenswürdigste Kinderfreund, während einem Sechsten der Mangel dieses Charakterzuges vielleicht rauh und lieblos erscheinen läßt. Eitelkeit oder Beifallsliebe kann die Ursache der größten Verbrechen oder der verkehrtesten Handlungen werden, und Festigkeit kann einen Menschen, dem auch nur die mittelmäßigsten Geistesgaben zukommen, zu den bedeutendsten Resultaten in Erstrebung irdischer Zwecke gelangen lassen. Welche Verkehrtheiten und unglaublichen Dinge hat der Sinn für Wunderbares im Menschen schon angerichtet! Alle diese natürlichen Neigungen, welche bald aus ererbten oder später erworbenen körperlichen Anlagen, bald aus Momenten der Erziehung, Bildung, des Beispiels u. s. w. hervorgehen, sind so mächtig in der menschlichen Natur, daß die Ueberlegung ihnen nur einen geringen, die Religion meist gar keinen Damm entgegenzusetzen vermag; und stets bemerken wir, wie der Mensch am liebsten und leichtesten seiner Natur folgt. Wir stehen einem Leidenden bei, nicht weil es die Gesetze der Moral so wollen, sondern weil uns das Mitleid dazu drängt. „Die Handlungen der Menschen," läßt Auerbach seinen Baumann sagen, „sind unabhängig von dem, was sie über Gott u. s. w. glauben; sie handeln nach inneren Eingebungen oder Gewohnheiten." — Wie oft kommt es vor, daß ein Mensch sich selbst und seine geistige Individualität genau kennt, daß er weiß, welche Fehler er machen wird u. s. w.; dennoch sieht er sich nicht im Stande, gegen diesen inneren geistigen Zwang mit Erfolg anzukämpfen. Auch die mannigfaltigen sonderbaren Widersprüche in der moralischen Natur des einzelnen Menschen (Frommheit oder Kinderliebe ohne Wohlwollen, rührende moralische Gefühle bei den größten Verbrechern 2c.) lassen sich auf gar keine andere Weise, als in Folge jenes natürlichen Zwanges erklären.

Aber nicht blos das ganze geistige Wesen des Menschen, sondern zum Theil auch jede einzelne seiner Handlungen ..

soweit sie nicht ein nothwendiger Ausfluß aus jenem Wesen selbst ist, wird durch Natureinflüsse bedingt und beherrscht, welche dem freien Willen Grenzen setzen. Wer wüßte nicht, welchen mächtigen Einfluß s. g. klimatische und Witterungseinflüsse auf unsere jedesmalige geistige Stimmung ausüben! und wer hätte derartige Bemerkungen noch nicht an sich selbst gemacht! Unsere Entschlüsse schwanken mit dem Barometer, und eine Menge Dinge, die wir aus freier Wahl gethan zu haben glauben, waren vielleicht nur Ausdrücke solcher zufälligen Verhältnisse. Ebenso üben persönliche körperliche Zustände einen fast unwiderstehlichen Einfluß auf unsere geistigen Stimmungen und Entschließungen. „Der junge Mensch", sagt Krahmer, „hat andere Vorstellungen, als der alte, der Liegende denkt anders als der Aufrechtstehende, der Hungernde anders als der Gesättigte, der Behagliche anders als der Verstimmte und Gereizte u. s. w." Welche tiefgreifende Einflüsse auf das menschliche Denken und Handeln durch die mannigfaltigsten Leiden der verschiedensten Körperorgane ausgeübt werden können und in der That ausgeübt werden, ist zu bekannt, als daß es mehr als einer Hinweisung hierauf bedürfte, und wurde bereits in einem früheren Kapitel mehrfach im Einzelnen angedeutet. Die scheußlichsten Verbrechen sind ohne Willen des Thäters durch solche abnorme körperliche Zustände unzähligemal hervorgerufen worden. Aber erst die neuere Wissenschaft hat angefangen, einen tieferen Blick in das Innere dieser merkwürdigen Verhältnisse zu werfen und Krankheit in Fällen anzunehmen, wo man früher keinen Zweifel an dem Vorhandensein freier Entschließung gehegt haben würde.

Somit kann Niemand, der in die Tiefe blickt, leugnen, daß die Annahme eines s. g. freien Willens des Menschen nach Theorie und Praxis in die engsten Grenzen restringirt werden muß. Der Mensch ist frei, aber mit gebundenen Händen; er kann nicht über eine gewisse ihm von der Natur gesteckte Grenze hinaus. „Denn was man freien Willen nennt", sagt Cotta, „ist schließlich nichts Anderes, als das Resultat der stärksten Motive." Die größte Mehrzahl aller Verbrechen gegen Staat oder Gesellschaft entspringt nachweisbar aus Affekt oder aus Unkenntniß, als Ausfluß mangelhafter Bildung oder dürftiger Ueberlegungskraft u. s. w. Der Gebildete findet Mittel und Wege, um irgend einem ihm unerträglichen Verhältniß zu begegnen, ihm aus dem Wege zu gehen, ohne gegen das positive Gesetz zu verstoßen; der Ungebildete weiß sich nicht anders, als durch ein Verbrechen zu helfen; er ist ein Opfer seiner Verhältnisse. Was thut der freie Wille bei Dem, welcher aus Noth stiehlt, raubt, mordet! Wie hoch beläuft sich die Zurechnungsfähigkeit eines Menschen, dessen Zerstörungstrieb, dessen Anlage zur Grausamkeit groß und dessen Verstandeskräfte klein sind! Mangel an Verstand, Armuth und Mangel an Bildung sind die drei großen verbrechenzeugenden Factoren. Verbrecher sind meistens weit mehr Unglückliche, als Verabscheuungswürdige. „Darum", sagt Forster, „thäten wir am besten, Niemanden zu richten und zu verdammen."

Und hiermit kommen wir an einen Punkt, welchen wir nicht übergehen mögen, obgleich derselbe wegen seiner durchaus praktischen Bedeutung unseren theoretischen Untersuchungen fern zu liegen scheint. Aus dem Umstand, daß eine vorurtheilsfreie und auf Empirie begründete Betrachtung von Natur und Welt durch die zahlreichsten Erfahrungen genöthigt ist, für die Handlungen der Menschen im Großen und im Einzelnen das Vorhandensein bestimmter Naturnothwendigkeiten anzuerkennen, welche den s. g. freien Willen in die engsten Grenzen restringiren, — aus diesem Umstande glaubte man sofort und ohne Weiteres die Folgerung ziehen zu dürfen, die Vertreter und Verfechter jener Erkenntniß wollten Zurechnung und Zurechnungsfähigkeit leugnen, wollten jeden Verbrecher von seiner Strafe befreien und somit Staat und Gesellschaft und alle Bande gesetzlicher Ordnung über den Haufen stürzen. Ueber den letzten Theil dieser Beschuldigung, welcher nicht bloß aus diesem, sondern noch aus einer Menge anderer Anlässe der modernen Naturanschauung tausendfach gemacht worden ist und gerade im jetzigen Augenblick mit größerer Erbitterung als je gemacht wird, werden wir sogleich einige Worte folgen lassen. Was aber ihren ersten Theil anbelangt, so ist derselbe zu absurd und richtet sich zu sehr durch sich selbst, als daß man sich bemühen dürfte, ihn im Einzelnen zurückzuweisen. Niemals konnte eine wissenschaftliche Richtung geeigneter sein, die Nothwendigkeit einer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung recht schlagend hervortreten zu lassen, als gerade diejenige, welche der modernen Naturwissenschaft ihre Entstehung verdankt, und niemals ist es dieser Richtung eingefallen, dem Staat das Recht der Nothwehr gegen auf ihn oder die Ruhe der Gesellschaft gerichtete Angriffe bestreiten zu wollen. Eine andere Consequenz aber, welche dieselbe allerdings aus ihrer Anschauungsweise des Verbrechens ziehen zu dürfen glaubt und ziehen will, richtet sich auf die Verbannung jener herzlosen Unversöhnlichkeit gegen den Ordnungsstörer, welche Staat und Gesellschaft bisher mit soviel pharisäischer Scheinheiligkeit an den Tag zu legen sich bemühten. Mit der Verabscheuung des Schlechten, welches die gesellschaftliche Ordnung stört, verbindet der auf jener Stufe der Erkenntniß Angekommene zugleich ein Gefühl des Mitleids für den Unglücklichen, welchem es anheimfiel, jene Störung herbeizuführen, und mit wahrhaft humaner Gesinnung gibt er den Vorzug denjenigen Mitteln, welche Verbrechen verhüten — vor denjenigen, welche sie bestrafen.

Seitdem die allgemeinen philosophischen Resultate der modernen Naturforschung angefangen haben, in weiteren Kreisen bekannt zu werden, hat man von den sogenannten materialistischen und na-

turalistischen Tendenzen derselben die äußersten Gefahren für die menschliche Gesellschaft befürchtet; ja man ist so weit gegangen, aus solchen Tendenzen gradezu eine Vernichtung aller moralischen Begriffe, damit einen Untergang der Gesellschaft selbst und ein *bellum omnium contra omnes* zu weissagen. Nur Unverstand und ein hoher Grad von Einsichtslosigkeit in das innere Getriebe der Gesellschaft selbst können solche Befürchtungen für gegründet halten. Zu allen Zeiten hat man dem Auftauchen neuer Meinungen gegenüber ähnliche Tiraden und Prophezeiungen gehört, ohne daß dieselben jemals eingetroffen wären. Die Gesellschaft beruht auf anderen und festeren Grundlagen, als jene Propheten anzunehmen scheinen. — Es würde uns viel zu weit führen und aus dem eigentlichen Kreis unserer Betrachtungen entfernen, wollten wir auf das Genauere dieses Verhältnisses eingehen und uns bemühen, im Einzelnen nachzuweisen, wie die naturalistische Weltanschauung weder den Werth des Moralbegriffes, soweit er als Grundlage der menschlichen Gesellschaft angesehen werden darf, noch überhaupt das eigentliche Wesen und innere Getriebe dieser Gesellschaft zu schmälern oder anzutasten im Stande ist — sowenig schwer eine solche Beweisführung auch sein dürfte. Dagegen kann das vorstehende Kapitel Demjenigen, welcher sich dieses Verhältniß im Einzelnen klar machen will, zum Theil die Wege andeuten, auf denen dieses geschehen kann. Es beruht die Gesellschaft auf den Principien der Nothwendigkeit und der Gegenseitigkeit. Das Princip der Nothwendigkeit ist identisch mit der oben dargelegten Beschränkung des freien Willens und wird durch keine Verschiedenartigkeit allgemeiner Weltanschauung direct, sondern nur sehr mittelbar und auch alsdann nur in einem sehr geringen Grade, gestört. Soweit aber das Princip der Nothwendigkeit nicht in Wirksamkeit tritt, vertritt ein Verhältniß der Gegenseitigkeit seine Stelle, welches im Einzelnen einen ebenso unendlich complicirten und in Vielem räthselhaften Mechanismus darstellt, wie das oft berührte Verhältniß der Stoffe und Kräfte der Natur zu einander. Diesen Mechanismus nach irgend einem allgemeinen Grundsatz erkennen, erklären oder gar leiten zu wollen, halten wir für durchaus unthunlich. Nur soviel glauben wir von unserm Standpunkte aus mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß diejenigen Ansichten von Gott und Welt, oder diejenigen moralischen Beweggründe, welche unter der naturalistischen Weltanschauung Noth leiden müssen, auf das Getriebe der menschlichen Gesellschaft einen fast verschwindenden Einfluß äußern. — Und recht auffallend mag es bei dieser ganzen Frage erscheinen, daß gerade unsre heutige Gesellschaft im Angesichte gewisser Naturwahrheiten soviel tugendhafte Scheu und Entrüstung an den Tag zu legen sich bemüht, sie, deren gesellschaftliche Tugend zum größten Theile nur eine mit dem äußeren Scheine der Moral verzuckerte Sünde ist. Man sehe sich doch einmal mit einem vorurtheilslosen Blicke in dieser Gesellschaft um und frage sich aufrichtig, ob dieselbe denn wirklich nach tugendhaften, göttlichen oder nur gar moralischen Antrieben handelt oder nicht? Ist sie denn nicht in der That in einem gewissen Sinne ein *bellum omnium contra omnes*? Ein allgemeines Wettrennen, in welchem Jeder den Andern auf jede erdenkbare Weise zu überholen, ja zu vernichten trachtet? Könnte man sich bei ihrer Betrachtung nicht häufig versucht fühlen, sie beinahe so zu schildern, wie Burmeister die Brasilianer schildert: „Jeder thut, was er glaubt, ungestraft thun zu können, betrügt, übervortheilt, hintergeht und benützt den Andern, so gut er nur kann, in der Ueberzeugung, daß Keiner auch mit ihm besser verfahre. Im allgemeinen hält man den, der diesen Weg nicht einschlägt, für zu dumm und zu einfältig, ihn gehen zu können ꝛc." Ist nicht der überspannteste Egoismus die leitende Triebfeder dieses ganzen Mechanismus, und bemühen sich nicht ausgezeichnete Kenner der europäischen Gesellschaft fortwährend, dieselbe in ihrer ganzen Herzlosigkeit, Unredlichkeit und Heuchelei zu schildern? Eine Gesellschaft, in der es vorkommen kann, daß Menschen im Angesicht gefüllter Fleischläden verhungern, und deren ganze Kraft in der Unterdrückung und Ausbeutung des Niederen durch den Höheren beruht, hat gewiß nicht das Recht, über Beeinträchtigung ihrer sittlichen Grundlagen durch die Naturwissenschaften zu klagen!

Ja, wer die von uns vertheidigte und von allen Pharisäern, Scheinheiligen, Mystikern, Jesuiten, Pietisten u. s. w. u. s. w. auf das Wüthendste bekämpfte Weltanschauung recht versteht, wird vielleicht im Stande sein, sich aus derselben heraus in späterer Zukunft, wie dieses ja bereits in einer fernen Vergangenheit zum Theil der Fall war, ein Gebäude der Gesellschaft entwickeln zu sehen, welches auf idealeren Grundlagen, als den bisherigen, beruhen wird — auf der Anerkennung persönlicher Menschenwürde und allgemeiner menschlicher Gleichberechtigung.

Mögen sich daher die allgemeinen Ansichten über Weltregierung und Unsterblichkeit ändern und gestalten wie sie wollen — die menschliche Gesellschaft wird darunter niemals ernstlich Noth leiden. Und sollte unsere Ansicht unrichtig sein, sollte es in der That nicht möglich sein, den gebildeten Theil der Gesellschaft seinen Vorurtheilen zu entreißen, ohne damit der Gesellschaft im Ganzen einen Schaden zuzufügen, so könnte die Wissenschaft und empirische Philosophie doch nicht anders als sagen, daß die Wahrheit über allen göttlichen und menschlichen Dingen steht, und daß keine Gründe stark genug sein können, um sie veräußern zu lassen. *„La verité*, sagt Voltaire, *a des droits imprescriptibles; comme il est toujours temps de la decouvrir, il n'est jamais hors de saison, de la defendre."**)

*) Die Wahrheit hat unverjährbare Rechte; wie es stets an der Zeit ist, sie zu entdecken, ist es nie außer der Zeit, sie zu vertheidigen.

Ueber den Ursprung der belebten Welt.

Von Carl Vogt.

Nachdem bewiesen werden kann, daß eine allgemeine Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer natürlichen Schöpfung der organischen Welt vorhanden ist, wird es nothwendig zu untersuchen, ob diese Idee durch besondere, mit den Zuständen der organischen Körper verknüpfte Thatsachen unterstützt oder verworfen wird.

Hier scheinen die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht auf den ersten Blick im Vortheil zu sein. „Ja," sagen sie, „es mag den Anschein haben, daß die Himmelskörper nach einem Naturgesetz gebildet und geordnet worden sind, es mag sein, daß all' die geognostischen Erscheinungen eine ähnliche Geschichte gehabt haben; aber wenn ihr von Leben und Organisation redet, dann befindet ihr euch auf einem ganz verschiedenen Falle. Das sind Geheimnisse; bei deren Betrachtungen euch die physikalischen Gesetze im Stich lassen, und ihr seid genöthigt zu Ursachen von ganz anderer Natur eure Zuflucht zu nehmen. Ehe der Ursprung des Lebens auf unserem Planeten als eine einfache natürliche Erscheinung angenommen werden kann, müßt ihr nachweisen, daß dasselbe auch noch zur Stunde aus unorganischen Elementen erzeugt werden kann. Dieß aber könnt ihr nicht nachweisen, und es muß daher geschlossen werden, daß ein besonderes Eingreifen der Gottheit beim Beginn jeder Species erforderlich war.*)

Nichts desto weniger ist es wahr, daß Vieles von alle Dem nichts als bloße Anmaßung und dem gegenwärtigen Stand und mehr noch der Tendenz der Wissenschaft zuwider ist.

*) Wer solche Dinge heut zu Tage gesagt haben kann, weiß ich nicht. Vielleicht ist es eine Hallucination des Verfassers. C. V.

Betrachten wir, erstlich, die Bestandtheile der organischen Körper, so stellt sich heraus, daß dieselbe eine bloße Sammlung von Stoffen der unorganischen oder unbelebten Welt sind. Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff sind die vornehmlichsten. Die ersten Combinationen derselben in den Thieren sind die sogenannten nächsten Bestandtheile, Albumin, Fibrin u. s. w., aus welchen der thierische Körper besteht. Es ist bekannt, daß diese Zusammensetzungen, weit entfernt etwas Besonderes oder Geheimnißvolles zu enthalten, rein chemischer Natur ist. „Es ist jetzt gewiß," sagt *Dr.* Daubeny in Orford, „daß dieselben einfachen Gesetze der Zusammensetzung die ganze Schöpfung durchdringen und daß, wenn der organische Chemiker nur die nöthige Vorsicht gebraucht, um zu verhindern, daß sich die nächsten Bestandtheile, mit denen er arbeitet, nicht in ihre letzten Elemente zersetzen, das Resultat seiner Analyse zeigen wird, daß sie genau nach demselben Plan wie die Elemente der Mineralkörper zusammengesetzt sind." Eine besondere Thatsache verdient hier erwähnt zu werden: „Die Verwandlung von Stärkemehl in Zucker, ein gewöhnlicher Proceß der vegetabilen Oekonomie, wird durch die Erzeugung einer Absonderung, welche Diastase heißt, bewirkt, die sowohl den Durchbruch der Stärkebläschen als auch die Verwandlung des darin enthaltenen Gummis in Zucker verursacht. Diese Diastase kann von dem Chemiker besonders dargestellt werden, und dieselbe wirkt ebenso durchgreifend in seinem Laboratorium, wie in der Pflanzenorganisation. Er kann selbst ihre Wirkungen durch andere chemische Agentien hervorbringen". Derselbe Schriftsteller bemerkt irgendwo weiter: „Kein vernünftiger Grund ist bis jetzt angeführt worden, um anzunehmen, daß, wenn wir Macht hätten, die Elemente irgend einer organischen Mischung in ihren erforderlichen Zuständen und Verhältnissen zusammen zu bringen, das Resultat ein anderes sein sollte, als das, welches sich im lebenden Körper erzeugt. — Jede neue Entdeckung strebt darnach, die Schranken zwischen organischen und anorganischen Körpern, insofern dabei die chemische Zusammensetzung in Betracht kommt, niederzureißen".

Wir kennen nun die Elemente der organischen Körper und wissen, daß die ersten Zusammensetzungen derselben blos chemisch sind. Die Kräfte, durch welche diese Zusammensetzungen bewirkt werden, sind zunächst zu untersuchen. Die vorherrschende Idee war seither, die Vitalaffinitäten oder Lebensverwandtschaften seien von durchaus besonderer Natur und hängen von einem mysteriösen Etwas ab, welchem man den Namen Lebenskraft gegeben hat. Diese Idee aber schwindet gegenwärtig mehr und mehr. Nehmen wir die Lebensverwandtschaften als Kräfte an, die die gewöhnlichen chemischen Verwandtschaften aufheben und bekämpfen, so erhellet, daß die Idee eines bestimmten unerforschlichen Princips, von dem sie abhängen, sowohl dem Augenschein widerstreitet, als auch zur Erklärung von Thatsachen unnöthig ist. Es wird allmählig offenbar, daß lebendige Strukturen aus der Wirkung einer Menge natürlicher combinirter Kräfte entstehen, als da sind Schwere, Cohäsion, Elasticität, Einwirkung der unwägbaren Körper, und all' die anderen Kräfte, welche auf Massen und Atome einwirken". Prof. Draper in Newyork sagt, indem er dieselbe Behauptung aufstellt: „Es ist zum Verwundern, daß in unseren Tagen das kalte System, welches alle Verbindungen zwischen der Naturphilosophie und Chemie ausschließt, noch fortbestehen kann, ein System, das von Anfang an vor den gewöhnlichsten Wahrnehmungen, z. B. der mechanischen Principien des Knochenskeletts, der optischen im Bau des Auges und der hydraulischen in der Bewegung der Herzklappen, hätte zusammenbrechen sollen". —

Soviel über die Zusammensetzung der lebenden Körper; wie aber können wir hoffen, die Gestalten derselben mit physikalischen Gesetzen in irgend welche Verbindung zu bringen? In dieser Hinsicht gewähren uns die mit der Bildung der Krystalle verknüpften Er-

scheinungen einige gleichsam bildliche Erläuterungen. Die Krystalle gehören einer Klasse an, die, wie man sagt, zwischen den organischen und anorganischen Körpern stehen Aus den Agentien, welche Hr. Crosse anwendete, um solche Krystalle darzustellen, die man vorher für ausschließliche Naturprodukte hielt, erhellt unwiderleglich, daß die Krystallisation von elektrischen Einwirkungen abhängt, und daß die speciellen Formen derselben das Resultat der besonderen Natur des sie bildenden Stoffes sind, und der Verhältnisse, unter welchen die Imponderabilien (unwägbare Körper: Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus) zu Anwendung kommen. Hier sind es offenbar natürliche Mittel, welche diese Formen erzeugen, die fast ebenso verschieden sind, als die der lebendigen Wesen, und gerade so bestimmt und regelmäßig Eine gewisse Gemeinschaft der Ursachen zeigt sich in den beiden Fällen durch die überraschende Aehnlichkeit, welche einige Krystallisationsarten mit vegetabilischen Formen haben. In einigen ist die Nachahmung schön u. vollständig, z. B. in dem wohl bekannten sogenannten Baum der Diana. Löset man ein Amalgam von vier Theilen Silber u. zwei Theilen Quecksilber in Schwefelsäure auf, und fügt an Wasser dreißig mal das Gewicht der Metalle hinzu, so ziehet ein kleines Stück weichen Silberamalgams, das in der Auflösung aufgehängt wird, sogleich das Silber des Amalgams an sich, welches nun sofort eine vollkommen staudenähnliche Krystallisation bildet. Vegetabilische Figuren zeigen sich auch bei den gewöhnlichen Erscheinungen des elektrischen Fluidums. In den Zeichen, welche die positive Elektricität verursacht, oder welche die auf ihrem Wege zurückläßt, erblicken wir die Verzweigungen eines Baums sowohl als seiner einzelnen Blätter; die Zeichen der negativen Elektricität erinnern an die zwiebelartige oder an die sich ausdehnende Wurzel, je nachdem sie sich zusammenballt oder auseinandergeht. Diese Erscheinungen scheinen anzuzeigen, daß die elektrischen Kräfte bei Bildung der Pflanzenformen betheiligt sind; — daß sie mit dem vegetabilischen Leben innig zusammenhängen, leidet keinen Zweifel, denn Wasser, das mit negativer Elektricität geschwängert ist, unterdrückt, positiv elektrisirtes Wasser dagegen begünstigt die Krimentwicklung; ein Garten gewinnt an Ueppigkeit, wenn einige leitende Drähte in Zweigen über seinen Beeten auslaufen. In Betreff der Aehnlichkeit der Baumzweige und Blätter mit den Spureindrücken der positiven Elektricität, und der Baumwurzeln mit denen der negativen, verdient bemerkt zu werden, daß die Atmosphäre, namentlich die unteren Schichten derselben, immer positiv, die Erde dagegen immer negativ geladen ist. Die Uebereinstimmung ist hier merkwürdig. Eine Pflanze erscheint diesem nach als ein Ding, das auf Grund eines elektrischen Gesetzes gebildet worden ist, als ein elektrischer Büschel oder Pinsel. Wir können demnach die verschiedenen Formen der Pflanzen unmittelbar als die Folgen eines Elektricitätsgesetzes ansehen, welches auf dieselben je nach ihrem organischen Charakter oder den Bestandtheilen ihrer Keime verschiedentlich einwirkt. In der Pappel ist der Pinsel ungemein vertical und divergirt nur sehr wenig; bei der Buche ist das Gegentheil der Fall; in der Palme wächst der Pinselstiel eine Weite gerade auf, strahlt dann auseinander und biegt sich nach Außen und Unten. Hier sehen wir wenigstens Spuren derjenigen Hülfsmittel, durch die der allmächtige Rather all' die Pflanzenformen, mit welchen die Erde überdeckt ist, in's Leben rufen mochte*).

*) Es wäre wohl verlorene Mühe, diese Ansichten im Ernste widerlegen zu wollen, da sie nicht im Ernste vorgetragen sein können. Der Verfasser könnte mit gleichem Rechte einen Polypen als elektrischen Pinsel, einen Wurm als Pinselstiel und einen Menschen als Composition von vier elektrischen Pinseln (Arme und Füße), einem elektrischen Wurzelknollen (Kopf) und einem gemeinschaftlichen elektrischen Pinselstiel (Rumpf) ansehen. Wir wüßten dann auch recht gut durch welche Mittel der „allmächtige Rather" den Menschen aus einem Klumpen feuchter Erde formt. C. B.

Wir gehen zu den Einzelheiten der organischen Struktur und der Embryologie über, welche uns einige weitere lehrreiche Aufschlüsse gewähren. Die mikroskopische Forschung hat es jetzt außer Zweifel gestellt, daß die Basis aller Pflanzen- und Thierstoffe aus Kernzellen, d. h. aus Zellen, die kleine Körnchen enthalten, besteht. In diese wird die Nahrung verwandelt, ehe sie sich dem System assimilirt. Die Gewebe sind daraus gebildet. Das Ei, welches dazu bestimmt ist, ein neues Geschöpf zu werden, ist ursprünglich nur eine Zelle mit einem Kerne darin. Wir sehen den Wiedererzeugungsakt der Zellen am einfachsten in den kryptogamischen Pflanzen. „Wenn die Mutterzelle durch Vollziehung ihrer organischen Verrichtungen zur Reife gelangt ist, zerplatzt sie und befreit dadurch die in ihr enthaltenen Körnchen. Diese auf einmal auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesen, in ihrer Ernährung gänzlich abhängig von den umgebenden Elementen, entwickeln sich zu neuen Zellen, die das Leben ihrer Mutterzelle wiederholen. Bei den höheren Gattungen der Kryptogamen zerplatzt die Gebärzelle nicht, sondern die ersten Zellen der neuen Struktur entwickeln sich in ihr, und diese dehnen sich durch einen ähnlichen Verdoppelungsproceß allmählig zu jenem blattähnlichen Gebilde aus, welches die zuerst gebildete Struktur aller Pflanzen ist. Hier wird die kleine Zelle direkt eine Pflanze, ein vollständig ausgebildetes lebendes Wesen. Auch verdient hier bemerkt zu werden, daß bei den Spongien (einer thierischen Form) sich ein Knöspchen von dem elterlichen Leibe abtrennt, und ohne allen weiteren Proceß ein neues Geschöpf wird, indem es sich in Betreff seiner Erhaltung nur auf die Flüssigkeit verläßt, in die es fällt. Ferner ist auch neuerdings durch das Mikroskop entdeckt worden, daß, soweit man dieß beurtheilen kann, eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen dem Ei der Säugethiere in der Periode seines Durchgangs durch den

Eierstock und dem Jungen der Infusionsthiere vorhanden ist. Eine der merkwürdigsten dieser Thiere, der *volvox globator*, kann kaum von dem Keim unterschieden werden, der, nachdem er die Fötalentwicklung durchlaufen hat, ein vollständiges Säugethier, ein Thier von der höchsten Klasse wird. Man hat selbst gefunden, daß beide mit jenen Cilien versehen sind, die, weil sie sich scheinbar im Kreise bewegen den Namen dieses Thierchens theilweise veranlaßt haben. Diese Aehnlichkeiten sind um so bemerkenswerther, als sie gleichzeitig von verschiedenen zur Zeit von einander entfernt wohnenden Forschern entdeckt worden sind*). Man hat gleicherweise bemerkt, daß die Blutkügeln durch die Ausdehnung der darin enthaltenen Körnchen reproducirt werden; sie sind, kurz ausgedrückt, besondere Organismen, die sich durch dieselbe fissipare Erzeugung vervielfältigen**). Man kann demnach sagen, die ganze belebte Natur beruhe auf dieser Ursprungsform; die Grundform der organischen Wesen ist eine Zelle, die neuen Zellen in ihrem Innern ausbildet, welche sich zur bestimmten Zeit von ihr lostrennen und durch andere und wieder andere Zellen in endloser Reihenfolge ersetzt werden. Könnten wir diese Zellen durch irgend einen Proceß aus anorganischen Stoffen bilden, so würden wir unbestreitbar das Recht haben, zu sagen, daß wir Zeugen einer Uebertragung des Anorganischen in's Organische gewesen seien. Die Möglichkeit eines Anfangs der belebten Schöpfung durch die gewöhnlichen Naturgesetze würde alsdann als erwiesen zu betrachten sein. Nun aber wurde schon vor einigen Jahren von Provost Dumas verkündet, daß Kügelchen im Albumin mittelst der Elektricität erzeugt werden können. Wenn also diese Kügelchen mit den reproductiven Zellen identisch sind, so wäre die Erzeugung des Albumins durch künstliche Mittel der einzige Schritt, der noch zur Wiederholung des Processes gethan werden müßte. Dies ist bis jetzt noch nicht gelungen; doch weiß man, daß der Proceß ein rein chemischer ist, und man darf daher hoffen, den Modus desselben dereinst noch im Laboratorium zu entdecken*).

*) Die Aehnlichkeit ist vollkommen so groß, als zwischen einem Heupferd und einer Fledermaus. C. B.

**) Ist durchaus falsch. C. B.

*) Leider sind diese Kügelchen von Albumin aber nichts als geronnenes Eiweiß und haben mit den reproductiven Zellen gar Nichts gemein. C. B.

All' diese Ansichten von Leben und Organisation aber auch zugegeben: Die Vertheidiger des Eingriffs können darum immer doch noch sagen, daß eine Uebertragung des Anorganischen in's Organische, wie sie nach unserer Annahme in den früheren geologischen Zeiten stattfand, dermalen auf der Erde kein gewöhnliches erkennbares Faktum mehr ist: Struktur, Gestalt, Leben — wir sehen nie, daß sie den unbeseelten Elementen mitgetheilt werden; die Erzeugung des niedrigsten Pflänzleins oder Thierchens, anders als durch Wiederholung der elterlichen Form, liegt außerhalb aller Wissenschaftlicher Möglichkeiten. Verfolgen wir also die organische Generation bis zur silurischen oder einer noch früheren Epoche und finden wir, daß in der damaligen Welt unsere heutigen Naturereignisse ebenfalls an der Tagesordnung waren: so können wir unmöglich einen natürlichen Ursprung der Species annehmen und müssen uns einen wunderbaren gefallen lassen.

Hier haben wir gewiß die stärkste gegen den natürlichen Lebensursprung je angezogene Beweisführung. Und doch ist die Antwort darauf sehr leicht. Denn erstens ist gar kein Grund vorhanden, anzunehmen, das Leben müsse, obgleich es nach der ersten genügenden Abkühlung der Oberfläche auf natürlichem Wege entstanden war, nun auch später noch fortwährend die Eigenschaft besessen haben, in ähnlicher Weise erweckt zu werden. Das große Werk der Bevölkerung der Erde mit lebendigen Species ist eine vollendete Thatsache; die höchsten bekannten lebenden Species kamen schon vor Jahrtausenden, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen. Da nun das Werk allem Anscheine nach vollendet ist, so können wir eine in die Augen springende Wiederholung der Lebens- und Specieserschaffung in unserer Zeit mit Sicherheit nicht mehr erwarten. Eher dürfen wir erwarten, daß die Lebenserscheinungen, deren Zeugen wir sind, sich hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, auf eine regelmäßige und unveränderliche Wiederholung der Racen mittelst der gewöhnlichen Erzeugung beschränken werden. Diese Argumentation beweiset so wenig gegen die Zeit, in welcher die Erscheinungen der ersten Art vorherrschten, als es gegen das frühere Wachsen eines Menschen ein Beweis sein würde, wenn Jemand sagt, er sehe nicht, daß er jetzt noch wachse. Wir müssen die primitive Specieserzeugung entweder als ein Phänomen nach Art der Entwicklung des individuellen Embryos, und zwar als ein vorübergegangenes Phänomen betrachten — gerade wie die individuelle Schöpfung mit der Geburt zu Ende ist — oder ausdrücklich und gänzlich als die Folge von Verhältnissen, die, weil temporär, auch zu temporären Resultaten führten. Nach Besetzung aller großen geographischen Gebiete mit einer mehr oder weniger vollständigen Reihenfolge von Lebensformen, konnte eine neue Entwicklung derselben kaum noch die Möglichkeit für sich haben, vorwärts zu kommen, und keine, sich bedeutend auszudehnen, obgleich dieselben schöpferischen Gesetze annoch in Kraft sind. Oder, diese Operationen können auch periodisch sein und nur selten vorkommen, so daß hunderte von Generationen vergehen können, ohne Gelegenheit zu haben, den Wirkungen derselben beizuwohnen. Wie es sich aber auch mit alle dem verhalten haben mag, aus der Thatsache, daß gegenwärtig keine primitive Schöpfung mehr stattfindet, kann durchaus kein entscheidender Schluß gegen die natürliche Schöpfung der Zeit, als die Erde noch von allen organischen Bewohnern entblößt war, gezogen werden — wenn anders für eine fol-

che Schöpfung einige positive Beweisgründe beigebracht werden können.

Zweitens ist es noch lange nicht gewiß, daß die Verleihung von Leben und Formen an anorganische Elemente nicht auch noch heut zu Tage stattfinde. Das Letztere wird zwar in der wissenschaftlichen Welt nicht allgemein zugegeben; aber prüfen wir einmal die Verwerfungsgründe.

Einer der Hauptgründe besteht darin, daß in vielen Fällen, wo oberflächliche Beobachter früherer Zeiten einen nicht generativen Lebens-Ursprung annehmen (wie in dem berühmten Fall von Virgil's vierter Georgica), sich entweder das Gegentheil herausgestellt, oder durch erschöpfende Versuche so gut wie erwiesen habe, daß eine gewöhnliche Erzeugung stattfand, wenn auch in einer der Beobachtung sich entziehenden Weise. Darauf, daß in manchen Fällen irrthümliche Annahmen gemacht wurden, gründeten neuere Forscher ohne Zauder die Annahme, es gebe keine Fälle, bei welchen die Erzeugung nicht betheiligt sei. Das aber folgt sicherlich noch lange nicht daraus. Wenigstens giebt es hoch gestellte Männer der Wissenschaft, welche die Schwierigkeiten, die der Annahme der Lehre von der unveränderlichen Erzeugung entgegen sind, einräumen. *Dr.* Allen Thomson, Prof. an der Universität von Edinburg, hat mehrere analoge Schlußfolgerungen gezogen, die nach seiner Meinung bedeutende Wahrscheinlichkeitsbeweise zu Gunsten der primitiven Erzeugung der Infusorien, des sogenannten Schimmels und anderer Organismen zu sehen scheinen.

Einer dieser Beweise scheint eine bedeutende Stärke zu besitzen. Die Thierchen nämlich, deren Erzeugung durch Eier (wenn auch nur hypothetisch) angenommen wird, vermehren sich später durchaus nicht in der angegebenen Weise, sondern vielmehr durch Zertheilung ihrer Körper. Liegt es in der Natur dieser Thiere, sich durch Spaltung oder in fissiparer Manier fortzupflanzen, wie konnten sie in einen vegetabilischen Aufguß gerathen? Die Gegner dieser Theorie haben nachgewiesen, daß keine Thierchen erzeugt werden, wenn eine vegetabilische Infusion durch eine Lage von Oel von aller Berührung mit der Luft ausgeschlossen bleibt, oder nur Sauerstoff aufnimmt, die vorher durch Schwefelsäure gegangen ist, wodurch alle animalische Beimischungen zerstört werden. Aber sind wir sicher, daß wir in solchen Fällen einige andere nothwendige Bedingungen für eine Erzeugung, die nicht aus dem Ei hervorgeht, bei Seite gesetzt haben? Wer sagt uns, welchen Einfluß eine solche Abschließung von der Luft oder ein solches Zulassen von Sauerstoff auf das Verhalten der Imponderabilien in diesem Fall haben können? Ich glaube nicht, daß hierauf eine genügende Antwort gegeben werden kann*).

Vielleicht ist die hergebrachte Lehre in keiner schwierigeren Lage, als in ihrem Bezug auf die Entozoen, oder die Geschöpfe, die in den Körpern anderer Thiere leben und können augenscheinlich nirgends leben, als in dem Innern anderer lebender Körper, wo sie gewöhnlich in den Eingeweiden, zuweilen aber auch in den Augenhöhlen, im Gehirn, in den serösen Säcken oder in anderen von allem Zugang nach Außen abgeschlossenen Orten ihren Aufenthalt nehmen. Einige derselben sind lebendig gebärend, andere legen Eier. Von den Letztern kann nicht angenommen werden, daß sie mit der Luft oder durch die Blutgefäße in den Körper übergehen, denn für den einen Uebergang sind sie zu schwer, und für den andern zu groß. Von den Ersteren läßt sich nicht begreifen, wie sie in junge Thiere kommen – was sicherlich nicht durch Mittheilung der Eltern geschehen kann, denn man hat gefunden, daß die Entozoen keineswegs in gewissen Generationen einer menschlichen Familie erscheinen; einige von besonderem und bekanntem Charakter erscheinen dagegen nur nach langen Zwischenräumen, und unter außerordentlichen Umständen. Eine aufrichtige Ansicht von der weniger populären Lehre, betreffend den Ursprung dieser niederen Lebensformen, ist von einem lebenden Naturforscher ausgesprochen worden: „die Entstehung dieser Würmer im menschlichen Körper nach der gemeinen Lehre, daß alle erschaffenen Wesen von Ihresgleichen oder aus einem ursprünglichen Ei herkommen, Ist so schwierig, daß die Neueren, wie unsere Vorfahren, schon an eine selbstständige Geburt derselben gedacht haben; doch haben sie diese Hypothese mit einigen Modificationen aufgenommen. So entstehen die Entozoen nicht aus Fäulniß oder Gährung; denn diese beiden Processe sind ihrer Existenz eher nachtheilig, sondern aus der Ansammlung und angemessenen Zusammenstellung von Stoffen, die bereits organisirt oder einer organisirten Oberfläche entnommen sind. – – Entstehung in dieser Weise ist nicht wunderbarer oder unerklärlicher, als die Entstehung der niederen Thiere durch Theilung ihrer selbst. – – Stofftheilchen, die durch die Verdauung und ihren Durchgang durch die lebenden Körper für eine unmittelbare Assimilation mit demselben vorbereitet worden sind, oder Lymphtheilchen von einer bereits organisirten Fläche scheinen weder über noch unter jener Einfachheit der Struktur zu stehen, welche diese wunderbare Entwicklung begünstigt; und die Annahme, daß

*) Ueber die Entstehung der Infusorien in Aufgüssen lehrt die Beobachtung Folgendes. In Infusorien, die man durch Kochen von allen organischen Keimen befreit hat, entsteht nie ein Organismus, wenn nur die Luft, die man zu ihnen treten läßt, von allen organischen Einschlüssen befreit ist. Man erreicht dies mittelst Durchleiten derselben durch Schwefelsäure, Aetzkali, eine glühende Röhre rc. — Mittel, welche alle die Luft chemisch durchaus verändert lassen. Daß in der Luft nicht nur Keime, sondern eine große Anzahl von lebensfähigen organischen Wesen umherschweben, die durch Wind rc. fortgeführt werden, ist unzweifelhaft und durch die mikroskopische Analyse fallender vulkanischer Aschen rc. vollkommen nachgewiesen. Die Infusorien also, die in Aufgüssen entstehen sollen, sind nur hineingefallen, haben sich darin weiter entwickelt und durch Sprossung und Theilung vermehrt.
C. W.

sie, gleich den Stücken des Plattwurms, wenn mit lebendigen Theilen in Verbindung gelassen, oder unter andern günstigen Umständen, fortleben u. in Geschöpfe analoger Bildung verwandelt werden können, ist nicht so absurd, um mit Ovid's Metamorphosen verglichen zu werden. – – Wir denken, die Hypothese wird auch bis zu einem gewissen Grade durch die Thatsache unterstützt, daß die Entstehung der Entozoen durch alle Ursachen, welche auf Störung des Gleichgewichts zwischen den Secretions- und Absorptionssystemen hinwirken, begünstigt wird". – Hier werden Theilchen von organischen Stoffen als die Urkeime bestimmter und vollständig organisirter Thiere angesehen, von welchen viele ein höchst entwickeltes Fortpflanzungssystem haben. Wie nahe aber diese Theilchen den anorganischen Stoffformen stehen, mag aus dem geschlossen werden, was wir auf wenigen vorhergehenden Spalten gesagt haben.*)

*) Die Erzeugung der Eingeweidewürmer ist noch in vieler Beziehung dunkel, doch sprechen alle bekannten Erscheinungen durchaus gegen ihre Entstehung auf Kosten der Organismen, welche sie bewohnen. Die meisten derselben erzeugen eine so ungeheure Anzahl von Eiern, daß Millionen dieser Eier verloren gehen können und doch die Existenz der Art gesichert bleibt; – die Erzeugung ist bei den meisten nachgewiesen; – viele machen staunenswerthe Metamorphosen durch, wodurch sie sich in gewissen Zuständen nicht erkennen lassen; – die Wanderungen vieler durch die Blutgefäße von einem Ort zum andern, der Uebergang anderer aus einem Thiere zum andern sind in den neuesten Zeiten nachgewiesen worden. Der dunklen Wege, welche die Natur in Erzeugung und Entwicklung dieser Wesen befolgt, sind schon so viele aufgestellt worden, daß wir hoffen können, bald völliges Licht zu erhalten. So viel ist sicher, daß alle jene Behauptungen, mit denen man sich früher trug, wie z. B. die Unmöglichkeit solcher Wanderungen, das temporäre Leben der Eingeweidewürmer als freie Thiere rc. vollständig durch die neueren Untersuchungen widerlegt sind. C. V.

Während die angeführten als gute allgemeine Beweisgründe für die Urzeugung, als einer gewöhnlichen Naturbegebenheit, erscheinen, beweiset eine andere Reihe von Thatsachen, daß dergleichen Begebenheiten in vergleichungsweise neueren Zeiten stattgefunden haben müssen. Das Schwein, als Hausthier, ist den Anfällen einer Hydatide ausgesetzt, das Thier im wilden Zustand ist es aber nicht; daher die Krankheit, die man bei den Schweinen die Finnen nennt. Woher kam nun der erste Erzeuger dieses Hydatiden?*) Ferner giebt es eine Motte, die nur die verarbeitete Wolle angreift, dieselbe aber im ungewaschenen Zustand unberührt läßt. Ein gewisses Insekt verschmäht jede Nahrung, Chocolade ausgenommen; und die Larve von *Oinopota cellaris* lebt nur in Wein und Bier, welche beide von Menschen bereitet werden. Gleicherweise giebt es einen Fisch *Pimelodes cyclopum* genannt, der nur in unterirdischen Gewässern, die mit gewissen vulkanischen Formationen in Südamerika, die jünger sind als die Herrichtung der Erde für unsere jetzigen Species, in Verbindung stehen. Woher also der erste *Pimelodes cyclopum*? Um all' diese verschiedenen Thiere hervorzubringen, müssen noch lange nach der Zeit, in welcher die miraculöse Lebens-

*) Da der Finnenwurm (*Cysticercus cellulosae*) auch in dem Fleische des Menschen lebt, so wäre es sehr erklärlich, daß er, als das Schwein Hausthier wurde, von dem Menschen auf dasselbe übertragen wurde. Die übrigen hier angeführten Thatsachen sind alle incomplet, da es durchaus nicht nachzuweisen ist, daß die Larve von Oinopota nur in Bier und Wein, nicht auch in anderen gährenden Pflanzenstoffen lebt rc. Was den Pimelodes betrifft, so lebt dieser auch in anderen Gewässern, als nur in den vulkanischen Höhlungen, und wenn dieß auch wahr wäre, woher weiß denn der Verfasser, daß diese Gewässer erst nach der Erschaffung des Menschen entstanden seien? C. V.

einblasung stattgefunden haben soll, Urzeugungsmittel in Kraft gewesen sein. Und was ist dieß anders, als eine Verbindung der älteren, vorgeblich miraculösen, Ereignisse, mit den neueren Fällen der bezweifelten Urzeugung. Wird dadurch nicht angedeutet, daß die alten und neueren Vorgänge denselben Charakter tragen, daß sie beide Ergebnisse einer stillen unveränderlichen Kraft sind, die der göttliche Schöpfer in die Natur legte, und bei deren Wirkung groß und klein nicht in Betracht kommt.

Da wir Gründe genug vor uns haben, um das allgemeine Gerede der wissenschaftlichen Welt über die Urzeugung für unzulänglich zu halten, so dürfen wir jetzt vorbereitet sein, um ohne Erstaunen und Ungläubigkeit die bekannten Versuche des Hrn. Crosse zu prüfen, die auf eine Erzeugung einer kleinen Insektenspecies, später *Acarus Crosii* genannt, in großer Menge hinauszulaufen schienen. Dieser Herr machte gerade einige Krystallisationsexperimente, wobei er eine mächtige volta'sche Batterie auf eine gesättigte Auflösung von kieselsaurem Kali wirken ließ, als die Insekten ganz unerwartet zum Vorschein kamen. Später versuchte er es mit salpetersaurem Kupfer, das ein tödtliches Gift ist, und auch aus dieser Flüssigkeit tauchten lebende Insekten auf. In Folge der ungünstigen Aufnahme, welche diese Experimente fanden, setzte sie Hr. Crosse nicht mehr fort; doch wurden sie später durch Hrn. F. Weekes aus Sandwich wieder aufgenommen u. führten genau zu denselben Resultaten. Der letztgenannte Herr machte, außer mit den obgenannten Stoffen, auch Versuche mit Blutlaugensalz, wegen des reicheren Gehalts an Kohle, dem Hauptbestandtheil der organischen Körper; und aus dieser Substanz entstanden die Insekten in vermehrter Anzahl. Wenige Wochen genügten, dieses Experiment mit der mächtigen Batterie des Hrn. Crosse zu Stande zu bringen; die ersten Versuche Hrn. Weekes jedoch verlangten mehr als elf Monate, ein Grund mehr für die Annahme, daß die Elektricität besonders

bei dem Phänomen betheiligt war. Die Veränderungen, welche mit dem Fluidum, an welchem die Versuche angestellt wurden, vorgingen, waren sehr bemerklich u. fast gleich. In Hrn. Weekes Apparat wurde das kieselsaure Kali zuerst trübe und nahm dann ein milchartiges Aussehen an. Um den negativen Pol der Batterie, der in die Flüssigkeit getaucht war, sammelte sich zuerst eine gallertartige Materie. In diesem Stoff beobachtete Hr. Weekes den eigentlichen Akt des Auftauchens eines dieser Insekten, wobei es auf die Oberfläche emporstieg, und sich in einem dunklen Winkel des Apparats zu verstecken suchte. Die von beiden Forschern producirten Insekten scheinen dieselben gewesen zu sein, nämlich eine sehr kleine und durchsichtige Art von Milben, mit langen nur durch's Mikroskop sichtbaren Borsten. Es verdient bemerkt zu werden, daß einige dieser Insekten gleich nach Beginn ihrer Existenz sich vermehrt zu haben scheinen. Zuweilen sah man sie nach dem Fluidum zurückkehren, um sich Futter zu holen, auch fraßen sie gelegentlich einander auf.

Die Aufnahme von Neuerungen in der Wissenschaft muß immer durch eine Menge verwandter und bezüglicher Erscheinungen, die das öffentliche Bewußtsein bereits anerkennt und besitzt, und welchen die neue sich anschließen kann, vorbereitet werden. Eine noch so begründete Neuerung jedoch wird, wenn keine hergebrachten Wahrheiten, mit welchen sie in harmonische Beziehung gesetzt werden kann, vorhanden sind, nicht so leicht angehört werden. Kurz unsere Ungläubigkeit wird sowohl durch unsere Unwissenheit als durch unsere Wissenschaft genährt, und wenn der ausgezeichnetste Naturforscher vor drei hundert Jahren mit einer Wahrheit an den Tag getreten wäre, die mit dem damals noch unbekannten kopernikanischen System in Einklang gestanden hätte, er würde ohne Zweifel in der wissenschaftlichen Welt ebenso verhöhnt, wie es damals geschah, oder er würde im besten Fall, in tausend verschiedenen Weisen gemäß den hergebrachten Vorstellungen falsch interpretirt worden sein. Die eben beschriebenen Experimente wurden daher von einem Publikum, welches nie ein Factum entdeckt oder sich eine Vorstellung gemacht hatte, welche jenen analog gewesen wären, sehr ungnädig aufgenommen. Es wurde für gottlos gehalten, selbst nur zu vermuthen, daß Thiere durch einen von Menschen erdachten Apparat erzeugt werden könnten. Als wahrscheinlichste Erklärung des Phänomens wurde gesagt, die Insekten hätten sich lediglich aus Eiern entwickelt, die sich in der Flüssigkeit selbst oder an dem Holz des Gefäßes, in welchem die Experimente gemacht wurden, befunden hätten. Gegen diese Einwürfe mag Folgendes bemerkt werden. Die Annahme einer Gottlosigkeit entspringt aus einem durchaus vollständigen Mißverstehen dessen, was man unter einer Urzeugung von Insekten zu verstehen hat. Nur durch die gedankenloseste Unwissenheit könnte der Experimentalist für den Urheber der Existenz dieser Geschöpfe angesehen werden. Das Aeußerste, was man ihm verdanken oder vorwerfen kann, ist, daß er die natürlichen Bedingungen zusammenstellte, durch welche die wahre Schöpferkraft, die ursprünglich von dem göttlichen Urheber aller Dinge ihren Anstoß erhielt — in jenem Fall in Thätigkeit zu treten veranlaßt wurde. Nach unserer Hypothese war der Acarus Crossii ein von Anfang an vorherbestimmter Typus eines Wesens, das unter gewissen physikalischen Bedingungen in's Leben treten sollte. Als eine menschliche Hand diese Bedingungen zusammenstellte, vollzog sie einen Akt, wie wir täglich hunderte von Handlungen vollziehen, welche die natürlichsten Folgen haben; mehr aber thut sie nicht. Die Production des Insekts, wenn sie wirklich stattfand, war so klar ein Akt des Allmächtigen, als wenn es der letztere mit seinen eigenen Händen geformt hätte. Für die Annahme, daß eine wirkliche Urzeugung stattfand, verdient noch bemerkt zu werden, daß bei Weekes Experiment alle nur erdenklichen Vorkehrungen getroffen wurden, um eine Entwicklung aus Eiern unmöglich zu machen. Das Holz des Gefäßes wurde in einer mächtigen Hitze gebacken; der Apparat war mit einer Glasglocke zugedeckt, die Luft wurde zurückgehalten durch die beständig aus der Flüssigkeit aufsteigenden Dämpfe, für deren Entlassung eine besondere Oeffnung an der Spitze der Glocke angebracht war, so daß nur die Dämpfe hindurchgehen konnten. Das Wasser war destillirt, und die Silicatsubstanz war einer Weißglühhitze unterworfen worden. So schien jede Täuschung der Zugang abgeschnitten zu sein. Unter solchen Verhältnissen wird ein aufrichtiger Sinn, der in dem Gedanken einer neuen Schöpfung nichts Gottloses oder Unphilosophisches erblickt, wohl geneigt sein, zu denken, daß es weit unschwerer ist anzunehmen, eine solche Schöpfung habe wirklich stattgefunden, als zu glauben, in jenen beiden, durch Ort und Zeit getrennten Fällen, seien genau dieselben Insekten zufällig aus versteckten Eiern entstanden.*)

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von C. Ludwigh.

Juni 1865.

Dem Kalender nach leben wir jetzt im Sommer und so haben wir denn auch endlich in Minnesota wieder den lange ersehnten Sommer mit seinen heißen Tagen u. kühlen Nächten. Nicht nur Weiber und April haben ihre Launen; auch der Juni hat sie trotz seines männlichen Ge-

*) Wer glauben will, kann freilich glauben. Die ganze Geschichte von den Versuchen der Herren Crosse und Weekes, die der Verfasser hier erzählt, wurde sehr bald als Humbug erkannt, zumal da man einsehen mußte, daß diese Versuche durchaus keine Garantie gegen das Einschleichen der Milben von außen boten. C. B.

schlechtes. Heute 95 Grad Fahrenheit im Schatten und offene Fenster des Nachts; morgen Regengüsse und kalte Nächte, daß man wollener Decken bedarf, um im Bett nicht zu frieren, und der sich aufblähende Aeolus, der Gott der Winde, ist so impertinent, daß man eher versucht wird, ihn zu verwünschen, als ihn seiner atmosphärenreinigenden Kraft wegen zu verehren. Heute entzückt mich der Garten in Reinlichkeit und Frische; morgen überfluthet der Regen die Wege, zerstört die Beeten; Frost bedroht die Vegetation und die Bäume habe ich mit Stricken gegen die Wuth des Sturmes zu schützen. So können und wollen es uns die Götter nie ganz recht machen. Ich füge mich in ihre Launen und Dictate und genieße das Angenehme, wo es sich mir immer darbieten möge, und zwar in vollen Zügen einer normalen inneren Ruhe.

Eine Promenade im Garten, wenn der volle Mond am blauen Ätherpavimente schwebt, ein Leuchthurm zweier Welten; die Pflege der Blumen und Gemüse; eine Siesta unter dem schattigen Laubdach der tausendjährigen Eichen und um Mitternacht eine Tasse Java; welch' entzückende Genüsse, entschädigend für die Schattenseiten des Lebens!!

So entschwand mir ein Theil des Juni-Mondes und am 21., von Hrn. Vogler, dem Fackel-Setzer, und dem kleinen, treuen vierfüßigen Freund Finni an Bord begleitet, sprach Ahasverus wieder: „Lebt wohl, Ihr Lieben, auf Wiedersehen!" Dieses Scheiden und Wiederkehren, dieses unstäte Leben wird wohl mein Loos sein, so lang ich lebe, so lange ich Kraft besitze, die Feder zu führen und die Strapazen zu ertragen, die stets eine Reise begleiten und möge sie auch eine noch so angenehme sein.

Ich fuhr an Bord des splendiden War Eagle, von der Nordwestlichen Dampfboot-Gesellschaft, nach Lake City. Wir verließen des Abends um Sechs St. Paul und des Morgens um Fünf stieg ich an's Land. Ich berührte diese Station, um die künftigen Schwiegereltern meiner Cora, die Familie J. Hubbard persönlich kennen zu lernen, die da drei Meilen von Lake City am See Pipin eine Farm besitzen. Der Eigenthümer eines Miethstalles (*livery stable*) brachte mich in einem *Buggy* hinaus, durch das schöne Revier am See gleichsam im Fluge hingetragen von einem stolzen jungen Hengst, der einem Patroklus Ehre machen würde. Der Empfang des fremden Gastes, der sich da selbst introducirte, war herzlich. Nach einem sehr guten Frühstück machten wir einen Spaziergang, oder vielmehr „eine *voyage autour de la Farm*" des Mr. Hubbard. Die Farm, in Einer Parcelle von hundert und zwölf Acker Land bester Qualität, erstreckt sich vom Seeufer eine Meile weit nach den waldigen Hügeln (*Bluffs*) hin. Waizen, Welschkorn, Hafer, Zuckerrohr (zu Bereitung von Syrup) und Kartoffeln sind die Producte, so hier, wie überhaupt in Minnesota, mit gutem Erfolg gepflanzt werden. Schaafzucht bildet einen Hauptzweig der Oekonomie. Der Mangel an Weinreben wird durch Johannisbeeren und Stacheibeeren ersetzt, wovon man, mit Zusatz von Zucker, ein sehr gutes, dem Weine ähnliches Getränk bereitet. Da fiel mir denn in diesem schönen Gau der „*Vicar of Wackefield*" ein u. sein *Goosberry-Wine*, u. seine Gäste und seine Töchter. Wir tranken Johannisbeeren-Wein u. an der Mittagstafel waren, außer mir, auch eben andere Gäste, ein Farmer aus der Nachbarschaft und seine Tochter, ein recht hübsches junges Fräulein. Und so will ich denn im Geiste des braven Vicars auch das Personal unserer Gesellschaft skizziren. Herr Williams, ein Sprößling der Neuengland-Staaten, präsentirte sich als amerikanischer Gentleman, der Erziehung und der Kleidung nach. Daß er, so wie seine Landsleute in der Regel Kirchenmitglied ist, versteht sich wohl von selbst und bezeugte es auch durch ein salbungsreiches, kurzes Tisch-Gebet, das er vor dem Essen laut hersagte. In der Politik gehört er zur äußersten Linken des Abolitionismus und befürwortete mit Emphasis „den Strick für Jeff. Davis u. das Stimmrecht der Neger." Gegen mich benahm er sich sehr wortkarg; da er möglicherweise schon gewußt haben mag, daß ich nicht nur ein „Ausländer" sondern sogar ein „Ungläubiger" sei. Gegen diese Sorte aber von Menschen fühlen die „Eingebornenen" und „Christen" in der Regel keine besondere Sympathie, um so weniger, je anmaßender sie nach ihren amerikanische Geburt *par excellence* u. je fanatischer sie im Glauben sind. Seine Tochter, die niedliche Feldblume, hat eine englische Bildung genossen und spielt auch Clavier.

Inniger und vertrauensvoller zeigten sich Herr und Frau Hubbard gegen mich: er, ein gutgeschulter, biederer und fleißiger Farmer von echtem Schrot und Korn; sie, eine emsige Hausfrau und gebildete *Lady* im wahren Sinne des Wortes, an der meine Tochter eine gute Mutter und Freundin, und in welchem Kreise sie gewiß auch häusliches Glück finden wird, frei von Nahrungssorgen, gewürzt durch Beschäftigung, durch Liebe und durch Freundschaft. Schon die Lage der Farm, dem romantischen Maiden-Rock gegenüber, Berge und blühende Farmen und der große Spiegel des Sees, müssen beitragen, ein liebend Paar zu beseligen.

In jeder Hinsicht befriedigt verließ ich die Farm, in der Hoffnung sie nicht zum letzten Male gesehen zu haben. Hr. H. wollte mich zurück nach dem Städtchen (*town*) fahren; doch zog ich es vor, zu Fuße zu gehen. Er begleitete mich denn, indeß Frau H. mit Herrn und Fräulein W. dahin fuhren. Wir besuchten die Freischule, um die Schwester meines künftigen Schwiegersohnes Clarence zu sehen. Ein munteres und talentvolles Mädchen von acht Jahren. Der Oberlehrer Hr. Hahn, deutscher Abkunft, fühlte mit mir den Mangel an Lehrerer-Seminarien, wo competente Pädagogen herangebildet werden. Wird wohl auch noch kommen.

Nun muß ich noch der Hauptperso-

im kleinen Drama erwähnen, des Bräutigams. Obschon der einzige Sohn ging er von der Schule weg aus Patriotismus in die Armee, um gegen die Rebellen zu kämpfen. Seine Jugend und seine Fähigkeiten jedoch entzogen ihn großentheils dem Feldleben; indem er durch General Sibley, während des Krieges gegen die Indianer, in der Kanzlei zu St. Paul detailirt und verwendet wurde. Eben da war auch eine Weile sein Freund Victor Peterson, ein Schwede, der Bräutigam einer meiner andern Töchter, Isabella. Beide werden in Bälde dem Kriegsgott Mars Lebewohl sagen, und zur Fahne Hymen's schwören. Jener ist 21, dieser 23 Jahre alt: beide sind brave, intelligente u. fleißige Jünglinge, um deren Zukunft mir nicht bangen darf. Die erste Bedingung einer glücklichen Ehe „Liebe" ist da; Alles Uebrige, um als vernünftiger Mensch auf Erden glücklich zu sein, findet sich leichter, besonders in Amerika und so gebe ich denn als Vater meinen Segen und sage *Sela*.

Der Fluß ist für den Verkehr von großen Böten noch immer hoch genug; auch fehlt es an Passagieren und Fracht nicht.

Lake City ist herrlich gelegen; die Straßen sind breit und regelmäßig ausgelegt und haben mehre schöne Residenzen wohlhabender Yankees. Das deutsche Element ist da noch schwach vertreten. Dennoch macht eine Brauerei der Herren Busch und Minges gute Geschäfte; denn die fremde Civilisation hat auch den Amerikaner bereits bis zum „Lager" europäisirt. Von fünf Deutschen, die mir *en passant* zu Gesicht kamen, haben Vier die Fackel bestellt. Trotz alledem und alledem erlaubte es mir die Courtoisie nicht, den Wunsch Frau Hubbard's, ihren „guten Pastor" zu besuchen, abzuschlagen. Derselbe sorgt nicht nur als Hirt für den Himmel seiner Heerde, sondern auch für die Bedürfnisse der Erde, als da sind: Contrakte, Kaufbriefe, Vollmachten, Asseeuranz-Documente und dergleichen, in der Qualität eines Notarius und Agenten. Da ich mich wohl bei der bevorstehenden Trauung dem Wunsche der Schwiegersöhne und Eltern der republikanisch-demokratischen Majoritäts-Regel werde zu fügen haben, so wäre es mir am liebsten, wenn dieser Herr Pastor die feierliche Handlung vollzöge, da er nicht absolut Pfaffe, sondern auch Civilbeamter ist. Die eigentliche Ehe ist ja die Liebe; der Contract gehört dem Civilgesetz an und hat mit der Kirche Nichts zu schaffen. Wollte man übrigens mit trotziger Beharrlichkeit seine eigenen Principien bis zur äußersten Consequenz verfolgen und allen Personen den Krieg erklären, die sich durch Glaube, Unwissenheit oder Corruption Anderer hier zu Land ernähren, so wäre es besser nach den Hottentoten auszuwandern, oder als Robinson Crusoe eine Insel zu bewohnen, um allein sich selbst zu genügen. Für meine religiöse Meinung absolutes Recht und völlige Freiheit der Aeußerung derselben verlangend, mag denn jeder Andere der „affverwandten Gottesebenbilder" auf seine Fagon selig zu werden suchen und „Narren mögen Narren bleiben, und nach Belieben Hokus Pokus treiben." Durch den leisesten Widerruf der in meinen Schriften verbreiteten freien Grundsätze hätte die Opposition Ursache, Capital für Proselyten zu machen; das soll ihr nicht zu Theil werden und wenn einst der Tod abruft zur letzten Station des Lebens, so will ich sie, wie alle meine irdischen Reisen, allein antreten, ohne anmaaßenden oder ignoranten Wegweiser nach dem Himmel. Ach, gäbe es Einen, bevölkert von schönen, ewig jungen Frauen, mit denen man blos geistig schweigend selig ist, wo Blumen blühen, so nie verwelken und wo Nectar und Tokaier fließt — wie gerne möchte da der alte Fackler hinein! Aber, aber, und wieder aber — der Himmel ist Traum, die ewige Seligkeit Schaum; nur die Erde gehört dem Menschen an, dem belebten Erdenkloß: erobere sie dir mit ihren Freuden, trag ohne Murren ihren Schmerz und lerne durch ein vernünftiges Leben den Tod als Freund begrüßen, der Geist und Herz, die so oft in Kampf und Zwiespalt sich befehden, den ewigen Frieden bringt, als treuer Bote ewiger Stoffverwandlung! Amen.

Im American Hotel zu Lake City gut soupirt und übernachtet und am 23. des Morgens nach Winona gefahren. An Bord der Nordwestern-Line führt man einen ausgezeichneten Tisch: Köche und Aufwärter sind Neger mit europäischen Physignomien. Die edlen Kaukasier essen mit Wollust Das, was die Hand des Schwarzen bereitet; doch mit einem Farbigen an Einem Tische sitzen, in Einem Wagen fahren, ihm sogar politische Rechte geben, das wollen sie, in großer Mehrheit, noch immer nicht, dazu ist ihre sonderbündlerische Arroganz zu plump, ihre Vernunft zu wenig für den Humanismus herangebildet und aus dieser Arroganz, aus dieser Dummheit, aus dieser Principien-Verletzung in einem demokratischen Staate, wo man den Entwickelungs-Proceß nicht hermetisch verschließen kann, werden sich in der nächsten Zukunft noch gewaltige Stürme erheben, um endlich die Luft von den Miasmen der Vorurtheile zu reinigen. „Ihr mögt schimpfen und toben — sie dreht sich doch."

Auf der Fahrt von Winona nach La Crosse traf ich, ausnahmsweise, angenehme Gesellschaft durch Hrn. Benzberg aus St. Paul, der in Deutschland zum Doctor destinirt, in Amerika zum Bierbrauer promovirt wurde, ein Tausch, welchen er in pecuniärer Hinsicht gewiß nicht zu bereuen hat. Europäischen Ex-Studiosen wäre es überhaupt zu ihrem und Anderer Vortheil zu rathen, hier zu Land den Schuldünkel abzulegen und sich so schnell wie möglich einem praktischen Fach in die Arme zu werfen, ehe sie verbummeln, oder zu Charlatanen werden. Beides Fälle, die so oft vorkommen. Von Winona habe ich Nichts zu erwähnen, als daß der Eisenbahnbau nach St. Peter hinauf rasch vorwärts schreitet, daß „zwei Frauen" ein sehr gutes deutsches Hotel eröffnet haben, daß Becker ein würdiger Nachfolger des Cam-

brinus und J. Schmidt der König der Metzger des Nordwestens genannt zu werden verdient.

Betreff einer Einladung am Abend bewog mich die Stille meines Zimmers im St. Charles Hotel zu La Crosse, so das rauhe Wetter nach Außen, mit dem österreichischen Bauerjungen zu singen: „Zu dir bin i ganga, bei dir hat's mi g'freut; zu dir geh i nimma, der Weg is mer z'weit." Doch aufgeschoben soll künftig trotz des weiten Weges nicht aufgehoben sein.

Am 26. collectirt und des Abends auf den Wogen des Mississippi nach Prairie du Chien gefahren, um dort mit dem Bahnzuge nach Milwaukee zu verbinden.

Aus den Zeitungen sah ich, daß Missouri, wo die vielseitig impugnirte neue Constitution vom Volke angenommen, und Tennessee, beide ohne Sklaverei, in die Union aufgenommen wurden. Nun ist die Reihe an den übrigen Staaten, vormals in Rebellion. Präsident Johnson's Quelle der Begnadigung von Rebellen, die seine Pardonirung anflehen, wird als unerschöpflich erwähnt. — Es läßt sich Manches dafür und Vieles dagegen sagen. Wahrscheinlich glaubt der Präsident, daß es nicht genug Hanf in Amerika gäbe, um alle die Rebellen und Hochverräther zu hängen. Auch hat man ja durch Behandlung des rebellirenden Südens als „kriegführende Macht" u. durch Parolirung ganzer Regimenter der bramarbasirenden Kavallerie die Brücke abgetragen, welche zum Galgen führt, dessen *„ultima ratio"* besonders dem Ausland gegenüber bedeutend mit den völkerrechtlichen Begriffen in Conflikt kommen würde. Nun, so experimentirt denn weiter fort; der Zeitgeist und der Drang der Zeit wird noch Manches zur Reife bringen, was gewisse Leute gerne im Keim ersticken möchten, um den alten *„status quo"* wieder herbeizuführen. Absurd und lächerlich zugleich! — *Vous verrez*. — Wer aber Augen hat und sieht nicht, Ohren und hört nicht, Gehirn und denkt nicht, der rennt leicht mit dem Kopf an die Wand und erwacht schmerzlich aus seiner Betäubung mit einem: *„non putabam"*. (Das dachte ich nicht.)

Daß La Crosse eine rührige Stadt ist, habe ich schon öfter erwähnt. Die Brauer Gund und Heilmann lassen eben, nahe der Dampfbootlandung, ein großes Gebäude aufführen, das für ein amerikanisches Hotel erster Classe bestimmt sein soll. Herr Georg Lang hat sich durch Eröffnung einer Gartenwirthschaft neues Verdienst erworben; denn was er etablirt, das hat Geschmack und eifert auch Andere an zum ästhetisch Schönen.

Der Fluß ist bedeutend im Fallen, was für St. Paul allerdings ein großes Misere. Daher bereits das unregelmäßige Eintreffen der Boote. Gestern kam das nordwestliche Boot um 4 Uhr des Nachmittags zu La Crosse an, heute wurde es neun Uhr Abends, indessen die Key City, fünf Stunden lang auf einer Sandbank festsaß. Mit den großen Booten wird es denn nun bald ein Ende haben und die Reisenden werden es sich wieder gefallen lassen müssen, auf elenden kleinen Fahrzeugen, wie Häringe zusammengepackt, zwischen La Crosse und St. Paul sich maltraitiren zu lassen.

Zwischen La Crosse und Prairie du Chien hatten wir Fahrwasser genug, doch verursachte dichter Nebel einen Aufenthalt von mehren Stunden, daher wir erst nächsten Tag gegen Mittag auf der „Hundeprairie" ankamen, wo mehre Passagiere ausstiegen, um per Eisenbahn nach Milwaukee und Chicago zu fahren. Das neue palastähnliche Rail Road House an der Landung bot mir einen Schreibtisch in einem freundlichen Raume und ein *„first rate dinner"*, wodurch das Laviren von fünf Stunden durchaus nicht belästigend war.

Die Fahrt von Prairie du Chien nach Milwaukee nimmt 12 Stunden. Da die Waggons, besonders mit verabschiedeten Soldaten überfüllt waren, zog ich mich in den Schlafwaggon zurück, wo mir, gegen $1,25 ein bequemer Sitz und ein gutes Bett zu Theil ward. Auch hatte ich das Vergnügen, da mit Hrn. Salomon, früheren Gouverneur von Wisconsin, zusammenzutreffen. Ein Deutscher, mit Intelligenz und Tugenden begabt, wie man sie in Amerika nur äußerst selten findet.

Der Tag meiner Ankunft in Milwaukee, am 28. Juni, war der Eröffnungstag der großen „Sanitary Fair". Ich fand da das Schöne und Nützliche in reicher Mannigfaltigkeit vertreten und die Elite des schönen Geschlechtes der Stadt, in pikantem Costüm sich wie Sylphiden präsentirend, wetteiferte die eleganten und zierlichen Waaren an den Mann zu bringen. Das deutsche Departement verdient besonders erwähnt zu werden. Die Eröffnung der „Ausstellung" wurde durch eine Salve von 100 Kanonen dem Publikum bekannt gemacht. Auch fehlte es nicht an Glockengeläute und Blechmusik. Das großartige Unternehmen wird sich um so mehr rentiren, da der Ertrag für den höchst wohlthätigen Zweck eines Invalidenhauses bestimmt ist. Für die Feier des nahen 4. Juli werden ebenfalls großartige Anstalten getroffen. Künftig sollte das Volk nicht nur den 4., sondern auch den 5. Juli als einen Erinnerungstag der Wiedergeburt der Republik und Reconstruction der Union feiern. Solche Feste nähren den republikanischen Geist im Volk und sollten stets auf eclatante Weise gefeiert werden.

Capitain Domschke hat wieder seine frühere Stelle als Redakteur des „Herold" eingenommen und das Blatt wird einer namhaften Theilnahme sich erfreuend, in Bälde täglich erscheinen. Auch erfuhr ich, daß die geistreiche Frau Mathilde Anneke, nach 4jähriger Abwesenheit in der Schweiz, in wenigen Tagen zu Milwaukee erwartet, und künftig hier oder in St. Louis ihren Wohnsitz wählen wird.

Am 29. des Abends bin ich in Chicago angekommen, um von dort aus die Tour nach dem Staat Indiana fortzusetzen. Die Bahn zwischen Milwaukee und Chicago ist sehr gut. Wir hatten

wieder viele Soldaten an Bord, die vom Kriegsdienst entlassen nach ihren respektiven bürgerlichen Berufsgeschäften zurückkehren.

Die Hunderttausende, die in Schlachten fielen, theils als Krüppel ihr ferneres Leben zu fristen haben, werden in kurzer Zeit durch Immigration ersetzt werden, welche nach Zeitungsberichten in diesem Jahr eine sehr namhafte sein wird. Wirst nicht auch du, mein Vaterland, ein Contingent uns senden? Doch die Ungarn sind kein migratorisches Volk und der Kaiser wird wohl schon aus Interesse seines Thrones durch eine freisinnige, dem Juvel in Hapsburgs Krone angemessene Politik dafür sorgen, daß seine Ungarn nicht europamüde sich nach unseren, freilich vollen, überseeischen Fleischtöpfen sehnen

Juli 1865.

Die große „Fair" (Ausstellung) von Chicago, welche über $300,000 reinen Gewinn einbrachte, ist vorüber. Ich sah blos noch das Skelet des colossalen, temporären Bretterpalastes mit seinen Seen, Springbrunnen, Statuen, Büsten, Bäumen und Blumen. Außer dem New-Yorker „Crystal-Palace" war Dies wohl der großartigste Humbug, den der amerikanische Genius für einen edlen Zweck in's Werk gesetzt hat. Bei solchen Unternehmungen giebt es immer einzelne „Smarte", die sich die Hände waschen. Bei erwähnter Fair soll eine arme Dame, die bei Gesellschaften als Präsidentin figurirte, so viele Geschenke erhalten haben, daß sie sich jetzt ein Haus baut im Werthe von $25,000. Gewiß ein guter Lohn für die Bemühungen eines „soldatenfühlenden" Herzens. —

Ich machte eine Spazierfahrt auf einer die große Stadt nach allen Richtungen durchkreuzenden Eisenbahnen nach Camp Douglas, um dort in der Nähe der Universität einen Landsmann, Hrn. Breck, zu besuchen, der da als Professor der modernen Sprachen angestellt ist. Sein Lieblingsfach ist die lateinische Sprache, in welcher er excellirt; zu dieser Stelle wußte sich ein „sprachverhunzender" amerikanischer Stümper durch Einfluß einzuschleichen, was leider, so oft zum größten Nachtheil der Studirenden der Fall ist. Ich traf da auch einen Professor aus Peru, Ind., einen Tyroler, Hrn. Mühlenbach, einen sehr intelligenten Mann, und Hrn. Jeckelfalussy aus Ungarn, der als Capitain unverwundet in mehren Schlachten, zu Manitowack, Wisc., eine Herzwunde erhielt, von welcher er jetzt von einer sehr hübschen jungen Frau in Hymen's Tempel curirt wird. Das sind wohl die süßesten Wunden, so ein Mann erhalten kann die Wunden von Amor's goldenem Pfeil!

Ich bekam da ein Curiosum in Form eines englischen Pamphlets zu Gesicht, von dem seit einigen Jahren verschollenen „Apostel und Gesandten Gottes" Andreas Smolnikar, weiland katholischer Professor des Bibelstudiums zu Klagenfurth, in Oesterreich, der nach Amerika kam, um die „babylonische Hure", wie er das Papstthum in seinen voluminösen Werken nennt, zu stürzen Weiß nicht, ob der gute alte Schwärmer und gelehrte Narr noch unter den Lebenden barfüßelt; doch so viel ist gewiß, daß seine göttliche Sendung eine verfehlte war, indem Rom noch immer nicht verloren und der Katholicismus in Amerika in den letzten 20 Jahren colossale Fortschritte im geistigen Rückschritt gemacht hat. In jenem Pamphlet figurirt der Infidel Samuel Ludvigh als spiritualistisches Medium, den die Geister im Jahre 1847 auserwählt hatten, um, mit allen Kriegsinsignien ausgerüstet, in Europa die Revolution von 48 heraufzubeschwören, zum Schrecken aller Könige und Pfaffen. Eine große Ehre, in der That! Um so weniger verdient, da die Geister bei Gründung einer Republik, durch Einfluß von Dämonen *a la* Senator Goßler zu Hamburg, eben so ohnmächtig waren, wie Smolnikar, der Gesandte Gottes, bei Umstürzung des Papstthums. Gerüttelt wurde in jenem Jahr der Verheißungen allerdings gewaltig am Alten; doch wird es noch eine ziemliche Weile nehmen, ehe „Gott und die Geister" stark genug sein werden, um es zu stürzen. Indessen werden Smolnikar und Ludvigh längst zusammen im Himmel mit Geistern verkehren, die sich Jenem schon im Leben bis zum Verrücktsein manifestirt hatten, und nach deren Bekanntschaft Dieser noch immer vergebens sich sehnt.

Leidet Professor Breck zuweilen an Heimweh oder sonstigem *spleen*, so nimmt er blos das geistreiche Pamphlet zur Hand und der Choler verwandelt sich alsbald in demokritisches Lachen. He da, Herr Apostel Smolnikar, da Unten oder dort Oben, ist es nicht ein neuer Beweis für Sie und Ihre Anhänger, daß sich die Geister gewisser Menschen als Medien bedienen, wenn sie einen ganzen, gelungenen, oder halben, verpfuschten Plan ausführen wollen? Ein neuer Beweis, wenn ich Ihnen sage, daß ich nach einem höchst prosaischen Collections Tage nach Mitternacht aufwachte, und mich, auf der Bahn der Preis-Dichterei, gedrungen fühlte aufzustehen und ein deutsch-amerikanisches Volkslied zu schreiben. Seltsamer Stoff dieses Gehirn das so Vieles empfängt und so Vieles vergißt; das abgespannt wird mit dem abgespannten Körper, das bei bestimmten Einflüssen in dichterische oder in fieberische Extase geräth, bei etwas zu viel Alcohol besoffen wird, und durch Verletzungen, religiöse Tollheiten und allerlei fixe Ideen das Ebenbild Gottes in's Narrenhaus spedirt! Ein deutsches Volkslied von einem Ungar geschrieben – das kann den Preis unmöglich erhalten und ist Das nicht wirklich Geisterspuk, wenn er sich bei seiner stolzen Nation reinigen will vom Verdacht eines nationalen Verbrechens? Nun, unsterbliche Geister u.

sterbliche Menschen mögen die Anomalie deuten, wie sie wollen, ich gehöre eben meinen Gedanken, meiner Sprache, meiner Muse nach dem deutschen Volke an, dem meine Urväter, die Ludwigs, entsprossen. Und somit Gott befohlen, Herr Smolnikar zu weiterem Wirken auf Erden, oder im Himmel gegen die babylonische Dame mit den apokalyptischen Hörnern!

Bei Brock erfuhr ich auch, daß die Geister sich Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich als Medium auserkoren haben, um — den Ungarn eine Constitution zu gewähren. Die von 48? — Nun, das ließe sich hören. Nur mögen die Geister mein Vaterland vor unserem alten goldenen Stier (*bulla aurea*) bewahren, von dessen adeligen Hörnern sich das gedrückte Volk über achthundert Jahre lang stoßen und spießen ließ!

Preßfreiheit, Gewissens- und Gewerbefreiheit, gleiche Rechte für Alle, Freischulen, keine Kirchengüter, kein *Jus ecclesiasticum* u. *canonicum*; Repräsentation des Volkes in Einer Kammer, kein absolutes Veto – das wäre so Etwas das die Geister durch den Kaiser befürworten lassen sollten, um sich selbst Ehre, Sr. Majestät Ruhm und dem ungarischen Volk eine Krone der Freiheit zu verleihen; gleichviel, ob sie das Haupt eines Kaisers, eines Königs, eines Präsidenten oder sonstigen Popanzes schmückt. — Die Geister ruhen nicht, noch die Dämone, und so wollen wir denn sehen, was sie in der nächsten Decade ausbrüten werden. Seit Anwendung der Dampfkraft auf Locomotiven geht Alles rascher voran. Es wäre vergebene Mühe das Schwungrad des Zeitgeistes aufhalten zu wollen: es zu leiten, ist Staatsweisheit; es zu hemmen, ist Niedertracht, es aufhalten wollen, ist Thorheit und Verbrechen zugleich, so sich am Verbrecher rächt. *Si sapis, bene est, ego sapio* — das bedeutet: „wer Ohren hat zu hören, der höre."

Flach und monoton, ohne alle Poesie, ist Chicago und seine Umgebung. Nichts wie Handel und Wandel und Gewerbthätigkeit in colossalen Dimensionen charakterisirt diese Stadt, welche ich noch als großes Dorf gekannt habe. Ein wirkliches Wunder der Neuzeit. Bietet auch die Umgebung dem das Schöne liebenden Aug keinen Genuß, so ist es doch angenehm zu prominiren in den gaserleuchteten Straßen mit ihren palastähnlichen Geschäftshäusern und brillanten Schaufenstern. Eine Promenade, bei vollem Mond am See Michigan führt ein poetisches Gemüth in das Reich des Idealen empor, und der Geist, gelähmt durch das Triviale der Alltäglichkeit wird da gestärkt und von höheren Ideen beseelt. Wer das Loos hat, hier ein tägliches Blatt herauszugeben zu müssen, wer den Tag über schreiben oder am Comptoir-Pult sitzen muß, Dem sind wohl vor allem Anderen solche Promenaden zu empfehlen, um nicht zu versauern und momentan zu fühlen freier Mensch zu sein, was Parteischreibern, wenn sie streng mit sich Rechnung führen, freilich unmöglich ist.

Auf einer meiner Wanderungen in der Stadt begegnete ich Herrn Daniel Hertle, der seit längerer Zeit durch Augenleiden dem Redactionsberuf in St. Louis entzogen sich nun auf dem Wege der Besserung befindet. Vor Kurzem erschien ein Werk von ihm: „Die Deutschen in Nordamerika, und der Freiheitskampf in Missouri", das man als eine sehr werthvolle literarische Erscheinung begrüßen darf. Das Werk ist durch die Illnois Staatszeitung zu beziehen und verdient verbreitet zu werden.

In Folge einer Correspondenz der New-Yorker-Staatszeitung, welche mir am 8. Juli zu Gesicht kam, habe ich noch ein Mal auf Ungarn zurückzukommen. Der Besuch des Kaisers in Pest und Ofen wird als eine der österreichischen Finanznoth abgedrungene Nothwendigkeit hingestellt und die feierlichen, polizeilich angeordneten Empfangsdemonstrationen sollen als Comödie geendet haben. Das wäre zu beklagen. Da die Fackel auch in Ungarn in intelligenten Kreisen gelesen wird, und da ich die Reform der Revolution vorziehe, erlaube ich mir folgende Dyathribe. Kann sich das Haus Oesterreich als Kaiserstaat erhalten? Ich glaube, den Geist und die Culturstufe jenes heterogenen Völkercomplexes berücksichtigend, daß es sich noch eine ziemliche Weile erhalten kann und zwar auf zwei verschiedenen Basen. Als absolute Monarchie, ohne einen Schatten von Verfassung, außer jener, von welcher auch „Franz" sagte: „Die Constitution bin ich." Auf dieser Basis herrscht der autokratische Wille des Monarchen über ein Volk, das noch auf der untersten Culturstufe steht. Ungarn, Böhmen und das deutsche Volk Oesterreichs — obschon noch lange nicht das Bedürfniß einer republikanischen Selbstregierung fühlend, stehen nicht mehr auf jener niedrigen Stufe und sind dem Gängelbande der Autokratie entwachsen, sie krochen unter Metternich's Ruthe und lernten unter Ferdinand's Regierung gehen — ja, sie versuchten es sogar zu laufen, sind aber gefallen, eben weil sie kaum noch zum Gehen herangereift waren. Die absolute Monarchie wäre denn für Oesterreich eine absolute Unmöglichkeit geworden? Diese antiquirte Staatsform, mit der politischen Inquisition wieder einführen zu wollen, hieße allerdings für den Monarchen um Alles oder Nichts spielen, und könnte leicht zum Sturz des Thrones führen. Nachgeben heißt bald aufgeben; die absolute Monarchie hat nachgegeben, hat, durch den Zeitgeist getrieben, nachgeben müssen und sich selbst für die spätere Zukunft aufgegeben, trotz des momentanen Sieges durch Hilfe fremder Bajonete. Eine solidere und festere Basis für die Gegenwart wäre wohl folgende: man gebe Ungarn, mit Kroatien, Dalmatien und Illyrien vereinigt, unter dem ein Kammensystem eine Verfassung mit Garantie der Preß- und Redefreiheit, mit Gewerbefreiheit und freiem Handel; Dasselbe gewähre man Böhmen und dem deu-

schen Volke Oesterreichs mit Tyrol u. s. w. Diese drei Staaten, jeder seine Nationalität wahrend, seine Sprache, Sitten und Literatur pflegend, erwählen auf etwa 10 Jahre ihre Gouverneure und bilden jeder ein selbstständiges **Ganze**, geschützt und zusammengehalten durch eine österreichische Union. Was der Präsident den Ver. Staaten ist, das sei der Kaiser, der Erbfolge nach, der Gesammt-Union von Oesterreich. Anstatt der Monopolien aller Art beziehe der Kaiser vom Gesammtstaat, als höchster Beamter und oberster Feldherr, einen liberalen Gehalt. Das Ministerium ernenne der Kaiser und werde Sr. Majestät verantwortlich gemacht. Gewissensfreiheit und freie Schulen seien in jedem Staate der geistige Hebel der Intelligenz. Sämmtliche Kirchengüter fallen der Union anheim und man verwende sie als Nationaleigenthum. Da Intelligenz und Tugend eines Volkes die sicherste Stütze eines vernünftigen und tugendhaften Kaisers sind, so verpöne man den römischen Einfluß eines heiligen Vaters und lasse Jeden auf seine Façon selig werden. Pah, sagt Ihr, das wäre ja ein republikanisches Kaiserreich und der Kaiser blos ein Popanz. Ja, gerade so wie wir hier ein republikanisches Königreich haben mit dem Popanz eines Präsidenten, der jedes Mal 4 bis 8 Jahre lang regiert, oder richtiger gesagt, administrirt. Durch das Erbrecht entgeht Ihr den Wahlstürmen und Wahlintriguen und ein impotenter Kronprinz kann, laut Unionsbeschluß, durch den fähigsten Nachfolger ersetzt werden. Dies schiene mir eine zeitgemäße Reform zu sein, um die Revolution zu verhüten. Die Guillotine hat sich, an und für sich, als sehr schlechter und unzuverläßiger Reformer bewiesen. Noch giebt es Einen Weg des Heils und der Größe für den Kaiser von Oesterreich: er mache sich zum Kaiser eines einigen Deutschlands, er gebe den verschiedenen Nationalitäten Ihre selbstständigen Verfassungen u. bilde Eine Union im großen Maaßstabe. Demnach müßte Oesterreich in Deutschland aufgehen und mit der Duodez-Wirthschaft der Könige und Fürsten hätte es, zum Segen des Ganzen, ein Ende. Also ein deutsches republikanisches Kaiserreich mit den heterogensten Nationalitäten durch das Band der Union in Harmonie gebracht — welche Macht von Außen könnte einem solchen Staate gefährlich werden?! Keine, selbst nicht vereinigt — so wenig als eine Macht der Erde diese Republik in Amerika zu vernichten vermag. Einheit macht stark. Heterogene Elemente in politische Harmonie zu bringen, ist Staatsweisheit. Versucht es; friedliche Experimente sind stets revolutionären vorzuziehen. Aufhalten könnt Ihr den Zeitgeist ja doch nicht und das Endziel republikanischer Verfassungen, das den Völkern gesteckt ist, kann keine Macht der Welt zu Nichte machen. Wollen sehen, ob Samuel, der alte Fackler, ein falscher Prophet war.

Sonntag des Abends besuchte ich die Turnhalle. Der große Saal war mit einem fashionablen Publikum gefüllt. Die Musik war sehr gut. Nach dem üblichen Sonntags-Humbug werden auch diese Concerte von Walzern und Potpourries, als „Kirchenmusik“ angezeigt, um den Sabbath zu heiligen. Ein heuchlerisches Volk, in der That, das noch immer nicht reif genug ist, in der Praxis den Staat von der Kirche zu trennen und das Juden und Nichtgläubige mit dem puritanischen Sonntagsgesetz maltraitirt zum Hohne der Menschenrechte eines freien Bürgers.

Die drei großen Buchstaben C. L. C. welche ich einst solchen Turnhallen als Aufschrift empfahl, die nicht geneigt sind, das geistige Turnen als ihre Hauptaufgabe zu betrachten, waren bei erwähntem Conzerte sehr gut repräsentirt. Prof. Breck meinte, ich solle C. L. C. in drei große C. verwandeln, wodurch ich mich zugleich mit Voltaire in eine Metempsikosis versetzen würde. Derselbe bereiste nämlich Holland und als man ihn frug, was er von den Holländern halte, beantwortete er die Frage mit C. C. C. Das heißt: *canal, canoe, canaille.* Das Mysterium aber der drei C. am Frontispiee solcher Turnhallen, wo blos musicirt, getanzt, Comödie gespielt und das geistige Turnen, Debatten, radikale Vorträge und das Lesen freier Schriften systematisch verpönt wird, um dem Glauben und der Dummheit einzelner ungeschulter Knoten nicht weh zu thun, resolvirte sich denn in *Cerevisia. Crepundia. Cunnus.* Es giebt sehr wenige Katholiken, die den Sinn der lateinischen Messe verstehen, warum sollte es nicht auch Leser der Fackel geben, die diese todte Sprache nicht verstehen? Der Wißbegierige findet übrigens leicht einen Priester, der ihm als Dollmetsch dienen kann, oder man wende sich schriftlich an den Sittenrichter Hrn. Doctor Hesse zu East Saginaw, der gewiß gerne, mittels Consultation eines Lexikons, darüber Aufschluß geben wird. Das Porto eines Briefes kostet blos 3 Cents, und die Uebersetzung jener drei mysteriösen, ominösen großen C. ist ganz gewiß das doppelte Porto werth.

Wie man den Werth des Geldes die Kinder in Amerika lehren soll, davon habe ich mich im Hause eines Freundes, eines gebildeten Israeliten, überzeugen können. Zwei talentvolle Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, wurden vom Vater aufgefordert, den „Alpenjäger“ zu declamiren. Beide, etwas scheu, weigerten sich, es zu thun. Als nun der Vater dem Mädchen eine Dollarnote als Belohnung präsentirte, war die Zunge wie durch einen Zauber gelöst. Magnetisch berührt durch das Medium, das durch Kirchen und Paläste dringt, trat auch der Knabe fordernd in die Schranken und beide erhielten den Preis. Ja, das liebe Geld spielt eine große Rolle in der Welt, besonders in der amerikanischen Welt. Der Kaufmann speculirt und wagt des Geldes wegen; der Advokat begeistert und besticht die Jury mit Worten des Geldes wegen; der Arzt besucht seine Patienten bei Tag und bei

Nacht des Geldes wegen; der Pfaff verkauft den Himmel und vergiebt die Sünden für Geld; der Lehrer kreischt sich heiser des Geldes wegen; der Handwerker hobelt und leimt, und näht, u. schwitzt für Geld; der Bauer pflügt des Geldes wegen; der Taglöhner quält sich für Geld; der Zeitungsschreiber schreibt und schimpft für Geld; selbst der Schauspieler und der Concertist, deren Hauptmotor Ruhm und Ehre sind, spielen und singen für Geld u. s. w. Nur der Dichter, der Bildhauer, der Maler werden durch den „innern Gott“ erwärmt, durch den Genius beseelt und Geld hat für sie, als solches, keinen Werth, daher sie in der Regel arme Teufel sind. In ihre Categorie gehört auch der Reformer, der Weltbeglücker, dem die Menschheit über den Werth des Geldes steht, und der gerne lungert, wenn Jene prassen, die ihn entweder hassen, oder als Narren verlachen. Selbst die Fackel brennt nicht ohne Geld und obschon dieser Lampenstoff dem Fackler nicht Zweck, sondern Mittel ist, so muß er ihn doch haben, um — für Pech zu sorgen, an dem es ihm auch, besonders im bildlichen Sinne nur höchst selten gefehlt hat. Da nun, besonders in einer Republik, der Werth des Menschen nach dem Pfund gewogen wird und ein Mensch ohne Geld ein Lump ist, so ist es allerdings vernünftig und nothwendig nach Geld zu streben. Ich habe also Nichts dagegen, wenn man schon die Kinder den Werth des Geldes kennen lehrt; doch sollen vernünftige Eltern es sie blos als (an und für sich werthloses) Mittel, nicht als Zweck schätzen lehren; denn Lump im wahren Sinn des Wortes ist Jeder, der Ueberzeugung, Princip und Tugend für Geld verschachert. Metall und Papier können dem Menschen keinen inneren Werth verleihen und es ist Thorheit und Dummheit zugleich, einen Reichen des Geldes und des Besitzes wegen höher anzuschlagen in der Skala des Menschencourses als den Armen in der Skala, in welcher vor dem Tribunale der Vernunft nur Tugend, That und Handlungen des Menschen vollgewichtigen Werth haben.

Um auf dem Wege des Geldes noch ein Mal zu den Turnern von Chicago zurückzukommen, erlaube ich mir, ihnen den bescheidenen Rath zu ertheilen, sich neben den *crepundiis* auch mit *scientiis* zu befassen, und einen Theil des Geldes, das ihnen durch Bälle, Concerte, Pick Nicks u. dgl. so reichlich zufließt, auf öffentliche Vorträge, wenigstens jeden Monat ein Mal, auf Debatten über religiöse, politische und sociale Themata und auf radikale Schriften zu verwenden.

Arbeiter, Unwissenheit und Geistesträgheit können euch nur schlechte Früchte tragen. An der rothen Halsbinde hängt, wahrlich, das Wesen des Turners nicht und die rothe Farbe verträgt sich mit der schwarzen Farbe der orthodoxen Dummheit nicht. Wo ist euer Phalanx für geistigen Fortschritt? Wo euer Zusammenwirken für Verwirklichung humanistischer Fragen? Wo sind eure Altäre, deren Ihr dem Cambrinus schon so viele erbaut habt, wo sind eure Altäre, auf denen Ihr opfert zur Hemmung und zum endlichen Sturz des Pfaffenthums? Ihr habt im Kriege rühmlich euer Leben preisgegeben; im Frieden sollt Ihr dem Geiste säen, um im Geiste politische u. sociale Stellung und Freiheit zu ernten! Es mag Bier in Strömen fließen; Ihr möget eure Jugend auch sinnlich genießen; doch sollt Ihr auch aus Arelhusen's Quelle trinken und Erkenntniß schöpfen, um nicht Pfaffen, Demagogen und Capitalisten als *crepundia* (Spielzeug) und als feiles Werkzeug zu dienen.

Nach dem Concert in der Turnhalle ging ich, ein Fremder in Israel, nach Meim's Garten des Hrn. Kadisch, wo mir bei einer Tasse Kaffee die Abendkühle beim Säuseln der Bäume wohl that.

Als ich heimkehrte, scholl aus der Nachbarschaft, (ich glaube es war in der Arbeiterhalle) Tanzmusik in meine stille Klause herein und ich entschlief im Gedanken: daß Chicago sich über die Strenge des Sonntagsgesetzes nicht zu beklagen habe.

Am 3. nach La Porte, im Staate Indiana, gefahren und im Washington Haus abgestiegen, das gut geführt wird. Die prachtvollen weißen Lilien in den kleinen Seen an der Stadt waren eben wieder in voller Blüthe und die Fackel hat hier durch Hrn. Albrecht ein gutes Feld für gesunde Früchte gewonnen. La Porte ist ein sehr freundliches Städtchen von circa 6000 Einwohnern. Zur Gewerkthätigkeit gehört besonders die Bettstellenfabrik der Herren Meisner und Frankel. Hr. Gedle hat vor Kurzem dem deutschen Publikum ein am See sehr anmuthig gelegenes Gartenlokal eröffnet. Eine Resource, die bei der drückenden Sommerhitze von großem Werth ist.

Am glorreichen 4. Juli, dem Tag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, in South Bend angekommen. Die Geschäftsläden waren alle festlich geschlossen und hätten nicht die Turner durch eine Procession von circa 40 Mann und schallende Musik ein Lebenszeichen von ihrem Freiheitssinn gegeben, so wäre es da still und öde gewesen wie in den Straßen von Pompeji oder in der Marktstraße von Philadelphia an einem christlichen Schabeth. Ich folgte dem Zuge nach dem „Fairground“ hinaus, wo die Turner ein Pick-Nick veranstaltet hatten und wurde da bald von Einigen erkannt und freundlich bewillkommt. Also bei den Turnern zu South Bend kein Fremder in Israel! Da eben kein Redner da war, habe ich, Pilatus im *Credo*, die Einladung des Sprechers, Hrn. Gottfeied Meyer, und einiger Anderer vom Verein, mit Vergnügen angenommen. Ja, ich muß gestehen, daß ich mich gesehnt habe, an diesem Tage, nach einem zweiten Sieg der bedrohten Republik, zu sprechen. Das Pick-Nick war zahlreich, besonders vom schönen Geschlecht und

auch von mehren Amerikanern besucht. Diesen Herren *Natives* ist es nicht eingefallen, Etwas für die Feier des vierten Juli zu thun und desselben politischen Verbrechens, derselben Unterlassungssünde hat sich der Löbliche Stadtrath schuldig gemacht, entweder aus Mangel an Geld oder aus Mangel an Freiheitsliebe. Kein Glockengeläute, keine Volksprocession, keine Freudenschüsse – einzelne Verpuffungen von Fröschen und Revolvern abgerechnet, die den Donner der siegreichen Kanonen zu verhöhnen schienen — keine englische Rede, kein Ablesen der Unabhängigkeitserklärung: der kälteste 4. Juli, bei 98 Grad Fahrenheit, den ich seit 28 Jahren erlebt habe.

Abgespannt durch die drückende Hitze zog ich mich bald wie eine Schnecke in mein Gehäus zurück. Es war zu heiß, um zu denken; zu heiß, um zu schreiben; zu heiß, um zu essen und je mehr Lemonade ich trank, desto mehr schwitzte ich. Dann erst die schwüle Nacht! Kaum hatte ich bis Mitternacht geschlummert, stand ich auf, um am offenen Fenster Luft zu schnappen. Und der Nachtgeist zog mich an den zu einem Schreibpult umgewandelten Waschtisch hin und ich schrieb, bei dampfendem Meerschaum, folgende Nachtgedanken nieder:

Kein Lüftchen weht;
Der Nachtgeist geht
Auf geisterleichten Füßen
Still durch den Gau
Und macht die Menschen büßen;
Es grunz't 'ne Sau,
Im Hofe bellt der Hund
Und in dem Schlund
Der Sümpfe quacken Frösche.
Ich aber spute mich und lösche
Das Unschlitt-Licht;
Doch schlafen konnt' ich lange nicht.

Im Traum reicht mir ein Mann,
Voll Haß und Wahn,
Statt Lagerbier ein Gläschen Wein.
Mein Herr, was soll das sein?
Er grinst und meinem Mund
Entfährt ein Fluch in böser Stund.
Ich schimpfe und wir schmollten
Ganz jämmerlich wir zollten
Uns Epithete von Barbaren,
Von Höckerfrau'n und Janitscharen.

Ich wache auf und streck die Glieder;
Ich mache Licht und rauch und rauche wieder.
Bald aber regt es mich zum brechen.
Um mich zu rächen,
Schneuz mit den Fingern ich das Licht
Und setz mich dicht
An's off'ne Fenster,
Um die Gespenster
Des nächt'gen Grauens zu beschwören,
Daß sie mich tröstend doch erhören.

„Es ist zu heiß, zu denken,
Es ist zu heiß, zu essen —"
So schrieb ich kurz zuvor; nun aber wanken
Im magren Kopfe die Gedanken,
Und aus beengten Schranken
Entquillt mir ein Ideenstrom;
Doch, ach, kein Wasser,
Um meinen Gaumen abzukühlen,
Noch Wurst und Brod,
Um meinen Hunger auch zu stillen
In dieser schweren, schweren Noth.
Nichts zu essen, Nichts zu trinken;
Gottlob, daß keine Wanzen stinken,
Und kein Muskito um mich singt,
Das vollends zu Verzweiflung bringt.

Ich muß mich rächen
Für Schwitzen, Dursten, Brechen;
Will zeigen, daß ich stärker bin,
In meinem Philosophen-Sinn
Als alle Elemente
Und quäl'nde Sacramente.
Ich spu't' mich denn, ein alter Kämpe,
Ergreif' die Muse an dem Hemde;
Denn 's war zu Mitternacht,
Als ich mit ihr erwacht.
Ich fange an zu meditiren,
Sogar auch zu philosophiren:
„Ob Hitze, oder Kälte,
Diese beiden Lebensplagen,
Leichter zu ertragen?"
Ich kam in Kälte
Zum Resultat dahinter,
Daß dort ein Minnesota-Winter
Und hier ein Indiana-Sommer
Für Bären und für Affen,
Doch nicht für Menschen sei geschaffen.

Den vorig'en Winter will ich fliehen,
Will nach 'nem mildern Klima ziehen
Doch, ach, es ist vergebens!
Wo findet man des Lebens
Vollkommene Glückseligkeit,
Wo Nichts uns quält u. Alles freut? –
Der Scylla wollen wir entfliehen
Und, siehe da, es ziehen
Dämone mit der Hölle Pein
In die Charybdis*) uns hinein

Das Glück ist eben nur ein Flimmer,
Glückseligkeit ein Schimmer.
Du mögest König oder Bettler sein,
Du kannst nicht ungetrübt dich freu'n.
Bald ist's zu kalt und bald zu heiß,
Bald quält die Kälte, bald der Schweiß.
Bald g'nug zu essen und kein Appetit.
Bald Appetit und Nichts zu fressen;
Bald munter, frisch und stark,
Und bald das Podagra im Mark;
Jung entzückt durch Weiberschmunzeln.
Alt verhöhnt ob seiner Runzeln.
Heut' beklatscht und morgen ausgepfiffen
Vom Pöbel, roh und ungeschliffen;
Bald freiheitsglühend, bald sich beklagend,
Der Zweifel an dem Geiste nagend,
Ob Völker-Dummheit,
Willkühr, Wankelmuth und Bosheit,
Am geist'gen Fortschritt fast verzagend.

So schwankt denn stets die Wange
Zwischen Freude, zwischen Plage
Auf und nieder und das Herz,
Das heute überselig ist wird morgen
Beengt durch Sorgen
Verdammt zu Leid und Schmerz.
Das zeigt ja schon der Reim,
Da er wie Leim
Das arme, kleine Herz
Beschmiert mit Weh und Schmerz.

*) Zwei für den Schiffer gefährliche Stellen in Sicilien, welche ich im Jahr 1827 glücklich passirte. **F.**

Sich geistig über alle diese
Beschwerden, Plackereien und Verließe
Des Satans zu erheben,
Ist in diesem besten Leben
Die schwerste Kunst,
In welcher selbst der beste Christ
Und größte Philosoph nur Stümper ist.

In Gesellschaft von *Dr.* Sack nach der Brauerei des biedern W. Meesel gefahren und von da 2 Meilen, zwischen saatenreichen Feldern, hinaus nach der Universität der *Notre Dame du Lac.* Da nur Katholiken der Mutter Gottes die Ehre erweisen, sie als Heilige zu verehren, so kann man aus dem Namen „Unsere Dame" schließen, daß die Universität eine katholische ist. Ein prachtvoll situirtes Plätzchen, ganz dem Studium und contemplativen Leben des *Dolce far niente* (Nichtsthun) gewidmet; doch giebt es auch Laienbrüder, die *fanno qualque cosa* (Etwas thun) und als Handwerker thätig sind. Das Universitätsgebäude ist eine vier Geschoß hohe, imposante Baute, noch nicht ganz vollendet. Im Vordergrunde ladet eine schattige kleine Anlage zur Meditation, zum Beten des Breviariums und zur Ruhe ein. Neben steht eine Kirche aus Backstein mit zwei hölzernen Thürmlein, wo ein Glockenspiel angebracht ist, um jede Stunde die Sterblichen an die Vergänglichkeit des Irdischen in melodischen Tönen zu erinnern. Wohl dem, der reinen Herzens lebt und dessen Sterben dem Verhallen einer Glocke gleicht! Ein Priester sagte uns, daß im letzten Termin 360 Studenten da waren. Kost, Wohnung und Unterricht für einen Zögling beträgt 300 Dollars per Jahr. Im Refectorio, *alias* Speisesaal, sprach ich eine Weile mit einem jungen Cleriker, einem gebürtigen Tyroler. Tyrol schickt überhaupt ein gutes Contingent zur Verbreitung und Pflege des Katholicismus nach Amerika. Mühlenbach und Anker, die der böse Geist als Medien sich auserkoren hat, machen als Abtrünnige eine Ausnahme. Sonderbar ist es, daß beide diese gelehrten Herren Tyroler in Peru als schlichte Lehrer zusammen trafen, obschon competent, Professoren zu sein. *Non cuique ridet Apollo*; das heißt: „nicht Jedem will das Glück wohl." Da die Kirche offen war, entweihten wir sie mit unserem Besuch und sollte man erfahren, daß der Fackler ihre Schwelle betrat, so dürfte wohl Weihrauch und Weihwasser in Anspruch genommen werden, um seine Fußstapfen zu sühnen. Es sind einige Oehlgemälde da; doch keins von klassischer Bedeutung. „Zuerst das Nützliche, dann das Schöne; zuerst still und bescheiden, dann imponirend und herrschend" — das ist so die Maxime der Jesuiten, von denen wohl die hiesigen Väter von St. Croix (vom heiligen Kreuze) Ableger sein mögen. „Als Wölfe habt Ihr uns verjagt, als Löwen kommen wir wieder." Der Katholicismus ist ein geheimer Orden, der noch manchen Stürmen und Bomben der Reformation trotzen wird. Sein System ist durch und durch consequent und indeß der Protestantismus in einem Harlekinskleide auf Stelzen geht, schreitet der Katholicismus im Prachtgewande der Kunst stolz einher. Ich wiederhole es auch hier wieder, was ich öfter geäußert: würde man mich zwingen, eine Religion anzunehmen, so wäre es die Katholische. Ganz nahe zur Universität ragt ein solides Wohngebäude aus den Baumkronen eines Parkes hervor, bespühlt von den Wellen eines kleinen Sees. Wie gesagt, das Ganze ist ein allerliebstes Plätzchen für Studierende und für Faullenzer. Eine halbe Meile von da ist ein Dameninstitut von St. Mary. Eine sehr anmuthige Promenade an kühlen Abenden und beim Mondesschein für die Schwestern der heiligen Maria und die Brüder des heiligen Kreuzes. Ach, das Cölibat ist doch eine schwere Penitenz, die blos durch Plato und O—n versöhnt werden kann. Der Mensch hört eben nicht auf, menschlich zu fühlen, menschlich zu begehren, auch wenn ihn das heilige Gewand des Klosters und des Priesterthums der profanen Menschheit entzieht. Und Klostersünden des Fleisches sind wohl von allen Sünden die verzeihlichsten, denen ich selbst als Weltpriester nie die Absolution versagen würde. Das Lehrsystem ist hier, wie in allen katholischen Schulen und Instituten gediegen, und auf Zucht und Gehorsam der Jugend wird nirgends solche Rücksicht genommen, wie eben in katholischen Anstalten. Die religiöse Dressur abgerechnet, würde ich sie für meine Knaben allen anderen Frei- und Privatschulen vorziehen. Aber — „traut ihm nicht, denn er ist katholisch," sagt das ungarische Sprichwort der Kalviner, obschon die Doctrin Calvin's in dogmatischer Hinsicht nichts anders ist, als eine Bastardgeburt des Katholicismus. Das schönste Maulthier ist noch lange kein Vollbluthengst der edlen Pferde-Race. Die äußerste Consequenz findet sich blos im Katholicismus u. Atheismus: zwischen liegt Phrasendrescherei u. Halbheit. Doch genug des Vergleichens; sonst ziehen die Väter des heiligen Kreuzes den Schluß daraus, daß der Atheus Ludvigh Anlagen habe, in den Katholicismus überzuschnappen und *a la* List Mönch zu werden, vor welcher Thorheit ihn alle Heiligen und Nichtheiligen im Himmel, die sich, nach Smolnikar, der Sterblichen als Medien bedienen, bewahren mögen zur Ehre des gesunden Menschenverstandes. Sela. —

South Bend ist eine gewerkthätige Stadt von circa 6000 Einwohnern. Es sind da 3 Sägemühlen, 1 Maschinen-Werkstätte, 1 Dreschmaschinen-Fabrik, 1 Wollenfabrik, 3 Mahlmühlen, 1 Auszugstisch-Manufaktur des Hrn. K[illegible], 3 Meubelfabriken. Mit dem Turnverein, der radikale Elemente besitzt, ist eine Gesangsection verbunden.

Von South-Bend *via* La Porte nach Plymouth; eine kleinere, doch ebenfalls rührige Stadt. In La Porte hörte ich, haben die Amerikaner den Vierten auf würdigere Weise gefeiert als zu South Bend. In Plymouth hält Herr J. L. Hasianger ein gutes deutsches Gasthaus. Seit meinem letzten Besuch wurde hier

Vereinigter Staaten-Anzeigen.

HOTEL DIEZ,
Ecke von Broadway und Spring Str.
New-York.
Friedrich Diez, Eigenthümer.
Dieses prachtvolle Hotel wird ganz in europäischem Style geführt.

Carl Grüner's Hotel.
Ecke von West-Huron- und Genessee-Straße.
Buffalo, N. Y.
Reisende können zuverlässig auf gute Bedienung rechnen.

National-Hotel.
Ecke der Wasser- und St. Clair-Straße.
Cleveland, O.
Fr. Weidenkopf: Eigenthümer.
Reisende können auf gute Bedienung rechnen. Auch ist für Stallung gesorgt.

Böhm's Hotel.
Ganz nahe am N. Y. Centralbahn-Depot
Rochester, ... N. Y.
J. Bœhm: Eigenthümer.

Weber's Hotel.
Heinrich Weber: Eigenthümer.
Ecke von Wasser- und Wayne-Straße,
Sandusky City, O.
Solide und billige Bedienung für Reisende. Gute Stallung für Fuhrwerke.

St. Charles Hotel.
Louis Ewe: Eigenthümer.
Pearl-Straße, in Michel's Block.
La Crosse, Wisc.
Reisende finden bequem eingerichtete Zimmer.

W. Dickenscheid's Hotel.
888 Walnut-Straße, zwischen der 6. und 7.
Cincinnati, Ohio.
Reisende und Kostgänger finden gute Bedienung.

A. Schulze's Gasthaus.
Zweite Straße, nahe der Dampfboot-Landung.
Aurora, Ind.

Deutscher Tisch und gute Zimmer. Auch ist für Ställe gesorgt.

Toledo-Haus.
Deutscher Gasthof von Fr. Severin.
Nr. 33 Washington-Straße,
nahe St. Clair-Straße, nahe dem Eisenbahn-Depot und Landungsplatze der Dampfböte.
Toledo, Ohio.

Der Gasthof ist neu eingerichtet und bietet Reisenden alle Bequemlichkeiten.

William Tell Hotel.
408 und 410
Pennsylvania Avenue, zw. 4 1/2 und 6. Straße,
Washington, D. C.
C. H. Buehrke & J. Lœwenstein,
Eigenthümer.

Einzelne Zimmer, mit oder ohne Kost. Deutsche Küche.

EUROPEAN HOTEL.
T. Emerich, : : : Eigenthümer,
Washington, D. C.

Dieses im Centre der Stadt gelegene Hotel ist in directer Verbindung mit der Eisenbahn. Die einzelnen Zimmer bieten alle Bequemlichkeit; die Küche ist mit guten Köchen versehen und die mit dem Hotel vereinigte Restauration ist bei Abgang sowohl wie bei Ankunft der Bahnzüge offen. Man logirt da bei Tag und bei der Woche. Für gute Getränke wird besonders gesorgt.

Deutsches
Gasthaus zum Wilden Jäger.
W. Müller, Eigenthümer.
Jackson Straße, zwischen der 3. und 4. Straße.
St. Paul, Minn.

DEUTSCHES HOTEL,
Eigenthümer: Samuel Tanner.
Muscatine, Iowa.

Reisende finden da guten Tisch und einzelne Zimmer.

Erd's Dakotah-Haus,
New-Ulm, Minn.,
(früher Sicelles French-Restauration,
Chicago, Illinois.)

Reisenden diene zur Nachricht, daß der Unterzeichnete das durch Adolph Seiter mehre Jahre geführte Hotel übernommen und am ersten Mai d. J. eröffnet hat.
Die Zimmer bieten alle Bequemlichkeit.
Der Tisch wird in deutschem Styl geführt.
Für Stallungen ist auf das Beste gesorgt. , . Frank Erd.

Johann Müller,
Importeur von
Weinen, Liqueuren, Cigarren u. s. w.
Händler in
Bourbon, Korn-Whisky u. inländischen Getränken.
Nr. 388 Ost-Washington-Straße,
Indianapolis, Indiana
Carl Hoßfeld, reisender Agent.

Neues deutsches Hotel.
C. D. Erichsen,
Ecke von Randolph u. Fortstraße,
nahe am Markt.
Detroit, Michigan.

ein schönes Depot und einige solide Backsteinhäuser gebaut. Die Stadt zählt 2000 Einwohner, denen sichtbar der Bart wächst; denn man sehnt sich nach einem guten deutschen Barbier. Also auf Figaro! In Plymouth ist Etwas zu machen. Daß Koch's Stiefel- und Schuhgeschäft im letzten Jahr für 28,000 Dollars Waaren verkauft hat, ist gewiß ein Zeichen guter Geschäfte. Nach Bierbrauern ist hier kein Verlangen; denn Klingbammer liefert guten Stoff in reicher Quantität. Auch den Schmied und Wagenfabrikanten Christ. Haslanger kann kein Anderer bieten und Schlard's Billiard-Salon und der Arbor-Salon dem Depot gegenüber gehören zu den Frequentesten dieser Art Lokale, an denen keine amerikanische Stadt Mangel leidet. Es scheint, daß der Mensch hier blos lebe, um zu trinken.

Bei Renner, im Arbor-Salon, wurde der einzige Jahrgang der Fackel; der noch (vom Jahr 61) übrig war, zu 50 Cents ausgewürfelt; ich gewann ihn selbst und bei dem zweiten Würfeln zu 10 Cts., fiel er dem Köhler Nic. Better zu, dem eifrigsten Leser unter den Competitoren. Ueber Krebse und Maculatur kann ich mich bei meinem Verlage nicht beklagen; doch von materiellem Lohn ist noch immer keine Spur vorhanden. Genovefa und Schinderhannes und sonstige Volks- und Erbauungsschriften haben Verlegern gewiß mehr eingetragen als mein „Priesterspiegel," der „gesunde Menschenverstand" u. s. w. Aus der Volksliteratur erkennt man den Volksgeist; der unsrige ist noch nicht weit über den „Novellenschatz" und „die Gartenlaube" hinaus. Was das amerikanische Volk am meisten liest, das kann man aus dem Schund der englischen Literatur ersehen, der Reisenden in Eisenbahnwaggons von Geist- und Sittenverpestenden Colporteurs feilgeboten und verkauft wird.

Fort Wayne, eine der größeren Städte im Staat, in welcher von 25,000 Einwohnern ⅓ Deutsche wohnen, war meine nächste Station. Die Fackel hat hier 22 Abonnenten; bei den vielen Kirchen, bei dem stark vertretenen nichtlesenden Plebs und den vielen gebildeten Geschäftsgoim und Juden gewiß eine große Zahl! Ich kann nicht umhin, der Seltenheit wegen, des Bierbrauers Beck zu erwähnen, der mir, anstatt ein Glas Lager zu präsentiren die Wahl ließ zwischen Rheinwein und Champagner und der nicht nur für sich und einen in Deutschland abwesenden Nachbarn die Rechnung des Jahrganges, sondern für 3 Jahre pränumerando bezahlt hat. Vor wenigen Jahren fing Beck sein Geschäft mit wenigen Mitteln an u. jetzt gehört seine Brauerei zu den einträglichsten des Staates. Er hat sich als Brauer und durch sonstige Acte bei seinen amerikanischen Mitbürgern, ohne Unterschied der Partei, so beliebt gemacht, daß sie ihn mit einem Silberservice, bestehend aus Humpen, 4 Bechern und einer Tasse, nebst einem Stock mit massiv-goldenem Knopf beschenkten, im Werthe von circa 500 Dollars. Da heißt es: dem Verdienst seine Krone, welche freilich für Reformer u. sonstige „Brauer des Geistes" in der Regel blos eine Distel- oder Dornenkrone ist.

Auf einer der Kirchen, die an mir einen so großen Verehrer besitzen, erquickte mich der Anblick eines langen, mageren, vergoldeten Engels, befrackt, in Strümpfen und Schuhen, die Posaune in der Hand. Das Simbol der Erweckung der Todten am jüngsten Tage. Der Engel würde sich auf einem Spritzenhause besser ausnehmen wo er als Simbol bei Feuersbrünsten die Lebenden aus dem Schlafe wecken könnte. Die Todten werden doch nicht wach; so gewaltig auch Engel und Pfaffen die Posaune blasen mögen. Also nehmt ihn herunter, Ihr guten Leute, verkauft ihn an eine Feuer-Compagnie und pflanzet das Kreuz auf, das Simbol der Hinrichtung eures lieben Gottes Jesus Christus. Im Kreuze, die Menschwerdung Gottes abgerechnet, liegt doch noch ein vernünftiger Sinn; denn das Volk steinigt ja überall seine besten Propheten und Ihr selbst kreuzigt im blinden Eifer täglich die Vernunft. Doch die Vernunft taugt eben nichts, sagte mir ja die Frau eines braven Bekannten zu Fort Wayne, der Glaube allein sei es, der den Menschen ziemt und selig macht; also: kreuziget Ihr Lutheraner, kreuziget Ihr Methodisten, kreuziget, Ihr Katholiken, kreuziget Ihr Christen aller Sekten, kreuzigt die Vernunft, damit die Dummheit herrsche und selig werde im Himmel und auf Erden!

Fort Wayne hat viele Fabriken, unter welchen sich zwei Seelen-Fabriken befinden, in denen Geographie, Beschaffenheit und Regierungsform des Himmels gelehrt wird: eine lutherische und eine methodistische, in der lateinischen Sprache *Seminaria* genannt. Von *Semen* (der Saame). Ja, da wird so mancher Saame vergossen und ausgestreut, dem keine lebensfrische Frucht entwächst! Ein Saame des Molochs und des blinden Glaubens, der im Eifer der anmaßenden Ignoranz Jeden verketzert und verdammt, der nicht glaubt, daß in der Hostie der wahre Leib Jesu stecke, der selbst im Magen einer Katze, die sie frißt, Gott und Mensch in Einer Person bleibt und der heilige Geist verrufte selbst im Excrement einer solchen das heilige Abendmahl unberufen verspeisenden Katze nicht

der nicht glaubt, daß man sich, vom heiligen Geist getrieben, durch die Gnade Gottes beseelt, wie ein Wahnsinniger in der Kirche „von Menschenhänden gemacht" gebehrden müsse, um nach dem Tode durch den Erzrebellen Gabriel auferweckt, ewig selig zu werden. Ja, kreuziget die Vernunft; denn sie ist ein gefährlich Ding, das den Menschen auf Erden ohne Gängelband läßt und ihm den Himmel raubt —

Ich traf zu Fort Wayne Hrn. Dänicke, mit dem ich, als er Agent Gerhard's war, in East-Saginaw den famosen Ball besucht hatte, dessen Schilderung mir, trotz der zartesten Berührung zoologischer Pointe dort unerwartet einige bittere Feinde gemacht.

Reisenden empfehle ich Hrn. Lesmann's Hotel, das Mayer-House. Der Tisch ist

sehr gut, Zimmer und Betten sind rein gehalten; nur die Tafelkätzchen muß man der Bedienung wegen rügen, da sie den Gästen an den untern Tischen weniger Aufmerksamkeit schenken als denen an den obern. In Amerika, wo — mit Heyne zu sprechen — Alle gleiche Flegel sind, sollte es, besonders in Hotels, keine Bevorzugung geben.

Ich habe den *Pittsburgshop* (die Pittsburg und Fort Wayne-Eisenbahn-Maschinen-Werkstatte) besucht. Ein colossales Etablissement, in dem monatlich 30—40,000 Dollars an Arbeiter ausbezahlt werden.

Von Fort Wayne fuhr ich auf der Toledo-, Wabash- u. Western-Bahn, 20 Meilen, nach Huntington, einer Stadt, welche ich früher noch nie berührt hatte. In einem deutschen Hotel fand ich Alles, um mir den Aufenthalt eines Sonntags angenehm zu machen. Das Städtchen wuchs aus den Wäldern eines flachen, fruchtbaren Terrains hervor und hat circa 2500 Einwohner, von denen ⅓ Deutsche; meist Katholiken. Es sind hier drei deutsche Schulen. Schafer's deutsche Apotheke, ein deutscher Arzt, drei Kleiderhandlungen, von denen die des Hrn. Dick ein reich sortirtes Waarenlager hat, eine Brauerei und eine Freischule. Die Fackel hat auch hier, durch Hrn. F. Kopp, Aufnahme gefunden. Ich fand da ausnahmsweise ein deutsches Publikum, das den Wein dem Bier vorzieht. Des Abends traf ich in Lautemann's und Kahn's Salons eine intelligente und feine Gesellschaft, gemischt von gleich und wohlgebornen Juden und Christen, die weder von Ellohim, noch von Jesu besonders viel Glauben halten und als sich die Conversation, wie gewöhnlich bei Männern, um Schicksen u. Jehudams drehte, da sprühten, trotz Beschneidung und Taufe, die Augen der Juden u. der Gaim wie die eines Sansculloten bei Anblick der Guillotine, oder die einer keuschen Judenbraut beim ersten Anblick der Butschgaim Meschores. Butschgaim heißt – nach Levi und Kahn – verdeutscht Hosen u. Meschores Diener; so haben die Hebräer des bilderreichen Orients den Hosenträger zum Diener der Hosen gemacht. Ob übrigens zu Moses Zeiten die Juden bereits Hosenträger kannten, muß erst noch durch einen gelehrten Rabbi entschieden werden. Christlich-theologische Autorität wird nicht angenommen, da sich Diese blos bis zu dem Rock Jesu und den Strumpfbändern Mariä erstreckt.

Heftiger Gewitterregen hat die schwüle Luft nicht nur abgekühlt, sondern es ist sogar kalt genug für einen Oberrock.

Am 10. Juli von Peru nach Logansport gefahren. Mein Aufenthalt in Peru war sehr kurz, da hier Welschkorn einen besseren Boden hat als die radikalen Principien der Fackel. Nun, die Menschen sind eben verschieden und Jeder hat so seinen eigenen Geschmack.

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß E. Harold, L. Payne, G. A. Atzerodt u. Frau M. E. Surrat, als Betheiligte am Morde Lincoln's, gehenkt und *Dr.* Mudd u. O'Laghlin für lebenslange Kerkerstrafe verurtheilt worden sind. Ein böses Omen für den noch im Kerker schmachtenden Jeff. Davis. Ein fürchterliches, doch verdientes Loos! – Bedenke von Allem was Du thust das Ende — heißt es — Reue kömmt oft zu spät. —

Einflußreiche Stimmen lassen sich bereits für allgemeines Stimmrecht der Neger vernehmen; nicht weil am Stimmkasten die Intelligenz erwogen, sondern die Stimmen gezählt werden und die Stimmen der Neger im Süden nothwendig sind, um den Rebellen nicht wieder die politische Macht in die Hand zu geben. Also Alles *„expediency"* und *„necessity"*. — Von Humanität und Anerkennung der Menschenrechte keine Spur. Selbst die vielgelesene New-Yorker-Staatszeitung hat sich bereits zu Gunsten des Stimmrechts der Farbigen vernehmen lassen. Ach, welches Bauchgrimmen wird diese Pille ihren meist demokratischen Lesern nicht verursachen. — Weh' ihr des Frevels wegen! Auf jeden Fall ein *„faut pas."* — Seht, Ihr Geblendeten und Verblendeten, das ist der Zeitgeist, der euch am Seil der „Nothwendigkeit" vorwärts zieht zu eurem eigenen Wohle und zum Wohl der Republik!

In Logansport sah ich den Elephanten des allbekannten *Dan Rice* durch die Straßen trottiren. Ein kolossales Thier und doch nur ein Zwerg im Vergleich zu dem längst ausgestorbenen Geschlecht des Mammoth; *a peu pres* wie sich das Körpermaaß eines österreichischen Grenadiers nebst Bärenmütze zu jenen Menschen verhält, die laut geologischen Nachweisungen vor 24,000 Jahren in Californien gelebt haben. Ach, welche Zwerge sind wir jetzt und welch ein kolossaler Irrthum sind biblische Erschaffung der Welt und Zeitrechnung der Juden! — Die *„great show"* des *Dan Rice* hat sehr viele Landleute nach der Stadt gezogen, was besonders den Salonhaltern und einem Marktschreier, der auf der Straße Warzen operirt, großen Vortheil brachte.

Logansport vergrößert und verschönert sich mit jedem Jahr. Das deutsche Element ist auch hier stark vertreten. Die Apotheke der Gebrüder Borges, das Tabak- und Cigarrengeschäft des Hrn. Schadelmann, die Gerberei von Kinsley, J. Seiter's Craker- und neu etablirte Essig Fabrik u. Branning's u. Cos. Brauerei machen ausgezeichnete Geschäfte. Hr. Abel, ein deutscher Gymnasial-Professor, hat vor Kurzem eine deutsche Schule eröffnet, und ertheilt Privatunterricht in alten und modernen Sprachen. Auch fehlt es an guter Musik nicht, die *Silver Band* des Hrn. F. Peting und das Musik-Chor des Hrn. Wachter verdienen erwähnt zu werden.

Wie ich vernahm, will Branning seinen Geschäftsantheil verkaufen, was ich erwähne, um einem deutschen Brauer Chance zu geben, sein Glück zu machen.

Da der Nachtzug nach Indianapolis

erst um 11 Uhr abgeht, hatte ich Zeit u. Muse, *Dan Rice* zu besuchen. Das war in der That, eine ausgefüllte, höchst angenehme Stunde. Nicht als hätte ich noch keine Hyänen, keine Tiger, keine Löwen, kein Lama, keine Elephanten, keine Kameele, keine Papageie und Affen gesehen — ich sah ja den Jardin *des plants* in Paris, und Karavanen von Kameelen im Orient — sondern weil das Schöne und Seltene auch in der Wiederholung Genuß gewährt und besonders da ich eine interessante italienische Conversation mit einem viel gereisten und intelligenten Albino, aus Madagaskar, hatte, und auch, weil es mir höchst angenehm war, im bunten Gewühle von meist gaffenden Menschen naturphilosophische Betrachtungen anzustellen, bei denen ich, trotz aller theologischen und geologischen Hypothesen und Argumentationen, mit dem Albino, zum Schluß kam: daß die gesammte Schöpfung „Folge der stofflichen Nothwendigkeit“ und „Caprice der Natur“ ist. — Pah, wird man sagen: das ist eben auch Hypothese. Nun so ist dies eben meine Hypothese, die Jeder nach Belieben impugniren möge. Der Albino ist ein schöner Mann von gewaltiger Musculatur, mit vollem Bart, feinem, struppigem, doch nicht wolligem Kopfhaar, röthlichen matten Augen, 40 Jahre alt; seine Frau, hübsch und intelligent, ist eine geborene Italienerin, und ihr Sohn von 8 Jahren ein bildschöner Junge. Ich sah und sprach hier auch eine amerikanische Dame aus Springfield, Mas., mit männlichem Kinnbart.

Der Albino erzählte mir, daß er einen Albino gekannt habe, der mit einer gewöhnlichen weißen Frau Kinder zeugte, die der Mutter glichen und einen Anderen, mit einer Albina verwählt, deren Kinder weiß waren und struppiges, wolliges *schwarzes* Haar hatten. Das ist das „große Spiel“ der Natur und es ist unmöglich zu bestimmen, ob der Affe der erste Vater des Menschen, oder der Mensch der erste Vater des Affen war. So viel steht fest, daß die ganze organische Schöpfung (das Wort ohne Begriff eines anderen Schöpfers als der Natur selbst gebrauchend) sich auf dieselben nothwendigen Gesetze der *Productivität* reduciren läßt und ganz besonders die biblische Erschaffung von Adam und Eva als plumpen Irrthum oder als Fabel hinstellt. In einem dritten Zelte waren Wachstableaus ausgestellt: Lincoln, seine Gattin und Booth, dessen Mörder; Lincoln auf der Bahre; Secretär Seward und Lewis Payne, der ihn mit Dolchstichen schwer verwundete und vor wenigen Tagen gehenkt wurde. Die Figuren, wurden in New York gemacht. Die Gelungensten sind Lincoln auf der Bahre und Seward. Payne war ein schöner junger Mann mit kleinem schwarzen Schnurbart und nachläßig herabhängenden Haaren, modern schwarz gekleidet, die Beinkleider in hohen Reiterstiefeln tragend. Ein vollkommner Typus eines jungen melancholisch cholerischen, südlichen Sklavenbeschellers. Im selben Zelte war auch das in Anzeigen und auf Schaumappen *sogenannte* und dargestellte „einzige lebende Skelet,“ ein junger Deutscher aus Ohio, Namens Hancock dem Großvater nach von englischer Abkunft. Hancock ist jedoch keineswegs ein Skelet, sondern ein bis unter die Hüften hinab vollkommener, kräftiger Mensch mit skeletähnlichen Beinen, die so dünn sind, daß man sie mit der Hand umspannen kann. Füße und Zehen sind vollkommen. Gehen kann er nicht, krank, wie er mir sagte, war er noch nie. „Auch er ist ein Specimen von christlich-göttlicher Machtvollkommenheit, die den Theologen nach nichts Unvollkommenes hervorbringen kann.“

Ich wohnte in Logansport in einem englischen Haus, wo ich für *drei* Dollars per Tag wegen Mangel eines Schlüssels des Nachts die Thür mit der Bettstelle verbarrikadirte; indem die Schlösser an den Thüren mich zum Schluß führten, daß es Diebe giebt; wo ich wegen Mangel an Sonnenschein in Einem Tag nicht drei Stück Wäsche getrocknet bekommen konnte; und wo die Gäste mit ihren beschmutzten Messern von der Butter nahmen; eine Indecenz, welche ich in Häusern erster Klasse noch nirgends getroffen habe. Zimmer u. Bett waren übrigens ganz gut.

Des Nachts fuhr ich *via* Kokomo in einem sehr bequemen Schlafwaggon auf den guten Schienen der Indianapolis u. Perubahn nach Indianapolis, der Hauptstadt des Staates Indiana, und — von hier am 13. nach Terrehaut.

Die Reise von Chicago bis hieher bietet an Naturscenerien durchaus nichts Schönes; Alles flach, waldig und monoton — ein guter Boden für Farmer, wenn nicht allerlei Insekten die Waizenernte verderben, wie es, leider, dieses Jahr hier der Fall ist. Nicht nur der Mensch, auch Vegetabilien und Cerealien haben ihre Feinde. Also, tröste dich, armer Desinteur, füg' dich den Gesetzen der Natur, klag über deine Feinde nicht, denn auch sie beanspruchen ihr Recht auf deine Börse, auf deine Ehre, auf dein Leben wie der Eßdieb auf zarte Pflanzchen, die Wespe auf die süße Frucht, die Wanze auf dein Blut. Du magst sie abwehren oder vertilgen; das Leben ist Kampf, ist wechselseitiger „Auffressungs und Zerstörungsprozeß,“ genannt: Allmacht und Weisheit Gottes.

Durch Theilnahme der Herren *Frey* und *Steinmehl* ist hier die Zahl der Abonnenten bis auf 19 gestiegen; freilich ein kleines Contingent neben den 100 Abonnenten die hier der zweig verwandte reisende Agent von Gebhard's Gartenlaube gewonnen hat. Wissenschaft und Radikalismus sind eben schwach vertreten und nicht alle, die *Herr, Herr*, sagen, kommen in's Himmelreich. — Der Turnverein war bis auf 12 Mitglieder herabgeschmolzen; jetzt zählt er wieder 50, mit einer Gesang-Sektion von 30 Sängern. Sprecher der Turngemeinde ist Herr *Steinmehl*; Direktor der Gesangsection Professor *Siebert*. Terre-

haut, die Prairiestadt, hat eine sehr schöne, breite Geschäftsstraße mit reichsortirten Kaufläden. Das deutsche Element ist auch hier stark vertreten. In den Nebenstraßen giebt es mehre schöne Residenzen und anmuthige Gärten. Der Mayor (Bürgermeister) ist ein intelligenter Deutscher, Herr Grg. Lange, der seit dem Jahr 1841 in Aemtern ist. Auch der Sheriff, Herr Kaiser, ist ein Deutscher.

Es sind hier 5 Brauereien von denen 2 Lagerbier fabriciren, Moaaer und Mengel. Auch sind da 3 Unterstützungsvereine, Harugari, Druiden, und der Deutsche Unterstützungsverein. Bei Fischer findet man gute Restauration u. bei Katzenbach gute Cigarren. An Kirchen ist Ueberfluß, an wahren Frommen Mangel, wie überall in der christlichen Republik.

Beim Abgang des Zuges nach Evansville hatte ich Gelegenheit unter den Reisenden den im Feld berühmten und durch seinen politischen Passus anrüchigen General Sherman zu sehen und zu begrüßen. Die Entfernung ist 109 Meilen, welche wir in 6 Stunden zurücklegten.

Evansville ist eine sehr hübsche und lebhafte Stadt am Ohioflusse, mit circa 15,000 Einwohnern. Es erscheinen hier 2 deutsche tägliche Zeitungen. Die großen Geschäfte, Handel und Fabriken, sind meist in Händen von Deutschen. Auffallend ist es, daß hier bei 17 Kirchthürmen, die als so viele Meilenzeiger nach dem Himmel prangen, blos Eine englische Zeitung herauskömmt, welche in der Stadt nicht mehr als 700 Abonnenten besitzt. Ein sicherer Beweis, daß da mehr gebetet als gelesen wird. Der Turnverein beginnt auch hier, nach den Verwüstungen des Krieges, sich wieder zu heben und zählt 100 Mitglieder. Sprecher ist Herr Bischof, der den Muth hatte zu jener Zeit eine republikanische Zeitung herauszugeben, als es noch gefährlich war, den parteidemokratischen Leu zu werfen und wo ein Mensch, der an Menschenrechte, ohne Unterschied der Race, glaubte, im besten Lichte betrachtet als „Narr" verhöhnt wurde. Der Sieg der „großen Kanone," als Reformator in der Musterrepublik, hat die Zahl dieser Narren so sehr vermehrt, daß es bald nur noch wenige gescheidte Leute geben wird, die da glauben, Menschen mit schwarzer Hautfarbe seien zweibeinige Lastthiere, von dem lieben Gott für die edle kaukasische Race zu Sklavendiensten bestimmt. Die politische Geschichte der Neger in diesem Lande hat sehr viel Aehnlichkeit mit den Jahrhunderte lang von den ignoranten und anmaßenden Christen als geächtete Parias behandelten Juden und sonderbar ist es, daß gerade unter den Juden hier sehr viele die göttliche Institution der Sklaverei vertheidigt haben. Es ist anders geworden und es scheint, als ob sich selbst die Zähesten der Conservativen u. welche die Sklaverei in Schutz nahmen, theils todtschweigen wollten, über ihren Fall sich freuen und von der Republik eine bessere Zukunft hoffen. — Mir ist diese Hoffnung zur apodiktischen Gewißheit geworden; so sehr mir auch noch vor der „Reconstruction", vor dem Wiederaufbau der Union graut, welche in den Händen unseres großen Schneiders und Präsidenten Johnson noch immer keinen festen und sicheren Stich erhalten hat. Liefert Ihr die politische Macht, ohne das Gegengewicht der Stimmen loyaler Farbigen, in die Hände der geheime Rache nährenden und sich stets nach den alten Fleischtöpfen zurücksehnenden Rebellen in die Hände, so kann Das noch schlimme Folgen für die Zukunft haben. Der Rock für die moderne Zeit, der sich unter der Nähmaschine des Präsidenten befindet, ist also noch immer nicht fertig und wir bedürfen tüchtiger Gesellen, um ihn nicht zu verpfuschen.

Ich verließ Evansville des Nachts bei abscheulichem Regenwetter und fuhr auf den Wellen des Ohio, die so gelb wie die der römischen Tiber waren, 200 Meilen nach Louisville, im Staate Kentucky. Die Ufer sind eine große Strecke hinauf niedrig und eintönig. Die wenigen kleinen Städte sind weder schön noch rührig und einige felsige Partien waren am Tage das Einzige der Szenerie, an dem das Auge mit Vergnügen weilen konnte. Wir passirten Tell City. Auch ein deutsches Vereins-Unternehmen, das sich nach Jahren noch immer nicht über die Dimension eines Krähwinkels erhoben hat. Hätte gerne da angehalten; doch verhinderte mich schlechtes Wetter daran. Es war wohl gut; denn auch da hätte es ja wieder geheißen: „es ist schwer zu sehen, und keine Satyren zu schreiben."

Oberhalb Tell City erhöhen sich die Ufer und sind weniger monoton. An Bord unserer Rose Hyte hatten wir viele Frauenzimmer, unter denen jedoch keine blühende, üppige Rose war; eigenthümliche Geschöpfe, die ihre ländliche Ignoranz mit dem Firniß der Mode übertünchen. Ignorantinen; doch keine liebenswürdigen, wie die Mädchen im Lande der Hellenen.

Wir haben New Albany gegenüber vor Portland angehalten und ein Straßen-Eisenbahnwagen brachte mich nach Louisville. Der Charakter dieser Stadt präsentirt sich durch colossale Tabaksfässer, maulthierbespannte zweiräderige Karren, schwarze Gesichter und rauhe Cavalliere hoch zu Roß, als ein rein südlicher. Der Staat Kentucky bietet uns jetzt das eigenthümliche Bild eines Staates in dem die Sklaverei nominell besteht; der Sklave keinen Werth mehr hat und, mit einem Paß versehen, hingehen kann, wohin er will. Die Conservativen sind über die Einmischung der Soldaten bei den bevorstehenden Wahlen sehr erbost. Nicht ohne Ursache, „denn die Leute in blauen Hosen" werden streng dafür sorgen, daß Alle, die an der Rebellion theilgenommen haben von den Stimmkästen zurückgewiesen werden. Die Ritter, die unter Morgan u. Kirby den Staat überfallen hatten, mögen versichert sein, nicht stimmen zu dürfen. Die Conservativen wollen uns glauben machen, daß blos Jene als Rebellen zu betrachten sind, welche die Waffen ergriffen haben; da sind sie jedoch sehr im Irrthum.

Die Arbeitszustände sind gegenwärtig in Kentucky in einem höchst ungeregeltem Zustand. Es ist nicht selten, daß ein Farmer im Glauben zu Bette geht, er habe 20 Arbeiter für sein Feld und des Morgens ohne alle Hülfe sich verlassen sieht. So unwissend die Neger auch sind, so wissen sie doch, daß die Sklaverei nur noch in Kentucky existire, und da auch in den letzten Zügen liege. Es nicht einsehen, daß das Heil der Landbesitzer nur in der faetischen Aufhebung der Sklaverei liege, ist Blindheit und Stupidität. Der Sklave, der wegläuft, begreift sein Interesse weit besser, als der Sklavenbesitzer, für den er in Folge des Krieges werthlos geworden. Die Kentuckyer sind des „Kriegsgesetzes" müde. Es ist gewiß kein angenehmer Zustand. Nehmt das „Amendement zur Constitution" an und Ihr werdet von der Soldatenwirthschaft befreit werden. Die Sklaverei war die Ursache des Krieges, das „Kriegsrecht" ist die Folge davon. Mit der beseitigten Ursache verschwindet auch der Erfolg.

In der Stadt sind die Geschäfte trotz alledem sehr blühend. Ich habe die Mainstraße noch selten so lebhaft gesehen wie jetzt. Louisville hat eine große Zukunft. Ich hatte dieses Mal hier keine Geschäfte und blieb blos einen Tag da, um einige meiner Freunde zu besuchen. Einen vermißte ich, den Apotheker Stein. Das traurige Ende dieses, einst so geachteten und einflußreichen Mannes, sollte Allen als warnendes Beispiel dienen, die den Weg der Mäßigkeit verlassen und sich dem Bummeln hingeben, das endlich zur Manie und in's sichere Verderben führt. Stein war ein tüchtiger Chemiker, ein thätiges Mitglied des Freimännervereins und Präsident des Schulvereins. Er war es der mich von Savannah zurückgekehrt mit einer Flasche Ungarwein „geehrt" und im Namen der freien Deutschen in Louisville mit einer Goldfeder „gefedert" hat. Wie kräftig, wie begeistert war damals seine Rede und wie tief ist er, der Kämpfer für Vernunft und Freiheit durch den Geist und Körper zerstörenden Branntwein gesunken! Er verkaufte sein Geschäft, das er verwahrlos'te, und wurde endlich, vor Kurzem, Soldat. Nach zwei Tagen seiner Dienstzeit verließ er des Nachts, wahrscheinlich von Manie befallen, seine Kammer. Der Schildwache vorübergehend gab er auf 3maliges Anrufen keine Parole und — zwei Kugeln machten seinem Leben ein Ende. Er hinterließ eine gebildete Frau und brave Kinder. Welch' trauriges Loos! Freie und gute Menschen, die ihn kannten, bedauern ihn und werden stets sein Andenken ehren.

Im Woodlandgarten des Hrn. Strube war eben Pick-Nick, das jedoch sehr spärlich besucht war. Es ist dies ein sehr schöner, geschmackvoll angelegter Park, mit hohen Schattenbäumen und Blumenpartien. An Sonntagen wird das Lokal stark frequentirt; so, daß sich die Einnahme an manchem Tage von 500 bis 1000 Dollars beläuft.

Im Hause des Doktor Bischof entschwanden mir angenehme Momente des Abends. Seine Tochter trug Piecen auf dem Klavier mit vieler Fertigkeit vor, von ihrem Bruder mit der Violine begleitet. In der Turnhalle der Herren Louis Ehrmann und Reiß traf ich interessante Gesellschaft, wo philosophische und politische Themata debattirt wurden, an welchen besonders Herr Greve und *Dr.* Bischof participirten. Die freie Vereinsschule besteht noch; doch ist das Zusammenwirken auf freiem religiösen Gebiete gänzlich verschwunden. Der Mangel an Einigkeit im großen Ganzen, der sich nicht nur bei Deutschen, sondern bei allen Nationen kund giebt wird durch Clubs ersetzt, deren höchster Zweck ist: „Bier, Kartenspiel und Billiard." So verkümmert denn der freie Geist und verbröckelt sich erfolglos, trotz aller vorhandenen, brach und zerstreut liegenden Elemente. Einzelne klagen über und beklagen den trostlosen Zustand; doch wer vermag es, den crassen Materialismus, die anmaaßende Suffisance, den blasirten Indifferentismus, das Geschäfts- und Geldjagen so vieler unserer Radikalen und die Geistesträgheit so vieler Schreier zu Einem großen, harmonisch zusammenwirkenden Ganzen zu verschmelzen? Jener radikalen Jesuiten nicht zu gedenken, die an der Spitze einzelner Bewegungen figuriren, ohne selbst ein Opfer zu bringen. Was macht die katholische Kirche auch hier zu Lande stark? Systematische Einheit der Führer und **Beten** und **Opfern** der Gläubigen. Was macht uns der Kirche gegenüber schwach? Eifersüchtelei, Haarspalterei der Führer und **Nichtlesen** freier u. wissenschaftlicher Schriften, aus Faulheit, oder Geiz der Ungläubigen. Dies ist der Schlüssel zur Sphynx. Der Drang nach dem Himmel ist epidemisch, der Drang nach Wissen endemisch und die *vox populi* ist nichts anders als die Stimme der Dummheit und das Echo von Priestern und Demagogen. Verlassen wir dieses Thema, das ja doch nur ein Schrei in die Wüste ist, und fahren wir an Bord des General Lytle nach Madison. Der schöne und große Ohiodampfer war gefüllt mit Passagieren, unter denen auch mehre Soldaten und einige Offiziere waren. Zwei der Offiziere, hübsche Männer, hatten sogar reine Uniformen und gewichs'te Stiefel. Die Bürgersoldaten, wie gewöhnlich, waren ungebürstet, ungekämmt, ungewichs't. Zerrissene Hosen, zerlöcherte Hüte; rostige Säbelscheiden und kothige Sporen sind keine seltene Erscheinung, obschon Uncle Sam seine Leute weit besser bezahlt als irgend ein Monarch in Europa. Extreme berühren sich auch in dieser Hinsicht: „türkisches Militär und amerikanisches Militär.

Madison ist eine schön gelegene Stadt, wo man sich aus Amerika nach Pompeji versetzt glaubt: still und öde. Ihre Schwesterstädte Aurora und Lawrenceburg sind kleiner, doch rühriger. Besonders nimmt Aurora einen sichtbaren Aufschwung. Die Lage dieser Stadt ist prachtvoll. Die Fahrt von Louisville

nach Cincinnati, 150 Meilen, kostet blos 2 Dollars — ist also, durch Opposition auf Null reducirt; denn die Beköstigung allein ist ja mehr als 2 Thaler werth.

Ich habe dieses Mal in Cincinnati in Dickscheid's Hotel Quartier genommen, das im Centro der Stadt gelegen deutschen Reisenden zu empfehlen ist.

Die Würfel sind gefallen — ich werde künftig die Fackel in Cincinnati herausgeben. Die Schwierigkeit in St. Paul bei Erkranken oder Abgehen eines Setzers einen andern zu finden; die zu große Entfernung im äußersten Nordwesten; die beschwerliche Stagefahrt im Winter von 120 Meilen bis La Crosse, bei Ermangelung einer Eisenbahn, zwingen mich meinen Wohnsitz zu verändern. Ich habe noch keine Stadt so ungerne verlassen wie mein idyllisches Plätzchen unter den zwei Eichen im schönen St. Paul. Ich habe dort, von der Reise zeitweilig ausruhend, die angenehmsten Stunden meines Lebens genossen. Das Stillleben in einem Garten mit Blumen und Bäumen hat für mich und auch für meine Gattin mehr Reiz als das laute und bunte Treiben zwischen den Mauern einer Stadt. Ich liebe zuweilen gute Gesellschaft; doch ist es die Einsamkeit, die ich stets dem geräusch vorgezogen habe und ich fühle nirgends unwohler als auf Märkten und bei Trinkgelagen von Volksfesten. Ich bin eben weder Geschäftsmann noch habitueller Trinker. Cincinnati ist im Mittelpunkt für meine Excursionen; ich bin das Reisen gewohnt und ohne Reisen würde auch die Fackel bald auf ein Minimum der Abonnenten reducirt werden, anstatt deren Zahl zu vermehren. Also nicht Wankelmuth, sondern Nothwendigkeit hat mich zu einer Geschäftsverlegung bewogen.

Es ist Sonntag, ein angenehmer Tag von 85 Grad Fahrenheit. Zwischen 80 und 90 Graden fühlt sich der weiße Mensch behaglich, was darüber ist, kann nur einem afrikanischen Vollblut behagen.

Ich habe des Morgens im Saal der Turnhalle einen Vortrag gehalten über das Thema: Unsere Zeit und ihre Zeichen für die Zukunft. Es waren circa 200 Zuhörer anwesend, aus deren Beifall ich schließen konnte, daß sie zur „Section" der Menschenrechte gehörten, die ich in einer deutschen St. Louis-Zeitung zum ersten Male mit der Benamsung „Galgenpartei" betitelt fand, weil sie so närrisch und so grausam sind, für Neger das Stimmrecht und für weiße Rebellen Confiscation des Eigenthums und politischen Tod zu verlangen. Der hiesige Volksfreund hat jene Schilderung der jetzigen Parteischattirungen, mit großem Beifall begleitet, in seinem vielgelesenem demokratischen „Freund des Volkes" aufgenommen. Was die corrupten stets an dem Instinct und die Leidenschaften ihrer vorurtheilbefangenen, theils ignoranten Leser und Buchstabierer wohl noch für allerlei Parteinamen erfinnen werden!? „Wen die Götter verderben wollen, dem nehmen sie zuerst den Verstand. In dieser Hinsicht sind viele unserer „politischen Pfaffen der Presse und des Stumpes" den Göttern ähnlich.

Anstatt mit den Ausfliegenden einen Ausflug zu machen, nach Cumingsville, nach Springgrove, nach Val. Müller's Park und wie die vielen Vergnügungsplätze alle heißen mögen, zog ich mich nach einem vaterländischen Mahl bei J. Back von Topsen - Tafferln (siehe Adelung's Wörterbuch) zurück auf meine Stube u. zog da die Kühle derselben dem Schatten der pittoresken Berge vor. Als ich da saß und schrieb zog mich ein Trauermarsch an's Fenster. Es war ein Leichenzug; der Leichenzug eines Negers. Ein Weißer saß am Bocke des Leichenwagens, dem viele Kutschen und *Buggies* gefolgt waren. Auch waren Neger, mit den Lappalien der *Odd Fellows*, Regalien genannt (von Rex, der König) decorirt, im solenen Zuge. Gleich erzeugt, gleich geboren, geistigen und sinnlichen Freuden, physischen und moralischen Leiden gleich unterworfen, gleich gestorben mit dem weißen Ebenbilde Gottes, und von den Würmern gleich mit ihnen gefressen, giebt es doch noch der geschulten und ungeschulten Schaafsköpfe und hochmüthigen weißen Thoren so viele, die den Farbigen, als untergeordnete Race, entweder der Farbe, oder — ihres eigenen Gestankes uneingedenk — des Geruches wegen von dem Geschlecht der Menschen und der Menschenrechte ausschließen wollen. Seltsames Cabelthier, wie wenig kennst du die Natur in ihrer mannigfaltigen Production, bedingt durch Boden und durch Clima, wie finster und schwarz ist es in deinem Gehirn, das es nicht begreifen kann, daß auch der Neger Mensch ist, wie du, und bildungsfähig, wenn auch nicht so leicht wie die kaukasische und mongolische Race. Die Leiche eines Schwarzen stinkt nicht mehr als die eines Weißen und im Leben sind es die Handlungen, so den Werth des Menschen bestimmen und nicht die Farbe.

Abends machte ich eine Fußreise über den Rhein; das heißt, nach dem deutschen Stadttheil über den Canal. Welch ein Drängen und Treiben in der *wine*- und Walnutstraße! Nur deutsche Sprache hörte ich und konnte kaum glauben, daß ich in Amerika sei. Ich trank bei Hauser ein Glas Rheinwein, und ging zu dem Concerte in die Turnhalle, das zum Benefiz des Capt. Henry Heyde gegeben wurde. Selbstverständlich war es ein Sacred - Concert, da in unserer puritanischen Maulthier - Republik am heiligen Schabeth alles Profane verpönt ist, ausgenommen Comödie und Lanner'sche Walzer. Herr Steinbach spielte sehr fertig Klavier, Herr Feine entzückte mich mit den Sphärentönen seiner Violine und Heyde u. Lucius haben gut gesungen. Schade, daß Fräulein Anonyma Zehnpunkt, das „die Liebe", von Mohrenschläger, hätte singen sollen, heiser ward und so das Feld ausschließlich den Männern überlassen mußte. Der Saal war ebenso schwach besetzt wie bei meinem Vortrag, obschon 35 Cents für ein gutes Concert und 10

Cents für eine passable Rede gewiß ein sehr geringer Preis ist. Aber das vielköpfige Publikum hat eben zuweilen seine Mucken.

Zehn Thaler mehr oder weniger Einnahme, für einen Reichen wie der Fackler, ist eine Bagatelle; aber 100 Zuhörer mehr bei einer Rede ist für das freie Princip gewiß ein nicht zu gering anzuschlagender Gewinn.

Aus dem Concerte ging ich nach der Arbeiterhalle, wo der geräumige Garten sehr zahlreich besetzt war. Bier genug; aber außer Käse und Brod Nichts zu essen. Ich ging nach dem nahen Löwengarten, der ebenfalls sehr zahlreich besucht war. Herr Meyer, der nicht Bäurische sondern Bayrische, freundliche Wirth, sagte mir, daß er an guten Sonntagen 100 bis 135 *Caks* (Fäßchen) Bier verzapfe. Da ist es denn kein Wunder, daß man neben vollbrüstigen hübschen deutschen, biertrinkenden Mädchen und Frauen so viele fette Männer und dicke Biergesichter sieht, wenn es anders wahr sein soll, daß Biertrinken fett mache. Ich liebe ein Glas Bier, wenn ich durstig bin; aber drei Gläser reichen hin, um mich complet dumm zu machen, und der Segen der Corpulenz hat für mich nicht Werth genug, um das Fettmachen durch Vielbiertrinken an mir selbst zu versuchen.

Im Löwengarten traf ich einen Bekannten und Denkgenossen aus Louisville, Hrn. Schuff. Er sehnte sich nach Virginia Seedling und ich begehrte nach etwas Gutem zu schmausen und so gingen wir denn zu einem gutem Engel des Restaurationshimmels, in der Winestraße, wo wir Beide das Ersehnte gefunden haben.

Auf dem Heimwege passirten wir die „vormalige" Freimännerhalle, wo weiland Haßaureck als Reformer Lorbeeren geerndet hat, auf welchen jetzt der Politiker und Minister Haßaureck zu Ecuador ausruht. — Daß er die Bahn der Reform verließ, daran trägt das Volk eine weit größere Schuld als er selbst. Der Pionier u. Fackler — die weder nach Belohnung noch Beifall des Volkes am wenigsten des Janhagels, lechzen und reich in sich selbst sind, im Bewußtsein, stets ihrer Ueberzeugung zu folgen und sich consequent zu bleiben — sind eben *rarae aves* (seltene Vögel). Und da sie weder mit dem Geschlechte der Gimpel, noch mit dem der Raubvögel *par excellence* classificirt werden können, so möge man sie füglich, als seltene Vögel, zu den weißen Raben zählen. In der Freimännerhalle (jetzt deutsches Haus genannt), wurde Abends eine englische Comödie aufgeführt, welche nach Schuff's Urtheil ganz schauderhaft gewesen sein soll. *Thus we go; churches up, and Halls of Science down;* nichts desto weniger werden durch die Macht der Wissenschaft und sonstige Combinationen des stets thätigen Zeitgeistes endlich auch die Kirchen mit der Sklaverei ein gleiches Loos theilen und zu den Antediluvianen des Christenthums gehören. Wir erleben es freilich nicht; aber mit uns stirbt die rastlose Menschheit noch lange nicht.

Am 24. begab ich mich in Gesellschaft einer jungen Dame aus Aurora, Miß Nora Bianca Purel, an Bord der Bostona, Capt. Lodwick. Das Boot ist sehr gut u. macht regelmäßige Fahrten zwischen Cincinnati, Maysville und Portsmouth. Es war gefüllt mit Passagieren und es bewegten sich da auch einige Exrebellen, unter denen der Bruder des notorischen Rebellen und Guerilla-Chefs Thompson, eine athletische Gestalt und besoffen wie eine Kanone, besonders hervorragte. Trotz des Rausches konnte man jedoch kein unanständiges Wort von ihm hören; ein südlicher Gentleman, übermannt durch die Gewalt des Brandy. Etwas unanständiger benahm sich sein edler Trinkcollege, ein rothhaariger Bursche, der mit *Goddams* auf den Lippen und mit den robusten Händen gesticulirend sich nach einem loyalen „*fight*" zu sehnen schien. Auch traf ich eine bekannte, intelligente Frau an Bord, die eben aus Deutschland nach ihrem alten Wohnsitz in Portsmouth als Wittwe zurückkehrte, da sie ihren Gatten zu Landau im Kirchhofe zurücklassen mußte. So sind die Schicksale der Menschen. Heute glücklich und heiter, morgen in Trauer gehüllt.

Portsmouth ist eine schön gelegene Stadt von circa 8000 Einwohnern. Die deutsche Bevölkerung war streng conservativ und demokratisch, bis der Strom der Rebellion Nichts mehr für die „göttliche Institution des Südens" zu conserviren übrig ließ. Die Partei aber hat noch immer große Hoffnungen für die nächste Zukunft; denn die Stimmrechts-Frage der Neger bietet noch ein großes Feld für leidenschaftliche Debatten und die drei Götter Vater, Sohn und Geist mögen Euch bewahren, daß sie nicht durch brutale Nothwendigkeit einer St. Domingo-Affaire gelös't werde. Der fatale Neger wird uns noch viel zu schaffen machen. Am besten wäre es wohl für die Ruhe der Republik, wenn man die vertierte Masse der durch den Krieg befreiten Sklaven irgendwo colonisirte und den intelligenten Farbigen, deren es im Norden und Süden sehr viele giebt, gleiche Rechte mit den Weißen gäbe. Die Meinungen sind eben verschieden und aus Meinungsverschiedenheit entstehen Schismen, Parteien, Conflicte und nicht selten auch Todtschlägerei und Kriege. Für das allgemeine Stimmrecht der Farbigen ist noch wenig Aussicht; den der Geist des großen Schneiders Johnson ist der böse Geist des großen Volkes. Der Präsident hat Carl Schurz nach dem Süden geschickt, um zu recognosciren, wie die Maschine der Reconstitution arbeitet. Welche Comödie! Welche Thorheit! Welcher Mangel an Logik und Consequenz! Welche Widersprüche! Die rebellischen Staaten, sagt Johnson, waren nicht außer der Union und dennoch — sollen sie wieder aufgenommen werden. Köstlich.

Bei einem mit der südlichen Institu-

tion sympathisirenden, negerhassenden christlichen Publikum ist es ganz natürlich, daß die Fackel sehr wenig Sympathie besitzt. Der Geschmack ist eben verschieden und ich nehme die Menschen wie sie sind, lasse sie ungehaßt und unbeachtet neben mir, wie andere Geschöpfe der Erde, einher laufen, so lange sie sich mit schimpfen begnügen und ihren kirchlichen und politischen Eifer nicht handgreiflich zu demonstriren versuchen.

Meine nächste Station war Chillicothe. Man kann entweder auf dem Canal oder per Eisenbahn dahin reisen. Ich habe die Eisenbahn vorgezogen. Zu den amerikanischen Seltenheiten gehört in Portsmouth ein altes, exemplarisch schmieriges Depot, das Damen nie ohne Grauen betreten. Der Waggon mit dreckigem Flor und zerrissenen Sitzen erinnerte mich an walachische Equipagen und ich staunte, wie es in einem reichen Lande, das sich durch Geschmack u. Reinlichkeit auszeichnet, eine Gesellschaft geben könne, die so exemplarisch schmuzig oder arm ist, wie die Gesellschaft der Bahnstrecke zwischen Portsmouth und der Junction. Einen Vortheil bietet diese Bahn jedoch: man kann im Waggon rauchen und Hunde placiren. Meine Nora amüsirte sich ganz köstlich mit einem Sammtlappen des zerrissenen Kissens und es schien mir ungerecht, sie daran zu verhindern; denn die Compagnie wird dadurch um so bälder die Nothwendigkeit eines neuen Waggons einsehen müssen: Reparatur ist da bereits zur Unmöglichkeit geworden. Sehr erfreulich contrastirten Schienen und Waggons der Cincinnati-, Marietta- und Parkersburg-Bahn, als wir die Züge wechselten. Die Fahrt durch anmuthige und fleißig cultivirte Thäler ist da sehr angenehm. Omnibusse und Wagen standen am Depot zu Chillicothe bereit, um die Passagiere nach den Hotels zu bringen. Ein alter Neger brachte mich nach Bader's deutschem Gasthause, wo ich in jeder Hinsicht Ursache hatte, zufrieden zu sein.

In Chillicothe vermißte ich einen alten Abonnenten, Hrn. Esler, einen jener Schuhmacher, wie wir sie häufig besitzen, die auf dem Tripos grübeln und simuliren und mit jedem Stich in den Schuh einen philosophischen Gedanken einnähen. Er hinterließ eine gewählte Bibliothek, die jetzt werthlos und unbeachtet dasteht und auf einen Käufer wartet, der sie zu würdigen versteht. Er hatte zwölf complete Jahrgänge der Fackel, welche ich nun von der Wittwe selbst wieder gekauft habe. Bald nach seinem Tode ertrank sein ältester Sohn im Mississippi, nachdem ihn der Tod in 32 Schlachten verschont hatte. Ein ähnliches Loos traf einen andern braven Jüngling, Sohn des Hrn Liebrich in Chicago, der glücklich in mehren Schlachten, nahe Portsmouth, über Bord fiel und im Ohio ertrank. Der Mensch, heißt es, kann eben seinem Schicksal nicht entgehen und Lachesis, die Parce, ist eine launige Göttin. Ist sie ja ein Weib, wie Fortuna, welche Göttin des Glückes die sinnreichen Griechen ebenfalls dem weiblichen Geschlechte entsprießen ließen.

Die Fahrt von Chillicothe nach Columbus, 45 Meilen, machte ich per Stage, in angenehmer Damengesellschaft. Das Thal mit seinen üppigen Wäldern, und vielen schönen Farmen gleicht einem englischen Garten. Ceres schlummerte an den aufgebundenen Waizengarben, Pomona wiegte sich auf den fruchtbeladenen Obstbäumen, Flora spielte mit den Blumen des Waldes und Zephyre schaukelten auf den üppigen Stämmen des Welschkorns, indeß die Frösche des Abends in ihrem Revier ihre melancholischen Concerte anstimmten. Das war, in der That, wieder ein Stück von einer poetischen Reise. —

Eine Dame wurde am Gubdale-House von ihrem Gatten, einem Hauptmann in Empfang genommen. Für mich war kein Zimmer leer; Soldaten hatten das ganze Haus in Beschlag genommen. Ich ging denn nach dem American, wo es abermal hieß, es sei Alles besetzt. Nun, sagte ich, wenn kein Zimmer leer ist, so werde ich doch im Hause bleiben und in einem Lehnstuhle schlafen. Ich registrirte meinen Namen und nach einer Weile sprach der Clerk zu einem Knaben: *take this Gentleman to Nr. 24*, das ein schönes Zimmer am ersten Flur mich höchst angenehm überraschte hat, um so mehr, da ich hier den Sonntag, wo keine Züge abgehen überliegen mußte.

Mein erstes Geschäft in Columbus war, zwei Garten-Vasen zu bezahlen, welche ich aus der Fabrik des Herrn Krumm auf Credit nach St. Paul kommen ließ und welche ich bald nach Empfang verkauft hatte, da es im Buch des Schicksals geschrieben steht: Ahasverus soll keine bleibende Stätte haben. Es ist ganz angenehm ein Haus zu besitzen; wenn man aber die Welt für seine Heimath hält und bedenkt, daß man über ein Kleines die Welt verlassen muß, um sich, im glücklichsten Falle eines civilisirten Sterblichen, mit einem engen Sarge zu begnügen, so erscheint dem Philosophen der Verlust eines Hauses als eine Kleinigkeit, keiner Thräne werth. Ich habe meinen Garten über 7 Jahre lang geliebt und genossen. Die Bäume sind groß geworden und Andre werden sich ihrer Früchte erfreuen. Gieng es mir mit den Gärten meines Vaters ja eben so. Es giebt aber in der Welt der Gärten gar viele und es kann sich wohl noch ein anderer Garten, mit besserem Clima, finden, der für den Verlust entschädigen wird. Wenn nicht so habe ich mich auf die Gärten im Paradiese zu vertrösten. Freilich wäre es fatal, wenn diese Vertröstung Chimäre wäre und in den kalten Regionen des Himmels weder Blumen, noch Pflaumen und siberische Aepfel, wie in Minnesota, wüchsen. Nun, dann wäre eben diese Hoffnung, der Hoffnungen letzte, die getäuscht hat und an getäuschte Hoffnungen bin ich ja längst gewöhnt.

Ein Sonntag in Columbus. Geschäftslokale, die der Israeliten, Apotheken und Zuckerbäckerläden ausgenommen,

geschlossen; die Trinklokale, nach amerikanisch-heuchlerischer Sitte, von hinten offen. Festlich gekleidete Herren und Damen wallfahrten nach den vielen Kirchen. Die Eisenbahnwagen beweg n sich in der Meilen langen High-Straße nach Süden und nach Norden. Die Deutschen ziehen des Nachmittags großentheils nach der Schießstatte und ich mache eine Spazierfahrt mit Hrn. Krumm nach dem *Green Lawn* Cemetery. Ein großer, schattiger Hain der Todten, mit vielen geschmackvollen Grabsteinen aus weißem Marmor. Kein Volk der Erde verwendet auf die Friedhöfe so viele Sorgfalt wie der Türke und der Amerikaner. Dort im Orient Cypressen; hier meist Eichenhaine. Dort Halbmond und Turban; hier Kreuz u. Vasen. Hier Eine trauernde Witwe am Grab des Hingeschiedenen; dort ein halbes Dutzend. Sechs ist die legale Zahl der Weiber eines Türken; Eine Frau für Einen Mann ist Gesetz für den Christen, mit Ausnahme der Mormonen am Salzsee. So meistert ein jedes Volk an den Naturgesetzen auf beliebige Weise und was bei Einem guter Ton und Tugend, das ist bei einem Andern ungeziemend und wohl gar Verbrechen.

Vom Friedhof fuhren wie zwei Meilen nach dem *Camp Chase*. Dieses Lager ist zur Dimension einer Stadt herangewachsen, die zuweilen mit vier bis fünftausend Soldaten bevölkert war, außer den gefangenen Rebellen, deren Zahl sich auf dreitausend belief. Wir passirten den Friedhof außerhalb der Einfriedung des Lagers, in welchem über zweitausend Secessionisten begraben liegen. Ich kann den Gefühlen nicht genug Ausdruck verleihen, die sich da meiner bemeistert hatten.

Der böse Geist des Kriegs schien über mir zu schweben,
Ich glaubt' Kanonendonner und Kartätschenfeuer
Zu hören und ich sah die Erd erschüttert beben
Durch die Bellona, dieses wilde Ungeheuer.
Hier röchelte der Sterbende am todten Rosse,
Dort reichte seine blut'ge Hand der Kampfgenosse
Dem Feinde, um mit Fluchen, Beten, Stöhnen
Sich nun im Todesaugenblicke zu versöhnen.
Hier sah ich schwere Wagen vollgefüllt mit Leichen,
Und mit Verstümmelten hin durch das Schlachtfeld streichen,
Um sie nach den Spitälern fortzubringen
Dort Amputationen zu vollbringen,
Theils hinzusiechen in des Herzens wildem Schmerz.
Verhärtet durch die Kampfbegier zu Erz.
Ich sah den Orkus offen und Dämone lächeln.
Die Eumeniden ihre Opfer fächeln.
Es graute mir vor Menschen, die sich glühend hassen,
Anstatt als Brüder liebreich sich zu fassen.
Das ist die Liebe, dacht ich, welche Christen lehren,
Die Heiden zu dem Christenthum bekehren;
Die Menschenrechte pred'gen, Freiheit hegen
Und Sklavenketten an den Menschen legen.
Das sind die blut'gen Saaten, die sich rächen
An Heuchelei und an politischem Verbrechen;
Das ist der Sünden Wucht,
In Klio's Rollen blutig eingebucht.

Verwandte, Väter, Mütter, Schwestern, Brüder klagen
Und jammern, fluchen, beten, fragen
Vergebens nach dem Liebling, der im Kampf gefallen,
Um ein Atom im fernen Grabe zu verhallen.
Würgengel, Ungeheu'r, bist endlich müd geworden
Durch Plündern, Sengen, Brennen und durch Morden;
Zogst dich gesättiget zurück zur Hölle,
Und das *Te Deum* winselt an der Schwelle;
Der Sieger aber mit der wilden Rotte;
Dankt für den Sieg nun seinem Fabelgotte,

Verew'gen wolltet Ihr des Negers Sklavenkette,
Entsetzlich und dennoch gerecht ist euer Lohn.
Und Ihr, wollt Ihr den Enkeln eure Freiheit retten,
So sprecht in Zukunft nicht den Menschenrechten Hohn!

In einigen der verlassenen und todten Straßen des Lagers bewegten sich Soldaten eines Regimentes von Hancock's Division, auf Entlassung wartend. Ein Mann, der eben an einem Brunnen Wasser schöpfte, begrüßte mich in ungarischer Sprache. Er hieß Embee, desertirte 1848 in Mailand als Zugscorporal unter General Radetzky, focht im ungarischen Krieg und dient jetzt als Veteran dem Uncle Sam, gegen ein Handgeld (*Bounty*) von $1000, welche Summe er seiner Frau in Cincinnati gelassen hat. Das Handgeld, das während des Krieges an Soldaten bezahlt wurde, beträgt Tausende von Millionen. Fünfhundert bis tausend Dollars an Einen Mann — hat je ein Monarch ein so hohes Handgeld bezahlt? So ist es auch mit der Besoldung der Offiziere, welche fast an Verschwendung grenzt. Manche wurden dadurch auch selbst zu Verschwendern; indeß viele für sich und ihre Familie gesorgt haben.

Von Columbus fuhr ich am letzten Juli nach Sandusky. Hier finde ich fast jedes Mal Vergnügen und angenehme Momente. So war es auch jetzt.

„Mit einem Fräulein, zart wie eine weiße Rose,
Trank ich ein Glas von perlendem Catawba-Wein;
Doch kaum nippt ich, von Wonne trunken,
Im Beschauen rein versunken,
Verschwand die Rose
Und ließ mich Zimmer auch allein."

Der Abend entschwand in angeneh-

men Gesellschaft, wo Herr Altstätt am Klavier und Fräulein Lorch mit ihrer melodischen Stimme die Momente ae würzt hatten. Möge der August dem letzten Tag des Juli gleichen und dem alten Wind reiter Wonne u. des Vergnügens Füllhorn reichen, um nicht zu versauren in diesem Land der trocknen Prosa und Krämerei!

August 1865.

Ich beginne den Reigen des August-Monates mit einer kleinen Excursion nach Port Clinton, an Bord des General Grant, der regelmäßig zwischen diesem Städtchen und Sandusky verkehrt. Die Island Queen fährt täglich nach Kelly's Island und das Boot Clinton, Capt. Frypinsee, steht mit Port Clinton durch wöchentliche Fahrten in direkter Verbindung.

Wir landeten vor Johnson's Island und an einigen anderen Punkten und kamen nach einer dreistündigen Fahrt auf den ruhigen Wogen der Sandusky Bay nach Plaster Bed, wo ein offener Wagen in Bereitschaft stand. Wir fuhren vier Meilen, auf holprigem Wege auf der Halbinsel und erreichten Abends Port Clinton. Ich traf da ein deutsches Gasthaus, wie man es selten in kleinen Städten findet, das an Reinlichkeit u. gutem Tisch jenen unserer teutonischen Wirthe als Muster aufgestellt werden kann, die rücksichtslos Alles aus ihren schmierigen Häusern verbannen, was einem Reisenden Comfort bietet, und auch die in den Stallungen für Pferde auf das Beste gesorgt wird.

Die Halbinsel ist sehr gut cultivirt. Dem Weinbau wird, wie auf allen diesen Eilanden, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Reben werden meist auf Draht in Reihen gezogen. Der Wein ist gut und könnte noch weit besser sein, wenn man nicht die besten Trauben vom Stock weg verkaufte und den Wein wenigstens Ein Jahr lang im Keller liegen ließe. Die Erndte verspricht hier eine sehr ergiebige zu werden, indeß auf den Weinbergen bei Cincinnati die Trauben in Folge des vielen Regens faulen und abfallen. Der Staat Ohio ist bestimmt der große Weinkeller von Amerika zu werden. Vor der Stadt Sandusky allein sind jetzt schon zweitausend Acres mit Catawbas, Isabellas und Delewares bepflanzt.

Port Clinton ist ein sehr stilles, anmuthiges Plätzchen, wo — „die Liebe ein Verbrechen." Einen Beweis davon lieferte kürzlich ein achtbarer amerikanischer Arzt, der, obschon verheirathet, das Unglück hatte, sich in ein Mädchen zu verlieben und wovon die Folge Vergiftung war. Es ist weit schwerer, die Leidenschaft zu bemeistern, sich über moralische u. physische Schmerzen zu erheben, als Selbstmord zu begehen, dem ich, obschon selbst der Philosoph Seneca ihn billigt, durchaus nicht das Wort sprechen kann, wenn anders dadurch nicht höhere Zwecke, die das Leben eines Individuums überwiegen, bedingt sein sollten. Der Doctor lebte im Wohlstand, war ein guter Kirchenmann, Mitglied einer Loge und wurde mit allen Feierlichkeiten eines Logenbruders begraben. In meinem alten Vaterland wird dem Selbstmörder die „geweihte Erde des Friedhofes" versagt. Ich kann den Selbstmörder bedauern; warum sich noch an seiner Leiche rächen und ihr den Stempel der Infamie aufdrücken?!

Ich machte zu Port Clinton mit einem interessanten jungen Arbeiter Bekanntschaft, Namens Schenkel, der kürzlich aus Deutschland kam und sich noch sehr nach der heimathlichen Gemüthlichkeit sehnt. Solche Charaktere von Arbeitern, unter denen es leider, noch immer sehr viele ungeschulte Knoten giebt, werden von ihren Collegen dieses Calibers nie verstanden und als Aristokraten beschimpft, was ihnen jedoch blos zur Ehre gereichen kann. Wäre doch in einer Republik jeder Mann Aristokrat im wahren Sinne des Wortes, ein intelligenter und gebildeter Mensch, würdig des Griechischen Aristoe! Wir machten zusammen einen Spaziergang und badeten im Erie-See.

Nach Sandusky zurückgekehrt erwartete mich abermal ein Vergnügen, wie man es selten findet. Durch Güte des Maschinisten Kromer konnte ich an einer Mondschein Spazierfahrt theilnehmen. Wir fuhren auf einem kleinen Dampfboot, das die Herren Kloß, Kromer und Rinckleff zu ihrem Privatvergnügen bauten und eignen. Es hat fünf Pferdekraft und kostet $1.500. Wir hatten Musik an Bord, eine Guitarre, eine Violin und ein Violoncello. Unser Ziel war Cedar Point, 3 Meilen von der Stadt, wo in Folge einer bedrohten Rebellen-Invasion, von Canada aus, Parapeten gebaut wurden, mit 100pfündigen Kanonen bemannt. Ein ähnliches Fort wurde auch gegenüber auf Johnson's Island errichtet. Fremont ließ zur Zeit der Gefahr St. Louis durch solche Werke decken; Fremont zeigte durch seine Proklamation Lincoln, dem Präsidenten, wie man Sklavenbesitzer in Rebellion behandeln müsse und Fremont mußte fallen; denn sein Verdienst stand dem Demagogen Frank Blair und seiner Clique im Wege.

Als wir Sandusky verließen, war der Himmel umwölkt, durchzückt von Blitzen. Zu Cedar Point angelangt zertheilten sich die Wolken und der volle Mond schwebte ein Leuchtthurm zweier Welten am blauen Aetherdom. Es war eine prachtvolle Nacht. Wir landeten am Fort, wo jetzt blos 5 Soldaten stationirt sind, um das Regierungs-Eigenthum zu überwachen. Die Musiker spielten im Zimmer der Soldaten und es wurde eine Weile getanzt. Die Rückfahrt war prachtvoll und heitre Lieder erschollen im Flutdenrevier der großen Bay. Nachdem wir gelandet, regallete sich die Gesellschaft bei Beegmoser mit Catawba und Imbiß von Wurst und Brod; denn, „wenn Geist u.

Herz sich laben, will auch der Magen seine Rechte haben." Nachdem ich noch eine *Buggy*-Fahrt mit H. Weber erwähne, scheide ich von Sandusky. Und nun lebt denn wohl, Ihr Damen und Ihr Freunde, die Blumen auf den Pfad des Wandrers streuten, lebt wohl, gedenket mein!

Von Sandusky auf den Schienen nach Cleveland gefahren, wo meine Mühen stets gute Geschäfte lohnen; doch nur selten Vergnügen meiner harrt. Cleveland ist eine der schönsten Städte des Westens, mit breiten prachtvollen Straßen, schattigen Alleen und hübschen Gärten. Mein vormaliger Agent, Herr Emrich, der als Lieutenant unter Napoleon den russischen Feldzug mitmachte, lebt noch immer, ein Greis von 84 Jahren.

Von Cleveland nach Buffalo, N.Y., zog ich dieses Mal eine Fahrt auf dem Eriesee der Eisenbahn vor. Die Entfernung zu Wasser beträgt 190 Meilen; der Fahrpreis ist blos $4.50; Zimmer und zwei Mahlzeiten mitgerechnet. Der Steamer Atlantic, an dessen Bord ich fuhr, ist groß und elegant. Diese Küstenfahrt ist unstreitig der Eisenbahn vorzuziehen und es soll nicht meine letzte sein, trotz der Gefahr des Verbrennens und Collidirens. — Wir sind früh des Morgens in Buffalo angekommen. Es war Sonntag. Wie konnte ich diesen Tag der Ruhe besser feiern, als durch einen Besuch der Niagara-Fälle? Ich fuhr denn nach dem Depot und nahm den Zug um 9 Uhr V. M. nach den Fällen, um sie und dann auch Frau Behr's ausgezeichnete Tafel im trefflichen *River* Hotel zu genießen. Das Haus war mit interessanten Gästen aus New York und Bekannten aus Cincinnati besetzt. Des Morgens Regen, des Nachmittags freundliches Wetter.

Ich habe sie denn wieder gesehen, habe sie zum tausend u. ersten Male gesehen — die „göttliche Gießkanne!" Das Wäldchen zwischen dem Goats Island und den Fällen ist noch immer im Besitz eines Barbaren, der aus Ueberfluß an Geiz oder Mangel an Geschmack und Liebe zu seinen Nebenmenschen den Hain wild liegen läßt, anstatt ihn in einen herrlichen Park zu verwandeln. Was ließe sich da nicht mit Geschmack und etwas Geld machen! Läßt man sich einen Thaler von jedem Fremden bezahlen, der dadurch, anstatt für jeden einzelnen Gang von der Stadt hinüber zu dem Fall an der amerikanischen Seite 25 Cents zu erlegen, befugt wird, während seines Aufenthalts zu Niagara, diesen Spaziergang nach Belieben zu machen, so könnte man ja auch auf den Besuch des Parkes eine Taxe legen, um das darauf verwendete Geld zu verzinsen. Leute, die nach Niagara kommen und 4 Thaler per Tag im Hotel bezahlen, würden gewiß gerne Einen Thaler für den Genuß eines schönen Parkes steuern. Was Hr. Behr durch Blumenanlagen u. Nebendecken zur Verschönerung seines Hotels *en miniature* gethan hat, das könnte und sollte der Eigenthümer des erwähnten Wäldchens im Großen thun, sich selbst zur Ehre und den Gästen zum Vergnügen.

Bei meinem letzten Besuch der Fälle hatte ich meine Gattin bei mir, die mir nun an den Fällen im Geist vorschwebte u. mich zu folgenden Strophen begeisterte:

Ich dacht an dich, als wir
In diesem majestät'schen Revier
Im Schatten hoher Bäume
Der Nereiden und Najaden Räume
Durchwallten; der Tritone Kosen
Belauschten, von dem fernen Tosen
Der Fälle selig aufgeregt,
Im Innersten bewegt.
Ich sehe dich im Geist,
Einsam wieder und verwaist;
Ich sehe dich, wie hier dein Herz
Das oft den Fällen glich in Schmerz,
Von Lust war tief erfüllt,
In stiller Ruhe, schmerzgestillt,
Wie sich dein kühner Geist erhob
Zur göttlichen Natur und ihrem Lob,
Das du nach langem Schweigen
Mit schwachem Worte wollt'st bezeugen.

Bewußt und einsam bin ich wieder
Und sing am Fluthen-Krater-Schwanenlieder: —
Aus der Fälle Donnerschallen
Hör' aufgeregt ich deine Stimme wiederhallen
Und auf der Iris farbenreichem Schleier
Seh ich mich in warmem Feuer
Dich magisch schweben,
Das Theu'rste mir im Leben.

Die Leidenschaft ist wild,
Die Liebe mild;
Die Leidenschaft verzehrt,
Die Liebe nährt.
Ich hab' die Leidenschaft durchkämpft;
Die wilden Stürme sind gedämpft.

Es gleicht die Leidenschaft der Fälle Wogen
Und Liebe ist der Himmelsbogen,
Der über Stürmen schwebt,
Zum Ideal erhebt,
Das keine Ferne tilgen kann;
Das auf des Geistes stiller Bahn,
Von Geistigem erhellt,
Das Herz mit Wonne schwellt,
Die bis zum Tode fortbesteht
Und nie in Lethe untergeht.

Die großen Hotels waren mit fashionablen Gästen aus allen Gegenden der Union besetzt. Unter den Fremden zu Niagara war eben auch ein Graf Thun aus Oesterreich, der mir von Hrn. Max Brooks, einem jungen gebildeten Bürger als sehr interessante Persönlichkeit geschildert wurde.

Geistig und körperlich restaurirt verließ ich Niagara nach zwei flüchtigen Besuchen der Fälle. Der Besuch gewährt mir den höchsten Genuß, wenn ich ihre Reize flüchtig erfasse; zu langes Bewundern derselben spannt ab; eben so wie das Große, das Erhabene. Der höchste Genuß liegt in der Wiederholung des zu genießenden Gegenstandes, und die Pausen sind es, die ihm die Würze verleihen, vor Lethargie und Ueberdruß bewahren.

Nachdem ich in Buffalo zwei Tage

angenehm und nützlich zugebracht, setzte ich meine Reise fort nach Rochester und Syrakuse, im Staate Newyork. Die Tour nach Boston, Newyork, Philadelphia, Baltimore, Washington und andern Städten im Osten habe ich bis Herbst zu verschieben, da das dritte Heft der Fackel der Vollendung nahe ist und in Bälde expedirt werden muß.

Buffalo am Eriesee, durch Dampfschifffahrt, Eisenbahnen und Canal begünstigt, ist in dem kurzen Zeitraum von 30 Jahren, als es noch ein Dorf war, zu einer großen und schönen Stadt herangewachsen. Ein Drittel der Bevölkerung besteht aus Deutschen. Deutsche Kunst und Literatur sind hier nicht besonders vertreten; doch fehlt es nicht an gebildeten und freisinnigen Deutschen. Besser gedeiht auf hiesigem Boden, gepflegt durch die unterste Schichte des Volkes, der Katholicismus. Es sind eben wieder eine colossale Kirche und ein hoher Meilenzeiger nach dem Himmel „im Bau". So lange die Menschen den Weg dahin nicht allein finden, wird es immer Pfaffen geben, die sie am Gängelband führen wie unmündige Kinder. Nur mit der positiven Religion u. mit dem Gottglauben werden die Kirchen fallen, und „Geist und Wahrheit" zu ihren Rechten gelangen. Nur die Errungenschaften der Wissenschaft und die Resultate tiefer Forschung allein sind im Stande Priester und Seelsorger entbehrlich zu machen. Schimpfen und Lästern Dessen, was Andern noch heilig, und leichtsinniges Hinwegläugnen, ohne die Gesetze der Natur kennen zu lernen und aufrichtig nach Wahrheit zu forschen, giebt keine Garantie für geistige Freiheit, und Proselyten, die auf diese Weise gemacht werden, sind — ohne Anerkennung des Sittengesetzes —, eine schlechte Aquisition für die Gesellschaft und sicheres Pfaffenfutter, so bald Unglück, Krankheit u. d. Tod den wankenden Skepticismus und seichten Unglauben erschüttern.

Zu den ältesten demokratischen Zeitungen, neben den Matadoren der New-Yorker Staatszeitung, des Westboten zu Columbus und des Readinger Adlers, gehört der Weltbürger von Buffalo, dessen Gründer, Herr Zahm, das Unglück hatte, durch den Fall eines Freiheitsbaums (*Liberty pole*) getödtet zu werden. Nun hat der Freiheitsbaum auch die Sklaverei todtgeschlagen, welche wir alte Demokraten der frühern Dekaden vergebens todtzuschweigen suchten und deren Fall jetzt noch viele „gute Demokraten" beklagen —

„Und solche Demokraten sind noch immer Knechte
Und ahnen kaum die Menschenrechte."

Der Telegraph dient der republikanischen Partei, die eben so wie die demokratische Partei nach dem Fall der Sklaverei einen schismatischen Prozeß durchzumachen hat, um neuen Ideen des Fortschrittes Ausdruck zu geben. Aus dem Chaos hat sich die Erde gestaltet u. aus der Rebellion wird endlich eine neue Republik entstehen. Es giebt hier deutsche *en gros* Geschäfte, deutsche Apotheken, deutsche Buchhandlungen, deutsche Cigarrengeschäfte und große Brauereien, einen Turnverein mit drei C. und viele Gesellschaften und Unterstützungsvereine.

Im Interesse der Reisenden erwähne ich, daß Herr Maier Grüner ein Hotel eröffnet hat, wo man comfortable Zimmer und guten Tisch findet. Es darf den Leser nicht wundern, daß ich in den Streifzügen so oft der Wirthe und Gasthäuser erwähne — sind ja doch gute Hotels höchste Nothwendigkeit, um Einem das Leben auf Reisen nicht zu verleiden. Aber wie arm sind wir Millionen Deutsche in Amerika in dieser Hinsicht noch bestellt! So colossale Fortschritte man in der Kunst Bier zu brauen gemacht hat, so langsam schreitet die edle Kochkunst voran. Fleisch genug und Kaffee genug in jeder Taverne; doch welche Zubereitung des Fleisches und welcher Kaffee! Auch braucht man nicht wie in vielen Orten in Rußland, Polen und Ungarn auf Stroh zu liegen; doch mitunter welche Betten! Nach den Regeln der Kochkunst ißt man bis jetzt in deutschen Hotels nur in Newyork, besonders bei Dietz, Tafe Nr. 1 und zu Niagara, Tafe Behr Nr. 2. Nummer 3 der Gourmandie giebt es noch nicht; doch findet man comfortable Zimmer und guten Tisch bei Jernecke in Milwaukee Leinberger in St. Louis, bei Pfaff in Boston, bei Ruelius in Philadelphia, bei Simon in Baltimore, bei Nullmann, bei Emrich und bei Bühle in Washington, bei Pfeifer und bei Tickescheit in Cincinnati, bei Böhm in Rochester, bei Grüner in Buffalo, bei Peter zu Dunkirk, bei Jean Behn zu Hartford und bei etwa einem Dutzend Anderer in den Ver. Staaten. Alles Uebrige ist geschmortes Sohlenleder auf schmierigem Tischtuch kredenzt. In amerikanischen Hotels erster Classe hat man gewöhnlich französische oder deutsche Köche, mitunter auch Neger. Die Kost in amerikanischen Hotels zweiten Ranges ist unter aller Kritik schlecht; doch zeichnen sich auch diese durch Reinlichkeit des Tisches, der Zimmer und der Betten aus. An Reinlichkeit in Wohnung und Kleidern wird der Amerikaner überhaupt von keiner Nation der Welt übertroffen. Amerikanische Frauen sind durch böswillige Reisende in schlechten Ruf gekommen, als wären sie faul und scheuten die Arbeit; zu welcher Charakteristik sie sich wahrscheinlich die *Rocking chair Ladies* in Boardinghäusern als Muster genommen haben. Das ist Irrthum, oder Verleumdung. Die Amerikanerin, die Gattin des Farmers, arbeitet nicht auf dem Felde, höchst selten im Garten; aber das Hauswesen, kochen, waschen, bügeln, nähen, Zimmer rein machen und selbst scheuern ist ihre Sphäre und wird von keinem andern Weibe übertroffen. Ich habe in Hunderten von Wohnungen der Handwerker und der Farmer, ja selbst in Blockhütten, die größte Ordnung und höchste Reinlichkeit gefunden. Jedem das Seine. Auch mein Weib ist Amerikanerin und wird von keinem Weibe in dieser Hinsicht übertroffen. Auch nehmen sie gern das Gute von andern Nationen an; nur das Complicirte der

deutschen und französischen Küche will ihnen nicht behagen. Ungarische Strudeln zu backen; Klöse, Dampfnudeln u. allerlei deutsche Aufläufe und Mehlspeisen zu kochen ist ihre Sache nicht: das nimmt zu viel Zeit weg und schmeckt ihnen nicht besser als irgend ein guter *Pie* oder *Pudding*.

Nun gehen wir aus dem Sanctum der Küche wieder in's Freie hinaus und zwar nach Rochester. Eine große und schöne Stadt am Genessee-Fluß gelegen. In einigen Straßen sah ich noch Spuren der Verwüstung durch die Fluth am 17., 18. und 19. März d. J. Häuser stürzten ein und Brücken wurden zerstört. Zu meiner Verwunderung hörte ich, daß bei jener Catastrophe kein Menschenleben verloren ging. Schlimmer als bei dieser Ueberschwemmung kamen jene Reisende weg, die sich vor Kurzem an Bord des Dampfers am Huronensee befanden, der mit einem andern in Collision kam, wodurch über 100 Menschen ihr Grab in den Fluthen fanden. Dergleichen Verbrechen unverzeihlicher Nachlässigkeit nennt man *accidents*. — Die Zeitungen berichten darüber und — die Ziffern im Register der Erdbevölkerung sind gestrichen. Ach, das stolze Ebenbild Gottes, das nach Thronen ringt, das Welttheile erobert, das die Gesetze der Natur erforscht, das Systeme schafft, das Krieg führt und Revolutionen macht, das sich so groß, so mächtig, so wichtig dünkt, ist es denn eigentlich mehr im Universo, vor dessen Größe es dem endlichen Verstand des Menschen schwindelt, ist es mehr als eine Ameise, ein Wurm, eine Molecule ein Atom? Ja, Ziffern sind die Menschen, leicht ausgewischt wie Nullen auf der Schiefertafel des Knaben. — Doch wehe, wenn diese philosophische Wahrheit einen Eroberer erfaßt hat, wehe den Völkern; denn seine Philosophie wird zu ihrer Geisel werden, wie Cesar, Tamerlan, Attila, Alexander und Napoleon.

In Rochester wohnen viele Deutsche. Es erscheinen hier zwei tägliche Zeitungen: der Beobachter, ein republikanisches Blatt und das Volksblatt; ein Organ, im Kampfe der Kupferschlangen gegen die Hydra der Menschenrechte. Auch besteht hier ein drei C. Turnverein, wie ich aus einem Plakat ersehen konnte durch welches das Publikum zu einer Benefiz-Vorstellung für C. Wolf eingeladen war. Es giebt der Wölfe viele und mancherlei, vierfüßige sowohl wie zweibeinige; ich habe besonders vor letztern Respect, wenn sie im Parteizwist wüthend mit ihren bestialischen Zähnen ihre Brüder zerfleischen. Wolf ist mir ein Name, der mich stets mit Eckel, Grauen und Entsetzen erfüllen wird; denn ich habe es erfahren, daß es Menschen giebt, die schlechter und gefährlicher sind als Wald- und Prairie-Wölfe.

Herr Carl Wolf war mir als Schauspieler nicht bekannt; doch hatte der Name Grahn auf dem Plakate für mich großes Interesse. Ich sah Fräulein Grahn vor mehren Jahren auf der Bühne in St. Louis in der Glanzperiode des deutschen Theaters, unter Regie des Allerweltgenies Börnstein, und werde sie nie vergessen. Fräulein Grahn ist seither Frau Becker-Grahn geworden und der Jugend Reiz und Grazie sind nun auch von ihr bereits verschwunden. Man gab: „Fridolin, der Gang nach dem Eisenhammer." Der Saal, im Turnlokal, war schlecht besetzt, denn es war ja nicht Sonntag und für einen Wochentag giebt es hier kein Theaterpublikum. Der weise, weiße Mayor der Stadt hat vor Kurzem geruht, die Theater-Vorstellungen der „*Dutch*" zu verbieten und das Publikum ruft: es lebe die Freiheit! Der Preußenkönig giebt den Volksrepräsentanten Fußtritte auf das Hintergesicht und sie rufen: es lebe der König! Bismark läßt das constitutionelle Volk, das sich zu Köln zu einem großen Fest versammelt, durch Bajonete und Polizeibüttel verjagen u. das verjagte und gehetzte Volk ruft: es lebe die Constitution! Extreme berühren sich und das Volk ist überall der große Esel, auf dem Tyrannen, mit und ohne Krone, reiten.

Der katholische Fridolin ist, wahrlich, kein Stück, das weder den Ideen der Neuzeit angemessen, noch dem geistigen Fortschritt förderlich — auf der Bühne eines Turnlokales gegeben werden sollte; denn war es ja die Messe und Fridolin's Gebet, das seine Unschuld beschützt und den Schuleigen dem Feuertod überliefert hat: also den Gläubigen von der Macht des Gebets und von der Gerechtigkeit Gottes überzeugen soll Doch was kümmern sich unsere Schauspieler und Regien um den Fortschritt? Tendenz-Stück ist jedes, das ein volles Haus verspricht und da Vernunft und esthetischer Geschmack in der Minorität sind, so wird denn auch solchen Stücken, die am wenigsten Vernunft und esthetischen Werth besitzen, bei Auswahl der Vorzug gegeben. Nun, die Menschen sind eben Das, was sie sind; nur verlange man nicht, daß die Minorität sich selbst aufgebe und Das beklatsche, was es für tadelnswerth hält.

Grahn ist, trotz der entwichenen Grazie, noch immer Künstlerin, die sich auf solchen Brettern ausnimmt, wie eine Amazone unter Myrmidonen.

Herr Wolf spielte den Grafen von Savern recht brav. Der Burgvogt, Turner Gernandt, besitzt Gewandtheit für die Bühne; doch verdiente er den Feuertod; denn er hatte seine Rolle schlecht memorirt. Turner H. Geck, in der Rolle v. Felseck, ließ Nichts zu erwarten übrig: imposantes Aeußere, gutes Geberden und Mimenspiel, kräftige und correcte Sprache, richtige Auffassung des Charakters der Rolle. Fridolin wird trotz seiner hübschen Erscheinung auf der Bühne nie Glück machen, eben so wenig Luitgarde, trotz ihrer sehr interessanten Bühnenfigur. Bei der Kunst heißt es eben auch: Viele sind berufen; aber Wenige auserwählt. Das Orchester — wenn man eine Geige mit Klavierbeglei-

tung so nennen darf – war ein Armuthszeugniß für die Kunstleistungen des deutschen Publikums von Rochester.– Ich war froh, meine Nora Bianca nicht mit in's Theater genommen zu haben; denn sie hätte da unstreitig wieder die „*Fits*" bekommen, die sie zu Sandusky überfallen hatten, als ich mit ihr in Bock's Barbierladen trat, wo eben seine 2 Jungen geigten. Hätte nie gedacht, daß vierfüßige junge Damen so zarte Nerven haben können, um durch die Töne einer Geige fast bis zum Tode afficirt zu werden. Das arme Geschöpf heulte ganz jämmerlich, streckte die Zunge heraus, verdrehte die Augen, geberdete sich wie rasend. Ein kaltes Bald hat sie, zu meiner größten Freude, wieder hergestellt und ich werde trachten, daß sie künftig vom Geigen verschont bleibe. So haben wir denn auch Psychologie der Hunde zu studiren, um den Thierseelen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. O, Orpheus, o, Orpheus, du magst mit deiner Lyra wilde Thiere bezähmen; mit einer Geige würdest du ein zahmes Hündchen tödten. Das ist eben auch ein Mysterium der thierischen Nerven, das den Psychologen stutzen macht.

Der Radikalismus hat in Rochester ein sehr steriles Feld und leidet an der Schwindsucht, wenn man anders berechtigt ist, die Fackel als Pulsfühler zu betrachten. Uebrigens sei es nicht gesagt, daß es hier an gebildeten Deutschen fehle, nein, ich habe in der That, in Salons, das heißt in Biersalons, sehr intelligente Gesichter gesehen, die der Erleuchtung durchaus nicht mehr zu bedürfen schienen. Es geht Nichts über die Sufficance vieler unserer tonangebenden Matadoren der Bildung und über die Blasirtheit so mancher Liberalen, die noch immer nicht begreifen können, daß Mangel an Radikalismus, das heißt an entschiedenem Humanismus, ihnen mit Jenen zugleich den Stempel der Barbarei aufdrückt, die factisch noch Barbaren sind.

In Syrakus vermißte ich das Ohr des Dyonisius; doch nicht die Reize der Natur, mit welchen sie mit ihrer sicilianischen Schwester zu wetteifern berechtigt ist. In der That, ein Florenz, *en miniature*, diese salzergiebige Stadt Syrakus in Amerika! Man gehe die Anhöhe hinauf, wo der große Brauer Heiß und der kleine Schneider Meier ihr Haus auf festen Grund gebaut, man überschaue das Stadt-Terrain mit seinen grünen Bergen, mit seinem schillernden Onondaiga See und man wird da ein Panorama sehen, wie man es in Amerika selten findet.

Von Syrakus ging es, *via* Rochester, nach Dunkirk, N.Y., wo ein gutes Zimmer im Sigel Haus bei der Ruhe des Sonntags meiner Muse günstig war. Auch ein Piano im Nebenzimmer und einige Lieder des Gesangvereins von Dunkirk trugen bei, mein isolirtes Stillleben zu würzen. Ich sehnte mich weder nach Gesellschaft, noch nach Bekanntschaft u. neuen Abonnenten; unbekümmert, ob man meine Zurückgezogenheit als Laune oder Narrheit gedeutet haben möge.

Bei einem Abendspaziergang nach dem nahen Erie-See sah ich, daß auch Dunkirk in den letzten Jahren sich namhaft vergrößert und verschönert hat. Die Lage der Stadt ist anmuthig u. am Depot herrscht der vielen Züge wegen, die da kommen und abgehen, reges Leben, durchbraus't vom Stöhnen u. Zischen u. Schellen der Locomotiven. Vor meiner Abreise sprach mich ein junger Mann an, der mir alsbald sagte, daß er in der Rebellenarmee und später im loyalen Heer gedient habe. Er war ein Jude, der lange im Süden gelebt hat und jetzt die Aufhebung der Sklaverei bedauert und die elende Bemerkung machte, daß es die Republikaner wohl bald einsehen werden, daß sie Unrecht gehabt haben; der Neger, meinte er, sei faul und tauge blos für die Sklaverei. Das ist das Urtheil eines Deutschen, der einer Race entsprossen, die in Sklaverei gelebt und später Jahrhunderte lang durch die Christen politisch geächtet war. Was die fanatischen Christen der Vorzeit an den Juden verbrochen haben das haben sie in den Sklavenstaaten an den Negern verbrochen; daß sie vertheirt und faul sind haben die Weißen zu verantworten. Faul? Wer hat die Plantagen bearbeitet und die Sklavenbarone reich gemacht? Die Neger. Freiheit und Eigenthum wird sie die Arbeit lieben lehren und die Schule wird die junge Generation zu nützlichen Bürgern heranbilden. Wahrlich, faul und eben so unwissend wie der Neger sind die meisten Weißen im Süden, die, wie es sich jetzt schon erwiesen hat, Arbeit und Schule mehr verabscheuen als der befreite Sklave.

Von Dunkirk fuhr ich nach Erie, Pa. Indeß ich im Hause des Hrn. Severin am schönen Bilde des Familienglückes mich erfreute u. einen vierhändigen Vortrag am Piano seiner zwei Töchter genossen habe, machten mich die Leiden des Pianisten und Componisten Willing traurig, sehr traurig. Der kühne Geist, der in Tönen schwelgte, ist durch Lethargie herabgestimmt und die Hände die dem Klavier Zaubertöne erweckten, sind jetzt gichtartig gelähmt. Ach, welch' zerbrechliches Gefäß ist der Mensch, dessen Geist sich zu den Sternen erhebt der Systeme schafft, nach Ruhm und Ehre strebt, um über eine Weile hinzusiechen und im Schooß der Erde zu verwesen! —

Das Oehlbohren, sagt man, wird in Erie mit gutem Erfolg betrieben. Der Germer-Brunnen in der 10. Straße, verspricht guten Erfolg. Doktor Germer, ein tüchtiger Mineralog, besitzt eine große Sammlung von öhlhaltigem Mineral u. er zeigte mir, durch sein Mykroskop, Sandstein, welcher 362 Fuß tief von der Erde heraufgebohrt wurde. So bohrt u. gräbt und steigt der Mensch in die Tiefe der Erde hinab, um Reichthümer zu erwerben und nach wenigen Jahren genügt dem Millionär ein Grab von 4 Fuß Tiefe u. sein Cadaver unterliegt denselben Naturprocesse, wie das des armen Arbeiters, durch dessen Schweiß er seinen Reichthum erworben. Ob auf der Rennbahn unserer gepriesenen Civilisation der Millionär in sich glücklicher war als der Arbeiter, das ist schwer zu bestimmen; denn der Schein trügt und es ist nicht Alles Gold

was glänzt. So viel ist jedoch gewiß, daß der Mensch, der immer mehr haben will, nie zufrieden ist und der Unzufriedene nicht wahrhaft glücklich sein kann. Schon das Jagen nach Geld, das mit steter Unruhe verknüpft ist und die Furcht vor Verlust des Besitzes, sowie das bittere Gefühl, die Reichthümer dem Tode überliefern zu müssen, oder lachenden Erben, oder Kindern, die gewöhnlich gerade durch Reichthum verderben, sind für den denkenden Menschen hinreichend, um den Geldprotzen eher zu bemitleiden als zu beneiden. „Nur die Weisheit ist der sicherste Schatz des Lebens." Gesund an Geist und an Körper ein heiteres Temperament, innere Ruhe und frei von Nahrungssorgen, von keinem Gläubiger gedrängt, das sind Schätze von wahrem Werth; nicht Gold und großer Besitz.

Von Erie fuhr ich 190 Meilen auf der Eisenbahn nach Pittsburg. Pittsburg und Allegheny City gegenüber sind Städte, wo man ganze Straßen von Deutschen bewohnt findet und doch haben sie es noch zu keinem deutschen Theater, nicht einmal zu einem deutschen Hotel gebracht. Jetzt spricht man vom Bau eines Opernhauses und eines Monuments für die gefallenen Krieger. Die vielen Fabriken in Pittsburg und Umgebung hatten während des Krieges vollauf zu thun und das Geschäftsleben ist auch jetzt noch sehr rührig. Am besten gedeihen hier Kirchen und Trinklokale. Ein Zeichen, daß viel gebetet und sehr viel getrunken wird. Ich habe gegen das Trinken irgend eines reinen Getränkes Nichts; wenn nur das zu viel trinken und saufen nicht das Volk demoralisirte. — Auch habe ich gegen das inbrünstige Gebet des wahrhaft Frommen Nichts einzuwenden; aber die Heuchler! die Heuchler und Pharisäer, die „Geschäfts-Christen," die für Kirchen zeichnen, um dafür indirekte Zinsen zu erhalten, die in die Kirche gehen, und lange Gesichter schneiden, um Credit zu erhalten und auf die Kundschaft, oder, als Aemterjäger, auf die Stimmen der Gläubigen speculiren! Das sind gefährliche Pestbeulen unserer corrupten Civilisation, wo der freisinnigste Prediger nicht die ganze Wahrheit sagen darf, um im Brod zu bleiben und die Stolen nicht zu verlieren, und wo die Kirchenglieder, unter dem Schein der heiligen Religion, sich gegenseitig ausbeuten und betrügen. Durch tausend Fälle könnte ich diese Wahrheit beweisen, hätte ich Lust diese Heuchler auf den Pranger zu stellen. Auch gegenwärtig sind wieder in Pittsburg und *vis a vis* zu Birmingham große Kirchen im Bau. Der Bau beschäftigt die Arbeiter, sagst du. Ja wohl, aber auch vom Schweiß der Arbeiter werden die Kirchen gebaut; der letzte Cent wird für den Himmel geopfert, um einen ehrwürdigen Faullenzer auf Erden gemächlich und anständig zu ernähren. Das Volk will es so haben. Nun, des Volkes Stimme ist ja Gottes Stimme und so möge denn der Wille Gottes, des großen Fabelkönigs im Himmel der Chimären, geschehen! Aber die Folgen, die Folgen von diesem „Glauben und Heucheln!" Dieser Saame der Zwietracht, der durch die sich gegenseitig befehdenden Secten u. Sectirer gestreut wird! Diese Unverschämtheit der Pfaffen, die sich in Familien einmischen, und der Religion wegen das häusliche Glück zerstören; sie, die Nichtchristen und sogenannte Ungläubige und Freigeister mit ihrem Anathema belegen! Dieser Einfluß der Kirche, einig allein nur im System der Verdummung, dieser gefährliche Einfluß auf den Staat! Das ist es, was es mir zur Pflicht macht, gegen positive Religion und Gott und Kirche Opposition zu machen so lang ich lebe! So ist es denn eben auch hier am Platz, die Unverschämtheit eines deutschen pietistischen Pfaffen von Birmingham zu rügen und Se. ehrvergessene Ehrwürden auf den Prangen zu stellen, damit ihm jeder Vernünftige und Gerechte moralisch in's Angesicht speie.

Die Gattin eines meiner Abonnenten der Fackel verlangte am Sterbebett das heilige Abendmal zu nehmen, an das sie im Leben, mit gesunden fünf Sinnen nicht geglaubt hat, nicht glauben konnte. Der Gatte, obschon kein Kirchenmitglied, wollte den Wunsch der Sterbenden nicht versagen. Der Hirt kam denn und reichte seinem reuigen Schaaf die Hostie, welche war der wahre Leib Jesu Christi, des Heilandes. Abgesehen von der Dummheit, daß ein Bäcker im Stande sei den Leib Christi zu backen, oder der Prediger, die Hostie in den wahren „Leib Gottes" zu verwandeln, mag ein im Fabel-Christenthum erzogener Sterbender momentanen Trost durch diese Handlung erhalten und selbst ein Nichtchrist sich bewogen fühlen, den letzten Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen. Der Gatte that also, was er für seine Pflicht hielt und der Pfaffe hätte thun sollen, was seines Berufs war. Doch Das genügte dem heiligen Mann im schwarzen Rock mit schwarzem Herzen nicht. Er wollte einen öffentlichen Triumph feiern über den ungläubigen Gatten, indem er ihn am Grabe frug: wo Er jetzt seinen Trost finde? Heißt das nicht die Unverschämtheit auf die äußerste Spitze treiben?! Der schlaue Pfaffe konnte wohl voraussehen, daß der schlichte, am Grab trauernde Gatte, verblüfft durch diese Frage, keine Antwort geben werde. Ich aber frage Sie jetzt in seinem Namen, Sie Ehrwürdiger Zelot, Sie Heuchler oder Ignorant, (*medium non datur*) mit welchem Rechte können Sie irgend einen Menschen öffentlich am Grabe seines Nichtglaubens wegen blamieren, anstatt den Trauernden zu trösten, obschon er, wahrhaftig, Ihres Trostes nicht bedarf?! Haben Sie denn Gewißheit von einem Jenseits, auf das Ihr Trost beruht? Ist je ein Sterblicher zurückgekommen, um Ihnen Kunde zu geben von einem Wiedersehen? Sie antworten mit Ihrer Offenbarung und der Spiritualist mit seinen Medien. Wohlan, mögen Sie sich durch die Offenbarung mit dem Himmel trösten u. der Spiritualist durch seine Medien mit einem Wiedersehen! Doch vermessen Sie sich ja nicht alle Jene für trostlos am

Sterbebett oder am Grabe ihrer Lieben zu halten, die weder an die antiquirte Dummheit einer Offenbarung glauben, noch dem modernen Glauben der Geisterseherei huldigen. Thun Sie künftig, gegen Bezahlung, was Ihres Amtes ist; säen Sie den Saamen der Liebe u. Eintracht, ohne Unterschied des Glaubens! — Gehören Sie aber zu Jenen, die da lehren: „Zwingel sie hereinzukommen!" so erkläre ich Sie für eine Bestie in Menschengestalt, die gefährlicher ist als Tiger und Hyäne. Uebrigens mögen Sie solche schwache Weiber und Männer, die ohne die Gründlichkeit der Wissenschaft und ohne die Tiefe des Forschens zu besitzen am Sterbebett wanken und nach einem Seelsorger verlangen, füglich als Pfaffenfutter betrachten, nur maßen Sie sich kein Recht an, aus solchen, wahrscheinlich häufigen, Fällen Argumente für die Wahrheit zu ziehen und consequente Denker, die ihrer Denkkraft bis zum letzten Augenblick des Lebens mächtig und sich selbstbewußt sind, in deren Categorie zu setzen. Die Wissenschaft hat bereits Theologie und Dogmatik zu Scharden gemacht und nur durch crasse Unwissenheit der Masse und durch Heuchelei vieler Scheinchristen, die mit der Religion Schacher treiben, besteht die Kirche noch in scheinbarer Macht und Größe. Glauben Sie es mir, Ehrwürdiger P. F. A. F., daß Ihre heilige christliche Kaste — die sich, wie Wolf und Geier vom Aase anderer Thiere, von der Dummheit der Gläubigen und Charakterlosigkeit der Heuchler nährt — von der Erde verschwinden wird, wie griechische Orakel, olympische Götter, christliche Inquisitoren und türkische Janitscharen bereits verschwunden sind. *Pereat!* — *Scilicet*: Ihre Kaste. —

Die hohen pittoresken Berge um Pittsburg, die colossalen Brücken über die Allegheny- und Menongahela-Flüsse, so sich da vereinigen um den schiffbaren Ohio zu bilden, und die rauchenden Schornsteine der vielen Fabriken gewähren einen imposanten Anblick; auch sind die Straßen lebhaft und das Leben rührig. Pittsburg ist also eine große und sehr interessante Stadt; aber der Rauch, der vulkanische Raach u. unvermeidliche Schmutz sind Attribute, welche mir das Leben hier sehr verleiden würden. Die Nonnen u. Schwestern in ihren schwarzen Kleidern kommen da am besten weg; doch zweifle ich, daß es Damen selbst im Sanctum ihrer Wohnungen möglich ist, sich in Weiß zu kleiden. Das Zimmer meines Hotels war mit einem Teppich belegt und dieser war so schmutzig, selbst nach dem ihn eine alte Zese gefegt hatte, daß meine Nora Bianca förmlich in eine *donna nera* metamorphosirt wurde, und die Seife nicht hinreichte, um sie in Einem Wasser rein zu waschen.

Auch in Allegheny ist es in dieser Hinsicht nicht viel besser; besonders haben in einigen Quartieren die Bretterhäuser der engen Straßen ein gräßliches Aussehen. Dennoch hat Pittsburg trotz Ueberfluß an Rauch und Wasser keine öffentlichen Bäder; ein Bedürfniß, das der Türke zum Besten des Volkes zu befriedigen versteht, indeß der amerikanische Christ die Reichen nach den Bädern von Saratoga, Atlantic City, Cap May u. s. w. verweist, und um den Segen der Armen durch öffentliche freie Bäder sich durchaus nicht bekümmert. Nicht nur körperlich ist der Türke reiner als der Christ; er ist es auch moralisch: sein Wort bedarf keines Eides und ist besser als der Contract des Christen. Ja, so ist es, Ihr Frömmler u. Heuchler; ich habe mich zu Smyrna und Constantinopel selbst davon überzeugt.

In Allegheny machte ich mit einer sehr hübschen und interessanten jungen Jüdin Bekanntschaft. Wir sprachen über allerlei Vorurtheile und sie erzählte, wie sehr es sich ihre Nachbarin, eine Amerikanerin angelegen sein lasse, sie zu belehren, um ihre Seele für den Himmel zu retten. Ach, hieße das nicht eine kleine mosaische Dummheit mit einer großen, christlichen Dummheit vertauschen? Ganz gewiß. Eine andere Dame daselbst erzählte einen sehr interessanten Fall, der sich in ihrer Heimath in Rheinbaiern ereignet hat. Ein Jude, Namens Koch hatte die Absicht sich taufen zu lassen und ging in dieser elenden Absicht zu dem Decan des Ortes. Der Decan, bereits von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, vernahm sein Verlangen, prügelte Schmuhl tüchtig durch und sprach: „so, jetzt sind Sie getauft; nun gehen Sie nach Hause und sorgen für Weib und Kinder, wie es einem braven Manne ziemt." Wahrlich, das war ein vernünftiger Priester, das war kein fanatischer Proselytenmacher. Möge dem braven Decan der Convent der nächsten deutschen Revolution ein Monument votiren! Wie herrlich contrastirt die Taufe dieses Decans mit der Grabrede des Pfäffleins von Birmingham!

Am Abend vor meiner Abreise hatte ich Besuche von einem Prediger und von einem Lehrer. Von einem Prediger? Ja, von einem Prediger, der zur äußersten Linken gehört, der auf der Kanzel weder Himmel noch Hölle erwähnt und seine Predigten nach den Grundsätzen eines Moleschott und Büchner modellirt. Es war Herr Polster, aus Oberschützen in Ungarn, dessen Onkel im Jahr 1815 mein Schulkamerad im Gymnasio zu Oedenburg war. Wie die Menschen sich zerstreuen und oft sich seltsam begegnen! Der Lehrer, Herr Neuffer, brachte mir eine Rolle Claviernoten, ein Geschenk für meine älteste Tochter Aroline. Auch die Schicksale der Menschen sind oft sehr wunderbar, oder besser gesagt, sonderbar. So erkundigte ich mich hier nach einem alten Bekannten und *quondam* Abonnenten der Fackel zu Allegheny City, mit der gestellten Frage: Lebt denn Harlje noch, der arme Sattler u. weiland Friedensrichter? Ja wohl, hieß es, der arme Sattler ist jetzt Millionär in Folge glücklicher Oehlspeculation. Nun, Herr Oehlprinz Haetje, ein Faß Oehl nach Cincinnati geschickt, um die radikale Presse zu schmieren, die sehr des Oehles bedarf, wäre ein Geschenk, das einem Millionär Ehre machte. Wollen Sie nicht Verleger meines nächsten Werkes werden, oder wollen Sie gegen

Dedication auf fünfhundert Exemplare pränumeriren? Oder, oder sind Sie nicht mehr der alte Hartje? Erleuchten Sie jetzt etwa Kirchen mit Ihrem Petroleum? Entschuldigen Sie die Frage, die naiv und scherzend, doch, gewiß, nicht unverschämt genannt sein soll.

Auch vernahm ich, daß Scriba, der Gründer des Freiheitsfreundes, noch lebt und daß es ihm gut geht. Nun, das freut mich, in der That. Möchte es doch allen braven Leuten gut gehen!

In Pittsburg vollendete ich meine diesmalige, ziemlich lange Collections Tour, und ich hatte wieder Ursache, den unsichtbaren Göttern des Olymps zu danken, daß ich auf einer Tour von mehr als drei tausend Meilen von amerikanischen Accidents verschont blieb, vor denen ich so ungeheuer viel Respekt habe.

Nun geht es auf der ausgezeichneten Pittsburg und Fort Wayne Bahn, *via* Chicago nach Milwaukee, hinauf nach der temporären Heimath zu St. Paul, das nicht nur Deutsche, Norweger und Schweden, sondern in neuester Zeit selbst Lapländer zu ihrem Asyl erkoren haben. Hat je ein Land der Welt eine solche Musterkarte von heterogenen Völkerschaften aufzuweisen gehabt, wie diese Republik von Nordamerika? Wenn die Gvorreiche an den experimentirenden Nadelstichen unsers großen Schneider-Präsidenten Johnson und seines Altgesellen Seward jetzt nicht zu Grunde geht, sie, die nach Besiegung der Rebellion zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt, so wird sie Jahrhunderte fortbestehen zum Heil der Völker! Untergehen, oder fortbestehen? *That is the question.* Ich glaube an das Fortbestehen; doch nicht an die Ewigkeit irgend eines menschlichen Systems, einer menschlichen Regierungsform — im Endlichen handelt es sich blos um Jahrhunderte; die Jahrtausende tragen schon den Keim der ewigen Vergessenheit in sich und sprechen höchstens noch zu der Nachwelt durch die Hyeroglyphen der Fossilien.

Ich kam auf der Fahrt nach Chicago *vis-a-vis* einer jungen, zweihundertpfündigen Irländerin zu sitzen, die noch ganz grün soeben von der Smaragd-Insel herüber nach Amerika kam. Sie brachte rosige Wangen, starke Fäuste und die katholische Religion mit ins Land der Verheißungen und der vollen Fleischtöpfe. Auch waren da kerngesunde deutsche Mädel und deutsche Bursche, die alle nach dem Westen zogen, wo noch Raum genug ist für ganz Deutschland, die gekrönten Häupter mitgerechnet, falls ihre Unterthanen treulos sie verlassen sollten, um hier frei zu sein. Freilich wäre es vernünftiger, wenn die Unterthanen die gekrönten Häupter herüberschickten, die es im schlimmsten Falle nicht nöthig hätten, die Lausefahrt im Zwischendeck zu machen und die hiesige Freiheit mit schweren Leiden zu erkaufen; aber, aber, Unterthanenverstand verträgt sich mit Vernunft nicht, und souverain ist hier selbst bei uns die Unvernunft, *and that is the great political riddle, solved by carpenters, railsplitters, and by tailors,* zum Staunen der größten Staatsmänner in Europa.

Ich präsentirte meinem *vis-a-vis Sugar Crakers* und Pfirsiche und sie nahm und aß; ich reichte ihr mein Fläschchen mit herrlichem Cognac aus dem Keller des Herrn Diecke von Pittsburg und sie nahm und trank; auch bot ich ihr ein Stück von einer Wurst an; doch sie nahm es nicht und sprach: *it is Friday.* Ich aber sagte: *that is right; if you think meat on Friday a sin, dont eat it,* denn ich halte ja dafür, daß alles das, was man gegen die Stimme seines Gewissens thut, unglücklich macht; also auch Fleischessen an einem Freitag. Könnt Ihr Etwas einwenden gegen dieses mein Axiom? Ich habe, obschon ich freilich im Punkte des Fleisches kein katholisches Gewissen besitze, mich stets an dieses Axiom gehalten, befinde mich innerlich ganz wohl dabei und bin doch auch äußerlich in Hinsicht des Genusses nicht zu kurz gekommen. Nur bedaure ich, daß es auch für den Ungläubigen der Fasttage viele, nur zu viele giebt, wo Abstinenz zur schweren Buße wird. Nun, die Civilisation erheischt eben, wegen der vielen Vortheile, die sie den Schwachen über die Starken bietet, auch ihre Opfer, ihre Bußen, welche sich Manche selbst auferlegen und deren Andere sich *nolens volens* unterziehen müssen, um — tugendhaft zu sein.

Zu Crestline, wo sich die Bahnen kreuzen, mußte ich eine Nacht überliegen. In Chicago hatte ich gerade so viel Zeit, um bei Kalisch zu diniren und in May's neuer Restauration Kaffee zu trinken. In Milwaukee hatte ich über Sonntag, zwei Tage zu verweilen; nicht um zu collectiren, sondern um vom Collectirten für meinen Sohn Samuel, der, als Schüler in Engelmann's englisch-deutschem Institut, jetzt sehr brav und in seiner Klasse sogar der Erste ist, so auch für meine beiden Bräute zu St. Paul, für Hochzeitsgeschenke, zu verausgaben.

Der Sonntag bot dieses Mal weder eine Theatervorstellung, noch sonstiges Vergnügen. In der Turnhalle war eine Bauchredner-Production des Herrn Graff angezeigt; doch Unwohlsein des Ventroloquisten und Tausendkünstlers hat mich um den Genuß gebracht. Ich machte Montags vor meiner Abreise seine Bekanntschaft im St. Charles Hotel, und fand in ihm eine extravagante, vielgereiste und sehr interessante Persönlichkeit. Unter den vielen Gästen im Hause waren auch Herr Apotheker Schütze aus St. Louis und Herr Methua mit seiner liebenswürdigen Gattin und dramatischen Künstlerin Schaller, die auf der deutschen, sowie auf der englischen Bühne sehr gewandt ist. Seltsame Begegnung in der That! Methua kannte mich aus der Fackel und sagte, er habe mir, als er noch Jüngling war, einen Brief aus Vicksburg geschrieben und darauf Antwort erhalten. Was mich besonders freuen konnte, war, daß er mir den Rath, den ich ihm damals ertheilt hatte, *ex tempore* citirt, und welcher folgendermaßen lautet: „Fürchten Sie den kühnsten Flug Ihrer Gedanken nicht; lernen Sie entbehren und leben Sie nie auf Kosten Anderer." Er hat den Rath befolgt, und in seiner jetzigen Lage braucht er Nichts zu entbehren, was das Leben eines le-

bensfrohen Menschen angenehm macht. Ich notirte den Satz in mein Notizbuch, theile ihn hier mit," damit dieser Rath auch anderen Jünglingen als Richtschnur dienen möge. Wer ihn befolgt, wird es gewiß nicht zu bereuen haben.

Auch hatte ich das Vergnügen, im gebildeten Kreise Geisberg und Weißkirch angenehme Momente zu genießen und hier die Schriftstellerin Mathilde Anneke nach vier Jahren wieder zu sehen. Sie kehrte vor Kurzem aus der Schweiz nach Milwaukee zurück und gedenkt in Bälde mit Fräulein Kapp, einer hoch gebildeten Dame und ausgezeichneten Lehrerin, ein Damen-Institut zu eröffnen. Das Unternehmen ist ein schwieriges; doch kann es, mit solchen Kräften, an gutem Erfolg nicht fehlen.

Von Milwaukee reis'te ich, ohne Aufenthalt, *via* La Crosse nach St. Paul, wo ich nun voll auf zu thun haben werde, um die Hochzeit von zwei Töchtern zu feiern und die Uebersiedelung nach Cincinnati zu arrangiren.

Auf und nieder schwankt die Waage;
Heute Lust und morgen Plage.

September, 1865.

Es giebt allerlei Streifzüge der Menschen auf Erden, der himmlischen nicht zu gedenken, über deren Beschaffenheit ich jedoch von keinem Cyriax'schen Geist noch Kunde erhielt, um auch ihrer zur Erbauung und Belustigung der Leser Erwähnung zu thun. Die Erde ist ein sehr großer Klumpen, auf dem sich von einer unbedeutenden Höhe der längste und der dickste Mensch, und wäre er Doctor mit einer Allonge-Perücke oder General-Major mit einem Federbusch, eben nicht größer ausnimmt als eine photographirte Puppe. Vergleicht man die Erde mit dem Universo, so ist sie kaum ein Maulwurfshügel und die Menschen die kleinen und die großen, die schwarzen und die weißen, die Narren und die Weisen, die Stutzer und die Päpste, verlieren sich so sehr aus dem normalen menschlichen Gesichtskreis, daß sie nicht nur nicht als Molekulen erscheinen, sondern als Imponderabilia analogisch und specifisch als unwägbar betrachtet werden müssen. Seht denn, Ihr stolzen Eroberer, Ihr eitlen großen Männer, wie Ihr, unter gewissen Bedingungen betrachtet, unter die Milbengröße herabsinkt, und nimmt man Euch erst den Nimbus, der, wenn auch noch so groß, nicht größer als der Zirkel eines Spinnengewebes, so sinkt Ihr, selbst im besten Lichte betrachtet, zur Größe eines Liliputaners herab. Und dennoch so viel Hochmuth, so viel Aufgeblasenheit, solche Abgötterei unter den zweibeinigen, vernunftbegabten, rassenveredelten Orangutans! Cook war ein Streifzügler im Großen; denn er umsegelte ja die Welt; Humboldt bereiste auch einen großen Theil der Erde; aber so auch gar viele Matrosen; nur mit dem Unterschied, daß diese der Nachwelt keine wissenschaftlichen Resultate hinterlassen, und selbst Matrosen-Abenteuer blos in Romanen geschildert werden. Das Wort groß ist auch bei Reisen relativ. Die meisten Menschen beschränken ihre Streifzüge blos auf den kleinen Raum ihres Geburtsplatzes; unter die Zahl dieser glücklichen *glebae adscriptorum* gehörte auch mein Urgroßvater und Großvater, indeß mein Vater schon Reisen machte von etwa hundert deutschen Meilen und meine Wanderungen, Fahrten, Ritte und Streifzüge sich auf Tausende von Meilen belaufen. Da heißt es nun freilich: „Er hat große Reisen gemacht;" doch was sind Ungarn, Deutschland, Schweiz, Frankreich, Italien, England, Griechenland, Türkei und die Ver. Staaten, wo ich gestreifzügelt, im Vergleich zu dem Erdball! Eine geistreiche Französin machte eine Reise „um ihr Zimmer," so ohne alle Beschwerde, und dennoch, gewiß, sehr interessant war. Der Eine studirt bei seinen Streifzügen Character, Sitten und Gebräuche; der Andere sucht exotische Pflanzen, Käfer, Steine und Thiere und bringt sie in wissenschaftliche Systeme; der Engländer reis't, um im Ausland wohlfeiler zu leben als zu Hause, und ich reis'te meistens aus innerem Drang, ein Stück Welt zu sehen und das Gesehene und Erlebte Anderen mitzutheilen.

Der Streifzug dieses September Monats dreht sich meist „um meinen Garten" und um den Spiegel meiner Kinder, in welchem sich ein liebender Vater naturwüchsig und verzeiblicher Weise *so gerne* beschaut und sich freut, wenn er rein zeigt und keine Flecken hat.

Hätte nie gedacht, als ich, ein alter Junggeselle ein siebzehnjähriges Weib zur Seite nahm, daß ich das Glück erleben werde, die Hochzeit meiner Töchter zu feiern, und zwar auf eine splendidere Weise als es die meinige gewesen. Welcher Contrast! In Gegenwart einer buckligen, alten Jungfrau, im Nebenzimmer eine kranke Tante derselben, stand ich da, selig wie ein Gott im Olymp, mit meiner schönen Sarah — beide ohne Brautkleid, ohne die Stola für den Act als uns Herr Redner Ginal in Philadelphia nach einem sehr frugalen Souper so zu sagen aus dem Stegreif zusammengekoppelt hat. Und jetzt sind Mutter, Töchter und Näherinnen mehre Wochen lang beschäftigt, um die beiden Bräute auszustaffiren, die an Einem Tage, am 14. September, getraut werden. Da werden denn die Räume ausgemessen, um zu sehen, wie viele Gäste man placiren könne, und da das Speisezimmer blos für vierundzwanzig Gäste Platz hat, und die Eltern und Kinder der Bräutigame mit unserem eigenen Personale diese Zahl beinahe in Anspruch nimmt, so können blos Einige unserer wenigen Hausfreunde eingeladen werden. Die geschäftige Hausfrau, ihrer eigenen Trauung im schlichten Cattunkleide vergessend, oder sich dafür revangirend, bietet Alles auf, um ihre Töchter so anständig wie nur möglich auszustaffiren und den Festabend durch eine Tafel zu verherrlichen, die den Gästen Nichts zu wünschen übrig lassen soll. So war es denn auch. Der Himmel, wie man zu sagen pflegt, hing voll Baßgeigen. Man schien

schon drei Wochen vor der Hochzeit den Polterabend in Hymens Tempel zu feiern. Es geht doch Nichts über ein verliebtes Mädchen, an der Schwelle der Verwirklichung ihrer geheimsten Wünsche! Verzierte Kuchen mit passenden Devisen und sonstige Delicatessen, Welschhühner und Champagnerflaschen ließen mich momentan in Zweifel, ob ich im eignen Hause wohne, oder ob das Alles eine improvisirte Stelle aus dem „Tischel deck dich" sei. Es ging da wirklich zu, wie im Haus des reichen Mannes; denn ich opferte ja Alles, was ich eben so glücklich war, opfern zu können. Ich frug mich zuweilen im Stillen, ob ich denn wirklich derselbe sei, der es als Redacteur der alten und neuen Welt mit acht Dollars per Woche Gehalt gewagt hat, zu heirathen; derselbe, den alsbald der grausame Schneider für den ersten auf Credit bestellten amerikanischen Anzug verklagt und ein braver Mann durch seine Bürgschaft vom Schuldgefängniß gerettet hat; derselbe, der oft alle Schubläden mit seiner Dulcinea durchstöberte, um Kupfer zu finden für Brod und Butter; derselbe, der seine Uhr versetzte, um in New York als Nationalistenredner Kost und Logis für eine Woche zu bezahlen; der ins Pfandhaus ging, um als unglückseliger Gastwirth in der Duane Straße ein Stück Meubel oder Bettzeug zu kaufen; der im Jahr 1848 zu London und Hamburg Pech hatte und seine Passage im Zwischendeck mit einer von einer Gräfin in Ungarn zum Andenken erhaltenen goldenen Uhr entrichtete; der nach vieljährigem Streben und Arbeiten stets mit Sorgen und Schulden zu kämpfen hatte; kurz, ich frug mich, ob ich denn wirklich der arme Fackler sei? Ich fühlte mich denn um so glücklicher, nach all dem Misere durch Fleiß und Beharrlichkeit mir endlich auf selbstgeschaffener Bahn eine sorgenfreie Existenz errungen zu haben.

Auch der Himmel war in der Septemberwoche zu St. Paul stets heiter und ich ergötzte mich an den Blumen und Pflaumen des Gartens und pflegte die Beete, unbeachtet der Tag nicht mehr fern war, an dem ich dies mein kleines Paradies für immer werde verlassen müssen. „Nicht für Euch pflüget Ihr Ochsen," sagt Virgil. Nicht für meine Lebensdauer pflanzte ich Bäume und in der so sauer errungenen idyllischen Villa werden sich bald Andere ihrer Reize freuen. Es ist eben Nichts beständig im Leben als — der Wechsel, und wenn auch ungern, so werde ich doch ohne Murren und Klagen aus Eden scheiden. So lange der vernünftige Mensch sich selbst nicht verliert, hat er Nichts verloren, und die Welt bietet neben den unvermeidlichen Leiden und Plackereien überall auch Genuß und Freuden. Ja, ungetrübte Freuden gibt es kaum. Auch meine Hochzeitsfreude war nicht ungetrübt; denn ich mußte entweder despotisch gebieten, daß die Trauung durch keinen Geistlichen vollzogen werde, oder ich mußte mich in den ausdrücklichen Wunsch der Eltern der Bräutigame fügen. Im ersteren Falle wäre ich durch äußerste Consequenz als Fanatiker erschienen und hätte Allen die Freude verdorben; im letzteren, der Mehrheit nachgebend, störte ich die Harmonie des Ganzen nicht und hatte das Weh, in meiner Stellung dem Pfaffenthum gegenüber, nur allein zu fühlen. Man bestellte einen Prediger der Episcopal-Kirche; einen an und für sich sehr intelligenten und liebenswürdigen Mann, den ich ersuchen ließ, eine passende Rede zu halten und nicht zu beten. Die Hochzeitsgäste erschienen und auch Se. Ehrwürden, der mich alsbald versicherte, daß er streng nach kirchlicher Vorschrift die Trauung vollziehen müsse. Wohl, sage ich, thun Sie denn, was Sie müssen; ich werde Sie nicht hören. Was mich betrifft, so kann ich Alles ruhig mit anhören und meinetwegen hätte die Trauung eben so wohl ein jüdischer Rabbi, ein türkischer Mufti, oder der heilige Vater von Rom vollziehen können; doch der falsche Schein, der durch „einen Pfaffen im Hause" auf mich fallen mußte, der war es, so mich schmerzte und mich auch wieder im Glauben bestärkte, daß es schwer ist, gegen die Macht der Kirche anzukämpfen, die sich indirekt bereits in hohem Grade unseres Staates bemeistert. Uebrigens war die Episcopal-Form einfach und, den darin erwähnten „dreieinigen Gott" abgerechnet, sogar vernünftig und erbaulich. Nur bei dem: *Father, Son and Holy Ghost* fühlte ich einen electrischen Schlag, der sich plötzlich meinen mir gegenüberstehenden Freunden mittheilte und in einem sarkastisch dreieinigen Lächeln vibrirte. Wir waren Atheisten; der Eine Jude von Geburt.

Das stille Weh war flüchtig und bald übertäubt von dem Gefühl der inneren Freude, als die Brautpaare feierlich dastanden im Frühling des Lebens und sich, zu Thränen gerührt, nach der Trauung küßten. Es war dies unbedingt der schönste Abend meines Lebens, der wie ein Stern glänzen wird am Horizonte meiner vielen angenehmen Erinnerungen. Die beiden Jünglinge, schön und kerngesund, der Eine in schwarzer Civilkleidung, der Andere in Offiziers-Uniform, und die beiden Mädchen, Isabella, einer üppigen Magyarin ähnlich, Cora, zart wie eine Hebe, beide weiß gekleidet, formirten eine Gruppe, die einem Künstler als Modell hätte dienen können zu einem herrlichen Tableau.

An der Tafel präsidirte der Frohsinn, und Alles war heiter und glücklich; nur der geistliche Herr hatte in einen sauren Apfel zu beißen, der ihm Bauchgrimmen zu verursachen schien; denn meine Frau, etwas vorlaut und naiv, sprach zu ihm in Englisch: Wohl, Doctor, ich hoffe, Sie werden es nicht gegen das Dogma Ihrer Kirche finden, die Champagne-Flasche zu öffnen, die vor Ihnen steht. Der Kork flog mit einem Knall zum Plafond; der Doctor aber erwiderte Nichts, blieb verstimmt und empfahl sich sogleich nach dem Festessen. Und — die Erscheinung rauschte vorüber, wie alles Erlebte, Nichts zurücklassend als die Erinnerung.

Am nächsten Tag reiste Cora Hubbard mit ihrem Gatten und ihren Schwiegereltern nach ihrer neuen Heimath ab, nach der Farm am See Pivin. Einige Tage später ging Isabella Peterson mit ihrem

Gatten nach Buffalo, N. Y., wo er im Fort Porter stationirt ist, begleitet von meiner Gattin und dem jüngsten Sohne. Ich aber, Ahasverus, der keine bleibende Stätte haben soll und sich auch nach keiner sehnt, blieb zurück um — auf dem Wege der Versteigerung Haus und Meubles zu verkaufen. Da gab es denn wieder eine ganz andere Erscheinung mit der rothen Auctionsfahne auf den Stacheten des Gartens aufgepflanzt. Auch bei dieser höchst prosaischen Affaire des „zum ersten," „zum zweiten," „zum—zum dritten Male" war mir Fortuna hold; denn es wurde Alles für guten Preis verkauft.

„Ausgebrannt, doch ruhig stand das Haus" das ich am ersten October zu räumen versprach. Nachdem gleichsam der Blitz in die Familie geschlagen, um sie in Alle Winde zu zerstreuen; nachdem keine heiteren Lieder wiederhallten, kein Clavier ertönte, keine Spur von Comfort mehr sichtbar war, und ich einige Tage die Stelle des Koches zu spielen und mit dem ältesten Sohn auf dem Flur auf einer reservirten Matratze zu schlafen hatte, blieb mir in St Paul nichts mehr zu thun übrig, als Alles zu bezahlen, was ich zu bezahlen hatte, um ohne Schulden und ohne Schuld zu scheiden; Typen, Bibliothek, Bilder und Verlagsschriften zu verpacken und — nach Cincinnati zu verschiffen. Bald darauf war ich reisefertig, durchflog mit trunkenem Blicke die symetrischen Räume des Gartens, liebkoste jede Blume, wie beim Scheiden ein Liebender die Geliebte liebkoset, sandte den tausendjährigen zwei Eichen ein lautes Lebewohl zu, blickte am Scheidewege zurück nach meinem verlornen Paradiese, wo ich so glücklich, oft so selig war, und —*All on board* scholl es in meine Ohren — das Dampfboot stieß vom Ufer und hin schwamm ich, von Samuel jr. begleitet, auf den Fluthen des Mississippi nach Lake City, um dort für längere Zeit von meiner lieben Cora zu scheiden. Das glückliche Paar! Ach, der jungen Liebe; wenn sie doch ewig grünend bliebe. Sie begleitete mich, mit ihrem *dear* Clarence, in einem Buggy 18 Meilen bis Wabashaw, wo ich an Bord eines Dampfers ging, daselbst meine älteste Tochter und den zweiten Sohn traf, mit denen ich nach dem Ziele der neuen Bestimmung fuhr. Alles ist veränderlich und dem Wechsel unterworfen. Der Moment der Gegenwart gehört schon der Vergangenheit an, und ein dichter Schleier umhüllt des Menschen Zukunft.

Für die Fackel.

Das Ganglion-Nervenleben.

Von Dr. Joh. Bischoff.

Es ist eine zu beherzigende und frappante Thatsache, daß dem so wichtigen Ganglion-Nervenleben in belehrenden Schriften und Journalen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Dieser Nerv ist es ja, der durch unseren ganzen Körper verbreitet ist und alle anderen Nerven und Gefäße lymphatischer Natur, oder Blutgefäße, eifersüchtig und besorgt, bald bekleidet, bald unbekleidet, berührt und sie nie im Stich läßt. Fast ausschließlich nur in den Lehrbüchern über Anatomie und der sich auf unseren Corollarien basirten Physiologie wird über diesen Kobold von einem Nerv genügende und belehrende Rücksicht genommen. Natürlich kann dabei die Pathologie, als Lehrerin der Abweichungen von den Nerven, ihr nicht entzogen werden, sondern muß sie vielmehr stets schwesterlich begleiten.

Vor Allem glaube ich einen Unterschied zwischen Ganglion und *plexus* (Geflecht) machen zu müssen; denn während ein Ganglion seine Nervenfasern in sich selbst aufnimmt, und manchmal sogar auf der entgegengesetzten Seite, oder auch bei manchen Knoten nebenan abgiebt, erweist es sich bei einem Plexus, daß die Nervenfasern stets blos Verschlingungen machen, welche immer ein und dieselben Nerven bleiben, sich nirgends mit einer und derselben Nervengattung vereinigen, oder die Absicht zeigen, es thun zu wollen und zwar auch nur in einer und derselben Richtung zu dem Orte ihrer Bestimmung ihre Wanderung fortsetzen, blos um Rapporte von den in einem solchen Plexus befindlichen gangliösen Nervenfasern aufzunehmen und weiter zu befördern

Wir wissen und sehen täglich, daß unser Wünschen, unser Wollen oder Nichtwollen mit Blitzesschnelle an der Stelle seiner Bestimmung anlangt und von den Ganglionen capirt und occupirt wird, folglich wir auch die angenehmen oder unangenehmen Wirkungen je nach ihrer quantitativen Stimmung wahrnehmen.

Sobald wir uns in die Historie dieses Kobolds von einem Ganglion einlassen, seine Actionen, wenn auch nur oberflächlich, beobachten und sie nach ihrem Werthe würdigen, so kommen wir bei näherer Betrachtung unmittelbar auf den Kriegsfuß mit den dem großen und dem kleinen Gehirn zugeschriebenen, uns scholastisch eingeimpften Ansichten der imperatorischen Thätigkeit des großen und kleinen Gehirns. Für das Dafür oder Dagegen kann Niemand Belege liefern; denn wir können ohne das Centrum unseres Gehirnkastens ebenso wenig existiren, als ohne den Ganglionnerv; doch sah ich in Wien im allgemeinen Krankenhause einen alten Krieger, dem der größere Theil des vorderen Lappens vom großen Gehirn auf der linken Seite beinahe auf die *sella turcica* (Türkensattel) von einem jedenfalls sehr scharfen Säbel, sammt seiner knöchrigen Bedeckung förmlich abrasirt war, und mit jenem Krieger sprach ich oft, auch über ernste Gegenstände, jedoch mit der Eigenthümlichkeit, daß er nach beendigtem Gespräch alles Gesagte total vergessen hat. Fragen wir nun ganz aufrichtig: was würde geschehen sein, wenn ein ebenso großes Stück eines Ganglionnerves von derselben Extension und Circumferenz verloren gegangen wäre? Die Antwort liegt zu nahe, um sie erst lange suchen zu müssen: „er wäre gestorben."

Dieser Ganglionnerv hat wohl nicht vergebens seine vielen Ganglions; umsonst gaben ihm meine äsculapischen Vorfahren wohl nicht den Spitznamen *nervus sympaticus* (sympathischer Nerv). Den ruhmreichen, gewichtigen und egoistisch-

materiellen Namen *nervus vegetativus* (vegetativer Nerv) verdient er ganz gewiß im vollkommensten Maaße.

Wo entspringt oder beginnt denn nun dieser vegetative Nerv? Die Frage ist ebenso schwer zu beantworten, als diese: wo fängt ein Kreis an, sei es ein mathematischer oder elyptischer, kurz eine in sich selbst zurückkehrende Linie? Man müßte antworten: überall und nirgends. Alles muß jedoch eine Radix primitiva (Urwurzel) haben, ausgenommen „der himmlische, elektrische und stets verborgene Gott.

Demnach wird es in der Ordnung sein, die Beschreibung mit dem größten Ganglion, mit dem ganglion solaris (Solar-Ganglion) zu beginnen. Dieses hat die Natur sehr vorsichtigerweise und vorsorglicherweise hinter einen ziemlich dicken Omentum (Fettschutz) und über die vordere Oberfläche der Magenwendung placirt, wodurch er gegen Kälte, Druck, kurz gegen äußere und innere Feindseligkeiten möglichst gut geschützt wird.

Der Name dieses Ganglions ist einer der bezeichnendsten in der Anatomie der Nervenlehre; denn so wie die Sonne ihre Wärme und ihre Lichtstrahlen excentrisch abgibt, verfährt auch er und führt es aus bis zum äußersten Ende des os coccigus (Steißbein, bis zum Penis (männliches Glied) und zum Anus (After), ebenso auch bis zur Glandula pineales (Zirbeldrüse) oder zur Iris (Regenbogenhaut) und bis zu der Haarwirbel meiner Stirne (Hinterste). In der Bauchhöhle scheint er seine ursprüngliche Haushaltung nicht unabsichtlicher Weise aufgeschlagen zu haben; denn wenn nicht alle Erscheinungen, oder vielmehr alle Experimente trügen, so ist und bleibt der Magen der Focus unserer Existenz. Ich bekräftige dies mit den Worten meines sehr achtbaren Professors Rockodanský in Wien, der da sagte: „Wir Menschen gleichen wärmenden Oefen, die von Zeit zu Zeit der Heizung bedürfen."

Nun, können wir wohl dasselbe von unserem großen und kleinen Gehirn sagen, oder es gar von der medula oblongata (verlängertes Rückenmark) behaupten? Gewiß nicht.—Diese wirklich graue Substanz, dieses oft so prahlerisch hingestellte und definirte Gehirn hat durchaus keine Bevorzugung anzusprechen, weil dieser sympathische Nerv mit diesen beiden Substanzen, dem großen und dem kleinen Gehirn, somit der Medula oblongata seine Herrschaft oberherrlich theilt.

Indem wir der Wanderung dieses oberherrischen Nervs folgen, wollen wir zuerst bis zur Leber gehen und das Pancreas (Gekröse) im nicht ausgefüllten Zustand des Magens hinweglassen. Er zeigt uns an, daß er dem Quale und Quantum (wie und wie viel) der diesem Organe von der Natur zum Auftrag gegebenen Absonderung von Galle eine besondere Aufmerksamkeit schenkt; daher thut er es auch mit einem kleinen Geschwader von Ganglien, Aesten und Aestchen, von denen jedes unserer unteren Hohlader seine verliehenen, wie auch seine modinirenden Wirkungen, je nach seinem von Außen kommenden Reiz erfährt, ihn pünktlich mittheilt und uns Menschenkinder, oder besser gesagt, Ebenbilder Gottes, hübsch zu Hypochondristen, oder auch zu Amateuren alles Schönen, Edlen, Wahren, Gemeinnützlichen u. s. w. macht.

Gehen wir um einige Zoll weiter in die Bauchhöhle hinab, so finden wir den plexus umbralis (Nabelstrang), von welchem aus die arteria spermatica (Saamenarterie) mit ihren Zweigen und Knoten oder Ganglien versehen und bekleidet wird. Der Saamennerv, oder die nicht umsonst so hoch oben entspringende Saamenader, wird ebenfalls sorgfältig bekleidet. Die längste der Arterien, die ohne Zweige in unserem Körper fungirt, ist sicher diese Saamenader und zwar nur, weil sie die Ausfüllung der cavernosen Körper, bei dem blitzesschnellen Eindruck, zur Aufgabe hat und es auch ersah unangemäß thut; vorausgesetzt, daß keine Art von spirituellen, oder imaginären, oder gar physischer Gegenwirkung stattfindet. Welchen Höllenspektakel dieser plexus papalis (Geschlechts-Nervengeflecht) in der durch die Geschichte des menschlichen Lebens oft so fürchterlich bezeichneten Carriere der Eifersucht aufführt, wissen oder sehen wie häufig vor unseren Augen; und unsere Polizeigerichte bestätigen es durch die Chronik scandaleuse, um weiterer Citate benöthigt zu sein. Glücklich, wer diesem sympathischen Nerv eine vernünftige Spitze bieten kann.

Die untere Hälfte des plexus solaris des sympathischen Nerves will ich unberührt lassen, weil ich ja doch Vieles unerwähnt lassen muß, was zu einer vollkommenen Beschreibung führen würde, wie z. B. der Plexus pupalis unter dem Uterus (Gebärmutter), die Ovaria (Eierstöcke) bis zum Clitoris (Kitzler) herab, weil ich mir es schon ein Mal durch einen ähnlichen Artikel über Hysterie, mit dem schönen Geschlecht verdorben habe und mir daher keinen zweiten Versuch erlaube. Der Stoff wäre zwar für ein intelligentes Publikum reichhaltig und interessant; doch „contre la force il n'y a pas de resistance."*) (Gegen die Gewalt giebt es keinen Widerstand.) (Als den der Vernunft und Weisheit.)

Nun wollen wir diesen herkulischen Nerv des Plexus solaris nach aufwärts verfolgen, wo er mit der Speiseröhre durch das Zwergfell in die Brusthöhle hineinkommt, und wo er, in Hinsicht seiner eigenen Qualität, also auch in Betreff seiner Actionen, wieder vielen Spektakel macht. Sobald wie mit ihm in die Brusthöhle hinaufgestiegen und hineingekommen sind, sehen wir alsbald einen kleinen Zug von Aestchen auf der einen Oberfläche des Zwerchfells abgehen, das sich mit dem pneumogastrischen Nerv, dem Nervus vagus (herumschweifenden Nerv) in Verbindung setzend, sich dem Nervus cordialis (Herznerv) und Nervus pulmonalis (Lungennerv) nähert, sich in denselben verwebt, und seine Heerschaft daselbst nicht nur zu zeigen droht, sondern auf eine mehr oder minder unsanfte Weise auszuführen weiß; weswegen wir auch so

---

*) *Que—la resistance de la raison, de la sagesse.* L.

häufig zu sogenannten Brustkranken gerufen werden, bei denen ein organischer Fehler so wenig vorhanden, wie bei einem östreichischen Silbergroschen. Die Keuchereien, so uns da begegnen, beruhen auf weiter Nichts als auf einer hypersthenischen Thätigkeit dieses sympatischen Nerves, welcher auf das Geschwindeste durch eine entsprechende Conversation geheilt werden können, während pharmakologische Medicamente uns zu Charlatanen machen würden. Unter den vielen Geflechten, so dieser Heros der Nerven hier macht, wollen wir blos des Plexus cordialis und pulmonalis erwähnen.

Wer, oder was macht uns bei tiefer Trauer, ebenso bei excentrischer Freude in Ohnmacht fallen? Ist es irgend ein sensitiver, ein motorischer oder gar specifischer Nerv? O, nein. Es ist ganz einfach der sympatische Nerv, dem diese Action zugeschrieben werden kann. Unser Herzklopfen z. B. nach intensiver Freude, oder nach Leid, wird ganz sicher von keinem andern Nerv hergeleitet und ausgeführt. Beispiele erklären dieses Alles oft genug und wiederholen sich nur zu häufig, um auch nur dem leisesten Zweifel Raum zu lassen. Exempla sunt odiosa.

Die Partie, oder das kleine Geschwader, das zur Lunge führt, macht zunächst Freundschaft mit den Arterien und Venen der Lunge. Kaum ist jedoch diese Arbeit abgethan, so beobachtet dieser Kobold die Art der Arbeit eines jeden Nerverchens und Nerves anderer Natur, als er selbst ist und zwar eifersüchtig, damit ja sein Name keinen Schaden leide am Ruhme seiner Oberherrschaft.

In asthmatische Angelegenheiten kann ich mich natürlich nicht einlassen, weil dieselben ihre Primitivursachen vorzüglich in organischen Fehlern haben, die unsern sympathischen Nerv gar nichts angehen. Indem wir die Nervengeflechte unserer beiden Candidaten betrachten, ihre schmeichlerische Aufnahme von Zweigchen anderer, also sensitiver Nerven, — während dem er sie doch so meuchlerisch straft, kommen wir am Kehlkopfe vorbei direkt in die Schädelhöhle. Den Larinx (Kehlkopf) dürfen wir nicht so stillschweigend übergehen, denn hier hat unser sympatischer Nerv häufig mit den sehr kleinen Ligamentis crucialis (Stimmritzenbänder) zu thun, wenn er, wie eingeschlafen, seiner Hauptverrichtung vergißt, dann alsbald eine schnarchende, anstatt harmonische Vibration annimmt und dem Zuhörer, trotz aller Oberherrschaft, Beweis von der Möglichkeit einer Ermüdung liefert. Trotz alledem sollte man jedoch meinen, daß er Herr sei über diese vier Stimmritzenbänder, so mit den daneben vom Gehirn herunter laufenden Nerven, weil er sonst, wie Exempla lehren, keinem sogenannten Bauchredner — bei dem doch die Stimme, oder besser gesagt, die Luftsäule eine sehr breite sein muß — erlauben könnte seine Productionen einem perplexen Publikum gegenüber aufzuführen, das den Sprecher in irgend einem unterirdischen Gehäuse, in einem Keller oder dergleichen suchen zu müssen glaubt und für akustische Täuschung hält, was es auch in der That ist. Im Innern des Gehirnkastens, der Schädelhöhle, angekommen, wollen wir durch das große Hinterhauptloch hineingehen, dort sehen, wie er an beiden Seiten, der partis basilaris ossis sphenoidei hinauf, vorher viele Ganglien und Zweigchen an das kleine Gehirn abgiebt, bis zum Türkensattel gelangt, wo er der bereits erwähnten glandula pinealis an beiden Seiten seine sehr artige Aufwartung macht, dieselbe entweder amusirt oder annyirt; daher wir auch das A n g e n e h m e so leicht behalten, während das Unangenehme gleichsam auf dem Fittig eines Vogels verschwindet. Die äußerst interessante Lebensgeschichte der Zirbeldrüse gehört, wenn ihr Genüge geleistet wird, in ein anderes Gebiet, als das unserer Darstellung ist. Zum Schluß reisen wir der hinteren Portion des ganglion ophtalmicus (Augennervgeflecht) vorüber, von dem es seine Zweige bekömmt, was wir bei einem gut entwickelten delirium tremens (Säuferwuth) sehen, ohne den nervus abducius oculi (abziehenden Augennerv) zu verlassen, bis zur glandula lacrymalis (Thränensack). (Ich wollte, ich hätte einen Schoppen von lacrima Christi aus Neapel; welcher Gusto wäre das nicht!) Hier sehen wir die divergirendsten Impressionen dieses Ganglionnerves bei dem einen oder anderen Individuum, je nach dem Entwicklungsgrade, oder vielmehr der Veranlassung dazu, so er empfangen hat. Seine Verbindungen und egoistisch herrischen Einflüsterungen auf die Gehirn- und Rückenmark-Nerven will ich schließlich noch etwas specialisiren. Als Anhang sei denn gesagt:

Auf verschiedene Facultäten, welche unserem menschlichen Körper eigen sind, Bezug nehmend, wird wohl mancher Leser sich wißbegierig um den Sitz des Verstandes, der Vernunft so uns doch vor anderen Thieren auszeichnen soll, ernstlich bekümmern. Wo soll man z. B. die Phantasie, die Liebe, die Eifersucht suchen? Im großen, oder im kleinen Gehirn, oder im sympatischen Nerv? Ich erwidere darauf, daß man die Eigenschaften oder Fähigkeiten irgend eines organischen oder anorganischen Körpers nur dann inne wird, wenn man experimentatisch weiß, welche Eindrücke seine sichtbaren oder fühlbaren Einwirkungen auf uns machen. Vorher, ohne Experiment, bleibt uns das Gebiet des Zweifels vollständig offen, oder wir werden sogar zum Spielball eitler Illusionen.

Die Vernunft, die Berechnerin der Folgen irgend einer Handlung, wird — etwa nicht mit Unrecht — als die oberste Facultät unseres Erdenseins betrachtet, oder wohl gar als solche verschrieen — sie muß in jeder Branche der Gesellschaft Rechenschaft ablegen, oder sie wird, ihres Namens unwürdig, als Unvernunft blosgestellt, was für einen Menschen eben nicht schmeichelhaft ist. Sagte ich z. B. einem Schulknaben, Eins sei Drei und Drei sei Eins, so würde er mich mit Recht einen Ignoranten nennen. Unsere Gehirnthätigkeit beweis't dies durch das Impugniren des Unsinns, und der nervus sympaticus, der diese Action mit dem Beweis des Gegentheils, dem Eckel, der

Verachtung, der Entrüstung u. s. w., oder gar mit handgreiflicher Demonstration sanktionirt, sendet alsbald seiner motorischen Kraft, welche ihrerseits die Muskeln commandirt, entsprechende Befehle ab.

Die Eifersucht ist nach Saphyr's Definition, eine Sucht die Leiden schafft. Ganz wahr. Lassen wir aber unseren sympathischen Nerv materiellen Mangel leiden, so wird sich alsbald die Eifersucht mit ihren Leiden in einer Sucht nach Nahrungsmitteln und fernerer Vegetation sehnen! Dem Anatom ist es jedoch, trotz seines bewaffneten Auges und Mikroskops, noch nicht gelungen, diese Sucht diesem oder jenem Nerv positiv zuzuschreiben; so viel ist jedoch gewiß, daß wir sie nicht in irgend einem Augennerv, sondern viel mehr, nach der specifischen Einrichtung und Action, in plexo pupali suchen müssen, bei welchem bekanntlich unser sympathischer Nerv eine so meisterhafte und commandirende Rolle spielt.

Die Eifersucht, so über den Werth einer Person, einer Sache, einer Handlung, nach Vergleichung und Abschätzung entsteht, paßt am Besten in die Sphäre des Egoismus, obschon dieser Kobold auch da nicht am besten wegkömmt.

Die Liebe hat meines Erachtens nach ihren Sitz in jedem Molekul unseres Körpers. Der deutlichste Beweis davon ist der Spiegel, in dem wir unser vielgeliebtes Ego (Ich) gar so gerne beschauen und für das Nichtzerbrochenwerden so ängstlich besorgt sind. Ich meine nicht den Spiegel an der Wand, sondern jenen, der in unserer Stube vor und neben uns herumwandelt, das heißt, unsere Descendenten, unsere Kinder. Wie viel Freude schafft uns nicht, bei vernünftiger und sorgfältiger Pflege, dieser Herr Sympaticus! während, wir in entgegengesetzter Richtung und bei verkehrter Erziehung so streng bestraft werden, an unserem theuren Seelenspiegel oft Verdruß haben, oder ihn auf dem Krankenbett durch den unerbittlichen Herrn Mors (Tod) zerbrochen sehen.

Die verschiedenen Benennungen welche die Liebe zu diesem oder jenem Gegenstande bezeichnen, sowie auch ihre Antipoden, Haß, Antipathie, Eckel, Abneigung, kurz Beziehungen so der Attraction fremd, und der Repulsion angehören, unberührt lassend, wäre es wohl geeignet, diesem Herrn Nervus auch auf religiösem Gebiet zu begegnen, um nachzuweisen, wie er auch da seine Oberherrschaft geltend zu machen weiß. Nur ein blödsinniger Laie könnte es wagen, diesem dominirenden Nerv seine Herrschaft auch auf religiösem Gebiete streitig machen zu wollen. Bei dem schönen Geschlecht spektakulirt und rumorit Herr Sympaticus mit ganz besonderer **V e h e m e n z**; vorzüglich, wenn der Herr Pastor noch in seiner jugendlichen Frische stehend mit Kraft und süßlichen Worten diesen Nerv andonnert und ihm zugleich schmeichelt, wodurch er den Appetit erweckt nach allerlei stillen Genüssen und Freuden im Himmel und auf Erden.

Wer geneigt ist, gegen diesen Heros und Kobold, den sympathischen Nerv, in die Schranken zu treten, dem rufe ich am Schlusse zu: „Nihil est in intellectu, quod non prius in sensu fuerat. (Es ist im Verstande Nichts, das nicht früher in den Sinnen war.)

Für die Fackel.

Die Beharrlichkeit des Weisen.

Nach stoischen Principien bearbeitet von S. Ludvigh.

Nach allen Lehren und Sitten der Alten, selbst der civilisirten Griechen und Römer, hatte der Mann zu herrschen und das Weib zu gehorchen. Die sogenannte „Heilige Schrift," welche in unserer christlichen Republik in so hohem Ansehn steht, und als „Wort Gottes" verehrt wird, gebietet ebenfalls, daß das Weib dem Manne unterthan sein müsse, welches Gebot bei jeder christlichen Trauung durch die Braut durch einen Eid besiegelt, oder besser gesagt, **v e r s i e g e l t** wird; denn kein Weib auf Erden genießt solche Vorrechte, wie das amerikanische und von Unterthänigkeit und Gehorsam gegen den Gatten findet man keine Spur in amerikanischen Ehen. Nun, das hat, den christlichen Meineid abgerechnet, sein Gutes; denn mit der zunehmenden Cultur des Weibes trite dasselbe in die „gleichen Rechte" mit dem Manne ein und die weibliche Sclaverei hat aufgehört. Meine jüngste Tochter an einen Christen, **a u f V e r l a n g e n d e r V e r w a n d t e n**, durch einen **P r e d i g e r**, sage Prediger der Episcopalkirche verheirathet, nahm die Formel der Unterthänigkeit mit Stillschweigen hin, was mir, in der That, Freude gemacht hat.

Der Unterschied, welcher nach der alten Doctrin zwischen Mann und Weib stattfindet, bestand zwischen den Stoikern und Andern, die sich Philosophen nannten. Diese verfahren mit geistigen und körperlichen Krankheiten wie gewöhnliche Aerzte, und heilen durch gelinde, theils drastische Mittel; der Stoiker empfiehlt nicht die Annehmlichkeiten des Lebens als das höchste Gut, sondern sucht sich und seine Adepten **ü b e r** das Vergnügen zu erheben, und sich **a u ß e r h a l b** der Schläge des Schicksals zu stellen.

Cato wurde von seiner Zeit nicht verstanden, und er hatte Schimpf und Hohn der Masse zu dulden; doch Cato erhob sich über jene Beleidigung, indem er einer Schule angehörte, die da lehrte, daß der Weise über Schimpf und Spott erhaben sei. Nach dem Fall der Freiheit wollte Cato nicht länger leben und mit seinem Tode besiegelte er das Buch der weisen Stoa.

Der Weise kann sich nicht über Indignation hinaussetzen; er fühlt das ihm erwiesene Unrecht; doch sein Geist erhebt ihn über dasselbe. Es giebt in der Welt Nichts, das so heilig wäre, um nicht durch Unverstand und Rohheit entheiligt zu werden. Nicht das ist unverwundbar, das nicht erreicht wird, sondern das, was, wenn getroffen, unverletzt bleibt. Stark ist nur Jener, den das Unglück nicht beugt, nicht Jener, der vom Volk geschmeichelt, gemächlich dahinlebt. Gleichviel, welche und wie viele Schicksals-

schläge den stoischen Weisen treffen mögen; seine Kraft besteht darin, daß er über Alle sich zu erheben weiß. Man mag einen Tempel niederbrennen, das Heiligthum desselben, ein Solches nämlich angenommen, kann nicht zerstört werden: so der Weise. Der Stoiker kann Nichts verlieren, über dessen Verlust gewöhnliche Menschen klagen und sich trostlos fühlen; er verwahrt Alles in sich selbst, zufrieden mit dem Bewußtsein der Tugend, so über alles Aeußere erhaben ist, das die Menge festhält. Das Unglück raubt dem Menschen blos Das, was ihm das Glück gegeben hat; die Tugend ist kein Geschenk des blinden Glücks, kann also von ihm auch nicht genommen werden. Demetrius Poliorcetes verlor sein sämmtliches Vermögen; der Feind raubte ihm seine Töchter und sein Vaterland kam in Feindes Botmäßigkeit. „Ich habe Nichts verloren," sagte er, „denn Alles, was mein ist, trage ich mit mir." Es scheint eine herzlose Kälte in diesen Worten zu liegen und dennoch sind es, streng betrachtet, Worte der so herrlichen und unerschütterlichen Weisheit; denn Alles, was ausser uns selbst liegt, kann nicht als permanentes, sondern blos als zeitweiliges Eigenthum betrachtet werden, dem Zufall und Unglück unterworfen.

Sage mir, konnte jenem Demetrius ein Dieb, ein Verläumder etwas anhaben, da er zwischen dem Tumulte der Waffen, bei den Flammen der brennenden Stadt, bei dem Fall der zerstörten Tempel ruhig blieb? Es mögen die Mauern von Babylon zusammenstürzen, Carthago und das Capitol von Rom mögen zusammenfallen und den Lebenden den Sturm der Zerstörung zeigen. Die feste Burg, welche durch die Tugend des Weisen beschützt wird, steht unerschütterlich gegen alle Angriffe und Stürme von Aussen; sie ist uneinnehmbar, unverwüstbar, Göttern gleich.

Man sage nicht, solche Weise seien nirgenes in der Welt zu finden. Wenn uns die Geschichte auch nur Einen vorführen würde, der, durch Tugend beseelt, sich über jeden Verlust sich zu erheben wußte, wie z. B. Cato es gethan hat, so ist das schon Beweis genug, daß der Mensch weise werden kann, wenn er sich ernstlich bestrebt, es werden zu wollen. Ich selbst, in der Schule des Lebens durch Täuschungen und Unglück gestählt, bemühe mich seit lange her dem Ideale nahe zu kommen, und habe ich es auch noch nicht erreicht, so bin ich ihm doch bereits nahe gekommen. Nur der schwächere Theil kann leicht verletzt, die Tugend nur durch das Laster bedroht werden. Der Weise ist stark im Geiste und die Tugend über den Stachel des Bösen erhaben. Man kann Injurien erhalten, ohne doch von ihnen schmerzlich afficirt zu werden, sowie man im Wasser sein kann, ohne zu schwimmen. Dem Weisen kann man weder nützen, noch schaden; denn er hat Alles in sich selbst, was stark und beharrlich macht; sowie ein Gott, dessen Existenz zugegeben, weder Hülfe von den Menschen bedarf, noch beleidigt oder beschädigt werden kann. Die einem Gott zugeschriebene Unsterblichkeit abgerechnet, ist der Weise Gott ähnlich, d. h. dem Ideale der Vollkommenheit; denn das Wort Gott ist ein Schall ohne innere Wahrheit.

Die Stoa steht weit höher als jede Religion; denn die Geschichte zeigt uns, daß Tausende von Menschen bös und lasterhaft, im Glück hochmüthig, im Unglück schwach sind, trotz alles ihres Glaubens und Betens. Das Leben, Gefängnisse und Galgen liefern uns hinlängliche Beweise für diese Behauptung.

L e r n e e n t b e h r e n! Du magst Manches wünschen; doch hoffe und fürchte Nichts; selbst nicht den größten Schmerz; denn wenn er jenen Grad erreicht hat, daß er nicht mehr ertragen werden kann, löst ihn der Alles befreiende Tod. — Der Weise, der da weiß, daß die Natur mit Wenig zufrieden, wird sich keine Unruhe bereiten durch Jagen nach Reichthümern, deren Besitz selbst durch die Angst, sie zu verlieren, ein Hinderniß des inneren Glückes ist. Der höchste Reichthum aber des Weisen ist das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht und die damit verbundene innere Ruhe.

Es ist unmöglich, physische Schmerzen nicht zu fühlen, beim Leiden Anderer und des Vaterlandes unberührt zu bleiben; es ist gegen die Natur des fühlenden Menschen, am Grabe eines Freundes, eines Gatten, eines Kindes kalt und thränenlos zu stehen; aber es ist möglich, sich über Schmerzen zu erheben und das Moos der Vergessenheit über irdischen Verlust auf die Gräber der Liebe zu pflanzen und das Andenken der hingeschiedenen Geliebten geistig und bis zum eignen Tode im Herzen zu hegen. Tugend kann nur Das sein, was gegen Leiden und Stürme anzukämpfen hat und aus dem Kampfe siegreich hervorgeht.

Der Weise räumt gerne einem Jeden das Recht auf seine Meinung ein und läßt ihn selbst für seine Handlungen verantwortlich sein; was er jedoch auch für sich in Anspruch nimmt. Jene, die ihn seiner Meinung, seiner tugendhaften oder excentrisch scheinenden Handlungen wegen verspotten, verfolgen, verdammen, betrachtet er als erwachsene Kinder und begegnet ihnen in derselben Weise wie diesen. Wäre es nicht Thorheit, wenn der Aufseher einer Irrenanstalt sich durch Insulte eines Geisteskranken, oder der Arzt durch einen Kranken sich beleidigt fühlen könnte? Unvernünftige und böse erwachsene Menschen behandelt der Weise wie Knaben: er läßt sie ruhig neben sich herlaufen, und erfrechen sie sich, ihn am Barte zu rupfen, so wehrt er sie ab, wie man Mücken oder böse Hunde abwehrt; oder er züchtigt sie auch, um sie von fernerem Frevel zurückzuhalten. Reiche und mit hohen Aemtern Bekleidete bedauert er mehr, als er sie bewundert oder gar beneidet; denn er kennt die Wege, wie man gewöhnlich reich wird, und verabscheut dieselben; so wie er Jene, die in hohen Aemtern figuriren und nicht selten sich aufblähen, für Kranke hält, bei denen Ambition und Hochmuth die Oberherrschaft ausübt, mit Hintenansetzung der Tugend, der Menschenliebe und Principientreue. Der Reiche, ohne höheren Aufschwung des Geistes und Herzensgüte, ist elender als der Bettler; Jener bedarf

viel, Dieser wenig. Er kümmert sich um Leute nicht, welche die Nase hoch tragen und betrachtet sie wie den Pfau, der ein stolzes Rad schlägt und auf häßlichen Füßen einherschreitet. Er hält die meisten Menschen nach ihren privaten Handlungen und Urtheilen entweder für gleiche Flegel, oder für gleiche Thoren. Es ist ihm gleichgültig, ob man ihn scharf beurtheile; er kümmert sich nicht um den Beifall oder den Tadel der Masse, sondern er verfolgt seinen Weg, wie die Gestirne, gegen die irrige Meinung Anderer. Rührt ihn das Kleine nicht, so weiß er sich auch über das größte Unrecht zu erheben. Er hat Nichts mit der Menge gemein. Das Glück besiegt uns, wenn wir nicht Kraft genug besitzen, es zu besiegen, sagt Seneca ganz wahr.

Es ist dies eine sonderbare Welt, ein seltsames, mitunter erbärmliches, ein beklagenswerthes Treiben der Menschen. Einer ist in der Regel des Andern Feind und fast jeder, selbst der stupidste Kerl, glaubt, daß sich um sein liebes Ich die ganze Welt drehe. Liebe ist mehr geahnt als geübt. Haß und Antipathie spielen eine wichtigere Rolle als Neigung und Sympathie. Ein tolles Wettrennen auf der holprigen Bahn einer Aftercivilisation, auf welcher Jene gewöhnlich den Preis erringen, die am wenigsten ihn durch wahres Verdienst und inneren Werth verdienen. Wer in dieser Republik nicht ganz zum Sklaven irgend eines Geschäftes herabgesunken ist, dem nicht so viel Zeit übrig bleibt, um zuweilen in die Schachten seines eigenen Ichs betrachtungsweise hinabzusteigen und außerhalb seiner selbst Forschungen anzustellen, dem wird es ein Leichtes sein sich zu überzeugen, daß Corruption wie ein Krebsschaden am Volke nagt, daß Banquerotteure, vom Pöbel angeglotzt, in Equipagen fahren und ehrliche Leute lungernd wenn auch gerade nicht hungernd, zu Fuße gehen; der wird leicht Menschen-Exemplare finden, die durch Zungengewandtheit, Parteiaccommodation, Grundsatzlosigkeit, Speichelleckerei, Bedientendienste, ohne alles andere Wissen als das der Parteipolitik, sich auf die höchste Stufe der Administration emporgeschwungen haben, und Andere, die im Felde zu General-Majoren geworden sind; unter Jenen höchstens zu mittelmäßigen Advokaten, subalternen Beamten oder zu Pfriemen und zur Nadel qualificirt sind; der wird finden, daß die Schlechtigkeit und Mittelmäßigkeit in Aemtern culminirt, und ihre Nahrung von unten herauf empfängt; er wird finden, daß man in neuester Zeit den Hochverrath als das größte Verbrechen an der Republik hingestellt hat, und Hochverräther zu Hunderten pardonnirt; ja, sie sogar mit einflußreichen Stellen honorirt. Alles Das sieht der Vernünftige, der Weise, und frägt sich ob es denn wirklich so weit gekommen sei, daß man Spitzbube sein müsse, um „Etwas zu werden, zu Etwas zu kommen?“ — Er wird dann in sich selbst zurückkehren, den Stab über die Reichen brechen und die Scheingröße verachten und auf den Pranger stellen, wohin sie vor dem Tribunale der Gerechtigkeit gehört. — Er wird sehen, wie Alles rennt und jagt, um dem Hunger zu entfliehen und wie gar Viele die schlechtesten Mittel nicht scheuen, um — zu glänzen. — Er wird, wie die Schnecke sich in ihr Gehäuse, sich in sein eigenes bescheidenes Ich zurückziehen und mit Verachtung und Bedauern auf eine vernunftlose und corrupte Welt herabblicken, die ihn umgiebt. Er wird streben, sich durch redliche Mittel unabhängig zu machen, und mit Leichtigkeit Das entbehren, wonach so viele Andere, mit Aufopferung ihres inneren Werthes, so emsig jagen. Sieht er was er auch sehen muß, daß er, dem äußeren Leben nach, ein besseres Loos verdiene, so wird er sich doch die Frage stellen, ob seine dürftige, glanzlose Stellung eine verdiente, oder unverdiente sei. Fühlt er sich schuldig, so hat er sein Loos als verdientes Urtheil hinzunehmen; fühlt er etwas Besseren werth zu sein, so fällt die Schmach auf Andere zurück und kann seiner innern Ruhe keinen Abbruch thun.

Frei da zu stehen auf selbstgeschaffner Bahn, rastlos und beharrlich sein Ziel verfolgen, den Flitter vom echten Metalle scheiden; unbekümmert um Lohn und Anerkennung, um Lob und unverdienten Tadel; das Schöne verehren, das Gute lieben und nach Kräften üben, das Wahre erfassen und Andern mittheilen — das sind die wesentlichen Kennzeichen eines Weisen nach dem Geiste der Stoa.

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

—

Die Frauen-Clubbs. — Olympia de Gouges. — Rose Lacombe.

Die Jakobiner nannten sich, wie wir bereits gesagt hatten, Freunde der Verfassung. Der Clubb, der sich unterhalb des Saales der Jakobiner versammelte, nannte sich die bürgerliche Gesellschaft der Vaterlandsfreunde beiderlei Geschlechts, oder, kurzweg, Vertheidiger der Verfassung. Dieser Clubb hatte im Mai 91 eine starke Ausbreitung genommen. Bei einem großen Anlaß, wo er gegen die Beschlüsse der *Assemblée constituante* protestirte, zählte er 3000 Mitglieder. Um diese Zeit gewann er ein neues berühmtes Mitglied, Madame Roland, die erst kurz vorher nach Paris gekommen war.

Leider kennt man nur wenig die Geschichte dieser Frauen-Clubbs. Das Wenige, das man davon weiß, findet sich nur beiläufig erwähnt in den Journalen und Lebensbeschreibungen jener Zeit.

Mehrere dieser Frauenvereine waren gegen 1790 und 91 von Olympia de Gouges, einer vielbegabten Improvisatrice, gegründet worden die, wie Lope de Vega, tagtäglich eine Tragödie schrieb. Trotz dieser dichterischen Fruchtbarkeit besaß sie nur wenig wissenschaftliche Bildung. Einige behaupten sogar, sie ha-

be weder lesen noch schreiben können. Sie war — geboren im Jahre 1755 zu Montauban — Tochter einer Putztrödlerin. Ihr Vater soll, nach der Aussage der Einen, Kaufmann, nach der Behauptung Anderer Schriftsteller gewesen sein. Viele glaubten: sie sei ein uneheliches Kind Ludwigs XV. Diese unglückliche Frau, voll großherziger Ideen war das Spielzeug und Opfer ihres oft allzufeurigen Menschlichkeitsgefühls. Sie war es, die das Recht der Frauen durch einen eben so gerechten als erhabenen Satz vertheidigt hat: Da die Frauen, eben so gut als die Männer berechtigt sind, das Schaffot zu besteigen, so haben sie auch dasselbe Recht auf die Rednerbühne.

Revolutionärin im Juli 89, war sie am 6 Oktober Royalistin geworden, als man den König wie einen Gefangenen nach Paris geschleppt hatte. Unter dem Eindrucke der Flucht und des Verrathes Ludwigs, war sie im Juni 91 eine glühende Republikanerin, die als man ihm den Prozeß zu machen begann, den Muth besaß, den König zu vertheidigen. Man lachte über ihre Inconsequenzen. Sie aber wußte die Spötter zur Ruhe zu bringen, dadurch, daß sie in ihrer sittlichen Heftigkeit Jeden, der sie zu beleidigen wagte, zu einem Zweikampf auf Pistolen herausforderte.

Vor Allem war die Partei Lafayett's bemüht, sich ihrer zu bemächtigen und sie an die Spitze eines contrerevolutionären Fisches zu stellen. Bei mehr als einem Anlaß ließ man sie Dinge sagen und schreiben, die ihr schwacher Geist nicht zu begreifen vermochte. Mercier und andere Freunde riethen ihr dringendst, nicht weiter zu gehen. Und trotzdem that sie es und verließ sich dabei auf die Uneigennützigkeit ihrer Absichten, die sie dem Publikum in einer sehr edel gehaltenen Flugschrift: Der Stolz der Unschuld, erklärte. Als sie den König vor den Schranken des Nationalconvents sah, erbot sie sich, obgleich aufrichtige Republikanerin, ihn dennoch zu vertheidigen. Dies Anerbieten ward nicht angenommen. Aber seitdem war sie verloren*).

Die Frauen wagen bei der öffentlichen Kundgebung ihrer Gesinnungen, mit welchen sie den Parteien Trotz bieten, immer mehr als die Männer. Es war ein verabscheuenswürdiger Machiavellismus jener blutigen Tage, seine unreinen Hände auf jene Frauen zu legen, deren Heldenmuth Begeisterung hervorrufen konnte, und sie lächerlich zu machen durch Beleidigungen, welche die männliche Rohheit so leicht und ungestraft an dem schwächern Geschlecht ausüben kann. Eines Tages wird Olympia de Gouges, in einer Volksgruppe ergriffen, beim Schopfe genommen. Ein roher Lümmel hält den unter einer Hand gedrückten Kopf und entreißt ihm die Haube: ihre Haare entfesseln sich, arme, graue Haare, obgleich sie damals erst 38 Jahre zählte. Talent und Leidenschaft hatten sie vor der Zeit gebleicht — Wer will Olympia's Kopf für fünfzehn Sous? fragte der Barbar. Mein Freund, sagte sie ruhig, hier nimm dreißig dafür! Man lachte und die Gefahr war überstanden.

Doch nicht für lange Zeit! Gezogen vor das Revolutionsgericht, mußte sie die bitterste aller Erfahrungen machen, sich von ihrem eigenen Sohne mit Verachtung verläugnet zu sehen. Da gebricht es ihr an Kraft. Durch jene traurige Rückwirkung der Natur, von welcher selbst die Unerschrockensten nicht immer ausgeschlossen sind, fühlt sie sich plötzlich weich und zu Thränen gestimmt. Sie wird wieder Weib: schwach, zitternd und den Tod fürchtend. Man sagt ihr, daß man schwangern Frauen eine Vertagung der Todesstrafe gewähre. Auch sie, sagte man, wollte es sein. Einer ihrer Freunde soll ihr diesen traurigen Dienst, dessen Unnützlichkeit leicht vorauszusehen war, unter Thränen geleistet haben. Die vom Tribunale befragten Chirurgen erklärten, daß Olympia's Schwangerschaft — wäre sie wirklich vorhanden — noch zu neu sei, um von ihnen bestätigt werden zu können.

Erst im Angesichte der Guillotine fand sie ihren ganzen Muth wieder und sie starb, indem sie dem Vaterlande anempfahl, ihre Ehre zu rächen und ihrem Namen einen Platz in seinem blutenden Herzen einzuräumen.*)

Die Frauen-Clubbs, die sich im Jahre 93 ganz und gar geändert hatten, begannen seitdem immer mehr Einfluß zu gewinnen. Der Club der *Femmes revolutionaires* besaß damals in seinem Oberhaupte und Leiter ein Mädchen von großer, kühner, fortreißender Beredsamkeit, dasselbe Mädchen das in der Nacht des 31. Mai, in der Generalversammlung der *Eveche*, in welcher der Sturz der Girondisten beschlossen worden war, zuerst die Initiative ergreifen und in ihrer Heftigkeit die Wuth der Männer überflügelt hatte. Ihr damaliger Liebhaber war ein junger Lyoneser, der Leclerc hieß, als ein eifriger Apostel Chalier's und ein vertrauter Freund des Tribunen der Saint-Martinstraße — Jacques Roux — galt, jenes Roux, dessen zündende Reden viele communistischen Ideen verbreiteten. Leclerc, Roux und Andere schrieben nach der Ermordung des sogenannten *Ami du peuple* ein Journal, das, ob es gleich der „Schatten Marats“ hieß, eine nur sehr wenig maratistische Tendenz verfolgte.

Diese kühnen Neuerer, heftig gehaßt von Robespierre und den Jakobinern, waren Ursache, daß Letztere feindlich auftraten gegen die Frauen-Clubbs, wo die von Jenen gepredigten Neuerungen warmen Anklang fanden.

---

*) Ihre Vertheidigung des Königs erschien während der Debatten des Prozesses unter dem Titel: Die drei Urnen, oder das Wohl Frankreichs. Das Erscheinen dieser Schrift war der Grund oder richtiger gesagt, der Vorwand zu ihrer Gefangennehmung.
E. M. D.

*) Sie ward am 5. November 1793 guillotinirt. Bald nach ihrer Hinrichtung erschien ihr „*Testament politique*“, eine Schrift, die besser als alles Andere geeignet ist, die vielfachen Widersprüche ihrer politischen Glaubensmeinungen aufzuklären.
E. M. D.

Andererseits waren die Fischweiber und Marktfrauen größtentheils gut königlich gesinnt und im höchsten Grade aufgebracht über die Abnahme ihres Handels, gegen diese Frauen-Clubbs empört und gingen in ihrem ungerechten Zorne so weit, diese Clubbs für das Sinken ihres Handels verantwortlich zu machen. Stärker und besser genährt als diese Frauen (arme Arbeiterinnen) schlugen sie diese häufig. Mehr als einmal überfielen sie eine dieser Clubbs unter den Fleischbänken von Saint-Eustache und jagten sie, mit Besenstielen und Prügeln anderer Art bewaffnet, aus dem Sitzungssaale.

Wieder andererseits fanden es diese Republikanerinnen im höchsten Grade unangemessen, daß jene Fischweiber es absichtlich vergaßen, die dreifarbige Cocarde zu tragen, die laut dem Gesetze alle Welt zu tragen verpflichtet war. Im Oktober 93, zur Zeit der Hinrichtung der Girondisten, verkleideten sie sich als Männer, zogen bewaffnet durch die Markthallen und verhöhnten und beleidigten die Fischweiber und Gemüsehändlerinnen. Diese stürzten wie racheschnaubende Furien über sie her und ließen ihnen mit Hilfe ihrer derben Fäuste, zum Ergötzen aller männlichen Zuschauer, eine unanständige Züchtigung, die das Geschlecht der verkleideten Angreifer verrieth, angedeihen. Ganz Paris sprach von nichts Anderem. Ja sogar der Convent mischte sich hinein und entschied ... aber gegen die armen Opferlämmer ihrer republikanischen Gesinnung. Es ward den Frauen untersagt, sich zu versammeln. So ward diese große sociale Frage mit Einem Male durch Zufall erwürgt.

Was aber wurde aus Rose Lacombe? Seltsam und sonderbar! Dieses heftige Weib hatte, wie die Mehrzahl der Schreckensmänner jener Zeit, einen Tag der Schwäche und Menschlichkeit, der sie ins Verderben stürzte. Sie hatte sich bloßgestellt durch den Versuch, einen Verdächtigen zu retten. Das war der tragische Augenblick im Märzmonat 94. Sie begehrte als Schauspielerin, engagirt beim Theater in Dunkerque, einen Paß dorthin.

Im Juni desselben Jahres finden wir sie wieder an den Pforten der Gefängnisse, um den Gefangenen Wein, Zucker, Pfefferkuchen zu verkaufen, ein einträgliches Geschäft, das, durch die stillschweigende Erlaubniß der Kerkermeister, ihr erlaubte, ihre billige Waare um jeden Preis zu verkaufen. Kein Mensch wäre im Stande gewesen, in ihr die wüthende Bacchantin von 93 herauszufinden. Sie war eine auf ihren Nutzen bedachte Verkäuferin geworden, eigennützig zwar, aber — der Wahrheit die Ehre! — noch immer frisch, hübsch und artig!

Theroigne de Mericourt
(1789—1793.)

Es giebt ein sehr hübsches in Kupfer gestochenes Bild von dieser schönen, tapfern unglücklichen Lütticherin, die am 5. Okt. damit angefangen hatte, das Regiment von Flandern für das Volk zu gewinnen und dadurch die letzte Stütze des Königs zu zertrümmern. Sie war es, die — am 10. August — in der ersten Reihe der Kämpfenden, den Degen in der Hand, ins Schloß der Tuilerien eindrang und aus der Hand der Sieger eine Bürgerkrone erhielt. Jenes Portrait, gezeichnet in der Salpetriere, wo sie später als Närrin eingesperrt war, erinnert leider nur sehr schwach an die heldenmüthige Schönheit, die das Herz unserer Väter entzückt und ihnen in einer Frau das Bild der Freiheit gezeigt hat.

Der runde, starke Kopf (ein wahrer Typus der Lütticher Bevölkerung), das schwarze Auge, etwas starr und hart, hat seine Flammen noch. Noch wohnt die alte Leidenschaft, die Spur jener heftigen Liebe darin, für die dieses Weib gelebt hat und gestorben ist, jene Liebe — nicht für einen Mann, sondern (wie sehr dies auch Manchem bei solchem Leben unwahrscheinlich vorkommen mag!) jene große, heilige Liebe für eine große heilige Idee, die Liebe zur Freiheit, die Liebe zur Revolution.

Doch bei aller Gluth ist das Auge dieses armen Geschöpfes wild, scheu und bemüht, voll von Bitterkeit, Vorwurf und erstarrtem Schmerzgefühl. Zeit und Unglück haben sie gebändigt. Ihre Züge haben etwas Materielles angenommen. Die schwarzen Haare abgerechnet, die durch ein Tuch zusammengehalten werden, ist alles frei. Ihr nackter Busen — die letzte Schönheit — beweist durch seine reinen festen, fast jungfräulichen Formen, daß die Unglückliche ihre Reize vergeudend an die Leidenschaft Anderer, an sich und für sich selbst viel weniger leidenschaftlich war, als der Ruf sie uns geschildert hat.

Um diese Frau vollkommen zu verstehen, muß man ihre Heimath, das Land der Wallonen, von Tournai bis Lüttich, und vor Allem Lüttich, diese kleine, glühende, früher zu Frankreich am Maasstrome, diese Vorhut der Niederlande, so tief hineingeworfen in die Mitte der deutschen Bevölkerungen, kennen; dieses kleine Lüttich, das eine größere Geschichte aufzuweisen hat als manches größere Land. — Um Theroigne zu verstehen, muß man das Schicksal dieser Stadt Lüttich, dieser Märtyrerin der Freiheit beim Ausbruche der französischen Revolution, näher ins Auge fassen. Leibeigene der drückendsten Tyrannei, Sklavin der Priesterherrschaft, zerbrach sie dieses Joch, um zwei Jahre später von Neuem zurückzufallen in die Krallen ihres, mit der Hilfe Oesterreichs ihr aufgedrungenen Bischofs. Die Lütticher, die sich in Massen nach Frankreich hinübergeflüchtet hatten, zeichneten sich in den Reihen der französischen Armeen durch ihre ungestüme Tapferkeit nicht minder als durch ihre feurige, hinreißende Beredsamkeit auf den Rednerbühnen der revolutionären Clubbs aus. Sie waren die Brüder, die Kinder Frankreichs. Das rührendste von allen Festen der Revolution ist nach unserer Ansicht Jenes, bei welchem die Pariser-Gemeinde Lüttich feierlich an Kindesstatt annehmend die ruhmgeschmückten Archive dieser freiheitstrunkenen Stadt durch die Straßen

von Paris ziehen ließ, bevor man sie in den Schooß des Stadthauses aufnahm.

Theroigne war die Tochter eines ziemlich wohlhabenden Pächters, der ihr einige Erziehung hatte geben lassen. Sie besaß von Natur aus eine große Lebhaftigkeit des Geistes und eine ihr gleichsam angeborene Beredsamkeit: der Lütticher Rage hat Viel s mit dem Süden Frankreichs gemein. — Verführt durch einen deutschen Edelmann und von ihm im Stich gelassen, ging sie nach England, sah sich dort bewundert und von Anbetern umringt, unter welchen sie vor Allen einem italienischen Sänger, einem alten häßlichen Castraten, den Vorzug gab, der sie, gleichsam als Dank für diese Vorliebe bestahl, plünderte und ihre Schmucksachen verkaufte. Damals ließ sie sich nach ihrer Heimath (*„la Campine“*) Gräfin von Campinados nennen*).

Als sie nach Frankreich kam, schwärmte sie auch hier für Männer, deren Herz nicht wußte, was Liebe ist. Sie erklärte frank und frei, sie verabscheue den unsittlichen Lebenswandel Mirabeau's. Dafür liebte sie desto eifriger, desto glühender den kalten, trockenen Sieyes der ein geborner Weibe feind war. Außer ihm zeichnete sie noch einen andern ernsten finstern Mann aus, einen von jenen Leuten, die später den Cultus der Vernunft einsetzten, den Schöpfer des republikanischen Kalenders, den Mathematiker Romme, dessen Gesicht eben so häßlich, als sein Herz rein, groß und edel war. Und dieses Herz durchbohrte er an jenem Tage, an welchem er die Revolution für todt hielt.

Romme war 1789 von Rußland heimgekehrt. Er war Haushofmeister des jungen Prinzen Stroganoff und machte sich keine Gewissensbisse den seiner Aufsicht anvertrauten Zögling in den Salon der schönen Lütticherin, die von Männern wie Sieyes und Petion de Villeneuve*) besucht wurde, einzuführen. Das heißt genug gesagt, daß Theroigne, wie zweifelhaft auch ihre Stellung sein möchte, ein keineswegs ganz verlorenes Geschöpf war.

Ganze Tage brachte sie auf der Tribüne der Nationalversammlung zu, kein Wort von dem verlierend, was hier gesagt ward. Einer der spottbilligsten Witze jener königlich gesinnten Federn, welche die *„Actes des apotres“* schrieben, war Jener daß sie Theroigne mit dem Deputirten Populus verheiratheten, der sie nicht einmal gekannt hat; eine Heirath, die ihr wohl blos des zweideutigen Namens ihres Bräutigams wegen angedichtet ward. Die Royalisten nannten sie die Braut des Volkes, *amanda populi* Aspasia des Rinnsteins u. s. w.

Aber wenn Theroigne auch nichts Anderes gethan hätte, so wäre sie doch unsterblich durch ein bewunderungswerthes Blatt des *„Vieux Cordelièrs“*, worin Camille Desmoulins eine Sitzung der Cordeliers schildert. Hier ein Auszug aus jener Nummer:

„Der Redner wird unterbrochen. Ein Geräusch macht sich hörbar an der Thür, ein schmeichelhaftes, angenehmes Gemurmel. Eine junge Dame tritt herein... Sie verlangt zu sprechen. Wie? Darf man seinen Augen trauen? Diese Dame ist nichts Geringeres als die schöne Amazone von Lüttich, Mademoiselle Theroigne! Ja, das ist ihr reitbierener Ueberrock und der Degen, den sie am 5. Okt. trug in Versailles, als der einschmeichelnde Ton ihrer Stimme das Regiment von Flandern bekehrte. Der Enthusiasmus hat seinen Brennpunkt erreicht. „Es ist die Königin von Saba, ruft Desmoulins. Sie kömmt den Salomon des Districts zu besuchen.“

Und schon hat sie mit dem leichten Schritt des Panthers den ganzen Saal durchschritten und sich auf die Rednerbühne geschwungen. Ihr schönes, lebhaft geröthetes Angesicht leuchtet mit Blitze schleudernd mitten unter den düstern apocalyptischen Gestalten Danton's und Marat's.

„Seid Ihr wirklich Salomone,“ ruft sie aus, „wohlan, dann werdet Ihr's beweisen. Ihr werdet den Tempel bauen, den Tempel der Freiheit, das Schloß der Nationalversammlung. Und Ihr werdet es dorthin bauen, wo einst die Bastille stand.

Wie? Während die ausübende Gewalt den schönsten Palast des Erdkreises, den Pavillon de Flore und die Säulengänge des Louvre bewohnt, lagert die gesetzgebende Gewalt unter den Zelten, im Ballhause, in der Reitbahn, wie die Taube Noah's, die keinen trockenen Fleck findet, um darauf ihren Fuß zu setzen.

Das darf so nicht länger bleiben! Es ist Zeit, daß das Volk, die Gebäude betrachtend, welche von den beiden Gewalten bewohnt werden, schon durch den Anblick allein erfahre, wo der wahre Herrscher thront. Was ist ein Herrscher ohne Schloß? Ein Gott ohne Kirche, ohne Altar! Wer wird seinen Cultus anerkennen?

Bauen wir diese Kirche, diesen Altar! Und daß Alle zu diesem Bau beitragen, daß Alle ihr Gold, ihre Edelsteine herbeitragen! Hier mit Freuden schon die Meinigen! Ja, Brüder, laßt uns bauen diesen einzig wahren Tempel. Keiner ist Gottes würdiger als der, in welchem die Erklärung der Menschenrechte verkündigt ward. — Paris, der Wächter dieses Tempels, wird dann weniger eine Stadt als das gemeinsame Vaterhaus aller Franzosen, der Sammelplatz aller Stämme, ihr Jerusalem sein!“

Als Lüttich, durch die Oesterreicher zu Boden geworfen, seinem geistigen Tyrannen zurückgegeben war, eilte Theroigne nach ihrer Heimath, um dort Propaganda zu machen für Frankreich. — Von Spionen verfolgt, ward sie bei ihrer Ankunft in Lüttich sofort festgenommen, hauptsächlich als Mitschuldige an dem Attentate des 5. Okt. gegen die Kö-

*) Einige wollen behaupten, daß sogar der Prinz von Wallis, der nachmalige König Georg *IV.*, für die Schönheit der sogenannten Gräfin von Campinados geschwärmt haben soll. E. M. O.

*) Der erste Maire der Stadt Paris. E. M. O.

nigin von Frankreich, die Schwester Kaiser Leopolds.

Nach Wien abgeführt und erst nach mehrmonatlichem Verhöre aus Mangel an Beweisen freigelassen*), kehrte sie nach Frankreich zurück, doppelt erbittert gegen Marie Antoinette und deren Agenten, die sie bis nach Lüttich verfolgt und dort an die Oestreicher ausgeliefert hatten. Sie beschrieb dies Abenteuer und wollte es veröffentlichen. Schon hatte sie, wie es heißt, einige Bruchstücke daraus bei den Jakobineren vorgelesen, als die Revolution des 10. Augusts ausbrach.

Keiner von allen Royalisten war ihr mehr verhaßt als der Journalist Suleau, eines der wüthendsten Werkzeuge der Contre-Revolution. Sie haßte ihn, nicht allein der plumpen Ausfälle wegen, zu deren Zielscheibe er sie gemacht, sondern mehr noch darum, weil er in Brüssel, unter dem Schutze der östreichischen Bajonnette, ein Journal gestiftet hatte, das unter dem Titel „die Sturmglocke der Könige," gegen die Lüttich'r Revolution aufgetreten war und die Häupter derselben verächtlich angefeindet und, wie Theroigne behauptete, in den Staub gezogen hatte.

Suleau war gefährlich, nicht blos durch seine Feder, sondern mehr noch durch seinen Muth und seine weithin ausgebreiteten Verbindungen in der Provinz und selbst außerhalb Frankreichs. Montlosier erzählt, daß Suleau in einem Augenblicke der Gefahr ihm gesagt habe: „Wenn's noth thut, werde ich Euch meine ganze Picardie zu Hülfe schicken." Suleau, wunderbar thätig, schien die Gabe zu besitzen, sich vervielfältigen zu können. Man begegnete ihm überall, häufig verkleidet. Lafayette sagt, er habe ihn so gefunden, als

er, im Jahre 90, Abends das Hotel des Erzbischofs von Bordeaux verlassen.

Auch am Morgen des 10. Augusts hatte Suleau sich verkleidet und bewaffnet in dem Augenblicke, als die Wuth des Volks ihren Gipfel erreichte. Er wurde festgenommen mitten unter einer mit Stutzbüchsen bewaffneten Royalisten-Patrouille, die einen Rundzug um die Tuilerien gewagt hatte.

In dem Augenblicke, als man Suleau festnahm, lustwandelte Theroigne mit einem Gardisten auf der Terasse der Feuillans. Sie erkannte ihn. Vom ritterlichen Standpunkte aus hätte sie ihn beschützen und vertheidigen sollen, weil er sie immer verhöhnt und beleidigt hatte; aber von dem damals herrschenden Gesichtspunkte aus war es ihre Pflicht den öffentlichen Feind, ob er gleich auch ihr persönlicher Gegner war, zu vernichten. Ein Commissär, der auf eine Bank gesprungen war, versuchte die Menge zu beruhigen. Theroigne stieß ihn herab, stellte sich hinauf und sprach gegen Suleau. Zweihundert Mann der Nationalgarde vertheidigten die gefangenen Royalisten; man erzwang von der Sektion einen Befehl, auf jeden Widerstand Verzicht zu leisten. Einer nach dem Andern herbeigerufen, wurden sie von der wüthenden Menge erdrosselt. Suleau soll mehr Muth als alle Andere gezeigt und einem der Würger ein Schwert entrissen haben, um sich Bahn zu brechen. Um diese Scene besser auszuschmücken, behaupten Viele, das Mannweib Theroigne habe mit ihrer Hand diesen starken, kräftigen und von der Wuth der Verzweiflung aufgestachelten Mann niedergehauen. Andere sagen, jener Gardist, welcher an seinem Arme Theroigne geführt, habe ihm den ersten Schlag beigebracht, der ihn betäubt zu Boden geworfen; Theroigne und andere Weiber hätten ihn alsdann gliedweise gemordet.

Theroigne's Theilnahme am 10. Aug., die Krone, die ihr die siegreichen Marseiller zuerkannten, hatten ihre Verbindungen mit den Girondisten, den Freunden der Marseiller, die diese nach Paris

hatten kommen lassen, immer fester und fester geknüpft*). Sie schloß sich ihnen fester an nach den Septembermorden, die Danton auf seinem Gewissen hat. Seit dem April 92 hatte sie mit Robespierre gebrochen. Sie besaß den Muth, in einem Kaffeehause in Gegenwart vieler seiner Anhänger laut zu äußern:

„Wenn dieser Mensch fortfährt, alle Welt ohne Beweise der Schuld zu verläumden, dann entziehe ich ihm meine Achtung!"

Als dies am Abende desselben Tages von Collot d'Herbois ironischen Tones den Jakobinern wiedererzählt ward, befand sich Theroigne auf der Zuhörerbühne mitten unter den eifrigsten Anhängern Robespierre's. Trotz aller Anstrengungen die man machte, sie zurückzuhalten, sprang sie über die Schranke, welche die Tribunen vom Sitzungssaale trennte, durchbrach die feindliche Menge und begehrte, gehört zu werden. Man verstopfte sich die Ohren aus Furcht, aus ihrem Munde eine Lästerung gegen den Gott dieses Tempels zu vernehmen. Die arme Theroigne ward ungehört hinausgejagt. Aber trotz ihres Bruchs mit den Jakobineren, blieb sie noch immer populär, geliebt und bewundert von der Menge auf die ihr Muth und ihre Schönheit einen magischen Eindruck machten. Ihre Feinde ersannen ein Mittel, ihr diesen Zauber zu rauben und sie vor den Augen des Volks herabzuwürdigen durch die feigste Rache, die ein Mann auf eine Frau auszuüben im Stande ist. Eines Morgens, als sie ganz allein auf der Terasse der Feuillans spazieren ging, bildete sich fast auf derselben Stelle, wo am 10. Aug. vor ihren Augen Suleau niedergemetzelt worden war, eine dichte Gruppe, die sie fest umringte, sie umgriff ihr die Röcke aufhob und sie, nackt wie sie war, mit Ruthenhieben züchtigte wie ein Kind unter dem lauten Jubel der Zuschauer. Ihr Bitten, ihr Schreien, ihr

*) Von Wien nach dem Spielberg abgeführt verdankte sie ihre Freilassung einzig und allein der Neugier des Kaisers Leopold, der, von dem Rufe ihrer so eigenartigen Schönheit angelockt, persönlich hinabgestiegen sein und, von den Reizen der Gefangenen ihrer Reize gefesselt, dort länger verweilt haben soll, als es ursprünglich seine Absicht gewesen war. — E. M. O.

*) Um jene Zeit soll sie ein Liebesverhältniß mit Barbaroux, dem Antinous der Girondisten, angeknüpft haben. E. M. O.

verzweifelndes Geheul verdoppelten das Gelächter der cynischen, grausamen Menge.

— Haut zu, haut zu! schrieen die alten Weiber, die deren Jugend, deren Schönheit beneideten.

Die Unglückliche, endlich freigelassen, fuhr zu schreien und zu heulen fort, weniger aus Schmerz, als aus tiefbeleidigtem Schamgefühl. Gebrochen und getödtet durch diesen Akt barbarischer Beleidigung, verlor sie ihren Verstand.

Von 1793 bis 1817, während dieses Zeitraums von 24 Jahren, blieb sie verrückt und wüthend in den Mauern der Salpetrière, heulend wie am ersten Tage ihrer furchtbaren Demüthigung. Es war ein herzbrechendes Schauspiel, dieses schöne, heldenmüthige Weib zu sehen, das mehr und mehr bis zu einem Thiere herabgesunken war, gleich einer wüthenden Hyäne an den Eisengittern ihres Kerkers rüttelnd, sich selbst zerfleischend mit ihren schmutzigen Nägeln, herabgesunken bis zu jener Stufe des Wahnsinns, daß sie zuletzt ihre eigenen Excremente aß.

Die Royalisten gefielen sich in dem Glauben, darin eine Rache Gottes zu erblicken.

So starb dieses Weib, dessen verhängnißvolle Schönheit die Revolution in den ersten Tagen ihres Enthusiasmus bezaubert und berauscht hatte, untergegangen in ihrem eigenen Schmutze, am 9. Mai 1817.

Und nur ein einziges Blatt besaß den Muth, mit zwei Zeilen den Tod dieser Circe der Revolution anzuzeigen*).

*) Ein belgischer und ein deutscher Dichter haben dieses Weib zur Heldin eines Gedichts gemacht. Adolph Mathieu schrieb eine „Theroigne de Mericourt,“ Rudolph Gottschalk eine „Lambertine“. — Wer mehr wissen will über diese Frau, findet Aufschluß über sie in meinem „Dolch“ (Narren-Almanach, Jahrgang 49)
E. M. O.

(Eingesandt.)

An meine Freundin M.

Von F. v. Walthausen.

Wo Freundschaft immer sich gezeigt im Leben,
Wo Hochachtung mit Liebe ernst verbunden,
Gedenkt man gern zurück der flücht'gen Stunden,
Und sucht beglückt nach ihnen hinzustreben.
Das kurze Dasein! Was vermag's zu geben,
Mit seinen Plagen, Leiden, tiefen Wunden?
Doch wenn zwei Wesen ernstlich, treu verbunden,
Um wahre Freundschaft wirklich zu erstreben,
Bekämpft das Menschenkind so leicht die Sorgen,
Die überall und täglich es ergreifen,
Und blickt vergnügt auf jeden neuen Morgen.
Drum laß, Marie, uns're Freundschaft reifen:
Nimm diese Zeilen, die aufrichtig sagen,
Was still der Freund nur darf der Freundin klagen

Das Alter des Menschengeschlechts.

Von Dr. M. J. Schleiden.

Eine der wichtigsten Fragen, welche gegenwärtig die Naturwissenschaft beschäftigt, ist ohne Zweifel die nach dem Ursprung und dem Alter des Menschengeschlechts auf der Erde. Zwei Werke, die beide einen schon früher angeregten, aber immer wieder bei Seite geschobenen Gedanken behandeln, haben in neuerer Zeit erst vermocht der Angelegenheit einen solchen Anstoß zu geben, daß sie vollständig in den Vorgrund der Untersuchungen getreten ist und von Keinem, der in den Naturwissenschaften lebt, noch wieder vernachlässigt und mit Stillschweigen übergangen werden kann. Es sind dies die beiden Arbeiten von Darwin über die Entstehung der Arten und von Lyell über das Alter der Menschen auf der Erde.

Die Frage, um die es sich hier zunächst handeln wird, ist die: Wie lange giebt es Menschen auf der Erde?; eine Frage, für deren Beantwortung allerdings schon frühe Thatsachen sich dargeboten haben, die man aber zurückschob und unbeachtet liegen ließ, weil Vorurtheile der mannichfachsten Art damit in Streit kamen. Das Eine derselben muß ich hier kurz berühren. Es ist das Vorurtheil, welches auf unserem Jugendunterrichte entspringt und lange Zeit auch die Geologen verhindert hat, ihre eignen glänzenden Entdeckungen richtig zu verwerthen. — Die Meinung, als sei die Zeitrechnung, welche man gewöhnlich den Erzählungen des alten Testamentes unterlegt, wirklich in demselben enthalten und habe somit nicht nur wissenschaftliche, sondern geradezu heilige Autorität zu beanspruchen, hat lange Zeit selbst die Männer der Wissenschaft verwirrt, und zu falschen Beurtheilungen der klarsten Thatsachen verführt. — Erst im *XII.* Jahrhundert fingen die Juden an, sich allgemeiner der Rechnung nach Jahren der Welt zu bedienen und selbst ihre, noch keineswegs über allen Zweifel erhobenen Sagen schieben die erste Aufstellung dieser Zeitrechnung, überhaupt den ersten Versuch, den Erzählungen des alten Testamentes, ihres Widerstrebens ungeachtet, eine feste Chronologie unterzulegen, nicht weiter zurück als bis in die Mitte des *IV.* Jahrhunderts nach Christo, um welche Zeit der Rabbi Hillel Ben Jehuda zu Tiberias diese neue Chronologie erfunden und aufgestellt haben soll. — Thatsache ist, daß das alte Testament zur Aufstellung einer festen Zeitrechnung überhaupt g a r k e i n e Grundlagen darbietet, weil die Juden selbst nie eine Zeitrechnung gehabt hatten. Ist doch in der That das früheste Datum in der ganzen Weltgeschichte, das früheste, welches wirklich wissenschaftlich feststeht, der Beginn der Nabonassarschen Aera 747 vor Chr. Alles was dem vorhergeht, verliert sich sehr bald in vage nur mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen, unter denen nur einige Zeitbestimmungen aus der Aegyptischen Geschichte, die mit astronomischen Thatsachen in Verbindung gebracht werden können, der Gewißheit ziemlich nahe kommen.

Das unbeachtete Nachwirken des hier erwähnten Vorurtheils war es eben, welches die Geognosten so lange blind machte

gegen alle Entdeckungen, wodurch die Existenz der Menschen auf der Erde in Zeiträume versetzt wird, die weit über alle angeblichen Berechnungen von dem Alter der Welt hinausgreifen. — Wenn man die gewöhnlich angegebenen lächerlich kurzen Zeiträume von etwa 6000 Jahren als Maßstab festhielt, so war es allerdings unbegreiflich wie die großen Veränderungen, von denen die Erde Zeugniß ablegte, ohne unerklärbare plötzliche Revolutionen vor sich gehen, wie der Mensch aus dem Zustande eines sehr rohen Wilden zu den hohen Culturstufen, mit denen wir ihn schon in dem Beginn der Geschichte auftreten sehen, sich hinauf bilden konnte. Zum Glück sind wir aber jetzt im Stande, das alte Vorurtheil in einer solchen Weise zu durchbrechen, daß es seinen ganzen Einfluß verlieren muß. — Wenn man mit der Erscheinung des Menschen auf der Erde nothwendig auf wenigstens 100 000 Jahre zurückgewiesen wird, so bedarf es keiner Entschuldigung mehr, wenn man die allmähliche Entwicklung der Erde selbst nach vielen Millionen von Jahren abzumessen versucht.

Es ist nun an sich klar und bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, von wie weitgreifendem Einflusse es auf die Behandlung der verschiedensten, kaum damit irgendwie verwandt scheinenden Disciplinen sein muß, wenn man nachweisen kann, daß das Alter des Menschengeschlechts so lange Zeiträume umfaßt, daß dieselben für die langsamen Entwicklungen aus einem rohen, fast thierischen Zustande durch ganz kleine erst allmählich in Jahrtausenden sich summirende Fortschritte zu höheren Culturstufen genügenden Raum gewähren. — Nicht nur die Ansichten der systematischen Naturgeschichte, sondern auch die der Physiologie, der Ethnographie, der Linguistik und vieler anderer Wissenschaften werden nach und nach den tiefgreifenden Einfluß dieser neuen Entdeckungen erfahren. Diese Wichtigkeit läßt es denn auch gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hierüber die dahineinschlagenden Entdeckungen einen etwas ausführlicheren Bericht erstatte, indem ich dabei vorzugsweise an das eben erschienene schon oben erwähnte Werk des berühmten englischen Geognosten Sir Charles Lyell anknüpfe.

Im Jahre 1838 sprach es der Archäolog Boucher de Perthes in seinem Buche, von der Schöpfung eine Abhandlung „über den Ursprung und Prozeß der Wesen," zuerst ganz bestimmt aus: „daß man endlich im Diluvium trotz menschlicher Fossilien Spuren von vordiluvianischen Menschen finden wird." — Dieser seiner Ueberzeugung folgend, durchforschte er mit unermüdlichem Fleiße alle Diluvialgebilde, die ihm geeignet schienen, dergleichen Spuren früherer Menschen zu umschließen und fand endlich in den Steinbrüchen im Sommethal in der Nähe von Amiens den Lohn seines Eifers. Seine Entdeckungen stellte er dann 1847 und 1857 zusammen. Er theilte zahlreiche Abbildungen der gefundenen Kunstprodukte, namentlich aus Feuerstein gearbeitete Beile, Lanzen- und Pfeilspitzen, Messer und dergleichen mit. Seine Entdeckungen wurden anfänglich mit kindischem Lachen, dann mit Zweifel und Widerspruch aufgenommen. Er verlor aber nicht den Muth; alle Entwürfe widerlegend, zwang er endlich die Geognosten von der Sache Kenntniß zu nehmen; die Fundorte wurden von den ausgezeichnetsten Männern der Wissenschaft genau untersucht die Entdeckungen und die Richtigkeit der daraus gezogenen Schlüsse bestätigt und endlich der Satz in der Wissenschaft zugelassen, daß in einer undenklich frühen Zeit zusammen mit Mammuth Rhinoceros, Höhlenlöwen, Höhlenhyänen, Höhlenbären und anderen einer längst vergangenen Periode der Erdbildung angehörigen, lange vor der ältesten Sagenzeit ausgestorbenen Thierarten auch der Mensch schon Bewohner der Erde gewesen sei. Wenn vor Boucher de Perthes Niemand einem solchen Gedanken hatte Raum geben wollen, so wurden jetzt von allen Seiten ähnliche Thatsachen bekannt gemacht oder früher schon entdeckte, aber unbeachtet gebliebene Erscheinungen aus der Nacht der Vergessenheit hervorgezogen. Gegenwärtig sind schon gegen 35 bis 40 solcher Beobachtungen bekannt geworden, deren älteste sogar bis auf das Jahr 1715 zurückgeht, Beobachtungen, welche sich auf die verschiedensten Oertlichkeiten, Aegypten, Sicilien und Sardinien, die Pyrenäen, das mittlere Frankreich, das Seine-, Oise- und Sommethal, die Schweiz, den Rhein, Dänemark, ganz England und Schottland, Brasilien, Florida, das Mississippi- und Ohiogebiet beziehen. Nach diesen sämmtlichen Entdeckungen zusammengenommen kann man die Anwesenheit der Menschen auf der Erde schon gegenwärtig auf weit über 100,000 Jahre zurückdatiren und doch stehen wir jedenfalls erst im allerersten Anfang und keineswegs am Ende der Entdeckungen.

Um die Sache dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen, will ich zunächst eine Uebersicht der allmählichen Entwickelung der Erdoberfläche und ihrer Perioden geben und dann die wichtigeren der gemachten Entdeckungen in diese Perioden einreihen. Bestimmte Gebirgsarten, die wir nach den in ihnen enthaltenen Versteinerungen als gleichzeitig erkennen, nennen wir Formationen; eine Reihe solcher Formationen, die durch gewisse Charactere als näher verwandt sich zeigen, nennen wir Perioden, und mehrere Perioden können wir noch wieder als Epochen zusammenfassen. — Wenn die älteste Epoche so eigenthümliche Pflanzen und Thierformen darbietet, daß kaum irgend eine Beziehung derselben auf die jetzt um uns lebenden gefunden werden kann, so zeigt die zweite Epoche eine allmähliche Verähnlichung mit unserer Jetztwelt, aber erst in der dritten Epoche treten nach und nach anfänglich in geringer Artenzahl, dann allmählich immer häufiger Thier- und Pflanzenarten auf, die sich auch noch jetzt lebendig auf der Erde finden. Die älteste Epoche oder die Paläozoische umfaßt fünf Perioden mit 9 Formationen; die Secundäre oder Mesozoische Epoche 3 Perioden mit

18 Formationen, endlich die Tertiäre oder Känozoische Epoche drei Perioden mit 7 Formationen. Auf diese 34 Formationen folgen dann noch zwei, welche man als die vierte oder Quartäre Epoche zusammenfaßt; die älteste dieser letzten Formationen bezeichnet man als die Postpliocäne, sie enthält zwar keine Muscheln mehr, die nicht auch jetzt noch lebend auf der Erde gefunden würden, aber dagegen sehr viele eigenthümliche jetzt längst ausgestorbene Säugethierarten, Elephanten-, (Mammuth), Rhinoceros-, Löwen-, Hyänen-, Bärenarten, Mastodonten und andere. Die jüngste Formation endlich, welche man als Neuzeit bezeichnet, bietet uns ausschließlich nur noch jetzt lebende Organismen aus allen Lebenskreisen dar. — Die postpliocäne Formation bezeichnete man früher auch wohl als Diluvium und die Neuzeit als Alluvium, beides sehr schlecht gewählte und daher mit Recht von den neueren Geognosten beseitigte Ausdrücke. Bestimmt kann man nachweisen, daß im Anfang der postpliocänen Formation Europa eine von der jetzigen ganz verschiedene geographische Gestaltung und in Folge dessen manche höchst eigenthümliche physikalische Erscheinungen dargeboten hat.

Am Ende der Tertiärperiode war die große Sahara, wie die Bohrversuche von Laurent bewiesen haben, ein Meeresbecken, dagegen hingen nach den Untersuchungen von Heer und Anderen das nordwestliche Afrika, die Azoren u. Portugal mit dem südöstlichen Nordamerika in einem großen Continent zusammen, woraus sich die Uebereinstimmung der Flora und Fauna der genannten Länder am Ende der Tertiärepoche erklärt. — Das erste Verhältniß, ein Meeresbecken statt einer glühenden Sandwüste, hatte zur Folge, daß es für Europa keinen gegenwärtig aus der Sahara kommenden heißen, gletscherschmelzenden Föhnwind gab; das zweite schloß den die ganze Westküste von Europa erwärmenden Golfstrom vom nördlichen Atlantischen Ocean ab. Der Golfstrom lief vielmehr durch das Gebiet des jetzigen Mississippi gerade nach Norden und brachte seinen erwärmenden Einfluß in die Amerikanischen Polargegenden, wovon sich die letzten Spuren wahrscheinlich erst im Beginn der historischen Zeit verloren haben, da sich die großen Norwegischen und Isländischen Colonien auf Grönland im *IX.* und *X.* Jahrhundert nicht füglich denken lassen, wenn das Klima jener Gegenden nicht bedeutend milder als gegenwärtig gewesen wäre. In Folge dieser ganz verschiedenen Vertheilung von Land und Meer, von Wärme und Kälte, war Europa im Beginn der postpliocänen Periode viel rauher als jetzt und zeigte eine Ausdehnung der Gletscher und eine Ausdehnung von Eis, die für diese Zeit den Namen der Eiszeit bei den Geognosten in Aufnahme gebracht haben. Man darf dies aber nicht so verstehen, wie es anfänglich auch wohl von Männern der Wissenschaft aufgefaßt worden ist, als ob es eine Zeit gegeben habe, in welcher die ganze Erdoberfläche im Eise erstarrt gewesen wäre, vielmehr, wie es niemals eine die ganze Erde bedeckende Fluth, wohl aber zu verschiedenen Zeiten auf jedem beschränkteren Theile der Oberfläche solche Bedeckungen des Bodens mit Wasser gab, so wurde auch die Temperaturerniedrigung, die das Wachsen der Gletscher in einem Gebirgssystem hervorrief, durch eine erhöhte Temperatur in anderen Regionen wieder ausgeglichen; mit dieser Warnung können wir nun immerhin aussprechen, daß fast jeder Theil der Erdoberfläche einmal seine Eiszeit erlebt hat. — Die Geographie des nördlichen Europa war nun folgende:

Anfänglich bedeckte Meer fast den ganzen nördlichen Theil von Finnland durch die Ostseeprovinzen, das nördliche Deutschland bis Dünkerken und ebenso Großbritannien mit Ausnahme eines schmalen südlichen Streifens und der höchsten Gebirgspunkte, die als Inseln aus dem Meere hervorragten. Gleichzeitig war nur der mittlere höchste Theil von Skandinavien frei vom Meere und gerade wie gegenwärtig Grönland ganz in Eis gehüllt. In dieser Zeit trugen die sich ablösenden Eisberge u. Eisinseln Schutt, große und kleine Blöcke skandinavischer Felsen über das Meer nach Osten, Süden und Westen und wo das Eis strandete und in der südlicheren Luft schmolz, fielen jener Schutt, jene Felsblöcke auf den Meeresboden. Darauf folgte eine Zeit in welcher sich der Boden allmählich hob und zwar bis zu einem solchen Niveau, daß England und Frankreich in feste Landverbindung gesetzt und ein großer Theil der Nordsee trocken gelegt wurde. In dieser Zeit breiteten sich denn auch Nordfranzösische und Deutsche Pflanzen und Thiere über England aus. Gerade in dieser Periode dehnten sich die Gletscher in Tyrol, der Schweiz, Frankreich und Großbritannien von den viel höheren und dabei viel kälteren Bergen zu einem Umfange aus, von dem uns jetzt nur noch die Schliffe und Schrunden auf den Felsen, die alten noch erkennbaren Moränen und Gufferlinien Nachricht geben. Diese Gletscher, mit ihren gewaltigen schweren Massen auf den festen Unterlagen sich fortschiebend rieben von denselben, wie das auch noch jetzt geschieht, eine große Masse des feinsten Staubes ab, die dann von Bächen und Flüssen fortgeschwemmt, in den Ebenen wo die letzteren sich ausbreiteten, abgelagert wurde und so die eigenthümlichen oft mächtigen Schichten bildete, welche von den Geognosten als Löß bezeichnet werden. — Nun erst trat wieder eine allmähliche Senkung ein, welche England und Frankreich von einander trennte und die Nordsee wieder als Meer herstellte. Ich habe in Vorstehendem nur die großen Hauptzüge jener Periode charakterisirt, während zeitweilig und an verschiedenen Orten untergeordnetere Hebungen und Senkungen noch vielfach mit einander gewechselt haben müssen. Man wird aber nur durch diese gewaltigen Veränderungen in der geographischen Vertheilung von Land und Meer und den mannichfachen dadurch bedingten klimatischen Veränderungen eine

etwas anschaulichere Vorstellung davon erhalten, welche unendlich lange Zeiträume nöthig gewesen sind, um alle diese Erscheinungen entstehen und vergehen zu lassen. Aehnliche Bewegungen der Erdoberfläche wie die erwähnten haben zu allen Zeiten stattgefunden und langsam, aber in Zeiträumen von Hunderttausend und mehr Jahren, die Geographie der Erde umgestaltet. Aehnliche Bewegungen sind aber auch an den verschiedensten Orten innerhalb der streng historischen Zeit vor sich gegangen oder greifen noch jetzt auf der Erde unter unseren Augen Platz, z. B. die bekannte schon von Celstus erkannte Bewegung, durch welche die ganze Ostküste von Schweden, schneller im Norden, langsamer im Süden, aus dem Finnischen Meerbusen hervorgehoben wird. Da wir diese letztere Bewegung in genügend langen Zeiträumen beobachten und mit Meßinstrumenten controliren konnten, um von derselben ein mittleres Maß der Hebung oder Senkung abzuleiten, so gewinnen wir dadurch einen Anhalt zur Berechnung geognostischer Perioden, indem uns die Umgebung von Stockholm auf eine Niveauveränderung von 1 Fuß im Jahrhundert hinführt. Ein anderes Beispiel bietet uns die Grenze zwischen Schottland und England dar, wo seit der Errichtung der sogenannten Pirtenmauer unter Hadrian sich das Land um etwa 20 Fuß gehoben hat. Daraus ließe sich ein mittlerer Werth der Niveauveränderungen von etwa 1⅓ Fuß für das Jahrhundert ableiten. Wenn wir nun in England und Schottland Beweise finden, daß sich der Boden innerhalb der eigentlichen Neuzeit im Ganzen um 600 Fuß gehoben habe, so setzt das schon einen Zeitraum von 40,000 Jahren voraus. Indeß führe ich dieses hier nur an, um an einem einzelnen Beispiele dem Laien verständlich zu machen, auf welche Weise der Geognost zur Bestimmung der Zeiten, in denen ein Ereigniß stattfand, gelangt. Natürlich ist die Berechnung für jede einzelne Oertlichkeit, für jede einzelne Erscheinung immer nach den besonderen Umständen und Erwägungen eine sehr verschiedene, beruht aber immer auf ebenso sicheren, ja meistentheils noch sicheren Grundlagen als die Angaben der Historiker für Ereignisse, die auch nur einigermaßen weit in der Geschichte zurückliegen. Auf diese Weise können wir nun feststellen, daß die Formation der Neuzeit zum allerwenigsten einen Zeitraum von 100,000 Jahren und die postpliocäne Formation jedenfalls einen ebenso langen oder noch längeren umfaßt, daß wir daher schon mit den letzten Formationen der tertiären Epoche in Zeiten die mehr als 300,000 Jahre hinter der Gegenwart zurückliegen, eingeführt werden.

Ich gehe nun zu einer etwas genaueren Darstellung der wichtigsten der oben erwähnten Entdeckungen über und zwar will ich dieselben nach ihrem Alter in drei Gruppen ordnen, die ersten, welche noch den Menschen in der Neuzeit, in den uns vertrauten Umgebungen betrachten, die zweiten, welche das Vorhandensein des Menschen in der zweiten Höhe der Postpliocänformation als Zeitgenossen des Mammuth und Rhinoceros darthun und endlich die dritten, die ihn als gleichzeitig mit den mächtigen Gletscherentwickelungen der älteren postpliocänen Formation, der sogenannten Eiszeit erscheinen lassen.

Die erste interessanten Thatsachen bieten uns die Torfmoore der Dänischen Inseln und die an ihren Ostküsten sich findenden oft 2 Millionen Cubikfuß umfassenden Bänke von Austern- und anderen Muschelschalen, Knochenresten, Steinwaffen und dergleichen, welche die Dänen Kjökkenmöddings („Küchenkehricht") nennen. Die Untersuchungen dieser Akten der Vergangenheit erzählen uns die Geschichte einer Bevölkerung, welche vor wenigstens 10,000 Jahren in diesen Gegenden unter mächtigen Kiefernwäldern, eine Baumart, die jetzt ganz aus Skandinavien verschwunden ist, von Jagd und Fischfang lebte. Die Bearbeitung dieser Entdeckungen verdanken wir hauptsächlich dem *Dr.* Steenstru, *Dr.* Busk und einigen Anderen.

An diese eben erwähnten Funde schließen sich sehr eng die viel interessanteren an, mit denen uns seit 1858 durch eine Reihe von Aufsätzen in den Akten der Zürcher antiquarischen Gesellschaft, sowie in selbstständigen Werken Keller und Rütimeyer bekannt gemacht haben. Man fand nämlich zuerst in dem trocknen Winter 185⅘ im Zürcher See bei Meilen, später in fast allen übrigen Schweizer Seen die Reste von Pfahlbauten (auf Platformen im Wasser errichteten Wohnungen) wie sie schon in ältester Zeit von Herodot bei einem Thrakischen Stamme, der im See Prasias im heutigen Rumelien seine Wohnsitze aufgeschlagen hatte, 520 vor Chr. beschrieben worden sind. Zugleich umschloß der Schlamm der Schweizer Seen zahlreiche Knochenreste, Stein-, Bronce- und Eisenwaffen, Töpfergeschirr, Kähne u. dgl. m. — Die genauere Durchforschung dieser Reste führte zu einer ganzen Geschichte dieser Pfahlbautenbewohner, die wohl auch über 10,000 Jahre zurückreicht und sich kurz so wiedergeben läßt. Die ersten Gründer dieser Pfahlbauten kamen aus Asien, von woher sie noch Steinwaffen aus Beilstein, der in Europa nicht mehr gefunden wird, mitbrachten. Sie wurden von anderen wahrscheinlich Iberischen Stämmen verdrängt und diese mußten wieder den Kelten der ächten Broncezeit weichen. Von diesen wissen wir durch Meyer, daß sie noch 1500 Jahre vor Chr. von Kleinasien bis zum Westen Europa's sehr verbreitet waren. — — Den Kelten folgten jüngere Stämme, die bereits Eisenwaffen führten und etwa 200 Jahre vor Chr. zur Zeit der Griechischen Besitzungen in Marseille, aus welcher Zeit einige Münzen gefunden wurden, so daß Cäsar schon keine Kunde mehr von ihnen erhielt. Man unterscheidet hier deutlich ein Zeitalter der rohen durch Absplittern geformten u. ein anderes der sorgfältig durch Schleifen geglätteten Steinwaffen. Beide gehen der

Zeit der Iberischen und der diese verdrängenden Keltischen Stämme vorher, denn diese beiden haben in ihrer Sprache das Wort für Erz aus derselben Wurzel wie in alten Indogermanischen Sprachen abgeleitet. Bei den Basken (Iberern) findet sich *„urraida"*, bei den Iren, Wallisern u. s. w. (Kelten) *„jaran"*, *„hajarn"*, *houarn"* u. s. w. — Die Iberische und Keltische Zeit charakterisiren sich in jenen Resten durch eine rohere und eine feinere, zierlichere Bearbeitung der Bronzewaffen, worauf denn endlich die Stämme mit Eisenwaffen, wohl die ältesten Teutonischen folgten. Auch in der Lebensart und den Nahrungsmitteln giebt sich ein solcher periodischer Fortschritt vom roheren zum civilisirteren Zustande zu erkennen.

Eine weitere interessante Entdeckung wurde durch die von Hoener, dem Präsidenten der geologischen Gesellschaft in London, veranlaßten systematischen Bohrungen im Nilthal herbeigeführt. Dieselben brachten aus Tiefen von 60 u. 72 Fuß Bruchstücke von Aegyptischem Töpfergeschirr herauf. Da wir nun durch Girard's und Roieres gründliche Untersuchungen belehrt die säculare Erhöhung des Bodens durch den jährlich abgelagerten Nilschlamm im Mittel zu etwa 5½ Zoll annehmen dürfen, so haben wir hier einen Beweis, daß die Aegyptische Cultur im Nilthal schon wenigstens 24,000 Jahre alt ist, daß also die immer für fabelhaft angesehenen Angaben Manetho's über das Zeitalter der ersten Dynastieen vielleicht nichts weniger als übertrieben sind.

Noch weiter in der Zeit zurück werden wir aber durch die interessanten Bohrungen im Delta des Mississippi geführt, von denen uns *Dr.* Bennet-Dowler in seinem Werke über New-Orleans ausführliche Nachrichten mitgetheilt hat. Nach den sehr umsichtigen Untersuchungen dieses Forschers, der alle auf die Bildung des Mississippi-delta's von Einfluß seienden Verhältnisse sorgfältig erwogen hat, ist zur Bildung dieses Delta's ein Zeitraum von mindestens 258,000 Jahren erforderlich gewesen und die Menschenknochen, die man aus einer sehr bedeutenden Tiefe heraufbrachte, dürfen ein Alter von wenigstens 57,000 Jahren beanspruchen.

Endlich erwähne ich noch der beim Graben des Södertelgecanals, der den Mälarsee mit dem Finnischen Meerbusen verbindet, 64 Fuß unter der Oberfläche des Bodens gefundenen Fischerhütte, in deren Flur man eine Art von Heerd, Holzkohlen und Reisigbündel fand. Wir kennen den gegenwärtigen Betrag der Niveauveränderungen der Schwedischen Ostküste sehr genau. Lyell hat sie für die hier in Betracht kommende Umgegend von Stockholm auf 10 Zoll für das Jahrhundert berechnet. — Zugleich hat er eine vorhergehende Senkung, wodurch eben jene Hütte mit Meeressand und Meeresmuscheln bedeckt wurde nachgewiesen, die für die Umgebung von Stockholm wenigstens 400 Fuß unter den jetzigen Spiegel der Ostsee betragen haben muß, auf welche Senkung erst die jetzige Hebung folgte. Die sämmtlichen hier in Betracht kommenden Verhältnisse beweisen, daß die Senkung wie die darauf folgende Hebung ganz ruhig und stetig, wie es noch jetzt geschieht, ohne gewaltsame Revolutionen und Störungen vor sich gegangen sind und daß beide Bewegungen, die nach Unten und nach Oben, durchaus der Neuzeit angehören. Beide Bewegungen zusammen zu 800 Fuß angenommen ergeben also nach dem obigen Maßstab einen Zeitraum von 70—80,000 Jahren der wenigstens vergangen sein muß, seit Fischer jene Hütte am Strande der Ostsee erbauten.

Ich könnte hier die Beispiele leicht vermehren, die von mir mitgetheilten genügen aber schon vollkommen, um die Gegenwart der Menschen auf der Erde in der ganzen Neuzeit, also in einem Zeitraume von wenigstens 100,000 Jahren zu erweisen. Ich wende mich deshalb lieber zu den Thatsachen, welche für eine noch viel frühere Existenz des Menschen auf der Erde sprechen.

Wir werden hier in die eigentlich postplioeäne Formation hineingeführt, in eine Periode unserer Erde, in der Elephanten (Mammuth) Rhinoceros, Höhlenlöwen, Hyänen und Bären das mittlere und nördliche Europa belebten, der Mensch auf dieselben Jagd machte, ihr Fleisch verzehrte, ihre Knochen aufschlug, um sich des Markes zu bemächtigen und dann von den größeren und härteren Stücken sich Lanzen und Pfeilspitzen zu neuen Jagdabenteuern schnitzte, wobei er rohe Steinmesser benutzte, die ebenso unkünstlerisch geformt waren als die von ihm benutzten steinernen Beile und Streitäxte.

Schon 1715 hatte man in dem sogenannten Londoner Thon, einem Gliede der postpliocänen Formation, zwischen den Knochen untergegangener Thiere eine steinerne Axt gefunden, diesen Fund aber als völlig gleichgültig und werthlos bei Seite gelegt und vergessen. Nicht besser ging es den Entdeckungen von Frere in Suffolk (1801), von Tournal im Departement de l'Aube (1828) und von Christol bei Nismes (1829). Auch die schöne Funde von *Dr.* Schmerling, der in den *Knochenhöhlen* von Engis und Engihoul bei Lüttich (1831—33) viele Menschenknochen und fast ganz erhaltene Schädel fand, wurden nicht einmal von ihm selbst ihrem wahren Werthe nach gewürdigt und von den Geognosten, wie selbst Lyell jetzt zugesteht, mit sehr ungerechtfertigter Gleichgültigkeit unbeachtet gelassen.

Erst die, wie schon Eingangs erwähnt, anfänglich geradezu verlachten Untersuchungen von Boucher de Perthes brachen endlich für diese neuen Anschauungsweisen Bahn. Die neuen Entdeckungen und die Wiederaufnahme älterer Untersuchungen folgten sich schnell und alle wurden nun in der richtigen Weise verwerthet. So zeigte sich daß das ganze mittlere wie nördliche Frankreich so wie das südliche England in den massenhaften Kieselgeschieben und Thonlagern, welche bald nach der Eiszeit abgelagert wurden und die man gewöhn-

lich Diluvialgebilde nennt, überall in Gesellschaft mit den schon vor unserer neuesten Erdbildungsperiode untergegangenen Thieren auch Menschenknochen oder menschliche Kunstprodukte umschließe. Aber derartige Entdeckungen blieben keineswegs auf die genannten Länder beschränkt. Sicilien, Sardinien, die Pyrenäen wie das Ohiothal stellten ihr Contingent zu diesen längst untergegangenen Völkerschaften, deren Lebenszeit jedenfalls noch weit über 100,000 Jahre hinter uns liegt.

Ich will nur auf einen dieser Funde etwas näher eingehen, da sich an demselben einige ganz interessante Betrachtungen anknüpfen lassen, die ich, wenn auch nicht ausführen, doch andeuten will.

Im Jahre 1852 untersuchte ein Arbeiter bei Aurignac im Departement der Haute Garonne einen Kaninchenbau und zog zu seiner Ueberraschung aus der Tiefe desselben einen der längeren Knochen eines Menschen hervor. Aus Neugier räumte er die lockere Erde am Abhange des Hügels fort und stand nach der Arbeit von einigen Stunden vor einer großen schweren, den Eingang in eine Felsenhöhle verschließenden Steinplatte. Nach Entfernung derselben fand er einen Raum 7—8 Fuß hoch, etwa 10 Fuß breit und 7 Fuß tief zum großen Theil mit Knochen gefüllt, von denen er sogleich zwei Schädel als menschliche erkannte. Die Kunde davon verbreitete sich schnell und *Dr. med.* Amiel in Amiens, dessen Name nur wegen seiner rohen Unwissenheit und Bildungslosigkeit, die aber bekanntlich in Frankreich nicht selten ist, aufbewahrt zu werden verdient, ließ alle diese Knochen sorgfältig sammeln und aufs neue auf dem Gemeindekirchhof christlich bestatten. — Der Herr *Dr. med.* hatte indeß wenigstens soviel anatomische Kenntnisse, daß er sich klar machte, er habe nahebei die sämmtlichen Knochen von ohngefähr 17 männlichen und weiblichen Skeleten sehr verschiedenen Alters und im ganzen von sehr kleiner Statur vor sich. Das ist aber leider auch alles, was wir von diesen Skeleten wissen, denn als 8 Jahre später die Angelegenheit zufällig zur Kenntniß wissenschaftlich gebildeter Männer kam, hatte man leider auch den Ort, wo diese Skelete auf dem Kirchhofe begraben waren, ganz und gar vergessen. Es war der Geognost Lartet, der zu der erwähnten Zeit Aurignac besuchte und natürlich sogleich eine sorgfältige wissenschaftliche Untersuchung vornahm. Die Resultate derselben sind kurz folgende.

Die Höhle war eine regelmäßige Begräbnißstätte. Lartet fand darin noch einige übersehene Menschenknochen, ein Muschelhalsband nebst einigen anderen Schmucksachen von Knochen, ein ganz neues, noch ungebrauchtes Feuersteinmesser, einige Zähne von Höhlenbären und Eber- und viele andere Thierknochen, die offenbar als ganze Thiere mit den Menschen begraben waren, da die sämmtlichen Knochen z. B. die eines Höhlenbären unzerstreut und im natürlichen Zusammenhange des Skeletes neben einander lagen, auch keiner zerschlagen oder benagt gefunden wurde. Vor dem Eingang in die Höhle zeigte sich dagegen ein ganz anderer Schauplatz. Hier war ein flacher Heerd von Sandsteinen gebaut, die sichtbare Spuren der Einwirkung eines Feuers zeigten. Darüber lag eine starke Schicht Erde untermischt mit Holzkohlen, vielen gebrauchten Feuersteinwaffen, wie Messer, Schleudersteine, Pfeilspitzen und dergleichen; ferner fand sich dazwischen eine große Anzahl von Thierknochen zerstreut und darunter namentlich die vom Höhlenbären, Höhlenlöwen, von der Höhlenhyäne, vom Mammuth, dem sibirischen Rhinoceros, dem irländischen Riesenhirsch, dem Rennthier u. s. w. Die meisten dieser Knochen waren mit Steinmessern abgeschabt, einige offenbar am Feuer geröstet, die markführenden alle aufgeschlagen, um das Mark herauszuziehen. — Unzweifelhaft waren hier vor der Grabstätte Todtenfeste und Schmäuße gefeiert. Der Platz wurde dann später wohl von Raubthieren besucht, um sich der Ueberbleibsel zu bemächtigen, wahrscheinlich besonders von der Höhlenhyäne, denn viele der übriggebliebenen Knochen waren deutlich benagt und die weicheren Enden abgefressen.

Außer manchen anderen Betrachtungen, zu denen dieser Fund auffordert, sind es besonders folgende, die von Wichtigkeit erscheinen. So hoch wir auch das Alter dieser Menschen hinaufrücken müssen, so waren dieselben doch schon bis zu einem solchen Grade der Cultur entwickelt, daß sie ihre Todten regelmäßig und mit gewissen Feierlichkeiten begruben und ihr Andenken durch Todtenfeste ehrten. Noch bedeutender ist aber, daß sie ihre Todten mit ganzen Jagdthieren, mit Schmuck und mit neuen Waffen versorgten, was auf eine, wenn auch noch so rohe Vorstellung von einem zukünftigen Leben, etwa wie die „glücklichen Jagdgründe" der Nordamerikanischen Indianer hindeutet und lebhaft an Schillers Nadowessische Todtenklage erinnert:

> „Bringet her die letzten Gaben,
> Stimmt die Todtenklag'!
> Alles sei mit ihm begraben,
> Was ihn freuen mag.
>
> Legt ihm unter's Haupt die Beile,
> Die er tapfer schwang,
> Auch des Bären fette Keule,
> Denn der Weg ist lang;
>
> Auch das Messer scharf geschliffen" ....

Aber auch hier können wir noch nicht abbrechen, denn nach dem, was oben über die Entstehung des Löß, jener eigenthümlichen feinen Thonarten der Europäischen Niederungen gesagt worden ist, müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, die Zeit unserer Vorfahren auf der Erde noch viel weiter hinaufzurücken, da Menschenknochen zusammen mit ächten (nicht wollhaarigen) Elephanten schon 1815—23 in dem Löß bei Mästricht aufgefunden worden sind. Und in der That möchte es gut sein sich vorläufig mit diesem Gedanken vertraut zu machen, denn allem Anscheine nach stehen wir erst am Anfange, aber noch lange nicht am Ende der Entdeckungen. Auch Cuvier sprach noch 1830 sein Erstaunen darüber aus, daß in

den tertiären Formationen noch keine fossilen Affen gefunden seien und in der That blieb es lange ein Glaubenssatz bei den Geognosten, daß die Affen ganz und gar der allerneusten Erdbildung angehörig seien. Fünf Jahre nach Cuvier's Tode 1837 wurden fast gleichzeitig in Europa und Brasilien die ersten fossilen Affen der Tertiärzeit entdeckt und jetzt kennt man allein in Europa schon 6 Arten derselben. Es ist nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern im Gegentheil fast mit Gewißheit vorauszusagen, daß über kurz oder lang auch Menschenformen, vielleicht von den bis jetzt gefundenen in manchen Punkten abweichend in den tertiären Schichten entdeckt werden und dann dürften wir mit der Annahme von 300,000 Jahren kaum das Zeitalter ihres Lebens erreichen.

In Bezug auf diesen letzten Punkt will ich noch eine interessante Thatsache hervorheben, auf die zuerst Ami Boue aufmerksam gemacht hat. Bekanntlich haben wir in der sogenannten alten Welt drei große ganz scharf geschiedene Typen der Menschheit oder Rassen, die weiße oder Indo-atlantische, die schwarze oder Negerrasse und die gelbe oder Mongolische Rasse. Die Vertheilung dieser drei Rassen auf der Erde, zumal, wenn wir an den Anfang unserer Geschichte und Sage zurückgehen, ehe Kriege und Wanderungen die Menschen so sehr durcheinander geschüttelt hatten, bietet nun eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar. Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die Geographie von Europa und Afrika und wie ich jetzt noch hinzufügen will auch von Asien eine durchaus andere war. Zwei große Meeresbecken, die jetzt als Wüsten sich darstellen, durchsetzten die damals bestehenden Continente. Der Nordrand von Afrika war mit Europa vielfach durch festes Land verbunden, was wir mit Sicherheit für den westlichen Theil und für Sicilien zwischen Marsala und Cap Bon wissen. Aber vom südlichen Afrika war dieser Landstrich durch das große Meer getrennt, dessen gehobener Boden jetzt in fast ununterbrochenem Zuge von der Westküste Afrika's bis an den Fuß des Hymalaya's sich erstreckt. Keine Sage und kein natürliches Denkmal deutet an, daß jemals am Nordende dieses Meeres Negerstämme gehaust hätten, während wir dieselben am Südande bis in die südlichen Theile von Ostindien verfolgen können. Am Nordrande dieses Meeres und selbst in Afrika finden wir seit den ältesten Zeiten immer nur Völker der weißen Rasse anläßig. In ähnlicher Weise bilden aber auch in Asien die ehemaligen der Tertiärepoche angehörigen Meeresbecken von Tübet, der Wüste Gobi nach Süden und Osten die Grenze zwischen der weißen Rasse und der Mongolischen. Diese seltsame Trennung der Hauptrassen, nicht durch die gegenwärtigen Meere, sondern durch die Meere der Tertiärzeit giebt einen starken Wahrscheinlichkeitsgrund dafür, daß diese drei Rassen schon in der Tertiärzeit existirt haben.

Den größten Theil der Thatsachen, welche sich auf die frühere, vorhistorische Gegenwart der Menschen auf der Erde beziehen, hat Lyell in dem Eingangs erwähnten Werke zusammengestellt, mit der strengsten Kritik und der sorgfältigsten Umsicht geprüft und damit einen augenblicklichen Abschluß in dieser Lehre erreicht, dessen Resultate ich im Vorstehenden übersichtlich zusammengestellt habe.

Lehre über Nahrungsmittel.

Von Jac. Moleschott.

Von der Ausscheidung.

Es ist eine Grundeigenschaft der organischen Stoffe unseres Körpers, daß sie eine äußerst geringe Beharrlichkeit in ihrer Zusammensetzung besitzen. Ein ewiges Werden und Vergehen zieht um die Thätigkeiten des Stoffwechsels einen Kreis, der viel mehr umfaßt, als die Ernährungserscheinungen des Menschen. Das Leben von Pflanzen und Thieren ist nicht bloß ein unmittelbarer Ausfluß dieser beständigen Umwandlung des Stoffs; alles organische Leben ist ein ewiges Verbinden und Zersetzen, ein ewiges Zersetzen und Verbinden der Stoffe, an denen sich hohe und niedere Kräfte, in nothwendigem Einklang zusammenwirkend, bethätigen. Was die Pflanzen dem Acker und der Luft entnehmen, das verarbeiten sie zu Stoffen, von denen sich die pflanzenfressenden Thiere ernähren um es selbst wieder zur Fleischnahrung für diejenigen Thiere zu verarbeiten, welche von Fleisch oder von gemischter pflanzlicher und thierischer Kost leben. Zu diesen gehört auch der Mensch. Was aber von Menschen, Thieren und Pflanzen in vielfach verketteten Zersetzungen unaufhörlich während des Lebens und nach dem Tode abgegeben wird, in die Luft und die Erde kehrt es wieder, um von neuem Nahrungsstoffe der Pflanzen zu bilden. Von diesen aus setzt sich die alte Wanderung fort, ein ewiger rastloser Kreislauf.

Ich sage: schon im Leben findet diese Zersetzung statt. Denn schon in den Geweben beginnt gleichsam eine Rückbildung der organischen Bestandtheile. Allen Stoffen unseres Körpers wird nämlich Sauerstoff der Luft zugeführt, den wir unablässig einathmen. Kein Stoff aber greift mächtiger als der Sauerstoff in das Werden und Vergehen der organischen Verbindungen ein. Vor der anhaltenden Wirkung des Sauerstoffs, den die Pflanzen, als eine ewige Quelle, der Luft zuführen, hat keine organische Verbindung unseres Körpers Bestand. Eiweiß, Leim und Fett, Faserstoff und Zucker, alle zerfallen nach und nach in immer sauerstoffreichere Verbindungen. Aus den Geweben kehren diese in das Blut zurück, um von hieraus durch Drüsen angezogen, in Behältern gesammelt und zuletzt nach außen entleert zu werden. Diese Entleerung ist die Ausscheidung.

Ich wiederhole es: in den Geweben beginnt die Zersetzung. Denn was die ältere Naturlehre mehr weissagte als bewies, — die neueren Forschungen haben es glänzend bestätigt, daß die Bestandtheile der Gewebe nach und nach eine Schlacke absetzen, welche, untauglich für die Verrichtung der Werkzeuge, in denen sie sich ansammelt, dem Blute wieder zugeführt wird, um aus dem Blute ausgeschieden zu werden.

Die wichtigsten Stoffe, welche wir nach außen entleeren, sind nach und nach nicht etwa bloß im Blut, nein, auch in den Geweben beobachtet worden. Das Blut enthält Harnstoff, die Glasflüssigkeit des Auges auch; Kohlensäure ist in erheblicher Menge im Blut vorhanden, Kohlensäure fehlt keinem festen Theil unseres Körpers. Aber Kohlensäure und Harnstoff — sie sind die Haupterzeugnisse der Zersetzung, welche Lungen und Nieren dem Blut entziehen, um sie als nutzlose Stoffe aus dem Körper zu entfernen.

Ein Werden, das in jeder Zeitsecunde fortdauert, in dem die Entwicklung nur der Entwicklung, nie dem Stillstande weicht, läßt sich natürlich nur auf gewissen Stufen der Umwandlung erspähen. Darum läßt sich nicht in ununterbrochener Kette die Reihe von Zwischengliedern angeben, welche die eiweißartigen Körper und Fette durchlaufen, bis sie in die einfachsten Zersetzungsprodukte, den Harnstoff, Kohlensäure und Wasser umgewandelt sind. Aber wenn sich mit der Zahl der Forscher und der zunehmenden Vortrefflichkeit ihrer Werkzeuge die Uebergänge mehren, welche uns von den Stoffen des Bluts durch die Gewebe zu den Ausscheidungen leiten, dann dürfen wir es mit Zuversicht aussprechen, daß wir keinen Irrweg betreten.

Wir können keine scharfe Grenze ziehen zwischen den Stoffen, welche zur Entwicklung, und denen, welche zur Rückbildung der Gewebe gehören. Kein größeres Lob kann aber die Kenntniß des Naturforschers treffen, als wenn er die Pfähle durchbricht, mit denen man nur zu oft einen Theil der Natur zu umpferchen getrachtet und des Menschen Verstand zu verrammeln Gefahr lief. Unzählig sind die Uebergänge der Natur. Die Grenzen zwischen den Klassen der Naturkörper verlieren an Schärfe, wenn wir gewinnen im Reichthum des Erkennens.

Zu den Uebergängen der Stoffe der Entwicklung zu denen der Rückbildung gehört eine aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung, welche in der Flüssigkeit des Fleisches gefunden u. Fleischstoff genannt wird. Welche Zwischenglieder diesen Stoff mit den eiweißartigen Mutterkörpern verbinden, ist nicht bekannt. Wohl aber weiß man, daß der Fleischstoff in der Wärme durch die bloße Gegenwart von Säuren, an denen es dem Fleische selbst nicht fehlt, in einen alkalischen Stoff verwandelt wird, der nicht nur in den Muskeln sondern auch im Harn vorhanden ist. Ich nenne diesen Stoff Fleischbasis und betrachte ihn als einen entschiedenen Ausscheidungsstoff, der über die Mittelstufe des Fleischstoffs schon in den Geweben aus den eiweißartigen Körpern hervorgeht. Die Fleischsäure, eine eigenthümliche Säure, die sich neben Milchsäure im Fleische findet, ist höchst wahrscheinlich auch zu den Erzeugnissen der rückbildenden Thätigkeit zu zählen, obgleich man sie bisher in keiner Ausleerung, sondern nur in den Muskeln gefunden hat.

Wie der Fleischstoff, so bestehen auch die Fleischbasis und die Fleischsäure aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Der Fleischstoff braucht nur Wasser zu verlieren, um sich in die Fleischbasis zu verwandeln. Die Fleischsäure zeichnet sich durch einen hohen Sauerstoffgehalt aus. Während der Fleischstoff sich als solcher weder mit Basen, noch mit Säuren verbindet, vereinigt sich die Fleischbasis, wie es der Name andeutet, mit Säuren, die Fleischsäure mit Alkalien. Die Fleischbasis und die Fleischsäure lösen sich leicht, der Fleischstoff schwerer in kaltem Wasser; kochendes Wasser löst auch den letztgenannten in großer Menge auf.

Mit diesen deutlichsten Belegen mag es genug sein, um im Allgemeinen den Satz zu erhärten, daß die Bildung der Ausscheidungsstoffe in den Geweben selbst beginnt, und daß die Thätigkeit der ausscheidenden Drüsen vorzugsweise darin besteht, daß sie jene Stoffe aus dem Blut anziehen und entfernen. Denn aus den Geweben wandern die Erzeugnisse der Rückbildung in das Blut, aus dem Blut in die ausscheidenden Drüsen.

Wenn man unter diesen Drüsen schon im gemeinen Leben den Athmungswerkzeugen den höchsten Werth beilegt, so ist man von der richtigen Erfahrung geleitet, daß die Verrichtung der Lungen am wenigsten eine Unterbrechung erleiden kann, ohne das Leben in seinen edelsten Thätigkeiten zu stören oder gar zu vernichten. Lebensluft heißt ja seit lange der Theil des uns umgebenden Dunstkreises, der zum Athmen durchaus erfordert wird. Diese Lebensluft ist der Stoff, der schon oben als der mächtigste Erreger des Stoffwechsels bezeichnet wurde.

Mit vielem Stickstoff, wenig Wasserdampf und noch weniger Kohlensäure gemengt stellt Sauerstoff die Luft dar, welche wir athmen. Während der Sauerstoff in regelmäßigem Wechsel beim Einathmen in die Lunge strömen muß und dem Blute die geeignete Mischung ertheilt, rührt die Kohlensäure der Luft zum großen Theil her von dem Gemenge, welches Menschen und Thiere nach jedem Athemzuge ausathmen. Vortreffliche Forschungen haben gelehrt, daß diese Kohlensäure aus der Luft in die Pflanzen dringt, um das Hauptnahrungsmittel dieser zahllosen grünenden und blühenden Wesen abzugeben, die nicht nur als eigentliche Nahrungsmittel eine so wesentliche Bedingung des thierischen Lebens sind. Denn die Pflanzen sind es, welche die aufgenommene Kohlensäure nach und nach zersetzen, und indem der Kohlenstoff dieser Säure reichlicher als irgend ein anderer Grundstoff in ihren Geweben vertreten ist, den Sauerstoff großentheils aushauchen, den der Mensch mit Recht im vollsten Sinne des Worts seine und der Thiere Lebensluft genannt hat.

Jene Kohlensäure, welche wir ausath-

men, ist, wie ich oben erwähnte, bereits in den Geweben zu finden. Aus den Geweben dringt sie in die Haargefäße, um in Kanäle überzugehen, in welchen das Blut in einer dem Strom der Schlagadern entgegengesetzten Richtung fließt. Der Name Adern unterscheidet diese Kanäle von den Schlagadern, weil die Adern keinen Pulsschlag besitzen.

Das Blut, welches die Schlagadern aus dem Herzen den entferntesten Werkzeugen unseres Körpers zuführen, fließt verändert durch die Stoffe, welche es auf diesem Wege verloren und aufgenommen hat, durch die Adern in einem großen Kreislauf zum Herzen zurück. Der Kreis wird geschlossen durch die Haargefäße, welche die Schlagadern mit den Adern verbinden.

Das Blut der Adern nun ist reichlich mit Kohlensäure versehen. Allein dieses Erzeugniß der Zersetzung gelangt nicht ausschließlich aus den Geweben in die Adern, da auch das Blut der Schlagadern bereits mit Kohlensäure geschwängert ist, die theilweise schon im Blut gebildet wurde. Daß das Blut der Adern mehr Kohlensäure enthält, als das der Schlagadern, ist eine Erfahrung, welche sich dadurch erklärt, daß in jenen zur Kohlensäure des Bluts der Schlagadern noch die der Gewebe hinzutritt.

Dem großen Kreislauf, vom Herzen durch alle Gewebe zum Herzen zurück, steht ein kleiner Kreislauf des Bluts entgegen. Denn alles Blut der Adern, das sich in einer besonderen Abtheilung des Herzens sammelt, wird vom Herzen den Lungen zugetrieben, aus denen es in eigenthümlicher Weise verändert in das Herz zurückkommt. Das Blut, das vom Herzen den Lungen zuströmt, ist dunkelroth bis zum Braunrothen, arm an Sauerstoff und reich an Kohlensäure, und so verhält sich das Blut der Adern überhaupt. In die Lungen aber, denen mit der eingeathmeten Luft eine reichliche Menge Sauerstoff zugeführt wird, treten vom Blut der Adern Kohlensäure und Wasserdampf hinüber, die durch den eingeathmeten Sauerstoff, der in die Gefäße dringt, ersetzt werden. Dadurch entsteht ein hellrothes Blut, das weniger Kohlensäure und weniger Wasser, dagegen mehr Sauerstoff enthält als das der Adern. Nach dieser Verwandlung kehrt das Blut von den Lungen zurück und heißt schon jetzt schlagaderlich, weil es mit dem Blut der Schlagadern übereinstimmt. Es ist das Blut der Schlagadern selbst; denn diesen wird es vom Herzen zugeleitet, um von neuem alle Gewebe mit Nahrungssaft zu versorgen.

Auf dem Wege vom Herzen durch die Gewebe wird also aderriches Blut gebildet, das im großen Kreislauf zum Herzen zurückströmt. Auf dem Weg durch die Lungen wird das Blut, das bei der Ernährung der Gewebe so wichtige Veränderungen erlitt, wieder mit Sauerstoff versehen und dadurch geeignet, von neuem die Gewebe zu ernähren: kurz, es wird in schlagaderliches Blut verwandelt.

Wenn unter den Absonderungen das Ei eine Uebergangsstufe darstellt, welche jene mit den Geweben verbindet, so lassen sich die Lungen betrachten als Werkzeuge, deren Verrichtung die Mitte hält zwischen Aufnahme und Ausscheidung. Die Ausscheidungsstoffe, welche sie liefern, sind Kohlensäure und Wasser. Für diese nehmen sie den Sauerstoff auf. Ohne Sauerstoff kein schlagaderliches Blut, ohne schlagaderliches Blut keine Ernährung. Stockt die Ernährung, dann werden alle Verrichtungen aller Gewebe gestört. Die Muskeln können sich nicht verkürzen, die Nerven verlieren ihre Reizbarkeit, das Denken des Hirns wird getrübt, wenn das Blut aufhört, jenen Werkzeugen ihre eigenthümlichen Verbindungen zu liefern. Dies aber wird durch die Zufuhr von Sauerstoff bedingt.

Denn alle organischen Stoffe des Bluts werden nach und nach durch den Sauerstoff verändert. Die Eiweißstoffe und Fette ohne Ausnahme haben zum Sauerstoff eine so innige Verwandtschaft, daß sie allmälig in immer sauerstoffreichere Verbindungen zerfallen. Durch die Haargefäße tritt jener Sauerstoff auch in die Gewebe ein. Und deshalb ist einerseits das Blut der Adern ärmer an Sauerstoff als das der Schlagadern. Andrerseits ist dadurch die vielseitige Zersetzung möglich, als deren Heerd wir oben die Gewebe kennen lernten.

Wir kennen im Fleischstoff, in der Fleischbasis und der Fleischsäure, in Käseweiß, Hornglanz, Harnoxydul u. Harnsäure, in dem schwefelhaltigen Abkömmling der geschwefelten Gallensäure einige wenige Zwischenglieder, in welche sich die eiweißartigen Stoffe unter dem Einfluß des Sauerstoffs verwandeln. Die letzten Ergebnisse dieses Einflusses sind Harnstoff, Kohlensäure und Wasser. Auch die Fette gehen in Kohlensäure und Wasser über; bei ihrem hohen Gehalt an Wasserstoff, die sich so gerne mit Sauerstoff verbinden, leichter noch als das Eiweiß. Und so hauchen wir täglich etwa ein Drittel von dem Gewicht der Nahrungsmittel, die wir aufnehmen, durch die Lungen als Wasser und Kohlensäure wieder aus.

Da nun die Verbrennung auf nichts Anderem beruht, als auf einer Verbindung anderer Grundstoffe mit Sauerstoff, so ergiebt sich hieraus mit zwingender Klarheit, daß der eingeathmete Sauerstoff, dessen Verwandtschaft langsam aber beständig fortwirkt, in einem gewissen Zeitraum die organischen Stoffe unsers Bluts vollständig verbrennt. Hierzu sind nur vier bis fünf Tage erforderlich.

Diese Verbrennung erklärt es zu einem großen Theil, warum der menschliche Körper die Wärme der ihn umgebenden Luft beständig übertrifft. Der Unterschied zwischen dem Wärmegrad dieser letzteren und dem unseres eigenen Körpers wird in der ärztlichen Sprache als Eigenwärme bezeichnet. Die Eigenwärme, das heißt: die Menge von Wärme, welche der Mensch selbst erzeugt, wechselt, weil der äußere Wärmegrad verschieden ist, während die Wärme unsres Körpers dieselbe bleibt. Letztere beträgt in den inneren Theilen zwischen siebenunddreißig und achtunddreißig Grad, ohne bei Gesunden jemals um einen ganzen Grad zu schwanken.

Wenn auch ein Theil der eiweißartigen Stoffe des Bluts in der Gestalt von Kohlensäure und Wasser mit der ausgeathmeten Luft dem Körper verloren geht, so sind doch die Nieren die Hauptwerkzeuge, welche die verbrauchten Eiweißkörper dem Blut entziehen.

Denn der Harn, der, von den Nieren abgesondert, in der Harnblase angesammelt und durch die Harnröhre nach außen entleert wird, ist eine Lösung, in der Harnstoff, Harnsäure, die Fleischbasis und als Zersetzungsprodukt dieser letzteren, Fleischstoff, die wichtigsten organischen Verbindungen sind, lauter Stoffe, deren Gehalt an Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff ihre Abstammung von den Eiweißkörpern verräth.

Die Fleischbasis und der Fleischstoff sind im Harn in sehr geringer Menge enthalten. Etwas reichlicher ist in dieser Ausscheidung die Harnsäure vertreten, ein in kaltem Wasser nur schwer löslicher Stoff, der aber als harnsaures Natronsalz im Harn gelöst ist. Leicht löslich im Wasser ist der Harnstoff, den der Harn in der reichlichsten Menge enthält.

Neben der Harnsäure kann der Harn des Menschen Milchsäure, Buttersäure und eine dem Harn der pflanzenfressenden Thiere eigenthümliche, stickstoffhaltige Säure enthalten, welche die Chemiker Pferdeharnsäure nennen, weil sie im Pferdeharn zuerst entdeckt wurde.

Allein keine dieser Säure ist im Harn in freiem Zustande zu finden. Die saure Beschaffenheit dieser Ausscheidung wird vielmehr durch ein anorganisches Salz bedingt, in welchem die Säure vorherrscht, durch saures, phosphorsaures Natron. Die wichtigsten Begleiter dieses Salzes sind im Harn Kochsalz und schwefelsaure Alkalien. Aber auch Chlorkalium, phosphorsaurer Kalk und phosphorsaure Bittererde finden sich im Harn, der ferner Spuren von Eisen und Fluorcalcium enthalten kann.

Das Gewicht des in vier und zwanzig Stunden ausgeleerten Harns beträgt etwa ein Drittel des Gewichts der in derselben Zeit genossenen Nahrungsmittel.

Es ist eine im Volke sehr verbreitete Vorstellung, daß der Koth nur von den ungelösten Ueberbleibseln der Speisen gebildet wird. Wenn auch diese in der großen Mehrzahl der Fälle einen nicht unerheblichen Theil der Stühle ausmachen, so ist es doch ganz irrig, wenn man deshalb glaubt, diese Ausscheidung sei nicht wesentlich mit Bestandtheilen vermischt, die ihren Ursprung dem Blut verdanken. Denn wie kann man bezweifeln, daß die Haargefäße, mit denen die Darmwand so reichlich versehen ist, auch Stoffe in die Darmhöhle ausschwitzen lassen, da diese Ausschwitzung die unerläßliche Bedingung des Uebergangs gelöster Stoffe in die Blutgefäße ist? Alle thierischen Häute, die jedenfalls von einer verschiedenen Flüssigkeit bespült werden, lassen in der Weise Stoffe durchschwitzen, daß die von der einen Seite hinübergehenden durch Stoffe der andern Seite ersetzt werden. Sodann ist der Koth vermischt mit einem Theil der Verdauungsflüssigkeiten, Schleim, Zersetzungsprodukten der Galle, hornigen Zellen vom Ueberzug der Schleimhaut und anderen Stoffen, welche nachdem sie abgesondert waren, nicht wieder zum Blut zurückkehren.

Die nicht gelösten Ueberbleibsel unserer Nahrungsmittel, welche mit den so eben angedeuteten Stoffen den Koth bilden, sind zum Theil ganz unlösliche oder doch sehr schwer lösliche Bestandtheile der Speisen, wie die elastischen Fasern der thierischen, der unten näher zu besprechende Zellstoff der pflanzlichen Nahrung. Aber auch solche Nahrungsstoffe können sich in dem Koth wieder finden, die an und für sich in den Verdauungsflüssigkeiten löslich sind, wenn die Menge dieser im Verhältniß zur Menge jener zu gering war, um die Auflösung zu bewirken. Daher herrscht in der Zusammensetzung der organischen Bestandtheile des Koths eine überaus große Mannigfaltigkeit.

Von den anorganischen Stoffen der Nahrung leert der Mastdarm vorzugsweise die Erden wieder aus, Kalk- und Bittererdesalze, außerdem aber eine beträchtliche Menge Eisen, das nebst den Bestandtheilen der Galle vorzüglich die Farbe des Darmkoths bedingt. Auch die löslichen Salze der Alkalien finden sich im Stuhl, und diese sind theilweise aus den Haargefäßen in den Darm hinübergeschwitzt.

Zu den Lungen, den Nerven und dem Dickdarm gesellt sich die Haut als ein höchst wichtiges Werkzeug der Ausscheidung. Denn einerseits tritt fortwährend Kohlensäure aus den Haargefäßen der Haut nach außen, welche dafür Sauerstoff aufnehmen, und andrerseits ist die Haut reichlich mit zweierlei Arten von Drüschen versehen, welche den Schweiß und die Hautschmiere aus dem Blute ausscheiden und deshalb Schweißdrüsen und Talgdrüsen heißen.

Der Schweiß enthält regelmäßig abgestoßene Schuppen der Oberhaut. Neben einem geringen Fettgehalt sind flüchtige organische Säuren, die nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, die Hauptbestandtheile des Schweißes. Buttersäure, Butteressigsäure, Ameisensäure nennt sie der Chemiker der dieselben zu einer Gruppe vereinigt, weil sie alle drei durch ihre Zusammensetzung den Fettsäuren nahe stehen, denen die Buttersäure auch durch ihre Eigenschaften angehört. Die genannten Säuren bewirken die sauren Eigenschaften der ausgeschwitzten Flüssigkeit. In dieser sind ferner Kochsalz, Chlorkalium, schwefelsaure und phosphorsaure Alkalien gelöst, welche Spuren von phosphorsaurem Kalk und Eisen begleiten.

An den Schweiß reihen sich die Thränen. Sie werden in sehr geringer Menge von einer im äußeren Augenwinkel hinter der Haut liegenden Drüse beständig abgesondert. Von hier fließen sie am Augapfel entlang dem inneren Augenwinkel zu, in welchem sie durch eine Oeffnung in jedem Augenliede aufgesogen, mittelst eines feinen Konals in die Nasenhöhle geführt und mit dem Nasenschleim ausgeschieden werden.

Die Thränen stellen eine sehr verdünnte Kochsalzlösung dar, mit welcher abgesto-

hene Zellen vom Ueberzug des Augapfels vermischt sind.

Auch die Hautschmiere ist ein Gemenge von abgeschuppten Oberhautzellen mit anderen Stoffen, unter denen Fett und Salze die Hauptrolle spielen. Nur ist die Hautschmiere je nach den Stellen der Haut verschieden zusammengesetzt. So zeichnet sich z. B. das Ohrenschmalz aus durch einen bitteren, gelben, in Weingeist löslichen Stoff und durch Gallenfett.

Wenn schon ein Theil des Schleims der Verdauungswege in den Stühlen als Auswurfsstoff ausgeleert wird, so ist jedenfalls der Schleim der anderen Körpertheile, der Nase, der Luftröhre, der Lungen, der Harnwege und der Geschlechtstheile, besonders der weiblichen, als ein Ausscheidungsstoff zu betrachten.

Da ein ansehnlicher Theil des Schleims dargestellt wird durch hornige Gebilde, welche die Schleimhaut überziehen, so schließen sich an diese Ausscheidung die Theile der Haare und der Nägel, die abgeschnitten werden und, von der Wurzel aus nachwachsend, eine regelmäßige Ausgabe des Körpers bedingen. Ebenso die Oberhaut, welche sich beständig abschuppt.

Die organische Grundlage aller dieser Theile, welche zu den Hornstoffen gehört, ist von den eiweißartigen Körpern abzuleiten und verursacht einen Verlust des Bluts an diesen Stoffen. Es geht hier ein Theil eines Gewebes unmittelbar verloren, ohne erst das Blut, aus dem er geworden ist, rückwärts zu durchwandern.

Vom Hunger und Durst.

Ein Drittel von dem Gewicht der Nahrungsmittel, die wir in 24 Stunden zu uns nehmen, geht mit dem Harn, ein anderes Drittel mit der ausgeathmeten Luft verloren. Das übrige Drittel der genossenen Nahrung verläßt den Körper täglich in der Gestalt von Koth, Schweiß, Hautausdünstung, Schleim, Talg, Thränen und abgestoßenen Horngebilden.

Offenbar kann es sich hier nicht handeln um eine unmittelbare Ausscheidung der Nahrungsstoffe als solcher. Denn außer den ungelösten Ueberbleibseln der Speisen, die der Mastdarm mit dem Kothe austreibt, ist kein Stoff in unsern Ausscheidungen zu finden, der nicht von dem Munde aus durch das Blut seinen Weg zu den Geweben, und von den Geweben rückwärts durch das Blut zu den Werkzeugen der Ausscheidung durchlaufen hätte. So waren die Kohlensäure und das Wasser, die wir aushauchen, einst Fett oder Eiweiß, und der Harnstoff hat in der sehr abweichenden Form eines eiweißartigen Bestandtheils des Bluts die Gewebe ernährt, bevor ihn die Nieren als Schlacke des Körpers der austreibenden Harnblase überweisen konnten.

Das Hauptergebniß wird durch die Mittelbarkeit der Ausscheidung unsrer Nahrungsstoffe nicht verändert. Das Gewicht des Körpers eines gesunden Erwachsenen erleidet von dem einen Tage auf den andern keinen merklichen Unterschied. Denn so viel dem Körper durch die Ausscheidung entzogen wird, so viel wird ihm durch die Nahrungsmittel, die verdaut werden, in 24 Stunden wiederum zugeführt.

So lehrt es die Erfahrung. Wenn die Summe der Ausscheidungen abnimmt, dann vermindert sich das Gewicht der Nahrung, die wir genießen. Wenn sich der Satz auch umkehren ließe, wenn es wahr wäre, daß einer verminderten Aufnahme der Nahrungsmittel eine genau entsprechende Abnahme der Ausscheidungen folgte, dann ließe sich die Kunst des Hungers erlernen, und das Pferd wäre in jener bekannten Erzählung nicht gestorben am Tage bevor es die Hoffnungen seines sparsamen Herrn mit der glänzendsten Erfüllung zu krönen versprach.

Dem ist aber nicht so. Auch wenn wir uns aller Speise und allen Tranks enthalten, hauchen wir Kohlensäure und Wasser aus, die Ausleerungen von Harn und Koth erfolgen nach wie vor, die Haare wachsen, die Nägel verlängern sich, und Schweiß und Schleim entziehen dem Körper von Stunde zu Stunde seine wesentlichsten Bestandtheile. Dauert daher die Enthaltsamkeit fort, dann verräth sie sich nur zu bald durch eine beträchtliche Abnahme des Gewichts unseres Körpers.

Nur die Nahrung kann diesem Gewichtsverlust vorbeugen. Und weil die Ausscheidung erfolgt, auch wenn die Nahrung fehlt, so ist es weniger richtig zu sagen, daß wir die genossenen Speisen wieder ausscheiden, als daß die Nahrungsmittel ersetzen, was durch die Ausleerungen verloren geht. Gegen Kohlensäure, Wasser, Harnstoff, Salze, wechseln mit Stärkmehl, Fett, Eiweiß Salze und Wasser ein. Um diesen Tauschhandel dreht sich der Stoffwechsel. Und deshalb werden oft genug die Nahrungsmittel mit vollem Recht als Ersatzmittel bezeichnet.

Wenn der Ersatz aufhört, während die Ausgaben fortdauern, dann ändert sich alsbald die Zusammensetzung der Gewebe, und das Blut, das nicht nur für die Gewebe, sondern auch für sich selbst einkauft, macht in einigen Tagen, oder wenn es hoch kommt, in wenigen Wochen] Bankerott. Denn der Sauerstoff, den wir einathmen, zehrt am Blut, dessen Einnahmen stocken. Die Bestandtheile des Körpers erliegen nach wie vor dem Einflusse jenes mächtigsten Erregers der Zersetzung organischer Stoffe.

Die Veränderungen der Zusammensetzung, welche die mangelnde Zufuhr im Blut und in den Geweben erzeugt, sind erst nach einiger Zeit deutlich zu beobachten. Dann findet man vor allen Dingen das Fett geschwunden, und hierin liegt der Beweis, daß die Fette der Einwirkung des Sauerstoffs zugänglicher sind als die eiweißartigen Körper. Kohlenstoff und Wasserstoff sind die Grundstoffe, welche sich am leichtesten mit dem Sauerstoff verbinden; darauf beruht ihre ausgezeichnete Brennbarkeit. Jene Abmagerung wird daher erklärt durch ihren Reichthum an Kohlenstoff und Was-

serstoff die eiweißartigen Körper übertreffen.

Nächst den Fetten verlieren aber die Werkzeuge am schnellsten an Gewicht, welche sich durch ihren Reichthum an eiweißartigen Stoffen auszeichnen. Die Muskeln, das Herz, Milz und Leber schwinden.

Von diesem raschen Schwund ist nur ein Theil des menschlichen Körpers ausgenommen, bei dem man am wenigsten geneigt sein könnte, von vorn herein einen langsamen Stoffwechsel anzunehmen. Trotzdem, daß nämlich Hirn und Nerven beinahe ausschließlich aus Fett und Eiweiß, den wandelbarsten Stoffen unseres Körpers, bestehen, weiß man durch Untersuchungen an Thieren, welche dem Hungertod erlagen, und bei Menschen, welche an langwierigen Krankheiten starben, daß gerade diese Werkzeuge den allergeringsten Gewichtsverlust erlitten hatten. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Hirn und Nieren in der That eine rasche Umsetzung erleiden, da sie neben dem Herzen die ununterbrochenste Thätigkeit verüben. Jener geringe Gewichtsverlust wäre demnach nur erklärlich durch die Schnelligkeit, mit welcher jenen Werkzeugen von anderen Körpertheilen her Ersatz geboten würde. Der Schwund des Fetts und die Abmagerung der Muskeln rühren dann nicht bloß von der Fortdauer der Ausscheidungen her, sondern auch von der auf Kosten der übrigen Körpertheile erfolgenden Ernährung des Hirns, die sich am längsten behauptet. Jedenfalls ist der so außerordentlich geringe Gewichtsverlust des Hirns die beste Erläuterung für das späte Absterben der geistigen Thätigkeit, die man bei Kranken in den letzten Augenblicken so häufig mit verrätherischer Lebendigkeit wieder aufflackern sieht.

Langsamer als Fett und Muskeln, aber schneller doch als Hirn und Nerven sieht man Knochen und Knorpel, Haut und Lungen schwinden, kurz alle die Theile, welche aus Leimbildnern, Horn und elastischen Fasern zusammengesetzt sind. Diese Gewebe verdanken ihre größere Beharrlichkeit der Schwerlöslichkeit und der hierdurch bedingten Kraft, mit welcher sie dem Sauerstoff widerstehen Denn wenn auch der Satz der älteren Chemiker, daß nur gelöste Körper auf einander wirken, durchaus nicht ohne Ausnahme gilt, so giebt es doch kaum ein anderes Mittel, welches chemische Verbindung und Zersetzung mit schnellerm Erfolg als die Auflösung befördert.

Wenn man die innige Wechselwirkung bedenkt, welche das Blut mit den Geweben, den Absonderungen und Ausscheidungen verbindet, so ist die eine Thatsache, daß bei mangelndem Ersatze die Zusammensetzung der Gewebe sich ändert und die Ausscheidung fortdauert, hinreichend, um eine veränderte Mischung und eine verminderte Menge des Bluts zu beweisen Während aber die Wissenschaft noch sucht nach dem genaueren Ausdruck, auf den sich die veränderte Zusammensetzung des Bluts zurückführen läßt, ist eine Verminderung der farblosen Blutkörperchen im Verhältniß zu den farbigen mit Sicherheit ermittelt, und die Abnahme der Absonderungen bei längerer Enthaltsamkeit eine ausgemachte Thatsache. Die Thätigkeit der Verdauungsdrüsen stockt nicht ganz, aber Speichel, Magensaft und Bauchspeichel sind entschieden vermindert und verändert. Der Speichel ist klebrig und salzig. Beim Manne wird weniger Samen, bei der Mutter weniger Milch gebildet. Unter den Absonderungen ist die Galle in der größten Menge vorhanden, obgleich auch sie vermindert ist Diese Thatsache verdient um so mehr Beachtung, weil wir die Galle halb als Absonderung, halb als Ausscheidung betrachten müssen.

Daß eine Verminderung der Ausscheidungen das Schwinden der Gewebe, die Verarmung des Bluts und die gehemmte Absonderung begleitet, kann nicht auffallen. Allein wenn auch weniger und übelriechende Luft, spärlicher, stinkender Harn und Schweiß und eine geringe Menge Koth und Schleim entleert werden, so sind diese Ausleerungen doch gerade groß genug, um es deutlich zu beweisen, daß sie das Schwinden der Gewebe als nothwendige Folge bedingen. Dazu kommt, daß die geringere Menge des Harns im Verhältniß zum Wasser eine größere Menge Harnstoff ausführt, die den beträchtlichen Eiweißverlust der Gewebe erklärt.

Die Eigenwärme sinkt während des Fastens. Und dies vervollständigt den Einklang, der zwischen allen jenen Mischungsverhältnissen herrscht Denn wenn wir weniger Kohlensäure aushauchen, dann wird weniger Kohlenstoff der Gewebe verbrannt, und der geringeren Menge von Brennstoffen, die sich mit Sauerstoff verbinden, folgt ein Sinken der Wärme, die im Körper erzeugt wird.

Ein gemeinsames Band hält Stoff und Form und Verrichtung umschlungen. Die Mischung, die Form und die Thätigkeit der Werkzeuge unseres Körpers bilden eine Kette, in der sich kein Glied verändert haben kann, ohne gleichzeitige Veränderung des zweiten und dritten. Keine Thätigkeit ohne beständige Umwandlung der Zusammensetzung, ohne ein ewiges Entstehen und Vergehen von Formen. Darum müssen wir alles Leben herleiten von dem Verbinden und Zersetzen der Stoffe unseres Körpers. Das Leben ist Stoffwechsel.

Weil nun während der Enthaltsamkeit von Speise und Trank die Mischung sich ändert und die Formen zerfallen, so muß die Thätigkeit aller Werkzeuge bei einem Fastenden von der eines gehörig ernährten Menschen abweichen. Der leichtere Muskel, dessen Fett und Eiweiß geschwunden sind, erscheint als welkes Fleisch, das sich langsam zusammenzieht. Das Herz ist träge, die Zahl der Pulse in der Minute beträchtlich vermindert. Seufzender Athem, häufiges Gähnen, heisere Stimme und matte Bewegungen sind Alles mehr oder weniger unmittelbare Folgen der mangelhaften Ernährung unserer Muskeln.

Ein bitterer Geschmack, über den sich Hungernde häufig beklagen, rührt von der noch immer ziemlich reichlich abgesonderten Galle her, welche aus dem Darm ins Blut gelangt und mit dem Blut die Zungennerven erreicht. Weil die Thätigkeit des Athems verringert ist,

wird der Theil der Galle, der ins Blut übergeht, langsamer als gewöhnlich verbrannt. Er kann unzersetzt auf die Geschmacksnerven wirken.

Kleine Reize haben große Wirkung. Das Licht thut wehe, ein stärkerer Schall wird unerträglich, eine Berührung erweckt Zorn. Daher zerstreut sich die Wahrnehmung. Indem auch das Gedächtniß seinen Dienst versagt, sind beide Quellen des Urtheils versiegt. Denn was wir erlebten oder erleben, das leitet die Denkbewegungen zum Urtheil. Um richtig zu urtheilen, müssen wir klar sehen, deutlich hören, mit Ruhe fühlen; wir müssen uns der erhaltenen Eindrücke mit Sammlung erinnern können.

In schlafloser Nacht quält den Hungernden die Gier, der mächtige Hebel so vieler Leidenschaften. Wer zu Aas und Leichen, zum Fleisch seiner Freunde oder zu seinem eigenen Körper greift, der beweist mehr als die Einbildungskraft der Dichter sich vorstellen kann. Oder ist das Gefühl der Mutter, welche die Pein des Hungers dazu verleitet, in den Eingeweiden des eigenen Kindes zu wühlen, mit dem gewöhnlichen Mitleid zu messen, das uns verhindert, den Bettler abzuweisen?

Von keinem Triebe wird die Macht des Geistes trauriger besiegt. Der Hunger verödet Kopf und Herz. Obgleich das Nahrungsbedürfniß während geistiger Anstrengung in überraschender Weise geschmälert werden kann, so ist doch dem beseligenden Gefühl einer lebendigen Gedankenwelt kein schlimmerer Feind erwachsen, als die Entbehrung von Trank und Speise. Und darum fühlt der Hungernde jeden Druck mit Centnerschwere. Darum hat der Hunger mehr Empörungen verwirklicht als der Ehrgeiz unzufriedener Köpfe. Und darum hat kein üppiges Gelüste den Glauben an ein Recht auf Arbeit und Atzung für das bewußteste Geschöpf der Erde erweckt, einen Glauben, dem auch das christlichste Mitleid auf die Dauer das Gleichgewicht nicht halten wird.

Preis und Ehre diesem Mitleid, das in vielen edlen Menschen durch seine Milde der Starrheit des Rechtes zuvorkommt. Ich gebe den Fluch und die Verachtung nicht zurück, den Andersdenkende gegen die Vertheidiger jenes Rechtes schleudern. Die Weisheit verlangt es und die Liebe belohnt es, jede Ansicht zu begreifen und ihre guten Wirkungen zu segnen. Um so mehr aber scheint es mir Pflicht, die genügende Ueberredungskraft der Thatsachen dem harten Urtheilsspruch entgegenzusetzen, der ein menschliches Recht von menschlicher Gnade abhängig macht.

Kalt und starr, die Muskeln zuckend in gelähmten Gliedern, seufzend, mit trübem Auge, abgestumpfter Empfindung, bethörtem Urtheil, kämpft der Gepeinigte den Todeskampf, dem häufig eine Ohnmacht sein Ziel steckt, bisweilen aber rasendes Irrereden vorausgeht.

Es schien mir nützlich die Folgen des mangelnden Ersatzes bis zur Höhe, die sie erreichen können zu schildern, um dadurch die Empfindungen zu erklären, welche in gewöhnlichen Verhältnissen uns mahnen, der Verarmung des Bluts durch die Aufnahme von Nahrungsmitteln entgegenzuwirken. Die Schilderung jener Folgen ist eigentlich die Lehre vom Hunger und Durst.

Denn, wenn das Blut in seiner Zusammensetzung, seiner Menge, seinen Formbestandtheilen und der Schnelligkeit, mit der es die Werkzeuge unseres Körpers durchströmt, von den gewöhnlichen Verhältnissen verschieden ist, dann müssen alle Gewebe anders ernährt werden. So auch die Nerven. Ihre Zusammensetzung ändert sich mit der Mischung ihres Muttersafts. Weil aber die Mischung die Thätigkeit, mithin auch die Empfindung bedingt, so muß der anders genährte Nerv auch anders empfinden.

Wenn die Enthaltsamkeit nur kurze Zeit gedauert hat, dann stellen sich die Erscheinungen ein, welche die meisten Menschen morgens beim Erwachen an sich erleben. Die Zunge ist belegt, d. h. die Schichte der hornigen Zellen welche ihre Schleimhaut überziehen, ist verdickt, und diese Verdickung geht bis in den Magen hinein. Speichel u. Schleim enthalten weniger Wasser und besitzen häufig einen unangenehmen Geschmack und den üblen Geruch, den man bei nüchternen Menschen nicht selten wahrnimmt. Die meisten Personen können deshalb morgens nichts genießen, bevor sie den Mund gereinigt und Wasser getrunken haben. Bei nervenschwachen Menschen, oder auch bei kräftigen, die länger als gewöhnlich gefastet haben, wird die Blutfülle, welche in der Schleimhaut des Mundes und Magens vorhanden ist, als unbestimmtes Mißbehagen im Mund und Rachen, im Magen als Druck, Spannung oder Leere wahrgenommen. Kollern im Leib, der hohl und eingezogen ist, Gähnen, Druck in der Stirngegend bis zu Kopfschmerz u. Mattigkeit sind die allgemeinen Anzeichen, daß dem Blute mehr Bestandtheile entzogen sind, als mit der gehörigen Ernährung der Nerven verträglich ist. Reizbare Menschen werden dabei oft so empfindlich, daß der kleinste Widerstand, eine unerwartete körperliche Berührung, ein unschuldiges Wort im Stande ist, sie zu verstimmen. Die Summe dieser Erscheinungen, die bei den einzelnen Menschen mehr oder weniger vollständig auftreten, stellt den Hunger dar.

Bleibt der Hunger lange ungestillt, dann steigert sich der Druck des Magens bis zu Schmerz und Uebelkeit. Im Herbst und Winter wird man immer empfindlicher gegen die Kälte, das allgemeine Unbehagen stört die geistige Thätigkeit, unstäte Gedanken scheitern an unruhiger Beobachtung, und der völligen Erschöpfung geht eine Aufregung voraus, die nur zu häufig zu Ungerechtigkeiten verleitet. Viele Beispiele lehren, daß, namentlich in der Schwermuth, der Hunger mehre Tage lang ertragen werden kann, bevor er den Tod verursacht. Wenn die Fastenden Wasser trinken, wird diese Zeit bedeutend verlängert. Während der Mensch im Durchschnitt nicht länger als vierzehn Tage ohne Nahrung leben kann,

tarb im Jahr 1831 zu Toulouse ein zum Tode verurtheilter Sträfling, der sich Wasser erlaubte, sich aber aller Speisen absichtlich enthielt, weil er den Hungertod der Hinrichtung vorzog, erst nach 63 Tagen.

Aehnliche Fälle lehren, daß man den Durst viel schwerer überwindet, als den Hunger. Bestätigt es doch auch die tägliche Erfahrung. Wenn trotzdem viele Menschen höchst selten trinken und namentlich Frauen Tage lang jedes Getränk entbehren können, so darf man nicht vergessen, daß alle Speisen, auch die trockensten, eine verhältnißmäßig große Menge Wasser enthalten.

Und auf die Zufuhr des Wassers kommt alles an. Das Blut und die meisten Gewebe, alle Absonderungen und Ausscheidungen enthalten einen Reichthum an Wasser, als unerläßliche Bedingung ihrer richtigen Zusammensetzung und ihrer Bewegung.

Mit den Ausscheidungen durch Haut und Lungen geht täglich mehr als ein Drittel des ganzen Gewichts der Nahrungsmittel als Wasser verloren. Dazu kommt noch die bedeutende Wassermenge, die wir im Harn entleeren.

Deshalb wird der mangelnde Ersatz des Wassers sehr bald verspürt. Trockne Lippen und Wangen, Trockenheit der Zunge und des Rachens verrathen die Wasserarmuth des Schleims und Speichels, die sonst die Mundhöhle feucht erhalten. Steigert sich der Durst, dann röthet sich die Schleimhaut, die nach einiger Zeit anschwillt, die erhitzte Zunge klebt am Gaumen, seufzend entweicht der glühende Athem. Die Haut brennt, weil die Ausdünstung immer mehr abnimmt. Der Harn ist scharf, weil er viel Salze und wenig Wasser enthält; der Stuhl verstopft. Erschlaffte Muskeln bewegen kraftlos die Glieder; das bloße Sprechen und Schlingen wird zur Anstrengung. Stöhnende und schnelle Athembewegungen beschleunigen den Puls. Im Leben des Hirns und der Sinne dieselbe Reizbarkeit wie beim Hunger. Unruhe und Verzweiflung foltern mit kreisenden Vorstellungen von Wasser und herbeizuschaffenden Getränken; alles Flüssige, Meerwasser, Zahnelixir, selbst der eigene Harn wird von Durstenden begierig getrunken oder zu trinken versucht. Fehlen alle Getränke, so entsteht heftige Entzündung des Mundes und Gaumens mit allen Erscheinungen eines hitzigen Fiebers; zuweilen führt die Entzündung zum Brande des Rachens. Schneller seufzender Athem, im Verhältnisse noch schnellerer Pulsschlag, wild rollende Augen, lechzende Zunge, liepelendes Irrereden und Raserei endigen mit dem Tode, wenn nicht der Durstige ohnmächtig und bewußtlos verscheidet.

Inhalts-Verzeichniß.

LUDVIGH'S

U. S. ADVERTISER.

Vereinigter Staaten Anzeiger.

Cincinnati, Ohio.

Der Staat Minnesota

und seine Eisenbahn-Verbindungen.

Es ist eine längst bewährte Thatsache, daß die Republik der Vereinigten Staaten, sowohl in Hinsicht ihrer Regierungsform, wie in Betreff ihrer Erwerbsquellen, für die industriellen und arbeitenden Klassen einen großen Vortheil über Europa hat, daß es aber im fernen Nordwesten, wo noch vor fünfundzwanzig Jahren das herrliche Prairie-Land, Flüsse und Seen im Besitze von den wilden Ureinwohnern waren, einen Staat giebt, der in Hinsicht seiner geographischen Lage, seines fruchtbaren Bodens und seines gesunden Clima's den besten Staaten der großen Union gleich kömmt und eine Bevölkerung von 225,000 Seelen besitzt, das ist in Europa noch wenig bekannt. Da es nun unsere Aufgabe ist, die Aufmerksamkeit der überseeischen Auswanderer und auch die Bewohner dieses Landes auf Minnesota zu lenken, so wollen wir wahrheitsgetreu einige Vortheile hervorheben und insbesondere auf das große Eisenbahnnetz hinweisen, das projectirt und zum Theil bereits im Bau ist.

Minnesota umfaßt die Central-Region des nordamerikanischen Continents, das Mittelland zwischen der heißen und kalten Zone, zwischen der Hudson's Bay und dem Golf von Mexiko, zwischen dem atlantischen und stillen Ocean. Der Staat enthält einen Flächenraum von 84,000 Quadratmeilen, mit 63,760,000 Acker Land. Die gewöhnliche Form der Bodenoberfläche ist die wellenförmige. Auch ist der Staat reich an schönen Scenerien, steilen Uferhöhen, fischreichen Seen, bewaldeten Schluchten und malerischen Wasserfällen. Der zu Minnesota gehörige Theil des großen Mississippi-Thales umfaßt mehr als drei Fünftel des Staates.

Nach dem Minnesota-Thal zu senkt sich das Land, was einen bedeutenden Einfluß auf das Klima ausübt. Das Land ist da durchaus wohl versehen mit Holz, geschmückt mit Seen und von vielen Flüssen durchschnitten.

Das St. Croix Thal hat ein Gebiet in Minnesota von 7300 Quadratmeilen. Der Boden ist strichweis fett und mit harten Holzarten bewachsen.

Das Sauk-Thal ist reich an Holz und hat sehr fruchtbaren Boden. Die Superior Abdachung durchziehen Hügelreihen, welche in das die Wasserscheide zwischen dem Superior und Mississippi-Becken bildende Hochland auslaufen.

Das Redriver-Thal umfaßt einen Flächenraum von 17,000 Quadratmeilen und bildet eine fast ununterbrochene, fette Prairie und ist, von Flüssen durchschnitten, für eins der besten Weizenländer der Welt bestimmt.

Das um den Ottersee gelegene Land gehört zu dem schönsten und fruchtbarsten Land der Welt.

An Zahl und Schönheit der Seen (Lakes) übertrifft Minnesota jeden andern Staat von Nordamerika.

Minnesota hat eine Sommertemperatur von 73 Grad. Der Anbau des Weizens erfordert eine mittlere Temperatur von 62 bis 65 Grad, während zweier Sommermonate. Demnach ist die Klage gegen den kalten Winter in dieser Hinsicht eine ungegründete und das Klima eignet sich für den erfolgreichsten Ertrag aller Arten von Cerealien. Anhaltender Regen und schwerer Nebel sind unbekannt in allen Saisonen.

Aus den Berichten des landwirthschaftlichen Departements vom Smithsonian Institut ergiebt es sich, daß Minnesota unter den jeweiligen Verheerungen des Frostes nicht mehr zu leiden hat, als die übrigen westlichen Staaten.

Minnesota ist in geologischer Hinsicht auch mit Mineralien und Salzquellen gesegnet; doch ist es der Ackerbau, der diesen Staat schon jetzt zu einer staunenswerthen Blüthe gebracht hat und ihn unbedingt zu einem der reichsten Agricultur-Staaten machen muß. Die statistischen Berichte über die Weizenerndte zeigen im Jahr 1860 einen Durchschnittsertrag von 22 Buschel per Acker, indeß der Ertrag von Korn 33 Buschel per Acker war.

Ein Land in so hohem Grade von der Natur gesegnet hat unbedingt eine große Zukunft, um so mehr, wenn man seine Verbindungen in's Auge faßt, durch welche mittels Dampfschifffahrt und Eisenbahnen auch der Handel befördert wird. Minnesota verbindet mit allen großen Binnenstädten des Mississippi-Thales, mit dem atlantischen Meer, nach den Felsengebirgen und nach der Hudsonbay.

Minnesota bezieht Pelze aus dem Norden und durch den Mississippi tropische Früchte aus dem Süden und wird erst das Eisenbahn-Netz über den Staat ausgebreitet sein, so kann es seine Producte und Waaren leicht nach allen Staaten der Union und nach Europa versenden.

Im Jahr 1857 gewährte der Congreß eine große Schenkung von circa vier und einer halben Million Acker Land zum Bau von Eisenbahnen innerhalb der Grenzen des Staates. Im Jahr 1861 passirte die Staatslegislatur eine Schenkung von 500,000 Acker Marschland zum Bau einer Bahn vom Mississippi nach dem Obersee. Die vermessenen Strecken betragen über 1000 Meilen. Der Beschluß bestimmt sechs Linien von Eisenbahnen und gewährt jeder sechs Sectionen, d. i. 3,840 Acker per Meile; der Grant wurde jedoch im vorigen Winter auf zehn Sectionen erhöht. Die Vorkaufs- und Heimstättgesetze afficiren diese Ländereien nicht, auch werden sie nicht privatim verkauft, sondern durch die zum Bau der Bahnen autorisirten Gesellschaften.

Die Hauptlinie, oder die erste Abtheilung der St. Paul und der Pacific-Bahn führt über St. Paul, St. Anthony, See Minnetonka, Crow River, nach dem Bigstone See und der Mündung des Sioux Wood-Flusses, in einer Länge von beinahe 200 Meilen.

Diese Ländereien gehören zu den fruchtbarsten des Staates, und befinden sich in den Counties von Hennepin, Carver, Wright, McLeod, Meeker, Kandiyohi und Monongalia, im Mittelpunkt von namhaften Ansiedlungen, begünstigt durch gute Märkte. Ein Zweig dieser Bahn über St. Cloud wird die Thäler des obern Mississippi, Crow Wing und den untern Theil des Redriver-Thales durchschneiden und sich mit der großen internationalen Bahn nach dem stillen Meer verbinden. Diese Bahn ist von St. Paul nach dem Elkfluß vollendet und die Arbeiten schreiten rasch vorwärts.

Die Hauptlinie der Southern Minnesota Bahn geht von West St. Paul in der Richtung des Big Sioux River und Blue Earth County und liefert eine Strecke von circa 200 Meilen Eisenbahn.

Die Winona und St. Peter Bahn, 268 Meilen lang, wird in Verbindung mit der Root River Bahn den Erndten von Süd-Minnesota als Abzugscanal dienen. Diese Bahn ist bis Rochester, eine Strecke von 60 Meilen, in Operation und 30 Meilen weiter hinauf gradirt.

Alle diese Bahnen laufen in einer Richtung von Ost nach West und werden von der Minnesota Central durchkreuzt, welche von St. Paul und Minneapolis, 112 Meilen, nach der Südgrenze des Staates läuft.

Die Superior und Mississippi-Bahn vervollständigt in einer Strecke von fernern 150 Meilen das Netz der Verbindungslinien zwischen den einzelnen Theilen des Staates und den drei grosen Wassersystemen des Continents.

Die Lake Superior Bahn wird in Verbindung mit der Minnesota Valley Bahn und der Unions Bahn den Handel nach den Seen und dem stillen Meere fördern und durch die projectirten Bahnen der St. Paul und Pacific Bahn werden 8000 Meilen Dampfschifffahrt auf dem Mississippi und St. Larenz, und 3000 Meilen auf centralamerikanischen Flüssen in Verbindung gebracht.

Diese Gesellschaft bietet Ansiedlern bedeutende Vortheile. Ihre Grants, welche sich wie oben erwähnt in den fruchtbarsten Counties befinden, bestehen aus Bauholz, Wiesen und Prairie-Land, von welchem sie bereits an actuelle Ansiedler

75,000 Acker

zum Verkauf ausbietet, in Tracten von

40, 80, 160 und mehr Ackern.

Die Preise sind niedrig und es wird den Käufern auch Credit bewilligt. Das Prairieland ist ganz vorzüglich für Viehzucht geeignet, besonders für Schafzucht. Diese Ländereien befinden sich auf der directen Route nach

den Goldminen von Idaho;

ein Vortheil, der Ansiedlern von selbst einleuchtend sein muß.

Wir haben hier blos auf das Wesentlichste über Minnesota und seine Eisenbahnverbindungen hingewiesen, welche zu den glänzendsten Berechnungen für die Zukunft des Staates berechtigen und verweisen Jene, die nähere Aufschlüsse über die St. Paul und Pacific-Bahn zu haben wünschen, an den Land-Commissär und Präsidenten

Georg L. Becker,

St. Paul.

CONSULAT

für die Königreiche

Preußen, Würtemberg, Bayern, Hannover u. Sachsen,

für die Großherzogthümer

Oldenburg, Hessen, Baden und Mecklenburg-Strelitz u. Mecklenburg-Schwerin,

für die Herzogthümer

Nassau, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg,

für das Kurfürstenthum Hessen und die freie Stadt Frankfurt a. M.

Der Unterzeichnete ist jeden Tag während der Geschäftsstunden zu finden in seiner Office, südwestliche Ecke von Main und dritter Straße.

C. F. Adae, Consul.

C. F. ADÆ,

Südwestliche Ecke von Main und dritter Straße, eine Treppe hoch.

Cincinnati, Ohio.

Wechselgeschäft mit Europa.

Collectionen und Auszahlungen jeder Art in allen Theilen Deutschlands werden von mir wie gewöhnlich auf die prompteste Art besorgt. Für Wechsel auf New York, St. Louis, Chicago, New Orleans und andere Handelsplätze in den Ver. Staaten kann man immer bei mir das Geld erhalten. Auf die nachstehenden Plätze sind bei mir Wechsel in größeren sowie in den kleinsten Summen zu den billigsten Coursen zu haben. Gelder, welche an eines der nachstehenden Häuser in Deutschland für ihre Rechnung eingesandt oder bezahlt werden, mit dem Bemerken, daß mir Nachricht zu geben sei, können bei mir in Cincinnati sogleich erhaben werden, sobald ich die Nachricht vom Eingange der Summe erhalten habe.

Da ich von meinen verschiedenen Banquiers immer mit jedem Steamer Briefe erhalte, wenn Gelder eingegangen sind, so ist dies der schnellste, sicherste und billigste Weg, um Gelder nach Amerika zu schicken.

Liste meiner Bankiers in Deutschland rc.

Frankfurt a. M.	Herr B. Metzler, seel. Sohn u. Consorten
„	Ph. Nikol. Schmidt.
Stuttgart,	Stahl und Federer,
Heilbronn am Neckar	C. Meyer a. Markt.
Ulm,	Theo. Kindervatter,
Ravensburg,	Johan Jakob Dorn
Nürnberg,	Joh. Conrad Cnopf,
Bamberg,	die königl. baier. Filialbank,
Würzburg,	Gregor Oehninger,
Aschaffenburg,	J. Fr. Trockenbrodt.
Landau,	Müller u. Weyland,
Neustadt a. d. Haardt,	Grobe Heinrich
Germersheim,	J. M. Bernion,
Zweibrücken,	Georg Lilier
Cusel,	Johann Wack,
Darmstadt,	J. A. Zöppritz,
Worms,	P. J. Valkenberg,
Mannheim,	W. H. Ladenburg u Söhne.
Heidelberg,	Gebrüder Zimmer.
Carlsruhe,	G. Müller u. Cons.
Baden-Baden,	G. Müller u. Cons.
Freiburg im Breisgau,	Joseph Sautier,
Schaffhausen,	Zündel und Comp.
Basel,	Bischof zu St. Alban
Straßburg,	Leon Blum Auscher.
Leipzig,	Becker u. Co.
Berlin,	Breest u. Gelpcke.
Mühlhausen, Thür.	A. R. Blachstein,
Cassel,	Gebruder Pfeiffer,
Köln,	J. H. Stein,
Trier,	G. F. Nell und Co.,
Coblenz,	Boisch u. Gabriel.
Osnabrück,	C. Preusing.
„	Westerkamp u. Fortlage.
Hannover,	Adolph Meyer.
Münster,	A. Schmedding und Söhne,
Preußisch-Münden,	Fr. Clemen,
Halle in Westphalen	Wilhelm Kiefer,
Bremen	C. F. Plump u. Co.
„	Mühlenbrock, Meier u. Co.
Hamburg,	Schlüter u. Maack.

Ferner sind bei mir Wechsel zu haben auf:

Augsburg,	Christ v. Frölich u. Söhne.
Bergzabern,	Jung u. Auffarth.
Dürkheim a. d. Haardt,	Christian Haffner,
Speyer,	J. N. Gerard,
Offenburg,	Franz Xav. Fischer,
Lahr,	Theodor C. Hug,
Weißenburg,	Louis u. Bict. Boell
Paris,	Vernes und Co.,
Posen, Preußen	M. u. H. Mamroth.
Saarbrücken,	B. Schlachter,
Saarlouis,	B. Schlachter.
Amsterdam,	Goll u. Co.
London,	W. Ladenburg u. Co.

1. Jan. 1865.

Nelson's Commercial C[illegible]

Handels-Collegium.

Der Post gegenüber.

Lehr-System.

Das Collegium bildet eine vollständig organisirte Geschäfts-Communität, mit allen ihren Branchen, als: Banken, Assecuranz-Gesellschaften, Transportations- und anderen Agentien, wo jeder Studirende als Commis, Buchhalter, Kaufmann, Banquier u. s. w. seinen Platz einnimmt.

Kaufleute miethen ihre Geschäftslokale, erwirken Licenzen, geben und nehmen Noten an Hand, ziehen Geld durch Discontirung von Noten, deponiren Consignamente, und führen ihre eigene Rechnung laut stattfindender Transaction.

Ueberschuß-Fonds werden auf üblichem Wege disponirt, durch Investirung von Stocks.

Die Communität wird durch strenge Gesetze geleitet, in Conformität mit jenen der Geschäftswelt nach Außen.

Der Kaufmann kann kein Geschäft ohne gesetzlich erwirkte Licenz machen, er hat seine Stamps zu gebrauchen, die Kursbedingungen anzugeben, nach dem Gesetz oder Gebrauch zu collectiren oder zu zahlen; er hat seine fälligen Papiere zu protegiren, oder sich der üblichen Strafe zu unterziehen, vielleicht mit Verlust seines Credites, und seiner Stellung in der Gesellschaft.

Fonds von säumseligen, von abwesenden oder verstorbenen Mitgliedern in Händen Anderer, können blos auf dem Rechtswege eingetrieben werden.

☞ Exemplare von Circularen und dem „News und Educator" werden unter Angabe einer Addresse auf Verlangen besorgt.

Richard Nelson, Präsident.
John Hancock, Superintendent.

Academisches Departement.

Der Zweck

einen Gehülfen in's Collegium einzuführen, ist: Knaben und Jünglingen, die Kaufleute werden wol-

len, eine liberalere Erziehung angedeihen zu lassen als es nach dem ursprünglichen Plan des Handels-Collegium-Systems möglich wird.

Der Cursus

des Studiums der am meist praktischen Gegenstände, gelehrt auf praktische Weise: Geographie, physische und commercielle, wird mit Berücksichtigung aon Handels-Producten, von Transportations-Artikeln, Fracht u. dgl. vorgetragen. Arithmetik wird Handelszwecken entsprechend gelehrt — bezüglich auf Rechnungs-Verlängerungen, pünktliches Summiren, Interessen-Angabe, Discontiren, Wechsel, Average u. s. w.; so auch in Bezug auf Zimmer-, Mauer-, Maschinen- und Bauarbeit im Allgemeinen. Die Grammatik nimmt besondere Rücksicht auf Composition, bei Freundschaftlichen und Geschäfts-Correspondenzen, auf Ausfertigung von Papieren, Recorden, Reporten u. s. w. Politische Oekonomie, die Wissenschaft des Bank- und Parlamentaerwesens, wie es actuellen Banken und Ver. Stockcompagnien angemessen ist.

Da der Lehr-Cursus für das praktische Leben im Allgemeinen und die systematische Entwicklung der Verstandskräfte berechnet ist, sind folgende Zweige der Wissenschaft darin eingeschlossen: Geschichte, Algebra, Geometrie, Logik, Ethik und Rhetorik.

Nachdem der Schüler sich mit dem Studium der Rechnungen befaßt, erwendet er einen Theil seiner Zeit auch auf das Handels-Departement, wo er mit den Transactionen des Geschäftes vertraut wird, als da sind: Einkäufe und Verkäufe, Geldhandhabung, Erchange, Verschiffung u. s. w. nebst Ausfertigung von angemessenen Recorden.

Die Classifikation

des Studiums wird weniger oder mehr dem Curse nach dem Geschmack, der Neigung oder Convenienz der Eltern und Vormünder getroffen.

Knaben, die fertig lesen können, sind zur Aufnahme geeignet.

Unterrichts-Gebühren

halbjährig im Voraus $40.00

John Hancock, Superintendent.

Hotels.

Geschäftskarten.

Brillen, Operngläsern, Microscopen, Stereoscopen, Barometern u. Thermometern der besten Qualität.

T. D. Jones, Bildhauer. J. C. McConn. T. O'Hare.

T. D. Jones u. Co.

Pioneer Marmor-Arbeiten,

Studio und Werkstätte, Nr. 243 Vinestr.

Unter der Direktion T. D. Jones, Bildhauer,

Mitglied der National - Academy of Design, N.Y.

Statuen,

Monumente u. Mausoleums

werden nach den gediegensten Zeichnungen und aus bestem Marmor verfertigt.

Bestellungen für irgend eins der obigen Werke werden prompt besorgt.

Office: Nr. 243 Vine-Strasse, zwischen der 6. und 7.

Cincinnati, Ohio.

Home Insurance - Compagnie.

Ecke St. Peter und Dritte Straße,

St. Paul, . . . Minnesota.

Authorisirtes Kapital . . . . . . $200,000.
Die Zahl der ausgestellten Versicherungs-Documente beträgt vom 15. April bis 20. Mai 1865 . . . . 3,765.

E. Webb, Präsident.
E. S. Edgerton, Schatzmeister.
J. H. Stewart, Vicepräsident.
L. E. Otis, Secretär.
E. B. Barnard, Sollicitirender Agt.

Empire State Mill

von

Jakob Ambos u. Comp.

Syrakus, ... N.Y.

Fabrikanten von Waizen-Gries (*farina*), gespaltenen Erbsen, gerollter Gerste, *homony*, Hafermehl u. s. w.

Importeurs von europäischen Produkten.

Preis - Listen werden portofrei zugesandt.

J. Ambos.
Ed. Morell.

Max Brook's,

Niagara Falls, N.Y.,

Groß- und Kleinverkäufer von Indianer-Arbeiten, Perlwaaren u. s. w.

Reisende, so die weltberühmten Fälle besuchen, werden wohl thun obiges Geschäftslokal zu besuchen, da sie daselbst unentgeltlich Auskunft erhalten über Hotels, Merkwürdigkeiten der Umgegend u. s. w.

C. Schulenburg u. Co's

Billiard - Fabrik,

52 und 53 Shelbystraße, Detroit, Mich.

Alle Sorten Billiards, Pigeonhole- und Bagatell-Tische, sowie die dazu gehörigen Artikel, werden stets in bester Auswahl vorräthig gehalten und alle Aufträge prompt ausgeführt und garantirt.

Martin Landenberger's

WOOLEN HOSIERY,

Frankford Road und Bedford Straße, unterhalb Franklinstr., Kensington, Philadelphia.

Joseph Perley,

Wissenschaftlicher und practischer Optiker,

paßt dem Gesicht die besten Gläser an, setzt künstliche Augen, ohne Schmerz, ein — und hat stets eine Auswahl von

Mikroskopen,
Vergrößerungsgläsern,
Stereoskopen,
Zeicheninstrumenten,
Teleskopen,
Opern- und
Marine-Gläsern,
Barometern und
Thermometern.

Nr. 123 Superior-Strasse unterhalb dem Weddel-House,

Cleveland, ... Ohio.

J. Hinzen u. Rosen,

Pianoforte - Fabrikanten,

Markt-Straße, Nord-Seite, zwischen 6- und 7. Straße.

Louisville, Kentuky.

☞ Die Instrumente sind nach dem modernsten Styl und für ihre Güte wird garantirt.

Huette u. Dickmann,

Casimirs- und Tuchhändler
84 Duane Straße, New York.

☞ Stets ein Lager und vollständiges Assortment von deutschen und französischen Tuchen der besten Fabriken.

Photographische Linsen

für Porträts und Ansichten

mit Uebereinstimmung des Gesichts- u. des chemischen Focus,

verfertigt von

Voigtländer und Sohn.

Die einzigen Agenten für die Ver. Staaten sind:

Benjamin French und Co.

Nro. 159 Washington Straße, Boston.

Herr A. Sommer, Sohn des Herrn Voigtländer, ist mit dem Geschäft associrt und ertheilt betreff der Linsen alle nothwendigen Informationen.

Auswärtige Bestellungen für alle in dieses Kunst ach einschlagende Apparate und Requisiten werden auf das Prompteste besorgt.

W. Wilkens u. Crane.

Frederick Road.

Baltimore, Maryland,

fabrizirt und hat stets am Lager die feinsten Sorten von reinem Pferde- und Kuh-Haar; so auch gemischtes und Schweine-Haare zu den billigsten Preisen. Baltimore Niederlage:

Südost-Ecke von Pratt u. Charlesstraßen.

Aufträge durch die Post empfangen, werden besorgt. Für rohes Pferdehaar rc. wird der höchste Preis gegeben.

Deutsche Bank.

von Gebrüder Willius und Dunbar.

(Früher F. & G. Willius.)

Saint Paul, - - Minnesota.

Neu erschienen

und im Verlag von Ig. Kohler, 202 N. 4. Straße Philadelphia, Pa. zu haben:

Schiller und seine Zeit.

Von Scherr.

In Leder gebunden $1.50

Schiller's sämmtliche Werke, in englischer Sprache, in zwei Bänden.

1864. In Leder geb. $5.00

Dampfböte.

Ohio- und Mississippi - Transportations-Compagnie.

People's Line.

Täglich zwischen Louisville u. Cincinnati.

Die splendiden neuern Dampfer

St. Nicholas, Capt. Martin and
St. Charles, Capt. Watts.

Von Cincinnati täglich um 4 Uhr N. M., vom Wharfboot am Fuße Broadway.

Von Louisville, täglich um 12 Uhr Mittags, am Fuß der 4. Straße.

Für Passage und Fracht verwende man sich an Bord, oder in die Office der Wharfboote, wo zu jeder Stunde Fracht angenommen wird.

Der elegante Steamer Bostona Nr. 3.

Captain **P. Lodwick, S. B. Riggs**, Clerk

verläßt Cincinnati jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Mittags, und verbindet mit Dampfbooten nach Ironton Gallipolis und Pomeroy, verläßt Portsmouth jeden Montag, Mittwoch und Freitag um 11 V.M. in Verbindung mit den Bahnzügen und Dampfern nach Osten, Westen und Süden.

Fracht wird zu jeder Stunde aufgenommen, am Fuß der Mainestraße, durch

James Neblet, Agent.
in Cincinnati.